BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 13. 1841

München 1841
4 Bavar. 125 h-12/13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331518-7

10331518

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dreyzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331518

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1841.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331518

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6ten Febr. wurde von dem ordentlichen Migliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches oder sogenannten Schwabenspiegels durch Oswald von Anhausen, vom Jahre 1356.

Gegenwärtige Mittheilung ist wieder eine solche, die sich bescheiden muß, unter die von minderm Belange zu zählen, denen durch §. 10. unsrer Geschäftsordnung Statt gegeben ist. Inzwischen hat sie unter manchen ähnlichen, zu denen ich mich versucht sehen konnte, diejenige geschienen, die mehr als andere in den Bereich eines eben jetzt allgemeiner regen Interesses fallen möchte. Ich meyne das Interesse für alles, was die Geschichte der gesellschaftlichen Zustände unsers Volkes im Mittelalter, und namentlich die nicht aus der Fremde eingeführten, sondern, wenn ich so sagen darf, hausgemachten Vorschriften für dieselben, die ältern Rechtsbücher betrifft. Dabey glaube ich sicher zu seyn vor dem Vorwurf, als verstiege ich mich in ein specielles, nicht hieher gehöriges Facultätsgebiet; denn der Boden der ältern deutschen Rechtsverfassung erscheint keineswegs als ein abgeschlossenes Gehege, das nur Juristen von Profession betreten dürften; er ist noch freyer Wald, welchen auch Laien mancher Art Lust, Bedürfniß und Fug haben mögen zu durchstreifen. Keiner, den wahre Wißbegierde treibt, wird dabey ganz leer ausgehen, und nicht die wenigste Beute wird daraus holen wer sich mit der Geschichte von Wörtern und ihrer Bedeutung abgiebt, um nicht, hier misbräuchlich, zu sagen der Philolog. Doch auch nicht als solcher will ich mit dieser Kleinigkeit auftreten; es ist mir genug, wenn man sie als eine literar-historische oder doch bibliographische Nachweisung mag gelten lassen.

Was bis gegen die Mitte des XIII. Jahrh. unter den Deutschen im engern Sinne, d. h. abgesehen von Angelsachsen, Friesen u. dgl., von Rechts-Satzungen, Gewohnheiten und Regeln zu schriftlicher Aufzeichnung gediehen war, zeigt sich, mit sehr geringer Ausnahme, lateinisch eingekleidet. Von da ab aber hat sich das Bedürfniß eines volksmäßigern Gewandes, einer Abfassung solcher Stücke in der Muttersprache mit Entschiedenheit geltend zu machen gewußt. Schon ums J. 1235 hat ein Anhaltischer Ritter u. Gerichtsschöffe, Eyke von Repgowe das lateinische Buch, in welches er alles was er von solchen Dingen theils aus schriftlichen Aufzeichnungen, theils aus mündlichen Ueberlieferungen wußte, zusammengetragen hatte, auf Wunsch und Bitte eines Grafen Hoyer v. Falkenstein, ins Deutsche übersetzt (*gediutet, an diutisch gewant*). *Spiegel der Sachsen* wollte er das Buch genannt wissen; denn

> *als in einem spiegele die frouwen*
> *ir antlitze beschouwen,*

so sollte darin Männiglich Sachsenrecht erkennen.

Dieses Buch, zuerst im Dialekt des nördlichern Deutschlands d.h. im niedersächsischen abgefaßt, war zunächst auch in jenen Theilen des deut-

schen Reiches in Umlauf. Nicht lange, vielleicht nur drey, vier Jahrzehende später aber erschien dieselbe Sammlung, und zwar vielfältig erweitert, auch in den obern Gegenden, und in die Mundart derselben, nämlich die ober- oder hochdeutsche umgesetzt, in welcher um die Zeit von Rudolphs von Habsburg Erwählung zum Kaiser auch schon das Stadtrecht von Augsburg geschrieben war. Wohl mehr diese oberdeutsche oder, per synecdochen, schwäbische Mundart der Abfassung, als irgend eine bestimmte Beziehung gerade auf Schwaben, hat Veranlassung gegeben, daß diesem, in den Handschriften selbst nur Landrecht oder Land- und Lehenrecht, auch wohl Kaiserrecht genannten Buche im Gegenhalt zu jenem frühern Sachsenspiegel allmählich die jedenfalls bequeme Benennung Schwabenspiegel zu Theil geworden ist.

Daß er, so lange er das einzige Hülfsmittel von solchem Umfange war, im ganzen obern und wohl mit auch im untern Deutschland verbreitet gewesen, ist kaum zu bezweifeln. So ist er namentlich im J. 1328 zu einem speciellen Rechtbuch für das Fürstenthum Freysing (vom Fürsprechen Ruprecht) eingerichtet worden. Daß er auch für das übrige Bayern gegolten, könnte man aus den Worten „*nach des rechtspuchs sag*“ einer Urkunde v. 1336 der Monumenta boica (Bd. XXII. S. 294) vermuthen, wenn nicht, wie der Herausgeber des Münchner Stadtrechts (S. XXVI.) mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, hier schon das bayerische Rechtsbuch Kaiser Ludwigs IV. gemeynt seyn sollte. Jedenfalls hat der Schwabenspiegel zu eben diesem bayerischen, so wie zu andern im Laufe des XIV. Jahrhunderts zu Stande gekommenen speciellen Rechtssystemen nicht bloß den Anstoß gegeben, sondern auch reichliches Material geliefert. Daß er selbst aber fortwährend bey den Gerichten mit aufgelegt und zu Rathe gezogen seyn mochte, ist wohl schon aus der Menge der Abschriften zu schließen, die noch durch das XV. Jahrhundert allenthalben davon gemacht worden sind, wie denn auch die Buchdruckerkunst sich sehr bald und wiederholt an ihm versucht hat.

In späterer Zeit ist das Buch durch neuere, unter meist vorherrschendem Einfluß des römischen Rechts, für die verschiedenen Länder von Regierungen ausgegangene Normative natürlich um seine praktische Bedeutung gekommen und als eine Art Antiquität der Gegenstand eines lediglich wissenschaftlichen und historischen Interesses geworden. Diesem Interesse zunächst haben wir eine jüngere Reihe von Ausgaben zu verdanken, die zum Theil, auch wenn es sich dabey noch um wirklichen Gebrauch bey Gericht, um Mein und Dein, Tod und Leben handelte, kaum mit größerm Aufwand von Fleiß und Gelehrsamkeit könnten veranstaltet worden seyn. Den musterhaften Ausgaben Homeyers vom Sachsenspiegel haben sich innerhalb der letzten fünf Jahre nicht weniger als drey, respective vier des Schwabenspiegels angeschlossen.

Wären diese alten Gerichtsbücher wirklich auch durch das XVI. und XVII. Jhrh. herab in Gebrauche geblieben, so hätte sich ohne Zweifel die Sprache derselben fort und fort nach Maßgabe der wechselnden Mundart modificirt, und die Bücher wären im Allgemeinen so verständlich geblieben, als sie es für die Richter des XIII. Jhrh. gewesen seyn müssen. Wie sich aber nun die Sache verhält, so wird wohl niemand, der sein Deutsch von heute ohne Anstand liest und in allen seinen feinsten Beziehungen erfaßt, behaupten wollen, daß es ihm, wenn er je den Versuch gemacht, über dem des XV. XIV. XIII. Jhrh. eben so gut geworden sey. Natürlich; denn die uns geläufige Sprache ist nicht bloß, was den Bestand und den Sinn der Wörter, sondern auch was die grammatische Behandlung derselben betrifft, eine bedeutend andere als die jener Zeit. Obenhin verstehen und errathen wird sich wohl so ziemlich alles lassen. Aber damit ist nicht immer geholfen, besonders nicht bey manchen uns ferner gerückten Materien, wie sie in jenen Rechtsbestimmungen vorkommen. Selbst Leser, die sich aus jener ältern Sprache so zu sagen ein Studium gemacht, werden hie und da in den Fall kommen, über die Bedeutung eines Wortes, einer Satzfügung sich nicht volle Rechenschaft geben zu können, solcher Stellen zu geschweigen, an denen Sorglosigkeit oder mitunter schon früheres Mis- oder Nichtverstehen von Seite der Abschreiber die ursprüngliche Fassung verwirrt oder verdunkelt hat. Da trifft sichs denn, daß man, ein wie guter Deut-

scher man sey, statt der deutschen lieber lateinische Zeilen vor sich haben möchte, wie sie etwa jener Eyke in das Buch niedergeschrieben haben mag, aus welchem sowohl der Sachsen- als der Schwabenspiegel hervorgegangen ist. Allein jenes ursprüngliche lateinische Buch hat sich wenigstens bis jetzt nicht wieder gefunden. Zwar vom Sachsenspiegel oder Theilen desselben kommen (Homeyer's Verzeichniß der Rechtsbücher des Mittelalters p. 61.) einige Handschriften vor, welche den Text auch in lateinischer Uebersetzung, mitunter schon aus sehr früher Zeit, darbieten. Aber vom Schwabenspiegel hatte man bisher, wenn gleich eine französische (aus dem XIV Jhrh.) und eine böhmische, doch keine lateinische aufgefunden, und ausdrücklich sagt Eichhorn (in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1835. 2. Bd. S. 326), lateinische Uebersetzungen des Schwabenspiegels aus früherer Zeit gebe es nicht. Daß nun aber dieser Ausspruch nicht in seiner ganzen Strenge zu gelten habe, wird ohne Zweifel dem verehrten Rechtslehrer selbst nicht am wenigsten lieb zu vernehmen seyn.

Es gibt nämlich eine wohl noch ins erste Jahrhundert des Schwabenspiegels, d. h. ins J. 1356 fallende lateinische Bearbeitung desselben, welche das Eigenthümliche hat, daß sie zwar von einigen, für wichtiger erachteten Artikeln den ganzen Text, von andern minder wichtigen aber auszugsweise nur das Wesentliche wieder giebt.

Da sich dieses Breviarium (es nennt sich selbst liber judiciorum provincialium) in nicht weniger als drey Handschriften der hiesigen K. Bibliothek findet, so kann ich kaum glauben, daß es nicht auch schon anderwärts hie oder dort sollte aufgetaucht oder erkannt worden seyn. Indessen öffentlich d. h. in gedruckten bibliographischen oder literarhistorischen Schriften ist es meines Wissens noch nirgend zur Sprache gebracht, auch würde es sonst wohl den sorgfältigen Verzeichnissen Homeyers und des Frhrrn. v. Laßberg nicht leicht entgangen seyn.

Diese drey Handschriften, sämmtlich auf Papier, stammen aus eben so vielen, altbayerischen ehemaligen Klöstern, nämlich dem der Benediktiner zu Mallerstorf, der Canonici regulares zu Polling und der Franciscaner zu München. Jede scheint an ihrem Fundorte selbst, und zwar im Laufe des XV. Jahrhunderts geschrieben, woraus wohl ebenfalls auf die fortwährende Bedeutung dieser Rechtssammlung auch für Gegenden, wo sonst K. Ludwigs IV. Rechtbuch galt, zu schließen seyn möchte. Die Pollinger (P. 475 von 86 Bl. in 4.) enthält nur den Schw. Sp.; in der Mallerstorfer (M. 33. von 150 Bl. in 4.) gehen demselben auf Bl. 1 — 81 voran Innocentii III. de missa libri VI,; in der der Münchner Franciscaner (MF. 182 von 253 Bl. in fol.) steht es auf Bl. 213 — 253 nach dem ersten oder prosaischen Theile des Speculum regiminis des Philipp von Bergamo. M. u. P. stimmen, bis auf kleine Verschiedenheiten in der Orthographie und in den Abbreviaturen sehr genau überein, MF. aber, übrigens von nachlässigerer Hand geschrieben, flicht gerne deutsche Ausdrücke des Originales ein, die in M. u. P. nicht zu finden sind.

11775
8153
8882

Liber judiciorum provincialium wird als erstes, Liber feudorum als zweytes Buch der ganzen Arbeit gegeben. Jenes enthält 137, dieses 37 Absätze oder Rubriken, welche in MF. am Ende, in P. zu Anfang registrirt sind. In der Regel enthält jede Rubrik mehr als einen der §§. oder Artikel, in welche sich der Schwabenspiegel gewöhnlich, freylich nicht in allen Hdschr. gleichmäßig, eingetheilt findet.

Die Folge der Artikel entspricht so ziemlich der des weiland Ebnerischen Codex v. 1287, welcher, von dem Freyherrn Fr. Leonh. Anton v. Laßberg, dem leider der Welt zu früh entrissenen spätern Besitzer, herausgegeben, seit 1840 ein jedermann zugängliches Gemeingut ist.

Diese Ausgabe, so wie die in demselben Jahr von W. Wackernagel gelieferte, die sich durch einen möglichst kritischen, mit dem einer großen Zahl von HS. verglichenen Text auszeichnet, lege ich daher auch den wenigen Bemerkungen zu Grunde, die ich über die gegenwärtige lateinische Bearbeitung zu machen habe.

Diese beginnt mit einem Prologus in librum judiciorum provincialium, und dieser: Sicut omnipotens Deus in firmamento coeli duo magna

luminaria posuit, ut diei et nocti principentur, sic in praesenti seculo duo magna lumina et principatuum gladios ordinavit, de quibus per S. Lucam dicit: ecce gladii duo hic. Respondit Jesus: Satis est. Primus gladius S. Petri, abscidens auriculam per excommunicationis sententias, quem tenet Papa cum omni clero et dicitur Sacerdotium, ... Qualiter per istum gladium judicari debeat, in Decretis vel Decretalibus invenitur. Secundus gladius in passione Christi non evaginatus, quia clerus eo uti non debet, significat regum et Imperii majestatem etc. Quomodo autem per istum gladium justè debeat judicari, in libro Provincialis Judicii pleniter invenitur i. e. *lantrechtpuch*, qui ex legibus et jure canonum compilatus est. Hunc nobilis matrona Agnetis, comitissa de *Wirtenberg* natione et relicta illustrium comitum felicis memoriae *Ulrici de Helfenstain* et *Conradi de Slüsselberk* in theutunico conscriptum mihi fratri *Oswaldo* (MF. *Oswardo*) ultimo monachorum ordinis S. Benedicti in *Brentz Ahusen* accomodaverat peccatori, quem ego imperitior universis ad discernendum judicia nec non ad dandum consilia enucleando simpliciter et succinctè transtuli in latinum anno Domini MCCCLVI, nihil petens muneris a legentibus, nisi quatenus suis orationibus apud summum judicem pro bono fine mei et ipsorum obitus intercedant. Amen.

Hiemit ſind Name, Stand und Wohnort des Ueberſetzers (die ehemalige Abtey Anhauſen im Brenzthal), ſowie die Veranlaſſung ſeiner Arbeit gegeben. Das Nähere über jene Gräfin Agnes und über die Geſchlechter von Helfenſtein und Schlüſſelberg, Burgen, welche nun, jene bey Geislingen, dieſe bey Gröningen, in Trümmern liegen, kann als minder zur Sache gehörig, würtembergiſchen Hiſtorikern und Genealogen überlaſſen bleiben. Uns dürfte faſt mehr intereſſiren zu wiſſen, ob eben die Handſchrift, nach welcher der Mönch von Anhauſen gearbeitet, noch unter den bis auf unſre Tage erhaltenen vorhanden ſey. Er hat nicht vergeſſen, ſie am Schluße ſeines Werkes zu beſchreiben. Notandum, ſagt er, quod tam iste (liber feudorum)

quam liber praecedens (l. judiciorum provinc.) in theutunico duo copiosa et satis magna volumina sunt. Tertius liber etiam magnum volumen est, quod nisi recitat de judicibus veteris testamenti, videlicet patriarchis, prophetis, judicibus et regibus, incipiens ab Abraham usque ad Moysen et de Moysi usque ad David, de David usque ad Judam Macchabaeum, qui liber in principio positus fuit. Von dieſem, ſetzt er bey, habe er, da es ohnehin in der Bibel vorkommt, nichts, von jenen aber nur meliora et necessaria magisque utilia ins Lateiniſche übertragen, haec autem ideo, quia multi sunt de jure seculari ignari, immo jura nituntur supplantare, quare versus: *)

Omne quod quis nescit semper homo spernit et odit,
et quod sibi pro lege judicat, alteri negat.
Non est tam gradaevus injuriator in mundo,
Quin sibi inconveniens videatur, siquis sibi injuriatur.

Nach ſeiner Angabe enthielt alſo jener Codex wahrſcheinlich in folio und noch wahrſcheinlicher auf Pergament geſchrieben, voran, wie in mehrern das Buch der Könige den Anfang macht, eben dieſes oder einen noch größern Theil des alten Teſtaments und ſodann erſt das Land- und das Lehenrecht.

---

*) Sie ſind, ſcheint's, wie deren im XIV. und XV. öfter vorkommen, mehr nach dem Gehör als nach eigentlichen proſodiſchen Rückſichten gebaut. Der letzte iſt freylich auch nach derley Maße zu lang.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6. Februar wurde von dem ordentlichen Mitgliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches ꝛc.

(Fortsetzung.)

Allein unter den ohngefähr 200 in der Laßbergischen Ausgabe S. XXIX — XC aufgezählten HS. des Schwabenspiegels finde ich keine, die nach diesen freylich unsichern äußern Merkmalen noch als die der Gräfin Agnes betrachtet werden könnte. Vielleicht läßt sich diese Frage in der Folge einmal besser entscheiden aus Vergleichung mit dem, was Oswald's Auszüge besonderes und eigenthümliches darbieten. Es wird dabey zunächst darauf ankommen, dasjenige, was möglicher Weise seine eigene Zuthat seyn kann, von dem, was ihm sein Text geliefert, abzusondern. Unter jenes gehört ohne Zweifel seine oben erwähnte Vorrede zum Landrecht, die zum Lehenrecht, anfangend Date magnificentiam Deo nostro .., endlich die ebenfalls schon erwähnte Schlußrede zum Ganzen.

§. 2. bey Laßb., 5. bey Wackernagel, ist sehr erweitert mit einer Untersuchung nach Origenes über die Paulinische Stelle (Cor. I. 10), worin fines nicht finis seculorum gesagt sey.

§. 3. L., 6 W. wird nicht bloß die affinitas (*Sippezal*) vom Haupte abwärts, sondern, in den Theilen des Hauptes, auch die aufsteigende dargezählt. Notant duae mandibulae patrem et matrem, duo labia avum et aviam i. e. *anhere und anfraw*, maxillae proavum et proaviam i. e. *alderen, alderän*, nares abavum, abaviam i. e. *uren, urän*, aures atavum, ataviam i. e. *nogen, nogän*, oculi proatavum, proataviam i. e. *crogen, crogän*, duo tympora, in quibus viget sompnus, abatavum, abataviam i. e. *guggen, guggän*, et notant semper per dexteram partem capitis virum, per sinistram mulierem. *)

§. 18. L., W. 19. ovem unam vel capram et quinque solidos de moneta illius provinciae „numerando XII denarios vel hallenses.“

§. 32. L., W. 31. ist bestimmter gefaßt: Rex Karolus Romam obsederat propter fratrem suum papam Leonem, quem excaecaverant. Tunc Geroldus dux Suevorum cum triplici exercitu suorum Romam primo intravit et obtinuit, et eapropter Karolus . . . duas Suevis gratias et dignitates concessit. Prima est quod nullus Suevus haereditatem amittere potest, *quam diu in aliis regionibus moratur*, dummodo hoc per testes probare potest . . . .

§. 44. L., W. 40. heißt die auch im deutschen Schw. Sp. enthaltene lateinische Stelle: Quondam illud fuit consuetudinis, ut cum aliqua nova causa emergente id magis putabant pro lege esse tenendum, quod necessitas declarasset, populumque interrogaret congregatio, vel quod po-

*) Im Cod. P. ist die motion *-aen, -aenin*, in MF. *an, enin*. In P. steht *grogaen, grogaenin* statt *crog-* etc. Ueber diese deutschen Benennungen vergleiche man übrigens Jacob Grimm in M. Haupt's Zeitschr. f. d. A. I. 23.

pulo tunc placebat, sua auctoritate confirmabat. Similiter verbum regis magistra est legis, qui rex cum propriam juris dictionem habeat, tamen *diffulsae* consuetudinis jus esse putatur, cum quis voluntatem omnium sine lege voluerit comprobare.

§. 45. L., W. 41. Omnes qui perseverant diem et annum unum in proscriptione regni, illi judicantur per sententiam *exleges*, hoc est dictum, non possunt fieri judices, nec sententiam in judicio proferre, nec testes alicujus fieri, nec in jure suo prodesse alicui, et in omnibus causis honestis reprobantur alieni ab omni jure.

§. 54. L., W. 47. David dicit: „si autem in potestatibus octuaginta anni et amplius eorum labor et dolor," intelligere dans, hanc esse aetatem perfectam disponendarum rerum.

Bey §. 68. L., W. 57, und beſſer auf §. 308. L., W. 253 beziehbar, findet ſich bey Oswald ein Capitel de ortu nobilium et ignobilium ac rusticorum. Cum omnes homines de una massa formati sint, quaeritur, unde orti sint nobiles? Responsio: Ex virtutum operatione et divini servitii multiplicatione, quia nobilis est ille quem virtus nobilitavit, et isti qui magis virtutibus adhuc in Dei servitio praecellunt, amplius coronantur etc.

Secundo quaeritur, unde orti sint serviles, qui dicuntur proprietarii et tributarii, cum Deus summae libertatis fecerit hominem, dans ei proprium arbitrium nolens arctare eum ad sua servitia, ad quae tamen de jure tenetur.

Ad hoc dicunt quidam, quod primo evenerit ex maledictione Noe, quam fecit filio suo Cham . . . . etc. Secundi dicunt, quod ex benedictione Isaac, quam dedit Jacob filio suo dicens: serviant tibi populi etc. . . . Tertii dicunt, quod ab Octaviano Augusto, qui descripsit universum orbem ponens homines sub tributo didragmae, qui fuit nummus quatuor solvens usuales, et licet hoc ita sit, tamen Christus genus humanum tam de diabolica quam de humana servitute liberavit, sicut ipse per Johannem dixit: si filius vos liberaverit, verè liberi estis. Unde dicendum est, quod tributarii moderni temporis ex jure nunc dicuntur proprii propter antiquam praedominationis potentiam et voluntariam hominum venditionem et traditionem et non ex alio casu. Kräftiger und deutſcher drückt ſich über dieſe alte Frage der deutſche Schwabenſpiegel ſelbſt aus.

Vor §. 368 L., allenfalls mit §. 47 L., W. 42 zuſammen zu halten, findet ſich ein bey L. fehlender, aber bey W. 391 aus der Uffenbachiſchen Handſchrift in viel kürzerer Faſſung *) entnommener, zum Theil auch im Sachſenſpiegel (I. 38. §. 3., Homeyer 2. Ausgabe S. 68 cf. S. 340) vorkommender allerdings ſeltſamer Artikel. Er lautet (M. f. 135., MF. f. 241., P. f. 67): Filius sacerdotis vel clerici sic potest legitimari, ut loco alterius viri legitimi stare possit. Cum rex romanus cum exercitu suo jaceat in campestribus contra alium regem se sibi opponentem, tunc equitare debet inter turmas illas ambas et hastiludium exercere cum aliquo de adversa parte regis, et sic frangere suam hastam et hoc postea coram rege protestare, et accipiat desuper literas testimoniales et praedia ac feoda obtinebit et, si est de genere militari, effici miles potest. Quod si talem opportunitatem quis habere non potest, quicunque tunc illegitime natus sit, accedat ad regem vel imperatorem petens humiliter propter deum, quatenus eum legitimum faciat. Hic potest eum ad omnia negotia secularia legitimare. Est autem modus iste talis. Rex accipit sigillum vel annulum suum, cum

*) *Item wie sich eins pfaffen sone elich sol machen, das er wol sein recht an eins mannes stat vorstet. Er sol zwischen zweien heren ein sper zubrechen; aber nirgen anders wann do ein roemische konig leit gein einem andern konig, und er gewinnet wol eigen und entphet lehen und wirt wol ritter, ob er wil.*

**) *Echte kindere ne mach de unechte man seder mer nicht gewinnen, he ne djustere vor des keisers schare, dar he enen anderen koning mit stride bestat; so wint he sin recht weder, unde nicht sin gut, dat ime verdelt ist.*

quo tangit nudam frontem vel faciem suam aut manum, ponit super caput illius, dicens haec verba in vulgari:

Dir sîn alliu diu reht, die hab ritter oder chnecht, ee und tail für ditz unhail, stand auf, gang in frid.

Et de his accipiat literas testimonii et valebit.

Mit §. 375. VI. L., W. 338 schließt der liber judiciorum provincialium; worauf in ungleich kürzern Auszügen der liber feudorum folgt.

Nun noch einige kürzere Bemerkungen, sowohl über abweichende Lesarten von Oswalds Original, auf die aus seiner Uebersetzung zu schließen, als auch auf kleinere Zusätze und bemerkenswerthere Ausdrücke, deren er sich in dieser bedient.

L. Vorwort e, W. I. 78 equitare *ze rîten* nicht *rihten*, ne sella in obliquum volvatur *daz sih der satel iht winde.* —

L. Vorw. h, W. 2 liberi ingenui i. e. summi, *sempervriên*, mediocres liberi *miter vriên* et dicuntur *libertini, colliberti die vriên lantsaezen.* — L. I. b, W. 4. 15 lites et rixas *kriec.* liber judiciorum (nicht jurium) provincialium *lant reht buch*, also *reht* im Sinn von Gericht genommen. — L. 6, W. 9. in solidum *unverscheidenliche.* — L. 11, W. 11 *excredit borget* oder *entlîhet.* — L. 13. W. 14. *garciones, goliardi.* — L. W. 16. IX. mimus vel joculator *spilman.* — L. W. 28 tempore synodi *ze sentrehte.* — L. 42. W. 39. *in karrinis laborantes, die in der karrîn gênt* *) — impalpet caldare bulliens usque ad cubitum *tollens inde silicem, in einen wallenden kezel ze grîfende unz an den ellenbogen.* (cf. unten L. 192 und Grimm. RA. 920. — L. 52. W. 45. sedes in altitudine unius ulnae manualis cubiti, *stoc der einer dûmellen hoch ist.* —

L. 55. W. 48 si carnaliter commiscentur, wogegen sich in der That das Deutsche des Urtextes wie eine ungeschickte Uebersetzung ausnimmt.

In der eingefügten oder vielmehr stehen gebliebenen lateinischen Stelle L. 59. W. 52 liest Oswald: tutorem emendare (statt enim dare) oportet. — L. 61. 259 *deludere verspiln.* — L. 76. W. 60, desertor, bibulus, lusor, *der in der unvuore ist.* — L. 92. W. 75 ad cutis flagellationem et crinium abscissionem *ze hût und ze hâre.* — L. 109. W. 91 in diebus professis et festivis *in den gebundenen tagen.* — L. 127. W. 102 quod sit *Augustus* Romani regni, non Diminutor, *daz er daz rîchc alle zît rîchende sî unde niht ermer mache.* — L. 127. W. 107 *in chafsa sumantur sanctorum reliquiae*, ponantur sibi ad gremium, *unde sol im die heiligen ûf sîne schôz serzen.* — non portare gladium *sed baculum suo officio pertinentem, swert sol er niht tragen.* — L. 130.

*) Ueber diesen Ausdruck karrena sind schon die geistlichen Doctores des XV. Jahrhunderts nicht einig. Man möchte ihn aus quadragena entstanden glauben, aber schon damals wurde zwischen karrena, und quadragena bisweilen ein Unterschied gemacht. Von verschiedenen Autoritäten aus Münchner Handschriften sagt eine: Juxta constitutionem ecclesiae primitus sic fuit, quod publicanos oportuit *ire in karrenam*, et in die cinerum expellebantur et revenerunt in die coenae et per *XL dies* oportuit eos poenitere, — eine andere: *Karrena* est septem annos nudis pedibus ambulare, omni nocte in alio hospitio esse, et omnibus sextis feriis in pane et aqua jejunare per totum annum, — eine dritte: *ain karren ist siben jar zu vasten mit wasser und prot all freitag, und siben jar nicht leinens antragen und siben jar parfuez gen, und siben jar nicht slafen an der stat da er vor geslafen hat, und in siben jar nicht chömen under ain dach, ez sei denn daz er mess hör, so sol er sten auzwendig der tür, und in siben jaren nicht essen aus ainer schüssel noch aus ainem assäch trinken. Und wer das alles tuet, der hat nur ain karren verdient.* — Man sagte *ire in karrenam*, auch *ire karrenam unam, duas etc.* — Einmal heißt es: *Carrena* dicitur eo quod conversatione humana *caret*, est enim poenitentia XL dierum in pane et aqua. In dem Sinne von *karrena* kommt im Deutschen auch die Form *kerrat* vor.

W. 110 *Rex Bohemus* pincerna regis — nicht *der Herzoge von Beiern.* Auch ſetzt Oswald die Verſe:

Maguntinensis, Treverensis, Coloniensis,
Inde Palatinus dapifer, dux portitor ensis,
Marchio praepositus camerae, *pincerna Bohemus*
Praeficiunt regem, servant hoc ordine legem.

L. 145. W. 125 judices assessores qui dant sententiam et sunt XII et dicuntur *schephen* cf. L. 165 sententiatores judicii. — L. 151. W. 131 judex non potest judicare *in corpore* suae legitimae uxoris etc. *mac niht gerihten über sîn êlich wîp.* — L. 175. W. 150 puniri poena regia *wetten des Kuniges malter.* — L. 179. cf. 325., W. 152 *depilat* roufet. — L. 183. W. 156. Si interficit pecus, integranter solvere debet *sumatque morticinium* et judici dabit poenam suam. — L. 191. W, 163 possessio *gewer.* (L. 209. 273. 276 praescriptio *gewer.* L. 294. 302 qui hominem praescribit *swer die gewer an einem menschen hat*). — L. 192. W. 165 *Omnis* moneta non est *reprobanda alte (alle) phenninge sol man niht verslahen.* — nisi ostendat illum a quo (eos) recepit, *er habe ir danne sînen schup* — *decoqui* debet, *ez gêt im an den hals.* — judicium caldaris bullientis, ex quo recipiat lapidem in quantitate ovi nudo brachio usque ad cubitum. — Omnis monetarius tenetur denarios fabricando conservare in tanta ponderositate et albedine sicut institutum est, alioquin *decoquendus est* sicut falsarius. — nisi rex mittat illuc suam chirothecam suo sigillo insignitam propter hoc, ut sciant omnes provinciales, cum *vident in alta cruce chirothecam*, quod sit de licentia regis, *da sende der Künig sînen hantschuoch zuo* etc. — L. 194. W. 167 nullus *ducatus (gelait)* de jure impositus est, sed ex timore spoliatorum, unde unusquisque potest obmittere qui non timet amittere, *swer sîns guotes genenden* (es wagen) *wil.* — *inpacitas unfride.* — L.

198. W. 170 Bona quaecumque *consequitur* homo, *swaz ieman erbes zuosîget.* —

L. 202. W. 173 pabulum scindere *füetern* — denariata *phenwert* — ad agrum *in den esch (ezesch).* L. 203. W. 174 voluntarie *von muotwillen.* — L. 204. W. 315 „aper i. e. *berswein*"; von dem räthſelhaften *ursul* oder *urful* keine Rede. — L. 212 *minare* pecora, *trîben.* — L. 213. W. 179 accipiat *remanentiam, belîbet jenem der abasel, awesel* (nämlich der Körper des gefallenen Viehes). *) — L. 232. W. 193 poenam flagellarum cutis et crinium sustinebit aut *perforetur candente ferro auribus vel maxillis.* — L. 236. W. 197. Reges et principes ac barones propter humanae salutis disciplinam *foresta nemorum* sub interminatione banni . . constituerunt. — Si quis equitat per forestam banni debet zonas balistarum et arcuum non extensas sed remissas et laxatas ducere et pharetras suas abscondere; veltres et omnes canes explorationis coadunati et ligati duci debent. — *si cornu suflat* vel canes salutat. — L. 237. W. 198 deplumatio *müze.* — L. 238. W. 198 falcones, accipitres, erodii vel *plafüezze,* nisus et consimiles. — L. 239. *de falanga, ab einer ſtangen.* — L. 244. W. 202 canem rabidum vel mordacem *einen limmenden hunt.* — L. 251. W. 207. sine armis *praeter quod gladios habere possunt.* — L. 253. W. 207 campanarii *mesener.* — L. 254. W. 209 est vivus sepeliendus et *cum palo perfodiendus.* cf. Laßb. pag. LXIV.

*) Ueber dieſen noch unerklärten deutſchen Ausdruck vrgl. b. Wörterb. IV. 172, Graff I. 522. 1077. Sollte er etwa von Oswald noch in ſeinen Elementen verſtanden und dieſen gemäß überſetzt ſeyn? Im Cod. MF. f. 320 ſteht hinter remanentiam *den awsel*, in P. fol. 42. *den nachwachsel.*

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6. Februar wurde von dem ordentlichen Mitgliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches ꝛc.

(Fortsetzung).

— L. 255. W. 210 clerici debitam tonsuram non gerentes. — L. 262. W. 214 in *crate* comburendus est, *man sol in brennen.* — ad sponsalia aut convivia *ze einer brûtloufte noch ze wirtschefte.* — L. 266. W. 218 infra sex hebdomadas, *vierzehen naht.* — L. 269. W. 220 *stare infra sedilia judicii, in der schrannen stên.* — L. 275. W. 225 debet secundum nationem gladii (*swertes halp*) hoc est dicere, affinitatem paternam, haeres esse, — L. 282. W. 232 communis notitia circumsedentium est inquirenda *so ziehe manz an die kuntschaft.* — L. 293. W. 240 nepotes *unguinos, nagelmâge.* — L. 294. 360. testes producere *einen geziuc leiten.* — L. 296. W. 241. Si vir unus alium postulat ad pugnam duelli in judicio, si postulans non est tam generosus natione nec tantae dignitatis, utputa miles vel comes etc., vel si non est oriundus de natione gentis alterius, utputa Suevus unus, alter Duringus, de jure supersedere potest ille qui postulatur. L. 301. W. 246 qui pecora vicini *sine vara* introducit. — L. 310. W. 255 florenis, *mit guldîn phenningen.* — duas *laneas* chirothecas *zwene fülîne hantschuoch.* — L. 311. W. 256 amasia vel concubina, *amîe.* — L. 314. I., W. 260 debet per judicem absolvi ab instantia, *ienr sî sîner klage ledig.* — L. 322. W. 268 rei de malo stupro debent *ventrosus* alligari et comburi. — L. 323. W. 270 ad tempus vitae suae, *ze sînem lîbe.* — L. 352. W. 287 qui procurat aliquem incarcerari, *in gefangnusse frümmet*, debet sibi expensas ministrare, *die spise geben.* — L. 363. II. W. 343 quod nisi unum *sethin* deficiat in combustione. — *degradandus* est, *man sol in engrêden.* — moderno tamen tempore numi diminuti sunt propter pluralitatem, quia ex una marca tres vel quatuor librae hallensium fabricantur, wohl Oswalds Zusatz. — Signum vel karakterem *gemaelde* (auf der Münze). — debet flagellari in *theatro* XL plagis septem vicibus i. e. diebus septem semper in die semel, *dem sol man slahen an der screiât vierzec slege.* — L. 365. W. 301 cum dorso securis non cum cisura, *mit axoeren.* — Sed si infra triduum ille, cujus erant (apes), non veniet, tunc jus suum erit primi inventoris etc. — L. 368. W. 304 hospes qui est caupo, *lîtgebe.* — plebanus, *liutpriester.* (Hier ein Beysatz: „quia pro omni occulto peccato debet occulta poenitentia injungi, et pro manifesto manifesta. Sed quaeritur quod peccatum dicatur manifestum. Respondetur sic: si duo homines, IV vel VI aut VIII unam culpam sciunt, occultum dicitur et non manifestum. Sed quum novem personae veraciter sciunt et in propatulo locuntur, tunc a primo dicitur peccatum manifestum. Si non credis, in Summa Raymundi quaere.“ Bey W. 388. 389 aus der uffenbachischen Handschrift, also nicht, wie man denken möchte, erst von Oswald herrührend,

es wäre denn, daß besagte Handschrift selber gerade aus Oswalds Bearbeitung geschöpft hätte; vergl. oben den Artikel de filio sacerdotis. L. 370. W. 307 qui alium defraudat in ponderatione ad quantitatem unius denarii, *quorum una libra ex una marca fabricatur*, swer ieman uberwigt . . *gegen einem phundigen phenninge.*

L. 370. II. W. 322. Quicumque effodit mortuum in coemiterio . . . debet ligari in coemiterio ad statuam et flagellari ad sanguinis effusionem, hicque sanguis coemiterium non maculat, quia non est temeritatis sed correctionis.

Aus dem überhaupt kürzer behandelten Lehenrecht bietet sich Weniges der Art zu bemerken dar. Ich schließe hiemit, da die Absicht dieser meiner Mittheilung nur dahin geht, die, so viel ich weiß, sonst noch nirgends erwähnte Arbeit des Benedictiners von Anhausen einer Vergessenheit zu entziehen, die sie nach meinem Dafürhalten nicht verdient, selbst wenn sie zu nichts gut wäre, als uns mit zu zeigen, wie vor nahe fünfhundert Jahren mancher Punct des damals noch keine hundert Jahre alten Gerichtsbuches verstanden und gedeutet worden sey. Männer des Faches werden ihr vielleicht noch weitern Werth zugestehen. Auf keinen Fall wird sie in der künftigen Litteratur über jenes große Rechtsmonument ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Zu dem Berichte von der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. wird hiemit ein Auszug des von dem Hrn. Prof. v. Kobell gehaltenen Vortrages: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik, nachgebracht.

„Das Wissen ist des Geistes Gold, und wer es vermag, diesem Golde seinen Namen aufzuprägen, der schafft eine Denkmünze, die jederzeit vollgiltig in der Welt sich bewegt, wie keine andere.

Es liegt dieses Gold zuweilen an der Oberfläche des geistigen Gebietes, und das Erwerben und Besitzergreifen ist ohne Mühe geboten, es liegt aber ungleich öfter in der Tiefe verhüllt und verborgen, und nur dem fleißigen Forscher erschließt es sich in seiner Herrlichkeit. Es gleicht hierin dem Golde der materiellen Welt; wo es im Sande die Sonne beleuchtet, da wird kaum Einer vorübergehen, ohne es zu beachten; wo es aber mit Tellur und Bley vererzt ist, da ahnen die Wenigsten sein Daseyn, nur der Geweihte vermag es zu finden. Wenn aber des Goldes Eigenschaften erkannt und dargethan sind, wenn seine Kenntniß von dem Einzelnen an die Welt übergeben ist, dann freuen sich Alle an seinem Gute, dann prangt es in tausenderley Formen, den verschiedensten Zwecken angepaßt, dann finden sich die Ringe, welche die Braut des Bürgers schmücken, und es werden die Kronen gefertiget, welche die Könige tragen. Dieses ist der nothwendige Gang der Dinge, so erfolgt die Verbindung der reinen Wissenschaft mit ihrer Anwendung im Leben.

Freylich wird dabey gar oft Desjenigen vergessen, der zuerst gezeigt, daß das Gold — Gold sey, Desjenigen, der auch dargethan, daß nicht Jeder solches zu zeigen vermöge, und in diesem Vergessen liegt die Unbild, welche so oft die Wissenschaft getroffen hat gegenüber der Menge, in diesem Vergessen der Grund, daß solche Unbild sich fortwährend wiederholt, wenn wissenschaftliche Frucht noch an dem schönen Baume prangt, wo sie gereift, wenn sie noch nicht einem Jeden feilgeboten zu Markte getragen wird.

Es stünde mit dem Wissen wohl sehr schlimm, wenn der Egoismus der Menge ein Gemeinübel für Alle wäre, es ist dem aber, Dank sey dem Himmel dafür, nicht also. Die Akademieen sind vor Allen als die Vereine zu nennen, welche zu freyem Thun im Wissen gegründet sind. Es haben die Könige wohl erkannt, daß der Saame nicht wegzuwerfen sey, wenn man auch nicht wisse, wie die Frucht schmecken werde, die aus seiner Entwicklung reift. Und so sind die Akademieen durch ein höheres als das gewöhnliche Denken entstanden, und so werden sie blühen, so lange es weise Könige

giebt, und dafür sorgt der Himmel, der der Völker Wohl will.

Es sey mir an dem heutigen Tage vergönnt, einige Nachweisungen zu geben über den Zusammenhang und die Wechselbeziehung von reinem und angewandtem Wissen.

Ich muß mich dabey zunächst auf das Feld der Naturwissenschaften beschränken, aber gerade dieses Wissen ist es, welches am wenigsten von allen verdächtigt seyn kann, da der Maßstab für seinen Werth Jedem zugänglich außer dem Individuum liegt, da nicht ungezügelte Spekulation und Phantasie seiner Elemente sich zu bemächtigen vermag, und jeder Tag neue Beyträge liefert zu seiner Läuterung und Ordnung.

Die Chemie und Physik leuchten hier weit glänzend hervor. Die einzelnen Erfahrungen, welche ihre Elemente ausmachen, sind an sich sehr unscheinbar, eben so unscheinbar, als einzelne mathematische Lehrsätze; in ihren Combinationen wachsen aber jene, wie diese, zu gewaltigen Mächten heran.

Wenn Lefèvre und Lemery unter einer feuchten Glocke Salpeter und Schwefel verbrannten, um aufzufinden, ob dabey Schwefelsäure gebildet werde, so mochte dieses wohl als ein wenig wichtiger Versuch erscheinen, und doch war es dieser Versuch, von welchem ein Umschwung in den Verhältnissen der Gewerbe und des Handels abhieng, wie ihn kaum ein geträumtes Ereigniß irgend einer Art zu Stande bringen konnte. Es hat dieser Versuch die Grundlage der neuern Schwefelsäure-Bereitung gegeben.

Es sagt aber Dümas von der Wichtigkeit der Schwefelsäure: „Wäre man im Besitze genauer Tabellen, welche die jährlich in verschiedenen Ländern oder zu verschiedenen Zeiten verbrauchten Mengen von Schwefelsäure angäben, so würde ohne Zweifel eine solche Uebersicht zugleich einen sichern Maßstab für die Entwickelung der Industrie im Allgemeinen für diesen Zeitabschnitt oder diese Länder liefern.“

Jener Versuch aber war kein unwissenschaftlicher, er ging hervor aus der Erfahrung, daß der Salpeter, dessen Säure leicht zersetzbar ist, unter gewissen Umständen in der Hitze ein kräftiges Oxydationsmittel sey; er setzte die Kenntniß der Oxydationsstufen des Schwefels voraus. Spätere Beobachtungen von Clément, Déformes und Gay-lussac entwickelten nun die nähere Theorie des Prozeßes, und man fieng bald an, die Säure im Großen zu bereiten, und statt der Glasgefässe endlich Bleykammern anzuwenden, welche oft über 20000 Kubikfuß Raum halten. So konnte diese Säure in kurzer Zeit zu den nothwendigen Quantitäten und zu den niedern Preisen erzeugt werden, welche ihre weitern Anwendungen bedingten. Unter diesen Umständen war erst die Benützung des Chlors zu technischen Zwecken möglich geworden. Wir gelangen hier zu einem andern Ergebnisse der Wissenschaft, welches in den ersten Versuchen, wie manches andere, seinen Werth nicht erkennen ließ. Nachdem aber Berthollet die Eigenschaften dieses Elementes, organische Farbstoffe zu zersetzen, gezeigt hatte, und seine Anwendung zum Bleichen von Zeugen und Papier nun allgemein geworden ist, nachdem Guyton de Morveau die wichtige Entdeckung gemacht hatte, daß es zur Desinfektion schädlicher Luft und als Sicherungsmittel gegen ansteckende Miasmen von einer wunderbaren Wirkung sey; nach diesen Ergebnissen steht der erste Destillationsversuch, welchen Scheele 1774 mit Salzsäure und Braunstein anstellte, als ein höchst erfolgreicher da, und dennoch war damals nur uneigennützige Forschung dazu die Veranlassung, nur das edle Bemühen des Mannes der Wissenschaft, die Eigenschaften der Körper in ihren Relationen kennen zu lernen. Die Schwefelsäure dient nun bekanntlich zur Bereitung der Salzsäure, woraus das Chlor mittelst Braunstein entwickelt wird, oder zur unmittelbaren Erzeugung desselben aus einem Gemenge von Kochsalz (Chlornatrium) und Braunstein. Daß hiebey der wahre Gehalt einer wässerigen Schwefelsäure an wasserfreyer Säure, die Mischung und Zusammensetzung des Kochsalzes und des Braunsteins bekannt seyn muß, um zur Theorie des Prozeßes gelangen, und die möglichst vortheilhaften Verhältnisse angeben und feststellen zu können, versteht sich von selbst, und so rekurrirt die Technik abermals an die Wissenschaft, und nicht mehr als Curiositäten stehen die Studien der Mi-

neralogen und Chemiker da, wenn sie die Unterscheidung der in der Natur vorkommenden Manganerze und ihre Zusammensetzung behandeln. Das wissenschaftliche Studium des Chlors lieferte weiter die Chlorsäure und ihre Verbindungen, und ein großer Theil der gegenwärtig überall verbreiteten Feuerzeuge hat das chlorsaure Kali zum entflammenden Princip, indem es beygemischte brennbare Substanzen, wie Schwefel, Kohle u. dgl. entzündet, wenn es in Berührung mit Schwefelsäure zersetzt wird, oder, indem es mit Schwefelantimon gemengt schon durch Reiben auf einer rauhen Fläche die Entzündung eines Schwefelholzes hervorbringt.

— Anwendung der Schwefelsäure in der Sodafabrikation und des schwefelsauren Natrums in der Glasfabrikation. —

Als eine weitere Anwendung der Schwefelsäure ist die neuere Scheidung von Gold und Silber zu erwähnen, wobey sie gebraucht wird. Sie löst nämlich Silber und Kupfer auf, und das Gold bleibt metallisch zurück. Die Präzipitationen von Metallen durch Metalle haben gelehrt, daß das Silber aus seinen Auflösungen durch Kupfer gefällt werde. Von dieser Erfahrung macht man im Großen Gebrauch, und fällt das Silber aus der schwefelsaueren Auflösung durch Kupfer. Als Nebenprodukt wird Kupfervitriol erzeugt. Diese Methode ist durch Darcet eingeführt worden. Es war die frühere Scheidung durch die Quart nicht nur weit kostspieliger, sondern sie gestattete auch bey Weitem nicht, so große Massen auf einmal zu scheiden, wie es durch Schwefelsäure möglich ist. Nach den Berichten von G. Rose werden auf dem Münzhofe von Petersburg jährlich über 140,000 Mark silberhaltiges Gold und goldhaltiges Silber mit Schwefelsäure geschieden, und die Ersparung beträgt seit 1830, wo die Scheidung eingeführt wurde, gegen die frühere mit Salpetersäure jährlich über 200,000 Rubel B. Ass. In München werden gegenwärtig jährlich 100,000 Mark auf diese Weise geschieden, und 600 — 700 Zentner Kupfervitriol erzeugt. Der Wohlfeilheit und Genauigkeit wegen lohnt sich nach dieser Methode auch die Scheidung bey gold- und kupferhaltigem Silber von sehr geringem Gehalt an

Gold bis zu 1 $\frac{1}{5000}$, und für die Zukunft dürfte es wenige goldhaltige Silbermünzen mehr geben.

Wenn man noch die mittelst der Schwefelsäure allein mögliche Fabrikation von künstlichem Alaun und ihre Verwendung zur Bereitung der Salpetersäure berücksichtiget, so begreift man den oben angeführten Ausspruch von Dumas über ihren Werth, und erkennt die Wichtigkeit jener ersten Versuche über ihre künstliche Erzeugung und jener Bemühungen der Chemiker, die Theorie des Prozesses zu erforschen. Daß eine Entfernung alles Ueberflüßigen, eine Vereinfachung, und die Wahl der zweckmäßigsten Verhältniße dabey nur durch eine wissenschaftliche Einsicht in die Einzelnheiten des Vorganges möglich sey, wird Niemand läugnen, und frägt man nach den hiezu erforderlichen Beobachtungen, so finden mehrere hier ihre Anwendung, welche an sich wenig erheblich scheinen. — Erklärung des Prozesses. —

Da wir bereits des Chlors gedacht haben und einiger seiner technischen Anwendungen, so müssen wir hier noch einer solchen erwähnen, welche eine Frucht der Pflege der Wissenschaft ist, nämlich der Gayluſſac'schen Silberprobe.

Seit langer Zeit hatten sich die Chemiker der Chlorwasserstoffsäure oder chlorwasserstoffsauren Salze bedient, um Silber aus Auflösungen zu fällen und aus dem erhaltenen Chlorsilber den Silbergehalt zu berechnen.

Mehrfache Analysen waren nothwendig, um die Zusammensetzung dieser Verbindung genau kennen zu lernen und um zu zeigen, daß sie unter verschiedenen Umständen erhalten, constant sey. Die in den Münzen üblichen Silberproben beruhten auf dem Abtreiben mit Bley, und obwohl man wußte, daß dabey der Silbergehalt gewöhnlich zu gering ausfiel, so behielt man doch diese Methode bis auf die neueste Zeit bey, wozu vielleicht das direkte Resultat des Versuches, welches ein reines wägbares Silberkorn liefert, das Seinige beytrug.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

Die Gayluſſac'sche Probe bestimmt den Silbergehalt durch einen zu messenden Verbrauch von Kochsalzauflösung, deren Sättigung bekannt ist. Das Silber wird damit aus der salpetersauern Auflösung als Chlorsilber gefällt, und sein Gehalt dadurch in weit kürzerer Zeit, von weniger Geschicklichkeit des Probirers abhängig, und ungleich genauer bestimmt, als durch die Cupellationsmethode.

Hat sich hier die wissenschaftliche Untersuchung der Silbersalze als unerwartet in die Angelegenheiten des Verkehrs eingreifend herausgestellt, so ist sie auch von einer andern Seite in der neuesten Zeit wichtig geworden. — Zur Hervorbringung und Fixirung der Lichtbilder von Daguerre und Andern, welche die gegenwärtige Bewunderung aller Welt erregen, concurriren die mannigfaltigsten chemischen Erfahrungen, ursprünglich dastehend, wie die verschiedenen Bäume eines Waldes, welche erst nach vielen Jahren eine geübte Hand zu einem Kunstwerk zimmert und zusammenfügt. Das Studium der Silbersalze gab die ersten Mittel zur Ausführung der schönen Idee, die Bilder der Camera obscura zu fixiren.

Es war das Chlorsilber, welches die Chemiker als eine der empfindlichen Substanzen für die Einwirkung des Lichtes seit lange bezeichnet hatten, und Daguerre, so wie diejenigen, die sich vor ihm, und gleichzeitig mit ihm in diesem Felde beschäftigten, bedienten sich anfangs des Chlorsilbers. Da das Chlorsilber durch die Lichtstrahlen in der Art zersetzt wird, daß ein Theil des Chlors sich abscheidet, und damit die Farbe von weiß in grau oder in schwarz verändert wird, so mußten die beleuchteten Stellen eines reflektirten Bildes, welches auf ein mit dieser Verbindung belegtes Papier fiel, einen mehr oder weniger dunkeln Ton annehmen, während die Schatten unverändert blieben.

Um die dadurch erhaltene Zeichnung zu fixiren, war ein Mittel nothwendig, welches der weitern Einwirkung des Lichtes auf das unzersetzte Chlorsilber vorbeugte. Es war dieses Mittel wieder durch die Chemie gegeben, da sie gezeigt hatte, daß namentlich Ammoniak und unterschweflichtsaures Kali das unzersetzte Chlorsilber leicht aufzulösen vermögen, während das zersetzte nicht aufgelöst werde. So wurden die ersten Lichtbilder auf Papier, Licht und Schatten verwechselt, erhalten. Daguerre mochte wohl, wie andere bemerkt haben, daß die immer rauhe Substanz des Papiers die Zeichnung der feinsten Nüancen eines solchen Bildes beeinträchtige, und daß eine polirte Metallfläche dazu weit geeigneter sey. Da die Chemie gezeigt hatte, daß nicht allein das Chlorsilber die Eigenschaft habe, vom Lichte zersetzt zu werden, sondern daß diese auch dem Jodsilber, und andern Verbindungen des Silbers zukomme, so ist nicht zu zweifeln, daß sich seine weitern Versuche aus diesem Grunde auf die Untersuchung der Silbersalze bezogen. Es ist nun

sein Verdienst, in Beziehung auf das Jodsilber hier weiter geforscht zu haben, als bis dahin geschehen war. Wissenschaftliche Forschung bot die Materialien dazu dar, denn natürlich mußte eine solche über das Jod, über seine Darstellung im reinen Zustande, über seine Eigenschaften und Verbindungen vorausgehen, um das möglich zu machen, was Daguerre damit, 28 Jahre nachdem es entdeckt wurde, geleistet hat. —

Die Geschichte des Jods liefert einen interessanten Beleg für das, was wir hier hervorheben wollen. Seine Entdeckung wurde im Jahre 1811 von Courtois, einem Salpeterfabrikanten in Paris, gemacht. Als die violette Farbe der Dämpfe jener Substanz damals seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und die weitern wissenschaftlichen Untersuchungen von Clément, Desormes und Gaylussac zeigten, daß die Substanz in einem neuen Element bestehe, so war wohl nicht entfernt zu ahnen, welche Anwendung sie später finden werde. Courtois entdeckte sie in der Mutterlauge der Vareck-Sode, welche das Jod in Verbindung mit Kalium enthält. Es wird von Letzterem durch Destillation mit Schwefelsäure geschieden. Durch dieses Vorkommen in einer Strandpflanze des Meeres, im Vareck oder Kelp nämlich, war man veranlaßt, es im Meerwasser selbst, und in den Schwämmen und Fucusarten aufzusuchen, und, da es auch in diesen gefunden wurde, so war damit einem Arzte Coindet zu Genf eine Andeutung gegeben worden, die Wirkung der Kohlen solcher Meerschwämme und Fucusarten zur Heilung des Kropfes dem Jod zuzuschreiben. Er stellte daher mit Jod, und einigen seiner Verbindungen Versuche an, und der Erfolg bezeichnete mit einemmal diesen Körper als eines der wirksamsten Arzneymittel. Dieses war die erste wichtige Anwendung, welche ein rationelle umsichtige Beobachtung von einer Substanz machen ließ, welche vorher für die Menge als ein Gegenstand unnützer Beschäftigung gelten mochte. — Stromeyers Reagens auf Jod. —

Um nun wieder auf Daguerre's Lichtbilder zurückzukommen, so bediente er sich des Joddampfes, um eine für das Licht leicht veränderliche Silberverbindung herzustellen. Die Fixirung des Bildes durch Amalgamation der zersetzten Stellen, so wie die Entfernung des unzersetzten Jodsilbers durch unterschwefligsaures Kali sind wohlgewählte, zum Theil neue Prozesse, welche in ihrem Wesen jedoch in den Annalen der chemischen Wissenschaft bereits begründet erscheinen. Die Lichtbilder, wie sie Daguerre lieferte, sind leicht verwischbar, es wurden aber Mittel gefunden, sie auch in dieser Hinsicht haltbar zu machen, und nachdem Berres und Donné in neuester Zeit eine glückliche Aetzung derselben mittelst Salpetersäure zu Stande gebracht haben, so besitzen wir jetzt Zeichnungen im Druck vervielfältigt, an welchen keine menschliche Hand einen Strich gemacht hat, und welche in Beziehung auf Correktheit, wie leicht einzusehen, das Spiegelbild der Natur sind.

Nach allen Richtungen verzweigt sich so die Wissenschaft mit der Anwendung, und wird gefragt um die Herkunft der sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens, wie oft werden wir zur Wissenschaft zurückgeführt, wie oft müssen wir gestehen, daß sie nicht bestünden, wenn die Wissenschaft die Mittel dazu versagt hätte.

Das Gebiet der Farbentechnik ist in dieser Beziehung gewiß eines der wichtigsten und lebendigsten. Die Chemiker sind es, welche von jeher die schönsten Farbenmateriale dahin geliefert haben. Wie manches Präcipitat, wie manches Schmelz- und Sublimationsprodukt glänzt in farbiger Zeichnung auf Zeugen, Tapeten, Glas- und Porcellan, wie Manches giebt dem Künstler erst die Möglichkeit, die Schöpfungen seines Geistes zur Ausführung und Mittheilung zu bringen. Wir wollen hier nur einiger Farben-Präparate erwähnen, welche aus den chemischen Laboratorien hervorgegangen sind.

Als Vauquelin im Jahre 1797 das durch seine rothe Farbe ausgezeichnete siberische Bleyerz, das Rothbleyerz der Mineralogen, analysirte, entdeckte er darin das Chrom, ein eigenthümliches Metall. Die Untersuchungen der Verbindungen dieses Metalls mit dem Sauerstoff, und die Zusammensetzung seiner Salze lieferten das Chromoxydul, das chromsaure Kali, das künstliche chromsaure Bleyoxyd u. s. w. Das Chromoxydul wird als grüne

Farbe in der Glas-, Email- und Porzellanmalerey gebraucht, das chromsaure Bleyoxyd giebt eine schöne gelbe Farbe, welche in der Oelmalerey und zum Färben von Zeugen Anwendung findet. Die schöne grüne Farbe, welche das Chromoxydul den durchsichtigen Schmelzflüßen ertheilt, gab die Veranlassung es im Smaragde aufzusuchen, in dessen geschätztesten Varietäten es auch enthalten ist. Und so diente es später zur Fabrikation des Glasflußes, welcher diesen Edelstein künstlich nachbildet.

Wäre das Rothbleyerz gleich dem Zinnober oder Eisenoxyd ein in größerer Menge vorkommendes Mineral, so würde seine technische Anwendung wahrscheinlich, wie bey diesen, der wissenschaftlichen Untersuchung vorausgegangen seyn, weil die natürliche Farbe schon dazu aufforderte. Der Werth der Wissenschaft erhellt aber an dem vorliegenden Beyspiele insbesondere dadurch, daß sie bald nach jener ersten Entdeckung das Chrom in einem Erze nachwies, wo es die rohe Empirie niemals gefunden hätte. Das Chromeisenerz, welches in weit größern Quantitäten, als jenes Bleyerz, in Frankreich, Norwegen, Steyermark, Schottland, Nordamerika und Griechenland vorkommt, liefert das meiste Chrom zum Verbrauche, und wie daraus seine Präparate zu ziehen, konnte nur durch die Chemie vorgeschrieben werden.

— Nachbildung des Lasursteines. Fabrikation des künstlichen Ultramarins. —

Eine der schönsten Farben, welche die Technik der Chemie verdankt, und welche wir an Krystall und Glasmalereyen bewundern, ist der Goldpurpur, zuerst von Kassius 1685 beschrieben, und von Kunkel zur Bearbeitung des rothen Glases angewendet. Es sind wenige Verbindungen, welche die Chemiker so vielfach beschäftiget haben, wie diese, denn obwohl die zur Zusammensetzung nothwendigen Elemente niemals zweifelhaft waren, so blieb die eigentliche Natur des Präparats doch lange unerklärt, und eben so der Umstand, daß beym Zusammenbringen von Zinn- und Goldchlorid nicht immer ein gleich schöner Purpur erhalten wurde. Berzelius, Marcadieu, Gayluſſac, Buchner, Buiſſon, Robiquet und viele andere haben theils den Experimenten nach, theils

dem Stande der Wissenschaft im Allgemeinen zu Folge Ansichten darüber aufgestellt, und die vorherrschenden waren, daß der Purpur eine Verbindung von metallischem Gold und Zinnoxydhydrat sey. Durch die Entdeckung des Zinnsesquioxydes hat Fuchs ein neues Licht über diese Untersuchungen gegeben. Es knüpfte sich diese Entdeckung an eine rein wissenschaftliche Arbeit, das Verhalten von Zinnauflösung zum Eisenoxyd betreffend. Die Lösung des Zinnsesquioxydes gibt mit Goldauflösung den schönsten Purpur, welchen Fuchs wesentlich als zinnsaures Goldoxydul betrachtet, und da die Darstellung jenes Oxyds ohne Schwierigkeit geschehen kann, so ist damit ein sicherer Weg für die Erzeugung des Purpurs vorgezeichnet. Bereits ist diese Methode im Großen auf das Vortheilhafteste angewendet worden.

— Scheel'sches Grün, Thenards Blau, künstliche Kupferlasur, Malachit, Zinnober, Cadmiumgelb ꝛc. —

In gleicher Weise hat die Wissenschaft für die Technik der Farben organischen Ursprungs gearbeitet. Sie allein konnte nachweisen, daß eine Menge von vegetabilischen Farbstoffen sehr zusammengesetzter Natur seyen, sie hat die färbenden Bestandtheile im reinen Zustande daraus geschieden, und ihre Verbindungen mit Erden und Metalloxyden zur Kenntniß gebracht.

Die Untersuchungen von Robiquet, Collin, Kuhlmann, und Runge über die Farbstoffe der Krappwurzel, und die von Berzelius über den Indigo sind als von besondrer Wichtigkeit hier zu nennen. Die Kunst des Färbens selbst recurrirt in allen ihren Zweigen auf die Erfahrungen der wissenschaftlichen Chemie. Sie lehrt die Bedeutung der Beitzen, sie giebt die vortheilhaftesten Methoden zur Erzeugung und Fixirung der Farben auf organischen Stoffen an, und beleuchtet die fehlerhaften. Eine Menge von Farben sind Präcipitate, welche durch Zersetzung verschiedener Salze auf der Faser gebildet werden, die damit eine, durch schwache Mittel nicht aufzuhebende Verbindung eingeht. Das Gelbfärben der Seide durch Zersetzung von essigsaurem Bleyoxyd mit chromsaurem Kali, oder durch Fällung eines Cadmiumsalzes mit Schwefelkalium, das Blaufärben durch Zersetzung eines Ei-

senoxydsalzes mit Cyaneisenkalium, das Rothfärben durch Queckſilberjodid ꝛc. ſind bekannte Beyſpiele. Chemiſche Erfahrungen über das Verhalten des Chlors, der Salpeterſäure ꝛc. zu den vegetabiliſchen Farbſtoffen mußten vorausgehen, um beym Muſterdruck auf eine einfache Weiſe farbloſe Deſſins auf krapprothen, indigblauen u. a. Zeugen hervorzubringen; chemiſche Erfahrungen nur konnten zeigen, wie manche Farbſtoffe von Werth, z. B. der Indigo aus alten Lumpen wieder zu gewinnen ſeyen. Was oben von dem Aufſuchen einer und derſelben Farbe in verſchiedenen Naturprodukten oder von ihrer künſtlichen Syntheſe in Beziehung auf unorganiſche Subſtanzen geſagt wird, gilt auch in Beziehung auf die organiſchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Kunſtproducte vergangener Zeiten, fremder Länder und unbekannter Entſtehung, wenn es ſich darum handelt, ihre materielle Natur kennen zu lernen, und ſie zu reproduciren, der chemiſchen Analyſe eben ſo zugewieſen werden müſſen, wie Stein und Erze, welche in der Erdrinde ſich finden. Die Kenntniß der Farben alter Glasmalereyen, die Zuſammenſetzung fremder Bronzen und Metall-Legirungen erſchließen ſich nur der chemiſchen Analyſe. Es beſteht aber die chemiſche Analyſe in einer harmoniſchen Combination vereinzelt erworbener Erfahrungen, in einer geordneten Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Vorarbeiten, welche die Kenntniß der Natur und ihrer Geſetze allein zum Gegenſtande haben. Wie nun ſollten dieſe Vorarbeiten gemacht werden, wie die Schatzkammer, aus welcher die Technik ſchöpft, gegründet worden ſeyn, wäre es nicht um der reinen Wiſſenſchaft wegen geſchehen? Wer hätte es unternommen, die Geſetze auszumitteln, nach welchen ſich die Körper verbinden, wer die Verwandtſchaften ſtudirt, die ihnen zukommen? Die ganze Stöchiometrie, ohne welche alles chemiſche Treiben noch immer der Unſicherheit und dem Unverſtande einer abentheuerlichen Alchimie anheim fiele, die Wiſſenſchaft der Elemente und ihrer Verbindungen iſt geiſtesfrey emporgeblüht, großartig und weit überſchauend die Intereſſen der Technik, des Verkehrs und Handels, der Sonne vergleichbar, welche am Himmel ſchwebt über dem materiellen Treiben der Erde, und doch mit ihren Strahlen Gedeihen und Wohlfahrt bedingt, und ihr reichliche Luſt ſpendet. Mit Stolz dürfen wir an Wenzel und Richter deutſche Männer als die erſten nennen, welche dieſen wichtigſten Theil der Chemie ins Auge gefaßt, und zum Gegenſtande des Studiums gemacht haben.

Es träumt zwar noch Mancher, die Welt wäre mit weniger Wiſſen nicht minder übel daran, als ſie es gegenwärtig iſt; mit dem Wiſſen wachſe die Zahl der Bedürfniſſe, mit dieſen die Noth und das Unheil. Eine ſolche Anſicht ſagt ſich los von der geſelligen Verbindung der Menſchen, ſie mag rechten, ob es Staaten geben ſolle oder nicht, ſie geht aus einem groben Egoismus hervor, der nur den Einzelnen, ſich ſelbſt, im Auge hat, und darüber das Ganze vergißt. Ein Volk ohne Bedürfniſſe iſt unvermögend, für die Dauer einen größern Staat zu bilden, ein Volk ohne Wiſſenſchaft hat keine Bedürfniſſe in dem Sinn, wie jene es verſtehen. Die Wiſſenſchaft und ihre Conſequenzen ſind es, welche die Menſchen zu jener Geſelligkeit einigen, auf welche das Höhere in ihnen Anſpruch macht und machen muß. Sie iſt vergleichbar einem kräftigen Strome, lenkſam in wunderbarer Weiſe zu unzählbaren Zwecken, wie das Adergeflecht im organiſchen Weſen, einigend und wechſelbeziehend, arbeitend zum Erwerb des Nothwendigen, und bedingend die Annehmlichkeiten und Reitze des Daſeyns. Es begeiſtert dieſer Strom den Geweihten, der es vermag, ſeinen Lauf zu ſchauen und zu verfolgen, er labt den Dürftigſten, der an den blühenden Ufern von ſeiner Welle koſtet. Seine Quellen aber fortwährend zu ſuchen und zu vermehren iſt eine Aufgabe, welche die Kenntniß ſeines Werthes im Gefolge hat.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

„Wenn die Wissenschaften aufhören würden, ihrer selbst wegen bearbeitet zu werden, äußert sich der größte Chemiker unserer Zeit, wenn sie nur in Rücksicht auf ihre Anwendung betrieben würden, so möchten sie bald in Stillstand gerathen, und für die Anwendung wenig oder nichts Neues mehr gewonnen werden. Der, welcher bey einer wissenschaftlichen Forschung fragt, wozu nützt sie? hat keinen Sinn für die Wissenschaft. Jede neue positive Kenntniß, wie unanwendbar sie auch im bürgerlichen Leben erscheinen mag, führt zu noch andern Kenntnissen, mit denen sie sich verknüpft, und während sie zur Entwicklung der Begriffe beyträgt, bringt sie Resultate hervor, deren Wichtigkeit an der Wiege der Forschung meistens nicht prophezeit werden konnte.“

Die Geschichte der Wissenschaft, wie die der Technik, verkünden unzweydeutig die Wahrheit dieses Ausspruches, die neueste Zeit giebt namentlich glänzende Proben davon in ihren sogenannten Erfindungen.

Zwar mag man einwenden, daß manches chemische Product existirte, ehe eine eigentliche Chemie geschaffen war, daß man längst vor dieser Wissenschaft die Fabrication des Glases gekannt, Zeuge gefärbt, Erze ausgebeutet, und Waffen aus trefflichem Stahle geschmiedet habe. Es ist gewiß, daß die Beachtung eines glücklichen Zufalls die Mutter mancher Kenntniß gewesen, man bedenke aber, wie unvollkommen und spärlich eine Chemie mit solcher Basis von den Händen Weniger geübt würde, wie sie in Geheimnißkrämerey gehüllt von dem Einzelnen abhängig keinen Antheil zuließe, der günstig wirken könnte auf ihre Förderung und Verbreitung, man bedenke, wie Vieles unentdeckt geblieben wäre, hätte man den Zufall abwarten wollen, der es bringen sollte, wie Vieles als unmöglich durch diesen Weg erkannt werden muß. Wie stünde es um die astronomischen Instrumente, wären jene Fortschritte in der Glasfabrication nicht gemacht worden, welche allein mit Hilfe von chemischen Analysen, mit einer wissenschaftlichen Einsicht in die Vorgänge der Prozesse und mit Anwendung der Erfahrungen über Lichtbrechung und Farbenzerstreuung möglich waren. Männer der Wissenschaft, wie Fraunhofer, Herschel, Dolond, Faraday, Dumas, Berthier u. a. mußten sich damit beschäftigen. — Fuch's Wasserglas und über die chemische Zusammensetzung eines haltbaren Glases. —

Auf demselben Wege hat das Hüttenwesen durch die Wissenschaft Vervollkommnung erhalten. Wie sollte die Gattirung und Beschickung der Erze, wie der Prozeß einer guten Schlackenbildung sicher geleitet werden, wenn die chemische Analyse die Materialien nicht kennen lehrte? Das Studium der Mineralogie, das Aufsuchen der in der Natur vorkommenden Silikate unter den Schmelzproducten der Hochöfen, vorzüglich von Mitscherlich angeregt, hat die erste Veranlassung zum Studium der Schlacken gegeben; man hat erkannt, daß gesetzmäßige Mischungen in ihnen vorkommen, daß

von den Zuschlägen ein bestimmter Antheil in diese Mischungen eingeht, ein anderer nur mechanisch eingeschlossen wird, man hat diese Mischungen genau synthetisch erzeugt, und somit über ihre Schmelzgrade und andere Eigenschaften Aufschlüsse erhalten, welche auf einen vortheilhaften Ofenbetrieb im Großen von Wichtigkeit und Einfluß sind. Die Wissenschaft war es, welche hier dem Hüttenmanne den Weg zeigte, den er für seine Zwecke zu wählen habe, und sie selbst gewann wieder durch die Erweiterungen des neuen Reiches der Erfahrungen, welche bey einem rationellen Hüttenbetrieb auf ihre Andeutungen hin sich ergeben mußten.

Die Probirkunst hat durch die Vervollkommnung der Löthrohrproben durch Berzelius wesentliche Vortheile errungen, und es ist diesen Proben in der neuern Zeit durch Harkort und vorzüglich durch Plattner ein solcher Grad von Vollkommenheit gegeben worden, daß damit der quantitative Gehalt eines Erzes oder Schmelzproductes an Silber, Gold, Kupfer, Bley und Zinn mit großer Genauigkeit ausgemittelt werden kann.

Eine ganz auf reinwissenschaftliche Erfahrungen gegründete Eisenprobe auf nassem Wege ist von Fuchs aufgefunden worden. Die Beobachtung, daß reines metallisches Kupfer von Salzsäure nicht aufgelöst wird, wenn nicht zugleich ein desoxydirbarer Körper vorhanden ist, bildet die Grundlage dieser interessanten und nützlichen Probe. Da das Eisenoxyd in Salzsäure aufgelöst bey Behandlung mit Kupfer zu Oxydul reducirt wird, oder das Chlorid zu Chlorür, und eine entsprechende Menge von aufgelöstem Kupfer dieses genau anzeigt, so läßt sich durch einen Versuch aus dem gewogenen rückständigen Kupfer der Eisengehalt einer Auflösung auf eine sehr einfache Art bestimmen, und natürlich durch zwey Versuche auch der Gehalt an Oxyd und Oxydul, wenn er verlangt wird, indem man bey dem einen die Auflösung ohne Oxydation des Oxyduls mit Kupfer behandelt, und bey dem andern das Eisen vorher durch chlorsaures Kali auf das Maximum der Oxydation bringt, oder vollständig in Chlorid verwandelt. Dergleichen einfache und leicht auszuführende Operationen können nur aus einer Erweiterung der Wissenschaft selbst entsprin-

gen, und aus einem unbefangenen gesunden Blick auf die von ihr gelieferten Materialien.

Noch läßt sich in Beziehung auf Erzmischungen einer Untersuchung hier erwähnen, welche zur Zeit unter die sogenannten gelehrten allein gerechnet wird. Es ist die Untersuchung über Vicariren und Isomorphie. Wenn aufmerksam gemacht wird, daß Eisenoxydul, Kalk- und Talkerde auf gleicher Sättigungsstufe mit derselben Säure verbunden, gleiche Form haben, und daß es uns daher nicht befremden kann, in einem Kalkspath ein Eisencarbonat ohne wesentliche Formänderung zu finden, so scheint diese Erfahrung außer dem Bereiche technischer Beachtung zu liegen. Wenn sie sich aber, wie es geschehen ist, weiter so ausdehnt, daß man ein Vicariren von Eisenoxyd und Chromoxyd (grünem) erkennt, von Eisen, Nickel und Kobalt, von Kupfer und Silber, wenn man also in jedem Magneteisenerz einen Chromgehalt zu vermuthen berechtiget ist, in jedem Nickelerz einen Kobaltgehalt, und in jedem Fahlerz einen Silbergehalt, welcher von 1/2 Proc. bis zu 30 Proc. beobachtet worden ist, so verdient jene gelehrte Untersuchung die größte Beachtung, und kann zu ganz unerwarteten Ergebnissen führen, welche technisch und industriell von Bedeutung sind.

Wir könnten noch eine große Anzahl ähnlicher Beyspiele anführen, welche zeigen, wie wichtig die Experimente der Laboratorien mittelbar und unmittelbar in die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens eingreifen können, wir wollen mit wenigen Worten nur einiger noch erwähnen.

Als Howard 1799 das Verhalten einer salpetersauren Queckſilberauflösung zum Weingeist untersuchte und in dem entstehenden Niederschlag das Knallqueckſilber entdeckte, hätte wohl Niemand daran gedacht, daß dessen Darstellung nach dreyßig Jahren ganze Fabriken beschäftigen und daß eine so ungeheuere Anwendung davon gemacht werden würde, wie es heut zu Tage der Fall ist. Schon 1836 betrug in den bestehenden Fabriken in Paris, Prag und Schönebeck, die Production der Zündkapseln über eine Million Stück täglich, und wie mag sie seitdem zugenommen haben! Daß es dem ersten Fabrikanten Leroy und mehreren Nachfolgern das

Leben kostete, konnte nicht abschrecken, sich seiner für die Technik zu bemeistern, so wenig, als der Verlust so vieler hundert Menschenleben die Benützung des Dampfes als bewegende Kraft vernachläßigen ließ, zu deren Vervollkommnung eine Unzahl physikalischer und mechanischer Versuche zusammen wirken mußten.

Die Untersuchungen der Chemiker über die Prozeße der trockenen Destillation organischer Substanzen mußten vorausgehen, um der Gasbeleuchtung ihre Entstehung zu geben. Die ersten hieher gehörenden Versuche sind von J. J. Becher 1682, Hales 1724 und Clayton 1739. Die ersten technischen Anwendungen geschahen durch Murdoch 1792, Lebon und Lampadius. Die Wichtigkeit derselben, ihr Einfluß auf Gewinnung und Verwerthung von Steinkohlen, Gußeisen ꝛc. sind bekannt. Welche Ausdehnung sie gewonnen, geht beyspielsweise daraus hervor, daß, um London für ein Jahr zu beleuchten, 2400 Millionen Kubikfuß Gas erzeugt werden, entsprechend 160 Millionen Pfunden gegossener Kerzen (6 auf das Pfund gerechnet). Nach einer Angabe von Brande beträgt das Gewicht des zu den Retorten nöthigen Gußeisens allein 45000 Zentner.

Der Chemiker Marggraf in Berlin zeigte im Jahre 1747, daß ein krystallisirbarer Zucker aus dem Safte der Runkelrüben dargestellt werden könne, und die sich daran knüpfenden Versuche von Achard (1796) wurden während und nach der Continentalsperre so erweitert und verbessert, daß gegenwärtig eine vollkommene Concurrenz mit der Zuckerproduction der Colonien bestehen kann. Die Wichtigkeit einer solchen Gewinnung erhellt aber aus der approximativen Berechnung, daß der allgemeine Zuckerverbrauch in Europa in einem Jahre über 10 Millionen Zentner beträgt.

Die Wissenschaft allein konnte eine solche Gewinnung des Zuckers möglich und geltend machen, denn sie allein vermochte die Vorurtheile der Menge über diese und ähnliche Entdeckungen zu beseitigen. Eine Vergleichung der Krystallisation des Runkelrübenzuckers und des Rohrzuckers, eine vergleichende Untersuchung ihrer chemischen Eigenschaften, und eine genaue Elementaranalyse war nothwendig, um ihre Identität darzuthun. Die Wege, welche zu solchen Erkenntnissen führen, sind nicht selten nur mit großen Opfern aufgefunden und zugänglich gemacht worden; damit hat nur die Wissenschaft sich beschäftiget.

Die Erzeugung von Zucker durch Behandlung der Stärke mit Schwefelsäure, von Kirchhoff entdeckt, die aus Holz von Braconnot, und mehrere ähnliche sind aus den chemischen Laboratorien hervorgegangen.

Eine große Reihe der genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen und Analysen, wie sie von Chevreul durchgeführt wurden, belehrte uns erst über die Prozeße der Seifenbildung, worüber bis dahin, noch bis 1823, ohngeachtet der Wichtigkeit dieses Zweiges der Industrie, nur Dunkel und vage Ansichten geherrscht hatten. Die Scheidung des Stearin und Olein, und weiter der Stearin-, Margarin- und Oleinsäure, welche bey dem Verseifungsprozeß von Fett- und Talgarten gebildet werden, die Untersuchung ihrer Eigenschaften und die Herstellung ihrer Salze mußte abgemacht werden, um eine vollkommene Seifenfabrikation zu bedingen. Damit wurde erkannt, warum die einen Fette harte, die andern weiche Seifen bilden, und die Mittel gegeben, nach Willkühr die verschiedensten Arten derselben darzustellen.

Die Untersuchungen Chevreuls führten weiter zur Entdeckung der Buttersäure, der Capron- und Caprinsäure, der Hircin- und Delphinsäure, und erst nachdem die Abscheidung dieser Säuren gelungen war, konnten geruchlose Seifen fabrizirt werden. Eine weitere Frucht dieser Untersuchungen ist die gegenwärtig allgemein gewordene Benützung der Stearinsäure als vortreffliches Material für Kerzen, welche in Beziehung auf ihr Licht den Wachskerzen gleichkommen.

Man nennt dergleichen schöne Erfindungen, man citirt die Städte und Länder, welche sie bringen, man spricht von den Fortschritten der Chemie in unserer Zeit, und dennoch ignorirt und verkennt man so häufig den Werth der contribuirenden wissenschaftlichen Bestrebungen, und mißdeutet diejenigen, welche nicht nahe liegenden Gewinn als Em-

pfehlung mit sich bringen. Wozu die Thätigkeit eines geistvollen Mannes, sich durch viele Jahre bemühend in chemischen Studien über Rinds- und Hammeltalg, über Schweinfett und Butter? Als nutzloses Treiben gelehrter Spekulation wäre es angesehen worden, könnte man jetzt nicht die feinen Seifen citiren und die schönen Kerzen, welche es, obwohl nur als Nebenprodukt, geliefert hat. Nun aber, da diese fein und angenehm die Hände waschen, und freundlich die Salons erleuchten, nun geht der Ruf an die Chemiker, die Gewinnung einfach, unfehlbar, wohlfeil zu machen, und ist dem Rufe genügt, so ist meistens die Geschichte der Produktion vergessen, wie der Name ihres Erfinders, wenn die Wissenschaft sie nicht aufbewahrte. In der That, nur für die Wissenschaft thätig zu seyn, erheischt einen hohen Grad von Uneigennützigkeit, Versagung und Bildung.

— Die halymetrische Bierprobe von Fuchs, und die optische von Steinheil. — Untersuchung und Theorie des hydraulischen Kalkes von Fuchs.

Ueber Kalk und Mörtel schien durch die Empirie, der täglichen Anwendung wegen, eine genügende Kenntniß geläufig worden zu seyn, und wenn auch vielleicht noch gegenwärtig mancher Baumeister nicht weiß, was beym Brennen und Löschen des Kalkes eigentlich geschieht, so hindert ihn dieses nicht an der Ausführung seiner Plane. So lange die Verhältnisse von Einfluß sich nicht ändern, unter welchen er und seine Vorgänger gearbeitet haben, läßt er, wie der Gebrauch seit undenklicher Zeit vorschreibt, Kalk brennen, und Mörtel machen, gerade wie mancher Hüttenmann das Erz eines Lagers verschmilzt, unbekümmert um die genauere Kenntniß seiner Zusammensetzung, wenn es beym fortwährenden Abbau sich nicht verändert, wenn es die genüglichen Resultate liefert. Anders gestaltet sich die Sache, wenn ungewöhnliche Umstände eintreten. Ein Kalkstein, der gebrannt ohne Zuschlag Mörtel giebt, einen Mörtel, welcher sogleich im Wasser Festigkeit erlangt, ein solcher Kalkstein aus England geschickt, steht wie ein fremdes Wunder da. Man erkennt die Vortheile, die er gewährt, man beneidet England um diesen Stein, wie Ceylon um seine Gemmen, man erschöpft sich in Vermuthungen über sein Wesen, man betrachtet ihn von allen Seiten, wie ein verschlossenes Haus, in welchem die Elemente zu einem wichtigen Vorgange vereinigt sind; es ist nichts aus dem Steine herauszuschauen, er antwortet nicht auf das Befragen. Man wendet sich endlich an den Chemiker, von welchem man nie wissen wollte, was Kohlensäure sey, wie sich kleesaures und kohlensaures Ammoniak zu Kalklösungen verhalte, was ein Hydrat sey, worin das Aufschließen von Silikaten bestehe ꝛc., man ruft die Wissenschaft zu Hilfe, ohne sich darum zu bekümmern, wie denn diese entstehe, wie sie sich ausbilden, und weiter kommen könne.

Durch die Beobachtungen von Fuchs über das Verhalten verschiedener Silikate zur Kalkerde, und über das Aufgeschlossenwerden derselben, über die Existenz und Hervorbringung des Kalkhydrocarbonats, über die allmählige Bildung eines Hydrosilikats, wenn solche mit kaustischem und halbkohlensaurem Kalk gemengte Silicate mit Wasser in Berührung kommen, durch mehrfache Analysen und Synthesen der zu den Versuchen dienenden Mischungen, ergab sich bald ein genügender Aufschluß über jenen englischen Stein, und es wurde erkannt, daß wir in unsern Mergelflötzen ein reiches Material zu seiner Nachbildung besitzen, daß wir ihn selbst, nur unter einer etwas andern Form, seit undenklichen Zeiten vor unsern Augen liegend haben.

Wenden wir uns zu einem andern Felde, welches die Chemie bebaut, zur Pharmacie, wie wichtig sind ihre Anwendungen! Welchen Wust unnützer Arzneymittel hat sie nicht aus den Apotheken entfernt, welche Menge von Präparaten sind erst durch sie brauchbar geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

Die Träger jeder Wissenschaft sind Genauigkeit der Beobachtung, strenge Sonderung des Ungleichartigen, logische Reflexion und logische Speculation über die vorhandenen Erfahrungen. Die Trennung und Unterscheidung des Ungleichartigen ist in der Pharmacie von höchster Wichtigkeit. Der Arzt kann mit Arzneymitteln nur sicher beobachten, wenn sie constante Mischungsverhältnisse besitzen. Nur die Wissenschaft kann diesen Zweck erreichbar machen, nur sie kann vorschreiben, wie reine Materialien zu erhalten seyen. Es ist nicht genug, daß ein Extrakt, eine Infusion in hundert Fällen einen erfreulichen Erfolg habe, es ist nothwendig, das Wirksame in denselben herauszufinden, es zu isoliren und seine Wirkung vollkommen in der Gewalt zu haben.

Nachdem Sertürner 1816 mit dem Morphium gezeigt hatte, daß es vegetabilische Salzbasen gebe, so war damit ein weites und interessantes Feld in der Analyse der Pflanzenstoffe eröffnet worden. Die wissenschaftliche Pflege dieser Entdeckung brachte sehr bald Früchte von mancherley Anwendung. Es wurden die wirksamen Principe des Opiums, der Ignatiusbohne und der Krähenaugen, der Ipecacuanha, der Chinarinde ꝛc. als solche Salzbasen isolirt. Die Entdeckung des Chinins, die Scheidung und genaue Untersuchung des Cinchonins von Pelletier und Caventou sind hier vor andern zu erwähnen. Wie bedeutend die Consumtion der Salze dieser Stoffe ist, geht aus der Angabe hervor, daß im Jahre 1826 allein in den Apotheken von Pelletier und Levaillant in Paris 1593 Zentner Chinarinde verbraucht wurden, welche 59000 Unzen Salze lieferten. Man hat die Fabrikation an schwefelsauren Salzen in ganz Paris in diesem Jahre zu nicht weniger als 90,000 Unzen berechnet. Daß bey solchen Untersuchungen nicht nur eine geschickte Scheidung der nähern Bestandtheile, daß auch eine Elementaranalyse in Anwendung kommen müsse, wenn man genauerer Kenntniß sicher seyn will, bedarf wohl keiner Bemerkung. Es möchte aber Mancher glauben, daß, wenn sich die Chemiker von je nur mit Aufgaben beschäftiget hätten, welche sogleich praktische Anwendung voraussehen ließen, die Mittel zu ihrer Lösung nebenher von selbst gefunden worden wären. Die Methoden der heutigen organischen Analyse, wie sie von Gaylussac, Thenard, Berzelius, Liebig u. a. ausgebildet worden, zeigen deutlich die Ungereimtheit solcher Denkweise. Das chlorsaure Kali, das chromsaure Bleyoxyd, das Kupferoxyd wären eben so wenig nebenher entdeckt worden, als das kaustische Kali und seine Eigenschaft, die Kohlensäure zu absorbiren. Gleiches gilt von der Analyse unorganischer Substanzen und größere Arbeiten hierüber, wie wir sie von Klaproth, Berzelius, H. Rose, Mitscherlich, Fuchs, Stromeyer, Vauquelin, Thenard, Graham und vielen Andern besitzen, konnten nur aus freyer wissenschaftlicher Thätigkeit entspringen. — Einfluß

und Antheil der übrigen Naturwissenschaften. Verbindung der Chemie mit der Physik. —

Als ein Gemeingut dieser beyden Wissenschaften möge zum Schluße dieser Abhandlung noch eines der neuesten Beyspiele erwähnt werden, wo ihre Forschungen ins Leben übergegangen sind.

Nachdem Galvani 1791 die nach ihm benannte Electricität entdeckt und Volta diese Entdeckung erweitert hatte, blieben ihre Eigenschaften und Wirkungen nur innerhalb der Gränze gelehrten Treibens, und selbst die Zerlegung der Alkalien und Erden, welche Davy im Jahre 1807 damit bewerkstelligte, hatte nur wissenschaftlichen Werth. Die erste außerwissenschaftliche Anwendung wurde im Jahre 1807 durch Sömmering gemacht, welcher einen galvanischen Telegraphen construirte, wobey die Zeichen durch Wasserzersetzung und die dabey entstehende Gasentwicklung gegeben wurden. Als mechanische Kraft finden wir den Galvanismus zuerst in den Zambonischen Säulen 1814 benützt, welche Säulen ein zwischen ihnen isolirtes leichtes Pendel lange Zeit durch Anziehen und Abstoßen in Schwingung erhalten, so daß sogar eine Uhr dadurch in Bewegung gesetzt werden kann.

Inzwischen beschäftigten sich die Physiker aller Länder fortwährend mit diesen wunderbaren Erscheinungen und Kräften; die ursprünglichen Apparate wurden mannigfaltig abgeändert, die Beobachtungen genauer angestellt und weiter ausgedehnt. Die Zersetzung des Wassers und anderer flüssiger Leiter, die reguliniſchen Ausscheidungen der Metalle aus ihren Auflösungen, die Combination derselben zur Erregung, ihre Leitungsfähigkeit ꝛc. wurden Gegenstand des eifrigsten Studiums.

Im Jahre 1820 machte der dänische Physiker Oerstedt die Beobachtung, daß ein galvanischer Strom neben einer beweglichen Magnetnadel vorbeygeleitet, dieselbe je nach seiner Stärke mehr oder weniger ablenke.

Diese Entdeckung zeigte unzweydeutig einen Zusammenhang von Galvanismus und Magnetismus, welcher sich bis dahin nur zuweilen bey elektrischen Entladungen durch Eisen spurenweise angekündigt hatte. Es war zugleich ein einfaches Mittel zur Auffindung und Messung galvanischer Ströme

gegeben worden, wozu die Construction eines Multiplikators von Schweigger und Poggendorf (1821) noch besonders beytrug.

Im Jahre 1831 entdeckte Faraday, den Oerstedtischen Versuch gleichsam umkehrend, daß, wenn an einem ruhenden Magnet ein Multiplikator vorüberbewegt wird, in diesem ein galvanischer Strom entstehe, und die Richtung dieses Stromes auf eine leichte und bequeme Art nach Willkühr zu wechseln, wurde von Gauß durch die Construction des Commutators gezeigt. Dieses sind die Erfahrungen, auf rein wissenschaftlichem Wege errungen; mit welchen die Wunder geschaffen worden, die wir in der galvanischen Telegraphie, in der Galvanoplastik und Galvanotypie mit Recht anstaunen, durch sie sind Anwendungen möglich geworden, welche an das Abentheuerliche und Unglaubliche gränzen.

Wenn ein Dampfwagen gewaltig und allen Lasten trotzend daher rollt auf der Bahn, schnaubend wie in innerem Grimme, einem Ungeheuer vergleichbar, welches der Mensch gebändigt, dessen Kraft er sich dienstbar gemacht hat, bewältiget uns der Anblick, und wir huldigen dem Triumphe, welcher alles Große begleitet. Und doch ist diese Erfindung durch die Leistungen des Galvanismus noch in so ferne überboten, als wir ihre Elemente seit undenklicher Zeit vor Augen hatten, in hundert Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens auf sie aufmerksam gemacht waren; sie lagen nicht in jener Tiefe, sie mußten der Natur nicht so forschend und mühvoll abgefragt werden, wie die des Galvanismus.

Nachdem die Faraday'sche Entdeckung gleichsam den Schlußstein dieser Kette von wissenschaftlichen Erwerbungen gegeben hatte, waren die wesentlichsten Hindernisse beseitiget, sich jener Kraft vollkommen zu bemeistern, und mit bekannten sie zu verbinden. Das wichtige Agens, welches sich dem berühmten Arzte zu Bologna zuerst durch die Muskelzuckungen präparirter Frösche geoffenbart hatte, sollte nun in der verschiedensten Weise den Zwecken und Annehmlichkeiten des Lebens dienen.

Bald nach der Oestedt'schen Entdeckung nahmen Fechner, Ampère und Schilling die Idee ei-

nes galvanischen Telegraphen wieder auf, und construirten Apparate dazu. Von Gauß und Weber wurde aber mit Zuziehung der Faraday'schen Erfahrungen zuerst ein galvanischer Telegraph im Großen ausgeführt, zu Göttingen im Jahre 1833. Diesen Telegraphen hat Steinheil in der neuesten Zeit noch vereinfacht, und seinen Beobachtungen zufolge scheint sogar die Hälfte der Leitungskette unter gewissen Bedingungen durch den Erdboden ersetzt werden zu können, wodurch eine Verbindung der Stationen durch eine Drathleitung möglich gemacht würde.

Beynahe gleichzeitig sind die ersten Versuche von Botto, Dal Negro, Henry, Davenport, Jacobi und andern, den Electromagnetismus als bewegende Kraft anzuwenden. Die Apparate beruhen wesentlich auf dem Principe, durch einen galvanischen Strom Eisen magnetisch zu machen, und dadurch eine Anziehung desselben für anderes die Bewegung bedingendes Eisen hervorzubringen, oder auch nichtmagnetisches Eisen gegenüber einem Magnet galvanisch zu magnetisiren, und so durch Anziehung und Abstoßung eine Rotation zu erzeugen. In den meisten Fällen muß zu diesem Zwecke eine momentane Unterbrechung des Stromes, und seine Erneuerung fortdauernd abwechseln, und da mit diesen Kräften Magnete von 1000 Pfund Tragkraft augenblicklich erzeugt werden können, und der Magnetismus aus ihnen eben so schnell verschwindet, wenn der Strom nicht durchgeht, so läßt sich leicht denken, wie sie durch ihre Schwere, als Druck, Schlag oder Stoß benützt, als mechanische Triebkraft wirken können.

Den größten Versuch hierüber hat Jacobi in Petersburg angestellt, als er im Herbste 1838 mit einem 10 — 12 Menschen fassenden Boote, welches durch galvanische Kraft getrieben wurde, die Newa befuhr. Davenport hat damit eine Buchdruckerpresse in Bewegung gesetzt, zahlreiche Modelle für

Drehscheiben und Wagen sind bereits von Henri, Page, Davidsohn, Paterson, und andern construirt worden, und Steinheil hat gezeigt, wie damit die Zeitangaben einer Uhr an verschiedenen Orten beliebig oft wieder gegeben werden können. Jacobi hat ferner die Beobachtung, daß das Kupfer aus der schwefelsauren Auflösung durch Galvanismus in zusammenhängenden Blechen gefällt werden kann, zum Ueberziehen und Copiren leitender Flächen benützt, und da er an dem Graphit einen hinlänglich guten Leiter erkannte, so wurde es ihm auch möglich, Wachs- und Stearinformen hiezu anzuwenden, da ihnen durch Bestreichen mit Graphit eine leitende Oberfläche gegeben werden konnte. Die neuen Apparate, welche die fortdauernden Forschungen der Gelehrten lieferten, und die bekannt gewordenen Mittel zur Messung der Stärke des Stromes trugen zu dem vollkommenen Gelingen jener Niederschlags-Versuche wesentlich sey. So eröffnet sich der plastischen Kunst mit einemmale eine nie vorausgesehene Möglichkeit zu tausendfacher Vervielfältigung. Reliefe aller Art werden mit geringen Kosten in unglaublich kurzer Zeit auf das vollkommenste in Kupfer wieder gegeben. Lettern, Stereotypen und Formen, Verzierungen für Zimmer und Gebäude, selbst Statuen können auf diese Weise in Kupfer erhalten werden, und man denkt bereits daran, den großen Elephanten der Bastille in Paris auf galvanischem Wege anzufertigen.

Aus der Beobachtung, daß auch nichtleitende Substanzen mit galvanisch gefälltem Kupfer sich belegen, wenn sie in dünnen Schichten ein gut leitendes Metall zur Unterlage haben, gieng ferner die von mir gemachte Anwendung zum Copiren von gemalten Tuschbildern hervor, welche im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden hier erwähnt werden dürfte. Es wird dabey über ein solches auf platirtes Kupfer gemaltes Bild eine Kupferplatte gefällt, welche das Bild aufnimmt, als wäre

es hineingeätzt oder gravirt, und diese Platte, in wenigen Tagen fertig, kann wie eine gewöhnliche radirte abgedruckt werden. Da dem Künstler mit einiger Uebung eine ganz freye Führung des Pinsels möglich ist, so kann auf diesem Wege geleistet werden, was schwerlich eine der bekannten Kupferstechermethoden vermag.

Indem de la Rive der Kupferauflösung eine Goldauflösung substituirte, so zeigte er einen neuen Weg der Vergoldung, und indem Jacobi und Heß die Gasarten von galvanisch zersetztem Wasser, wie im Neumann'schen Gebläse vereinigt entzündeten, und die Flamme auf Kalk leiteten, erwiesen sie die Möglichkeit einer neuen Beleuchtungsmethode mit jenem glänzenden Lichte, welches schon früher Drummond für Signale und Leuchtthürme in Anwendung gebracht hatte.

Eine durch galvanische Zersetzung von Chlorzink in Ammoniak sehr leicht ausführbare Verzinkung von Kupfer und Messing hat Böttiger gezeigt.

Aus der Beachtung der Relation der Erregungsmetalle und des flüssigen Leiters ging schon früher die bekannte Davy'sche Sicherung kupferner Schiffsbeschläge durch Verbindung mit Gußeisen oder Zink hervor, indem dadurch dem Kupfer ein so negativer Charakter gegeben werden kann, daß es keine Corrodirung vom Seewasser mehr erleidet.

So haben wir durch die Wissenschaft die Mittel erhalten, Signale mit der Schnelligkeit des Lichtes zu geben, in Kupfer getriebene Arbeiten durch die Natur fertigen zu lassen, wie kein Künstler es vermöchte, Kupferplatten über Gemälde zu bilden, welche diese wie geätzt aufnehmen, mit einigen Metallplatten, Säuren und Salzen Maschinen in Bewegung setzen, mit den Elementen des Wassers zu beleuchten, und tausenderley Schöpfungen zu die-

nen, welche früher keine Phantasie für möglich gehalten hätte.

Und damit ist der Kranz noch nicht geschlossen, welcher aus diesem einen Felde des großen Reiches der Pallas hervorblüht, um ihr die Schläfe zu schmücken; noch manche Blume wird für ihn sich entfalten, welche die Zeit nur erst zur Knospe gereift hat. Man wird auffinden, wie das Kupfer, so auch das Gold, Silber und Platin in vorgeschriebene Formen zu fällen, ja es gehört nicht mehr in das Gebiet der Träumereyen, wenn sich der Gedanke gestaltet, die Elemente auf unsern Wink wandern zu lassen, edle Metalle auf galvanischem Wege aus Erzen zu scheiden, wie bereits von Becquerel geschehen, mit unsichtbaren Kräften Lasten in freye Luft zu heben u. dgl.

Und bedenkt man, wie Alles dieses in weniger als 50 Jahren ins Daseyn gerufen wurde, wie selbst die gesammte Chemie in ihrer reinen und strengen Form nur um weniges älter ist, so wird man den Werth erkennen müssen, welcher rein wissenschaftlichen Forschungen zukommt, und einsehen, wie abhängig von ihnen Blühen und Fortgang in Industrie und Gewerben sind.

Hierauf hinzuweisen war der Zielpunct dieser Rede, um, so viel an mir, die Interessen jener Institute zu vertreten, welchen die Pflege der Wissenschaft obliegt, um zu zeigen, wie diese Institute Freyheit in jeder Richtung der Thätigkeit bedürfen, um zu gedeihen, wie sie des Schutzes der Könige, der ihnen von jeher geworden, würdig sind, und wie ihrer aller Aufgabe der Wahlspruch unserer Akademie umfaßt: Rerum cognoscere causas.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. uud Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

Wenn schon die Akademie als den Kreis ihrer nächsten Thätigkeit die Erforschung concreter Verhältnisse betrachten muß, welche weiterer Aufklärung und Erläuterung bedürfen, so ist sie doch auch veranlaßt, die Ergebnisse der Zeitbewegung auf den einzelnen wissenschaftlichen Gebieten manchmal zusammenzufassen und dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen. Von diesem Gesichtspuncte aus erlaube ich mir, der mathematisch-physikalischen Klasse einen Aufsatz vorzulegen, worin ich versucht habe, die Lehre von dem Geschlechte der Pflanzen und namentlich von der Befruchtung, nach ihrem dermaligen Inhalte, für das größere wissenschaftliche Publikum darzustellen.

Es sind seit wenigen Lustren Resultate auf diesem Gebiete der physiologischen Botanik gewonnen worden, welche die früheren Doctrinen auf das Bestimmteste begrenzen und ihnen eine vorher nicht geahnte Kraft und Schärfe gewähren. Während man noch vor zwanzig Jahren von einer Aura seminalis im Gewächsreiche sprach, und es andererseits Schriftsteller gab, welche den Pflanzen jede Spur eines geschlechtlichen Gegensatzes abläugneten, hat man jetzt, unter der Begünstigung verbesserter Mikroskope und bey erweiterter und verschärfter Beobachtung, eine ganz neue und befriedigendere Einsicht in das Befruchtungsgeschäft der Pflanzen gewonnen. Für Vieles, was man früher nur als das Resultat einer, den Sinnen unerreichbaren Kraft bezeichnete, hat man gegenwartig concrete Anschauung. Dabey gestattet eine genauere Einsicht in das Wesen der organischen Anfänge überhaupt ebenfalls neue Deutungen von dem Zeugungsproceß der Pflanzen.

Will man übrigens diese Vorgänge in ihrer Eigenthümlichkeit erfassen, so ist es nöthig, sie mit den Resultaten der neueren Untersuchungen über die äussere Gestalt der Pflanze und über den Entwicklungsgang derselben überhaupt in Beziehung zu setzen. Hievon ausgehend, habe ich es versucht, in den folgenden Zeilen die morphologischen Hauptlehren in populärer Weise dargestellt mit denen über die Geschlechtsfunction der Pflanzen in Verbindung zu bringen.

Alles Lebendige wird von zwey mächtigen Trieben, den Springfedern der Existenz, in Thätigkeit und Bewegung erhalten: vom Triebe der Selbsterhaltung, und von dem der Fortpflanzung. Jener beherrscht das Leben von seinem Anfange bis an das Ende; dieser erwacht erst später, dauert nicht durch die ganze Lebenszeit an, regt sich bey manchen Geschöpfen nur einmal; kehrt bey andern von Zeit zu Zeit regelmäßig wieder, und erlischt mit zunehmendem Alter. Beyde Triebe sind einander in gewissen Beziehungen entgegengesetzt, und äußern sich oft auf gegenseitige Kosten. Vermöge des Selbsterhaltungstriebes gehört das Einzelnwesen nur sich, nur der Gegenwart an, vermöge des Fortpflanzungstriebes dient es einem Etwas außer sich, dient es der Zukunft. Dieser Trieb vermittelt die

Vermehrung der Individuen, und sichert einer jeden Art lebendiger Wesen eine ununterbrochene Fortdauer, während die einzelnen Geschöpfe hinfällig und vergänglich nur eine gewisse, im Verhältnisse zum Leben der Art, kurze Zeitperiode, bestehen.

Diesem Triebe gehorsam, bringt das Einzelwesen sich gleichsam in seinem Abbilde, in einem anderen, ihm nach allen wesentlichen Beziehungen gleichen Individuum auf die Nachwelt. Durch ihn dauert Leben, wenn nicht im Einzelnen, doch im Ganzen fort, durch ihn verewigen die lebendigen Geschöpfe ihre innere und äußere Gestalt, ihre Thätigkeit, und ihre eigenthümlichen Lebens-Erscheinungen.

Damit sich der Fortpflanzungs-Trieb entfalten, und ein neues Leben hervorbringen könne, ist ein gewisser Gegensatz in der Thätigkeit und in der Gestaltung des Einzelnwesens selbst nothwendig. Es müssen verschiedenartige Kräfte wirksam werden, deren jede durch gewisse eigenthümliche Theile getragen, von ihnen gehandhabt wird. Eine solche Verschiedenartigkeit in der Bildung ist aber überhaupt wesentliche Bedingung des Lebendigen. Vollständig gleichartig (homogen) ist nur das todte Gebilde; das Lebendige besteht immer aus verschiedenartigen Theilen (Organen), deren jedem eine besondere Wirksamkeit, eine entsprechende (innere und äußere) Morphose angewiesen ist. Wie die Selbsterhaltung, so wird auch die Fortpflanzung durch besondere, mehr oder weniger eigenthümliche Organe vermittelt.

Wo immer es bey lebendigen Geschöpfen zur Vermehrung von Individuen, zur Fortpflanzung kommt, läßt sich also, wie gesagt, ein gewisser Gegensatz in der Bildung des Organismus erkennen, welcher jene Vermehrung einleitet, und ausführt: Fortpflanzungs-Organe. Sie erscheinen bald vollständig in einem einzelnen Individuum, bald sind sie zwey verschiedenen zugewiesen. Im ersten Falle sind die Organe, welche die Fortpflanzung vermitteln, sehr häufig nur nach Einem Typus gebildet, und bringen neue Individuen durch eine nach und nach in ihnen vorgehende Veränderung, ohne äußerlich sichtbare Aufeinanderwirkung verschiedenartiger Theile (ohne Begattung) hervor (geschlechtslose Fortpflanzung). In den viel häufigeren Fällen dagegen wirken zwey, eigenthümlich und verschiedenartig gestaltete, auf zwey Individuen vertheilte Organe in dem äußerlich sichtbaren Begattungsacte auf einander, und die Vermehrung und Fortpflanzung ist eine geschlechtliche. Die geschlechtslose Fortpflanzung im Pflanzenreiche bedingt immer einen Gegensatz zwischen dem Innern und dem Aeußern, zwischen dem Umkreise und dem Mittelpuncte des sich vermehrenden Individuums. Die Erzeugung eines neuen, dem älterlichen wesentlich (nach den Charakteren der Art) gleichen Individuums geschieht hier entweder durch Aussprossen und Abschnürung an den Enden, oder durch Ausstoßung aus dem Innern.

Eine solche Abstossung von Entwürfen neuer Individuen, (Brutkörner, Knospenkörner, Keimlingen) ist die Form, unter welcher sich die Algen oder blüthenlosen Wassergewächse, die Flechten und Pilze fortpflanzen. Der allgemeinste Ausdruck für diesen Vorgang ist: Verdichtung des Inhalts einer einzelnen Zelle, oder Vereinigung und Zusammenwachsung mehrerer solcher erfüllter Zellen zu einem größeren Korne, und nachherige Lösung desselben von der Mutterpflanze, mit oder ohne vorhergegangene Streckung (Sprossung). Das gelöste Brutorgan beginnt sodann mit der Hervorbildung eines Niederwuchses (Wurzel), und läßt hierauf die Entfaltung des Aufwuchses folgen. Auch höher organisirte Gewächse, die von sich selbst Absenker, Ableger, Keimzwiebeln bilden, folgen hierin demselben Typus, und auf ihn reducirt sich auch die Bildung von Absenkern, Abreißern ꝛc.

In allen diesen Fällen wird die Erzeugung neuer Individuen durch nichts anderes bedingt, als durch eine eigenthümliche Aenderung im Gefüge, d. h. in der Ausbildung, respective Erfüllung, und in der vermehrten Zusammensetzung von Zellen und Gefäßen, woraus das erzeugende Individuum besteht.

Bald wird das Gefüge an einzelnen Orten verdickt, indem sich die kleinsten elementarischen Gebilde dichter an einander häufen, bald wird es hie und da schlaffer, dünner und löset sich aus seinen ursprünglichen Verbindungen. Der abgeschnürte Sprosse oder der ausgestossene Keim ordnet alsbald

einen selbständigen Lebenslauf für sich an, wächst in Länge und Breite, und wird am Ende ein seinem Erzeuger ganz gleiches Individuum, welches sich in ähnlicher Weise fortpflanzt. Der gesammte Proceß unterliegt zwar, wie jeder Act des Lebens, einem regelmäßigen Rhythmus: er beginnt in einer gewissen Zeit und wird in einer gewissen Periode vollendet; doch geht die Zunahme und Ausbildung des jungen Individuums ohne deutlich von einander unterschiedene Absätze in langsamer Continuität, wie das Wachsen oder Zeitigen einer Frucht, vor sich. Man kann demnach den Mangel deutlich hervorspringender Entwicklungsperioden, oder die schleichend und unvermerkt eintretende Förderung und Zu-Gestaltung (Paramorphosis) der Brut als einen wesentlichen Charakter des Fortpflanzungsgeschäftes geschlechtsloser Pflanzen bezeichnen.

Uebrigens tritt eine solche neue Bildung immer nur aus dem Aufwuchse, d. h. aus dem Stamme und den Blättern, oder aus einem Theile hervor, worin Stamm und Blatt organisch verbunden, gleichsam verschmolzen sind (aus dem sogenannten Lager, Thallus.) Niemals erzeugt sich ein neues Individuum in ähnlicher Weise aus dem nach unten wachsenden Systeme, dem Niederwuchse oder der Wurzel. Darum muß ein in dieser Art neuentstandenes Individuum, wenn es als selbständige Pflanze fortleben soll, seine Wurzel, die es noch nicht mitgebracht hat, erst nachträglich aus sich hervorbilden. Wird aber ein solcher Sprosse, oder was gewissermassen dasselbe ist, eine Knospe, ein Auge, von einem Gewächse auf das andere künstlich übertragen, so bedarf es keiner eigenen Wurzel, da ihm die seiner sogenannten Unterlage (Sujet) dient; er entfaltet sich nun nur nach Oben in Stamm und Blätter. Wir finden bey dieser Art von Vermehrung, daß das auf solche Weise erzielte junge Gewächs in allen seinen Eigenschaften vollkommen mit dem erzeugenden Individuum übereinstimmt. So entwickelt sich also z. B. das Auge oder Pfropfreis einer gewissen Obstsorte zu der vollkommen gleichen Sorte. In diesem Falle wird daher unmittelbar das Individuum vermehrt und fortgepflanzt, und darum haben wir in der Manipulation des Pfropfens und Aeugelns ein naturgemäßes Mittel, die Zahl edler Obstbäume zu vermehren, indem die schlechte Sorte des Wildlings durch den künstlich eingesetzten Theil veredelt wird.

Ganz anders verhält sich alles dieses, wenn die Vermehrung und Fortpflanzung durch die eigenthümliche Veranstaltung des Geschlechtes geschieht. In diesem Falle ist das neue Individuum keineswegs bloß das Product der Ablösung eines gleichartig gebildeten Theiles von dem älterlichen Gewächse, sondern vielmehr das Resultat gegenseitiger Einwirkung von zweyerley, ursprünglich, d. h. von ihrer Entstehung an, verschiedenartigen Organe, — eines männlichen, befruchtenden, und eines weiblichen aufnehmenden, befruchtungsfähigen, auf einander. Die Nachkommenschaft kömmt zwar im Wesentlichen der Form und Lebensäußerungen mit dem Erzeuger überein, entwickelt sich aber mit größerer Freyheit und Eigenthümlichkeit, und wird darum dem älterlichen Organismus minder gleich. Darum pflanzt, wie dieß insbesondere Link (Philosophia botan. Edit. I. S. 405. 407.) hervorgehoben hat, das Geschlecht im Pflanzenreiche nicht das Individuum, sondern die Art fort. Hieraus stammt die Verschiedenheit zwischen Aeltern und Kindern im Pflanzenreiche, die Erscheinung von Varietäten, Sorten, unter dem Einfluße verschiedener äußerer Lebensbedingungen. Aus diesem Grunde sind wir in der Pflege und Vermehrung edler Gewächssorten nicht sowohl auf den Samen, als vorzugsweise auf die geschlechtlose Fortpflanzung durch Edelaugen, Pfropfreiser u. s. w. angewiesen. Diejenigen Gewächse aber, welche wegen ihrer kurzen Lebensdauer sich nicht für diese Art von Vermehrung eignen, wie z. B. die Getreidearten, Lein u. s. w. können wir, sobald sie auszuarten anfangen, nicht mehr veredeln, und wir müssen ihren Samen durch einen bessern ersetzen, der unter günstigeren Aussen-Verhältnissen ist erzogen worden.

Bey den niedrigorganisirten Pflanzen, denen wir kein Geschlecht zuschreiben, begegnen wir mehreren Erscheinungen, die zu bestätigen geeignet sind, daß ihren Fortpflanzungskörnern die eben erwähnte

Neigung inhärire, vorzugsweise die Gestaltung der individuellen mütterlichen Pflanzen (das Individuum) fortzupflanzen. So namentlich die Flechten, welche sich bald durch die Brutkörner des gesammten Lagers oder Laubes, ohne Unterschied, bald durch solche vermehren, die aus den etwas höher organisirten, einer Frucht entsprechenden Schildchen oder Knöpfchen (Apothecia) ausgeschieden werden. Im ersten Falle hält die Nachkommenschaft mehr an derjenigen Form fest, welche eine vorzugsweise Ausbildung des Lagers darstellt, im andern an jener, wo das Lager fast verschwindet und das neue Individuum fast nur aus Apothecien zu bestehen scheint. Dasselbe Verhältniß begründet auch wahrscheinlich die Thatsache, daß die Moose ihre Varietäten mit größerer Entschiedenheit durch ihre Keimkörner fortpflanzen, als viele andere Gewächse von höherer Organisation, denen wir mehr entwickelte, und vermöge eines Gegensatzes auf einander wirkende Fortpflanzungsorgane, also ein Geschlecht, zuschreiben.

Die Meynung, daß auch die Gewächse ein wahres Geschlecht haben, ist uralt. Wir finden Spuren von ihr bey den frühesten griechischen Schriftstellern, und seit Anfang des 17. Jahrhunderts ist die Sexualität der Pflanzen in Deutschland (zuerst von Adam Zaluzianski zu Prag und R. J. Camerarius zu Tübingen) gelehrt worden. Linné hat bekanntlich auf die Sexualität sein Pflanzen-System gebaut, und seit jener Zeit ist man gewohnt, in den sogenannten Staubfäden (Stamina) der Blumen die männlichen, und in dem Stempel (Pistillum) die weiblichen Organe anzuerkennen. In den meisten Fällen sind diese beyden Geschlechtsorgane in Einer (sogenannten Zwitter-) Blüthe vereinigt. Eine unmittelbare Aufeinanderwirkung derselben zur Darstellung des Entwurfes einer neuen Pflanze, des Samens, war seit jener Zeit allgemein angenommen worden, ohne daß jedoch das Wie dieses Zeugungsactes ganz concret wäre nachgewiesen worden. Man rechtfertigte damals die Annahme der Sexualität vorzugsweise durch die Entstehung von Bastarden oder Blendlingen im Pflanzenreiche.

Man hat nämlich, sowie im Thier- auch im Pflanzen-Reiche, nach dem Vorgange von Kölreuter (1761) durch künstliche Begattung Blendlinge hervorgebracht, und gegenwärtig schlagen viele industriöse Gärtner dieses Verfahren ein, um große und langblühende Blumen zu erziehen. Da man die Bastard-Bildung hier unter ähnlichen Bedingungen und Gesetzen erscheinen sieht, wie im Thierreiche, so pflegt man sie als den entschiedensten Beweis von der Sexualität der Pflanzen zu betrachten. Inzwischen hat die neueste Zeit große Fortschritte gemacht, um die innersten und wesentlichsten Urvorgänge in der Zeugung zu enthüllen. Und während im Thierreiche jener geheimnißvolle Act, wo sich das Leben eines neuen, mit Seele, mit Affecten, mit einer zusammengesetzten Sinnlichkeit, mit Verstand und Geist begabten thierischen Individuums aus der geschlechtlichen Zusammenwirkung der Aeltern entzündet, mit seinem Anfange jenseits der Grenzen der Körperlichkeit liegt, und seit Jahrhunderten dem darauf gerichteten Eifer der Forschung spottet, war man so glücklich die Untersuchungen über das Befruchtungs-Geschäft der Pflanzen, unter der Begünstigung trefflich construirter Mikroskope, bis an die Schwelle des sinnlich Wahrnehmbaren fortzuführen. Der ganze Hergang liegt dermalen als eine concrete Erscheinung vor uns, und die weitere Aufgabe der Beobachter dieses Prozesses bleibt nur, die Mannigfaltigkeiten nach der verschiedenen innern und äußern Gestalt der einzelnen Pflanzen zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. uud Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

(Fortsetzung.)

Um aber das Wesentliche in dem Befruchtungswerke der Pflanzen zu übersehen, ist es nöthig einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte dieser Wesen überhaupt zurückzuthun.

In dem von der Erde abgewandten, nach oben, gegen die Sonne hin entwickelten Theile der höheren Gewächse, d. h. derjenigen, welche mit Blüthen versehen sind (nur von diesen soll fürs Erste die Rede seyn), stellt das Wachsthum zwey Hauptrichtungen dar: eine in die Länge, eine in die Breite. Jene erscheint im Stamme oder Stengel und in dessen Theilen, den Aesten und Zweigen, dieser in den Blättern. Diese beyden Theile stehen vom Anfange an in einem genetischen Verhältnisse zu einander, d. h. sie bedingen sich wechselseitig. Der Stamm ist das Tragende, Ausdauernde, Beständige; das Blatt das Getragene, Vorübergehende, Hinfällige.

Der Stamm zeigt in seiner innern Gestaltung, d. h. in seiner Zusammensetzung aus Zellen und Gefäßen, eine große Symmetrie; die Blätter sind rücksichtlich ihrer Zusammensetzung aus solchen Elementar-Organen unsymmetrisch. Vergleicht man nämlich einen gesammten Querdurchschnitt eines Stammes oder den eines regelmäßigen Theils von demselben, eines Quadranten, Sextanten, mit einem gleichgroßen andern, so wird man Zellen und Gefäße überall in den entsprechenden Theilen in gleicher Anzahl, Größe, Form und in gleichen Lagerungsverhältnissen antreffen.

Anders verhält sich dieß bey den Blättern, denn die Elementarorgane derselben sind von der Einen Seite gegen die durch den Mittelnerven bezeichneten Mediane hin gezählt nicht ganz in demselben Verhältnisse vorhanden, als von der andern, und eben so zeigt ein Durchschnitt von oben nach unten Verschiedenheiten in Zahl, Gestalt und Anordnung der Elementarorgane.

Der Stamm auf den Niederwuchs oder die Wurzel gestützt, ist vermöge der in ihm auf und abgeleiteten Säfte der Bildner und Ernährer der Blätter; diese hingegen, mit besonderen Athmungsorganen versehen, helfen zur Vermehrung, zur Bereitung, Veränderung, Veredlung der Säfte mit. Aus der gegenseitigen Wirkung und Rückwirkung dieser Theile auf einander, geht die Ernährung des Ganzen, Fülle und Gesundheit hervor. Die Säfte, welche Träger des bildungsfähigen Stoffes sind, werden im Wachsthume zu festen Theilen verarbeitet, und es ist der Stamm als der bestehende, ausharrende, kräftigere Antheil des Aufwuchses, welcher von Jahr zu Jahr an Masse zunimmt, während die Blätter, nachdem sie eine Zeitlang zu diesem Geschäfte mitgedient haben, abfallen, und durch

neue ersetzt werden. Dieses ganze, oft unendlich vielgliedrige System des Aufwuchses wird vorzugsweise vom Triebe der Selbsterhaltung beherrscht, so lange es nicht blüht.

Mit dem Eintritte der Blüthe regt sich ein anderes höheres Leben in der Pflanze, welches der Art, nicht mehr dem Individuum, gewidmet ist. In den meisten Fällen erscheint die Blüthe nach den Blättern und am Stengel und dessen Zweigen oberhalb der Blätter. Der Blüthen-Prozeß stellt immerhin einen Gegensatz mit der Bildung des Laubes dar, so zwar, daß er die Entstehung von Laubzweigen oder Blättern hemmt oder aufhebt. Man könnte sagen, daß in dieser Weise zwey verschiedene Naturen auf einander stehen, eine niedrigere, der Gegenwart, der Existenz des Individuums geweiht, und eine höhere, welche für die Zukunft arbeitet, indem sie den Entwurf neuer Individuen vorbereitet und ausbildet. Das Gewächs gebraucht aber, indem es diese letztere Aufgabe verfolgt, dieselben Mittel, dieselben Organe, deren es sich zur Selbsterhaltung bediente, d. h. es arbeitet mit dem Stamme und mit den Blättern, jedoch so, daß diese Organe Behufs der höheren Bestimmung oder der Geschlechts-Thätigkeit verwandelt (metamorphosirt) werden. Der Stamm oder Zweig, jener Theil, welcher vorzugsweise das längere Wachsthum repräsentirt, wird in Länge und Breite zusammengezogen, er wird Blüthenstiel und Blüthenboden (so nennen wir ein Zweiglein, welches unmittelbar die Blüthe trägt, und um dessen äußerstes Ende herum die Blätter der Blüthe geordnet sind). Das andere Hauptgebilde des Aufwuchses aber, das Blatt, wird in den Staubfaden oder das Staubblatt einerseits, und in den Stengel oder das Fruchtblatt andererseits umgewandelt. Von diesen beyden Theilen, den sogenannten Geschlechts-Organen der Pflanzen, ist jener Träger der männlichen, dieser Träger der weiblichen Thätigkeit. Diese beyden Arten verwandelter Blätter machen die Blüthe aus, welcher die Bestimmuug ertheilt ist, aus ihrem geschlechtlichen Gegensatze die Anlage eines neuen Individuums, den Samen mit seinem Keime, hervorgehen zu lassen. Sie sind es also, die in ihrer Zusammenwirkung den Keim erzeugen. Zwischen diesen zur Fortpflanzung unbedingt nothwendigen, verwandelten, und zwischen den grünen, nicht verwandelten Blättern sehen wir in den meisten Fällen noch eine besondere Reihe ebenfalls umgewandelter Blätter: die Blume, welche gemeiniglich aus zweyerley Arten von Blattbildungen, den Kelch- und Kronenblättern, zusammengesetzt ist. Dieses sind gewissermassen Vorbereitungsformen, bestimmt, die höchsten und letzten, äußersten Gestalten und Thätigkeiten an der Pflanze einzuleiten. Alle diese Blätter, dieses ganze, zu Blum' und Blüthe, wie ein wunderbares Bauwerk vereinigte und geordnete System der verwandelten Blätter ist vorzugsweise durch eine andere Färbung und Gestalt, und durch ein zarteres Gefüge von den grünen Blättern unterschieden; und das Glied des Stengels, welches sie tägt, und um dessen Spitze sie geordnet sind, unterscheidet sich von dem Stengel und dessen gewöhnlichen Theilen, den Zweigen, durch die verhältnißmäßig geringe Masse, durch die Verfeinerung und Zartheit seines Gefüges, vermöge welcher er auch nicht länger, als die Frucht zu bestehen vermag, und im Gegensatze mit den gewöhnlichen Zweigen keine auffallende Verholzung erfährt. Nichts desto weniger aber sind doch die Blätter des Kelches und der Krone, sind die Staubfäden und die Stengel eigentlich Blätter, und ebenso ist der Blüthenstiel und Blüthenboden ein wahrer Zweig. Wir können uns hievon sehr häufig, besonders durch die sogenannten monströsen Blüthen überzeugen, wo man mehr oder weniger deutlich den allmähligen und theilweisen Uebergang von grünen Blättern in die verschiedenen Stufen der verwandelten Blätter, oder, was den Zweig betrifft, dessen Fortwachsen zu einem andern Zweigglede mit wahren grünen Blättern beobachten kann. — Während bey der regelmäßigen Blüthenbildung eine jede dieser Umgestaltungen des Blattes nach und über der andern, in einer gewissen Stufenfolge, und absatz- oder sprungweise, d. h. auf einmal, plötzlich hervortritt, sieht man in solchen regelmäßigen, gestörten Blüthenbildungen ein oder das andere Blatt in seinen Hälften verschiedenartig entwickelt, z. B. halb grün und halb gefärbt, und die ganze Auf-

einanderfolge aller verschiedenen Umgestaltungen gleichsam verrückt, und aus der regelmäßigen Ordnung gebracht. Man kann dieß nicht selten bey kultivirten Gewächsen wahrnehmen, z. B. bey Tulpen und Rosen.

Das tragende Gebilde, oder der Stengel erfährt zwar bey dem Prozeß der Blüthenbildung, keine so mannigfaltigen Veränderungen seiner innern und äußern Gestalt, wie die Blätter; übrigens wird auch er hier ein anderes Organ. Das Wesentlichste in Beziehung auf ihn ist, wie erwähnt, daß mit dem Auftreten der Blüthenblätter das Längenwachsthum im Stamme und dessen Verzweigungen aufgehoben wird. Der Stengel, welcher früherhin die grünen Blätter in mehr oder minder deutlichen Abständen von einander trug, wird, sobald die Blüthenbildung durch die Erscheinung des Kelches eingeleitet ist, gar sehr verkürzt und zusammengezogen, so daß er nun zwischen den einzelnen im Kreise oder Wirbel gestellten Blättern der Blume nur als ein kleines Knötchen erscheint. Dieß ist der sogenannte Blüthenboden. So schließt denn der Stamm, oder Zweig mit der Blüthe sein Längenwachsthum vollständig ab. —

In den eigentlichen Blättern der Blüthe, den Staubfäden und Stempeln, gehen aber eigenthümliche Veränderungen vor, welche die Entstehung neuer, vorher nicht in der leisesten Audeutung vorhandener Theile bezwecken. Es sind dieß der Blüthenstaub, den man dem männlichen Samen vergleichet, und die Eyer, welche durch die Befruchtung mit einem Keime als mit der Anlage des neuen Gewächses versehen werden. Diese beyden Theile sind also die wesentlichsten Geschlechtstheile der Pflanzen, als das vorzugsweise männliche und weibliche an diesen Geschöpfen zu betrachten. Die Art ihrer Entstehung und ihrer gegenseitigen Einwirkung, um Nachkommenschaft zu erzeugen, ist in neuester Zeit besonders bey Vervollkommnung mikroskopischer Beobachtungen mit Evidenz nachgewiesen worden.

Um den Vorgang klarer zu erkennen, welcher diese Erzeugung einer neuen Pflanzen-Anlage zu ermitteln vermag, müssen wir noch einen Blick auf die verschiedenen Formationen des Blattes werfen. Wir können annehmen, daß das Urbild, der Typus, eines vollständig entwickelten grünen Blattes an sich drey Theile darstelle: Den Scheidentheil (Vagina), den Blattstiel (Petiolus), und den Breitentheil (Lamina). Der Scheidentheil ist derjenige, womit das Blatt am Stengel oder Zweig befestiget ist. Er umgreift einen Theil des letzteren, und ist in so fern nach Innen concav, nach aussen conver. An seinem obern Ende geht er in den Blattstiel über, wo alle Gefäße enger zusammenlaufen, und einen runden oder halbrunden Körper bilden. Von diesem Blattstiele aus breiten sich die mehr und mehr verzweigten und verfeinerten Gefäße nach mehreren Richtungen hin aus, und indem sie durch einige Schichten von Zellgewebe mit einander in einer Fläche verbunden werden, bilden sie den obersten hautartig ausgedehnten Breitentheil oder die Blattfläche.

Dieser ist vermöge seiner zahlreichen Spaltöffnungen insbesondere zur Einhauchung und Aushauchung von Luft und Wasserdunst, soweit zur Vermehrung und Zubereitung der Nahrungssäfte bestimmt. Wenn nun das Blatt durch den höhern Trieb der Fortpflanzung umgestaltet, die Natur des Blüthenblattes annimmt, so werden seinen 3 organischen Theilen andere Funktionen übertragen. Das zum Staubblatt umgestaltete grüne Blatt verliert in den meisten Fällen seinen Scheidentheil; sein Blattstiel wird zu einem feinen Faden, (filamentum); sein Breitentheil wird in den Staubbeutel (Anthera) verwandelt. In diesem letzten Theile geht die wesentlichste Veränderung vor. Das zwischen der obern und unteren Fläche des Blattes gelegene Zellgewebe nämlich erleidet eine eigenthümliche Anschwellung und Auflockerung, und der in ihm enthaltene bildungsfähige Saft rinnt in jeder Zelle in einige, meistens vier, unendlich kleine Körner zusammen. Diese Körner verdichten sich mehr und mehr, und bilden sich allmählig zu dem sogenannten Blumenstaub (Pollen) aus. Die äußerst zarten Zellen, worin diese neue Bildung vor sich geht, und welche man deßhalb Mutterzellen (Collenchyma) zu nennen pflegt, werden nach und nach aufgesaugt, und verschwinden endlich ganz, so daß

die kleinen Kügelchen, unter der Form eines sehr feinen Staubes, zwischen den äußersten Hautschichten des Staubbeutels frey liegen, bis sie endlich, nach Zerreißung des Beutels, aus ihrer Höhlung hervorquellen, wo sie dann ihr Befruchtnngsgeschäfte als männlicher Same anzutreten haben. Untersucht man nun diesen Blumenstaub, so findet man, daß seine Körner, welche die mannigfaltigsten kugligen, elliptischen, oder eckichten Gestalten zeigen, kleine aus einer doppelten Haut bestehende Bläschen sind. Die äußere Haut oder Schale ist stärker und nicht selten scheinbar aus sehr kleinen Zellen zusammengesetzt. Sie ist jedoch wahrscheinlich auch in diesem Falle als eine einfache Zelle zu betrachten, deren Oberfläche durch eine netzförmig gestrickte Verdickung verstärkt ist. Die innere tapezirt jene auf ihrer innern Oberfläche aus, ist unendlich zart und fast durchsichtig. Die äußere Haut hat eine beträchtliche Fähigkeit, sich zusammen zu ziehen; ist an gewissen Punkten mit Falten oder Poren versehen, und schält sich bisweilen von der innern theilweise ab. Diese letztere ist sehr dehnbar, und tritt bey der Befruchtung an gewissen Orten, nämlich an jenen Poren oder Einfaltungen der äußern Haut aus dieser hervor. Man erkennt nun deutlich, daß sie mit einer sehr zarten, schleimigen Flüssigkeit erfüllt ist, in welcher unendlich kleine Körperchen von runder oder oblonger Gestalt schwimmen, und sich nicht selten mit Lebhaftigkeit bewegen. Diese feine Flüssigkeit (fovilla) entspricht dem befruchtenden Safte im Samen der Thiere. Die innere Haut der Pollenkörner verlängert sich bey dem Befruchtungsgeschäft in der Form eines äusserst feinen, durchsichtigen Schlauches, welcher nun aus sich selbst herauswächst, und sein Wachsthum so weit fortsetzt, bis er den Theil erreicht hat, welchen wir unter dem Namen des Pflanzeneyes als die Anlage des künftigen Samens betrachten.

Das Ey aber ist ein Erzeugniß desjenigen Blattes in der Blüthe, welches auf eine von dem Staubfaden ganz verschiedene Weise durch Umbildung aus dem gewöhnlichen Blatte entstanden ist, und als Stempel, Fruchtblatt, oder weibliches Organ bezeichnet wird. Bey dieser Umgestaltung wird

der Scheidentheil des grünen Blattes zum Fruchtknoten oder Fruchthalter (Ovarium, germen); der Blattstiel wird zum Griffel (Stylus); der Breitentheil, sonst der ausgedehnteste Theil des Blattes, wird hier verhältnißmäßig am meisten zusammengezogen, und zur Narbe umgestaltet. Dieses sogenannte Fruchtblatt nimmt gemeiniglich den Mittelpunct der Blüthe ein, und schließt, wie der Giebel, den ganzen wunderbaren Palast der Pflanze ab. Es ist nun in dem Fruchtknoten, wo sich die Eyer entwickeln. Sie finden sich in den meisten Fällen an dem Rande des Scheidentheiles, welchen wir uns als nach innen zusammengerollt und an den Rändern ihrer ganzen Länge nach verwachsen denken müssen, so daß dadurch eine Höhlung entsteht, in welche die Eyer hereinragen. Diese Höhlung verlängert sich entweder nach oben durch den ebenfalls hohlen Griffel, gegen die Narbe hin, oder sie ist hier durch ein zartes Zellgewebe geschlossen, welches die Mitte des Griffels ausfüllt.

Die Narbe, der oberste Theil des Fruchtblattes, erscheint in den meisten Fällen in einer Gestalt, welche von der der grünen Blattfläche, als deren Umgestaltung sie zu betrachten ist, wesentlich abweicht. Sie ist der verhältnißmäßig kleinste Theil am Fruchtblatte, sieht oft nur wie ein rundes Knötchen aus, und ist gewöhnlich aus locker auf- oder nebeneinander gehäuften Zellen, ohne deutliche Oberhaut, gebildet. Die in der Höhlung des Fruchtknotens entstehenden Eyer erscheinen anfänglich als sehr zarte kegelförmige Wärzchen, und sind bloß aus einem feinen Zellengewebe, ohne Gefäße, zusammengesetzt. Man unterscheidet an ihnen schon vor der Befruchtung eine Zelle, welche sich durch Größe und Gestalt von den übrigen Zellen kenntlich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. uud Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

(Fortsetzung.)

Dieß ist der sogenannte Embryosack. Die Eyer selbst nennt man in diesem frühesten Zustande den Eykern. Da, wo diese zelligen Wärzchen aus dem Fruchtblatte hervorragen, also an ihrem Grunde, erscheinen nun frühzeitig ein oder zwey wulstartige Ringe, welche sich nach und nach unter der Form einer kegelförmigen Haut oder einer nach vorne abgestutzten Düte rings um den kegelförmigen Eykern gegen dessen Scheitel hin verlängern und endlich nur seine Spitze frey und offen lassen. In dieser Zeit ist es, daß die feinen Befruchtungsschläuche des Pollenkornes mit dem Eykern in Berührung treten, indem sie durch die von jenen dütenförmigen Umhüllungen offen gelassene Mündung auf den Eymbryosack treffen. Es geschieht dieß in der Art, daß die Pollenkörner entweder von selbst auf die Narbe des Fruchtblattes fallen, oder durch den Wind, durch Insekten und andere Veranlassungen dahin getragen werden, — daß sie sich nun auf der Narbe festsetzen, und ihre zarten Befruchtungsschläuche zwischen den lockern Zellen, woraus diese besteht, hindurch, hinab in die Höhlung des Griffels oder des Fruchtknotens, oder wenn jene ebenfalls mit Zellengewebe erfüllt ist, zwischen den einzelnen Zellen hindurch, an das Ey hin verlängern. Hiebey nehmen diese Befruchtungsschläuche oft eine im Verhältniß zu ihrer Dicke ganz ausserordentliche Länge an, und entfalten, obgleich aus einer so ungemein zarten Haut gebildet, dennoch ein rasches Wachsthum in die Länge. Das Zellgewebe in dem Griffel und längs ihrem Wege durch den Fruchtknoten zu dem Ey hinunter ist äußerst locker, zart und feucht, und scheint die Befruchtungsschläuche auf ihrem langen Wege zu unterstützen und zu nähren. In dem Verhältnisse, als die Befruchtungsschläuche sich verlängern, wird die äußere Haut oder Schale der auf der Narbe zurückgebliebenen Staubkörner mehr und mehr welk und leer. Die feine Flüssigkeit in den Befruchtungsschläuchen, in welchen unendlich kleine Körnchen schwimmen, oder die sogenannte Fovilla zeigt sich während des Vordringens der Befruchtungsschläuche zu den Eyern in einer lebhaften Bewegung. Ist der Befruchtungsschlauch an das Ey gelangt, so findet er die bereits erwähnte eigenthümliche Zelle im Ey, den sogenannten Embryosack, bereit, mit ihm in unmittelbaren Contact zu treten, wobey wahrscheinlicher Weise eine Transfusion der Fovilla in den Embryosack Statt findet. Man erkennt wenigstens, nachdem der Befruchtungsschlauch an jene Zelle getreten ist, fast immer sehr bald eine Trübung derselben, welche von einer Verdickung ihres Inhaltes, einem zelligen Niederschlage, herrührt. Diese Thatsache ist von vielen Botanikern (auch von mir) gesehen worden, und über jeden Zweifel erhaben. Nach einem Beobachter (Hrn. Schleiden) jedoch verhielte sich dieser Hergang noch etwas anders, und gleichsam concreter. Derselbe lehrt nämlich, daß sich der Befruchtungsschlauch, wenn er an die Wand der Befruchtungszelle oder des Embryosacks gekommen ist, in den letztern selbst versenke, indem er die Haut des Embryosackes vor

sich her dränge, und in die eigene Höhlung desselben umstülpe. So käme also der Befruchtungsschlauch nun selbst in den Sack zu liegen, und indem er an seinem äußersten Ende kugelig oder eyförmig anschwelle, werde er selbst zur Anlage der neuen Pflanze, (zum Embryo). Ueber diese letztere Darstellung des Hergangs herrschen noch Meynungs-Verschiedenheiten unter den Pflanzenphysiologen, indem sich die Mehrzahl noch nicht directe dafür ausgesprochen hat. Dem sey aber, wie ihm wolle, so viel steht fest, daß aus der eigenthümlichen Berührung des Befruchtungsschlauches mit der für seine Aufnahme zunächst bestimmten Zelle, die Anlage einer neuen Pflanze, der Keim im Samen hervorgeht, indem aus dem bildungsfähigen Inhalte des Befruchtungsschlauches und des Embryosackes nach und nach Zellgewebe niedergeschlagen wird, und sich mehr und mehr verdichtet. Derjenige Theil des Befruchtungsschlauches, welcher außerhalb des Embryosackes oder entfernter von demselben liegt, verschrumpft und verwelkt nach und nach gänzlich; sein abgeschnürtes Ende verschmilzt mit dem Embryosacke oder wird aufgesogen und obliterirt; und durch fortschreitende Niederschläge bilden sich allmählig sowohl die einzelnen Theile des Keimes oder Embryo, als um diesen herum das Eyweiß aus.

Jene häutigen Fortsätze, welche um den Eykern von unten herauf gewachsen waren, erhärten nach und nach. Dieß geschieht in den meisten Fällen so, daß der äußere Fortsatz zur (äußern) Samenschale, der innere zu der (innern) Samenhaut wird. Indem diese beyden Theile sich über dem ursprünglich offenen Scheitel des Eyes schließen, und seine inneren Zellschichten sich mehr entwickeln und von einander differenziren, erlangt dieses seine Vollendung und wird zum Samen. Dieser Hergang tritt im Pflanzenreiche mit großer Mannigfaltigkeit ein, indem sich bald weniger, bald mehr als zwey Samenhäute entwickeln, der Eykern selbst auf verschiedenartige Weise sich in concentrisch über einander gelagerte Zellschichten absondert, welcher endlich aus dem Fruchtblatte, welches jetzt Frucht geworden ist, entlassen wird, und das Leben eines neuen, selbständigen Individuums beginnt. — Dieß ist das Wesentlichste in dem Befruchtungswerke der Pflanzen, wie es sich bey dem gegenwärtigen Stande unserer Forschung herausstellt.

Der ganze Vorgang dringt uns die Ueberzeugung auf, daß die Entstehung des Samens, der pflanzlichen Nachkommenschaft, allerdings durch einen sehr deutlichen Gegensatz in den Gestaltungen, und den organischen Thätigkeiten gewisser Theile vermittelt werde. Uebrigens zeigt die Befruchtung und die Ausbildung der neu erzeugten Anlage bey der Pflanze große Verschiedenheit von der Erzeugung in dem Thierreiche. Bey dem letzteren schließt die Gesammtkette der geschlechtlichen Vorgänge und Einwirkungen mit einem unsichtbaren Gliede ab; der erste Anfang des neuen Thieres springt plötzlich in die leibliche Erscheinung hervor, indem vorher nicht die geringste Spur von ihm dagewesen.

Dagegen erscheint uns bey dem Gewächse der pflanzliche Stoff im letzten, wie im ersten Momente noch leiblich, in körperlicher, sichtbarer Thätigkeit und Bedeutung. Die Vereinigung des bildungsfähigen Stoffes in der Pflanze mit dem Stoffe des Befruchtungsschlauches, welcher letztere seine Lebensfülle und bildende (plastische) Kraft durch das außerordentliche Längenwachsthum erweiset, geschieht vor unseren, wenn schon durch das Vergrößerungsglas geschärften Augen. Das Leben des Gewächses liegt, von seinem ersten unscheinbarsten Beginne, an sichtbar vor; das Leben des Thieres beginnt in einem unsichtbarem Gebiete. Man könnte deßhalb auch sagen, daß die Entstehung einer neuen Pflanze lediglich und ausschließlich von der Vereinigung zweyerley eigenthümlich verfeinerten Arten des pflanzlichen Stoffes abhängig sey. Somit wäre die Entstehung des Pflanzenkeimes mehreren andern Erscheinungen im Gewächsreiche vergleichbar, namentlich der Erzeugung gewisser kleinen Gewächse, die man als geschlechtlos betrachtet, und deren Entstehung schon dadurch vermittelt wird, daß mehrere kleine mit Schleim gefüllte Bläschen oder Körner, die aus zwey verschiedenen Pflanzen-Individuen hervortreten, sich zusammenballen, und in ein größeres Korn vereinigen, welches die Fähigkeit hat, zu sprossen, und in ein neues Individuum auszuwachsen. — Andererseits aber läßt sich auch dieser Vorgang mit dem vergleichen, was im Großen und viel leichter

sichtbar bey dem Pfropfen, dem Pelzen, Aeugeln und Ablactiren geschieht. Wir müssen anerkennen, daß die Natur bey der Erzeugung der Gewächse mehr oder weniger nur ein und dasselbe Verfahren einhält, und daß insbesondere der ganze Vorgang, wenn auch wegen seiner Kleinheit an der Gränze des Leiblichen und Körperlich-Sichtbaren vorgehend, doch niemals in das Gebiet hinübergreift, welches jenseits unserer Sinnlichkeit liegt. Dadurch also unterscheidet sich der sogenannte geschlechtliche Gegensatz im Pflanzenreiche von dem Geschlechte der Thiere. Im Thierreiche sind an die körperlichen Hergänge bey der Geschlechts-Verrichtung höhere, geistige Regungen, Empfindung, Affekt, Neigung, Selbstbestimmung und Wille geknüpft, und die Aeußerungen des Geschlechtes fallen in ihrer Erscheinung mit denen des Wachsthumes keineswegs zusammen, sondern sind durchaus von einer höhern Natur, sie sind innigst mit den geistigen Bewegungen verknüpft. Dagegen stellt uns das Befruchtungswerk und die Zeugung der Pflanzen nur eine besondere Art des Wachsthums dar. Derselbe leibliche Bildungstrieb, welcher das pflanzliche Leben in allen seinen übrigen Erscheinungen beherrscht, — ein Wachsen in Länge und in Breite, — waltet auch bey Erzeugung eines neuen Pflanzenwesens vom ersten Anfange an. In demjenigen Theile, welchen wir dem männlichen des Thieres vergleichen, stellt sich ein ungewöhnlich lebhaftes Wachsthum in die Länge dar. Der Befruchtungsschlauch mancher Gewächse ist im Verhältnisse zu seiner ungemein geringen Dicke länger, als der höchste Palmbaum, oder als irgend ein Baum von riesenhaften Dimensionen. In dem Ey, welches wir als das Empfangende bey dem Zeugungsgeschäft der Pflanze mit dem weiblichen Geschlechts-Organe im Thierreiche vergleichen, stellt vom Anfange an eine Richtung des Wachsthums in die Breite dar, indem es sich in ihm eine Schichte von Zellen neben und um die andere niederschlägt, und dadurch das ganze Gebilde in ähnlicher Weise seine Breiten-Dimension vermehrt, wie dieß der Stamm oder Ast eines Baumes im Großen vermittelst der Niederschläge von neuen Jahrringen zu thun pflegt. In dieser Weise also ist die Entstehung eines Pflanzenkeimes nichts anderes, als eine eigenthümliche Verbindung von Längen- und Breiten-Wachsthum im kleinsten Raume, und darum von geringer leiblicher Geltung, aber in demselben Grade mit höchster Kraft und Lebendigkeit ausgestattet. Aber das neue pflanzliche Leben entzündet sich hier nicht jenseits des Körperlichen, in dem geheimnißvollen Reiche der Kräfte; sondern im leiblichen Stoffe beginnt es, und im leiblichen Stoffe wird es vollendet. Nichts desto weniger aber müssen wir bemerken, daß auch dieser Vorgang, dieses vielfach gegliederte Spiel der leiblichen Gestalt, dieses Drama, so reich an verschiedenen Aufzügen und Verwandlungen, unter der Herrschaft einer uns unerklärbaren Kraft stehe. Von der ersten Erzeugung des unendlich kleinen Keimes im Ey des Eichbaumes, bis zu dem erst nach Jahrhunderten erreichten Zeitpunkte, da er als ein Ehrfurcht gebietender Riese im Dunkel des Waldes vor uns steht, wird sein Leben, und eben so das eines jeden Gewächses, von einer gestaltenden Seele beherrscht und gefördert; und diese geheimnißvolle Kraft begegnet uns überall im Pflanzenreiche; sie ist thätig vom Aufgang bis zum Niedergange. — Wir erkennen an, daß auch hier ein erhabenes Räthsel vor uns liege, und mit ehrfurchtsvoller Scheu treten wir vor ihm zurück, und — bewundern.

Führen wir diesen ganzen Prozeß der Erzeugung eines neuen Pflanzenindividuums auf seinen einfachsten Ausdruck zurück, so erscheint er als die Action zweyer eigenthümlich potenzirten Zellen auf einander: der Befruchtungszelle des Eykernes und des befruchtenden Schlauches oder der verlängerten inneren Zellhaut des Pollenkornes. Der Inhalt des letztern, die Fovilla, jene äußerst feine, granuföse, von Feuchtigkeit umgebene Masse, spielt hier etwa dieselbe Rolle, wie bey dem Vorgang des pflanzlichen Wachsthumes die sogenannten Zellkerne. Eine neue Zelle entsteht nämlich (wie wir dieß auch als Resultat neuester Forschung annehmen müssen) dadurch, daß sich aus einem Agglomerate kleiner, schleimiger Körnchen oder Kügelchen, dem sogenannten Cytoplast, ein Körnchen vergrößert, und zu einer neuen Zelle anschwillt. Hier fällt also die Entstehung einer neuen Zelle unter die Kategorie des Aussprossens. In anderen Fällen scheinen sich

mehrere jener Körnchen gleichzeitig zu Zellen auszudehnen, wo man denn ihre Entwickelung aus dem ursprünglich einfachen Kern mit einer Abschnürung oder Abtheilung in mehrere Fächer vergleichen könnte. Die organischen Elemente, welche diese Veränderung zum Anwuchs und zur materiellen Vermehrung der Pflanze erleiden, sind entweder selbst von einer Zelle umgeben, welche mit fortschreitender Entfaltung von den nachwachsenden verzehrt (aufgesogen) wird, oder sie liegen, wie dieß bey dem sogenannten Cambium oder Bildungssafte der Fall ist, außerhalb bereits gebildeter Zellen, in einer schleimigwässerigen Umgebung. Sowie wir diese Art der organischen Zunahme in den zu Holz umgewandelten Zellen wahrnehmen, ist sie auch die Form der Zugestaltung (Paramorphosis) der Pollenkörner, welche sich sodann in ihrer weiteren Entwickelung und in ihrer s. g. geschlechtlichen Thätigkeit als freye, selbstständige Zellen erweisen. Aber auch die Keime oder Brutkörner geschlechtsloser Pflanzen entwickeln sich innerhalb einer größern oder s. g. Mutterzelle auf analoge Weise.

Wie immer aber die Wirkungsart des Befruchtungsschlauches auf die zu befruchtende Zelle beschaffen seyn mag: ob sich derselbe (wie Hr. Schleiden lehrt) mit seinem untern Ende in die eingestülpte Höhle dieser Zelle versenken mag, oder ob nur eine Transfusion seines Körnergehaltes in letztere statt finde; immer beginnt das Leben des Entwurfes der neuen Pflanze unter den allgemeinen Formen des Wachsthums. Es giebt also einen Gesichtspunkt, von welchem aus auch die Entstehung des neuen Individuums den Gestaltungsgesetzen der Vegetation unterworfen erscheint.

Diese Ansicht erhält Bekräftigung durch den Hergang bey der Bildung von Keim- oder Brutkörnern gewisser kryptogamischer Gewächse, namentlich mancher Pilze und der Zynemen, oder Leiter-Wasserfäden (Confervae). Diese Pflanzen bestehen nämlich aus cylindrischen, langen Schläuchen, welche gliederweise auf einander sitzen. Sie bilden neue Keimkörner, indem sich zwey benachbarte Schläuche oder Fäden an entsprechenden, gegenüberliegenden Orten durch ein Querglied, gleich der Sprosse an einer Leiter, mit einander in Verbindung setzen, und ihren körnigen Inhalt von beyden Hauptfäden aus in diesem Verbindungsgliede zusammenbringen, anhäufen und in ein größeres Korn (Gongylus) zusammenballen, welches, endlich aus seiner zarthäutigen Umgebung entlassen, fähig ist, im Wasser zu einem neuen Individuum auszusprossen.

Die Vergleichung dieses geschlechtlichen Hergangs bey den Pflanzen mit der ursprünglichen Gestaltung und Entwickelung eines thierischen Eyes zeigt uns auf überraschende Weise, daß auch hier ganz dieselbe Entfaltung Statt finde; denn auch das thierische Ey ist anfänglich ein mit einem Zellkern (Cytoplasten) versehenes Bläschen, dessen Wachsthum unter derselben Form der Ausdehnung und allmähligen Vergrößerung eines gewissen Körnchens in jenem Zellkerne (des Zellkörperchens) beginnt, indem jenes um sich einen Kern und um diesen eine Zelle bildet. Wir können sonach mit Schwann sagen, „daß allen Elementartheilen der Organismen ein gemeinschaftliches Entwickelungsprincip zu Grund liege," — und der Anfang pflanzlicher Bildung unter der Vermittlung des Geschlechts erscheint uns nur als eine gesteigerte Form des allgemeinen Wachsthumsprozesses. Zugleich aber sind wir berechtigt, auch in dem höchsten und vollendetsten Lebensacte, zu dem sich die Pflanze erheben kann, keine andere Kraft, als die der vollendenden Formeinheit, wenn man will, die plastische Seele anzunehmen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May.

Herr Hofrath von Schubert theilte aus Berichten von Missionarien in Labrador nachstehende Antworten auf einige naturgeschichtliche Fragen mit:

2. Welche Arten von Bäumen wachsen in Labrador?

Die stärksten und höchsten sind die Fichten, welche in allen Thälern, von Okak an bis hinauf nach dem Süden, gut fortkommen, mit dem Unterschied, daß, je südlicher, desto besser. Zwischen Okak und Hebron ist eine Bucht, Napparulik genannt, so viel uns bekannt, der nördlichste Platz, wo Holz wächst; um Hebron herum ist kein Baum noch Strauch zu finden, selbst in genannter Bucht ist es krüpplicht. Vor zwey Jahren auf meiner Reise nach Europa sah ich Floßholz von dasiger Bucht, kurz, voller Aeste, wahres Krüppelholz, unten etwas dicker, dann aber sogleich spitzig zulaufend; Bäume von 1′ Dicke waren am Fuße faul.

In Okak, schon etwas südlicher und tiefer im Lande liegend, sah ich allenthalben Buschholz, höher und allgemein verbreiteter, aber dem Wuchse nach doch bedeutend niedriger als hier in Nain; wiewohl der hiesige Holzwuchs jenem Holze in Hoffenthal bey weitem nicht gleich kommt, welches ich dort aus der Uschuktok und Alatokbucht sah, welche Buchten etwa 10 deutsche Meilen südlich von Hoffenthal liegen. Das stärkste Holz, das in den Buchten von Nain wächst, ist etwa 50′ lang, kommt aber nur in solchen Thälern vor, welche gegen den Nordwest- und Ostwind geschützt sind. Diesen Winter brachte uns ein Eskimo einen 16′ langen Sägkloz zum Verkaufe, der über der Wurzel 56 Zoll im Umfange hatte; ich zählte die Jahrringe an diesem Stamme und brachte 232 heraus; er war noch ganz gesund, und jedenfalls der schönste Stamm, den ich hier noch gesehen habe. Aber andere Stämme sah ich in Hoffenthal aus den südlichen Buchten 90′ bis 100′ lang, glatt und so dick, daß ein Mann sie nur halb umspannen kann.

Ferner giebt es hier um Nain Lerchenbäume, die aber nur 30′ hoch werden, ich habe noch keine stärkern gesehen, als etwa 10 bis 12″ im Durchmesser; sie zieren die hiesigen Wälder durch ihr frisches Grün. Die meisten sterben aber ab, wenn sie kaum 6″ im Durchmesser haben. Sie kommen an der ganzen Labradorküste vor bis auf den halben Weg nach Hebron.

Auch Birken giebt es überall in den tiefen, landeinwärts gehenden Buchten. Zwar ist hier, wie in Hoffenthal und Okak, das ganze Land mit Birkengestrüppe angefüllt; aber es krümmt und windet sich nur 1, 2 bis 3′ lang über der Erde hin. In manchen Buchten gedeihen übrigens wirkliche Birkenbäume; der stärkste, den ein Eskimo vom Süden hieher brachte, war 7″ im Durchmesser, 12′ lang und etwa 100 Jahre alt. Noch mehr ist dieses der Fall in den Gegenden, welche südlich von Hoffenthal liegen. Dort finden sich ganze Birkenwäldchen mit Bäumen von 2 bis 3′ im Durchmesser; auch giebt es dort Zitterpappeln von bedeutender Höhe; aber ich habe noch keine selbst gesehen.

Erlen kommen an den Bächen, und Erlengesträuch überall vor, aber ich habe noch keine

dicker gefunden, als ein Arm, und gegen 20′ hoch, welche Höhe schon selten ist.

Weiden wachsen allenthalben, aber bloß niedriges Gesträuch, welches mitunter so dick steht, daß man nicht durchkommen kann. Einen Stamm dieser Art habe ich hier nie gesehen.

Sonst kenne ich keine Holzarten, die hier bey uns wachsen, außer der Tanne, welche jedoch seltener ist als der Lerchenbaum, aber gleich der Fichte groß und stark wird.

Man kann zwar nicht sagen, daß das Holz, wo es ausgehauen ist, gar nicht mehr nachwächst; aber es geht doch sehr langsam damit. Die Plätze, auf welchen die ersten Brüder gehauen haben, sind wohl noch kahl, aber man sieht doch hin und wieder, daß kleine Lerchen- und Fichtenbäume hervorkommen; doch mögen wohl 2 bis 300 Jahre hingehen, ehe der Schaden geheilt ist. Ich habe oft bemerkt, daß an Bäumen, die keinen Schutz haben, oder in keinem Thale stehen, im Winter wieder erfriert, was im Sommer gewachsen ist. Auch wird viel junges Holz durch den Schnee erdrückt; und was über ihn hervorragt, stirbt ab. Daß das Klima in Labrador ehedem wärmer gewesen seyn mag, will ich nicht widersprechen; aber es muß schon lange her so seyn, wie es jetzt ist: denn in den Jahrbüchern unserer ersten Brüder, die in den 70ziger Jahren kamen, finden wir, daß sie eben so strenge Winter hatten, als wir, denn im Jahre 1772 hatten sie 32° Kälte nach Reaum.

Von Ueberresten normannischer Gebäude ist uns nichts bekannt; auch alle unsere Nachfragen bey des Eskimos sind bis jetzt unbefriedigt geblieben. Sie können sich nicht erinnern, je einen Ueberrest von einem nach europäischer Art gebauten Hause gesehen, oder von einem solchen gehört zu haben. Wenn die Normänner wirklich, so wie man sagt, an die Küste von Labrador gekommen sind, muß dieses mehr im Süden geschehen seyn; denn da sie nach der Beschreibung große Flüsse, reich an Lachsforellen, gefunden haben, müssen sie in der Gegend von Aivektok gewesen seyn, in welche Bucht sich ein großer an Lachsforellen reicher Fluß ergießt; auch soll die Vegetation dort viel kräftiger seyn,

als auf unsern Missionsplätzen. Aivektok liegt gegen 30 deutsche Meilen südlich von Hoffenthal. Zwischen unsern Missionsplätzen findet sich keine Spur von europäischen, wohl aber von grönländischen Niederlassungen. (Die Grönländer werden von den Eskimos Tunnit genannt.) Allenthalben an den äußersten Inseln, die nur aus kahlen Steinmassen bestehen, finden sich Steinhaufen, die von ihnen herrühren sollen; die Art derselben ist an Größe und Gestalt den Häusern der Eskimo's ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß die Eskimo's ihre Wände mit Blockholz bauen, hingegen diese mit einer Steinwand rings herum gebaut sind, wie die Grönländer es jetzt noch zu thun pflegen. Daß die Grönländer hier gewesen sind und an den äußersten Inseln gewohnt haben, weiß jeder Eskimo durch mündliche Ueberlieferung.

Nappar-tok ist der Name eines jeden Baumes, tuk Dual., lut Pl. Ein jeder aufgerichtete Baum oder Stange ist ein nappartok; nappajok ist eine Spitze, die gerade in die Höhe läuft, also ist nappartok im vollen Sinne des Wortes ein Baum, der in die Höhe steht; gewöhnlich versteht man die Fichte darunter.

Der Lerchenbaum heißt Pingok, d. h. zäh, weil das Lerchenholz zäher ist, als das Fichtenholz. Die Birke heißt Kairolik, weil die Rinde so glatt ist, wie Kairolik (das Haar). — Alles übrige Gesträuch, Erlen, Weiden ꝛc. geht unter dem Namen Okpik.

Von den im Wasser lebenden, den Eskimos bekannten Geschöpfen habe ich folgende, die am meisten bekannt sind, notirt:

1. Der Eisbär, Nennok; woher dieser Name kommt, wissen sie nicht; auch ich kenne kein Wort, das mit diesem Aehnlichkeit hätte, oder sich davon ableiten ließe.

2. Nennorluk (wörtlich großer Eisbär), so wird ein halb fabelhaftes Thier: der Kracke oder das sogenannte Meerungeheuer genannt, weil es auf dem Rücken wie der Eisbär weiß seyn soll. Die Eskimos wissen von diesem Ungeheuer viel zu erzählen. Erst dieses Frühjahr soll es wieder gesehen worden seyn. Es kommt bis an die äußersten In-

seln heran. Mitunter erscheint es selbst als eine kleine Insel, sinkt aber bald wieder unter mit einem donnerähnlichen Getöse. Wenn dieses Thier in der Nähe ist, so fliehen alle Seehunde. Es soll nicht schwimmen, sondern auf dem Grunde gehen, daher es nur sichtbar wird, wenn es auf Untiefen kommt, wo dann die Oberfläche des Ungeheuers zum Vorschein kommt und desto höher aus dem Wasser hervorragt, je seichter der Grund ist. Die Eskimo sagen, man könne gut die Steine, worüber das Thier geht, in der Tiefe rollen hören. Vor ein Paar Jahren soll es ein Stück Wintereis, das doch eines Manneshoch dick ist, zerbrochen haben. Ein Eskimo erzählte, er habe es, als er noch jung gewesen, bey Okak gesehen, es habe in der Gestalt eines aufgespannten Schiffsegels aus dem Wasser hervorgeragt. — Dem mag nun seyn, wie ihm will, ganz leer scheint es nicht zu seyn mit diesem Thier; nach der Meynung des Eskimo kann man es in offener See nicht sehen, weil es Platz genug in der Tiefe habe; so daß es nicht über die Oberfläche hervorkomme. Ich sagte zu den Eskimos, wenn sie es wieder sähen, so sollten sie etwas näher hinzufahren, um seine Gestalt besser zu beobachten; aber dazu schüttelten sie die Köpfe, indem sie sich viel zu sehr davor fürchten, wozu sie vielleicht auch Ursache haben.

3. Arvek, der Wallfisch, scheint auch ein Grundwort zu seyn, denn es weiß Niemand anzugeben, woher der Name kommt.

4. Aivek, das Wallroß, ist gleichfalls ein Grundwort.

5. Ekalluksoak heißt wörtlich: die große Forelle, bedeutet aber den Haifisch.

6. Pammioktok, die Fischotter, wörtlich der Schwänzige.

7. Kellellujak, der Weißfisch. Ein Grundwort.

8. Arlok, der Schwertfisch, weil sein Schwertfortsatz in die Höhe gerichtet ist; (arlorpok: „Er sieht in die Höhe.“)

9. Ekalluk, die Forelle; ein Grundwort.

10. Kavisilik, einer mit Schuppen. Kavisiak, eine Schuppe; es ist die Lachsforelle, oder der Lachs.

11. Kingukpak, der Taschenkrebs; der rückwärts Gehende; er wird auch pudjutit genannt, der Kneiper; so heißt auch die Lichtpuze.

12. Kingoatsiak, die Seelaus. Ich konnte nicht erfahren, woher dieser Name kommt.

13. Kingok, der Seefloh, scheint auch ein Grundwort zu seyn.

14. Kollelijak, der grönländische Häring. Er hat den Namen vom Rücken, Kollek der Rücken des Fisches, Kollenga sein Rücken. Sie ziehen auf der Oberfläche des Wassers in unzählbaren Heerden, sind aber hier in Labrador nicht zu häufig, oder kommen wenigstens nicht so weit in die Buchten herein.

15. Nakkonak, eine Art kleiner Fische in Teichen. Ein übers Kreuz Sehender, dessen rechtes Auge links, und das linke Auge rechts sieht. Es kann auch ein Mensch ein Nakkonak seyn, wenn er mit seinen Augen übers Kreuz schielt.

16. Apudlo, gleichfalls ein kleiner Fisch. Das Wort kommt von anstoßen, anrennen, zusammenstoßen: also ein verstoßener oder zusammengedrückter, weil der Kopf dieses Fisches breit gedrückt ist.

17. Annadlek, die Bachforelle. Die Bedeutung des Namens konnte ich nicht erfahren.

18. Nessarsuk, ein Seeschwein (Delphin). Ein Name von gleichfalls unbekanntem Ursprung. Nessars heißt auch eine Münze, soll aber nicht davon herkommen.

19. Tikkarolik, ein Fisch, der auf dem Rücken keine Floße hat: der Finnfisch. Tikkak die obere Floße.

20. Naje, der Frosch. Näk der Bauch, also ein Bauchiger.

21. Mingeriet, alle Fische insgemein. Der Sinn des Wortes ist: die wenig in die Höhe kommen, oder wenn dieß der Fall ist, bald wieder in die Tiefe gehen. Das Wort scheint von mingnek, das Wenige, hergenommen zu seyn, bedeutet aber

auch das Kleine. Daher erstreckt sich obiges Wort nur auf kleinere Fische. Wallfische u. dgl. werden nicht zu den Mingeriet gerechnet.

(Fortsetzung folgt im nächsten Jahre.)

In der Sitzung der historischen Classe am 15. Maj. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink:

1. Ueber die Besteurung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

Die Besteurung des oberpfälzischen Ritterstandes erhielt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem sich aus dem ehemaligen pfalzneumarktischen Herzogthume und aus den oberpfälzischen Churlanden eine vereinigte Gebietsmasse gebildet hatte, ihre völlige Entwickelung.

Von den Reichssteuern kann in der Hauptsache die Rede nicht seyn, indem diesen der Charakter der Nothwendigkeit anklebte, wozu den teutschen Reichsständen das Recht der Subcollectation (abgesehen von der frühern Reichssteuer das gemeinen Pfennings oder der Vermögenssteuer) wenigstens schon seit dem Reichs-Abschiede v. J. 1530 reichsgesetzlich zuständig war.

Es ist hier vielmehr die Landessteuer zu berücksichtigen, wie sie auf den oberpfälzischen Landtägen von den Landständen bewilligt worden ist, wobey nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Ritterstand von den ordentlichen directen und indirekten Landessteuern frey gewesen sey, wie er denn auch auf dem Landtage i. J. 1538 gegen die landesfürstlichen Postulate erklärte, daß „er vor Alters keine Geldhilfe geleistet, sondern dem Fürsten in Kriegszeiten und in Fällen der Empörung mit Leib und Gütern gedient habe, wozu er sich noch anheischig mache.“ *)

*) Frhr. v. Egkher Geschichte der vormaligen Landschaft in der obern Pfalz S. 33.

Gegen außerordentliche Steuern, da es auf die Vertheidigung des Landes, oder auf die Ausstattung einer fürstlichen Princessin, oder sonst auf die Abwendung eines allgemeinen Landesbedrängnisses ankam, konnte der Ritterstand weder eine Freyheit geltend machen, noch die Absicht hiezu haben. *)

Deßhalb hatte die Ritterschaft in den Jahren 1579 und 1612 zu den damaligen Fräuleinsteuern von ihren Tischgütern beygetragen, und i. J. 1621 neben der persönlichen Vertheidigung des Vaterlandes noch zu einer freywilligen Anlage sich verbunden.

Neben dieser Besteurung der Ritterschaft von ihren Tischgütern, d. h. von dem unter ihrer eigenen Bewirthschaftung befindlichen Grundeigenthume mit Einschluß der übrigen Grundrenten ist auch die Besteurung der ritterschaftlichen Hintersassen in Betrachtung zu ziehen.

Die Frage: ob diese Hintersassen in frühere Zeit der Besteurung ihrer ritterschaftlichen Gutsherrschaft in der Art unterworfen waren, daß die letztere zum eigenen Nutzen hievon Gebrauch machen konnte, unterliegt einer Untersuchung, wovon die Erörterung hier zu weit führen würde. **)

*) In Folge des landesverfassungsmäßigen Grundsatzes hatte schon Herzog Otto II. i. J. 1487 bey der Erhebung des Hofes zu Piehlern — unterhalb Tennesberg — zu einem Rittergute die vorbehaltene Gewaltsteuer von der Landsassenfreyheit ausgenommen. Ueber diese fürstliche Gewaltsteuer, welche auch den Klöstern auferlegt wurde, sehe man die Urk. v. 1486 in Mon. Boic. XXV. p. 437.

**) Offenbar ist die Darstellung unklar in Feßmaiers Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. I. S. 271.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 15. Maj. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink:

1. Ueber die Besteurung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

(Schluß.)

Nur soviel wird als unzweifelhaft vorausgesetzt, daß einst im Nordgau die reichsunmittelbaren Herren oder Dynasten das Besteurungsrecht über ihre Schutzbefohlene hergebracht hatten. *)

Jedenfalls war der Ritterschaft bey ihren auf den Landtägen bewilligten Geldhilfen das Subcollectationsrecht bey ihren Hintersassen vorbehalten geblieben. **)

In diesem Sinne sind die von dem Ritterstande bewilligten Steuern, i. J. 1526 auf fünf Jahre mit jährlichen 2000 Gulden, i. J. 1533 mit 2000 Gulden; i. J. 1538 mit 5000 Gulden, i. J. 1544 mit 3000 Gulden, i. J. 1550 mit 4000 Gulden; i. J. 1567 mit 2000 Gulden hauptsächlich zu beurtheilen, wie denn i. J. 1550 ausdrücklich vorkömmt, daß jene 4000 fl. den Untersassen der Ritterschaft auferlegt worden sind.

Der Landtag von 1566 hatte aus Veranlassung der reichsgesetzmäßigen, eilenden Türkenhilfe die Einführung einer neuen Steuer-Ordnung mit sich gebracht.

Bald darnach wurden die Steuern der Unbefreyten nach Procenten der Steuer-Capitalien bestimmt.

Dieses war der Fall i. J. 1577 bey der fünfjährigen Steuer der Türkenhilfe, wozu der Gulden des Capitalwerthes im ersten Jahre mit einem halben Kreuzer, in den folgenden vier Jahren mit 1/4 Kreuzer belegt worden.

In Ansehung der ritterschaftlichen Tischgüter hatte eine besondere Vereinigung statt gefunden.

Bey der i. J. 1583 bewilligten Türkensteuer, welche von hundert Gulden des Capitalwerthes eine Abgabe von 20 Kreuzer zur Folge hatte, nahm die Ritterschaft eine (reichsgesetzwidrige) Exemtion ihrer Tischgüter in Anspruch, worin die Stände der Prälaten, und der Städte und Märkte in Ansehung ihrer Tisch- und Kammergüter gleichen Schritt hielten. Eine Weigerung dieser Art erfolgte bey der i. J. 1594 beschlossenen siebenjährigen Türkensteuer, zu welcher jährlich in zwey Zielen zu Lichtmeß und Michaelis jedesmal 40 Kreuzer vom Hundert der Hauptsumme zu bezahlen waren. Zuletzt ließen sich jene Stände auf ein mit der Regierung zu treffendes bestimmtes Uebereinkommen ein. Jene Steuer wurde im Jahre 1598 auf drey Jahre verlängert, wozu noch weitere Erstreckungen in den Jahren 1602, 1604, 1609, 1612, 1614, 1615 und 1619 nachfolgten.

Die Ungewitter, welche über die Oberpfalz hereinbrachen, führten auch Steuererhöhungen mit

*) Beyspielsweise ist unter mehreren anzuführen, daß Martin Förtsch von Turnau an Pfalzgraf Ruprecht den ältern i. J. 1388 die Feste Heimberg (Heimburg) mit Dörfern, Höfen, Gerichten, Vogteyen und namentlich mit Beden und Steuern verkaufte.

**) Nach diesem Subcollectationsrechte ist die Freyheit der oberpfälzischen Ritterschaft v. J. 1527 zu erklären.

sich. Zwar wurde die Steuer bey der Verlängerung vom Jahre 1615 auf 30 Kreuzer vom Hundert herabgesetzt. Allein es folgten beym Herannahen politischer Wolken jene Erhöhungen schon i. J. 1619 auf 40 kr., i. J. 1620 auf 50 Kreuzer, i. J. 1621 auf einen Gulden, i. J. 1624 unter der Herrschaft der damaligen kaiserlichen Commission sogar auf 1 Gulden 40 Kreuzer. In den Jahren 1625 und 1626 mußte die Steuer auf 1 Gulden 30 Kreuzer und zwar zuletzt auf unbestimmte Zeit bewilligt werden. *)

Zur Zeit der oberpfälzischen Landschaft hatte jeder Landsaß die eingesammelte Steuer seiner Hintersassen, so wie seine eigene Tafelsteuer in die Rittercasse abgeliefert.

Gegen das Ende derselben, war jedoch die Abänderung getroffen worden, daß die Steuern der ritterschaftlichen Hintersassen von dem Landsassen, welcher diese Steueru selbst erholte, an den churfürstlichen Beamten überantwortet wurden.

Uebrigens ist nicht unbemerkt zu lassen, daß ehedem der oberpfälzische Landsaß außer der landesherrlichen Steuer auch von dem Stande der Ritterschaft zu den besondern Bedürfnissen dieser Corporation besteuert worden ist. **)

Als Kaiser Ferdinand II. i. J. 1628 bey dem Verkaufe der Oberpfalz an Churfürst Maximilian I. von Bayern alle Privilegien und Freyheiten der Stände dieses Landes für erloschen erklärte, wozu von denselben die Veranlassung seit der im Spätjahre 1621 geschehenen kaiserlichen Besitznahme wohl nicht gegeben war, wurde in den Privilegien, welche der oberpfälzischen Ritterschaft unterm 28. November 1629 von Neuem ertheilt worden, von irgend einem Steuersubcollectationsrechte keine Erwähnung gemacht.

*) Man sehe das oberpfälzische Wochenblatt v. 1801. S. 331 — 389.

Was die indirecte Auflage des Umgeldes betrifft, ist auf die Abhandlung in den geöffneten Archiven I. Jahrg. 6. H. S. 97 ff. sich zu beziehen.

**) Nach archivalischen Notizen.

Seit dem Jahre 1628 war die Landesverfassung der Oberpfalz vom Grnnde aus verändert worden.

Anmerkung.

Abgesehen von den Bestimmungen des westphälischen Friedens hatte die Einführung der stehenden Heere und der Reichsabschied von 1654 die Besteuerungsgewalt, vorzüglich der mächtigeren Reichsstände zum Unterhalte der Truppen erweitert, wie denn auch im Herzogthume Bayern die Hofanlagen und die Stempelabgabe ohne Beyziehung der Landstände eingeführt worden sind. *)

In der Oberpfalz wurden unter churbayrischer Regierung außer der ordentlichen Steuer, welche zum einfachen Ziel 45 Kr. vom Hundert des Steuercapitals betrug, und gewöhnlich dreymal, in Kriegszeiten fünf- bis sechsmal eingeheischt wurde, die bayrischen Hofanlagen, und neben diesen eine eigenthümliche Reiteranlage, ein besonderes halbes Herdstättgeld, die rothenbergische Contribution mit 15 Kr. und die Capitalssteuer mit 30 Kr. vom Hundert entrichtet. Die Landsassen zahlten eine bestimmte Rittersteuer, welche zur Zeit der letzten Reichskriege wohl auch mehrfach erholt worden ist. **)

Andererseits hatte der Ritterstand bey veränderter Kriegsverfassung und nach der Auflösung seiner militärischen Organisation die ehemaligen persönlichen Ritterdienste, bey veränderter Gerichtsverfassung die vormaligen Gerichtsdienste als Beysitzer der Landgerichte zu leisten aufgehört, und war gleichwohl ein bevorzugter Stand geblieben, welchen die Privilegien vom Jahre 1629 beschützten.

Alle jene besonderen Steuerverhältnisse giengen bekanntermassen schon mit der Verordnung vom 8. Juny 1807 und sodann mit dem daraufgefolgten Steuer-Provisorium vom 13. May 1808 ***) zu

*) Feßmaier Grundriß des bayerischen Staatsrechtes. 1801. §. 170. S. 188.

**) Desselben Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. II. S. 230 ff. Die Rittersteuern wurden auf 7322 fl. 44 kr. angeschlagen.

***) Regierungsblatt 1808 S. 1089 und 1271.

Grabe, womit die Tendenzen der oberpfälzischen Landsassen gegen die Grundsätze der gleichen Besteurung, welche bey dem Conventikel im Jahre 1800 lautbar wurden, ihre thatsächliche Wiederlegung erhielten.

---

2. Ueber das Verhältniß der landsäßigen Ritterschaft in der Oberpfalz zu den Land- und Hofgerichten unter der pfälzischen Regierung.

Bey den ehemaligen Landgerichten in der Oberpfalz, welche bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bestanden hatten, war die landsäßige Ritterschaft vorzugsweise zur Besetzung jener Landgerichte mit Gerichtsschöffen berufen.

Dieses erhellt fast aus allen Landgerichts-Urkunden jenes Zeitraumes, so wie hierin von den Urtheilern Erwähnung geschieht. *)

Erst K. Ruprecht hat im Jahre 1405 die Beyordnung von vier Schöffen aus dem Rathe der Stadt Amberg zu den Landschrannen angeordnet. **)

Noch im 16. Jahrhunderte wurde das Landgericht Lengenfeld mit Urtheilern aus der landsäßigen Ritterschaft durch deren Wahl besetzt. ***)

Nur bey dem Landgerichte Cham bestand das besondere Verhältniß, daß dieses Gericht nicht aus adelichen sondern aus bürgerlichen Schöffen gebildet war. Darüber beschwerte sich der oberpfälzische Ritterstand, und trug darauf an, daß dieses Gericht

*) Man sehe z. B. die Urkunden des damals böhmischen L. G. Sulzbach vom Jahre 1357 in Mon. Boic. XXIV. p. 411, 412. des Landgerichts zu Amberg von 1322. M. B. at. p. 356, sowie auch des Landgerichts Lengenfeld von 1355 M. B. cit. p. 100 vrgl. die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 109. not. 102.

**) Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder II. 11 S. 134. die Urk. S. 161.

***) Landgerichts-Ordnung von 1559 in den Verhandl. des historischen Vereins für den Regenkreis III. 4. S. 343.

wenigstens zur Hälfte mit Landleuten von Adel möchte besetzt werden. Allein sowohl Churfürst Friedrich III. als auch Churfürst Ludwig VI. beließen es bey einem mehr als hundertjährigen Herkommen. *)

Das Beysitzeramt bey den Landgerichten war weniger mit einem Vorzugsrechte, als vielmehr mit einer Verpflichtung zu diesem Gerichtsdienste verbunden. Gegen Säumige oder Ungehorsame wurde daher von Seite des Landesfürsten mit Strafen eingeschritten. **)

Anderer Seits wurden diese Beysitzer mit der Mittagzehrung und bey deren größeren Entfernung von der Mahlstatt des Landgerichts auch mit der Nachtzehrung auf Kosten des Landesfürsten verpflegt. ***)

Diesem Verhältnisse lag ursprünglich die reinteutsche Sitte zum Grunde, nach welcher die Urtheilsschöpfung nur von den Standesgenossen geschehen konnte, was auch den Einwohnern in Städten und Hofmarken, welche vermöge der Burggedings- und der Hofmarksfreyheit von den Landgerichten befreyt waren, ihres Orts zu statten kam.

Außer den Landgerichten für Realklagen †) bestanden auch Hofgerichte, theils für persönliche Sprüche, theils für die Berufung von den untern Gerichten. Sie waren entweder ganz, oder zum Theile mit Personen aus dem Ritterstande besetzt. Insbesondere befand sich neben dem Landgerichte zu Auerbach auch ein Hofgericht daselbst, von welchem

---

*) Resolution des Churfürsten Friedrich III. v. 1567 Art. 1. und des Churfürsten Ludwig VI. v. 1579. Art. 1.

**) Man sehe die angezogenen beyden Resolutionen a. a. O. und, soviel das L. G. Lengenfeld betrifft, obige L. G. Ord. in den angeführten Verhandlungen S. 344.

***) Nach obigen churfürstl. Resolutionen a. a. O. und nach den angeführten Verhandl. S. 351.

†) Man sehe die Resolution des Churfürsten Fridrich III. in der Sammlung einiger Urkunden, welche in die Landes-Verfassung des Fürstenthums der obern Pfalz einschlagen, 1782 f. S. 29 am Ende.

die Berufung an das Hofgericht am landesfürstlichen Hoflager stattfand. *)

Nach geschehener Vereinigung des oberpfälzischen Gebietes unter der Churlinie sind unter Churfürst Friedrich III. im Jahre 1573, unter Churfürst Ludwig VI. im Jahre 1582 und unter Churfürst Friedrich IV. im Jahre 1606 erneuerte Hofgerichts-Ordnungen erlassen worden.

Das oberpfälzische Hofgericht war hiernach mit einem Hofrichter, welcher ein Graf, Herr (Freyherr) oder Ritter seyn mußte, und mit zehn Urtheilern besetzt, wovon fünf Doctoren oder Licentiaten und die anderen fünf aus der Ritterschaft seyn mußten. **)

Das eingedrungene römische Recht — unter der Benennung des gemeinen geschriebenen Rechtes ***) — hatte den Stand der römischen Rechts-Gelehrten in das höhere Richteramt eingeführt, und hierin dem Ritterstande gleichgestellt, woher die lange Zeit bestandene Abtheilung der Gerichtsbänke in die Ritterbank und in die Bank der Gelehrten herrührte.

Da in erster Instanz alle jene Sachen vor das Hofgericht gehörten, welche unmittelbar vor den Landesfürsten geeignet waren, †) so hatte der Ritterstand, so lange die Landgerichte für die Realklagen in Wirksamkeit waren, bloß bey persönlichen Sprüchen den ordentlichen Gerichtsstand vor den Hofgerichten. Es stand nämlich nach einem gemeinen Herkommen die Ritterschaft vor dem Landesfürsten oder dessen Vicedom bey jenen persönlichen Sprüchen zu Recht. ††)

*) Man sehe die Urkunden von 1484 und 1487 in M. B. XXV. p. 412 und 459, nach welchen die Berufung von dem Hofgerichte zu Auerbach an das herzogl. Hofgericht in Neumarkt erfolgt ist.

**) Ob. Pf. Hofgerichts-Ord. v. 1606 Tit. 2.

***) Ob. Pf. H. G. Ord. Tit. 4. §. 4.

†) Ob. Pf. H. G. Ord. Tit. 23. §. 2.

††) Urk. v. 1296 in der Geschichte des Viced. Amtes Nabburg S. 107 not. 97.

Entweder erfolgte hierauf eine rechtliche Entscheidung durch das Hofgericht, *) oder der Streitfall wurde vor dem Fürsten vertragen, **) oder es wurde ein Abschied — eine außergerichtliche Entscheidung — erlassen, was in der Folge durch das churfürstliche Regiment (die Regierung) im summarischen Prozesse statt gefunden hatte. ***)

Uebrigens war der ordentliche Gerichtsstand der Ritterschaft nicht ein befreyter, sondern dieses war im Gegentheile derjenige, welchen die Einwohner der mit Burggedings- oder Hofmarks-Freyheiten versehenen Städte und Hofmarken genossen, weil eben diese von den ordentlichen Landgerichten befreyt waren. Zu den Burggedings- und Hofmarks-Freyheiten waren nämlich eigene landesfürstliche Privilegien erforderlich, mithin war auch der daraus hervorgegangene Gerichtsstand ein privilegirter, was von unsern dermaligen Begriffen (cod. jud. cap. 1. §. 11.) auf das Wesentlichste unterschieden ist. †)

Der Werth jener Privilegien ist zu ermessen, wenn man sich an die ambulatorischen Landgerichte im frühern Mittelalter erinnert, welche zerstreute Mahlstätte hatten.

*) Mon. Boic. Urk. v. 1417. XXVI. p. 329. von 1439. XXIV. p. 639. Das herzogliche oder pfalzgräfliche Hofgericht war wohl nur eine Nachahmung des unter Kaiser Friedrich II. entstandenen kais. Hofgerichts.

**) Urk. v. 1416 in M. B. XXIV. p. 577.

***) Hieher gehören die schiedsrichterlichen Sprüche des Landesfürsten (z. B. die Urk. von 1475 in der Geschichte des Viced. Amtes Nabburg S. 131 not. 183) und die Abschiede des oberpfälzischen Regimentes (Ob. Pf. Land. Ord. v. 1599 Tit. V. §. 4.)

†) Ueber den Einfluß des eingeführten summarischen Civil-Verfahrens auf die Landes-Verfassung sehe man die Verh. des hist. Vereins für den Regenkreis IV. 1. S. 102 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Origines Germanicae. Commentatio prima. Auctore Maximiliano Wolfgango Duncker. Berol. 1840. 4.

Seit v. Ledebur's vortrefflichem Werke über das Land und Volk der Bructerer sind mehrere Schriften erschienen, welche die ältern Wohnsitze der germanischen Völker zu ihrem Gegenstande haben. Außer der oben bezeichneten Schrift, welcher diese Anzeige gewidmet ist, hat unsere Literatur in jener Beziehung das gründliche Werk von Zeuß über die Deutschen und die Nachbarstämme, dessen Schrift über die Herkunft der Bayern von den Markomanen, die geistvollen Untersuchungen Hermann Müller's in seinem Buche über die Marken des Vaterlandes, denen sich auch einige Forschungen in seiner Schrift über die Lex Salica anschließen, so wie die Arbeiten Ferd. Müllers über die deutschen Völker und ihre Fürsten aufzuweisen.

Dunckers erste Abhandlung über die Anfänge der germanischen Geschichte bezieht sich allerdings zum großen Theile auf die Wanderungen der keltischen Völkerstämme; die Darstellung dieses Gegenstandes nimmt die ganze erste Hälfte ein, der übrige Theil behandelt die Geschichte der Kimbern und Teutonen, die Ankunft der Sueven, namentlich Arioviſt's Heereszug über den Rhein und die Gründung des markomanischen Reiches in Böhmen.

Alle historischen Forschungen, welche in der heutigen Zeit angestellt werden, bedürfen wesentlich eines gründlichen Sprachstudiums, ohne dieses haben sie jetzt keine Geltung mehr. Auch darin hat der Verfasser seiner Aufgabe genügt, indem er sowohl in der keltischen, als in der deutschen Sprache recht schätzbare Kenntnisse sich angeeignet hat. Er bedauert, das Werk von Diefenbach, Celtica, dessen Werth wir vollständig anerkennen, dem wir nur etwas mehr Klarheit und Anordnung wünschten,*) nicht mehr haben benützen zu können, und allerdings würde der Verfasser, dem auch Diefenbach seinerseits die gebührende Würdigung nicht versagt hat, manche der Ergebnisse seiner fleißigen Forschungen durch diesen Kenner der keltischen Sprache bestätigt gesehen haben. Gegen die Art und Weise, wie der Verfasser sich der Sprache zur Aufhellung historischer Data bedient, läßt sich an sich Nichts einwenden, er sucht und es gelingt ihm auch, die passenden Vergleiche zu finden, doch lassen wir es dahingestellt, ob seine Darstellung nicht dadurch noch gewonnen haben würde, wenn er etwas tiefer in die Begriffe der Worte eingedrungen wäre, statt daß er sich öfters damit begnügt, eben nur die nackten Wurzeln hervorzuheben.

Hinsichtlich der Kelten geht der Verf. von der Ansicht aus, daß von ihnen nur das mittlere und südliche nicht aber auch das nördliche Deutschland bevölkert worden sey, höchstens der Küstenstrich vom Rheine bis zur Elbe ausgenommen. Herm. Müller in seinen Marken des Vaterlandes hat auch für Niederdeutschland keltische Einwandrungen angenommen; wir wagen es nicht, in dieser schwierigen Streitfrage eine Entscheidung abzugeben. Auch Diefenbach, (Celtica II. Abth. 1 S. 40 S. 54 S. 69 S. 202, S. 302 u. s. w.) steht hierin gegen Duncker und es scheint uns als ob die Zahl der im nördlichen Deutschland nachgewiesenen keltischen Namen doch zu bedeutend sey, als daß man diese Bezeichnungen lediglich auf die Rechnung keltischer Schiffer stellen könnte. Daß der Name Cauci ursprünglich

*) Manche Stellen darin sind sehr anziehend geschrieben, z. B. Celtica II. Abth. 2. S. 54. u. f.

ein keltischer war (Müller a. a. O. S. 115, Diefenbach a. a. O. S. 66 S. 320) wäre allerdings auch mit Dunckers Ansicht vereinbar. In der That möchten wir auch aus dem Grunde auf eine keltische Bevölkerung des ganzen Germaniens schließen, daß die Deutschen, welche wir überall als den den Kelten unmittelbar nachwandernden Stamm antreffen, ihren Weg nach dem Skandinavischen Norden nehmen. Dieß ist gewiß eine auffallende Erscheinung und möchte daraus zu erklären seyn, daß Germanien von den Kelten besetzt war und die Deutschen deßhalb, damals dem Kampfe noch nicht gewachsen, wenigstens zum großen Theile den Weg nach Norden einschlugen. Ueberhaupt möchte es in Betreff der Wanderung der Völker doch sehr darauf ankommen, daß man für sie den allein richtigen Gesichtspunkt festhält, daß Asien die ursprüngliche Heimath derselben war. Damit wird freylich nicht aufgehoben, daß nicht auch in Europa spätere Wanderungen von Westen nach Osten Statt gefunden haben sollten, allein sie müßten doch als die Ausnahme von der Regel gelten und nur dann angenommen werden, wenn die verbürgtesten Nachrichten für sie vorhanden wären. Diefenbach wird durch die Tiefe und Gründlichkeit seiner Forschungen allerdings zu dem Resultate geführt, die Kelten seyen aus Asien eingewandert (S. 292; vrgl. auch Abth. 2. S. 11. S. 296), aber dieß stellt er fest, nachdem er das Princip der allgemeinen asiatischen Völkerheimath umgestoßen hat, indem er (a. a. O. Abth. 1. S. 292.) sagt: „die Frage: ob der Osten der Erde auch der des Menschengeschlechtes sey? ob nicht vielmehr die Kraft Gottes in jedem Welttheile aus ähnlichen Faktoren ähnliche Resultate, also auch Gebilde des Menschen hervorrufen konnte? kann schwerlich je erledigt werden. Wenigstens dürfen wir sie nicht bey unsern Forschungen als erledigt voraussetzen, und diese auf die eine oder andere Lösung stützen wollen. Sehen wir deßhalb auch in Europa den, etwa nächst Amerika, jüngsten Erdtheil; so muß uns die Vermuthung freystehen, daß er seine Bewohner selbst erzeugte, oder daß sie, so gut als aus Asien, etwa aus Afrika herüber kamen.“ Nach unsrer Ansicht, die sich auf den Glauben an die Wahrheit des göttlichen Wortes stützt, giebt man auf diese Weise den einzigen sichern Haltpunkt für die Beurtheilung der alten, wie der Geschichte überhaupt auf. Eben diese Bemerkungen finden aber noch mehr auf die, wie wir jeden Augenblick anerkennen, sehr ausgezeichnete Forschung Dunckers ihre Anwendung. Der Verfasser berichtet eben nur von den Wanderungen der Kelten und Germanen, wie sie in den Schriften der Römer und Griechen erzählt werden, und so konnte es denn geschehen, daß man in einem Werke, welches den Titel: Origines Germanicae führt, gar Nichts de origine Germanorum zu hören bekommt. Wir loben die Treue, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser die Berichte der Quellen zusammengestellt und freuen uns auch über die scharfsinnigen Folgerungen, welche er aus denselben zieht, allein wir hegen aus den zuvor angegebenen Gründen doch mehrere Zweifel gegen die von den Alten gegebenen Nachrichten von den Wanderungen der Kelten aus Gallien nach dem Osten, namentlich gegen die, daß das südliche Deutschland von Gallien aus seine keltische Bevölkerung erhalten haben soll, während es umgekehrt viel natürlicher scheint, daß Galliens keltische Bewohner aus Germanien über den Rhein gekommen sind. Wir können daher auch nicht recht an den sagenhaften Bericht von dem großen Zuge des Sigovesus glauben, den Duncker mit großem Scharfsinn behandelt, indem er aus keltischen Städtenamen in Germanien herauszubringen sich bemüht, (p. 54.), welche einzelne keltische Stämme aus Gallien herüber gewandert seyen. Allein hieraus ließe sich auch gerade der umgekehrte Schluß ziehen, und wie Duncker an einer andern Stelle (p. 90) mit Recht darauf aufmerksam macht, wie die Alten die vielen Einbrüche barbarischer Völker sämmtlich als von einem räuberischen Stamme ausgehend sich dachten, so möchte es sich auch mit ihrer Vorstellung von dem Keltenlande, welches sie Gallien nannten, verhalten. Auch für Diefenbach sind die Gründe, welche gegen die Einwanderungen aus Gallien nach Germanien sprechen, so überwiegend, daß er die Sage vom Sigovesuszug sehr geneigt ist, für weiter Nichts, als für eine Erklärungsweise der Alten anzusehen, zu der sie, da es ihnen an der eigentlichen Kenntniß des Herganges der Dinge gebrach, ihre Zuflucht nahmen, um eine Antwort auf die Frage zu geben, daß außerhalb dem eigent-

lichen Keltenlande, Gallien, auch noch anderwärts Kelten Wohnsitze hatten (vrgl. Celtica II. Abth. 1. S. 148. S. 168. S. 307).

Der Gang seiner Forschungen hat den Verfasser dahin geführt, mehrere Ansichten großer Geschichtsforscher gänzlich zu widerlegen; dieß gilt namentlich von der Meynung Niebuhrs und O. Müllers, daß die Rhätier identisch seyen mit den Rasenern, indem Duncker darthut, daß unter dem Ausdrucke Raeti, theils keltische, theils ligurische Stämme verstanden wurden; diesen letzteren zählt er namentlich die Venusti, die Bewohner des Vintschgaues bey und hier hätten auch wohl die sehr auffallenden Ortsnamen: Eyrs, Laatsch, Naturns, Schluderns und dann weiter im Etschthale, Terlan, Vilpian eine Berücksichtigung verdient. Eben wegen der gemeinschaftlichen Bezeichnung von Liguren und Kelten mit dem Ausdrucke Raeti läßt der Verf. es auch unentschieden, welcher Sprache dieser Name angehöre, indem ihm die bisher, namentlich von Diefenbach (Celtica I. p. 53; ratis, filix, nicht silex, wie in Folge eines Druckfehlers bey Duncker in der Vorrede p. V. steht) aus dem Keltischen gegebenen Erklärungen nicht genügen. Der für den Namen eines dieser Stämme von Duncker vorgeschlagenen Lesart: Virucinates statt Rucinates (p. 74) stimmt auch Diefenbach (Celtica II. Abth. 1. p. 137) bey.

Ein noch größeres Interesse, als die Untersuchungen über die Kelten haben für uns die Ergebnisse der Forschungen des Verf. über die Germanen, und hier sind es wie oben bemerkt, die Heereszüge der Kimbern und Teutonen so wie die spätteren der Sueven, welchen er in diesem Theile seiner Arbeit seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. In Betreff der ersteren mußte natürlich die Streitfrage, ob dieselben Deutsche oder Kelten gewesen seyen, wieder aufgenommen werden. Daß, wenn auch der Name Kimbern ein keltischer seyn möchte, dieß noch nicht nothwendig dazu führen müßte, das Volk für keltisch zu halten, leuchtet um so mehr ein, als die Meynung, der Name Germanen selbst sey ein keltischer, immer weniger Widerspruch findet. (S. Müller, Marken S. 59. — Zeuß, die Deutschen S. 59 u. f. — Grimm, Gött. Gel. Anz. 1837. S. 167 u. f.). Allein das Volk selbst sich entreißen zu lassen, welches so muthvoll kämpfend bereits im zweyten Jahrhundert vor Chr. Rom leicht den Untergang hätte bringen können, ist den deutschen Geschichtsforschern immer etwas schwer angekommen. Man hat daher, da sich allerdings nicht abläugnen läßt, daß jenem großen Heereszuge sich auch keltische Völker angeschlossen haben, wenigstens in der Weise ein Abkommen treffen wollen, daß die Kimbern: Kelten, die Teutonen aber Deutsche gewesen seyen. (Müller a. a. O. S. 137). Aber der neue Forscher auf dem Gebiete keltischer Geschichte und Sprache, Diefenbach, ist darin unerbittlich (Celtica II. Abth. 1. S. 200 u. f.), er will uns (ebend. S. 210) nicht einmal die Teutonen lassen, ja er hätte nicht üble Lust (ebend. S. 64) uns auch noch den König Ariovist streitig zu machen. Die angenehme Illusion, daß die von Cäsar mit dem Ausdrucke Germani unter den Belgiern bezeichneten Völkerschaften der Condrusi, Caeresi, Eburones und Paemani, ja vielleicht gar die kraftvollen Nervii Deutsche seyen, hat man auch bereits aufgeben müssen (Zeuß, die Deutschen. S. 212. u. f. H. Müller, Marken S. 53 u. f.), und so blieben uns aus der gesammten Zeit bis auf Cäsar nur die kleinen Völker der Vangionen, Triboccher und Nemeter, von denen der letzteren Namen denn doch auch gut keltisch, wie ihre Städtenamen, klingen und die Stämme der Ubier, Tenchterer, Usipeter, Sigambern und Sueven übrig. Es geht uns Deutschen darin wirklich schlecht, denn die Franzosen wollen uns nicht einmal in Betreff des deutschesten Mannes, Karl des Großen, mit dem Buche Ruth ausrufen lassen: „der Mann gehört uns an!“ Doch um auf die Kimbern und die Leistungen unsers Verfassers zurückzukommen, so tritt er wiederum als Verfechter der Deutschheit derselben in die Schranken. So viel ist gewiß, daß das Zeugniß der Alten über die Herkunft dieser Volksstämme nicht entscheidend ist, daher verschmäht es der Verfasser mit Recht, selbst diejenigen, in andern auch die Germanen betreffenden sonst gewichtigsten Autoritäten: Cäsar, Strabo, Vellejus Paterculus, Plinius und Tacitus, welche die Kimbern für Germanen erklären, herbeyzuziehen (p. 90), so daß also Germanenthum

oder Keltenthum derselben aus andern Gründen festgestellt werden muß. Für den ungermanischen Ursprung der Kimbern haben nun Diefenbach und Müller (a. a. O. S. 134), durch welchen auch Grimm an der Deutschheit derselben „wieder irre“ geworden ist (Gött. Gel. Anz. S. 174), folgende Argumente aufgestellt: zunächst die undeutschen Namen ihrer Heerführer, Bojorix, Cesorix, Lucius, Claudius. Aus diesen Namen kann eigentlich auch durchaus kein sicherer Schluß gezogen werden, denn da es keinem Zweifel unterliegt, daß dem großen Völkerzuge auch keltische Stämme sich angeschlossen hatten, so ist auch natürlich, daß keltische Namen von Heerführern genannt werden, wogegen Teutoboch (Goth. thiuda - baugs), oder Teutobod unstreitig deutsch ist. Es ist daher auch nicht entscheidend, selbst wenn der Beweis geführt wird, Cesorix, Lucius und Claudius könnten auch keltisirte oder romanisirte deutsche Namen seyn; den Bojorix kann man nicht den Kelten, den Teutoboch nicht den Deutschen streitig machen, denn ist, wie Grimm (a. a. O. und Gramm. Bd. 1. S. 17 3te Aufl.) darthut: Teutones deutsch, so muß es auch Teutoboch seyn (vrgl. auch Müller a. a. O. S. 139.), und die Zweifel Diefenbachs (a. a. O. S. 211) möchten dagegen wohl nicht begründet seyn. Mit Scharfsinn macht aber Duncker (p. 91) den Versuch, Ceso - rix mit dem Goth. Gaisa - reiks in Vergleich zu stellen und da einzelne Codices für Lucius Lugius, für Claudius: Claodicus lesen, für diese Namen auch deutsche Wurzeln lug oder lyg (an Lygii erinnernd) und hlod in Vorschlag zu bringen. Ferner beruft man sich auf die glänzenden Waffen der Kimbern als undeutsch, da solche bey den Deutschen nachmals, selbst nachdem von ihnen viele römische Legionen entwaffnet waren, nicht angetroffen werden, sondern auch noch Tacitus von ihnen sagt: paucis loricae vix uni alterive cassis aut galea (Müller a. a. O. S. 136). Allein wir können auf dieses Argument nicht ein großes Gewicht legen; einestheils ist es sehr wohl denkbar, daß die Kimbern in ihren langen Kriegen eine große Menge, auch glänzender, Waffen erbeutet hatten, anderntheils hatten sie die Sitte ihre Schilde anzumahlen, so daß die bunten

Farben leicht arma nitentia erscheinen lassen konnten, und endlich mögen die langen entblößten Schwerter der Kimbern den Römern die Augen geblendet haben. Noch weniger erheblich möchte es seyn, wenn angenommen wird (Diefenbach a. a. O. S. 206), „die physische Beschaffenheit der Kimbern enthalte gerade die Eigenthümlichkeiten, welche die Kelten mit den Deutschen, den Römern und Griechen gegenüber gemein haben.“ Sehr richtig bemerkt Dunker (p. 92), daß von einem solchen verzweifelten Kampfe der Weiber, wie der kimbrischen, Nichts bey den Kelten, wohl aber bey den Germanen berichtet wird, daß ferner von keinem Kelten etwas dem Aehnliches erzählt wird, er habe vermocht über einen Reiter hinwegzuspringen, auch habe keine keltische Hand den auf dem Schilde stehenden Krieger von den Bergen hinabgeführt, noch dem Fluße mit entgegengehaltenem Schilde gewehrt. Die Sitten und religiösen Gebräuche erscheinen keineswegs ungermanisch (Diefenbach a. a. O.), denn wenn die Kimbern den Römern einen Eid auf einen ehernen Stier ablegten, so erinnert dieß an ähnliche germanische Sitte; man denke an den Eber des Freyr, auf dessen Rückenborsten der unverbrüchliche Eid der Treue geleistet wurde (Mone, Gesch. des Heidenthums Bd. 1. S. 259), an Hialmars Roß, auf dessen Haupt Gelübde abgelegt wurden (ebendaselbst S. 304), an den Canon des vierten Concils von Orleans vom Jahre 541, welcher die heidnische Gewohnheit: ad caput cujuscunque ferae vel pecudis, invocatis insuper numinibus paganorum zu schwören verbot (Mone, a. a. O. Bd. 2. S. 139. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 900. Mythologie. S. 27. und f. S. 139 und meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 249). —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Ettmüller. Mit einem Kärtchen. Zürich 1840. 191 S. 8.

Unter den wenigen Ueberresten, die uns einen Begriff geben können von der Art und Weise, auf welche die Völker germanischer Zunge um die Tage Karls des Großen und vor denselben das angeborne poetische Vermögen und Bedürfniß geübt und befriedigt haben, ist der umfangreichste und bedeutendste das Gedicht von einem Helden, den es Beowulf nennt. Der Held ist kein Franke, kein Friese, kein Sachse oder Angle: er gehört einem der damaligen Stämme des heutigen Dänemarks und Schwedens an; und dennoch spricht das Gedicht, in der einzigen Handschrift, durch welche es, und zwar in England, auf uns gekommen, nicht die alte Sprache der Dänen oder Schweden, die jetzt sogenannte isländische, sondern die der Angelsachsen.

Es waren, natürlich, Engländer, Hickes und Wanley, welche, und erst um 1705 im Thesaurus Antiquitatum Septentrionalium, auf dieses Ueberbleibsel alter Dichtkunst aufmerksam machten. Ihre Nachricht ist für die Dänen, vorab für die Historiker dieses Landes, wie Langebeck, Suhm u. A., nicht verloren gegangen. Von Kopenhagen wurde im J. 1783 der nachmalige Geheime Archivar Thorkelin nach London gesendet, Abschrift zu besorgen, eine nicht ganz leichte Arbeit, da die Urschrift bey einem Brande i. J. 1731 durch Wasser beschädigt und hie und da ziemlich unleserlich geworden war. So kam das Gedicht in doppelter Abschrift, der einen von Thorkelins eigner Hand, nach Dänemark. Geheimer Rath Bülow schaffte Mittel es zu drucken und es erschien im J. 1815 zu Kopenhagen in 4. unter dem Titel: De Danorum rebus gestis sec. III. et IV. poema Danicum dialecto anglosaxonica. Ex bibliotheca Cottoniana Musaei Britannici edidit, versione latina et indicibus auxit Grim. Johnson Thorkelin etc.

Nicht lange aber blieb diese, was ihr Aeußeres betrifft, stattliche Editio princeps unangefochten. Besonders war es der nach der Hand auch auf einem andern Felde berühmt gewordene Geistliche N. F. S. Grundtvig, der die Blößen derselben in öffentlichen Blättern unbarmherzig aufdeckte, und sich so selber in die moralische Nothwendigkeit versetzte, was er getadelt, seinerseits besser zu machen. Mit der pecuniären Unterstützung des genannten Baron Bülow, dem es weniger um diese oder jene Person, als um die Sache zu thun war, und sodann mit der literären des sprachgewaltigen Rask, unternahm er es, vorerst in volksmäßigen Reimen eine dem Sinne getreuere dänische Uebersetzung der alten Dichtung zu geben. Diese erschien im J. 1820 zu Kopenhagen in 8. unter dem Titel: Bjowulfs Drape, et gothisk Helte-digt fra forrige Aar-tusinde af Angel-sarisk paa Danske Riim ved Nik. Fred. Sev. Grundtvig Præst. Die Verbesserungen, deren, nach wiederholter Vergleichung der Abschriften, der gedruckte Thorkelinische Text bedürftig schien, wurden dieser Uebersetzung einstweilen bloß als Anhang beygefügt. Aber nahe lag der Gedanke an eine neue bessere Ausgabe überhaupt. Grundtvig gieng nach England und im J. 1831

erschien zu London der Prospect einer von ihm herauszugebenden Bibliotheca Anglo-saxonica, in welchem unserm auf jener Insel selbst noch gar wenig bekannten Heldengedichte die erste Stelle zugedacht war. Es ist, sagt von demselben der selbst unter die Dichter seiner Nation zählende Däne, der erste Versuch eines epischen Gedichtes, der, so viel wir wissen, in einer der neuern europäischen Sprachen gemacht worden, und weit entfernt, wie die meisten neuern Epopöen, eine blinde Nachahmung irgend eines griechischen oder lateinischen Vorbildes zu seyn, eine kern-germanische Schöpfung. Und ist, fährt er fort, irgend ein Funke poetischen Geistes in mir, so steh ich nicht an zu behaupten, daß jeder Dichter von welcher Nation man da wolle, hätte stolz seyn dürfen, solch ein Werk hervorgebracht zu haben, so wie das Land, das ihm das Leben gegeben, seinerseits auf den Dichter stolz seyn durfte. Ich weiß, es giebt eine Art von Geschmack, der sich den klassischen nennt, der sich mit Widerwillen wegwenden wird, wenn man ihm sagt, daß dieses Gedicht aus zwey fabelhaften Abenteuern besteht, die nur durch die Person des Helden an einander geknüpft sind, und daß auch die wenigen Episoden, welche sich auf historische Sagen des Nordens beziehen, mit eben so wenig Kunst und Geschick eingeflochten sind. Aber ich meine, solche klassische Geister, welche einen zimpferlichen Widerwillen gegen alles sogenannte gothische Machwerk haben, sollten bedenken, daß sie sich, wie in dem engen Kreis der alten Welt fest gesiedelt, so gewissermassen von der neuern ausgeschlossen haben, und demnach für ihre Ansichten über diese nicht all zu viele Rücksicht in Anspruch nehmen dürfen. Deshalb, und ohne kunstreich zu nennen, was roh, oder meisterhaft was kindisch ist, gleichviel ob alten oder neuern Datums, bemerke ich bloß, daß Beowulf der gothische Held der Dichtung in seiner Jugend mit einem menschenverschlingenden Seeriesen Grendel und dessen Mutter, den Feinden des Dänenkönigs Hrothgar, und in seinen alten Tagen mit dem Feuerdrachen Steorc-keort kämpft, der seit tausend Jahren über segenlosem Golde gebrütet, und daß der Held in diesem Kampfe, obgleich Sieger, sein Leben verliert.

Nun kann allerdings eine solche Erzählung auf eine sehr absurde Weise vorgetragen werden, aber man wird zugeben, daß sie auch einer sehr sinnigen und ansprechenden Einkleidung fähig ist; und ich meines Ortes würde mich wenig freuen auf den Verkehr mit einem Manne, der gar kein Vergnügen fände an dem einfachen, aber belebten Dialog, den herrlichen Schilderungen und den edeln Gesinnungen, die im Beowulf so häufig begegnen. Bringe ich ferner in Anschlag, wie bestimmt und lebhaft die Charaktere der Hauptpersonen, Beowulfs des Helden, Wiglaf's seines jungen aufopferungsfreudigen Gefährten, Hrothgar's des königlichen Barden und Weisen, gezeichnet und durchgeführt sind, so kann ich nur bedauern, daß uns die Zeit den Namen des alten teutonischen Homers nicht aufbewahrt hat, und geringer wird meine Verwunderung, daß ein Schöpfergeist wie Shakspeare in dem Lande erstehen konnte, dessen erste kindlichen Versuche im Gebiete der Dichtung solche geniale Meisterzüge darweisen.

Man sieht, der geistreiche Däne hat verstanden zu seinem neuen englischen Publikum zu reden. Und wenn er bereits selber sich auf dortige ältere, dem Studium der angelsächsischen Litteratur zugewendete Kräfte als Vorgänger und Helfer in seiner Unternehmung bezieht, so sind bald nachher deren noch andere jüngere aufgetreten, die er nicht erwähnt, und welchen diese Richtung zu geben vielleicht eben erst dieser Prospectus beygetragen hat. Was außerdem in der von da an für die Engländer zu einer Art Ehrenpunktes gewordenen Sache eingewirkt habe, wissen wir nicht, wohl aber, daß alle durch den Prospectus des Dänen in Aussicht gestellten Publikationen nicht von ihm selbst, sondern von Eingebornen ausgegangen sind, und so unser Beowulf von dem auch mit Deutschlands Bestrebungen in diesem Fache vertraut gewordenen John M. Kemble. Dieser gab den von ihm nach der Urschrift berichtigten und, wo Lücken waren, nach Thunlichkeit ergänzten Text in einem bequemen Octavbande, London 1835, und ließ in einem zweyten, 1837, eine prosaische englische Uebersetzung nebst einem Glossar und zweckdienlichen historisch-philologischen Untersu-

chungen folgen. Damit war gegeben was vorerst nöthig schien, auch unsere deutsche weitgreifende Forschung über Sprache und Geschichte aus dieser neu eröffneten Quelle Stoff und Nahrung und nebenbey Argumente allerley Streitens für und wider ziehen zu lassen. Im Jahre 1839 erschien von H. Leo ein Schriftchen betitelt: „Beowulf das älteste deutsche in angelsächsischer Mundart erhaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte alter deutscher Geisteszustände.“ Und so ist dieser früher unerhörte Name Beowulf auf die eine oder andere Weise unter die Augen auch von Lesern gerathen, die, ohne eben unter die Forscher jener Art gezählt seyn zu wollen, sich doch nicht gerne mit bloßen Namen begnügen.

Ein zeitgemäßer Gedanke war es daher von dem in der Ueberschrift genannten Literator, der dem Publikum bereits durch andere Arbeiten über alte sowohl eigentlich deutsche als isländische und angelsächsische Denkmäler bekannt ist, einer Mehrzahl deutscher Leser auch diesen Beowulf zugänglich zu machen.

Wie viel leichter ihm die Arbeit seyn konnte nach Grundtvig's und Kemble's Vorgang, als sie für Thorkelin gewesen, dem bey noch unsichrerem Texte, wo nicht einmal noch alle Eigennamen unter andern Wörtern sich als solche herausgestellt hatten, und bey den damals noch mangelhafteren grammaticalen und lexicalen Mitteln, öfter ein Rathen als ein Verstehen aushelfen mußte, kann man sich vorstellen. Aber er wollte sie sich nicht leichter werden lassen. Er scheint besorgt zu haben, eine einfache wörtliche Uebersetzung, wie sie Kemble geliefert, möchte dem deutschen Leser nur einen farblosen Schatten von dem Eindruck gewähren, den das künstlich gefügte Original weiland auf den angelsächsischen Hörer gemacht haben muß, und zum Theil auch auf den modernen Leser machen kann, der etwa noch obendrein das angenehme Bewußtseyn eines anhaltenden, mitunter nicht leichten Sieges über die Sprache zu dem Behagen legt, das er an dem altehrwürdigen Bilderbau finden mag. Abseheud von Thorkelin's und Kemble's prosaischen Uebertragungen konnte der deutsche Uebersetzer sich Grundtvig's versificierte zum Vorbilde nehmen. Diese, wie Tegnér's Behandlung der Frithjofsage, nach Verschiedenheit der Argumente mit verschiedenen jetzt üblichen gereimten Versmaßen abwechselnde Uebersetzung ist jedem dänischen Leser so verständlich, als es die Bearbeitungen alter vaterländischer Dichtungen durch Simmrock, San-Marte u. A. für jeden Deutschen seyn mögen. Aber auch eine solche hat unser Autor nicht für hinlänglich befriedigend gehalten. Er wollte, so scheint es, eine Nachbildung zu Stande bringen, welche, außer der bescheidenen Bestimmung, wie die genannten prosaischen Uebertragungen die eigene Wirkung des Urtextes nur zu vermitteln, auch die hätte, denselben, was den Eindruck nicht bloß seines Inhaltes sondern auch seiner eigenthümlichen Kunstform betrifft, für ein modernes deutsches Publikum gewissermaßen zu vertreten.

Ob dieselbe diesen verschiedenen Bestimmungen gleich nahe gekommen, überlassen wir am füglichsten unsern Lesern selbst zu entscheiden, indem wir den Schluß des Gedichtes mittheilen, welcher überdieß, da er die Art und Weise beschreibt, auf welche dem am Giftbiß des darauf von ihm erlegten Drachen verstorbenen Helden die letzte Ehre erwiesen wird, für die Aufdecker alterthümlicher Grabhügel auch unter uns ein gewisses Interesse darzubieten scheint. Wir geben zugleich das angelsächsische Original, obschon es zwischen den Zeilen 13 und 14 an einer Lücke von mehreren erloschenen Versen und an andern durch Kemble möglichst geheilten Gebrechen leidet. Auch Kemble's und Thorkelin's Uebersetzungen fügen wir bey, um zu zeigen, wie weit letzterer oft vom Ziele geschossen.

(Schluß folgt.)

Origines Germanicae. Commentatio prima. Auctore Maximiliano Wolfgango Duncker. Berol. 1840. 4.

(Schluß.)

Die nachfolgende Untersuchung über die Sueven beschäftigt sich zunächst mit König Ariovistus, über welchen mit großer Sorgfalt alle Nachrichten der ältern Schriftsteller zusammengestellt sind. Insbesondere macht der Verf. auf die frühere Freundschaft Ariovist's mit den Römern und darauf aufmerksam, wie von jenen die bereits auf dem linken Rheinufer südlich von Mainz wohnenden germanischen Stämme besiegt worden seyen (p. 118). Für die Zeit, wann er den Rhein überschritten habe, setzt der Verfasser mit vieler Wahrscheinlichkeit das Jahr 62 (p. 108) und setzt das Schlachtfeld, auf welchem Cäsar den Sieg über ihn davontrug, zwar außerhalb des Landes der Sequaner, aber nicht in der Nähe des Rheins (p. 110). Hinsichtlich der Bewegungen, welche die Ankunft der Sueven in den Wohnsitzen der Istävonischen Völker verursacht habe, stimmt Duncker in seinen Forschungen mit denen H. Müllers im Ganzen zusammen. Sie bemächtigten sich allmählig in ihren auch gegen die Helvetier gerichteten Kämpfen (p. 107. 117) beyder Maynufer (p. 122). In Betreff ihrer ursprünglichen Heimath aber stellt er eine von der bisherigen ganz abweichende Meynung auf, indem er glaubt, sie seyen aus Dänemark gekommen (p. 104); daß sie aus dem skandinavischen Norden gekommen seyen, glauben auch wir, ihre Durchwanderung aus Dänemark möchte aber wegen der das nördliche Deutschland wohl von dort aus bevölkernden Ingävonischen Stämmen und der diesen verwandten Sachsen nicht sehr wahrscheinlich seyn.

Was endlich Marbod und sein Reich anbetrifft, so zeigt Duncker (p. 126), daß dasselbe nicht vor dem Jahre 15 vor Chr. gegründet seyn kann; auch hält er nicht jenen König wegen seiner eben nicht sehr kriegerischen Eigenschaften für den eigentlichen Besieger der Bojer, sondern meynt, daß diese bereits etwa ums Jahr 60 n. Chr. von Quaden, Markomannen, Eudosern und Hermunduren überwältigt worden seyen (p. 112).

So sehr wir wünschen, daß der Verfasser seine gründlichen und scharfsinnigen Untersuchungen über die Deutschen fortsetzen möge und wir bald die zweyte Abhandlung willkommen heißen möchten, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß wir seine Vorstellung über das was Origines Germanicae heißt, nicht ganz theilen können. Wir wollen es hier nicht einmal in Anschlag bringen, daß er die christliche Auffassung von der Wanderung der Völker ganz bey Seite gelassen hat, was freylich bey einer Abhandlung ethnographischen Inhalts nicht hätte geschehen sollen, sondern auch sonst vermissen wir so Manches, was wohl Jeder zu den Origines zählen möchte, z. B. eine Untersuchung über den Namen Deutsche, wozu die Teutones und des Tacitus Thuisco Veranlassung genug boten. Allerdings könnte man im gegenwärtigen Augenblicke diese Untersuchung fast als beendet ansehen, da es nunmehr wohl nicht mehr bezweifelt werden kann, daß Deutsch von thiud, Volk, herzuleiten ist und zugleich die wegen gemeinschaftlicher Abstammung für einander „deutlich Redenden“ bedeutet (vergl. Müller a. a. O. S. 219. Grimm, Götting. Gel. Anz. 1837. S. 174., deutsche Grammatik Bd. 1. S. 12. Sieh auch Pott, Forschungen Bd. 2. S. 522, meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 14). Auf des Volkes Sitte, seinen Character und Anderes, was die sogenannte „Urverfassung“ — um diesen von Majer gewählten Ausdruck zu gebrauchen — betrifft, ist ebenfalls von dem Verfasser nicht eingegangen worden. Doch wir wollen darüber mit dem Autor nicht rechten, sondern ihm für das Geleistete danken.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was die dänische Umdichtung betrifft, so glaubten wir sie nicht ausschließen zu müssen, da wenigstens ihr fließender Jambengang und Endreim jedem sonst des Idiomes Unkundigen einleuchten, und da es überhaupt nicht schaden wird, die uns so nahe liegende, an Literatur aller Art so reiche Sprache dieses Brudervolkes hie und da in Erinnerung zu bringen.

Angelsächsischer Text nach Kemble's Ergänzung.

1 Him thá gegiredan Geáta leóde
2 ád on eorthan unwáclícne,
3 helm-behongen, hilde bordum,

4 beorhtum byrnum, swá he béna wäs:
5 álegdon thá tó-middes maerne theóden

6 häleth hiófende hláford leófne;
7 ongunnen thá on beorge bael-fýra maest

8 wígend weccan: wudu-réc ástáh
9 sweart of swíc-thole, swógende let
10 wópe bewunden, wind-blond geläg,
11 oth thät he tha bán-hús gebrocen häfde,
12 hát on hrethre; higum unróte
13 mód-ceare maendon mon-drihtnes cwealm.
. . . . . .
14 Geworhten tha Wedra leóde
15 hlaew on líde, se wäs heáh and brád,

16 weg-líthendum wíde to syne,
17 and betimbredon on tyn dagum
18 beadu-rófis becn, bronda (maestne)
19 wealle beworhton, swá hyt weorthlícost
20 fore-snotre men findan mihton.
21 Beág and beohrt siglu, hi on beorg dydon

Ettmüllers alliterirte Verdeutschung.

Ihm da gesteten der Geáten Krieger
das Eit an der Erde, das unweichbare,
mit dem Helm geschmückte und mit Heerschilden,
mit blanken Brünnen, wie seine Bitte war.
Die harmvollen Helden da den Herrscher legten
in die Mitte, den theuren, den maehren König.
Am Berge dann begannen der Bühlfeuer gröfstes
die Recken zu rüsten; der Rauch stieg auf
schwarz vom Eite; schwögend es kam
von Wufe gefolget. Der Windzug ag,
bis es das Beinhaus gebrochen hatte
heifs am Herzen, mit Harmgedanken;
mnthschwer sie klagten des Mächtigen Tod.
. . . . . .
Da würkten dann der Weder Leute
einen Hügel am Hange — der war hoch und breit,
den Wogfahrenden weit erblickbar —
und zimmerten auf in zehen Tagen
des Brünnkühnen Maal. Der Brände gröfsten
mit Wall sie beschlossen, wie es würdiglichst
vorsichtige Männer finden mochten.
Bauge und blanke Steine in den Bühl sie thaten,

Angelsächsischer Text.

22 eall swylce *h*yrsta, swylce on *h*orde aer
23 *n*ith-hydige men ge*n*umen häfdon;
24 forléton *e*orla gestreon *e*orthan healdan,
25 gold an *g*reóte, thär hit nu *g*en lífath
26 *e*ldum swá *u*nnyt swá hit *ae*ror wäs. —

27 Thá ymbe *h*laew ridon *h*ilde-deore
28 *ä*thelinges . . cann *e*alra twelfa,
29 *w*oldon . . . . *c*withan *k*yning maenan,
30 *w*ord-gyd wrecen, sylfe *wel* sprecan.
31 *E*ahtodon *e*orlscipe, and his *e*llenweorc
32 *d*uguthum *d*emdon, swa hit ge*d*éfe bith,
33 that mon his *w*ine-drihten *w*ordum herige,

34 *f*erhthum *f*reoge, thonne he *f*orth scyle
35 of *l*ic-haman, *l*aene weorthan.
36 Swá begnornodon Geata leóde
37 *h*láford leófne *h*eorth-geneátas;
38 *c*waedon thät he *w*aere *wyrold*-cyninga
39 *m*anna *m*ildust and *m*onthwaerust,
40 *l*eodum *l*íthost and *l*of-georn*o*st.

Ettmüllers alliterirte Verdeutschung.

all die *Z*ierden auch, so die *Z*ornmüthigen
vom *H*orte zuvor *h*olten, die Männer
liessen der *E*orle Schmuck die *E*rde bewahren
das Gold im Griene. Im Grand nun bleibt es
den *E*rdwohnern *u*nnütz, wie's vor *A*lters
war. —

Um den *H*ügel dann ritten *H*ildberühmte
der *E*dlinge Schaar, in *a*llem zwölfe;
wollten ver*k*ünden, des *K*önigs gedenken,
*W*ortsang erheben, *wol* selbst sprechen.
Sie *e*hrten seine *E*orlschaft und sein *E*llenwerk,
zeugten seinen *Z*üchten, wie's ziemend ist,
dass *W*ehrmann *w*erthen Herrscher mit *W*orten erhöhe,
von *H*erzen er*h*ebe, wenn *h*ier er musste
*w*ürdelos *w*erden, die *W*elt verlassen.
Den guten Herrscher der Geaten Leute
die *H*erdgenossen mit *H*arm so klagten,
rühmten, dass er *w*äre der *W*eltkönige,
der *M*änner *m*ildester und *m*annfreundlichster,
den *L*euten *l*iebreichster und *l*obgierigster.

Kemble's englische Uebersetzung.

For him then did the people of the Geáts prepare upon the earth a funeral pile, strong, hung round with helmets, with war-boards and bright byrnies, as he had requested: weeping the heroes then laid down in the midst their dear Lord; than began the warriors to awake upon the hill the mightiest of bale-fires; the wood-smoke rose aloft, dark from the foe of Wood; noisily it went, mingled with weeping: the mixture of the wind lay on till it had broken the bone-house, hot in his breast: sad in mind, sorry of mood they moaned the death of their Lord.

. . . . . .

The people of the Westerns wrought then a mound over the sea, it was high and broad, easy to behold by the sailors over the waves, and during ten days they built up the beacon of the war-renowned, the mightiest of fires; they surrounded it with a wall, in the most

Thorkelin's lateinische Uebersetzung.

Illum tunc salutavit Gothorum populus
confluens in terra strenuus
galea redimitus, bellicis ensibus,
splendidis loricis: sic ille petierat.
Collocarunt in medio gloriosum regem
milites ovantes dominum dilectum.
Incepit tunc in colle rogum igne maximum
miles excitare. Xylophagus ascendit
ater prae doloso labore, evolans discessit.
Lacrimis perfusam ventus pyram dejecit,
ex quo ille osseam domum (corpus) fregerat.
Ardentes pectore, mente tristes,
animo solliciti lugebant regis necem.

. . . . . .

(Basilicam) perficiebat tunc Aeolicus populus.
Illa erat alta et ampla,
navigantibus late conspecta;
et signum expansum in summo vertice.
Jussu principis signum ignitum
ad murum fecerunt, ut fieret simillimum.

Kemble's engliſche Ueberſetzung.

honourable manner that wise men could devise it: they put into the mound rings and bright gems, all such ornaments as the fierce-minded men had before taken from the hoard; the suffered the earth to hold the treasure of warriors, gold on the sand, there it yet remaineth as uselefs to men as it was of old. — Then round the mound rode a troop of beasts of war, of nobles, twelve in all: they would speak about the king, they would call him to mind, they would relate the song of words, they would themselves speak: they praised his valour, and his deeds of bravery they judged with praise, even as it is fitting that a man should extol his friendly Lord, should love him in his soul, when he must depart from the body to become valueless. Thus the people of the Geats, his domestic comrades, mourned their dear Lord; they said that he was of the kings of the world the mildest and gentlest of men, the most gracions to his people and the most jealous of glory.

Thorkelin's lateiniſche Ueberſetzung.

. . . . sagaces viam intus possent.
Illi tumulo intulere annulos et monilia,
et talia ornamenta, qualia ex thesauro
antea quis occultè sustulerat.
Relictae sunt nobilium opes terrestres,
custoditum aurum terra; ibi id nunc
. . . . . iterum relictum
. . . tam inutile quam . . .
Fuit tunc circa tumulus structus
. . . . . Bellonae dilecto
principi . . . . omnes duodecim
voluere . . . . dicendo, regem commemorando,
carmeu recitando et de ea loquendo,
collaudabant ducis gesta et ejus fortia facta.
Nobiles statueruut sic iterum . .
utinam ejus amici verbis collaudantes
pectore laeti iterum exinde reportent
pro munere domum . . . . .
Sic moerore comploravit Gothorum populus
domini . . . familiares . . .
Dicebant, quod esset mundi rex
viris liberalissimus et manu fortissimus,
populo clementissimus et gloriae cupidissimus.

Grundtvig's gereimte däniſche Ueberſetzung.

Nu Brände-Bedd i Favne-Maal
Opſtablet blev paa Tue,
Og hjelmetakt et väldigt Baal
Kom ſkyndelig til Skue!
Der bänked, efter hans Attraa,
Nu Gotherne den Bolde
I Kreds af Brynier lyſegraa
Og brede Kämpe-Skjolde!
Mens Bjerg og Bölge höit gienlöd
Af Kämpers Jammer-Klage,
Fra Konge-Baal og Brände-Glöd
Sig Luen ſwang ſaa fage;
I kulſort Svöb of Rög den ſteg,
Af Winden bradt dog klövet,
den boltred ſig i vilden Leeg
til Baalet ſank i Stövet,
til, under Brag og Jammer-Skrig,
Hvert Been war knuſt, den Kjäres Lig
Opbrändt, oplöſt til Aſke!
. . . . . .
Fuldmod i Hu, med Klage-Maal,
Nu Gothlands Kämpe-Skare,
Hvor Drotten ſmuldred nys paa Baal,
Hvis Tjenere de vare,
Opkaſted brat en Kämpe-Grav,
En Höi paa Klippe-Tinde,
Som ſkinned vidt og bredt paa Hav,
Til Gothe-Heltens Minde:
I Dage ti de öſte Muld,
Og reiſte Bauta-Stene,
De öſte Hvälvingen og fuld
Af Grube-Guld det rene,
Ja, Smykker, Ringe, hvert et Gran,
Man tog fra Edder-Dragen,

Blev jordet med dens Bane-Mand,
Kom aldrig meer for Dagen,
Men hviler nu i Jordens Favn,
Ja skimler nu, til Ingens Gavn,
som för i Mulm og Mörke. —
Ved Heltens Grav et Skjalde-Chor
Med Sorgen var tilstäde,
Ja Skjalde tolv, me klingre Ord
Hans Drape höit at kväde! u. s. w.

Wir sind geneigt zu glauben, daß der dänische Umdichter seinen Landsleuten in höherem Grade zu Dank gearbeitet habe, als der Deutsche der Mehrzahl der seinigen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Joh. Gottfr. von Pahl, k. Würtemberg. Prälaten und General-Superintendenten. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben von dessen Sohne Wilhelm Pahl. Tübingen 1840 VI. und 815 S. gr. 8.

Nicht viel mehr als die Hälfte dieses starken, engedruckten Bandes nehmen die Denkwürdigkeiten ein, die, von Pahl selbst niedergeschrieben, nur ungefähr bis in die Mitte seiner Laufbahn führen; den übrigen Raum hat der Herausgeber, zum kleineren Theile aus dem handschriftlichen Nachlasse, zum größeren aus Druckschriften seines Vaters, etwas ungebührlich gefüllt. So eng und klein der Kreis ist, aus welchem die Denkwürdigkeiten sich herschreiben, so anziehend sind sie dennoch, bey der breitesten Ausführlichkeit, die solchen Schriften gar wohl ansteht, zunächst zwar für den Würtemberger, aber auch für jeden Oberdeutschen überhaupt, durch Schilderungen aus dem Leben in Schwaben und der Nachbarschaft am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Manchem Leser wird zwar, wie dem Ref., die Unmaßung zuwider seyn, mit welcher hier eine ungründliche, übrigens gutmüthige Neuerungslust vom Anfang bis zu Ende gegen „die Stabilität“ eifert; doch kann damit die Aufrichtigkeit aussöhnen, womit viele Täuschungen und Leiden der Instabilität eingestanden werden.

Bey einem Vielschreiber, wie Pahl war, darf man es mit der Sprache nicht eben genau nehmen; aber einer der schmählichsten Sprachfehler neuester Zeit kommt hier so oft vor, daß Ref. nicht anders kann als ihn für vorsätzlich halten.

S. 29. „Um einige Jahre älter als ich, und an Kenntnissen mir bedeutend überlegen, anerkannte ich bescheiden die Superiorität, die ihm über mir gebührte.“ S. 45. „In früher Jugend schon durch seine Neigung zum Studium der Natur hingezogen, blieb dasselbe die Liebe seines ganzen Lebens.“ S. 154. „Weniger aufgelegt, selbst zu schaffen, als das Gegebene zu empfangen, zu berichtigen und festzustellen, ward das historische Gebiet in seinem weitesten Umfange seine eigentliche Heimath.“ S. 209. „Unbekümmert um die Vorschriften, durch welche der Reichsdeputations-Receß die Willkühr der neuen Erwerber zu lähmen gesucht hatte, wurden die Pensionen der Geistlichen mit einer Kargheit bestimmt, die Manchem kaum das tägliche Brod gewährte.“ S. 234. „Von früher Jugend an mit Salat innigst befreundet und mit ihm in der Dillinger Schule erzogen, konnte ihm mein Erscheinen in seiner Nähe nicht gleichgültig seyn.“ Von diesem, wahrscheinlich durch eilfertige Uebersetzer aus dem Englischen zuerst versuchten participium absolutum, das in den Satz, worein es fällt, ein Gliederwehe bringt, ist dem Ref. nur Ein Beyspiel bekannt, das noch ärger und abschreckender als die obigen ist. Es steht in den Erg. Bl. der Hall. A. L. Z. 1837 Nr. 22. und lautet: Hier, bey der Vertheidigung eines Dorfes mit 30 Kürassieren von den Oesterreichern angegriffen und endlich gefangen, ward der König durch seine tapfere Vertheidigung auf ihn aufmerksam.“ Der Angegriffene war General Seidliz, der König, Friedrich II.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Report on the Tea plant of Upper Assam by William Griffith, Asst. Surg. Madras Establishment etc. (Transactions oft he Agricultural and Horticultural Society of India. Vol. V. Colcutta 1838) 85 S. 8.

Schon seit einer geraumen Reihe von Jahren sind die europäischen Handelsmächte bedacht gewesen, sich in Beziehung auf den Theehandel von dem Joche los zu machen, in welches das eingebildete Bedürfniß und die wahrhaftige Geldgierde einerseits, so wie anderseits der Hochmuth der Regierung des himmlischen Reiches sie geschmiedet hatte. Nachdem man vergeblich bemüht gewesen war, ein Surrogat oder vielmehr ein Aequivalent für den ächten Thee, der nun einmal nur aus China geholt werden konnte, zu finden, kam man endlich auf den Gedanken, den Chinesen den alleinigen Besitz der kostbaren Pflanze selbst aus den Händen zu winden. Holländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Engländer machten zu diesem Behufe wiederholte Anstrengungen, deren Geschichte die Gränzen unsers heutigen Berichtes überschreiten würde. Das Verfahren der verschiedenen Nationen bey diesem Bestreben war so ziemlich dasselbe. Man wußte, daß mit der Pflanzung des Theestrauches überhaupt nur der kleinere Theil des Unternehmens gesichert sey, daß im Gegentheil die Hauptbedingniß, um brauchbares markthaltiges Gut zu gewinnen, in der Pflege des Baumes, in der Art der Blätterlese und in der Zubereitung derselben nach der Aerndte liege. Daher suchte man sich gewöhnlich mit der Pflanze auch Leute zu verschaffen, welche mit ihrer Kultur bereits vertraut waren, und die Uebervölkerung China's bot hiezu gute Gelegenheit. Es entstanden auf diese Weise chinesische Ansiedlungen in Surinam, Brasilien, Java ꝛc., welche theils noch fortdauern, theils wieder aufgehört haben. Die französischen und spanischen Bemühungen um die Uebersiedlung der Theekultur blieben indessen immer untergeordneter Art oder waren wenigstens mit dem geringsten Erfolge gekrönt. Den Franzosen gebührt das Verdienst, zuerst den Kaffee nach den Antillen, durch Declieux, gebracht zu haben, aber ihre Theeplantagen waren, wie überhaupt ihr Kolonisationswesen in Amerika, nie von besonderm Belang. Spanien machte einige ernstlichere Bemühungen, aber in den Reichen der edlen Metalle Meriko und Peru überwogen diese, und im Süden, in Paraguai hatte der chinesische Thee einen zu mächtigen Gegner an dem einheimischen, der Maté und Gongonha (Ilex paraguaiensis), der noch jetzt einen der wichtigsten Konsumtionsartikel jener Landstriche ausmacht, während in Oberperu der Genuß der Coca (Erythroxylon Coca) im Wege stand. Vermuthlich außer allem Zusammenhang mit der asiatischen Sitte des Theetrinkens hatte sich der Gebrauch des Paraguaythees um die Lande des La Platastusses her ausgebreitet und in Oberperu war analog dem Opium des Orients die Coca als Berauschungsmittel üblich geworden. Auch in Meriko stand der Pulque, ein gegohrner Saft der Agave americana und potatorum der Verbreitung des Thee's im Wege. Amerika hatte sich somit seine gegohrnen und abgekochten Getränke aus einheimischen Gewächsen bereiten gelernt. Nur die englisch-deutsche Bevölkerung des Nordens nahm im Großen an der Konsumtion des chinesischen Thee's Antheil. Die Portugiesen suchten seit Anfang dieses Jahrhunderts in Brasilien den Theebau einzuführen. Es wurde in der Nähe von Rio Janeiro eine chinesisch Colonie zu diesem Behufe gegründet, aber das Resultat war unbedeutend. Erst in neuester Zeit ver-

legten sich wohlhabende Pflanzer in den Provinzen Rio und St. Paul auf diese Kultur und producirten Thee in verhältnißmäßig großen Quantitäten und von markthaltiger Güte. Aber nach dem Berichte Guillemins, welcher von der französischen Regierung abgeschickt wurde, um diese Theekulturen zu besichtigen, ist der Arbeitslohn in Brasilien zu hoch, als daß sich der Anbau rentiren könnte, da der aus China eingeführte Thee wohlfeiler gekauft werden kann, als das Landesprodukt zu stehen kommt.

Die Holländer versuchten die Theekultur vorzüglich in ihren ostindischen Besitzungen, ins Besondere auf Java. Sie brachten die Samen der Pflanze in großen Quantitäten aus China und Japan. Da dieselben leicht ihre Keimkraft verlieren und deßhalb ohne Schutz den langwierigen Seetransport schwer aushalten, so wurden sie in flachen hölzernen Kisten in Lehm eingeschlagen und erhielten sich auf solche Weise vollkommen gut. Gegenwärtig sind die Plantagen schon sehr ausgedehnt und enthalten gegen eine Million älterer und jüngerer Sämlinge.

Die Engländer haben die Uebersiedlung des Thees auf verschiedenen Orten im Festlande der vorderen indischen Halbinsel, auf Pulo Pinang, Ceylon, und sogar auf St. Helena versucht. Schon im J. 1793 schickte Lord Macartney einige Pflanzen aus China nach Indien.

Ueberall gedieh der Strauch ziemlich gut, aber in zu heissen und trockenen Gegenden war die Qualität der Blätter von geringer Güte. Mit Nachdruck wurde der Anbau indessen erst mit dem Jahre 1834 betrieben.

Die größte Schwierigkeit in der Kultur war überall, daß man nicht recht wußte, welchen Boden, welche Lage, überhaupt welche äußeren Verhältnisse man den Theeplantagen bieten müsse. Die Provinzen von China, in welchen die Kultur des Thee's am Ausgedehntesten betrieben wird und welche das beste Produkt liefern, waren und sind noch jetzt zu wenig bekannt, als daß man gründliche Belehrung von dorther nehmen konnte.

Die einzigen Anhaltspunkte lieferten die englischen Ambassaden, besonders die von Macartney und Staunton, so wie spätere Nachrichten von Abel und Reeves. Leider giengen die Sammlungen und Papiere des ersteren, des einzigen, welcher die Theeprovinzen mit einiger Musse besuchen konnte, im Schiffbruch der Fregatte Alceste zu Grunde. Man wußte also eigentlich nur, daß der Thee in China hauptsächlich zwischen dem 27 und 30 Grade nördl. Breite und zwar der grüne Thee nördlicher zwischen 29 u. 30°, der braune Thee oder Bohea-Thee südlicher zwischen 27 u. 28° vorzugsweise gebaut wird. Außerdem waren aber in China noch Standorte bis zu 36° 30′ n. Br., in Japan noch nördlicher, in Cochinchina endlich als südlichste Gränze bis zum 17° bekannt. Allein in so mannigfach von hohen Gebirgen durchschnittenen Ländern sind mit der geographischen Breite allein das Vorkommen und die Lebensbedürfnisse einer Pflanze noch nicht erklärt. Man muß auch wissen, ob sie auf Höhen oder in Niederungen, auf trocknem oder nassem, schwerem oder leichtem Boden vorkomme u. s. w. Am besten erkennt man ihre Bedürfnisse, wenn man die Pflanzen weiß, in deren Gesellschaft sie vorkömmt. Nach den Erfahrungen, welche Royle (Illustr. of the Himal. Plants p. 107 — 127) zusammengestellt hat, wäre die Flora der Theegegenden eine fast rein tropische oder wenigstens diejenige, welche den Niederungen unter 29 — 27° n. Br. entspricht. Reis, Baumwolle, selbst Zuckerrohr wird in der Nähe des Thee's gebaut, der Talgbaum (Stillingia sebifera), Firnißbaum, Kampherbaum, tropische Eichen (Quercus densifolia und chinensis), Cunninghamia, Euphoria, Diospyros kommen in Gesellschaft desselben vor. An der Stelle, wo Abel ihn muthmaßlich wild fand, wuchsen auch Eleococcus verrucosus und Eugenia microphylla Große Pflanzungen von Camellia oleifera befanden sich in der Nachbarschaft. An den Bergen wuchsen zwar auch Föhren, aber es war Pinus Massoniana, eine Art, welche wenigstens leichter als die übrigen in ziemlich warmen Breiten gedeiht (sie wird auch am Kap schon lange als Zimmerholz kultivirt), und deren Vorkommen keinen Ausschlag giebt, weil die Chinesen ihre Nadelholz-Wal-

dungen künstlich an allen passenden Orten pflanzen. Im Allgemeinen scheint sich das Resultat herauszustellen, daß die Theekultur mit Vortheil kaum über den 32° n. Br. ausgedehnt werden könne, und deßhalb die Hoffnungen Derjenigen viel zu sanguinisch seyen, welche den Theebau in Mitteleuropa für leicht ausführbar halten.

Ueberdieß ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgemittelt, ob der käufliche Thee sämmtlich von einer, oder ob er von mehreren Pflanzenarten komme. Heyne nahm drey Arten an, welche er Thea Bohea, viridis und stricta nannte. Der Handel unterscheidet zwey Hauptformen, den grünen und den Bohea-Thee und diese scheinen auch in den Anfoderungen für ihr Fortkommen verschieden, denn der grüne Thee kömmt z. B. in guten Lagen Englands noch in Gärten bey gehörigem Schutze fort, während der Bohea-Thee das Freye nicht mehr verträgt. Die direkten Nachrichten aus China sind nicht allein unsicher, sie sind sich sogar geradezu widersprechend. Einige englische Agenten behaupten unbedingt, daß zweyerley Arten von Thee gebaut werden und berufen sich dabey auf die Verschiedenheit, die sich schon im Aufguß der Blätter bemerklich mache. Andere sagen, alle hier eintretenden Verschiedenheiten seyen rein Folge der Zubereitung der Waare, man könne aus einerley Blatt grünen und braunen Thee machen, die dritten endlich, es gäbe drey Arten, den grünen und den braunen Thee, und eine dritte gleichsam indifferente, aus welcher künstlich beyde Sorten des Marktgutes hergestellt werden könnten, jedoch sey dieses an appearance that can be given; the deception is detected as soon as it is put into water.

(Schluß folgt.)

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

So zweifeln wir, ob unter diesen sehr viele seyn werden, die bey sonst offenem Sinne nicht bloß für den uns so sehr zum Bedürfniß gewordenen Endreim, sondern auch für eine regelrechte Abwechslung von betonten und unbetonten Sylben, selbst für fremdere griechische und lateinische Versmaße, das Joch, das sich der deutsche Uebersetzer hat auflegen wollen, (ohne unsere Hinweisung durch cursive Buchstaben) auch nur äußerlich wahrnehmen, geschweige denn innerlich empfinden und in dem Maße hoch anschlagen werden, als es ihm schwer geworden seyn mag, — wir meynen die Alliteration, d. h. das Kunststück, unter die 4 bis 6 betontern Wörter, aus denen ein Vers bestehen darf, 2 oder 3 solche zu bringen, die in ihrer Stammsylbe mit einem und demselben Consonanten oder mit einem Vocal beginnen, wobey außerdem noch eine gewisse Stellung derselben in Betracht kommt. Muß vor tausend Jahren das Ohr aller Völker germanischer Zunge, wie isländische und angelsächsische, nieder- und oberdeutsche Dichtungen beweisen, für diesen damals einzigen Dichterbehelf ungemein scharf und empfindlich gewesen seyn, so ist es für denselben wenigstens bey uns Deutschen im Laufe der Zeit, die es an den Reim gewiesen und gewöhnt hat, beynahe eben so stumpf geworden. Sollte es auch heutige Isländer noch der Mühe lohnend dünken, ihre Verse mitunter zu alliteriren, bey uns erscheint solche Mühe, selbst die eines Gräter und unsers Umdichters, als eine so ziemlich undankbare, — und doppelt Schade, wenn sie noch obendrein Veranlassung wird, der Sprache Gewalt anzuthun, und die Hauptsache, das Verständniß, zu beeinträchtigen.

Wir können es dem Leser überlassen, in den obigen 40 Versen der deutschen Uebersetzung die Wörter nachzuzählen, die ihm als mehr oder minder unerhörte und selbst wieder einer Uebersetzung bedürftige, somit als eben so viele Steine des Anstosses, einzig und allein jenem Kunststück zu Liebe, in den Weg geworfen sind. Mögen sie auch alle von unbezweifelter Deutschheit uud theils ältern, theils neuern Dialekten der Gesammtsprache entnommen seyn, es mangelt ihnen in den Augen des größern Publikums das charakteristische, durch das Wort deutsch selbst ausgedrückte Merkmal der Volksmäßigkeit und allgemeinen Verständlichkeit. Wir setzen bloß bey, daß sich solcher Steine des

Anstoßes in den vorangehenden 3142 Versen der deutschen Umdichtung verhältnißmäßig nicht weniger finden.

Wenn wir daher nicht so getrost, als vielleicht der Verf., zu hoffen vermögen, daß seine Arbeit Lesern, die im Falle sind vom Original selbst Umgang nehmen zu müssen, dasselbe auf sonderlich genießbare Weise werden vertreten können, so anerkennen wir gerne die nicht geringern Dienste, welche sie deutschen Lesern, die zugleich den Urtext vor sich nehmen, als Dollmetscherin und Vermittlerin der nicht wenigen Schwierigkeiten desselben leisten wird. Zu dem Ende hat sich der Verf., wie bereits die Ergänzungsblätter Nr. 94 — 99 der Halleschen allg. Literaturzeitung v. 1839 bewiesen, eine durchgreifende Kritik des Textes angelegen seyn lassen. Was ihm dabey als bessere Lesart, Ergänzung, Deutung erschienen, ist natürlich dieser Bearbeitung zu gut gekommen. Wir finden uns nicht berufen hierüber in Einzelnes einzugehen, glauben aber, ohne Kemble's Verdienste zu mißkennen, daß die spröde angelsächsische Dichtung durch Ettmüllers Bemühungen uns abermals näher gerückt worden ist.

In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über das Mythologische des Gedichtes, über Person und Namen der Helden, so wie über das was man allenfalls anf geschichtlichen Boden zurückzuführen versucht seyn könnte. Die vorkommenden Völkernamen werden nicht ohne Gewinn mit denen, die im ohngefähr gleich alten angelsächsischen Wallerlied (von Ettmüller ebenfalls besonders unter dem Titel Scôpes Widsidh herausgegeben) zu finden sind, zusammengehalten. Die Weder-Geatas oder Wederas, meynt E., seyen eben Nord-Gauten, wie man die Nordseite noch jetzt Wetterseite nenne. Wir hatten uns als solche bisher die Westseite gedacht. Beyläufig bemerken wir zu S. 26, daß Hygd (Verse 3849, 4340, 4733 bey Kemble) als Eigenname einer Person und zwar der Gemahlin des Dänenkönigs Hygelâc (dieses der einzige, auch bey nordischen und fränkischen Historikern zu den Jahren 515 — 520 nachgewiesene Name des Gedichtes) unsers Wissens zuerst von einem Manne erkannt worden ist, der von dem Vielen was er weiß, bisher nichts hat drucken lassen, von

Richard Cleasby aus London, welcher dermalen zu Kopenhagen ein zum Verständniß der ältern nordischen Literaturdenkmäler dringend nöthiges Glossar vorbereitet. Kemble's von E. bekämpfte Ansicht, daß unter den Geatas, welchen der Held des Gedichtes angehört, die Vorfahren der Angeln zu verstehen seyen, fußte wohl hauptsächlich auf der Erwägung, daß Angelsachsen angelsächsisch gewiß, wie z. B. die Fragmente über die Schlachten bey Finnesburg und Brunanburg und das von Byrhtnoth zeigen eher von Thaten ihrer eigenen Stammältern, als von denen anderer Völker gesungen haben möchten. Doch können ja Sagen, die die erobernden Dänen, wohl auch schon in poetischer Form, auf die Insel mitgebracht, nach der Hand auch von den Angelsachsen aus dem Dialekt der skandinavischen Eindringlinge in den eigenen umgegossen worden seyn. Und so stimmen wir gerne unserm Uebersetzer bey, der da behauptet, daß daß Beowulfslied ursprünglich aus einzelnen Liedern bestanden habe, die mit der Zeit in ein Ganzes vereinigt wurden. Wer erinnert sich hierüber nicht an andre berühmte Dichtwerke dieser Art, denen man eine ähnliche Entstehung zuschreibt! Jene ursprünglichen Lieder aber denken wir uns nicht als angelsächsische, sondern als nordische, nämlich als solche, wie sie unter den in England eingedrungenen noch heidnischen Dänen fortgesungen werden mochten. Die Angelsachsen selbst waren schon seit dem sechsten Jahrhunderte Christen. Einer von diesen, gleichviel ob er von den epischen Vorbildern der Alten Kenntniß gehabt oder nicht, dichtete jene Lieder aus dem nordischen Dialekt in den seinigen um, indem er die Abenteuer vermuthlich verschiedener Helden auf den Einen, Beowulf, übertrug und das also entstehende Ganze mit den christlichen Reflexionen durchflocht, die auch der Uebersetzer im vorliegenden Drucke durch einwärts gerückte Zeilen als spätere Zuthaten hat ausgezeichnet wissen wollen.

Berichtigungen.

Nr. 142. Sp. 107 Z. 4 v. u. lies Steorc-*heort*.
Nr. 143. Sp. 113 V. 21 setze das Komma ans Ende.
Sp. 114 V. 12 setze das Semicolon in die Mitte.
Sp. 118 Z. 13 lies de eo.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Report on the Tea plant of Upper Assam by William Griffith, etc.

(Schluß)

Die botanischen Kennzeichen, welche zur Characteristik der Arten angegeben worden, sind sehr schwankend und beziehen sich lediglich auf die Dimensionen des Strauches, Größe und Derbheit der Blätter, Zahl der Blumen ꝛc. Sicher unterscheidende Merkmale sind noch nicht angegeben worden. Die größere Empfindlichkeit des braunen Thees in rauheren Lagen kann eben so gut Folge verjährter Angewöhnung einer Spielart, als Eigenthümlichkeit einer distinkten Art seyn.

Allerdings ist seit dem Jahre 1834 nun eine weitere große Erfahrung den bisher aufgeführten beygetreten, aber auch sie muß, so folgenreich sie scheint, noch mit vieler Vorsicht aufgenommen und benutzt werden. Zu jener Zeit machten nämlich die Engländer die Erfahrung, daß an den nordöstlichen Gränzen ihrer weiten Besitzungen in Ostindien, in Ober-Assam, der Thee wild wachse. Kapitän Jenkins, Gouverneur dieser Gränzprovinzen, schickte ausführliche Berichte darüber nach Calcutta und veranlaßte das Gouvernement, eine Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Nath. Wallich, General-Director des botan. Gartens in Calcutta, Will. Griffith Surgeon Madras Establ., und Mc. Clelland (als Geologen) zu Bewahrheitung und weiterer Ausbeute der Thatsache abzusenden. Die oben angezeigte Schrift enthält nun den Bericht über diese Expedition, aus welchem wir einige Auszüge geben, in soferne sie die bereits aufgeführten Thatsachen über Vorkommen und sonstige Modalitäten der Theepflanze weiter erläutern.

Zwar wird der wahre Freund der Wissenschaft ungern auch in diesem Berichte erkennen, daß gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen selten in wahrer Gemeinschaft und Einigkeit betrieben werden. Schon in Calcutta war zwischen Wallich und Griffith ein Mißverständniß über die Verwaltung der Pflanzschule (nursery) des botanischen Gartens entstanden. Die Reise glich dasselbe nicht aus, denn der gereizte Ton, in welchem Griffitths Abhandlung abgefaßt ist, zeugt leider für dessen Fortdauer, aber es bietet doch auf keinen Fall einen Grund dar, an der Wahrhaftigkeit der Nachrichten eines Mannes zu zweifeln, der durch seine Illustrations of the Indian Botany und ähnliche Arbeiten mit Recht das Vertrauen des wissenschaftlichen Publikums sich schon längst erworben hat. Wir folgen demnach dem Griffith'schen Berichte in seinem eignen Verlaufe.

Die Kommission, aus den oben genannten drey Mitgliedern bestehend, verließ Calcutta am 29. August 1835, erreichte im Januar Sadiya, die Gränzstation von Ober-Assam und am 16. sahen sie bey Kuju zum erstenmale den Thee an seinem wilden Standorte. Mit Besichtigung der übrigen Theeplätze wurde die Zeit bis zum 8. März zugebracht und im Sommer erfolgte die Rückreise nach Calcutta.

Der Thee wurde an fünf verschiedenen Orten theils in, theils außer dem brittischen Gebiete beobachtet. Die geographische Begränzung dieser Standorte fällt zwischen 27° 25 und 26 n. Br. u. 96 — 94° östl. Länge. Den Namen Theewälder verdienen die Gebüsche, wie sie immer vorkommen, nirgends. Sie sind meistens niedrig, mit vielem fremdartigem Gebüsch und Bambusdickichten (Jungle) untermischt und von geringer Ausdehnung, oft nur 150 bis 200 Ellen, höchstens ½ engl. Meile groß.

Dabey liegen sie isolirt von einander, meistens in Niederungen, welche zu Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, selten auf Hügeln. In manchen Distrikten, sagt Griffith, seyen die Gebüsche so dicht, daß die Theesträuche selbst schwerlich einen Sonnenstrahl geniessen. An solchen Orten sind sie daher auch meistens blätterarm und die Aeste, wie bey allen Pflanzen an allzuschattigen Standorten, übermäßig in die Länge gedehnt. Der Boden ist durchgängig leicht und locker, aber tief und fruchtbar, die Farbe röthlich oder gelblich, die Unterlage Sand. Die Oberfläche des Landes ist gewöhnlich von kleinen Vertiefungen und Erhöhungen uneben. Die Höhe der Lage über dem Meere scheint kaum irgendwo 1000 Fuß zu übersteigen.

Die durchschnittliche Höhe der einzelnen Pflanzen beträgt 6 — 8 Fuß, ausnahmsweise erschienen einzelne bis zu 43, 47 und 50 Fuß Höhe (im Kuju-Distrikte) und 6 Zoll Durchmesser. Die Blumen erschienen in den verschiedenen Stationen von der Mitte December bis Februar und gleichzeitig reiften die Früchte der letztvergangenen Blüthezeit. Die Blätter wechselten in einer Länge von 4 — 8 Zoll; ihre Ausschlagszeit schien in den April zu fallen.

Die Vegetation, welche die Theedistrikte umgiebt, ist nach Griffith fast durchgehends tropisch. Rubiaceen, Acanthaceen, Cyrtandraceen, Myristiceen, Laurineen, Piperaceen, Dillenia speciosa, Leea, ein Dipterocarpus und ein Chloranthus, tropische Orchideen, Camellieen, Gräser, eine Roxburghia, so wie lauter in denselben Breiten wohnende Farne wurden bey Kuju notirt. Bey Hujudu und Ningreu fand sich eine Dicksonia und Chrysobalanus Roxburghii unter dem Thee, bey Tingrei eine Stauntonia, bey Nadawar stellten sich auch einige Ternströmiaceen ein.

Der Verfasser geht nun auf eine Parallele zwischen der Flora der Provinzen von China, wo bisher der Thee beobachtet wurde, mit der von Ober-Assam ein, und prüft die wenigen Thatsachen, welche wir über die erstere haben. Unter 30°, 13′ n. Br., wo Abel den Thee zuerst fand, waren die schon oben erwähnten Pflanzen, verkümmerte Kastanien, Elaeococcus Vernicia, Pinus Massoniana, Cunninghamia, einige Eichen, Laurus Camphora, Camellia oleifera, Stillingia sebifera, Eugenia microphylla, Notochlaena piloselloides seine Begleiter. Er bemüht sich dabey, nachzuweisen, daß das Auftreten von Nadelhölzern kein direkter Beweis einer nördlichen Vegetation sey, was wir sehr gerne zugeben, und den von ihm aufgeführten Thatsachen u. a. die beyfügen, daß nach Swartz Pinus occidentalis auf den westindischen Inseln noch bey 1500 Fuß über dem Meere vorkömmt. Die Coniferen haben über ihrer natürlichen Verbreitungssphäre hinaus noch eine weite Ausdehnung nach Norden und Süden im kultivirten Zustande. Cunninghamia gedeiht z. B. kultivirt noch sehr gut auf den borromäischen Inseln, ja im Winter geschützt um Wien und in den wärmeren Lagen von England, Salisburia wird bey Wien und Heidelberg ohne Schutz ein ansehnlicher Baum und erfriert selbst im Winter in dem strengen Klima von München bey 48°, 50′ n. Br. und fast 1600′ über dem Meere nicht. Solche zählebige, weitverbreitete Pflanzen geben also keinen Nachweis für die weitere Beschaffenheit einer Lokalflora. Die Holländer haben auf ähnliche Weise große Alleen von Quercus Robur am Kap, also in einer für den Baum gewiß viel zu südlichen Lage gepflanzt, und zwar mit günstigem Erfolg, nur war nach Thunberg das Splintholz selbst bey älteren Stämmen weit mehr an Masse als das Kernholz. Das Auftreten von Coniferen und Cupuliferen stört also eine tropische Vegetation nicht, diese Pflanzen können sich mit ihr vermischen, sie bedingen aber durchaus nicht, daß ihre neuen Lebensgefährten sie eben so weit nach Norden begleiten können, als sie selbst reichen, oder wo sie ihre eigentliche Heimath haben. Elaeococcus, Stillingia, Eugenia, Notochlaena werden höchstens noch in Neapel im Freyen aushalten, während die Coniferen bis in die Mitte von Deutschland reichen und erstere liefern deshalb auch einen sichreren Maßstab für die Kulturfähigkeit der Theepflanze als die Nadelhölzer.

Die vergleichende Tabelle der Flora von Assam und der entsprechenden Theile von China, welche sich auf 780 Arten der ersteren und 623 der letzteren gründet, ist nicht ganz zweckmäßig, weil die Zahlenverhältnisse auf Bruchtheile der ganzen Summe

reducirt weniger übersichtlich erscheinen, als wenn sie ohne diese Reduction ein einfaches Verzeichniß bildeten. Die Resultate, welche der Verf. daraus zieht, gehen aber dennoch dahin, daß an beyden Orten die Flora eine fast ungemischt tropische sey.

Die nun folgende Aufzählung und Beurtheilung der einzelnen Pflanzenfamilien in Beziehung auf Charakteristik südlicher oder nördlicher Floren enthält viele interessante Thatsachen, wir müssen uns indessen doch erlauben, einige Bemerkungen beyzufügen. Es giebt allerdings für den Norden, oder richtiger für die höhern Breiten, einige wenige exklusive Familien, welche selbst in Gebirgsgegenden die Tropenzone nirgends erreichen, aber sie sind an Zahl den tropischen Familien sehr untergeordet, welche die Wendekreise gar nicht oder kaum überschreiten. Die meisten der ersteren erstrecken sich sogar unter einer oder der andern Form bis zum Aequator, oft sogar in den Niederungen, wie z. B. Clematis unter den sonst allerdings kalten Ranunculaceen. Dagegen verdienen z. B. die Magnoliaceen keineswegs die Bezeichnung einem kalten Klima anzugehören, wenn auch Magnolia und Liriodendron sich noch einmischen in die Flora gemäßigter Erdstriche. Sie streifen in Amerika und Asien hart an die Gränzen der tropischen Zone. Bey den Umbelliferen sagt der Verf., daß das Vorkommen von Hydrocotyle gleichsam werthlos oder gleichgültig (valueless) sey. Warum? Gerade diese Gattung ist der Repräsentant der Familie in den Tropen, in einer sehr grossen Anzahl von Arten durch Südamerika und Südafrika verbreitet. Eben so sind die Hamamelideen gewiß mehr südlichen als nördlichen Lagen angehörig, wenn gleich die älteste Gattung Hamamelis aus Nordamerika stammt. Ueberhaupt verwechselt der Hr. Verfasser immer die bisher bestehende Erfahrung mit der später noch möglichen, wenn er von einzelnen Gattungen, wie z. B. von Aesculus sagt, sie sey eine der sichersten Anzeigen für die Konstitution einer Flora. Es sind ja noch nicht alle Arten jeder Gattung, also auch nicht die eigenthümlichen Bedingungen ihres Vorkommens und damit die Verbreitungsgränzen der Gattung selbst bekannt. Die Erle von Assam braucht nicht gerade den Mishmee-Bergen entwischt (escapet) zu seyn, um auch in Thalniederungen vorzukommen, ihre natürliche

Verbreitung dehnt sich aber über beyde Lokalitäten aus, oder sie ist zäoe genug, beyde zu ertragen.

Interessant ist das Faktum, daß in den höher gelegenen Gegenden Ostindiens die Zahl der Leguminosen ungefähr wie in Europa sich auf 1/17 der ganzen Flora erstreckt, während es in den tropischen Niederungen sich bis zu 1/9 erhöht. Die Familien Salicinae, Thymeleae, Ericineae, welche der Verfasser nördlichen Klimaten fast exklusiv anweisen will, haben auch ausschließlich tropische Repräsentanten genug. Wir erinnern an Salix Humboldtiana und Bonplandiana in Amerika, S polyandra in Afrika, an Lagetta, an die Ericeen von Madagascar u. s. w. Ein gleiches gilt von den Campanulaceen, Campanumoea ist in Java, Codonopsis in Indien häufig; unter den Stellaten kommen ziemlich viele Arten von Galium in Brasilien vor.

Das Resultat der Parallele ist, daß sowohl in China als in Assam die Vegetation der Theedistrikte eine fast rein tropische sey.

In einem besondern Kapitel über den botanischen Charakter der Ternströmiaceen sucht der Herr Verf. nachzuweisen, daß die Gattungen Thea und Camellia nicht verschieden seyen, und beyden der Name Thea, als der ältere und schon im J. 1712 von Kämpfer (eigentlich schon früher von Breyn und Boccone) gegeben, zukomme, da Linné Camellia erst 1753 aufgestellt haben. Im Ganzen nimmt er ohngefähr 40 Ternströmiaceen als in der indischen Flora bekannt an. Wir haben hierüber an einem andern Orte (Flor. Japan. I. p. 150) ausführlich gesprochen.

Was die Qualität des Assam-Thees dem chinesischen gegenüber betrifft, so soll dieselbe bedeutend schlechter seyn. Man hat übrigens neuerlich 20,000 Pflanzen, welche aus Samen aufgegangen waren, die Gordon in den Jahren 1834, 1835 in China sammelte, nach Assam (und eine gleiche Anzahl nach Kumaon im westlichen Himalaya) übersiedelt. Griffith klagt indessen sehr über den schlechten Zustand dieser Pflanzen, so wie über die unzweckmäßige Art und Weise, wie die wild vorgefundenen Theedistrikte später behandelt wurden. Die wilde Pflanze soll auch in China ein so schlechtes Produkt liefern, daß sie gar nicht verwendet wird.

Die Frage, ob der braune und grüne Thee von verschiedenen Arten komme, läßt auch Griffith unentschieden; er scheint indessen der Meynung, daß beyde von einer Species abstammen. Auch ist er nicht völlig gewiß, ob der Assam Thee wahrhaft ursprünglich wild oder nur aus alten und später verlassenen Kulturen verwildert sey. Wenn man die Kleinheit und Isolirtheit der bisher bekannt gewordenen Standorte erwägt, so ist Letzteres nicht unwahrscheinlich. Zur Verbesserung desselben schlägt er vor, Pflanzen von den besten Theesorten aus China nach Assam überzubringen und mit ihren Blüthen die der wilden Stöcke zu befruchten, um nach und nach veredelte Stöcke zu erzielen.

Die wichtigsten Resultate der sehr interessanten Abhandlung sind:

1. Der Thee gedeiht nur in tropischen Lagen bey fruchtbaren Boden und viel Feuchtigkeit, am besten ungefähr zwischen 27 — 30° n. Br. und die besten Lokalitäten für seine Kultur in China (namentlich den Provinzen Kiang-nan und Kiang-si) und in Assam sind sich in dieser Beziehung sehr ähnlich.
2. Lagen, wo Schnee fällt und der Boden im Winter gefriert, sind durchaus ungeeignet für die Theekultur.
3. Es ist daher nicht zu erwarten, daß sein Anbau irgendwo in Europa mit Vortheil betrieben werden könne, wenn auch einzelne Stöcke (besonders des grünen Thees) noch in England im Freyen aushalten. Die lebhaften Hoffnungen Guillemins, welcher die Theekultur selbst in dem nördlicheren Theil von Frankreich, u. a. in der Normandie u. s. w. zu realisiren hofft, mögen darnach beurtheilt werden.

Ueberhaupt sind diese Thatsache bedeutsam als Warnung für die ökonomischen Schwindler unserer Zeit, welche ohne genauere Kenntnisse von den Bedürfnissen und den heimathlichen Verhältnissen der tropischen und subtropischen Nutzgewächse diese mit der größten Leichtigkeit bey uns akklimatisirbar glauben, und sich davon eine totale Wiedergeburt unseres Acker- und Gartenbaues versprochen.

Zuccarini.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

Auch dieser Band ist beynahe ausschließlich der Lehre von der Elektricität und Warme gewidmet. Der hergebrachten Ordnung gemäß lassen wir auch gegenwärtig dieser die

A. Elektricität vorausgehen.

Hr. C. H. Pfaff in Kiel hielt (110 — 124) im skandinavischen Verein von Naturforschern und Aerzten im July 1840 einen Vortrag über Versuche welche a) eine neue Prüfung der Versuche über Elektricitätserregung in Folge des chemischen Processes der Zusammensetzung und Zersetzung, b) die Ausmittlung der Rolle, welche die sogenannten feuchten Leiter in der galvanischen Kette spielen, c) die Ausmittelung eines Versuchs, durch welchen die in der galvanischen Kette erzeugte Elektricität, sofern sie als zersetzende Kraft wirkt, als ganz unabhängig von dem damit verknüpften chemischen Prozesse dargestellt wird, beabsichtigen.

Das Resultat aller Versuche in der ersten Beziehung war, daß in keinem der verschiedenen Verbrennungsprocesse, so wie in keinem Zersetzungsprocesse, bey welchem sich Gase oder Dämpfe entwickelten, „auch nur die leiseste Spur von Electricität entwickelt werde.“

In Rücksicht des Verhaltens der sogenannten feuchten Leiter des Galvanismus mit den trockenen bey ihrer wechselseitigen Berührung erhielt Hr. Pf. folgende Resultate: a) die Stärke der elektrischen Erregung steht durchaus in keinem gesetzlichen Verhältniß mit der chemischen Einwirkung. b) Alkalische Flüßigkeiten versetzen im Allgemeinen die Metalle in einen negativ elektrischen, concentrirte Säuren in einen positiv elektrischen Zustand, in Auflösungen der schweren Metallsalze scheinen die Metalle diejenige Elektricität anzunehmen, welche sie auch bey unmittelbarer Berührung des in der Auflösung enthaltenen Metalles annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Jos. Chmel, reg. Chorherrn des Stifts St. Florian, und k. k. geh. Hof = und Hausarchivar zu Wien. Erster Band; Geschichte K. Fridrichs IV. vor seiner (?) Königswahl. Hamburg bey Friedrich Perthes, 1840. 644 S.

Der in der heutigen Bearbeitung der teutschen Geschichte als einer der sorgfältigsten Quellenforscher bekannte Verf. hat zu dem vorliegenden Werke bereits früher zwey Bände „Materialien zur österreichischen Geschichte“ herausgegeben, die übrigens, wie er in der Vorrede bemerkt, kaum den dritten Theil von den dazu gesammelten Documenten ausmachen, und zugleich bey zehntausend urkundliche Notizen gesammelt, die er zum Theil als Regesten vorausschickte. — Es ist davon in diesen Blättern Anzeige geschehen. — Nicht blos Begebenheiten, sagt der Verf., wünscht er zu erzählen, sondern auch Zustände zu schildern;

„die Zustände aller Classen und Stände, alle ihre Vortheile und Privilegien einerseits, ihre Lasten und Leistungen andererseits. — Den Gesammtorganismus des Staats und den der Kirche, und ihr Ineinandergreifen und wechselseitiges Verhältniß wünscht er in dieser Geschichte darstellen zu können; und alle damals dem Hause Habsburg zugehörigen Länder sind es, über welche sich diese Darstellung verbreiten sollte.“ „Aus den innern Verhältnissen dieser österreichischen Länder —“ so meynt der Verf. am Schluße seines Vorworts — „lassen sich die gesammten äußern Verhältnisse der beyden edlen Kaiser, durch welche das Haus Oesterreich eine Weltmacht wurde, erst recht erklären; darum sollen sie stets in Verbindung dargestellt werden.“

Eine Erklärung, die doch nicht ganz genügen möchte?

Dieser als Einleitung zu betrachtende erste Band zerfällt nun in zwey Bücher und in einen Anhang von 48 Beylagen. Das erste Buch: Friedrich der jüngere, geboren am 21. Sept. 1415 zu Innsbruck, unter Vormundschaft seines Oheims Friedrich des ältern, begreift den Zeitraum von 1424 — 1435, und sieben Capitel. Das zweyte Buch: Friedrich (d. V.) als selbstständiger Herzog, reicht von 1435 bis 1440, und begreift neun Capitel. Die Rubriken der sieben Capitel des ersten Buches wiederholen sich im Wesentlichen auch im zweyten Buch der Reihe nach, wozu noch Schlußbetrachtungen kommen. Indem man die Signaturen dieser Capitel näher ins Auge faßt, wird der vom Verf. verfolgte Ideengang von selbst klar. Nämlich:

I. Buch: 1. Capit. Friedrichs Aeltern. Herzog Ernst der Eiserne, dessen Vater, Frau Cimburg, die Starke, dessen Mutter aus Polen. Abriß der Geschichte und des Charakters von H. Ernst. 2. Cap. Frs. Vormund: Herzog Friedrich der ältere (von Tirol). Innerösterreich, das Erbtheil des jüngern Friedrich, bestehend aus Steyermark, Kärnthen und Krain; mit einigen Gütern in Schwaben und im Elsaß. Basis der landesfürstlichen Macht; mittelalterliche Staatswirthschaft; die Landstände ꝛc. 3. Capit. Die fremden Herrschaften im Lande und ihre Stellung gegen den Landesfürsten und die Stände: — Salzburg als Diöcesan und Güterbesitzer, Bamberg, Görz, Venedig. (Einst auch Freysing.) 4. Cap. Der Clerus. Salzburg mit seinen Suffraganen Gurk, Sukau, Lavant; Aquileja mit Piben und Triest. Säcular und Regular Clerus. 5. Cap. Der Adel:

die mächtigsten Geschlechter desselben, die Cillyer, von K. Sigmund den Habsburgern zum Trotz in den Fürstenstand erhoben; die Montfort-Pfannberg, die Pettauer, die Stubenberg, Kreig, Ungnade, Weisbriach, Wallsee ꝛc. 6. Cap. Der Bürgerstand in Städten und Märkten, und freye Güterbesitzer, Neustadt, Gratz, Bruck an der Mur; Marburg, Judenburg, Schladming; — Gmünd, Friesach, Völkermarkt, St. Veit, Villach; — Laibach, Krainburg, Stein, — Triest. 7. Capit. Familien-Verhältnisse. Vormundschaftsstreit; Beendigung der Vormundschaft durch Herz. Albrecht den Aeltern (von Oesterreich).

Die, wie oben bemerkt, analogen Capitel des zweyten Buches beginnen mit den Anfängen der selbstständigen Regierung. Der junge Herzog Friedrich gibt in allen Verhältnissen Beweise von Mässigung, Klugheit und Eifer für das Wohl der Seinen; — im J. 1436 wallfahrtet er ins heilige Land u. s. w. Die Kosten dazu, und für ein Gefolge von 100 Personen, mußten gleichwohl durch Verpfändung einiger Güter aufgebracht werden. Ohnehin betrugen die Einkünfte von Inner-Oesterreich kaum die Hälfte von dem, was Ober- und Unterösterreich der ersten von den drey damaligen Linien des Hauses Habsburg eintrug. Ueberdieß sollte Friedrich von Innerösterreich noch mit seinem jüngern Bruder Albrecht theilen: daher allenthalben die größte Sparsamkeit nöthig war. Allein, die Wallfahrt nach Palästina war damals eine Ehrensache der teutschen Fürsten, und insbesondere der Habsburger. Herzog Ernst, Friedrichs Vater, war auch dort gewesen, und hatte sich die Ritterwürde am heiligen Grabe erworben.

Das 8. Capitel des II. Buches berichtet, daß unser Friedrich über den verwaisten Knaben Sigmund von Tirol, Sohn des ältern Friedrich, der in der Folge durch weise Sparsamkeit sehr reich geworden, die Vormundschaft übernahm, und so dem seligen Oheim an dem Mündel wohlwollend vergalt, was er von jenem genossen. Aber auch in Oesterreich gelangte unser Friedrich im Jahre 1439, nach den Hausverträgen, zur Regentschaft, und so trat der in den Schlußbetrachtungen, und im 9. Capitel des II. Buches mit Fug hervorgehobene Fall ein, daß, was man seit mehr als 60 Jahren nicht erlebt hatte: alle Landes- und Gebietstheile des Hauses Oesterreich wieder unter einem Oberhaupte standen. Dieses Ereigniß führte, unserer Ansicht nach, zunächst ein zweytes; die Wahl unsers Friedrich zum teutschen König herbey. Ein anderer aus diesen Schlußbetrachtungen hervortretender Gegenstand ist das Bedauern unsers Verfassers über das Concilium zu Constanz, welches sich über den Pabst gestellt, und gegen vorgeladene Irrgläubige das Wort des sichern Geleites gebrochen habe.

Da unser Verf. mit Recht den Besitz an Land und Leuten, oder die Vertheilung dieses Besitzes zwischen Fürsten und Ständen als die erste Grundlage einer jeden Specialgeschichte ansieht; so bezielt er hienach (S. 12) die Anfertigung einer Karte von Innerösterreich, beyläufig vom Jahre 1425, und fügt zu dem Ende in den Beylagen (Nr. III.) einen Auszug aus den Innerösterreichischen Lehenregistern von 1424 — 1434 an, der volle 38 Seiten füllt, und so eine ziemlich vollständige Uebersicht sowohl der adelichen Geschlechter und der Körperschaften in jenen Ländern, als auch ihres vom Herzoge zu Lehen rührenden Grundbesitzes gewährt. Hiezu käme nun das Allod dieser zahlreichen Theilnehmer. Ferner vergesse man nicht, daß auswärtige Fürsten, wie der Erzbischof von Salzburg, selbst in Steyermark und Kärnthen einen großen Lehenhof hielten, und daselbst Städte, Flecken und Burgen inne hatten. Als eine zweyte Grundlage dieser Special-Geschichte tritt, mittels mehrerer ausführlicher Beylagen die genaue Uebersicht von den Gewerben, dem Verkehr und Handel im Lande, in Städten und Flecken, und auswärts, hervor: daher die Zoll- und Mauthtarife, die Privilegien der landesfürstlichen und fremdherrlichen Städte und Flecken, die Libelle über ihre gegenseitigen Beschwerden und Gebrechen, (Salzburg suchte z. B. mit Ueberlegenheit seiner Bürgerschaft vorzüglich den Eisen- und Salzhandel zu sichern). Der levantische Handel gieng stark über Krain und Kärnthen nach Teutschland. Die Satzungen über den reichen Bergbau auf Gold und Silber, Eisen, Bley: die Compromisse und Spruchbriefe bezüglich auf alle diese Verhältnisse; die Straferkenntnisse und Schutzbriefe gegen mannigfaltigen adelichen Frevel und Raub u. s. w. So

richtig nun diese Ansichten des Verf. von den Grundlagen einer speciellen Landesgeschichte sind: so besorgen wir dennoch, daß gar manche Leser von diesem Detail wenig Notiz nehmen, und die Beylagen, wenn es nicht eben Sitte wäre, auf sogenannte Weisthümer Jagd zu machen, deren übrigens in unserer südteutschen Literatur ohnehin schon so viele vorliegen, zu meist überschlagen möchten. Da der Hr. Verf. die Resultate dieser Beylagen schon mit in den Text des Buches eingeflochten hat, und die Fortsetzung desselben die Geschichte zweyer Kaiser von Teutschland, mit einem Zeitraume von 82 Jahren, und mit einem so inhaltschweren Materiale umfassen soll: so möchte es künftig hie und da bey ganz kurzen Nachweisungen der Art bewenden. Auch waren bey den kurzen Perioden, die sich der Verf. zur Erörterung der Verhältnisse und Reibungen z. B. zwischen den Landesfürsten einerseits, und den auswärtigen Herrschaften, zwischen dem Adel, Clerus, und fremdherrlichen Insassen, andererseits, im vorliegenden I. Bde. gesteckt hat, Wiederholungen im Raisonnement nicht wohl zu vermeiden. Das der Geschichte und Politik zugewandte Publicum ist heutzutage nun einmal daran gewöhnt, die Historiographie so viel möglich nur in Massen verarbeitet und dargestellt zu sehen. Ein gerundeter und sorgfältig gehaltener Styl gehört auch zur Empfehlung solcher Geschichtswerke.

In der Wahl des Ausdrucks hat der Verf. einen eigenen Geschmack, und er bedient sich auch wohl ganz ungewöhnlicher Bezeichnungen, z. B. talentirt, anstatt ein Mann von Talent. — Eine genealogische Tafel über die damaligen Zweige des Habsburgischen Hauses, z. B. von K. Rudolph an, würde an der Spitze dieses Buches auch sehr zweckmäßig gewesen seyn. Genealogische und topographische Uebersichten sind — in der Specialgeschichte, — die zuverläßigsten Führer.

Unter den Beylagen (Nro. XXX.) wurden wir von einem Memorandenbuch K. Friedrich angenehm überrascht.

Ein Fürst, der, bey so beschränkten Mitteln von Macht und Gewalt, und nur im Besitze des Namens Habsburg, im fünfundzwanzigsten Jahre zum König von Teutschland gewählt wird, der diesen Thron bis an seinen Tod, durch volle 53 Jahre ruhmvoll behauptete, mußte allerdings die dazu nothwendigen ersten Anlagen und Bürgschaften in sich selbst finden. Friedrich war in der Schule der Armuth, des Unglücks, und der Hintansetzung herangezogen worden. „Sein Vormund, Herzog Friedrich der ältere (zu Tirol,) war ja der Vielgeprüfte, der in früherer Zeit eben so von seinen ältern Brüdern auf die Seite gesetzte, als von seinem Herrn und König, dem Luxenburger Sigmund (s. den IX. Bd. der gel. Anz. von 1839 Nr. 166.) verfolgt worden“ (S. 11). Der Oheim, Albrecht von Oesterreich, benahm sich gegen den Neffen Friedrich streng und rückhältig. Längere Zeit begnügte sich dieser, bereits selbständig, für sich und seinen Hofstaat mit acht silbernen Löffeln, und sechs alten Bechern, die man ihm zur ersten Einrichtung aus der väterlichen Verlassenschaft herausgegeben hatte (S. 225), und man wies ihm übrigens eine tüchtige Last von Schulden und Leibgedingen aller Art mit den Domainen und Regalien über. Nichts destoweniger erwies sich Friedrich bey allen Gelegenheiten mit großer Mäßigung, Friedensliebe, Klugheit und doch auch wieder mit voller Dankbarkeit gegen Jeden, der ihm treue Dienste oder auch nur einen guten Rath gewidmet hatte. Sorgfältig wachte er für Kirchen und Stiftungen: seine Frömmigkeit war wahrhaft christlich. Das Memorandenbuch eines solchen Fürsten, der da öfter sein Innerstes aufschließt, muß uns also hohes Interesse gewähren. Mögen hier einige Stellen daraus nicht als überflüßig erscheinen.

„De vetere inimico reconciliato non confidas in eternum.“

(Mit diesem Spruch beginnt H. Friedrich und wiederholt ihn öfter.)

„Felix, quem faciunt aliena pericula cautum.“

„Das mein nicht wil,
Des ich nicht mag,
Kein Ding ich me ringer bag.“

„Es ste kurtz oder lang,
Lieb ist Laides anfang,

Wer lieb hat an Laid,
Dem ist wol auf meinen aid."

„Justitia sine misericordia
est Severitas; Misericordia
sine justitia est Pusillanimitas."
„Justus et paciens atque misericors est deus."

„als man zalt 1435 jar hab ich angefangen
Ze regieren, meins alders im 20 Jare
Das du, als ich, mein leiden west;
Das wer zu freuden mir das pest."

(Stark verblichen, beynahe unleserlich:)
„Die Oesterreicher haben mich gedrungen
— — von meiner — — — selben
umb Regierung in dem — —
Land und — — —
ker um das plat."

„Frid macht reichthum, reichtum
macht hochfart, hochfart macht
Vneinigung, Vneinigung macht
krieg, krieg macht armut,
armut macht Diemutikeit,
Diemutikeit macht frid —"

(Die Sterbetage seiner Aeltern, Verwandten und Diener hat H. Friedrich fleißig eingeschrieben.)

„Was ich zu des landnucz zu Oesterreich meiner aigen gut hab ausgeben, am ersten Xjj m. gulden reinisch nach der Landleut fleißiger pet und dannach VI tausend tukaten und dannach XII C markch Silber" ꝛc.

(Solcher Posten sind mehr.)

„An dem liechtmestag unser frau 1440 bin ich zu romisen kunig erbelt worden, und die pottschaft ist mir komen an den fasangtag, der ist gebesen an dem achteten tag nach unser frauentag

der lichtmes, und ist apolonientag an demselben fasangtag gebesen."

„meines alters in dem XXV jar und hab ich das aufgenomen zu der neustatt in unser frauen pfarkiren mit den czirhait, die darzu gehört, an dem — — hen nach quasimodo geniti — — —"

„Ain jeder Fürst, der da regiren wil gebaltichlich, nach seinem nucz und gefalln, der hüet sich für pesamung der lantschaft und nobilium" ꝛc.

(Einige unverständliche Zeichen und Sätze.)

„Das puech ist angefangen nach Kristigepurd tausend Jar, virhundert Jar, darnach in dem Siben und dreissigsten Jar, am Samstag nach sand Jörgentag mit mein selbs hand" ꝛc.

„lieb ist laid"
a. e. i. o. v.
„als erdreich ist Oesterreich underthan."
(Diese 5 Vocale werden oft, und mit mancherley Deutungen wiederholt.)
„Wer da bel das im geling
der sech selb zu seinem Ding."

„Von goz gnaden Friederich
der Junger ꝛc."

„an dem freitag vor dem Aufartag 1439 ist mein hofmeister Wilhelm von Pernek tod."

1439.

„Mein gros Diemandtafel hab ich kauft um MijCXX (1220) tucaten von dem Lukas, ob ich ir omb des gelt nicht wil, so sol er selb wider nemen."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte der Grafen von Helfenstein aus den Quellen dargestellt von Dr. H. F. Kerler. Mit einem Stahlstich. Ulm in der Stettin'schen Buchhandlung 1840. — 176 S.

„Das Geschlecht der Grafen von Helfenstein hatte während eines Zeitraums von mehr als achthundert Jahren einen bedeutenden Strich des schwäbischen Landes unter sich, und viele Mitglieder dieser Familie hatten nicht nur auf ihr Gebiet, sondern auf einen weitern Kreis Einfluß; sie verwalteten hohe geistliche und weltliche Aemter, waren von uralten Zeiten her unter den Ersten im Gefolge der Kaiser, und läßt es sich geschichtlich nicht vollkommen begründen, daß einer von ihnen, Burkhart, Herzog von Schwaben gewesen ist, so traten sie doch als Feldherrn und als hohe Würdeträger der Kirche, als kaiserl. Landvögte in Schwaben, und in andern Eigenschaften auf: ja, sie rivalisiren eine Zeitlang mit Glück um den Primat mit andern Dynasten in Schwaben, und sie sind auf demselben Wege, auf welchem andere benachbarte Häuser zur Fürstenwürde gelangten.“

Soviel aus der Vorrede. Uebrigens entnehmen wir daraus, daß die Grafen von Helfenstein während der Herrlichkeit der Hohenstaufen noch im Hintergrund standen; zur Zeit Rudolphs von Habsburg aber, und im Kampfe mit demselben, mehr hervortraten, und so allmählig, unter Kaiser Carl dem IV., den Gipfel ihres Glanzes erreichten. Ihre Dritte Epoche, von 1372 an, beginnt mit Veräußerungen ihrer großen Besitzungen an ihre Nachbaren; i. J. 1356 hatten sie sich in zwey Linien, in die von Wiesenstaig, und in die von Blaubeuern getheilt. In der vierten Epoche, von 1517 an, suchen diese Dynasten das, was sie noch haben, sorgfältig zu erhalten, und den Forderungen des Zeitgeistes in Kunst und Wissenschaft zu genügen: sie treten der Reformation bey; verarmen; und erlöschen mit Rudolf VI. im J. 1627. Die Besitzungen der Grafen von Helfenstein erstreckten sich zur Zeit ihrer Blüthe auf der schwäbischen Alp, von der Blau bis über die Brenz hinaus, und so hatten sie zwischen dem Neckar und der Donau einen Strich Landes von 6 Meilen in der Länge inne; mit den Städten Wiesenstaig, Blaubeuern, Geißlingen und Heidenheim u. s. w. Das Stammschloß Helfenstein, ob Geißlingen, ward in Folge des Krieges von Moriz von Sachsen, Albrechts von Brandenburg und andern Fürsten gegen K. Carl V. von der Stadt Ulm, die sich dem Kaiser getreu, der Fürsten erwehrt, und Helfenstein schon früher von den gleichnamigen Grafen erworben hatte, im J. 1552 gebrochen. Manche Mauern waren 14 — 18 Schuh dick.

Unter den handschriftlichen Quellen bezeichnet Hr. Kerler den helfensteinischen Historiographen Oswald Gebelkover, sonst viele Jahre hindurch herzoglich würtembergischer Leibarzt, seine Chronik reicht vom J. 860 — 1604; außerdem einige Manuscripte auf der Bibliothek der Stadt Ulm: zuvörderst hatte aber der Verf. im Staatsarchive zu Stuttgart viele Helfenstein betreffende Original-Urkunden eingesehen, wie er ausdrücklich bemerkt. Um so mehr hätte man mit dieser Geschichte ein Urkundenbuch, auch nur ein Dutzend der ältesten und merkwürdigsten Urkunden, erwarten dürfen. (Wie sie z. B. die früher auch in diesen Blättern angezeigte Geschichte der Grafen von Eberstein im Großh. Baden zur Seite hat. — Mit der von Bayern angekauften Herrschaft Wiesenstaig sind auch hel-

fensteinische Urkunden in das bayerische Reichsarchiv gekommen, die aber nur bis in die zweyte Hälfte des XIV. Jahrh. zurückreichen. Diese Urkunden sind nun unter denjenigen zahlreichen Documenten, welche auch zur Auslieferung an die Krone Wirtenberg vorbereitet werden, begriffen.) Heutzutage begründet erst eine solche Zugabe den Werth von dergleichen Monographieen in den Augen des besser unterrichteten Publicums. Einige Noten aus den ältern Quellen zeigen uns, daß der Verf. nicht ohne Kritik zu forschen wußte; nun, so hätte er wenigstens einige Blätter zweckmäßig bearbeiteter Regesten beyfügen können. Wir möchten wohl wissen, wie weit der Name Helfenstein in den Urkunden zurückreicht, und in welcher Form er geschrieben wird?

In der Stiftungsurkunde der Kirche St. Cyriacus zu Wiesensteig (Wisontessteiga ad Fl. Filisa,) *) vom Jahre 861, welche Urkunde Sattler seiner Geschichte des Herzogthums Wirtenberg beygegeben hat, kömmt Helfenstein nicht vor. Wohl bemerkt unser Verf. nach Sattler, daß man auch Helphantstein geschrieben, und einen Theil des helfensteinischen Wappens, den Elephanten, mit in Verbindung gebracht habe. Aber dieses Symbol erscheint uns wieder nur als ein heraldischer Aberwitz, der erst den Elephanten herbeyzog. Den Namen von Helfen im heutigen Sinn abzuleiten, wäre eine Plattheit. Im Zillerthal liegt ein Dorf Helfenstein; in Oberbayern Groß- und Kleinhelfendorf (ein gleichnamiger Forst: und hierin die Marterstelle des hl. Emmeram); im Innviertel das uralte Helfau; auch tiefer im Gebirge, bey Werfen an der Salzach, steht eine uralte Pfarrkirche zum hl. Cyriak: **) — und dürfte es überhaupt schwer seyn, zu beweisen, daß der Name durch eine alemannische Einwanderung von Westen nach Osten getragen worden? Sollte man nicht versucht werden, hier an die Wurzel des Namens Helvetier zu denken, da Helfenstein in Schwaben in der Nähe des Eremus Helvetiorum lag? Seltsam ist es, daß die Sage auch die Grafen von Helfenstein aus Rom, und von römischem Geblüt abstammen läßt. Fortgepflanzt hat sich dieses Geblüt jedenfalls auch auf teutschem Boden. Wir finden die Dynasten von Helfenstein inmitten von Alemannien und halten sie für alemannische Häuptlinge. Aber im Jahre 861 waren sie noch nicht Grafen. Denn in jener Urkunde für Wiesensteig steht der Stifter Rudolfus, nobilis vir, neben seinem volljährigen Sohn Erich zu Wiesensteig in Griunbingaro Marca — in pago Pleonungetal — in Comitatu Warinharii Comitis: (in der Gruibingermark, im Gau der Blau und Fils, auch das Blauthal genannt); es ist aber wahrscheinlich, daß Rudolfs Nachkommen, nach Werinher, den wir bald darauf in der Ostmark zu finden glauben, den Comitat erhielten.

Da diese Grafen auch ausser Schwaben zu hohen Würden und Ehren, und zu einem bedeutenden Einfluß auf die Geschichte von Teutschland gelangten: so hätte sich der Verf. vorliegender Geschichte mit den Quellen über Schwaben allein nicht begnügen sollen. Unstreitig ist jener Gebhart, Graf von Helfenstein, von 1060 bis 1088 Erzbischof von Salzburg, einer der merkwürdigsten Kirchenfürsten in Teutschland, und zur Zeit jener Spaltung zwischen Pabst und Kaiser einer der mächtigsten und beharrlichsten Gegner des letztern. Aber nicht sowohl in dieser Eigenschaft, als vielmehr in der seines wahrhaft dynastischen Berufes, große Stiftungen auszuführen, für die mannigfaltigen Bedürfnisse der Zeit und der Humanität, hätte dieses Gebharts auch in vorliegender Geschichte gehörig und umständlicher gedacht werden sollen. Aber was uns Hr. K. hierüber sagt, verräth Mangel an Quellen- oder an Sachkunde, oder beydes zugleich. Wir wollen hier nur auf zwey dieser Quellen hindeuten: auf die Germania sacra, Autore Han-

---

*) „Wisontessteiga:“ daß hier nicht von Wiesen, sondern von dem Wisent, Bison, Auerochs, die Rede sey; haben wir schon anderwärts mehrmalen bemerkt. Damit analog ist das Bisontium, seiner noch vorzüglichen Viehzucht wegen gleichsam das Rindergau; Ambisontes: Pinzgau, und die Pinzgauer an der Salzach, wo alemannisches Geblüt nicht zu verkennen ist. (S. topogr. Matrikel Bisonzio etc.“)

**) Sieh in unsrer topograph. Matrikel ꝛc. die Artikel: Helfindorf forestum, von der Mangfall bis zur Isar; Helphauua im Matiggau, Helpbinstein im Zillerthal; St. Coriak im Pongau ꝛc.

sizio, Augustae Vindel. 1729. T. II. Archiepiscopatus salisburgensis, und auf die Juvavia, (vom Staate Salzburg 1784,) mit dem dazu gehörigen diplomatischen Codex. Graf Gebhart von Helfenstein, kaum sechs Jahre im Priesterthum, und Kanzler K. Heinrich IV. war durch freye Wahl des Clerus und der Ministerialen des Erzstiftes Salzburg auf diesen Stuhl gelangt; zu Ellwangen erhielt er vom Kaiser Ring und Stab. Im Jahre 1065 weihte Gebhart seinen Zeit-, Glaubens- und Leidensgenossen, den berühmten Altmann zum Bischof von Passau; der sich nicht minder durch große Stiftungen verewigte. Während Erzbischof Gebhart, nachdem er sich vom lasterhaften Hofleben K. Heinrichs IV. zurückgezogen, und in seinem Erzstifte die Hauptvesten Hohensalzburg, Werfen (im Pongau, nicht Warfen) und Friesach (in Kärnthen) aus dem Verfall erhoben hatte, dennoch vor der Uebermacht des Kaisers, und durch Sachsen, bis Dänemark, fliehen mußte; vermittelte er gleichwohl zu Gunsten Heinrichs, in Sachsen und Schwaben und Bayern, manchen Waffenstillstand; und vergalt so dem Kaiser, der inzwischen dem Erzstift Salzburg durch den Afterbischof Berthold, Grafen von Moosburg, unsäglichen Schaden zufügen ließ, nicht Gleiches mit Gleichem. Die Gründung des Bisthums Gurk in Kärnthen (1072 *) wozu Erzbischof Gebhart die von der hl. Hemma schon unter dem Erzbischof Balduin reich ausgestattete Nonnenabtey daselbst mit verwendete, ist eine der von jenem Erzbischof für die Cultur Kärnthens bis in unsere Zeiten fruchttragenden Stiftungen; die Erhebung der Abtey Admont an der Enns, in Obersteyermark, und die Wiederbebauung der seit den Einfällen der Ungarn auch dort sehr verödeten Landschaft, wohin Gebhart Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde verpflanzte, ist eine andere. Für die Rechte der Kirche und ihre Widmungen, war Gebhart allerdings eifrig, das beweist unter andern seine Strenge gegen die Slaven in Steyermark und Kärnthen. **)

Gebharts Schwester Dietburg war die Gemahlin Wernhers auf Reichersberg am Inn, eines in Bayern, Kärnthen und Oesterreich begüterten Dynasten. Nachdem dieses erlauchte Ehepaar das Unglück hatte, den einzigen Sohn, Namens Gebhart, schon frühzeitig zu verlieren, und kinderlos zu bleiben; und nachdem die Verwandten Wernhers, seiner großen Verlassenschaft wegen, bereits in Bayern und Kärnthen Händel angefangen hatten, die unter Gebharts Nachfolger, Erzb. Thiemo, in die blutigsten Partheyungen ausbrachen; *) so ward die Stammburg Reichersberg in eine Abtey verwandelt, welche in den Umkehrungen der neuesten Zeit, vor zwanzig Jahren, aufgehoben, aber nun wieder, selbst unter Rückgabe der Güter und Pfarreyen in Niederösterreich, restaurirt worden ist.

Die beurkundete und anschauliche Darstellung der Cultur, der heimathlichen Begründung und der wirthschaftlichen Entwicklung einzelner Gebiete im Schutze dynastischer Macht und Intelligenz: — das ist doch wohl der belehrende Hauptzweck von solchen Monographien?

v. Koch Sternfeld.

Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Jos. Chmel, reg. Chorherrn des Stifts St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien.

(Schluß.)

1440.

„an sand afratag bin ich och gezwungen worden durch die . . . . die mir versprochen und geschborne Diener sind gebesten, zu richten gegen meinen brueder mit sambt demselben.“

(Erbtheilung?)

---

*) Das Herkommen des ersten Bischofs von Gurk, Günther, ist keineswegs unbekannt, wie Hr. Kerler meint. Er stammte aus dem uralten Edelgeschlechte von Krapfeld in Kärnthen.

**) „Quia gens slavonica in ejus episcopii terminis posita ante ipsius tempora aut nullas, aut paucissimas (decimas) reddere consuevit.“ Hansiz p. 178.

*) S. III. Bd. uns. hist. Beytr.

„ a e i o v
Austriae est imperare orbi universo.“

Pei belhem Pau, oder auf welchem Silbergeschür oder kiregebat oder andern | a e i o v
kleinoten der strich und die funff puestaben stand, das ist mein herzog Frideris des Jüngern gebesen, oder ich hab daselb paun oder machen lassen.“

„1439 in Sand Johannstag zu Sunibenden obiit mein Vetter Friedrich, und ist begraben zu Stams (Abtey) in dem Instol.“ (im obern Innthal.)

„Vermerkht, was ich zu Fanedig gekauft hab 1439 (an Tüchern, Gold- Scharlach- Seiden- Sammt-Stoffen ꝛc.) Summa: ij m ij c LXXXjjjj gulden.“

„Item ich hab zu Vönedig ein Centner pambol (Baumwolle) kauft um V† (5 1/2) gulden.“

„Item Kunrat Kreig, der mein hofmeister ist, der ist gar pös und falsch — und zumal furtellich in allen bösen sachen . . . . getan mit dem — — unmacht — — und — das guet — — — ist und hiet mich grob genug gesmecht und hat — — grobikait — — ꝛc.“

1436.

„Mein Magistät (Siegel) gestet zu graben von dem goldsmid zwaihundert I. Pf. und das silber wigt VI markh silber, das hab ich auch müssen zalen — die herzoglich magistät —“

(Dann kommen vor:) „das kaldeisch abc. Das Kries, (griechisch) abc, das türkisch abc.“

„thesauriavit, nesciens cui congregavit ea.“

„Vermerkht die ritter, die mit meinen herrn und vater (Ernst) ritter worden sind zu dem heiligen grab.“

(Ein anderes Verzeichniß)

„Vermerkht die da mit mir ritter worden sind und mit mir geforen sind 1436 — von erst Marinus pisolf von triest, graff Eberhart von Kirchperg der Jüngre, Graff pernhart von Schaunberg; Albrecht von uniperg fecit me mil (i. e. militem) (und noch ein halbes hundert anderer Edelleute.)

(Auch an geheimen Chiffern und Zeichen fehlt es nicht.)

1446.

„Vermerkht, was ich heiltum in dem gebelb hab“ (Heiligthümer in dem Gewölb, darunter Gemälde, Bilder, Kreuze, mit Kleinodien, Krystall ꝛc.).

Es kömmt nirgends vor, von wem der talentvolle Knabe Friedrich den ersten Unterricht genossen hat: ohne Zweifel von einem Priester, in Tirol oder Steyermark.

Dem Hrn. Verf. dieser Geschichte, der an der Quelle sitzt, ist es vielleicht möglich, das noch auszumitteln. Denn im 1. Cap. des I. Buches läßt sich derselbe, was wir hier noch nachtragen zu müssen glauben, also vernehmen:

> „Herzog Ernst war damals durch seinen festen eisernen Sinn, durch seine Thätigkeit und Rührigkeit, die sich im Unglück am glänzendsten bewies, die Stütze des Hauses, wer weiß, ob nicht ohne ihn die Hälfte der Besitzungen wäre verloren gegangen. Da die Geschichte des Hauses Habsburg und seiner Lande in der Zeit der Gegenstand eines spätern Werkes seyn soll: so kann das Leben und die Wirksamkeit des Herzogs Ernst nur angedeutet werden, um die Schicksale und Erfolge seines Sohnes, Friedrichs des Friedfertigen, besser zu verstehen und zu würdigen.“

Fürwahr, die Aufgabe ist groß, das Vorhaben rühmlich: — aber, wie gesagt, der geh. Archivar Hr. Chmel sitzt an der Quelle und ist der Quellenforschung Meister.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber die Zeugung und Entstehung des wahren weiblichen Eyes bey den Säugethieren und Menschen. Eine von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift von U. F. Hausmann. Mit 10 Kupfertafeln. Hannover 1840. 4.

Veranlassung zu diesem Werke gab die in Göttingen am 10. November 1821 aufgegebene Preisfrage über den Gegenstand, welchen obiger Titel ausspricht. Der Verf. hat damals die Frage zur Genüge gelöst, aber doch in seiner Beantwortung manche Mängel gefunden, die er während der bisher verfloßenen Reihe von Jahren durch neue Untersuchungen zu ergänzen strebte, und die Resultate davon sind im gegenwärtigen Buche niedergelegt.

Der Verfasser beginnt mit einer ziemlich genauen Beschreibung der männlichen Geschlechtstheile des Pferdes, wovon Ref., von einigen irrigen Behauptungen absehend, nur ein physiologisches Factum hervorzuheben sich erlaubt. Der Verf. schnitt die Ruthennerven des Pferdes durch, und die Folge davon war, daß der Penis aus seinem Schlauche hervorfiel, das Erectionsvermögen und die Empfindlichkeit verloren hatte, so daß selbst glühendes Eisen nicht mehr empfunden wurde. Der Verf. glaubt daher, daß zur Erklärung der Erection nur die Annahme einer unmittelbar auf das Blut wirkenden Nervenkraft in dem erectilen Gewebe, die durch Unterbrechung des Zusammenhanges mit dem Zentralorgane unthätig wird, übrig bleibe. Durch diese Nervenkraft müsse eine auf das in die Venen oder Zellen des schwammigen Körpers ergoßene Blut wirkende Anziehung ähnlich einer galvanischen Einwirkung erfolgen, wodurch das Blut im erectilen Gewebe und selbst in den Venen bis zur größten Anspannung und Erregung einer stärkeren Pulsation zurückgehalten werde. Hierauf folgt Beschreibung der Sexualorgane der Stute, der Hunde, Schweine und Schafe, wobey aber alle feineren Untersuchungen vermieden sind. Nur das Primitivey aus dem Graaf'schen Follikel ist einigemale beschrieben und abGebildet; aber Beschreibung und Abbildungen harmoniren so wenig mit den bisher bekannt gewordenen Untersuchungen der vielen jetzt lebenden Physiologen, daß man fast glauben möchte, der Verfasser habe etwas anderes dafür angesehen. Ueber das Vordringen des männlichen Zeugungsstoffes glaubt der Verf., daß er nur bey den Hunden schon während der Begattung in den Uterus und dessen Hörner gelange, bey den andern oben genannten Thieren aber erst nach der Begattung durch ein „Einfließen," oder durch „eine langsamere Bewegung, durch Haarröhrchenkraft" dahin komme.

Aus einer ansehnlichen Reihe von Untersuchungen über die Folgen der Begattung beym Pferde führt der Verf. als erste Umänderung das Erscheinen einer fadenziehenden, samenähnlichen Flüssigkeit am Grunde des schwangeren Hornes an, welche mit Weingeist übergoßen einen blendend weißen Niederschlag absetzt, den man in Lamellen theilen kann; der Niederschlag steigt bald in die Höhe, und unter ihm bleibt eine mehr trübe, flüssige Masse zurück. Vor dem 18. Tage tritt keine Veränderung im Uterus ein, die auf die „Bildung eines Eyes" deutete, *) in den Ovarien aber entstehen corpora lutea; erst zwischen dem 19 und 20ten Tag nach der Befruchtung zeigt sich das Ey in Gestalt einer

---

*) Dieser Satz wird sich später erklären.

Krystallkugel. Aus ähnlichen Untersuchungen an Hündinnen schließt dann der Verf., daß das ovulum weder im Graaf'schen Bläschen, noch im gelben Körper gebildet werde, folglich auch nicht von hier in die Gebärmutter gelangen könne; daß die Befruchtung den Durchbruch der Graaf'schen Bläschen befördere, daß sehr wahrscheinlich bey Hündinnen, welche nicht befruchtet worden, sich die gelben Körper bilden, ohne daß vorher die Graaf'schen Bläschen sich öffnen und ihren Inhalt entleeren, indem die in ihnen enthaltene Flüssigkeit durch Resorbtion oder Zersetzung verschwindet, und macht in den darauf folgenden Beobachtungen aufmerksam, daß das ovulum erst im uterus entstehe. — Bey brünstigen Schweinen fand der Verf. nur selten ein ovulum, das bey Schweinen, welche sich begattet hatten in den völlig reifen Graaf'schen Bläschen aufgelöst und verschwunden war; dasselbe soll auch beym Rehe der Fall seyn. — In „Beobachtungen über Fötusbildung" sucht der Verf. darzuthun, daß die Thätigkeit der befruchteten Gebärmutter bey Rehen sehr verzögert werden könne: d. h. daß die Entwicklung des Embryo erst lange Zeit (mehrere Monate) nach einer fruchtbaren Begattung beginne, und fügt dann Betrachtungen über die Zeugung beym Menschen hinzu, in denen er es sehr unwahrscheinlich findet, daß während der Begattung der Samen in den Uterus gelange, und behauptet, daß auch beym Menschen das Ey erst im Uterus entstehe aus einer zuvor sich ausscheidenden eyweißartigen Flüssigkeit, welche den ganzen Uterus erfüllt und sich dann „durch die Wirkung des Bildungstriebes in das ovulum zersetzt." Das gebildete Ey, fährt der Verf. weiter, hat eine zarte, die Flüßigkeit umhüllende Haut, Chorium, die aber eigentlich das Nabelbläschen ist; die Allantois scheint beym Menschen innerhalb der Nabelschnur, oder in der trichterförmigen Einsenkung, welche die Nabelschnur in der Folge umgiebt, sich zu verlängern, mit der Hunter'schen Haut zu verschmelzen und die Plazenta zu bilden. Nachdem die Plazenta sich zu bilden angefangen hat, vergrößert sich die Fruchtblase der Plazenta gegenüber, um sich gewißermaßen in das Chorium zu verwandeln. — Ref. ist zwar nicht gesonnen, der eben angeführten Lehre beyzupflichten, kann sich aber nicht erwehren, durch sie in ernstes Nachdenken versetzt zu werden, da es ihm schon öfters gelungen ist, bey menschlichen Embryonen aus dem dritten und vierten Monate den Urachus mehrere Zolle weit in dem Nabelstrange zu verfolgen.

Unter dem Titel „über Befruchtung der Eyer bey Puterhühnern" erzählt der Verf., daß er zwey Hühner vom Hahne so lange abgesondert gehalten habe, bis sie zu legen anfiengen. Als der Hahn zugelassen war, fand sich bey dem einen Huhne schon ein Ey im Legedarme, und dieses war unbefruchtet; aber zehn nach diesem gelegte Eyer waren befruchtet. Daraus und zugleich aus dem Umstande, daß in den Fallop'schen Röhren der Thiere nie sich Samen fände *), sucht der Verf. nochmals darzuthun, daß eine Befruchtung nur durch Nervenreitz der Gebärmutter und Rückwirkung dieser auf die Eyerstöcke geschehe; und wenn der Verf. als Beleg hiefür die Bienenkönigin anführt, in welcher zur Zeit der Befruchtung die Keime der Eyer noch nicht gebildet seyen, oder die Blattläuse, bey welchen eine einzige Begattung den weiblichen Körper in den Stand setzt, durch mehrere Generationen sich zu vermehren, so dürfte wohl Ref. mit besserem Rechte die Richtigkeit dieser nur von wenigen älteren Beobachtern auf uns gekommenen Erzählungen in Zweifel ziehen, als der Verf. Behufs seiner Befruchtungstheorie die Extrauterinschwangerschaften so gut wie gänzlich läugnet.

Die gelben Körper, lehrt der Verf., dienen die Thätigkeit der Gebärmutter zu unterhalten und die Ausbildung der Frucht zu bewirken, weil trächtige Schweine nach dem Verschneiden abortiren.

Ein Kapitel über Milchabsonderung enthält nur Bekanntes, in einem andern über Nerven-Einwirkung des mütterlichen Leibes auf den Fötus, werden Fälle vom Versehen, Beobachtungen über den Antheil des Vaters und der Mutter an der Bildung des Fötus, und einige als Beleg für die Nervenwirkung angeführte Versuche über Impfung mit Nasenschleim rotziger und wurmiger Pferde er-

*) Er findet sich sehr deutlich, wie allgemein bekannt ist.

zählt. — Unter der Aufschrift: „einige Erfahrungen über Bauchschwangerschaft“ behauptet der Verf., daß eine Bauchschwangerschaft nicht durch ein Graaf'sches Bläschen, dessen Inhalt in die Bauchhöhle gelangt, entstehen kann, sondern nur möglicher Weise in den Fallop'schen Trompeten, oder bey monströser Bildung der Gebärmutter in einem Anhange, auch wohl Ausbeutelung derselben, sich bildet; in den übrigen Fällen aber, wo eine Frucht mit oder ohne Nachgeburt in der Bauchhöle sich findet, durch das Zerreissen der Gebärmutter dahin gelangt ist, was dann der Verf. durch Beobachtungen zu bestätigen sucht.

Beobachtungen über Mißgeburten, verlängerte Dauer der Trächtigkeit, über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit beziehen sich mitunter auf schöne, aber keine neuen Fälle.

Den Schluß des Buches bilden Beobachtungen über die Entstehung einiger solcher Eingeweidewürmer der Haussäugethiere, die sich nicht durch Fortpflanzung vermehren, als: Cysticercus cellulosus, Coenurus cerebralis, Echinococcus veterinorum. Der Verf. glaubt, „daß sie sich fast wie die Ausschlagskrankheiten bilden, nur mit dem Unterschiede, daß hier in der krankhaft abgesonderten, serösen Flüßigkeit eine peripherische Ausscheidung sich bildet, woraus der Wurmkörper dann anfängt sich zu organisiren.“

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung).

c. In den meisten Flüssigkeiten zeigen die meisten Metalle permanent die gleiche Erregung; bey einigen aber, insbesondere bey Bley und Zink nahm sie in einigen Flüssigkeiten ab, und verwandelte sich in die entgegengesetzte, welches Alles dazu beytragen muß, die größten Bedenklichkeiten gegen die sogenannte chemische Theorie des Galvanismus zu begründen, wozu noch kommt, daß Hr. Pf. durch einen seiner Versuche fand, daß eine Zinkplatte in verdünnter Schwefelsäure eben so viel Wasserstoffgas entwickelte, sie mochte für sich allein wirken, oder mit einer in einer anderen Röhre in verdünnter Schwefelsäure aufgehängten Platinplatte eine einfache galvanische Kette bilden, was daher gegen die Theorie der Uebertragung der Affinität unter der Form der Elektrizität erscheinend, wie sie von Faraday, Graham u. a. vorgetragen wird, als experimentum crucis zu betrachten seyn dürfte. In einem Anhange (197 — 212) liefert Hr. Pf. die einzelnen Resultate seiner Versuche über dieses Verhalten der Metalle zu den Flüssigkeiten, welche oft wiederholt und mit aller möglichen Sorgfalt angestellt worden sind, und in 24 Versuchreihen Alkalien, Säuren, Metallsalze, und Salze mit alkalischen und erdigen Basen umfassen.

2. Durch die Versuche der Hrn. Ohm und Rieß schien die Streitfrage über die gebundene Elektrizität erlediget zu seyn, als Hr. Knochenhauer durch seine Versuche (Bd. XXXXVII.) dagegen Widerspruch erhob ungeachtet der schönen Untersuchungen des Hrn. Poisson und den Versuchen des Hrn. Faraday (eilfte Reihe An. XXXXVI). Allein gleich von vorne herein ergiebt sich, daß Hr. K. mit zu wenig empfindlichen Apparaten experimentirt habe. In dieser Ueberzeugung übernahm Hr. Fechner mühsame oft wiederholte, und, man kann sagen, mikroelektrische Versuche (321 — 350) um die Wahrheit zu finden, deren Resultat war, daß die vertheilende Elektricität gleich stark mit der vertheilten wirkt auf Punkte, die sich an der vertheilten Fläche selbst befinden, stärker aber als die vertheilte auf Punkte, die in größerer Entfernung liegen, und daß die gebundene Elektrizität dadurch, daß sie gebunden ist, durchaus keine andere Eigenschaften habe, als die freye.

Was übrigens die Anordnung der Elektrizität unter vertheilenden Einflüssen auf Leiter betrifft, so ist allerdings wahr, daß Hrn. Poissons Bestimmungen hierüber rein mathematisch sind, beruhend auf den bekannten Anziehungs- und Abstossungsgesetzen der Elektrizität, und der Voraussetzung, daß sie eine expansible aber incompressible Flüssigkeit sey, was Faraday nicht genügend findet, aber man muß doch gestehen, daß diese Untersuchungen noch immer maßgebend für diesen ganzen Gegenstand sind, obschon die Schwierigkeit ihrer Anwendung uns oft nöthiget, Belehrung von der Erfahrung zu erwarten; denn „ich fürchte“, sagt Hr. F. „es ist mit allgemeinen Betrachtungen gar nichts mit Sicherheit auf einem Felde zu erzielen, auf welchem die Ermittelung der Resultate selbst für den Calcul zu schwierig wird.“

3. Hr. Henry hat aus seinen Versuchen geschlossen, der Nebenstrom ändere seine Richtung mit der Entfernung des Nebendrahtes vom Hauptdraht. Diese Behauptung erklärt Hr. Pet. Rieß als grundlos, und stellt (351 — 358) Versuche an, welche die Richtung des elektrischen Nebenstromes auf directe Weise bestim-

men. Bey diesen Versuchen wurde eine mit einer Mischung von Schwefelblumen und Mennig bestreute Harzplatte zwischen zwey Spitzen des Nebendrahtes gebracht, auf deren entgegengesetzten Seiten sich bey dem Durchgang des Stromes den Lichtenbergischen ähnliche Figuren bildeten. Die Haupt- und Neben-Spiralen waren 13 und 53 F. lang aus Kupferdraht. Der Erfolg zeigte, daß dieselbe Figur immer auf derselben Seite entstand, und daß sie stets von der mit negativer Elektrizität geladenen Spitze erzeugt wurde, wonach in allen Versuchen der Weg der beyden Elektrizitäten bestimmt ist, und sich kund thut, daß der Nebenstrom der elektrischen Batterie unter allen Umständen, welche eine verschieden gerichtete Magnetisirung durch denselben bedingen, im Nebendraht stets dieselbe Richtung hat, welche der Entladungsstrom im Hauptdraht hat.

4. Aus den Versuchen des ebengenannten Hr. Pet. Rieß (Bd. XXXXIX.), welche durch eine Krankheit desselben unterbrochen wurden, wird man sich erinnern, daß die Größe der Erwärmung durch eine elektrische Batterie in dem Schließungsdraht von der Schließung eines parallel laufenden Nebendrahtes abhängt. Das Maximum dieser Einwirkung zu finden, machte Hr. R. zur Aufgabe seiner weiteren Untersuchungen (177 — 196) und fand, daß ein neben dem Schliessungsdraht der elektrischen Batterie befindlicher metallisch geschlossener Draht nach Maßgabe seiner Schließung auf die Entladung einwirkt. Wird die Schließung des Nebendrahts progressiv verlängert, so nimmt die Einwirkung desselben zu, erreicht ein Maximum, und nimmt von da fortdauernd wieder ab. Die Ursache liegt wahrscheinlich darin, daß jede Batterie-Entladung aus partiellen Entladungen besteht, und jede derselben in dem Nebendraht eine Anzahl elektrischer Ströme erregt, die im Verhältniß der Leitung eine kürzere oder längere Zeit bestehen, so daß eine Partialentladung der Batterie eintreten kann, während der erregte Nebenstrom noch fortbesteht. Je weiter der erste Nebenstrom in die Dauer der zweyten Batterieentladung eingreift, desto stärker muß seine Einwirkung auf dieselbe seyn, und die Verminderung der Erwärmung nimmt zu mit der Verschlechterung der Leitung des Nebendrahtes. Je länger der Nebendraht, desto weniger wird also der Batterie-Entladung entgegengewirkt. Daher muß an der Gränze, die das Maximum der Einwirkung des Nebendrahtes giebt, mit progressiver Verlängerung der Nebenschliessung die immer schwächer werdende Einwirkung derselben merkbar seyn, wodurch nothwendig zwey Minima derselben da entstehen, wo die Entladung keinen Strom im Nebendraht vorfand, und da, wo der Strom zu schwach ist, seine Einwirkung merkbar zu machen. Daher muß die Erwärmung im Schließungsdraht durch die Einwirkung des Nebendrahts zwar sehr geschwächt, aber nie ganz aufgehoben werden.

Obschon übrigens diese Veränderungen bey allen Ladungen der Batterie dieselben bleiben, so kann doch ein bestimmter Nebendraht die Erwärmungen des Hauptdrahtes desto weniger ändern, je geringer die anfängliche Erwärmung war. Daher wird in einem bestimmtem Schließungsdraht durch einen Nebendraht die Erwärmung um so mehr vermindert, je näher dieser dem ersten ist, und je ausgedehnter der Theil des Nebendrahtes ist, der von dem Hauptdraht erregt wird, und das Maximum der Wirkung eines Nebendrahtes auf die elektrische Entladung, welches durch Verlängerung der Nebenschließung erreicht wird, ist um desto größer, ein je größerer Theil des Hauptdrahtes auf den Nebendraht einwirkt. Zugleich ist aber zur Erreichung dieses Maximums eine um so längere Schließung des Nebendrahtes erforderlich.

Uebrigens scheint die Art der Entladung keinen Einfluß auf das Verhältniß der im Schließungsdraht erregten Erwärmung zu haben.

5. Hr. Faraday sah sich (Bd. XXXXVI.) zu dem Satz veranlaßt, daß die Theile des eine elektrische Ladung trennenden Nichtleiters eine polare Stellung annehmen. Hr. Knochenhauer (125 — 129) prüfte diese Behauptung, und meynt, daß die Erscheinungen, welche dafür sprechen, und die er vollkommen bestätiget fand, sich, ohne den genannten Satz zu Hülfe zu nehmen erklären lassen, indem, wie er meynt, die Luft an der Oberfläche der Scheiben die Stelle eines mäßigen Leiters vertreten kann, weßwegen die freye positive Elektricität auf der oberen Condensationsscheibe die negative nach sich zieht, und die positive auf die untere Seite des Luftkörpers treibt, wodurch die Bewegung des Goldplättchens auf höchst einfache Weise, und zugleich auch der stärker bindende Einfluß der nichtleitenden Platten erklärt wird.

6. Der Herr Herausgeber der Annalen giebt (384 — 387) vorläufige Nachricht über die Mittel, die Ströme verschiedener Metallcombinationen in Einer Flüssigkeit theils stärker theils beständiger zu machen. Für das Kupfer fand er, daß dieses erreicht werde a) durch Erhitzen desselben bis zum Verschwinden der anfangs erscheinenden Farben. b) Durch Eintauchen in Salpetersäure, und Abspühlen in Wasser. c) Durch Bekleidung mit Kupfer, wie es in der Daniell'schen Kette, und d) bey der Wirkung einer Saxton'schen Maschine auf Kupferplatten, die in verdünnter Schwefelsäure stehen, erhalten wird.

Diese Mittel sind zum Theil auch auf Eisen und andere als negative Elemente dienende Metalle anwendbar.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten. Mit: I. einer geognostisch-petrefaktologischen Karte von Ober-Franken, II. einer geognostisch-petrefaktologischen Uebersicht, III. zwey- und zwanzig Tafeln Abbildungen. Lpzg. 1840. 118 S. 4.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; par Marcel de Serres, Prof. de Minéral. et de Géolog. à la Faculté des Sciences de Montpellier; Dubrueil, Prof. d'Anatom. à la Faculté de Médecine, et Jeanjean, Conserv. et Préparat. de Zoolog. et d'Anatom. Montpellier 1839. 275 S. 4 mit 21 lith. Tafeln.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. Troisième édition, revue et considérablement augmentée. Paris, Lyon, Montpellier 1838. 412 S. 8.

Das erste von den genannten Werken ist gewissermassen eine zweyte Ausgabe von dem i. J. 1833 erschienenen „Verzeichniß der Versteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden sind.“ Es unterscheidet sich von diesem letzteren dadurch, daß es die neueren Acquisitionen mit aufgenommen, und eine ungleich splendidere Ausstattung erhalten hat; sonst aber giebt es ebenfalls wie dieses nur die Namen, ohne sich auf Beschreibungen oder auch nur auf Diagnosen einzulassen. Die Anordnung ist nach Reihenfolge der Thier- und Pflanzen-Klassen, nicht nach den geognostischen Formationen; während das ältere Verzeichniß von 1833 die Versteinerungen nach den Formationen in Hauptabtheilungen bringt. Ein großer Mißstand des neuen Verzeichnißes ist es, daß sich sein Verfasser hat von Buch's Autorität verleiten lassen, die verschiedenen Formationen des Juragebirges lediglich in 3 Abtheilungen zusammenzufassen: unterer, mittlerer und oberer Jura. Hierdurch sind nun in der Abtheilung des oberen Jura zwey Gebirgsarten nicht, wie es sich gehört hätte, auseinander gehalten; unter den Versteinerungen des „obern Jura“ weiß man nicht, welche dem Dolomit, welche dem Jurakalkstein, zwey ganz verschiedenen Mineralspezien, angehören. Daß keine von diesen beyden Gebirgsarten ihr ausschließlich eigenthümliche Petrefakten aufzuweisen hat, berechtigt noch nicht, sie in einem Lokal-Verzeichnisse, das das ganze Detail klar vorzulegen hat, als identisch zu nehmen. Es ist auf diese Weise die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnisse die Anzahl der im Dolomit vorkommenden Arten zu der des Jurakalksteines stehe, gleich von vorn herein unmöglich gemacht.

Noch mehr ist für die Abtheilung des „mittleren Jura“ zu fürchten gewesen. Buch versteht hierunter nicht bloß den Griessandstein, sondern zieht noch unter ihm liegende Schichten von Liasschiefern hinzu, nebst den ihn überlagernden Kalk-Schichten, welche im älteren Verzeichnisse als Oxford Clay und unterer eisenschüssiger Dolith benannt wurden. Das Naturwidrige dieser Verbindung ist in diesen Blättern (Band IX. S. 773) mit solchen gewichtigen Gründen dargethan worden, daß der Verf. des neuen Verzeichnisses wohl hätte darauf Rücksicht nehmen dürfen. Mit der Annahme der Buch-

schen Eintheilung würde sich aber auch der Verfasser in völligen Widerspruch mit dem älteren Verzeichnisse gesetzt haben, das von einem andern Bearbeiter herrührt. In diesem nämlich ist der Griessandstein mit dem Liaskalk (dem untern Jura Buch's) wegen Uebereinstimmung in den Petrefakten verbunden; dagegen der untere eisenschüssige Oolith mit der Juraformation (oberer Jura Buch's) zusammengestellt. Diese letztere Verbindung ist auch die naturgemäße, da Gesteins- und Petrefakten-Charakter dieselbe bestätigen. Wenn demnach unter den Versteinerungen des mittleren Jura, wie ihn der Verf. hier aufführt, wirklich die des Griessandsteines und des sogenannten untern Oolithes zugleich aufgenommen worden wären, so würden dadurch zwey petrefaktologische Gruppen untereinander geworfen worden seyn, die man im Verzeichnisse nicht mehr sondern könnte, indem die Angabe der Formation mit der Anführung „mittlerer Jura" abgethan ist. Zum Glück hat indeß der Verf. in der Aufzählung der Arten dem Ausdrucke „mittlerer Jura" eine ganz andere Bedeutung gegeben, als er es in der Vorrede ankündigte. In dieser sagt er: „Die Juraperiode wurde nach Herrn von Buchs ausgezeichnet naturgemäßer Abgränzung in die obere, mittlere und untere eingetheilt." Sey es nun, daß der Verf. die Abhandlung von Buch mißverstanden hat, oder daß er demselben eines von jenen Komplimenten machen wollte, mit denen man es nicht so ernstlich in der Ausführung nehmen darf — genug, sein mittlerer Jura ist etwas ganz Anderes als der von Buch. Schlägt man nämlich sein Verzeichniß auf, so findet man unter den Petrefakten des „mittleren Jura" aufgeführt: Ammonites Pollux, Castor, Jason, hecticus, dubius, Belemnites giganteus, Ostrea Marshii, gregaria, explanata, die wahren Leitmuscheln für den untern Oolith, aber keine einzige für den Griessandstein, der den Stock des mittleren Jura bey Buch ausmacht. Sucht man nun weiter in dem Verzeichnisse nach den Versteinerungen des Griessandsteines, wie z. B. nach Avicula inaequivalvis, Gervillia gastrochaena, Cucullaea cancellata, Cardium multicostatum etc., so findet man die Formation niemals als mittlerer Jura, wie sie nach den Buch'schen Bestimmungen hätte benannt werden müssen, sondern lediglich nur als „unterer Jura" bezeichnet. Hieraus geht also klar hervor, daß der Verf. den Ausdruck „mittlerer Jura" keineswegs in dem Sinne von Buch genommen, sondern demselben einen ganz andern untergeschoben hat. Sein mittlerer Jura ist weiter nichts als der Inferior Oolite, den er vom Griessandsteine völlig trennt. Der Griessandstein dagegen — der eigentliche mittlere Jura von Buch — ist von dem Verfasser mit dem Liaskalk als „unterer Jura" zusammengestellt, und letzterer Ausdruck hat daher bey ihm wieder einen andern Sinn als bey Buch. So hat also der Verf. die von ihm in thesi als ausgezeichnet naturgemäß belobten Abgränzungen Buch's in praxi stillschweigend ganz umgemodelt, wodurch er allerdings die seinigen den naturgemäßen Verhältnissen näher geführt hat. Leider ist aber auch wieder bey seinem unteren Jura nicht angegeben, ob die Versteinerungen sich im Kalk und dessen Schiefern, oder im Sandstein, oder in beyden zugleich vorfinden. Weit genauer hinsichtlich der Gesteins-Angaben ist das ältere Verzeichniß, das man eben deßhalb nicht entbehren kann, indem es jedesmal die Gebirgsart, häufig sogar einzelne Gesteins-Abtheilungen benennt.

Beygegeben ist diesem Verzeichnisse eine geognostische Karte von Oberfranken, wobey die Dechen'sche Karte zu Grunde gelegt ist. Wenn in der Erläuterung gesagt wird, daß der mittlere Jura nicht mit angegeben ist, so ist dieser Ausdruck wieder nicht im Sinne Buch's, sondern des Verfassers zu nehmen. Der Buch'sche mittlere Jura, der Griessandstein, ist seiner ansehnlichen Mächtigkeit wegen auch auf einer kleinen geognostischen Karte bemerklich zu machen, während der mittlere Jura dieses Verzeichnisses (der Inferior Oolite) in Oberfranken, trotz seines großen Reichthums an Petrefakten, doch der Masse nach so unbedeutend ist, daß er auf der vorliegenden Karte allerdings nicht hätte eingetragen werden können.

Ausser der Karte sind noch 22 lithographirte Tafeln beygegeben, Knochenüberreste darstellend, die vor der Hand zum größten Theile nur noch nach ihrem anatomischen Charakter als Zähne, Wirbel, Rippen ꝛc. zusammengestellt sind, und ihre Deutung von Hrn. v. Meyer erwarten. Papier und Druck, wie die ganze Ausstattung, sind vortrefflich zu nennen.

II. Wenn uns in dem Bayreuther Verzeichnisse ein großer Reichthum von urweltlichen Thierüberresten, vom Diluvium an bis hinab zum Uebergangsgebirge, vorgeführt wird, so befassen sich die Recherches sur les ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel mit einem Gegenstande von viel engerer Begränzung, jedoch von hohem Interesse, und das Zusammenwirken von Marcel de Serres, Dubrueil und Jeanjean hat eine vortreffliche Arbeit zu Tage gefördert.

Die Knochenhöhlen von Lünel-Viel liegen eine Viertelstunde von diesem Dorfe und ohngefähr drey Stunden östlich von Montpellier. Seit urdenklichen Zeiten bestehen in jener Gegend Steinbrüche im tertiären Meereskalksteine. Im Jahre 1800 entdeckte man nach Wegnahme eines großen Bruchsteines, 10 Metres unter dem Boden, eine kleine Oeffnung im Felsen, welche, nachdem sie vergrößert worden war, zu einer kleinen Höhle von ohngefähr 15 M. Länge und 4 — 5 M. Breite führte. Man schaffte rothen Letten heraus, welcher zur Verfertigung von Ziegeln benützt wurde. Zwey Offiziere besuchten 1824 diese Höhle und da sie im Letten einen Knochen fanden, so brachten sie diesen zu M. de Serres, der sogleich vermuthete, daß hier vielleicht eine Knochenhöhle, ähnlich den deutschen und englischen, vorhanden seyn möchte. Sobald er sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung durch eigene Besichtigung der Grotte überzeugt hatte, reklamirte er den Beystand der Regierung, den er auch sogleich erhielt. Die Nachgrabungen erlangten bald eine besondere Wichtigkeit, zumal als eine große Höhle entdeckt wurde, deren Eingang durch den Letten verdeckt worden war. Im Januar 1827 wurden diese Arbeiten beendigt, doch gelang es später noch durch Erweiterung einer Spalte einen schmalen, aber sehr ausgedehnten Saal ausfindig zu machen, der zum großen Theil mit Sand ausgefüllt war, nach dessen Wegräumung eine Menge Säugthier-Knochen zum Vorschein kamen.

Die Höhlen von Lunel-Viel liegen ohngefähr 15 — 18 Metres über dem Spiegel des Mittelmeeres, und kommen am Südabhange eines nicht sonderlich hohen Hügels vor, der von einer Diluvialbildung aus röthlichem Letten mit eingemengten Geschieben bedeckt ist, welche zugleich mit dem Letten auch in der großen Höhle gefunden wurden. Dieses Diluvium ruht auf gelben Mergeln, die über Grobkalk liegen, nach welchem ein fester Meereskalkstein folgt, der zum Bauen am vorzüglichsten ist. Die Höhlen liegen zum Theil in diesem Kalkstein, zum Theil im Grobkalk. Die Knochen waren im Letten und Grus eben so unordentlich umhergestreut, wie sich dieß in allen andern Höhlen gezeigt hat.

Nach Biard's Analyse enthält der röthliche Letten oder Erde, wovon die Knochen umgeben sind, folgende Bestandtheile:

Im Wasser lösliche Substanz, aus chlorwasserstoffsaurem Natrum, schwefelsaurem Kalk und stickstoffhaltiger Substanz gebildet .	0,005
Kieselerde	0,801
Thonerde	0,030
Eisenoxyd	0,060
Kalkphosphat	0,037
Kohlensaurer Kalk	0,020
Organische Materie	0,032
Verlust	0,006
Summe	1,000

Die Analyse der Knochen ergab auf 1000 Theile:

Kohlensaurer Kalk	105
Wasser	88
Phosphorsaurer Kalk	740
Kieselerde durch Eisenoxyd gefärbt . .	41
Organische Materie, Spuren . .	„
Flußsaurer Kalk, Spuren . . .	„
Verlust	26
Summe	1,000

Als man zuerst den Boden der großen Höhle betrat, fand man auf seiner Oberfläche einige Knochen von Thieren aus unserer Periode, die daselbst umgekommen waren. Diese Knochen, in geringer Anzahl, unterschieden sich von denen des Letten durch ihre vollkommene Erhaltung, durch das Verhältniß ihrer organischen Substanz, und daß sie weder die Zerbrechlichkeit, noch das matte Ansehen der humatilen *) Knochen hatten, auch nicht an

*) Zwischen fossilen und humatilen Knochen stellt M. de Serres den Unterschied auf, daß jene von

der Zunge klebten. Sie rührten her von Hühnern Kaninchen, Ratten, Schafen, Füchsen, auch fand man ein ganzes Skelet eines Hundes.

Die Oberfläche des Lettens zeigte nirgends eine stalagmitische Decke, daher waren auch nur wenige Knochen von solchen Concretionen überzogen oder an die Wände der Felsen geheftet. Album graecum, wohl meistentheils die Excremente von Hyänen, fand sich nicht selten; im Innern desselben entdeckte man zuweilen Zähne kleinerer Thiere, Knochensplitter und Phalangen von Nagern. Ein Hyänenschädel zeigte eine tiefe, aber wieder geheilte Wunde, ein wenig vor dem Hinterhaupt, unterhalb der Hinterhauptsleiste.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

7. Um bey einer Grove'schen Kette der lästigen Entwicklung salpetersaurer Dämpfe, so viel möglich, vorzubeugen, vereinigte Hr. C. A. Grüel in Berlin zwey Platenbleche durch Einschnitte in Kreuzform, brachte sie in das Thongefäß, umgab dieß mit dem amalgamirten Zinkbleche, Alles in einem Gefäß von Glas. Dieser Apparat wirkte vortrefflich und mehrere Stunden ohne alle Gasentwicklung, ohne Schwächung des Stromes, selbst als die Salpetersäure sich schon dunkelgrün gefärbt hatte. (381 — 384).

8. Die Hrn. M. H. Jacobi und Lenz hatten schon früher in Beziehung auf die Principien elektromagnetischer Maschinen (Bd. XXXXVII.) gefunden, daß a) die Stärke des in weichem Eisen durch galvanische Ströme erregten Magnetismus der Kraft dieser Ströme proportional, b) die Dicke des in Gestalt einer Schraube

---

Thieren herrühren, welche vor dem Rückzug der Meere in ihre jetzigen Becken, also auch vor dem Auftreten des Menschen begraben wurden, während er unter humatilen (von humatus) nur solche begriffen wissen will, welche nach jenem Rückzug und während der Existenz des Menschen verschüttet wurden.

den Eisenstab umgebenden Drahtes durchaus gleichgültig. c) bey gleichem Strome der Durchmesser der Schraube vernachläßiget werden könne, und d) die gesammte Wirkung der elektromagnetischen Schraube auf den Eisenstab gleich der Summe der Wirkungen, die jede einzelne Windung ausübt, woraus das Gesetz hervorgieng, daß das Maximum des Magnetismus erhalten werde, wenn der gesammte Widerstand des die Schraube bildenden Leitungsdrahtes gleich ist dem gesammten Widerstande der Säule.

Weitere Untersuchungen an neun Cylindern von weichem Eisen, jeder 8 Zoll lang und von 3 — 1/3 Zoll Durchmesser gaben das Gesetz, daß bey gleicher Länge der Eisenstäbe der Betrag des angenommenen Magnetismus ihrem Durchmesser proportional ist. Die Untersuchung, ob die Länge des Eisenkernes einen Einfluß habe, zeigte, daß derselbe unbedeutend ist, und Alles nur abhänge von der Zahl der Windungen und der Stärke des Stromes.

Im Jahre 1839 übergaben dieselben der Petersburger Akademie einen Bericht über ihre fortgesetzten Arbeiten, welcher das für die Praxis merkwürdige Gesetz aufstellt, daß die Anziehung der Elektromagnete proportional ist dem Quadrate der Stärke des galvanischen Stromes, dessen Einfluß die Eisenstücke unterworfen werden. Im Jahre 1840 legten sie denselben auch der Versammlung brittischer Naturforscher zu Glasgow vor, und übergehend auf die Frage über praktische Anwendung erzählen sie die von ihnen gemachten Versuche mit einem 28 Fuß langen, 7 1/2 Fuß breiten, und 2 3/4 Fuß im Wasser gehenden Boote, welches 14 Personen trug, und mit einer Geschwindigkeit von 2 1/4 englischer Meile in der Stunde und mit der Kraft von 3/4 — 1 Pferdekraft mittels einer Batterie von 64 Plattenpaaren aus Zink und Platin von 36 Quadratzoll Oberfläche mit Salpeter und Schwefelsäure auf der Newa fortgetrieben wurde, und in welchem nach angebrachten Verbesserungen 1839 mehre Male 12 — 14 Personen den ganzen Tag über mit der Geschwindigkeit eines Dampfbootes mit und gegen den Strom fuhren.

Hierauf werden a) für das Maximum des mechanischen Effectes, b) für die Geschwindigkeit, c) für den Widerstand und d) für den ökonomischen Effect Formuln aufgestellt und erklärt, woraus sich unter andern das für die Praxis merkwürdige Resultat ergiebt, daß der Zinkverbrauch, wenn die Maschine in Ruhe ist, das Doppelte von dem ist, welcher statt findet, wenn sie das Maximum ihrer Arbeit hervorbringt. (358 — 372.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; etc.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. etc.

(Fortsetzung.)

Die Thiere, deren Ueberreste in den Höhlen von Lunel-Viel aufgefunden und auf 20 lithographirten Tafeln gut abgebildet wurden, sind folgende, wobey diejenigen Arten, welche die Verfasser neu aufstellten, mit einem Sternchen * bezeichnet sind:

a) Säugthiere in 35 Arten.

Ursus spelaeus, arctoideus, — Meles vulgaris. — Mustela putorius. — Lutra vulgaris. — Canis familiaris, lupus?, vulpes. — Viverra genetta. — Hyaena spelaea, prisca*, intermedia*. — Felis spelaea, leo, leopardus, serval, ferus. — Castor Danubii Geoffr. — Mus campestris major? Briss. — Lepus timidus, cuniculus. — Elephas primigenius? — Sus scropha, priscus*. — Rhinoceros incisivus, minutus. — Equus caballus. Cervus intermedius*, coronatus*, antiquus*, pseudo-virgininus.* — Ovis tragelaphus. — Bos ferus, intermedius*, taurus. —

b) Vögel in 5 Arten.

Strix? — Loxia? Briss. — Ardea? — Anas olor?, Anser? —

c) Reptilien in 3 Arten.

Testudo graeca. — Rana marina Gmel, bufo?

d) Fische in 4 Arten.

Squalus cornubicus Schneid., vulpes Rondel, glaucus Bloch. — Raja.

e) Mollusken in 13 Arten.

Helix variabilis, rhodostoma, nemoralis, fruticum. — Bulimus decollatus. — Cyclostoma elegans. — Paludina vivipara. — Ostrea, unbestimmte Art. — Pecten opercularis? Lam., Pecten unbestimmte Art. — Arca Noae? Lam. — Balanus miser? Lam., tintinnabulum? Lam.

f) Insekten in 5 Arten.

Carabus, unbestimmte Art. — Trichius desgl. — Cetonia deßgl. — Helops deßgl. — Chrysomela deßgl. —

Hiezu nun einige Bemerkungen.

Hinsichtlich der Zahl überwiegen die Fleischfresser über die Pflanzenfresser. Unter ersteren dominiren die Hyänen, denen die Katzen und Hunde nachstehen; die Bärenknochen sind ungleich spärlicher als in andern Höhlen. Schädel sind im Ganzen nicht mehr als 6 gefunden worden; die Röhrenknochen sind meistens zerbrochen.

Die Richtigkeit der Bestimmung von Ursus arctoideus muß ich beanstanden. Die Verfasser gründen diese Art bloß auf einige isolirte Zähne und ein Fragment eines Ellenbogenbeins, wobey sie von der Voraussetzung ausgehen, daß der U. arctoideus seiner flachen Stirne wegen mit dem sogenannten U. niger Cuv. zunächst in Uebereins-

stimmung stehe. Da der U. arctoideus selbst eine nicht ganz sichere Art ist, der U. niger aber nur eine Abänderung des Landbären mit etwas flacherer Stirne zu seyn scheint, so hat die Bestimmung der Verf. hinsichtlich ihres U. arctoideus keinen sichern Halt.

Der Canis lupus ist auf einen linken Unterkiefer-Ast begründet, der den dritten und vierten Lückenzahn nebst dem Reißzahne enthält; er scheint identisch mit dem Canis spelaeus der gailenreuther Höhle zu seyn, von dem Ref. einen großen Theil des Skelets untersuchen konnte. Die als Canis familiaris bestimmte Art wird hinsichtlich ihrer Größe als ein Mittelschlag zwischen dem Parforcehund (Chien courant) und dem Wolf angegeben. Der C. vulpes ist die kleinste Art und kann von unserem Fuchse nicht unterschieden werden; das verlässigste Stück für die Bestimmung, ein Schädel, hat jedoch gefehlt.

Die Hyänen-Knochen glauben die Verfasser dreyen Arten zuweisen zu dürfen. Unter der Hyaena spelaea verstehen sie diejenige, welche Cuvier beschrieben und der gefleckten Hyäne angenähert hat. Hyaena prisca nennen sie diejenige Art, welche mit der gestreiften Hyäne die meiste Analogie zeigt; endlich die dritte, welche sie selbst als sehr zweifelhaft ansehen, bezeichnen sie als H. intermedia.

Die Aufzählung der Genette stützt sich bloß auf einen untern Eckzahn, der jedoch ganz mit dem gleichnamigen des erwähnten Thieres übereinkommt.

Unter den vielen Ueberresten von Pferden zeigen sich in der Größe merkliche Differenzen, indem einige unseren größten Rassen gleichkommen oder sie fast übertreffen, während andere nur eine mittlere oder selbst geringe Größe haben. Der Zahnbau ist der unseres Pferdes.

Die Angabe vom Vorkommen des Elephanten beruht bloß auf einem Fragment vom Kopfe des Oberarmbeins und einem Knochen aus der Handwurzel, den Cuvier's gewichtige Autorität als solchen anerkannte. Vom Nashorn liegen mehrere Knochenstücke und Zähne vor, so daß wenigstens die Gattung mit Evidenz nachgewiesen ist. Die Bestimmung der Hirsch- und Rinder-Arten bleibt unsicher, zumal da von letzteren die Schädel fehlten.

Mit den Säugthier-Ueberresten fanden sich auch einige Vögelknochen; sie zeigten sich eben so verändert als jene, mit denen sie vermengt waren. Die Verfasser besitzen im Ganzen nur fünf Fragmente, welche sie für gleichalterig mit den Säugthier-Ueberresten ansehen, um so mehr, als beyde in demselben Letten vorkamen.

Mit den Knochen der Säugthiere vermengt zeigten sich auch einige Knochenfragmente von Reptilien. Von einer Schildkröte aus der Gattung Testudo fand man ein Oberarmbein, einen fast ganzen Bauchschild, zwey Stücke des Rückenschilds, zwey Wirbel und einige Trümmer vom Bauchschild. Ein Fragment eines Oberschenkels gleicht am meisten demselben Knochen von Rana marina Gmel.; mehrere Knochenstücke nähern sich sehr den entsprechenden von der gemeinen Kröte.

In dem grusigen Terrain, über welchem der Knochenletten liegt, entdeckte man Ueberreste von Meeresfischen. Es sind dieß indeß lediglich Zähne von Haifischen und Gaumenstücke von Rochen. Die Hai-Uberreste finden sich ursprünglich in den Schichten des tertiären Meereskalks und sind in das grusige Terrain unter dem Knochenletten erst sekundär gerathen.

Die Conchylien, welche in den Letten eingehüllt sind, gehören theils dem Lande, theils dem Meere an. Die letzteren sind die nämlichen wie in dem Baukalke (Calcaire-moellon) und stammen wohl ursprünglich aus demselben her. Die ersteren dagegen beziehen sich auf Arten, die damals, wo die Ueberschwemmungen eintraten, den Boden des südlichen Frankreichs bewohnten; sie sind alle solchen Arten ähnlich, die noch jetzt in der Gegend leben, haben zum Theil ihre Farbe erhalten, und Cyclostoma elegans und Bulimus decollatus sind unter ihnen die häufigsten Spezies.

Die Insekten-Ueberreste wurden in einem Exkremente gefunden, das zugleich auch einige Wirbel von einem Süßwasserfisch enthielt. Andere Stücke wurden, wie staubartig, auf der Oberfläche des

Letten beobachtet. Obschon diese Insekten nicht auf eine ganz exakte Weise bestimmt werden konnten, so glauben die Verfasser doch die Meynung aussprechen zu dürfen, daß sie mehr an die Formen der gemäßigten Regionen als an fernliegende und tropische Gegenden erinnern.

Am Schluße sprechen sich die Verfasser über das Alterverhältniß dieser Knochenüberreste zum Menschen aus, wobey sie die Behauptung aufstellen, daß die Ausfüllung der Höhlen später als das Auftreten der Menschen erfolgt ist. Sie sind in dieser Beziehung ihrer Sache so gewiß, daß sie sagen, die Neuheit der Erfüllung der Höhlen mit Knochenletten sey jetzt eine der geognostischen Thatsachen, die am besten beglaubigt wäre. Als Gründe führen sie an, daß während in den ältern Ablagerungen die Hausthiere sehr spärlich gefunden werden, sie dagegen in den neueren gemein seyen. Sie seyen indeß daselbst nicht bloß häufig, sondern zeigten sich auch in verschiedenen Rassen; letztere aber könnten sich bloß unter dem Einfluße der Menschen bilden und setzten daher dessen Existenz voraus. Man dürfe daher nicht erstaunt seyn, wenn man zugleich mit den untergegangenen Thieren auch Knochenüberreste vom Menschen, so wie von Kunstprodukten desselben in den Höhlen auffände. Daß aber auch künstlich verarbeitete Knochen von untergegangenen Thierarten mit vorkommen, sey ein weiterer Beweis, daß der Mensch zugleich mit diesen Thieren gelebt habe. Für die Neuheit dieser Phänomene spräche auch das Vorkommen von Landconchylien im Knochenletten, welche identisch mit den noch in der Gegend lebenden und im besten Stande erhalten wären. Wir haben bey dieser Argumentation nur die Erinnerung zu machen, daß Rassen-Bildung nicht allein unter Einfluß des Menschen, sondern auch im wilden Stande erfolge, wie dieß namentlich vom Löwen, dem Fuchse, Bären, Raubvögeln und Andern dargethan werden kann. Die von Cuvier und vielen andern Naturforschern bezweifelte Gleichalterigkeit des Menschen in Europa mit den antediluvianischen Thieren wird allerdings immer glaubwürdiger — für Asien, dem ersten Wohnsitze des Menschengeschlechts, versteht sie sich ohnedieß von selbst — allein zur unbezweifelbaren Evidenz scheint sie doch noch nicht gebracht zu seyn.

III. Diese Betrachtungen führen uns hinüber zu dem von Marcel de Serres herausgegebenen **Essai sur les Cavernes à ossemens**, der schon die dritte Auflage erlebt hat, obgleich er bey uns noch wenig bekannt zu seyn scheint. Er ist allerdings mangelhaft in Folge der sehr merklichen Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur, die wo sie ja benützt ist, höchstens aus zweyter Hand herrührt, desto vollständiger ist er aber für die französischen Verhältnisse und enthält am Schluße interessante Betrachtungen. Wir heben aus demselben Einiges hervor.

Im Verzeichnisse der Knochenhöhlen ist die Angabe der französischen am vollständigsten. Es ist merkwürdig, wie viel derselben in neuerer Zeit aufgefunden worden sind, seitdem man einmal anfieng, genaue Nachforschungen in dieser Beziehung anzustellen. Sie kommen in verschiedenen Gebirgsarten vor, die meisten im Jurakalk; von den im tertiären Meereskalk liegenden werden immer mehr neue entdeckt. Es scheint, daß die in den tertiären Formationen vorkommenden Höhlen zum mittelländischen Systeme gehören, wenigstens hat man sie bis jetzt nur an den Küsten des südlichen Frankreichs, wie an denen Siciliens und Italiens beobachtet. Die französischen Knochenhöhlen sind folgende:

a) Knochenhöhlen im untern Uebergangskalkstein.

1. Knochenhöhlen von Villefranche (Pyrénées-Orientales). Es giebt mehrere in der Umgegend dieses Städtchens, in welchen man bey neueren Bauarbeiten eine große Anzahl Knochen ausgrub, von denen einige an M. de Serres kamen. Er erkannte hieraus folgende Gattungen und Arten: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus; Hyaena spelaea, Lepus timidus u. cuniculus, Rhinoceros incisivus, Equus caballus, Cervus und Bos in mehreren Arten; Bulimus decollatus, Cyclostoma elegans.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Phyſik.

(Fortſetzung.)

9. Herr Mohr beſchreibt (372 — 381) mehrere neue elektromagnetiſche Vorrichtungen, die er auf ſeiner Reiſe in England geſehen hat, unter andern eine ſehr zweckmäßige Einrichtung der bekannten Daniell'ſchen Batterie ohne alles metalliſche Kupfer, eine andere ganz neue von Hrn. J. B. Joule, bey welcher der Eiſencylinder 12 — 14 Pfund wog und mittels einer Zinkeiſen-Batterie 20 Centner trug. Der maſſive Cylinder hat etwa 2 1/2 Zoll Dicke, und 8 bis 10 Zoll Länge, in ſeiner Achſe iſt ein Loch von 3/4 Zoll Weite gebohrt, und ein Sägeſchnitt dicht am Rande der Bohrung der Länge nach durchgeführt, wodurch ein etwa 1/2 Zoll weiter Spalt entſteht. Dieſe beyden Stücke bilden an den Schnittflächen gehörig geebnet und geſchliffen den Elektromagneten mit ſeinem Anker. Ein anderer, nach demſelben Prinzipe conſtruirter Elektromagnet von 2 F. Länge und 6 Pfd. 11 Unz. Gewicht trug 12 Zentner.

B. Wärme.

1. In einem Briefe an Hrn. Arago bezieht ſich (73 — 80) Hr. Melloni auf die Thatſachen, welche beweiſen, daß die Wärmediffuſion diathermaner Subſtanzen im unpolirten Zuſtande ſehr verſchieden iſt, und nicht von Reflexion herrühre, wie mehrere Phyſiker glauben.

Die Meſſungen über Wärme-Polariſation hatten Hrn. Melloni gelehrt, daß alle Wärmeſtrahlen, welche ein Syſtem von Blättern unter gegebener Neigung durchdringen, in nahe gleichen Verhältniß polariſirt werden, während Hr. Forbes behauptete, daß dieſe Polariſirbarkeit ſehr verſchieden ſey nach den Quellen, von welchen die Strahlen kommen. Hr. Forbes behauptete, die Urſache dieſer Nichtübereinſtimmung rühre von einer ungleichen Dicke der angewandten Säulen her, was Hr. Melloni nicht zugeben zu dürfen glaubt, ſondern vielmehr überzeugt iſt, daß die Fehlerquelle, aus welcher Hrn. F.'s Meynung hervorgegangen, die Conſtruktion der Polariſationsſäulen ſey, weil die durch Wirkung glühender Kohlen abgelöſten Glimmerblättchen nicht an allen Theilen glatt und ſpiegelnd, ſondern an einigen Punkten ſchiefrig, ſchuppig, geſtreft u. ſ. w. ſind. Er überzeugte ſich durch wiederholte Verſuche, daß die verſchiedenen Arten von ſtrahlender Wärme, gleich den verſchiedenen Arten des farbigen Lichtes, gleich polariſirbar ſind, und mit faſt gleicher Intenſität polariſirt werden, ſobald man ſie der Wirkung gleicher Polariſations-Apparate ausſetzt.

2. Hr. Forbes hat ſich in der III. Reihe ſeiner Verſuche (Bd. XXXXV.) direkt und numeriſch zu erweiſen beſtrebt, daß die Wärmeſtrahlen, die durch Alaun, Glas oder durch jede von ihm verſuchte Subſtanz geleitet worden, eine mittlere Brechbarkeit beſitzen, welche kleiner iſt, als die vor einem ſolchen Durchgang, und Hr. Melloni hat aus ſeinen eigenen früheren Verſuchen mit Recht gefolgert, daß die diathermanſten Körper die wenigſt brechbaren Strahlen im Ueberſchuß abſorbiren, und daher für die Wärme das ſeyen, was grüne, blaue oder violette Media für Licht ſind, ſo wie Steinſalz unterſchiedloſe Diathermanſie beſitzend ein Analogon zu weißem klarem Glaſe iſt, und daß daher auch eine Oberfläche auf das Wärme-Abſorptionsvermögen nicht im Verhältniß des Leuchtens dieſer Wärme, ſondern im Verhältniß der Brechbarkeit desſelben einwirkt. Die Temperatur der Quelle und die Brechbarkeit der daraus entſpringenden Wärme ſteigt nach Hrn. Forbes und Melloni von der Wärme aus Eis bis zu der einer Locatell'ſchen Lampe. Ueber dieſe Grenze hinaus wird die Sache undeutlich, wenn nicht die Wärme durch verſchiedene Schirme durchgelaſſen wird. Es war auch nach Hrn. Melloni's Entdeckung zu erwarten, daß es Körper gebe, welche ſtatt wie Glas, Alaun u. dgl. die wenigſt brechbaren Strahlen aufzufangen, dieſelben entweichen laſſen, und die brechbarſten abſorbiren, alſo ſo auf Wärme wirken, wie rothes Glas auf Licht. Bekanntlich hat Hr. Melloni im berußten Steinſalz eine Subſtanz gefunden, welche ein vollkommenes Analogon zum rothen Glaſe darbietet, indem es Wärme von niederer Temperatur und Brechbarkeit am leichteſten durchläßt. Eine ſolche Subſtanz, behauptet Hr. Forbes, ſchon am 27. Februar 1838 (alſo 18 Monate vor Melloni) am Glimmer gefunden zu haben, den er durch Erhitzung in Blättchen geſpalten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; etc.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. etc.

(Schluß.)

b) Knochenhöhlen im obern Uebergangskalk.

2) Knochenhöhle von Sallèles (Aude). An den hier gefundenen Knochen erkannte der Verf. den Ursus spelaeus, Pitorrii, arctoideus; Meles, Hyaena spelaea, Canis lupus und vulpes, Elephas, Equus caballus, Cervus Reboulii uud Dumasii; Capreolus Tournalii, Leufroyi; Antilope Christolii, Bos taurus und ferus. Eine große Menge Vogelreste, einige Landschnecken und Ueberbleibsel menschlicher Industrie.

c) Knochenhöhlen im Jurakalk.

3) Knochenhöhlen von Joyeuse (Ardèche), in denen man die gewöhnlichen Höhlenthiere entdeckte, die jedoch noch eine genauere Beschreibung erwarten.

4) Höhle von Argou (Pyrénées-Orientales), im obern Lias liegend. Die Knochen liegen nicht bloß in der Höhle, sondern auch außerhalb derselben. M. de Serres fand unter ihnen keine Fleischfresser, sondern lauter Herbivoren.

5) Höhlen von Vizan, vorzüglich Bärenknochen enthaltend.

6) Höhle von Brunniquel (Tarn), wo der Verf. nur Wiederkäuer antraf.

7) Höhle von Villefranche (Aveyron) im Lias, hat ebenfalls keine Fleischfresser, sondern den Procerus caribaeus Serr., Cervulus coronatus Serr. und Bos ferus, zugleich mit vielen Landconchylien, unter denen Helix nemoralis, nitida, cristallina und striata.

8) Höhlen von Bogues (Aveyron), haben bisher nur Menschenknochen und verschiedene Hirscharten dargeboten.

9) Höhlen von Meyrueis (Lozère), deren 4 sind im Lias oder dolomitischen Jurakalk. An Arten fand daselbst M. de Serres: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus, Felis pardus, Hyaena intermedia, Nashorn, Schwein, Pferd, Rind, 3 Antilopen, 2 Hirsche, Vögel. Ferner Menschenknochen mit Kunstprodukten. Ein Bärenschädel zeigte eine tiefe Knochenwunde, die aber bereits wieder vernarbt war.

10) Höhlen von Fouvent (Haute-Saône), deren 3 ganz nahe beysammen liegen und welche die ersten Knochenhöhlen sind, die man in Frankreich kennen lernte. Sie waren bey ihrer Entdeckung ganz mit Letten und Knochentrümmern ausgefüllt. Nach Thirria's Angaben fanden sich hier: Ursus Pitorrii, spelaeus und arctoideus; Felis spelaea, Hyaena spelaea und vielleicht noch eine Art, Elephas primigenius, Rhinoceros, Equus Caballus, Rinder, Hirsche.

11) Höhle von Echenoz (Haute-Saône), in der untern Abtheilung der Juraformation liegend, enthält alle Arten von Fouvent, außerdem noch Reste vom Schweine und eine besondere große Katzenart. Im röthlichen Knochenletten liegen eine Menge Geschiebe, während er selbst eine dicke stalagmitische Decke hat.

12. Höhlen von Osselles bey Besancon (Doubs); diese waren zwar schon länger gekannt, erlangten aber erst eine gewiße Celebrität, seitdem Buckland in ihnen Bärenknochen entdeckt hatte.

13. Höhlen von Arcis (Aube), in denen nach Bonnard's Angaben Ueberreste vom Flußpferd vorkommen sollen.

14. Höhlen von Miremont (Dordogne), aus denen der Ursus spelaeus bekannt ist.

15. Höhlen von Plombières - lès - Dijeons), von denen man Bären, Katzen und Hirsche, sämmtlich von riesenhafter Größe anführt.

d) Knochenhöhlen im Juradolomit.

16. Höhlen von Mialet und Jobertas (Gard). Während unsere fränkischen und pfälzischen Knochenhöhlen alle im Juradolomit liegen, kennt man in Frankreich nur diese zwey, die wenig entfernt von einander sind. M. de Serres fand daselbst: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus; Felis pardus, spelaeus, priscus, ferus und eine dem Serval ähnliche Art. Hyaena spaelea, Canis vulpes, Lepus timidus und cuniculus, Sus scropha, Equus caballus, Antilope in zwey Arten, Capra, Cervus Reboulii, Capreolus Tournalii und eine andere Art; Bos ferus, taurus und intermedius. Verschiedene Vögel - Ueberreste, eine einzige Muschel, welche sich auf Unio margaritifera zu beziehen schien. Fener Menschenknochen aus zwey verschiedenen Perioden: die einen in dem untern Letten zugleich mit den Bärenknochen, die andern frisch und in der losen Erde, welche den Letten bedeckt. Man fand daselbst auch verschiedene Kunstprodukte, ais Armringe, Gefäße und verarbeitete Zähne von den untergegangenen Thieren.

e) Knochenhöhlen in der untern festen Kreide.

17. Höhlen von Fausan oder Aldenne bey Minerve (Hérault). Die Bären stellen sich daselbst am zahlreichsten ein, doch kommen sie nur in zwey Höhlen vor, obschon es deren an hundert in demselben Thale giebt. Diese letzteren haben jedoch ihre Mündungen in einer solchen Weise angebracht, daß sie weder die Diluvialablagerungen, noch Knochen aufnehmen konnten. Eine dieser Höhlen scheint mehrere Stunden im Umfang zu halten. Die Bären überwiegen hier weit die andern Arten. Mit ihnen zugleich finden sich Kunstprodukte, die M. de Serres geneigt ist für gleichalterig mit jenen anzusehen.

18. Höhlen von Bize und l'Hermite (Aude). Sie enthalten wenige Arten, zumal an Raubthieren, von Bären fand M. de Serres nur ein einziges Fragment, häufiger sind Pferde, Hirsche und Rinder.

19. Höhlen von Nimes (Gard). Diese wurden durch Zufall entdeckt, da sie keine äußerlich sichtliche Oeffnung haben. Man hat bis jetzt in ihnen Knochen von Pferden, Kaninchen und Vögeln gefunden.

f) Knochenhöhlen im tertiären Meereskalk.

20. Höhle von Avison bey Saint-Macaire in der Nähe von Bordeaux. Hyaena, Meles, Canis lupus, Talpa, Mus, Schwein, Rind, Hirsch, ziemlich viele Vögelreste, Landconchylien von der Gattung Helix.

21. Höhlen von Haux bey Bordeaux. Herbivoren und andere Säugthiere, deren Arten jedoch noch nicht bestimmt sind.

22. Höhlen von Lunel-Vieil.

23. Höhlen von Pondres und Souvignargues. Sie sind nicht groß und haben Bären, Hyänen und Pflanzenfresser aufzuweisen.

Nächst den französischen hat M. de Serres die englischen und belgischen Knochenhöhlen ziemlich vollständig aufgezählt, dagegen sehr lückenhaft und kurz die deutschen. Aus Kirch-Ahorn ist bey ihm seltsamer Weise Kirch à Horn ou grotte aux dents geworden. Wie man vom Fichtelgebirge sagen könne, daß es das Becken der Elbe von dem des Rheins trenne, wird uns nicht sonderlich einleuchten.

In ähnlicher Weise wie die Knochenhöhlen betrachtet dann der Verf. die Knochenbreccien, oder die mit Knochen erfüllten Spalten, und zeigt, daß sie ähnliche Phänomene wie jene sind. Zu den schon länger bekannten sind in neuerer Zeit nur wenige neu entdeckte hinzugekommen. Auch die Bohnenerzgruben werden berücksichtigt.

In besondern Verzeichnissen sind sämmtliche ihm bekannten Thiere aus den Knochenhöhlen, so wie aus den Knochenbreccien aufgeführt und zur Vergleichung die Arten aus dem tertiären Meersande daneben aufgezählt.

Als Hauptresultate aus den zahlreichen Beobachtungen über die Knochenhöhlen und Knochenbreccien glaubt M. de Serres folgende aufstellen zu dürfen.

1. Die Bevölkerung, welche in den Höhlen begraben, ist der gegenwärtigen ähnlicher als der ihr vorhergehenden.

2. Man findet unter ihr keine ausgestorbenen Gattungen, sondern lediglich ausgerottete Arten, zum wenigsten im alten Kontinent. Die neue Welt allein hat eine erloschene Gattung, den Megalonyx, gezeigt (der Ausnahmen kennt man jetzt schon mehrere).

3. So verhält es sich nicht mit der Bevölkerung der Spalten, selbst nicht in der alten Welt; sie differirt weit mehr von der gegenwärtigen als die der Höhlen. Diese beyden Ordnungen von Bildungen scheinen jedoch während derselben Periode und durch dieselben Ursachen hervorgebracht zu seyn.

4. In der That ist man vielleicht noch nicht zu diesem Schluße berechtigt, denn uns mangeln noch gänzlich positive Merkmale zur Unterscheidung des relativen Alters des Diluviums aus verschiedenen Gegenden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß es mehrere Sorten diluvianischer Ablagerungen giebt, weil man sich in der Geologie, wie in der Geschichte, dazu versteht, mehrere große Cataclysmen anzunehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus, werden die zoologischen Merkmale nicht mehr im Widerspruche stehen mit den geologischen.

5. Die Population der Knochenspalten bietet nicht allein, wie die der Höhlen, erloschene Arten dar, sondern auch untergegangene Gattungen, wie Megatherium, Mastodon, Palaeotherium und Lophiodon.

6. Abgesehen von dieser großen Differenz haben beyde Populationen das mit einander gemein, daß sie hauptsächlich durch Arten, ähnlich den gegenwärtig lebenden, charakterisirt sind, welche größtentheils den Nagern, Einhufern, Wiederkäuern und Fleischfressern angehören. Die herrschenden Arten dieser Gruppen sind aus den Gattungen des Hasen, Pferdes, Hirsches, Rindes, Bären, der Hyäne und Katze. Sie haben noch die weitere Uebereinstimmung eine große Anzahl Landschnecken einzuschliessen, deren Arten ohne Ausnahme den noch lebenden ähnlich sind.

7. Die eine wie die andere dieser Populationen scheint nach dem Erscheinen des Menschen umgekommen zu seyn, und selbst nach Erfindung der Künste, weil Menschenknochen und Gegenstände unserer Industrie jene Ueberreste begleiten. Eine gewisse Anzahl Arten scheint sogar seit den historischen Zeiten erloschen zu seyn, gemäß dem, was uns Traditionen und Monumente lehren.

8. Die Umstände, welche diese nun ausgestorbenen Rassen, so wie die Reste unserer Art in den Diluvialablagerungen begraben haben, sind späteren Datums als der Rücktritt der Meere in ihre respektiven Becken. Die organischen Ueberreste, welche man mitten in diesen Ablagerungen entdeckt, sie mögen sich nun auf untergegangene Arten oder nicht beziehen, oder den jetzigen Rassen ähnlich seyn, dürfen nicht als fossil, sondern nur als humatil angesehen werden.

9. Die Anfüllung der Höhlen, wie der Knochenspalten ist ein allgemeines und constanten Gesetzen unterworfenes geologisches Phänomen. Indem man also mit uns annimmt, daß mehrere Arten können darin gelebt haben, oder von Fleischfressern hineingezogen wurden, ist es zugleich schwer, nicht zuzugestehen, daß gewaltige Ueberschwemmungen in den Felsspalten allein die Menge von Thieren, die man daselbst findet, aufhäufen konnten.

10. Mit einem Worte, diese beyden Ordnungen von Phänomenen, die Höhlen und die Spalten mit Knochen, hängen von denselben Ursachen ab und beyde leiten sich von den letzten Katastrophen her, welche die Oberfläche der Erde verheerten, und die ihren Einfluß eben sowohl auf den Menschen, als auf die übrigen lebenden Geschöpfe ausgeübt haben.

Eine sehr ausführliche und gründliche Beantwortung hat der Verf. der Frage gewidmet, ob

die in den Schichten vergrabenen Thiere und Pflanzen, von denen man jetzt nicht mehr die analogen auf der Erde antrifft, als die Stämme der lebenden Rassen betrachtet werden können. In Deutschland und England würde man gegenwärtig wohl keinen Naturforscher finden, der diese Frage bejahend beantworten würde. In Frankreich jedoch hat Geoffroy Saint-Hilaire fortwährend — trotz aller Widerreden von Cuvier — behauptet, daß durch allmählige Umwandlung der alten Thierformen die gegenwärtigen sich gebildet hätten. Marcel de Serres weist nun in einer ruhigen und durch gute Gründe unterstützten Argumentation gegen Geoffroy die Beständigkeit des Arts-Typus und also auch die Unmöglichkeit der postulirten Umwandlung der Arten nach.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

Es entstand aber natürlich die Frage, wodurch die Berußung des Steinsalzes wirke? — Um zu erfahren, ob daran nicht eine mechanische Veränderung der physischen Oberfläche Ursache sey, machte Hr. F. die beyden Seiten einer solchen Platte durch Reiben mit Sandpapier blind, und fand, daß der Durchgang von dunkeler Wärme verglichen mit dem von einer durch Glas gesiebten Lampenwärme im Verhältniß = 3 : 1 stand, woraus er anfangs schließen zu dürfen glaubte, daß auch die Rußschichte bloß oberflächlich wirke. Allein Untersuchungen des Rußes unter einem kräftigen Mikroscop zeigten nichts von fein zertheilten Kohlenpartikeln, und Hr. F. ist daher geneigt, wie Hr. M. anzunehmen, die berußte Oberfläche sey im vollen Sinne des Wortes als diatherman und transparent zu betrachten.

Versuche, welche Hr. F. mit berußten Steinsalzplatten anstellte, zeigten, daß der Procentgehalt des Durchganges in Folge des früheren Durchganges durch eine rauhe Fläche erhöht wird im Verhältniß, als die einfallende Wärme heterogener ist, dunkle Wärme sehr wenig Veränderung erleidet, die größere Rauhheit den Effect steigert (analog der Röthe beym Licht), und daß

übrigens aufgeblätterter Glimmer, berußtes und rauhes Steinsalz genau analog wirken, und ähnliche Strahlen durch Absorption isoliren.

Weitere Versuche angestellt zu Erklärung der Wirkung der Oberflächen auf die Wärme zeigten a) daß man Steinsalzplatten mit dem gewöhnlichen Grad der Politur als gleich durchsichtig für jede Wärmegattung betrachten könne, b) die Rauhheit der Oberfläche die Diathermansie auf ähnliche Weise wie beym Steinsalz auch in anderen Substanzen abändere, und c) eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Furchen weniger wirke, als eine größere, d) daß bey Anwendung feiner Gitter (100 Drähte auf den Zoll) die Menge der aufgefangenen Wärme unabhängig ist von der Quelle, und sich zur einfallenden Menge verhält wie das Areal der Drähte zum Areal der Fläche. Dasselbe Resultat gaben Gitter aus feinen Baumwollfäden von 0,01 Zoll Abstand.

Wenn Hr. F. Pulver von Kalk und Alaun zwischen zwey Steinsalzplatten brachte, glaubte er sich anfangs zu dem Schluß berechtiget, daß Kalk in Pulverform nur mechanisch wirke, beym Alaun aber die specifische Wirkung durch die mechanische gänzlich aufgehoben werde. Holzkohlenpulver gab ein ähnliches Resultat. Allein zahlreiche und vielfach abgeänderte Versuche mit vollkommen unfühlbaren und schön metallischen Pulvern von Gold und Silber, Kupferbronze und einem viel gröberen Zinkpulver lehrten, daß dieselben Wärme von hoher Temperatur reichlicher als von niederer durchlassen, und beym Kupfer gaben zwey Versuchreihen zwar dasselbe, eine dritte aber das entgegengesetzte Resultat. Der Verfolg der Untersuchung führte zu der Annahme, daß die meisten diathermanen Körper in Pulverform fast gleich opack sind, und die Trübheit das Ergebniß unzählbarer Reflexionen und Interferenzen ist, welche die durchgelassene Wärme zerstreuen und vernichten, und zwar alle in fast gleichem Grad.

Vieles bleibt bey allen bisher gefundenen Resultaten allerdings noch im Zweifel. Indessen scheint als Thatsachen, welche für die Theorie der Wärme und wahrscheinlich auch des Lichtes von großer Wichtigkeit sind, angenommen werden zu dürfen: 1) daß die Eigenthümlichkeit der Rußschichten, Wärme von niederer Temperatur durchzulassen auch dem blossen, Holzkohlenpulver, einigen matten, erdigen Pulvern, unregelmäßig geritzten und polirten gefurchten Flächen, und durchsichtigem, aufgeblättertem Glimmer zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. I. Abthlg. A—M. II. Abtlg. N—Z. Berlin 1841. Verlag von C. G. Lüderitz. 442 u. 326 S.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in dem vorliegenden Werke chemische Monographieen der Mineralien zu geben und diese in alphabetischer Ordnung folgen zu lassen. Der bey jedem einzelnen Mineral sich wiederholende Plan der Monographie ist nach der Bezeichnung des Verf. folgender:

1) Zunächst ist das Verhalten des Minerals auf trocknem Wege, vor dem Löthrohre und im Ofenfeuer (wenn darüber Angaben vorlagen) angeführt. Dieser Abschnitt ist ein Auszug aus dem bekannten Werke von Berzelius über das Löthrohr.

2) Das Verhalten auf nassem Wege zu Wasser, Säuren, Alkalien. Dieser Abschnitt enthält vorzugsweise die betreffenden Angaben, welche ich in meiner Charakteristick der Mineralien und in meinen Grundzügen der Mineralogie bekannt gemacht habe.

3) Eine kurze geschichtliche Uebersicht der chemischen Untersuchung des Fossils, begleitet von den Nachweisen und Citaten für die einzelnen Arbeiten. Auf die Angabe der Quellen, welche in den Lehrbüchern nur selten und für Einzelnes zu finden sind, wurde möglichste Sorgfalt verwendet und der Verf. hat die wichtigsten Zeitschriften für diesen Zweck selbst durchgesehen, da dieses zur Beurtheilung der Analysen in vielen Fällen durchaus erforderlich war.

4) Die spezielle Angabe der Zusammensetzung der Mineralien nach den vorhandenen Analysen. Es sind deren so viele, als sich auffinden ließen, hier zusammengestellt worden. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß oft nur eine ganze Reihe von Analysen über die wahre Zusammensetzung eines Minerals entscheiden kann, besonders wenn einzelne Bestandtheile durch andere zuweilen ersetzt werden. Auch ist es dem Leser allein mit Hülfe einer solchen vollständigen Zusammenstellung möglich, zu beurtheilen, ob und in wie weit die Zusammensetzung eines Minerals richtig erkannt oder ob sie noch zweifelhaft sey. Zuweilen sind die Zahlen der Autoren corrigirt, wenn sie sich nämlich auf ältere Versuche und Rechnungen stützen, die später eine Berichtigung erfuhren. Die Nichtbeachtung der Basis für die Berechnung, welche man nur aus den speziellen Angaben über die Analyse ersehen kann, ist in neuerer Zeit zuweilen die Ursache geworden, daß man ältere richtige Angaben, wenn sie mit der aus neuern Atomengewichten abgeleiteten Berechnung unmittelbar nicht übereinstimmen wollten, in Zweifel zog oder ihnen eine neue theoretische Deutung unterlegte. Wo es zur Beurtheilung des Details nöthig war, ist das Detail der Analyse angegeben, da oftmals nur eine Kritik dieser Art Aufklärung über Differenzen im Gehalt einzelner Bestandtheile eines Minerals verschaffen kann. Solches ist z. B. beym Apatit, Datolith, Turmalin, Titaneisen u. a. geschehen.

5) Ist die Darstellung der Constitution des Minerals, als einer selbstständigen chemischen Verbindung, seine Formel und die daraus berechnete Mischung, der Vergleichung und Controlle wegen, angegeben worden. Für diesen Abschnitt sind alle Formeln vom Verf. von Neuem berechnet worden,

was eine eben so nothwendige als mühsame Arbeit war. Der Berechnung sind die stöchiometrischen Zahlen von Berzelius zu Grunde gelegt und diese in einer besondern Tabelle dem Werke beygegeben. Der Verf. hat dadurch mancherley Fehler in ältern Formeln gefunden oder zu Umgestaltung und Vereinfachung derselben Anlaß erhalten. Auch hat sich zuweilen die chemische Identität zweyer mit verschiedenen Namen belegten Substanzen herausgestellt.

Auch eigenthümliche Untersuchungen des Verfassers enthält das Werk z. B. in den Artikeln: Basalt, Bitterspath, Bournonit, Brauneisenstein, Cölestin, Dolerit, Harmotom, Hausmannit, Heulandit, Nickelglanz, Psilomelan ꝛc.

Außerdem hat der Verf. dem Ganzen noch zweyerley hinzugefügt, nämlich 1) eine Einleitung, welche die Principien entwickelt, nach denen die Mineralien als selbstständige chemische Verbindungen und die Silicate insbesondere als Salze dargestellt werden. Dieser folgt eine Anweisung die Formeln der Mineralien aus Versuchen zu berechnen, mit einer Tafel über die Atomengewichte und einem Nachweis der bey der Ausarbeitung des Werkes zu Rathe gezogenen mineralogisch-chemischen Litteratur. 2) Eine synoptische Tafel der Formeln aller Silicate.

In einem Anhange sind die während des Druckes bekannt gewordenen Erweiterungen im Gebiete der chemischen Mineralogie, neue Analysen, Berichtigungen ꝛc. nachgetragen. —

In der Einleitung giebt der Verf. folgende Uebersicht und Nomenklatur der Silicate:

Saure Salze:

Sauerstoff von Basis	Säure				
1 :	12	Vierfach kieselsaure	Salze	$\dot{R}\ddot{S}i^4$	oder $\ddot{\dot{R}}\ddot{S}i^{12}$
1 :	9	dreyfach „	„	$\dot{R}\ddot{S}i^3$	„ $\ddot{\dot{R}}\ddot{S}i^9$
1 :	6	zweyfach „	„	$\dot{R}\ddot{S}i^2$	„ $\ddot{\dot{R}}\ddot{S}i^6$
1 :	$4\frac{1}{2}$	Anderthalbfach	„	$\dot{R}^2\ddot{S}i^3$	„ $\ddot{\dot{R}}^2\ddot{S}i^9$
1 :	4	Viertelkieselsäure	„	$\dot{R}^3\ddot{S}i^4$	„ $\ddot{\dot{R}}\ddot{S}i^4$

Basis	Säure			
1 :	3	Neutrale oder einfach kieselsaure Salze =	$\dot{R}\ddot{S}i$	oder $\ddot{\dot{R}}\ddot{S}i^3$

Basische Salze.

1 : 2	Zweydrittel-kieselsaure	Salze	$\dot{R}^3\ddot{S}i^2$	— $\ddot{\dot{R}}^3\ddot{S}i^2$
1 : $1\frac{1}{2}$	Halb =	„ „	$\dot{R}^2\ddot{S}i$	— $\ddot{\dot{R}}^2\ddot{S}i^3$
1 : 1	Drittel =	„ „	$\dot{R}^3\ddot{S}i$	— $\ddot{\dot{R}}^3\ddot{S}i$
$1\frac{1}{3}$: 1	Viertel =	„ „	$\dot{R}^4\ddot{S}i$	— $\ddot{\dot{R}}^4\ddot{S}i^3$
$1\frac{1}{2}$: 1	Zweyneuntel =	„ „	$\dot{R}^9\ddot{S}i^2$	— $\ddot{\dot{R}}^3\ddot{S}i^2$
2 : 1	Sechstel =	„ „	$\dot{R}^6\ddot{S}i$	— $\ddot{\dot{R}}^2\ddot{S}i$
3 : 1	Neuntel =	„ „	$\dot{R}^9\ddot{S}i$	— $\ddot{\dot{R}}^3\ddot{S}i$

Ueber die folgende Anleitung zur Berechnung der Mineralmischungen möchten wir bemerken, daß sie für einen darin nicht Geübten zu wenig ausführlich ist; für den aber, welcher mit dergleichen Berechnungen bekannt ist, enthält sie nichts Neues. Es wäre z. B. sehr zweckmäßig gewesen, die gegenwärtig als isomorph angenommenen Mischungstheile anzuführen, um einem Anfänger das Entwerfen einer Formel zu erleichtern; auch hätte der sogenannten mineralogischen Formeln Erwähnung geschehen dürfen, da sie Mischungs-Vergleichungen bey den so zahlreichen Silicaten in vielen Fällen leichter und bequemer machen, als die chemischen.

Um die relativen Mengen isomorpher Basen in einer Mischung anzugeben, setzt der Verf. die Symbole solcher Basen mit den bezeichnenden Coeffizienten unter einander, und fügt überall das Zeichen der Säure bey. Eine Mischung =

$$\dot{Ca}^3\,\ddot{S}i + 2\dot{Fe}^3\,\ddot{S}i + \ddot{\dot{F}}e^2\,\ddot{S}i$$

wird sonach geschrieben $\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\,\ddot{S}i\\ 2\dot{Fe}^3\,\ddot{S}i\end{matrix}\right\} + \ddot{\dot{F}}e^2\,\ddot{S}i$

Er hält diese Schreibart für zweckmäßiger, als die folgenden:

$$\left.\begin{matrix}\frac{3}{3}\dot{Ca}^3\\ \frac{6}{3}\dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i \text{ oder } 3\left.\begin{matrix}\frac{1}{3}\dot{Ca}^3\\ \frac{2}{3}\dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i \text{ oder } \left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ 2\dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i$$

Wir möchten indessen der vorletzten den Vorzug geben, denn es kann der Fall vorkommen, daß zu diesen Basen noch eine dritte kommt, z. B. Mn, und daß alle drey zu stöchiometrisch gleichen Antheilen enthalten sind. Man müßte nun, um in der Art des Verf. zu schreiben, setzen:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Fe}^3\\ \dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

welches leicht als gleichbedeutend angesehen werden könnte mit:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Fe}^3\\ \dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

Diese Formel wird aber auch geschrieben, wenn keine bestimmten Verhältnisse unter den isomorphen Basen erkennbar sind, in welchem Falle für die hier geltende Mischung noch der gemeinschaftliche Coefficient 3 vorzusetzen wäre. Nach der andern Schreibart würde aber die Formel

$$3\left.\begin{matrix}\frac{1}{3}\dot{Ca}^3\\ \frac{1}{3}\dot{Fe}^3\\ \frac{1}{3}\dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

zu setzen seyn, bey welchem die erwähnten Mißverständnisse nicht vorkommen können.

Uebrigens ist es sehr nothwendig, auf diese Verhältnisse aufmerksamer zu seyn, als bisher geschehen ist, denn es hängt davon die genauere Charakteristik eines Minerals ab, welches vielleicht mit vielen andern die allgemeine chemische Formel theilt, ohne als Varietät mit ihnen zusammengeworfen werden zu dürfen. —

Wenn man die einzelnen Artikel durchgeht, so kann man nicht läugnen, daß sehr Vieles für die chemische Analyse der Mineralien geschehen sey. Namentlich haben sich die Berliner Chemiker, H. Rose an der Spitze, hierin große Verdienste erworben. Gleichwohl ersieht man, daß wir noch über einen großen Theil von Mineralmischungen, selbst von sehr einfachen, nicht im Klaren sind. Es gehören z. B. hieher Achmit, Agalmatolith, Aluminit, Amblygonit, Talk, Turmalin, Glimmer ꝛc.

Der Verf. war bemüht, die möglichst einfachen und wahrscheinlichsten Formeln herzustellen und dieses ist ihm auch bey sehr vielen berechneten Mischungen gelungen, bey einigen haben jedoch seine Formeln keinen besondern Vorzug vor den bekannten.

Wir wollen zu einigen Details übergehen.

Der Arinit ist neuerdings von dem Verf. untersucht worden und zwar Krystalle von Disans in Dauphiné, von der Treseburg und von Berkutzkaja-Gora bey Miask im Ural. Die Analysen stimmen sehr gut mit einander überein. Der Verf. berechnet folgende den Resultaten entsprechende Formel:

$$2\left(\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 2\left.\begin{matrix}\dddot{Al}\\ \dddot{Fe}\\ \dddot{Mn}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}\right) + \ddot{B}\ddot{Si}$$

Sonach wäre der Arimit als eine Verbindung von 2 Mischgsg. Epidot (seinem nicht seltenen Begleiter) und 1 Mischgsg. Borsäuresilicat zu betrachten. Der Verf. hat zu zeigen gesucht, daß die Borsäure als Basis auftreten könne und giebt auch für den Datolith und Botryolith Formeln, worin ein solches Borsäuresilicat vorkommt.

Der Datholith ist nach seiner Ansicht (der eigenen und der Analyse von Stromeyer gemäß) $2\dot{Ca}^3\,\dddot{Si} + \ddot{B}^3\,\dddot{Si}^2 + 3\dot{H}$, der Botryolith, welchen der Verf. ebenfalls selbst analysirte, ist ein Datolith mit doppelt so großem Wassergehalt und erhält also die Formel

$$2\dot{Ca}^3\,\dddot{Si} + \ddot{B}^3\,\dddot{Si}^2 + 6\dot{H}$$

Dagegen bemerkt Berzelius in seinem neuesten Jahresbericht: 1. ist es mit gewöhnlichen chemischen Begriffen streitend, daß eine so starke Basis, wie die Kalkerde, sich nicht mit der stärksten von den Säuren sättigen sollte und 2. daß bis jetzt noch keine chemische Verbindung der Borsäure mit Kieselerde dargestellt worden ist, die die Annahme einer solchen in dem Mineral rechtfertigen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

2) Daß dünnstes Blattgold, Metallnetze, Fadennetze und die meisten krystallisirten Körper gegen die Art der durchgehenden Wärme gleichgültig sind. 3) Daß außer den schon bekannten Körpern auch mehrere reine Metallpulver, gepulvertes Steinsalz und thierische Membrane Wärme von hoher Temperatur am meisten durchlassen. 4) Daß Wärme von niederer Temperatur an unvollkommen polirten Flächen am regelmäßigsten reflectirt und durchgelassen wird. (88 — 110 und 387 — 407).

3. Mit Ausnahme einiger genauer Versuche von den Herren Lavoisier und Laplace können alle vor den Hrn. Dulong und Petit gemachten Untersuchungen über specifische Wärme kein Vertrauen verdienen. Aus diesen schien das Gesetz hervorzugehen, daß die Atome aller einfachen Körper genau die nämliche Wärmecapacität besitzen. Allein auch diese Resultate gründen sich auf Annahme von Atomengewichten, welche nach Mitscherlich's und Berzelius genauen Versuchen unrichtig sind; denn nach diesen bewährt sich das aufgestellte Gesetz nicht hinreichend. Dem ungeachtet setzten Hr. Neumann in Königsberg und Hr. Avogardo in Turin dieses Gesetz für die einfachen Substanzen als gewiß voraus, als sie bey ihren Arbeiten ein ähnliches für zusammengesetzte Körper suchten.

Deßwegen suchte Hr. Victor Regnault (44 — 73) durch Construction eines ganz neuen Apparates mit Anwendung aller denkbaren Vorsichtsmaaßregeln die möglichen Fehlerquellen zu vermeiden, und fand als vorläufiges Resultat die spezifische Wärme der in seinem Apparate angewendeten Substanzen als Mittel aus mehreren Versuchen:

des Messings	= 0,09391
des Glases	= 0,19768
des Terpentinöls	= 0,42593
des Wassers	= 0,00709

Da die letztere Angabe unbedeutend größer als 1,000 ist, so beweist sie, daß die Wärmecapacität des Wassers mit der Temperatur zunimmt, und daß das befolgte Verfahren nur äußerst geringe Fehler mit sich führe.

Seite 213 — 244 liefert Hr. Ref. die Resultate seiner Untersuchung; stellt sie nach verschiedenen Gruppen in eine Tabelle zusammen, und bemerkt, daß die von Hrn. Dulong und Petit gefundenen Zahlen zu groß sind, und daß sich das Gesetz der Atomengewichte zwar nicht absolut bestätige, aber der Wahrheit sehr nahe komme.

4. Hr. Herschel berußte eine Seite eines sehr feinen Papiers über einer Flamme, spannte es auf einen Rahmen, benetzte die weiße Seite mit rectifizirten Alkohol und setzte sie der Wirkung des Sonnenspectrums aus, wobey vorübergehend die entsprechenden Temperaturen durch das Entstehen mehr oder weniger heller Flecken angezeigt wurde.

Hr. Melloni glaubt zwar mit Recht, daß die verschiedenen Strahlen des Spectrums von dem Papiere nicht gleich absorbirt werden, und die Wärme, welche von den Punkten des den Wärmestrahlen ausgesetzten Papiers erlangt wird, sich durch Leitung nothwendig den umgebenden Punkten mittheilen müsse, so daß die beschleunigte Trocknung auch an gewissen von keinem Strahl getroffenen Stellen des Papiers geschieht; allein er verkennt keineswegs die Wichtigkeit dieser Untersuchung des berühmten Astronomen. Am merkwürdigsten scheint ihm indessen das aufgefundene Daseyn mehrerer Unterbrechungen in dem mindest unterbrochenen Theil des Sonnen-Wärmespectrums, welche aber keine feine Querlinien, wie die von Fraunhofer im Lichtspectrum entdeckten bilden, sondern eine weit größere Breite haben, und alle in dem dunkeln Raum, der dem rothen Ende vorangeht, liegen, und mehr denen ähneln, die man im Sonnenspectrum beym Anschauen durch farbige Gläser bemerkt.

Nach Hrn. H.s Meynung entstehen diese Flecken aus der ungleichen Absorption der von den Sonnerstrahlen durchdrungenen Mittel. Allein es ist darum nicht ausgemacht, ob dieses Mittel die atmosphärische Luft oder das brechende Prisma ist, was sich aber zuverläßig entscheiden ließe, wenn man den Versuch mit einem Prisma von Steinsalz, welches alle Arten strahlender Wärme in gleicher Stärke durchläßt, wiederholen würde. (81 — 88)

5. Unter dem nicht sehr geeigneten Namen „Calefaktion“ versteht Hr. Boutigny (130 — 138) die seit langem bekannte, aber noch nie genau untersuchte Eigenschaft des Wassers und anderer Flüssigkeiten, sich auf einem glühenden Metall ohne Zeichen von Sieden abzurunden, rasch zu rotiren und das Metall nicht zu benetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Ref. ist ebenfalls der Ansicht, daß diese Formeln, ungeachtet sie gut zu den Analysen passen, in der Art abgeändert werden müssen, daß ein Kalkborat hergestellt wird.

Amphodelit. Für dieses Mineral hat Nordenskiöld, der es zuerst untersuchte, die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 3\dddot{Al}\,\dddot{Si}$$

berechnet, wonach es sich dem Skapolith nähert. Der Verf. hält aber für wahrscheinlicher, daß es

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^2\\ \dot{Mg}^2\\ \dot{Fe}^2\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 2\dddot{Al}\,\dddot{Si}$$ sey,

und bemerkt, daß dieses die Formel eines Nephelins sey, bey welchem die gewöhnlichen Basen, Natron und Kali, durch Kalkerde, Talkerde und Eisenoxydul vertreten werden. Es wird aber vom Amphodelit angegeben, daß er unter Winkeln von 94° spalte. Bey krystallinischen Massen kann nun ein Winkel von 94° wohl mit einem Winkel von 90° verwechselt werden, nicht aber mit einem Winkel von 120°. Es ist also viel wahrscheinlicher, daß bey der Mischungsähnlichkeit dem Amphodelit die Formel des Skapoliths zukomme als die des Nephelins. Es genügt gegenwärtig nicht, daß eine Formel für eine gegebene Mischung von chemischer Seite richtig sey, sie muß es auch in einer gewissen Art von krystallographischer Seite seyn. Man kann daher bey Mineralien, wie Wagnerit und Apatit, deren Krystallisation man sehr wohl als wesentlich verschieden kennt, nicht, wie der Verf. gethan, die Frage stellen: Sollte der Wagnerit vielleicht ein Talk-Apatit seyn?, man müßte wenigstens die Frage hinzufügen: Giebt es dimorphen Apatit? —

Nach den Analysen von Bunsen ergiebt sich, daß Andalusit und Chiastolith dieselbe Mischung haben, nämlich $\dddot{Al}^4\,\dddot{Si}^3$. Wenn dem so ist, wie es auch die krystallographischen Verhältnisse wahrscheinlich machen, so sind die Chiastolithkrystalle aus Btretagne eine eigenthümliche Species in Afterformen, da sie nach Arfvedson die Mischung

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ka}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^2 + 6\left\{\begin{matrix}\dddot{Al}\\ \dddot{Fe}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^2$$ haben.

Uebrigens stimmt die Analyse des Andalusits von Thomson mehr mit der ältern von Bucholz, welche $\dddot{Al}^3\,\dddot{Si}^2$ giebt, wie Gerhardt und ich angenommen haben und Jaksons Analyse des Chiastoliths von Lancaster differirt merklich von der von Bunsen. Noch viel mehr differirt die von Landgrebe. Es müssen also neue Analysen möglichst frischer Varietäten abgewartet werden, um hier in's Reine zu kommen.

Beym Apophyllit erwähnt der Verf. unter andern auch der von Berzelius darin entdeckten Flußsäure und berechnet diese den Beobachtungen von Berzelius zu Folge, als einem Kalkfluosilicat angehörig. Wenn dieses von der Mischung des

Apophyllits abgezogen wird, so stellt sich eine vom Verf. gegebene Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{K}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^4 + 6\dot{H}$$ heraus.

Dieses wäre die Formel des Okenits

$$\dot{Ca}^3\ \dddot{Si}^4 + 6\ \dot{H},$$

mit dem Unterschiede, daß ein Theil der Kalkerde im Apophyllit durch Kali ersetzt würde. Wiewohl nun der Verf. im Anhange angiebt, daß er sich in der Berechnung des supponirten Kalkfluosilicats geirrt habe, so verdient doch die Vermuthung, daß vielleicht Okenit und Apophyllit, zu einer und derselben allgemeinen Formel gehörend, obwohl durch das Fehlen und den Gehalt an Kali specifisch verschieden, künftige Berücksichtigung. —

Bemerkenswerth sind die Details, welche der Verf. über die Augitformeln giebt.

Vom Berzelin führt der Verf. an, daß es ein Zeolith zu seyn scheine. Nach einer mir kürzlich durch Hrn. de Medici Spada mitgetheilten, in der neuen Antologia delle scienze naturali abgedruckten Notiz ist dieses Mineral eine Varietät des Hauyn, bezeichnet durch das Vorherrschen des Oktaeders in den Krystallcombinationen.

Der Berzeliit dagegen wird von dem Vrf. nach Kühns Analyse als

$$\dot{Ca}^3\ \dddot{As} + \left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\dddot{As}$$ berechnet.

Es ist also dieses Mineral von den bekannten Kalkarseniaten durch das Fehlen des Wassers unterschieden.

Von den Bitterspäthen giebt der Verf. folgende Formeln:

1. $\dot{Ca}\ \ddot{C} + \ddot{Mg}\ \ddot{C}$;

hieher gehören der Bitterspath vom Zillerthal, von Jena und von Orenburg, der Dolomit von la Spezzia und von Scheidama. Ferner die von den Bergen von Ollioules und Cette in Frankreich nach Laugier und der von Bristol nach Gilby.

2. $3\dot{Ca}\ \ddot{C} + 2\dot{Mg}\ \dot{C}$;

der stängliche Bitterspath und Dolomit von Liebenstein und Kolozoruk.

3. $2\dot{Ca}\ \ddot{C} + \dot{Mg}\ \ddot{C}$;

hieher gehört der Gurhofian, der krystallisirte Bitterspath von Hall in Tyrol und vom Taberg in Wärmland.

4. $3\dot{Ca}\ \dot{C} + 3\dot{Mg}\ \ddot{C}$,

wohin der Conit gehört.

Zu dem, was über die Brauneisenerze angeführt ist, muß bemerkt werden, daß Untersuchungen, wie sie Breithaupt über den Wassergehalt angestellt hat, oder vielmehr über den Glühverlust, keine besondere Berücksichtigung verdienen können, weil ein Gehalt an Kieselerde, Braunstein ꝛc. für die Beurtheilung nothwendig bekannt seyn muß, also eine vollständige Analyse erfodert wird.

Bey der Braunkohle hätte das Verhalten zur Kalilauge angeführt zu werden verdient, da dadurch die meisten Braunkohlen leicht von den eigentlichen Steinkohlen unterschieden werden können.

Für das Buntkupfererz ist nach Plattners Untersuchungen die Formel $\dot{\dot{C}}u^3\dddot{Fe}$ zu setzen, wodurch dieses Mineral in ein einfaches Verhältniß zu dem verwandten Kupferkies kommt, welcher $\dot{\dot{C}}u\ \dddot{Fe}$ ist.

Der Cancrinit liefert den neuen Fall einer Verbindung eines Silicats mit einem Carbonat. Er ergiebt sich als eine Verbindung von Nephelin (nach Scheerer) und Kalkspath =

$$\dot{Na}^2\ \dddot{Si} + 2\dddot{Al}\ \dddot{Si} + \dot{Ca}\ \dot{C}.$$

Nach einer Mittheilung von Berzelius an den Verf. ist das von Hisinger analysirte sogenannte kohlensaure Cerorydul nach Mosander kohlensaures Lanthanoxyd, welches Spuren von Cerorydul, enthält. Auf diese Bemerkung hin hätte es keiner weitern Berechnung und Discussion der ältern Analyse bedurft.

Aus den Analysen und Berechnungen des Verf. über den Chabasit geht hervor, daß man zwey

Spezies, welche derselben chem. Formation angehören, zu unterscheiden habe, nämlich den eigentlichen Chabasit und den Gmelinit. Für ersteren (Kalk-Chabasit) gilt die Formel

$$\dot{Ca}^3\ \ddot{Si}^2 + 3\dddot{Al}\ \ddot{Si}^2 + 18\dot{H}$$

mit Vernachlässigung kleiner Mengen von Kali und Natrum. Für letztern gilt

$$\left.\begin{matrix}\dot{Na}^3\\ \dot{Ca}^3\\ \dot{Ka}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 3\dddot{Al}\ \ddot{Si}^2 + 18\dot{H}$$

Dahin gehören die Chabasite von Montecchio maggiore und von Glenarm in der Grafschaft Antrim.

Nach Rammelsberg bildet der Gmelinit mit Salzsäure eine vollkommene Gallerte, wodurch er leicht von dem Chabasit, bey welchem die Kieselerde als schleimiges Pulver ausgeschieden wird, zu unterscheiden ist. —

Beym Chlorit hat der Verf. nach dem Vorschlage von G. Rose die von mir gegebenen Namen Chlorit und Ripidolith verwechselt und nennt also Ripidolith, was ich Chlorit genannt habe und umgekehrt. Solche Verwechslungen können nicht gebilligt werden, denn wer zuerst eine Species kennen und unterscheiden lehrt, hat gewiß zu ihrer Taufe ein Vorrecht. In dem vorliegenden Falle ist aber gar kein Grund zu einer solchen Abänderung vorhanden, denn ich habe jenem Mineral, welches seit langer Zeit als Chlorit allen Mineralogen bekannt ist, diesen Namen gelassen, dagegen die weit später bekannt gewordenen Chlorite vom Schwarzenstein und Achmatowsk, in welchen ich eine neue Species erkannte, Ripidolith genannt. Der Verf. stellt die von mir berechneten Formeln mit denen Varrentrapp's zusammen. In Beziehung auf meinen Chlorit muß ich bemerken, daß, wenn die Varietäten vom Zillerthale, von Rauris und vom St. Gotthard unter eine allgemeine Formel gehören, wie es wahrscheinlich ist, diese Formel von dem das wenigste Eisenoxydul enthaltenden Chlorit hergeleitet werden muß. In diesem zeigt sich aber deutlich, daß das Sauerstoffverhältniß der

Basen $\dddot{R}$ und $\dot{R}$ nicht 3 : 6 sey, sondern dem Verhältnisse von 6 : 8 am nächsten komme.

Die Formel Varrentrapp's, nämlich

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si} + \dddot{Al}\ \ddot{Si} + 3\dot{Mg}\ \dot{H}$$

kann daher nicht allgemein für die Chlorite gelten und würde höchstens den Chlorit vom Sct. Gotthard annähernd bezeichnen, wenn anzunehmen wäre, daß dieser eine eigene Species bilde, wofür kein besonderer Grund vorhanden ist. Die Formel von Berzelius

$$2\dot{Mg}^2\ \ddot{Si} + \dot{Mg}^2\ \dddot{Al} + 3\dot{H}$$

hat denselben Fehler.

Der Chondrotit ist neuerdings von dem Verf. analysirt worden und zwar eine Var. aus Nordamerika a und b, der gelbe c und graue d von Pargas. Die Resultate waren:

	a.	b.	c.	d.
Kieselerde	33,06 „	33,97 „	33,10 „	33,19
Talkerde	55,46 „	56,97 „	56,61 „	54,50
Eisenoxydul	3,65 „	3,48 „	2,35 „	6,75
Fluor	7,60 „	7,44 „	8,69 „	9,69
	99,77	101,68	100,75	104,13

Der Verf. leitet daraus die Formel $\dot{Mg}Fl + 2\dot{Mg}^3\ \ddot{Si}$ ab. Sie stimmt mit der überein, welche ich zuletzt vermuthungsweise für dieses Mineral aufgestellt habe. — Nach den neuesten Untersuchungen von Hrn. Rose enthält der Chrysoberill keine Kieselerde. Er kann also mit $\dddot{Be}\dddot{Al}^6$ oder $\dddot{Be}\dddot{Al}^2$ bezeichnet werden.

Ein neues Mineral ist Dümonts Delvaurit. Seine Mischung berechnet der Verfasser als $\dddot{Fe}^2\ \ddot{P} + 24\ \dot{H}$. —.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

Obschon Hr. B. alle bisher gegebenen Erklärungen dieses Phänomens als unzulänglich verwirft, so giebt er doch selbst keine neue, verspricht aber eine ausführliche Arbeit darüber, und wir erhalten daher gegenwärtig nur einige merkwürdige Erfahrungen, welche zeigen, daß auch Aether und selbst die äußerst flüchtige, wasserfreye schweflige Säure sich eben so verhält, wie Wasser.

6. Wenn man ein Stück heißen Metalles (Kupfer) auf ein anderes kaltes (gewöhnlich und am besten Bley) legt, so entsteht unter gewissen Umständen ein ziemlich starker anhaltender Ton, eine Erscheinung, welche Hr. Trevelyan ausführlich untersucht und gefunden hat, daß dieses Phänomen nur dann wahrgenommen wird, wenn das heiße Metall die kalte Unterlage in zwey Punkten berühren, und dann auf diesen zwey Stützpunkten hin und her wackeln kann, wobey es sich so rasch hin und her bewegt, daß die Erschütterungen zum Ton werden.

Die Entstehung dieses Tones glauben Einige (Leslie, Faraday und auch Trevelyan) der bekannten Ausdehnung durch die Wärme zuschreiben zu dürfen, Hr. Forbes aber findet die Ursache in dem Vorhandenseyn einer abstossenden Kraft, welche beym Uebergang der Wärme aus einem besseren Leiter in einen schlechteren in Thätigkeit treten soll.

Bey diesem Gegensatze der Meynungen unternahm es (1 — 44) Hr. A. Seebeck, die Untersuchung dieser sonderbaren Erscheinung wieder aufzunehmen, und die Bedingungen derselben durch Versuche vollständiger zu entwickeln. Die Resultate seiner Untersuchung sind:

a. Es sind nicht zwey ungleiche Stoffe nothwendige Bedingung des Erfolges, b. die Schwingungen treten allemal ein, wenn die Linearausdehnung, die der kalte Träger durch die ihm mitgetheilte Wärme nach der verticalen Richtung erleidet, mehr beträgt, als die gleichzeitig erfolgende lineare Zusammenziehung des heißen Körpers (des Wiegers), welches vorzüglich abhängt von der Gestalt, welche die beyden Metalle in der Nähe der Berührungsstellen haben, von ihrer Wärmeleitung (und Capacität) und von ihrem Ausdehnungs-Coefficienten, so daß unter allen Umständen die Schwingungen um so stärker sind, je besserer Leiter das heiße Metall, je mehr sich in ihm die Kälte vom Berührungspunkte aus verbreiten kann, je kleiner sein Ausdehnungs-Coefficient, und je größer der des kalten Metalles ist.

C. Licht.

Die Hrn. E. Bequerel und A. Cahours haben eine große Arbeit über das Refraktions- und Dispersionsvermögen von Flüssigkeiten unternommen, von welchen sie einen Theil der Resultate der Akademie vorgelegt haben.

Sie bedienten sich (427 — 433) dabey mit einigen Abänderungen der Methode des Hrn. Dr. Brewster, setzten den Exponenten des Brechverhältnisses für destillirtes Wasser $= 4/3 = 1{,}3333$, und sorgten dafür, mit vollkommen reinen und nach ihren Bestandtheilen richtig erkannten Flüssigkeiten zu operiren.

Auch Hr. Deville beschäftigte sich (433 — 441) mit ähnlichen Untersuchungen einiger Körper aus der organischen Chemie mittelst des Babinet'schen Goniometers bey einer Temperatur von 15° C.

Wir stellen hier einige Resultate der beyden Arbeiten zur Vergleichung neben einander

	Bequerel	Deville
Wasser . .	1,333	1,3336 bis 1,3339
Alkohol . .	1,361	1,3633
Aether . .	1,357	1,3562
Terpentinöl .	1,471	1,4720
Citronenöl .	1,475	1,4720
Elemiöl . .	1,475	1,4718
Wachholderöl .	1,476	1,4740
Valeriansäure .	1,406	1,4060

welche hinreichen werden, die Uebereinstimmung der Resultate und daraus ihre Zuverläßigkeit zu beurtheilen.

D. Atmosphärische Luft.

Hr. Weisbach zieht (449 — 465) mit Recht die von Hrn. Navier entwickelte Formel für die Geschwindigkeit, mit welcher verdichtete Luft aus Gefässen strömt, der von Hrn. Schmidt aufgestellten vor, und zeigt, daß der Schmidt'sche Ausdruck für den Ausfluß-Coefficienten $\mu = \frac{m}{a\sqrt{2g\frac{\Delta}{\delta}h}}$ wo $\frac{\Delta}{\delta}$ Verhältniß der Dichtigkeiten der Manometerflüssigkeit und der ausströmenden Luft, m = Ausflußmenge in einer Sekunde, h = Manometerstand, b = äußeren Barometerstand a = Ausflußöffnung, noch mit $1 + \frac{36}{4h}$ multiplicirt werden müsse, und findet Bestätigung in den von Hrn. Koch (Studien des götting'schen Vereins Bd. I.) angestellten Versuchen, welche er den frühern von Hrn. D'Aubuisson u. a. vorziehen zu müssen glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Daß die stöchiometrischen Berechnungen der Mineralmischungen auch für den Geognosten von Wichtigkeit sind, geht aus einer berechneten Analyse des Dolerits hervor. Eine Var. aus Island besteht der Rechnung gemäß aus 38, 12 pr. Ct. Labrador und 61,82 prCt. Augit. —

Das vulkanische Eisenglas Klaproth's, welches die Mischung der Frischschlacken $\dot{Fe}^3 \dddot{Si}$ hat, ist nach einer Bemerkung des Verf. wirklich eine solche Schlacke. Man hat aber seitdem ein solches Silikat zu Slavearrah in Irrland gefunden, welches von Thomson analysirt worden ist und eben so gehört hieher der Fayalit, welcher von C. Gmelin und von Fellenberg untersucht worden ist. —

Ein neues Mineral ist der Euxenit nach Scheerers vorläufiger Analyse aus tantalsaurer und titansaurer Yttererde mit Uranoxydul, Ceroxydul, Lanthanoxyd, Kalkerde und Wasser bestehend.

Es hätte unter den chemischen Kennzeichen des Federerzes, sowie beym Zinkenit und Jamesonit angegeben werden dürfen, daß das Pulver dieser Mineralien mit Kalilauge seine Farbe nicht verändert, während Schwefelantimon extrahirt wird. Sie sind dadurch sehr leicht von dem so ähnlichen Antimonglanz zu unterscheiden, welcher als Pulver beym Erwärmen mit Kalilauge sogleich eine ockergelbe oder röthlichbraune Farbe annimmt. — Ein neues Mineral ist der Geokronit von Svanberg analysirt. Er hat die Formel: $\dot{Pb}^5 \left\{ \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix} \right.$

Der Gigantholith von Tammela in Finnland ist von Trolle-Wachtmeister analysirt worden, welcher aus der Analyse die Formel:

$\dot{R}\dddot{Si} + \ddot{Al}\dddot{Si} + \dot{H}$ ableitet.

Der Greenockit von Bishopton in Renfrewshire ist nach Connel's Untersuchung Schwefelcadmium $\dot{Cd}$.

Für den Heulandit berechnet der Verf. nach der Analyse von Thomson und nach seiner eigenen die Formel: $3\ \dot{Ca}\ \dddot{Si} + 4\ \ddot{Al}\ \dddot{Si}^3 + 21\ \dot{H}$.

Stilbit nennt er mit Unrecht das, was die meisten Mineralogen Strahlzeolith oder Desmin genannt haben. Stilbit und Heulandit sind dasselbe Mineral und es ist kein Grund vorhanden, den ältern guten Namen Stilbit mit Heulandit zu vertauschen.

Ein neues, den Serpentinen sich anschließendes Mineral ist der Hydrophit von Svanberg analysirt. Seine Mischung ist:

$$\left.\begin{matrix} \dot{Mg}^2 \\ \dot{Fe}^2 \end{matrix}\right\} \dddot{Si} + 3\ \dot{H}$$

Interessant ist die Angabe der Analyse eines blauen Kalksteins vom Vesuv, welche schon von Klaproth angestellt worden ist. Der Verf. bemerkt, daß sie auf eine Verbindung von Kalkcarbonat mit Kalkhydrat hindeute, wie eine solche nach den Beobachtungen von Fuchs sich bildet, wenn gebrannter Kalk längere Zeit der Luft ausgesetzt wird. Rammelsberg giebt die Formel an $2\ \dot{Ca}\ \ddot{C} + \dot{Ca}\dot{H}^2$;

Fuchs bezeichnet die erwähnte Verbindung als bestehend aus 4 At. Kalkerde, 3 At. Wasser und 2 At. Kohlensänre, welches 2 $\dot{Ca}\,\dot{\ddot{C}} + \dot{Ca}^2\dot{H}^3$ geben würde. —

Ein neues Mineral ist der Lepidomelan von Persberg in Wärmland. Nach der Analyse von Soltmann giebt er die Formel:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\ \dot{Ka}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si} + 3\left\{\begin{matrix}\ddot{Al}\\ \ddot{Fe}\end{matrix}\right\}\ddot{Si}$$

Nach Wöhler wird er von Salzsäure zersetzt und scheidet die Kieselerde in Form der krystallinischen Schuppen des Minerals ab. —

Der Lievrit ist neuerdings von dem Verf. untersucht worden und es stimmen seine Angaben über den Gehalt an Eisenoxyd und Eisenoxydul mit denen überein, welche ich schon früher bekannt gemacht habe. Der Verf. berechnet die Formel:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}\\ 2\,\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}\end{matrix}\right\} + \ddot{Fe}^2\,\ddot{Si}$$

Den Analysen von Schaffgotsch zu Folge wären unter dem Namen Magnetkies 3 verschiedene chemische Verbindungen begriffen, nämlich

1. $\dot{Fe}\,\dddot{Fe}$, Magnetkies von Barèges,

2. $\dot{Fe}^5\,\dddot{Fe}$, Magnetkies von Freseburg, Conghonas do Campo, Fahlun.

3. $\dot{Fe}^9\,\dddot{Fe}$, Magnetkies von Bodenmais. —

Ein neues Mineral ist der Miloschin (Serbian) nach Kersten

$$\left.\begin{matrix}\dddot{Al}^3\\ \ddot{Cr}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 9\dot{H}$$

Er enthält 3,61 pCt. Chromoxyd. Rudniak in Serbien. —

Nach den Analysen von Scheerer erhalten Nephelin und Eläolith die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ka}^2\\ \dot{Na}^2\end{matrix}\right\}\ddot{\ddot{Si}} + 2\,\ddot{\ddot{Al}}\,\ddot{Si}$$

oder genauer

$$\left.\begin{matrix}\frac{1}{5}\dot{Ka}^2\\ \frac{4}{5}\dot{Na}^2\end{matrix}\right\}\ddot{\ddot{Si}} + 2\,\ddot{\ddot{Al}}\,\ddot{Si}.$$

Der Batrachit Breithaupts ist von dem Verf. analysirt worden. Seiner Anal. zu Folge wäre es eine neue Species, zur Formation des Chrysoliths gehörig und von den bekannten durch einen bedeutenden Gehalt an Kalkerde unterschieden. Die specielle Formel ist

$$\dot{Ca}^3\,\ddot{\ddot{Si}} + \left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{\ddot{Si}}$$

Er enthält nur 3 pCt. Eisenoxydul. —

Nach den Untersuchungen von Scheerer kommt dem Orthit die Formel $2\,\ddot{\ddot{Al}}\ddot{\ddot{Si}} + 3\,\dot{R}^3\,\ddot{\ddot{Si}}$ zu und er ist vom Allanit nur in so ferne verschieden, als er etwas Yttererde enthält, welche aber nicht 4 pCt. erreicht. Mir bemerken hier aus Scheerers interessanter Arbeit, wovon die Analysen im vorliegenden Werke z. Thl. erst im Anhange mitgetheilt sind, noch Folgendes. Allanit von Jotun-Fjeld und Snarum, Cerin und Orthit sind nicht wesentlich verschieden zusammengesetzt, doch werden nur Allanit von Jotun und Orthit von Säuren zerlegt. Nach dem Glühen aber verlieren sie diese Eigenschaft und kommen nun mit dem Allanit von Snarum und mit dem Cerin vollkommen überein. Diese letztern verändern beym Glühen ihr spec. Gewicht wenig und es fehlt ihnen auch die Eigenschaft des plötzlichen Erglühens. Ihr spec. Gewicht nach dem Glühen ist 3,77 — 3,8. Orthit und Allanit von Jotun-Fjeld erglühen wie der Gadolinit und wägen nach dem Glühen, der erstere 3,94 (vor dem Glühen 3,65); der letztere 3,74 (vor dem Glühen 3,5 — 3,54). —

Ein neues Mineral ist der Pennin von Zermatt in Wallis. Er hat nach Schweizer die Mischung:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{\ddot{Si}}^2 + \ddot{\ddot{Al}}\,\ddot{Si}^2 + 7\,\dot{Mg}\,\dot{H}$$

und scheint ein dem Chlorit und Ripidolith ähnli-

ches Mineral zu seyn. Er wird von Salzsäure zersetzt, leichter von Schwefelsäure. —

Der Petalit ist neuerdings von Hagen untersucht worden. Berzelius giebt dafür die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Li}^3\\ \dot{Na}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^4 + 4\dddot{Al}\dddot{Si}^4.$$

Eine neue dem Pikrosmin nahestehende Species ist der Pikrophyll, welchem nach Svanbergs Analyse die Mischung

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^2 + 2\dot{H} \text{ zukommt.}$$

Den Pinit berechnet der Verf. als

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ka}\\ \dot{Mg}\\ \dot{Fe}\end{matrix}\right\} \dddot{Si} + \dddot{Al}\dddot{Si}$$

nach den Analysen von Gmelin und Ficinus. Eine neuere in seinem Laboratorium von Scott angestellte Analyse des Pinits von Penig hat ergeben;

Kieselerde .	48,00
Thonerde .	28,00
Eisenoxydul	9,66
Kalkerde .	0,75
Kali . .	11,35
Wasser . .	3,00
	100,76

Die aufgestellte Formel wäre mit wechselnden Basen die des Labradors, mit welchem der Pinit sonst nichts gemein hat.

Für den Pyrochlor scheint nach den neueren Untersuchungen von Wöhler die Formel zu gelten

$$\dot{Na}\,\dot{Fl} + \left.\begin{matrix}\dot{Ca}^2\\ \dot{Th}^2\\ \dot{Ce}^2\end{matrix}\right\} \dddot{Ta}$$

Die Tantalsäure beträgt 67 pCt. und war bey Wöhlers früherer Untersuchung für Titansäure genommen worden.

Bey den Eisenspäthen haben die Analysen von Berthier zu einer dem Mesitinspath sich anschließenden Verbindung geführt, welche =

$$2\dot{Fe}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}.$$

Die Fundorte sind Autun und Vizille (Dept. Jsère).

Vom Arsenikkobalt haben Scheerer und Wöhler eine neue zu Skutterud vorkommende Verbindung $Co\,As^3$ kennen gelehrt. —

Nach den neuesten Untersuchungen von Hagen ist die Formel des Spodumens

$$\dot{Na}\,\dddot{Si} + 3\,\dot{L}\,\dddot{Si} + 6\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}^2$$

Berzelius schreibt sie

$$\left.\begin{matrix}\dot{Na}^3\\ \dot{Li}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^4 + 4\dddot{Al}\dddot{Si}^2$$

Der Stilpnomelan von Obergrund bey Zuckmantel in Oesterreichisch-Schlesien ist von dem Verf. mehrmals analysirt worden. Er leitet die Formel ab

$$2\,\dot{Fe}^3\,\dddot{Si}^2 + \dddot{Al}\,\dddot{Si}^2 + 6\,\dot{H}$$

Bey den Tantaliten führt der Verf. an, daß diese Verbindungen wahrscheinlich nicht Tantalsäure, sondern Tantaloxyd enthalten. Dieses = $\ddot{Ta}$ gesetzt scheint die Formel der Tantalite

$$\dot{Fe}\left\{\begin{matrix}\ddot{Ta}\\ \ddot{Sn}\\ \ddot{W}\end{matrix}\right.$$
$$\dot{Mn}\left\{\begin{matrix}\ddot{Ta}\\ \ddot{Sn}\\ \ddot{W}\end{matrix}\right.$$

zu seyn, worin die Wolframsäure ebenfalls als Wolframoxyd und isomorph mit dem Zinnoxyd angenommen wird. In den Zusätzen wird jedoch diese Meynung berichtigt. —

Beym Topas giebt der Verf. die Flußsäure der ältern Analysen als Fluorwasserstoffsäure an und macht die Bemerkung, daß Berzelius in den bey der Analyse erhaltenen 29,8 Fluorcalcium in Folge der Davy'schen Versuche 7,75 Flußsäure angenommen habe, daß man aber jetzt wisse, daß das Fluorcalcium oder der Flußspath vielmehr nicht 26

Flußsäure enthalte, wie Davy angenommen, sondern 50,28 pCt. Er scheint also nicht beachtet zu haben, daß zwischen der Flußsäure nach der ältern Theorie, wie sie in den Analysen ursprünglich angegeben ist, und der Fluorwasserstofffäure der neuern Theorie ein bedeutender Unterschied ist.

Seine Berechnungen führen also weder zu etwas Neuem, noch geben sie eine Correction der Analysen. Die Formel von Mosander (ob sie die wahre sey, folgt deßhalb nicht) paßt sehr gut zu den Analysen von Berzelius. Es ergiebt sich daraus die Mischung

Kieselerde	34,48
Thonerde	44,75
Aluminium	6,81
Fluor	13,96
	100,00

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

8. Schall.

Man hatte immer geglaubt, die Höhe der Töne hänge allein ab vo der Anzahl der isochronen Impulse, die in einer gegebenen Zeit zu unserm Ohr gelangen. Aber Hr. Savant zeigte (555 — 561) durch unabweisliche Versuche, daß dazu auch gehöre, daß die Wellen nicht abwechselnd von verschiedenen Punkten ausgehen, was das erklärlich ist, daß die Schallwellen die Eigenschaft haben, sich über einander zu legen, ohne sich zu vermischen, wie schon die Erfahrung lehrt, daß zwey im Unisono stehende Töne, auf einem oder mehreren Instrumenten hervorgebracht, nie den Ton der höheren Oktave hören lassen, obschon alsdann oft eine Kreuzung der Wellen und eine Verdopplung der Anzahl der Impulse auf das Gehörsorgan eintreten muß.

F. Meteorologie.

1. Die Höhe der Wolken fand man sowohl über dem atlantischen als dem stillen Meere zwischen 900 und 1400 Metern, und am 20. Februar 1828 die äußerste Grenze von 1400 Met. unter 13° 0′ S. Br. und 190° 3′ W. Länge. (175 — 176)

2. Hr. Dav. Brewster hatte aus ihm vorliegenden Beobachtungen auf eine Lage des östlichen Poles der größten Kälte in der südlichen Halbkugel, welche mit der des entgegengesetzten Poles der nördlichen Halbkugel correspondirt, geschlossen. Hr. Mahlmann glaubt aber aus triftigen Gründen, daß eine solche Behauptung bey dem Mangel hinreichender Beobachtungen und der Verschiedenheit der beyden Hemisphären wenigstens noch sehr gewagt sey.

Zugleich liefert Hr. M. eine interessante und lehrreiche tabellarische Zusammenstellung des auf Neuholland, Van-Diemensland und Neuseeland gesammelten meteorologischen Materiales in Bezug auf Temperatur, Luftdruck, Regen, Gewitter und Winde, welche bey künftiger Darstellung allgemeiner meteorologischer Verhältnisse nicht ohne Wichtigkeit seyn kann. (543 — 555)

3. Hr. Dr. Alex. Berg in Berlin sucht aus den Beobachtungen des Hrn. Meyer, so viel dieselben auch noch zu wünschen übrig lassen, den ungefähren Gang der Temperatur auf der Westseite Südamerika's nach der bekannten Formel $t\,\varphi = a + b\cos^2\varphi$ darzustellen, und findet die mittleren Temperaturen des Jahres in den verschiedenen südlichen Breiten bey

55°	50°	45°	40°	35°	30°
= 4°,3	6°,2	9°,2	12°,6	15°,3	17,8 Cels.

Eine Tafel am Ende der Untersuchung liefert eine Vergleichung der mittleren Temperaturen der vier Jahreszeiten an der östlichen und an der westlichen Seite Südamerikas. (301 — 319.)

4. Die geschätzten Annales fuldenses erzählen ad annum 855: „Mense Octobri 16 Calendas Novembres (17. Okt.) igniculi instar spiculorum occidentem versus per aerem densissime ferebantur," wie Hr. v. Boguslawski in einem Schreiben an Hrn. Alex. v. Humboldt berichtet. (171 — 173.)

5. Am 8. Januar 1840 Abends wurde in ganz Dänemark, namentlich in Schleswig, eine Feuerkugel gesehen. Ihre Richtung war von OSO nach WNW. Ihre Größe mochte 1/4 oder 1/3 Grad nicht übersteigen. Ihr Licht war dem eines hellen Blitzes gleich. Anfangs war sie ohne Schweif, der in der Folge Funken sprühte und 1 1/2° lang war.

Etwa 2 1/2 bis 3 Minuten nach ihrem Verschwinden hörte man einen heftigen Knall wie den einer Kanone. Offenbar hatte diese Feuerkugel, sagt der Berichterstatter (Hr. Dr. Neuber in Alpenrode), eine große Höhe, da sie von Horsens bis Altona gesehen worden. Gewiß ist, daß sie dem nördlichen Schleswig am nächsten war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie auch über der Nordsee zersprungen. (169 — 171.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Auguſt.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1841.

Species des Mammifères bimanes et quadrumanes; suivi d'un mémoire sur les Oryctéropes, par M. R. P. Lesson. Paris 1840. 292 S. 8.

Leſſon iſt wohl der produktivſte unter allen Schriftſtellern im Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Wie ein Verzeichniß in der Einleitung ausweiſt, hat er ſeit dem Jahre 1827 bereits 19 größere ſelbſtſtändige Werke publicirt, außerdem hat er an 4 großen Werken und an 15 periodiſchen Schriften mitgearbeitet, zum Theil als ein Hauptarbeiter. Hiemit iſt aber ſeine literäriſche Thätigkeit während des angegebenen Zeitraumes keineswegs erſchöpft, indem er ſich rühmen kann, noch 10 Werke im Manuſcript vorräthig liegen zu haben, darunter eine Histoire naturelle des Zoophytes, Tom. I. Beroïdes mit 60 Tafeln; Tom. 2, 3 u. 4 Meduses mit mehr als 200 kolorirten Abbildungen. Ferner eine Species Mammalium 1 vol., und eine Species Avium 2 vol. Dann eine Histoire naturelle des plus beaux Oiseaux-mouches mit 80 Foliotafeln; Conchyliorum species novae mit 100 Tafeln. Weiters: la Saintonge archéologique ou illustrée avec plans et cartes, 6 vol. et 300 dessins à la mine de plomb et 60 aquarelles. Und dieſe voluminöſen, zur Publikation fertig liegenden Manuſkripte mit ihrer Menge von Abbildungen hat Leſſon neben ſeinen anderweitigen Arbeiten in nicht mehr als vier Jahren zu Stande bringen können, und es ſind doch darunter Werke angekündigt, von denen jedes einzelne einen Andern auf eine halbe Lebenszeit beſchäftigt haben würde.

Gleichwohl iſt Leſſon mit dieſen Leiſtungen noch nicht zufrieden geſtellt, wie er klagend in der Vorrede zu vorliegender Species ſich vernehmen läßt:

„Dieſes Buch, auf meine Koſten und nur in 200 Exemplaren gedruckt, iſt bloß ein Fragment einer General-Species, zu der ich die Materialien ſeit einem Dutzend Jahre geſammelt habe. Aber die unerhörten Schwierigkeiten, mit denen ich in Bezug auf meine naturhiſtoriſchen Studien umgeben bin, fangen an meinen Muth zu erſchöpfen; denn nur eine Zeitlang kann man ſich den Hinderniſſen aller Art entgegenſetzen, welche faſt unüberſteigliche Schranken für die Unterſuchungen Derjenigen aufrichten, die von großen öffentlichen Sammlungen entfernt ſind. Nur indem ich mühſeligen Functionen einige Mußeſtunden entriß, gelang es mir Materialien zu vereinigen und Bücher zu publiciren, die mir ohne Zweifel eine ſehr zweydeutige Reputation gewähren werden. Dieß iſt eines der Leiden von meiner Stellung im Dienſte. Daher habe ich auch, um die Schiffsärzte davor zu ſchirmen, in meinen Vorträgen es nicht unterlaſſen, ſie vor einer Neigung zu warnen, die ihrer Laufbahn ſchaden, ihr Vermögen, ihre Geſundheit und ihr Avancement gefährden würde, ohne ſie ſelbſt durch einen Namen zu entſchädigen, der durch eine wiſſenſchaftliche Achtung geehrt wäre.“

Solche unſelige Mühe, ſpricht ein Weiſer des Alterthums, hat Gott den Menſchen gegeben, daß ſie ſich darinnen müſſen quälen. Nachdem Leſſon allein ſo viele Werke verfaßt hat als ſonſt eine ganze Akademie zuſammen, findet er für ſeinen Ehrgeiz gleichwohl noch keine Befriedigung, kann es ſich auch nicht verhehlen, daß eine ſo ungemeine Schreibfertigkeit doch hinſichtlich der Güte der Leiſtungen einiges Bedenken erregen dürfte. Multum, non multa; nonum prematur in annum; viel

Büchermachens hat kein Ende, möchte man dem schreibseligen Verfasser zurufen, der zu den unglückseligen Naturen gehört, von denen man sagt, daß sie nicht im Stande wären, die Tinte zu halten.

Es ist nicht zu läugnen, daß Lesson um die Zoologie durch Publizirung vieler neuer Arten und gelungener Abbildungen sich wichtige Verdienste erworben hat. Seine Weltumseglungs-Reise und andere günstige Umstände brachten ihm eine Menge neuer Gegenstände in die Hand, welche durch ihn zuerst bekannt gemacht wurden. Allein bey der Eilfertigkeit, mit der er zu Werke gieng, mußte der Gründlichkeit oft Eintrag gethan werden; auch ist er nie tiefer in die innern Verhältnisse der Organismen eingedrungen, sondern hat sich mit Schilderung ihrer äußern Verhältnisse begnügt. Ein Mangel an gründlicher Vorbildung für den literarischen Beruf wird bey ihm nur zu oft wahrgenommen.

Die vorliegende Species des Mammiferes bimanes et quadrumanes ist eine der bessern Leistungen von Lesson; ungleich fleißiger abgefaßt als seine Bearbeitung desselben Gegenstandes in seinem Complément des oeuvres de Buffon. Namentlich hat er die Literatur besser zu Rathe gezogen, und nicht bloß die in dieser Beziehung vortreffliche Synopsis mammalium von Fischer benutzt, sondern auch das Neuere nachgetragen. An Autopsie scheint es ihm jedoch bey Ausarbeitung der eigentlichen Affen sehr gemangelt zu haben; sonst könnte Hapale chrysopyga, chrysomelas und mystax nicht zu einer Art gezogen, Hapale Oedipus nicht mit H. bicolor, Callithrix Moloch nicht mit C. euprea vereinigt worden seyn. Bessere Gelegenheit zur eigenen Ansicht haben ihm die Halbaffen von Madagaskar dargeboten, namentlich sind die kleineren Thiere dieser Abtheilung, welche bisher immer confundirt wurden, von ihm recht gut auseinander gesetzt. Anatomische Verhältnisse sind hiebey gar nicht berückfichtigt.

Eine eigene Sucht, neue Namen für alte zu bilden, hat den Verfasser, der eben nicht mit sonderlichen Sprachkenntnissen ausgestattet ist, zu schauderhaften Wortzusammensetzungen verleitet. Pithelemur, Gliscebus, Mysdidelphieae, Bradypusineae sind einige von den neuen Lesson'schen Namen, mit deren Annahme wir uns vor einem Tertianer compromittiren würden.

Lesson theilt seine Mammiferes bimanes et quadrumanes nach folgendem Schema ab:

I. Ordnung. Primates (Bimana Auct.). „Obere Gliedmassen in Hände geendigt; die unteren mehr vorzugsweise für den Gang bestimmt. Zwey Brustwarzen, kein Schwanz. Die Haut des Gesäßes glatt und ohne Schwielen. Hände ausschließlich zur Ergreifung der Nahrungsmittel und zur Hinführung zum Munde dienend. Phytophagen.

Erste Familie. Hommideae. „Stellung normalmäßig senkrecht; Haarsystem auf gewisse Regionen beschränkt. Die Individuen unter sich vermittelst der Sprache communizirend. Die Eckzähne nicht über die übrigen Zähne vorragend. Gesichtswinkel 70 — 90°. Obere Gliedmassen nicht über die Hälfte des Schenkels hinabreichend."

Eine Gattung mit einer Art in 18 Rassen.

Zweyte Familie. Anthropomorpheae. „Stellung normalmäßig schief auf den Bäumen, häufig senkrecht, seltner auf allen Vieren auf dem Boden. Haarsystem allgemein auf den äußern Theilen des Körpers entwickelt. Die Individuen mit einem Kehlkopf, ähnlich dem Menschen, aber der Sprache beraubt. Eckzähne über die andern Zähne vorragend. Gesichtswinkel 55 — 65°. Obere Gliedmassen über das Kniegelenk hinabreichend."

Zwey Gattungen: Troglodytes und Satyrus.

II. Ordnung. Quadrumana. „Thiere gewöhnlich auf allen 4 Gliedern gehend (vierfüßige Stellung); die Glieder in eine Hand mit entgegensetzbarem Daumen geendigt. Drey Zahnarten, die Chiromydeen ausgenommen; 2 Brustwarzen, mit Ausnahme der Tarsideen, welche sie in den Weichen haben, und der Lori's, welche, außer den 2 Brustzitzen, 2 Bauchzitzen besitzen."

Erste Familie. Simiadae, mit 3 Sippen: Pitheci (Affen der alten Welt), Cebinae (amerikanische Affen), Hapalineae (Seidenaffen).

Zweyte Familie. Lemuvideae mit 14 Gattungen, wovon 8 neue Lesson'sche Namen tragen.

Dritte Familie, Pseudolemurideae.

a. Pterocebineae mit der Gattung Galeopithecus und Galeolemur; letztere von Lesson für den Galeopithecus macrurus Temm. errichtet.

b. Myspithecieae mit der Gattung Chiromys.

c. Mysdidelphieae mit der Gattung Pithecheir.

d. Bradypusineae mit der Gattung Bradypus.

e. Melecebineae mit Cercoleptes.

Ueber diese Zusammenstellung nur einige Bemerkungen:

Der Ordnung der Affen hat Lesson nach oben, wie nach unten zuviel zugefügt und sie dadurch um eine natürliche Begränzung gebracht. Daß der Mensch nicht mit dem Affen in eine Ordnung, oder gar wie es Lesson nach Bory's Vorbilde thut, in eine Familie gestellt werden darf, ist jetzt — selbst wenn man bloß die körperlichen Beziehungen berücksichtigen will — durch die Anatomie so evident nachgewiesen, daß einen solchen Einfall nur noch ein Dermatolog, dem die Kenntniß des innern Baues abgeht, hegen kann. Daß es hiebey aber um noch viel wesentlichere Differenzen als um die bloß materiellen zu thun ist, davon ist in diesen Blättern schon zu oft gesprochen worden, als daß es nochmals wiederholt werden sollte. Wenn freylich der character essentialis des Menschen in der Lesson'schen Definition enthalten wäre, so wäre die Zusammenstellung mit den Drang-Utangs gerechtfertigt. So aber können wir getrost behaupten, daß Lesson für seine eigene Person selbst mehr ansprechen wird, als ihm obige Definition einräumt. Schon daß er die Sprachfähigkeit mit in Anschlag bringen muß, deutet auf die himmelweite Differenz, welche zwischen dem Menschen und dem Thiere besteht. Das Thier hat bloß Laute; die Sprache dagegen ist eine Manifestation des Geistes, ist daher auch nicht blos eine Qualität des Kehlkopfes, wie es Lesson fast anzunehmen scheint, sondern dieser Apparat vermittelt nur ihre äußere Erscheinung.

Wie Lesson in ganz verkehrter Weise die Drang-Utangs mit dem Menschen zu einer Ordnung verbunden hat, so hat er dagegen in eben so irriger Weise jene von den übrigen Affen losgerissen, wofür sich durchaus kein triftiger Grund aufbringen läßt. Ueberdieß hat er seinen Quadrumanen durch Zufügung der dritten Familie eine Ausdehnung gegeben, welche gar keinen durchgreifenden Ordnungs-Charakter mehr möglich macht.

Zwar lassen sich allerdings für die Einreihung von Galeopithecus und Chiromys unter die Halbaffen einige gute Gründe beybringen — es wäre vielleicht selbst räthlich aus den Halbaffen eine besondere Ordnung zu errichten — dagegen können wir dieß von den 3 andern Gattungen nicht zugeben. Wohl haben Wagler und Blainville ebenfalls die Faulthiere den Affen zugesellt, damit aber ungemein wenig Beyfall gefunden, da die Verwechslung von Analogie und Affinität in diesem Falle doch zu einleuchtend ist. Die von Fr. Cuvier Pithecheir genannte Gattung ist bisher nur aus einer Zeichnung bekannt, daher sich über sie keine bestimmte Behauptung wagen läßt: es ist jedoch bemerkenswerth, daß Sal. Müller, der ein Exemplar von diesem sonderbaren Thiere auffand, es unter die Nager einreiht. Cercoleptes dagegen ist nach allen Verhältnissen ein ächtes Raubthier von der Familie der bärenartigen Thiere.

Am Schluße hat Lesson noch eine Abhandlung über die Gattung Orycteropus beygefügt, von welcher er 2 Arten, die kapische und die senegalsche unterscheidet.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Berechnet man diese Mischung nach der ältern Theorie, so erhält man:

Kieselerde	34,48
Thonerde	57,52
Flußsäure	8,00
	100,00,

was mit den Analysen von Berzelius und freylich auch mit des Verf. sogenannter Correction übereinstimmt, in so ferne die von ihm berechnete Fluorwasserstoffsäure der ältern Flußsäure entspricht, aber natürlich statt 100 zur Summe zu geben, einen Ueberschuß von 6, 71 giebt. —

Beym Triphylin hätte als charakteristisches chemisches Kennzeichen angegeben werden dürfen, daß Weingeist über der eingedampften salzsauern Auflösung abgebrannt, mit schöner purpurrother Flamme brenne, besonders wenn er vor dem Anzünden bis zum Kochen erhitzt wird. Der Triphylin ist dadurch von allen ähnlichen Eisenphosphaten leicht zu unterscheiden.

Beym Wagnerit macht der Verf. denselben Fehler in Beziehuug auf die Deutung der Flußsäure, welcher beym Topas erwähnt wurde. Von meiner Formel $Mg\ddot{F} + \dot{M}g^3\ddot{P}$ bemerkt er, daß danach 11,35 prCt. Fluor in dem Mineral enthalten seyn müßten, wiewohl die Analyse nur etwa halb so viel anzeige. Es entsprechen aber 11,35 Fluor genau 6,5 Flußsäure, wie sie Fuchs gefunden hat, aber natürlich nicht 6,5 Fluorwasserstoffsäure, welche der Verf. irrigerweise dafür setzt. Die von ihm gegebene Berechnung ist deßhalb gänzlich verfehlt. — Auch beym Sodalith schreibt der Verf. bey Angabe der ältern Analysen ganz unrichtig Chlorwasserstoffsäure statt Salzsäure. Es ist bekanntlich dort die wasserfreye (hypothetisch trockne) Salzsäure gemeynt, nicht die wasserhaltige, welche der neueren Chlorwasserstoffsäure entspricht. — Zum Verständniß meiner frühern und spätern Angabe über die Schmelzbarkeit des Yttrocerits bemerke ich, daß sich die frühere auf eine mir von Engelhard als ächter Yttrocerit zugestellte Probe bezog. Dieser sogenannte Yttrocerit, wie ihn vielleicht manche Sammlung aufbewahrt, war nach meiner spätern Untersuchung nur ein etwas verwitterter Flußspath. —

Den Schluß des Werkes macht eine sehr zweckmäßige Uebersicht der Formeln der Silicate. Das Schema derselben ist folgendes:

I. Silicate mit einer Basis = $\dot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

II. Silicate mit einer Basis = $\ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

III. Silicate mit mehreren Basen = $\dot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

IV. Silicate mit mehreren Basen = $\ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

V. Silicate mit mehreren Basen = $\dot{R} + \ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

VI. Silicate mit Aluminaten.

VII. Silicate mit Sulphaten, Carbonaten, Phosphaten, Chlor- Fluor- und Schwefelmetallen.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir das vorliegende Werk allen Mineralogen und Chemikern als ein Repertorium empfehlen, in welchem das vorhandene Material über die Mischungen und Formeln der Mineralien mit genauer Angabe der Quellen fleißig gesammelt und verarbeitet worden ist. —

Die äußere Ausstattung ist sehr schön. —

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reise in Abyssinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

Den ersten Band dieses schätzbaren Werkes haben wir bereits im vorigen Jahrgang dieser Blätter Nr. 50 b. 52. angezeigt; wir begleiteten damals den Verf. desselben von Suez aus auf seiner Seefahrt nach einigen vorzüglich interessanten Küstengegenden des rothen Meeres, dann auf seiner Landreise nach der Provinz Simen. Die hier vor uns liegende Fortsetzung des Reiseberichts enthält die Beschreibung des Aufenthaltes in Simen, dann jene der Reise nach Gondar und des Aufenthaltes daselbst so wie diejenige der Excursionen, welche der Verfasser von Gondar aus in die Kulla und nach der Brücke Deldei machte. Von Gondar wendete sich der Reisende nach Axum, dann über Adowa wieder zurück nach dem schon im ersten Band beschriebenen Massawa. Dem Reisebericht selber ist in dem „Rückblick auf Abyssinien und seine Bewohner“ eine lichtvolle Zusammenstellung aller Resultate der Beobachtungen des Verfassers während seines Aufenthaltes im Lande beygefügt. Eine weitere sehr beachtenswerthe Zugabe bilden die Züge aus der Geschichte, namentlich der neueren von Abyssinien, so wie die Aufzählung der von Dr. Rüppel während seines dortigen Aufenthaltes erkauften äthiopischen Codices, welche durch ihn ein Eigenthum der Frankfurter Stadtbibliothek geworden sind. Am Schluß des Werkes findet sich noch eine Aufzählung der in Abyssinien gemachten astronomischen so wie meteorologischen Beobachtungen des Verfassers, welche letztere von Dr. Mädler in einer sehr genauen Berechnung der mittleren Temperaturen so wie der Höhen der beobachteten Orte benutzt worden sind.

Die Hauptstadt der Provinz Simen, Entschetqab, der Wohnsitz eines Gouverneurs, liegt zwar unter 13° 6′ N. Br., mithin noch um etwas näher am Aequator als Madras (13° 14′), da jedoch ihre Erhöhung über dem Meeresniveau 9713 Fuß beträgt und in der Nachbarschaft mehrere fast beständig mit Schnee bedeckte Gebirge sich erheben, von denen ein kalter Luftstrom ausgehet, sind die dortigen Naturverhältnisse keinesweges günstige zu nennen. Unser Reisender verweilte 4 Monate, vom July bis zum Oktober in Entschetqab; sein Aufenthalt fiel mithin in die Zeit des Sommers. Während aber in dem 4000 Fuß niedreren Thale von Schoada, am Ufer des Bellesgas das üppigste Strauchwerk grünte und die mannigfaltigsten Blumen ihren Duft verbreiteten, während hier in den Gruppen der hohen Bäume Schaaren von Affen und andern Thieren der wärmeren Zone herumschwärmten, war die Anhöhe um die sogenannte Stadt her von allem Strauchwerk entblößt. Der fast täglich nach den Mittagsstunden fallende Gewitterregen und der an sich überaus günstige, vulkanische Boden gewähren zwar in reichem Maaße der Landschaft ein Grün der Wiesen und der Getreidefelder, doch deutet die Menge der Pilze und Schwämme, die aus dem Grün sich erheben, das Uebermaaß der Feuchtigkeit an und auf den Aeckern, aus denen man das Wasser durch Gräben abzuleiten sucht, wächst die Gerste, die man vorzugsweise anbaut, so langsam wie bey uns in der nordischen Heimath. Die Nächte sind kalt, in den Morgenstunden war die Wärme selbst im August nur 6°, im September nur wenig über 5° R.; die Höhen des benachbarten Buahat zeigten sich dann öfters mit Schnee bedeckt, der jedoch nach einigen Stunden, wenn die Sonne höher stieg, wieder vergieng. Doch erschien selbst der Einfluß des

Sonnenscheins in der hiesigen Gegend als ein sehr beschränkter, denn gegen 9 Uhr stiegen Wolken auf, nach Mittag ergoß sich unter starkem Donnern und Blitzen der Regen, oder wenn kein Gewitter kam, statt des Regens ein Hagelschauer, und wenn dann hierbey Windstille eintrat, hielt die Wolkenbedeckung bis nach Sonnenuntergang an. So konnte selbst am Mittag die Wärme nur selten über 12 — 13° R. steigen.

Die Provinz Simen war bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts fast ausschließend von Juden bewohnt. Diese vormalige israelitische Bevölkerung ist verschwunden und an ihre Stelle eine sogenannt christliche, untermischt mit Mohamedanern getreten. An den Cultus der ersteren erinnert in Entschetqab selber nicht einmal eine Kirche; in der Entfernung von einer Stunde liegt südwärts vom Orte eine, in gleicher Entfernung gegen Nordwesten hin die andere. Beydes sind Hütten mit kegelförmigem Strohdache bedeckt; in ihrem Innern finden sich 2 dunkle Zimmer durch eine Flügelthür geschieden; Priester in zerlumpten Gewändern, an denen kaum noch die vormalige Farbe und der (seidene) Stoff zu erkennen ist, versehen den Gottesdienst, dem das Volk ohne alle Andacht, in offenbarer Zerstreutheit Gebetsformeln herplärrend, beywohnt. Dasselbe glaubt den Pflichten seines Bekenntnisses genügt zu haben, wenn es die größere Hälfte der Tage des Jahres im strengen Fasten zubringt, wobey man bis kurz vor Sonnenuntergang sich aller Speisen enthält und auch dann nichts genießt was aus dem höheren Thierreich herkommt (weder Eyer, noch Butter, noch Milch) und wenn es dann fast eine eben so große Zahl von Tagen als Festtage in so gänzlicher Unthätigkeit hinbringt, daß selbst die Diener sich jeder Handarbeit (auch der nöthigsten) weigern, während zugleich Jung und Alt mit Schwelgereyen das vergeudet, was in den wenigen für die Arbeit übrig bleibenden Tagen erworben ward. Hierbey ist die hochmüthige Einbildung dieser armen, geistig versäumten Kopten, auf ihre vermeyntliche ausschliessende Rechtgläubigkeit eben so groß als ihre innere Blindheit und Unwissenheit.

Die Früchte, die aus solcher Unterdrückung und Verödung alles Geistigen im Menschen hervorgehen, liegen nahe; es sind mit nur seltenen Ausnahmen die alltäglichen Verirrungen eines Volkes, das ohne Treu und Glauben, ohne Zucht noch Scham, ohne Gefühl für Ehre und Recht, ohne Gewissen gegen Gott und die Mitbürger dahin lebt. Was Wahrheit sey, scheint dieses arme, nur Lügen redende Volk nicht zu wissen; von dem Recht des fremden Eigenthumes hat es keinen Begriff, denn fast Jeder nimmt, wenn er Macht dazu hat, mit Gewalt, oder stiehlt dem Andern was er nur kann; man kennt da nicht was ein Bund der Ehe, was Keuschheit oder Zucht sey, denn außer der hier auch den Christen erlaubten Vielweiberey, benimmt sich das Volk gleich den Thieren, welche zu ihrer Zeit sich paaren, dann in Kurzem sich wieder trennen.

Zu dem überfließenden Maaß dieses Elendes kommt noch die erdrückende Last der hiesigen Soldatenherrschaft. Selbst jener Gehalt, den die einzelnen machthabenden Behörden empfangen, kommt ihnen nur als Soldaten, nicht wegen ihrer Hauptfunction zu. Soldat, und, so weit die Kräfte reichen, Gewalthaber seyn, das ist in den Augen des Volkes ein und dasselbe, denn hier zu Lande übt Gewalt, nicht der das Recht, sondern Jeder, der die Kraft dazu hat. Wenn Soldaten sich den Marktplätzen und den Gegenständen ihres Verkehrs nahen, da entfliehen alle Verkäufer, die nicht selber Gewalthaber sind, denn der Soldat nimmt von den Waaren der verkaufenden Fremdlinge oder der armen Landleute was ihm beliebt umsonst, oder er bezahlt, wenn man etwa Gegenvorstellungen macht, mit Mißhandlungen. Er folgt hierin nur dem Beyspiel seiner Gebieter, welche die Abgaben in ihrem Districte meist nach Willkühr ansetzen und dem Willen der Ortsvorstände nur die Vertheilung der Lasten an die Häupter der einzelnen Familien überlassen. Und das Beyspiel wirkt noch tiefer hinab auf den zahlreichen Troß der Diener, von welchem jeder größere wie kleinere Herr umgeben ist. Denn da von diesen Dienern, mit deren größtmöglicher Zahl man Staat macht, der einzelne vielleicht nicht mehr als jährlich einen Thaler Lohn und täglich ein Brod empfängt, treibt sie schon die Noth zur Nachahmung ihrer Herren an.

Sie bestehlen und betrügen, wo sie es können,

ihre Herrschaft und Andre; werden sie zum Einkauf der Lebensmittel oder anderer Dinge auf den Markt geschickt, da nehmen sie was sie bedürfen, und bezahlen dem Landmann dafür was sie mögen. Fragt man wer in den Haushaltungen solcher abyssinischer Christen insgemein die besten, ja die einzig zuverlässigen sind, so deutet die Antwort auf die heidnischen Sklaven der Schangallas hin. Das wahre Wesen des Christenthums ist ein Werk des Geistes an dem erkennenden Geist des Menschen; es erlischt und erstirbt alsbald, wo der Mensch der Erkenntniß widerstrebt und dem Walten des Geistes, der dieses zu wirken suchte, sich verschließet. Das, was dann noch unter dem alten Namen bey den Völkern zurückbleibt, ist ein Leichnam, dem, statt des Lebensodems, ein vergiftender Aushauch der Verwesung entsteigt.

Wir verlassen mit unserm Reisenden gern die Provinz von Simen, um in Gondar, wenn auch nicht der Mehrzahl nach unter bessere Menschen, doch in eine günstigere Natur zu kommen. Dieses Land ist wirklich überall mit Menschenblut, das die (sogenannt religiöse) Unduldsamkeit oder die unbändige Herrschsucht vergoß, gedüngt, aber dieser Dünger, statt den Boden fruchtbar zu machen, zehrt an seinem Marke wie ein fressendes Feuer.

Vergeblich hatte man seit mehreren Monaten Ali, den Statthalter von Simen und Walkeit zu Entschatqab erwartet. Diesen hielten kriegerische Unternehmungen in Tigrè zurück, während sein Schwiegersohn Ras Ali, welcher kaum dem Knabenalter entwachsen, zur Statthalterschaft von Begemder und Dembea gelangt war, an der Gränze seines Gebietes gegen den Statthalter von Gudjam zu Felde lag, so daß die Heere beyder, nur durch den östlichen Nil geschieden einander gegenüber stunden, ohne daß eines von ihnen es wagte, die steinerne Brücke Deldei zu passiren und das andere anzugreifen. Unter sochen Umständen, durch welche die Strasse nach Gondar sehr unsicher gemacht wurde, war es für den Reisenden keine geringe Erleichterung, daß sein alter Freund und früherer Reisegefährte Getana Mariam aus Gondar ihm nach Entschetqab entgegen kam, begleitet von 6 wohlbewaffneten Bedienten und der nöthigen Zahl der Träger um den Fremden mit all seinen Geräthschaften so wie naturhistorischen Sammlungen nach Gondar einzuholen.

Der Bellesgasfluß, welcher am Buahat entsprungen, das Schoadathal durchströmt, dann den Angoba so wie den Rackafluß aufnimmt, und mit diesen vereint die Richtung nach Osten einschlägt, wo er nach einem mehrere zwanzig Stunden langem Laufe in den Takazzestrom mündet, war jetzt, am 8. Oktober 1832 wieder leicht zu passiren, denn seine Tiefe, welche während der Regenzeit bis auf 10 Fuß anwächst, betrug nur $1\frac{1}{2}$, seine Breite kaum 20 (statt 100) Fuß. Zu dem Lagerungsplatz im Schoadathale kam ein Prinz, ein Sohn des im Jahre 1818 verstorbenen Kaisers Aito Gualu, um die Bekanntschaft des Fremden zu machen. Seit 50 Jahren etwa ist die von früheren Reisenden erwähnte Landessitte, die männlichen Nachkommen der kaiserlichen Familie auf die Veste des Berges Weheni als Staatsgefangene zu senden, ganz abgekommen. Ist doch, seitdem die Häuptlinge des Heeres unter dem Namen der Statthalter alle Macht und alle Einkünfte des Landes an sich rissen, die kaiserliche Würde selber zu einem bloßen Titel und Schattenbild herabgesunken; was hat man deßhalb von einem einzelnen Prinzen zu fürchten; man überläßt ihn, bey aller äußern Freyheit, dem Loose der Armuth, welche ihn nöthigt von der öffentlichen Wohlthätigkeit zu leben, weil sein Stand ihm nicht erlaubt, einen Dienst unter dem Statthalter zu suchen. Während in Abyssinien eine große Zahl der Diener die Größe des Mannes andeutet, den dieselben begleiten, kam jener arme Prinz mit einem einzigen Begleiter, der ihm Schild und Lanze trug. Mitten in seiner äußern Erniedrigung bewahrte er dennoch, auf edle Weise, die Würde seiner Geburt; er begehrte weder, noch erwartete er, wie die andern Besuchenden, ein Geschenk.

Die Provinz Woggera, welche noch zu Bruces Zeiten eine der bevölkertsten und am besten angebauten Landschaften von Abyssinien war, ist in Folge der seit 60 Jahren fast ununterbrochen andauernden Bürgerkriege ganz verödet und verarmt. Die vormaligen, reichen Felder sind zur Viehweide

geworden, auf welcher einzelne nomadisirende Hirten mit ihren Heerden umherziehen. Jene Nomaden, durch das Elend und die Barbarey des Krieges selber entmenschlicht, treiben nebenbey das Gewerbe der Räuber, und machen den Weg durch ihre Gegend für Reisende, welche nicht in mächtigen bewaffneten Schaaren einherziehen, sehr unsicher. Unser Reisender hatte auf seinem letzten Tagmarsche von Gondar noch eine besondere Gefahr dieser Art zu bestehen. Aito Jasu ein vor Kurzem abgesetzter Regent des Landes war mit 200 Spiesgesellen aus Gondar ausgezogen, um, wie dieß sehr wahrscheinlich, nicht nur den Krämern, welche vom Markte in Dobrak zurückkehrten, sondern vor allem dem für sehr reich gehaltenen Fremdling aufzulauern, damit er diesen wie jene beraube. Ein starker Regen so wie der Aufbruch der Karawane während der nächtlichen Finsterniß vereitelte den Anschlag; unser Reisender zog in seinem Scharlachmantel und mit seinem ansehnlichen Gefolge, von dem Volke, das ihn für den längst aus Aegypten erwarteten neuen Patriarchen hielt, jubelnd bewillkommnet am 12. Oktober in Gondar ein.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Schluß.)

6. Am 21. September 1839 veranlaßte, wie Hr. Valz berichtet, ein Gewitter zu Marseille den stärksten Platzregen, den man je erlebt hatte. Es fielen 40 Millimeter Wasser in 25 Minuten. (173.)

7. In Fontainebleau sah man nach dem Berichte des Hrn. de la Selve, Sous-intendant militaire, am 22. Dezember 1839 zwischen 5 und 9 Uhr in mehreren Strassen phosphorische Flammen aus schlammigen Pfützen aufsteigen, welche beym Austreten aus dem Wasser ein Knistern bewirkten. Die Luft war mit Phosphorgeruch erfüllt, und je mehr man das Wasser umrührte, desto häufiger zeigte sich der phosphorische Schimmer. (173.)

8. Das Bohrloch auf dem Schlachthofe bey Grenelle (Bd. XXXXVIII.) hatte im August 1840 eine Tiefe von 505 Metern (1555 p. F.) und die Temperatur von 26° 43 C. Daher nimmt die Temperatur bey $31^m,9$ (98 F.) um 1° C zu, wenn man von 10,5 C der Mitteltemperatur des Bodens ausgeht, oder bey $32^m,5$ wenn man 11°7 C (die Temperatur des Kellers der Sternwarte in 28 Met. Tiefe) zum Ausgangspunkt wählt. (300.)

9. Die Oase von Theben und von Garbe sind so zu sagen von artesischen Brunnen ganz durchlöchert, aber größtentheils verschüttet. Hr. Ayme (Civil- und Militärgouverneur aller Oasen) hat mehrere dieser Brunnen aufräumen lassen, und zur Oberfläche ansteigendes Wasser erhalten. Das Wasser liegt unter Kalk in einer Tiefe von ungefähr 108 Meter, und brachte Fische mit herauf, mit welchen Hr. Ayme damals und seither seine Tafel besetzen konnte. (164 — 166.)

10. Am 5. April 1837 unter 57° S. Br. und 85° 7' W. L. von Paris, 185 Seemeilen westlich und 8 südlich vom Cap Horn, 140 Seemeilen von der nächsten Küste fand man bey vollkommener Windstille und schönem Wetter in 4000 Meter Tiefe, und am 27. Juny 1837 auf der Südsee unter 4° 32' N. B. und 136° 56' W. L. 230 Seemeilen südlich von den Bunker-Inseln und bey völliger Windstille in 3970 Meter Tiefe keinen Grund. (176.)

Kapitän James Roß berichtet, daß er die Tiefe des Meeres 900 Milles westlich von St. Helena bis auf 5000 Fathoms (30000 engl. Fuß), und unter 33° S. B. 9° W. L. etwa 300 Miles vom Kap der guten Hoffnung bis zu 2226 Fathoms (13356 engl. F.) gemessen habe. Es wird aber nicht gesagt, ob man bey der ersten Messung (Peilung) den Grund erreicht habe, oder nicht. (518.)

Nach den Untersuchungen mehrerer bekannten Physiker glaubte man allgemein, das Wasser über Untiefen sey kälter als auf offenem Meere. Indessen macht davon die Erfahrung der Fregatte Venus (Capitän Du-Petit-Thouars) eine Ausnahme, als sie am 14. August 1838 bey den Marquesas-Inseln auf eine Sandbank gerathen war; denn die Temperatur des Meeres bey 6 — 8, und bey 200 Faden (Brasses) Tiefe gab in 24 Stunden nur einen Unterschied von 0°5 C. Indessen fand man auch auf dieser Reise das Wasser im offenem Meere 1 — 2 Grade wärmer als auf Rheden und Sandbänken, bey Valparaiso und in der False-Bay (Cap der guten Hoffnung) sogar 4° C. (174 — 175.)

11. Hr. Prof. Hubband am Dratmouth-College in den vereinigten Staaten hat von der Eigenschaft der ausgeglühten Kohle, in 24 Stunden das 35fache ihres Volumens Kohlensäure zu absorbiren, nützlichen Gebrauch gemacht, indem er auf diese Weise einen Brunnenschacht von 26 F. Tiefe in einem Nachmittage gereiniget hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reise in Abyssinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

(Fortsetzung).

Gondar liegt auf einem vulkanischen Hügel, umströmt von 2 kleinen Flüßchen, die sich südwärts von der Stadt vereinen, und dann nach dem Zana-See ihren Lauf nehmen. Die geographische Breite des Ortes ist 12° 36′ N., seine Höhe über dem Meere 6964 Fuß, seine mittlere Temperatur 16° R. Diese Stadt, die sich, denn sie ist keines sehr alten Herkommens, nur 2 Jahrhunderte lang den Titel und Rang der Haupt- und Residenzstadt des Landes erhielt, zählt jetzt nur noch etwa 1000 Häuser und gegen 6500 Einwohner, während zu Bruces Zeiten ein einzelnes Stadtviertel derselben mehr Häuser umfaßte und nach der Schätzung jenes Reisenden die Einwohnerzahl sich über 50,000 (10,000 Familien) belief. Noch stehen mehrere ansehnliche Kirchen und der Palast der Kaiser, der mit seinen Gebäuden und Gärten einen Umfang von 20 Minuten einnimmt, ziemlich wohlerhalten da; von den andern ehemaligen Häusern der Stadt sind die meisten gewaltsam zerstört und verfallen, die Gärten zu einem wilden Buschwerk oder zur Wüste geworden.

Wir begleiten unsern Reisenden zuerst in den Palast der vormaligen Herrscher zu einer Audienz bey dem Kaiser Aito Saglu Denghel. Wenn auch die Ringmauer mit Zinnen, welche den Hofraum umgiebt, die Thürme der Thore, so wie jene, welche an den 4 Ecken des massiv gebauten Schloßgebäudes selber stehen, der Kaiserburg auf den ersten Blick ein stattliches Ansehen geben, so fällt dennoch schon der zweyte Blick auf die Trümmer der Nebengebäude und der Bogenhallen, welche zu ihrer Zeit den nun verödeten Hofraum verschönten. Auch von dem balkonartigen Vorbau, welcher vormals um das obere Stockwerk des eigentlichen Kaiserschlosses herumlief, ist kaum noch eine Spur vorhanden. Die Nachkommen Salomos, Israels hochbeglücktem Herrscher und der reichen Königin von Saba, denn dieses sind nach der alten Sage des Landes die Kaiser von Abyssinien, sind bey der Armuth zur Miethe gezogen, haben die Noth und den Mangel zu ihrem Hofstaat bekommen. Die jährlichen Einkünfte des Inhabers eines vormals so mächtigen Kaiserthrones sind bis auf den Betrag von 300 bayerischen Thalern herabgesunken, welche als Kopfsteuer von den in der Vorstadt Islam Bed wohnenden Mohamedanern entrichtet werden; denn die andern Accidentien, welche der sogenannte Landesregent von nebenbey eingehenden Strafgeldern empfangen soll, sind eben so spärlich als ungewiß. Alle andere Einkünfte ziehen und behalten die eigentlichen Beherrscher des Landes: die Soldatenhäuptlinge oder Statthalter an sich, welche dem Kaiser selbst nicht einmal als Geschenk einen Theil ihrer Beute zukommen lassen, sondern ihr Einkommen zur Führung der blutigen Bürgerkriege und zur Stillung all ihrer rohen Gelüste verbrauchen, und sogar den Thron nach ihrer Willkühr besetzen. Dieses ist der Brauch eines Landes, in welchem statt der Stimme des Gesetzes nur die der Trommeln und Luntenflinten gehört wird.

So arm der bedauernswürdige Kaiser auch geworden, hielt er dennoch fest an der alten Etikette seines Hofes. Der Fremde, obgleich er in Begleitung des vornehmen Hofrichters (obersten Staatsrathes) Lik Atkum gekommen war, mußte

eine halbe Stunde lang im Vorplatz warten, bis man ihm den Eintritt in das Innere der Hofhaltung verstattete. Unten am Anfang der Stiege muß Jeder seine Schuhe ablegen. Der vormalige Saal im oberen Stockwerk, worinnen sonst der Kaiser, auf einem großen, mit hölzernem Schnitzwerk verzierten Ruhebette die Besuchenden empfieng, ist längst außer Gebrauch gekommen; die Stukatur seines Fußbodens wie der Wände hat der von oben eindringende Regen zerstört; die rothtüchenen Vorhänge des Bettthrones sind in zerrissene Lappen verwandelt; an den hölzernen Tischen, daran sonst die Gäste des Herrschers fröhlich waren, hat schon längst keiner mehr gespeist; der große Humpen, den man mit Methwein gefüllt dem Kaiser reichte, liegt unbenutzt da. Der jetzige Audienzsaal ist ein nicht unansehnliches, viereckigtes Zimmer, dessen Decke halbsphärisch gewölbt und mit Schnitzwerk verziert ist. Der Herrscher saß in einem Alkoven, vor welchem ein schmutziges Stück Baumwollenzeug als Vorhang hieng; die Stelle des Thrones vertrat ein Ruhebett, das mit Kattun bedeckt war. Der Vorhang war zur Hälfte nach einer Seite in die Höhe gebunden, dagegen war der Kaiser selber bis hinan zu den Augen in ein weißes Tuch gehüllt. Das spärliche, zu dem einzigen Fenster des Zimmers hereindämmernde Tageslicht, welches noch überdieß durch das weit vorspringende Strohdach geschwächt war, ließ nur allmählich die Gegenstände: die veralteten Fußteppiche, den Wandschrank mit einem großen Psalmen- und Evangelienbuch, vor Allem aber die jeder Zierde und Bedeckung entbehrenden grauen Locken und die mildblickenden Augen des alten Kaisers erkennen, den bey ihrem Eintritte die abyssinischen Begleiter durch Niederknieen und Beugung der Stirne bis zum Boden, der Fremde aber mit Auflegen der Hand auf die Brust begrüßte. Auf jeder Seite des greisen Herrschers stund mit entblößter Brust ein Hofdiener, einen Fliegenwedel in der Hand haltend. Während die Andern stunden, bot man dem Fremden, so wie dem Lik Atkum das Sitzen am Boden an. Der Kaiser sprach zuerst. Er beklagte, daß er so ganz unvermögend sey, für den Fremden Einiges zu thun, denn die Macht des Thrones sey nicht in seinen Händen, sondern in der einiger Unterthanen. Ein tiefer Seufzer sprach noch mehr als die Worte. Der Fremde wies auf die Möglichkeit einer bessern Zukunft hin und überreichte dann seine Geschenke, bestehend in einem Stücke von feinem, englischem Mouslin, und einem ansehnlichen Perlmutterrosenkranz aus Jerusalem. Gerne hätte er dem armen Fürsten etwas Werthvolleres überreicht, aber Getana Mariam hatte dieß mit Recht widerrathen, weil sonst die eigentlichen Machthaber des Landes, die Herrscher durch Spieß und Schwert noch viel ansehnlichere Gaben von ihm verlangen und erzwingen würden. So wenig es indeß gewesen, machte das unerwartete Geschenk eines Fremden dem Kaiser dennoch große Freude. Es war für ihn wahrscheinlich die letzte dieser Art, denn wenige Monate nachher entsetzte der junge Soldatenhäuptling oder Statthalter Ras Ali, im Einverständniß mit der hohen Geistlichkeit des Landes, den greisen Herrscher seines Thrones.

Wer mit Bruces Reisen in der Hand Gondar und seine Umgegend durchwandert, dem wird auf jedem Schritte der Vergleich des damaligen bessern Zustandes des Landes und seiner Herrscher mit dem jetzigen Elend wehmüthige Empfindungen erregen.

Was war der kaiserliche Hof zu Gondar, als noch Tegela Georgis, der hohe Gönner des schottischen Reisenden den Thron seiner Väter besaß; in welchem Leser von Bruces Reisen sollte nicht die Beschreibung seines öfteren Aufenthaltes in dem prachtvollen Lustschloß der Kaiser zu Koskam am Hofe der Itegeh Mantöwab zur feststehenden, angenehmen Erinnerung geworden seyn! Unser Landsmann besuchte das vormals so gepriesene und preiswürdige Koskam auch, denn es liegt nur fünf Viertelstunden weit von der Stadt entfernt. Noch stehen die beyden Hauptgebäude des gastlichen Fürstensitzes: die große steinerne Halle, darinnen das Gefolge der Gäste Schutz gegen Sonne und Regen, so wie Bewirthung fand, und das gleich einem niedern, runden Thurme gebaute Lustschloß selber, um dessen oberes Stockwerk eine bedeckte Gallerie rund herumläuft. Selbst in den längst verlassenen Zimmern dieses oberen Stockwerks bezeugten die Reste der buntbemahlten, mit messingenen Rosetten befestigten Porzellantafeln, mit denen einst die Wände verziert

gewesen, die Ueberbleibsel der schweren, seidenen Thüren-Vorhänge und Alkoven-Gardinen, so wie der scharlachrothen, sammtenen Ruhebetten, welche Pracht einst hier geherrscht. Ossians Harfe, wenn sie an diesen Wänden hienge, sie würde oft ertönen von den vorüberschwebenden Erinnerungen an die anmuthvolle Oezoro Esther, an ihren ritterlichen Sohn Djeaz Confu und andre glückliche Genossen jener Tage, deren Heiterkeit schon damals der verrätherische Ras Fasil trübte. Doch das armselige Gesindel in zerfetztem Soldatengewand, das jetzt in diesen Räumen herumschleicht würde jene Töne nicht vernehmen; sein Ohr ist durch den rohen Hall der Trommeln und Luntenflinten betäubt.

„Warum," so sprach der wahrhaft edle Lik Atkum, der beste Abyssinier den unser Landsmann kennen lernte, „kommen denn nicht noch einmal die Europäer uns zu Hülfe, wie sie vor dreyhundert Jahren es thaten?" Es mögen indeß nur wenige Abyssinier das Elend und den Verfall ihres Volkes und Vaterlandes so tief fühlen, als dieser Lik Atkum, der aus einer der edelsten Familien entsprossen, schon durch seinen Vater und Großvater, welche Bruce kannten und liebten, nicht nur den Europäern sondern vor allem ihrer geistigen Bildung befreundet und zugewendet war, denn an ihm fand sich nach seinem Maaße ein höchst achtenswerthes religiöses wie wissenschaftliches Erkenntniß. Er verläugnete es nicht, daß durch Schuld seines eigenen, unter sich uneinigen Volkes die Macht dieses ältesten, in der Sage des Landes bis an Salomos Zeiten hinanreichenden Kaiserthrones ganz zum armseligen Schatten heruntergesunken, und dagegen die der Feinde des Glaubens und Vaterlandes, der Gallas, wie ein wildes (freylich wohl zuletzt auch erfrischendes) Gebirgswasser hereingerissen sey, zugleich aber erkannte er auch, daß nur durch geistigen, nicht durch leiblich mächtigen Einfluß eine Wiederbelebung der erstorbenen Lebenskeime dieses Bodens zu erwarten sey.

Schon in Entschetqab hatte unser Reisender den Festlichkeiten der abyssinischen Neujahrsfeyer (am 10. September) beygewohnt, welche nur in Tänzen der Mädchen und dann der Krieger, so wie in Schwenkungen der Feuerbrände bestunden; in Kos-

kam war er am 16. November ein Zeuge der kirchlichen Feyer, welche zur Erinnerung an die Rückkehr Christi aus Aegypten begangen wird. Auch bey dieser wurde unter dem übeltönenden Gesange der Priester, begleitet von dem Geräusch einer Art von Schnarren oder Rasseln, ein sonderbarer Tanz gehalten. Denn durch wilde Sprünge und Verdrehungen der Glieder wollten jene Priester die Freudentänze Davids vor der Bundeslade nachahmen. Das was als Geist leben sollte, erschien hier in leiblicher Geberde erloschen und erstorben.

Die Kirche in Koskam, an deren Ausschmückung Bruces kaiserliche Freundin, die Itegeh Mantöwab alle ihr zu Gebote stehende Mittel wendete, trägt nun auch, wie alle Christenkirchen des Landes, das Gepräge der Verarmung an sich. Die jetzigen Gewalthaber der Provinzen sind keine solchen Freunde der Kirchen, wie die alten rechtmäßigen Herrscher, deren freylich oft gemißbrauchte Gewalt, weil sie auf einer göttlichen Ordnung beruhte, dennoch mit den äußerlichen Bezeugungen der Gottesfurcht Hand in Hand gieng.

Eine Oezoro Esther fand unser Landsmann nicht, wie sein berühmter Vorganger Bruce in Abyssinien, dagegen besuchte er die damals einflußreiche Oleda Tackelit, welche ihr Vater, der sich durch Glück der Waffen vom gemeinen Soldaten zum Befehlshaber einiger Provinzen aufgeschwungen, zu seiner einzigen Erbin eingesetzt hatte. Er fand „die Prinzessin" auf ihrem Landsitz zu Asuso, in einer von kegelförmigem Strohdach gedeckten geräumigen Hütte, deren eine Hälfte den Maulthieren zum Stall diente. Sie selber auf einem Ruhebette, saß spinnend unter den am Boden sitzenden, spinnenden Sklavinnen; um sie her stund ein weiter Kreis von Priestern und Soldaten, welche der Einladung zum Mittagsmahle gewärtig waren. Das Scharlachtuch, das der Fremde als Geschenk überreichte, wurde mit großem Beyfall aufgenommen; die einflußreiche Dame versprach den Jägern unseres Reisenden, bey allen Unternehmungen in den von ihr und ihrem Sohne beherrschten Gebiet allen nur möglichen Schutz und Vorschub.

Der alte Kaiser konnte es nicht unterlassen, den Fremden zu sich zu Gaste zu laden, so schwer

ihm auch bey seinem höchst beschränkten Einkommen die Bewirthung einer solchen Zahl von Gästen werden mochte, als zugleich mit dem Fremden an der Mahlzeit Theil nahmen. Das Wohlwollen und der gute Wille des greisen Herrschers waren das Köstlichste, das er darzubieten hatte. Er selber, der Kaiser, blieb während der Mahlzeit auf seinem Ruhebette sitzen, und wurde, ohne seine Hände zu rühren, von seinen beyden Kammerherren gefüttert.

Viermal wurde, während des sechsmonatlichen Aufenthaltes unsers Reisenden in und bey Gondar die Ruhe dieser Stadt durch Feuersbrünste, mehrere Male durch den gedrohten Ueberfall zügellos herumschwärmender Soldatenbanden gestört, und selbst in den Hofraum seiner, in der Stadt gelegenen Wohnung drangen öfters, während der Nacht, Leoparden ein. Die Strohdächer, womit die Häuser und selbst viele Kirchen gedeckt sind, geben nur zu häufig zu Feuersbrünsten Veranlassung, und der Mangel an Wasser in der Stadt selber würde bey solcher Gelegenheit einen unzuberechnenden Schaden herbeyführen, wenn nicht die meisten Häuser durch große Hofräume und Gärten weit von einander gesondert stünden. Wenn, wie dieß hier so oft geschieht, ein wilder Soldatenhaufen die Stadt bedroht, dann flüchten die Einwohner ihre besseren Sachen und selbst ihre Flinten nach den für unverletzlich gehaltenen Freystätten der Kirchen. Sie bieten lieber das nackte, wehrlose Leben den Räubern dar, als das Eigenthum. Aber so sehr man es auch für unerlaubt hält, etwas zu nehmen, das in der Kirche oder in den Priesterhäusern, welche neben ihr, im Schatten der Bäume stehen, aufbewahrt ist, wissen die Diebe dennoch auch diese Beschränkung zu umgehen, indem sie die Häuser der Priester, so wie die Kirchen anzünden, und dann der aus dem Brande geretteten Güter sich bemächtigen.

Der Weg nach der Kulla oder Niederung, nach welcher unser Reisender am 27. Dec. eine Exkursion unternahm, um durch die Jagd der dort vorkommenden Thiere des heißeren Afrikas seine Sammlung zu bereichern, führt über die Wasserscheide zwischen dem Dembea-See und dem Bette des Takazze-Stromes. Nach einer beyläufigen Schätzung unseres Reisenden erhebt sich der Höhenzug, der jene Wasserscheide bildet, gegen 1200 Fuß über Gondar, jenseits (nordwärts) des Bergrückens zieht sich der Weg über das vulkanische (trachytische) Hügelland allmählig hinab nach der wasserreichen Kulla-Ebene, deren Höhe über dem Meere gegen 4700 Fuß betragen mag. Ein Theil der Landschaft ist von der Secte der Gamants bevölkert, welche als ein abgearteter Ueberrest der vormaligen israelitischen Bevölkerung des Landes von ihren eigenen früheren Glaubensgenossen als eine abtrünnige betrachtet und zugleich auch von Christen wie von Mohamedanern verfolgt wird, so daß sie neben den Bekennern aller jener Religionen als abgeschieden und ausgestossen dasteht. Die Gamants zeigen sich im Umgang mit Andern gutmüthig und freundlich, und werden als ruhige und fleißige Bürger gerühmt. Von ihrem Glauben konnte unser Reisender nichts erfahren, als daß sie an Gott und Unsterblichkeit glauben, Mosen für einen von Gott gesandten und begeisterten Propheten halten, und daß sie den Sabbath durch Enthaltung von schwerer Arbeit feyern. Bücher haben und achten sie nicht. Ihre Sprache ist die der einheimischen Juden oder Felascha's; ihre Gesichtsbildung verräth, nach der Ansicht unsers Reisenden, deutlich die Abstammung von den alten Aethiopiern.

Es war jetzt auch für diese Niederungen die Zeit der Trockenheit, die gesündeste des ganzen Jahres gekommen. Denn während der feuchten und regnigten Monate des Jahres ist ein Theil derselben so ungesund, daß selbst die Eingebornen dann es nicht wagen, hier zu übernachten. Im Norden des weiten, von einer üppigen Vegetation bedeckten Gebietes findet sich das Steppenland, das von den unglücklichen Schangalla-Takazzes bewohnt wird, gegen die man alljährlich ordentliche Jagden anstellt, um die Kinder und jüngeren Leute derselben einzufangen und als Sklaven zu verhandeln. Jene Schangalla-Takazze sind keinesweges Stammgenossen der Neger, sondern der alten Aethiopier.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Auguſt.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1841.

Reiſe in Abyſſinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

(Schluß.)

Von der Ausbeute ſeiner Jagden in der Kulla, namentlich von dem ſchönen, hier aufgefundenen weißmähnigen Affen (Colobus Guereza) hat Hr. Rüppel in ſeinem naturhiſtoriſchen Atlas nähere Auskunft gegeben, worauf wir uns hier vorläufig berufen, indem wir ihn jetzt auf ſeiner zweyten Excurſion von Gondar aus zu der Brücke Deldei am öſtlichen Nil begleiten. Bey der großen Kirche von Bada, 14 Stunden von Gondar und 3 Stunden vom Zanaſee wohnte unſer Reiſender einem Markte bey, zu welchem ſich 10,000 Menſchen als Käufer und Verkäufer oder zu ihrer Beluſtigung eingefunden hatten. Statt des Geldes bezahlt man ſich größtentheils gegenſeitig mit Stücken des derben Steinſalzes oder mit andern Tauſchartikeln, und wie hoch hier der Werth des ſeltenen Geldes ſey, das geht daraus hervor, daß ein fetter Ochſe ſo wie ein gutes Pferd um etliche wenige (etwa auf's Höchſte 3 bis 4) Thaler, dritthalb Zentner ſehr guter Trauben dort in Bada um 1 Thaler verkauft werden und im gleichen Verhältniß ſteht auch der Werth der Handarbeiten, denn man kauft um 1 Speciesthaler 72 und mehr der hieſigen, aus Rohrſtäben und Stroh gefertigten Sonnenſchirme. Unter allen andern Geldſorten haben indeß nur die Marien-Thereſien-Thaler in Abyſſinien einen feſtſtehenden Curs und auch dieſe nur, wenn gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Gepräges an ihnen gefunden werden.

Die Sekte der Waitos, welche mehrere Dorfſchaften am Dembea- oder Zana-See bewohnt, iſt durch die früheren Reiſenden, mit Ausnahme von Bruce als faſt gleichbedeutend mit jener der vorhin erwähnten Gamants beſchrieben worden. Sie unterſcheidet ſich jedoch weſentlich von dieſen durch Sprache wie durch Sitte. Bey ihnen findet ſich gar keine religiöſe Ceremonie im Gebrauch. Sie nähren ſich vom Fang der Fiſche und des Hippopotamus, deſſen den übrigen Abyſſiniern verbotenes Fleiſch ſie genießen. Sie erlegen dieſes große Säugthier, welches häufig im Zana-See und im öſtlichen Nil gefunden wird, mit vergifteten Wurfſpießen, benützen aber bloß ſein Fleiſch und ſein Fell, während ſie die ſchönen, elfenbeinartigen Zähne ungebraucht liegen laſſen. Auch die Fiſche, welche in großer Menge den See bevölkern, und deren Arten von jenen des untern Nillaufes in Aegypten ſehr verſchieden ſind, werden nicht mit der Angel, ſondern mit der Hand gefangen, nachdem man ſie vorher durch das Mehl der Bohnen eines Lonchocarpus-Baums, das man an ſeichten Buchten in's Waſſer ſtreut, betäubt hat. Der See hat mehrere ſehr fruchtbare und meiſt bewohnte Inſeln. Die Fahrzeuge, deren man ſich auf ihm bedient, ſind aus den Stengeln eines rieſenhaften (15 bis 18′ langen) binſenartigen Gewächſes zuſammengefügt und deßhalb ſo leicht, daß ein Mann ein ſolches Boot auf ſeinen Schultern hinwegträgt. Krokodile finden ſich weder im Zana-See noch in dem öſtlichen, in denſelben mündenden Nil.

Die Stadt Kirazza, mit etwa 1500 Einwohnern, liegt auf einem Hügel, am öſtlichen Ufer des Sees. Ihre Kirchen von hohen Baumgruppen, ihre Häuſer von Kaffeegeſträuchen umgeben, verleihen ihr ein maleriſch-ſchönes Anſehen. Unſer Reiſender fand ein ſehr gutes Unterkommen in dem bequem gebauten Hauſe eines gewiſſen Dofter Gabriel, welcher anfangs ſehr gefällig gegen ſeinen

Gast war, weil er die große Kunst des Europäers benutzen wollte, um mit seiner Hülfe einen Schatz zu graben, später jedoch, als er sich in diesen Erwartungen getäuscht sah, sich sehr eigennützig und gewinnsüchtig gegen den Fremden bezeigte. In Kirazza fand Hr. Rüppel einen wohlunterrichteten Geistlichen; einen Verwandten des verstorbenen Kaiser Hailu Teckla Georgis; auch gelang es ihm hier die Copie einer für ihn sehr wichtigen Chronik so wie mehrere andere Manuscripte zu erhalten.

Der anfängliche Plan, das berühmte Lelibakloster und seine in Felsen gehauenen, merkwürdigen Kirchen zu besuchen, zeigte sich als unausführbar, weil die Gegend, durch welche der Weg führte, durch zügellose Soldaten- und Räuberbanden zu unsicher geworden war. Doch gewährte auch schon der Besuch der steinernen Deldeibrücke ein hohes Interesse. Die Umgegend derselben besteht aus wild zerrissenen vulkanischen Felsen, und ist durch Thier- und Pflanzenformen einer heißeren, zum Theil südafrikanischen Zone belebt. In einer mehr denn 60 Fuß tiefen engen Felsenschlucht, deren senkrecht abstürzende Felsenwände an manchen Stellen kaum 2 Klafter weit von einander abstehen, strömt der Nil in nordöstlicher Richtung, indem er hierbey eine Reihe von Wasserfällen bildet. Etwas oberhalb der Brücke (100 Fuß von ihr entfernt) ist die Felsenspalte des Strombettes nur 9 Fuß breit, so daß öfters schon kühne Springer den gefahrvollen Sprung von einem Ufer zum andern wagten und glücklich zurücklegten. Zur Zeit der Regenfluthen erfüllt der Strom jene ganze enge Kluft undergießt sich über ihren südlichen Rand hinaus in die nachbarliche Ebene. Die Brücke besteht außer jenem größeren Bogen, welcher unmittelbar über die Felsenkluft gesprengt ist, noch aus 7 kleineren, ist in ihrer Mitte durch eine Quermauer mit einem Thore geschlossen; an ihrer nördlichen Seite zeigen sich die Trümmer eines kastellartigen Thurmes. Nur eine Viertelstunde oberhalb der Brücke, in der Nähe des größesten der dortigen Wasserfälle, liegt auf einer kleinen Insel das Kloster Abo Gedam.

Von dem Besuche der Deldeibrücke kehrte unser Reisender noch einmal nach Gondar zurück, wo er bis zum 18. May verweilte. Auf dem Wege nach Maschaha, wo damals der Statthalter Ubi mit seinem wilden Soldatenhaufen verweilte, war, im Norden des Buahat, ein lang fortlaufender, an einer Stelle nur 40 Fuß breiter Bergkamm zu passiren, an dessen einer Seite der Abhang fast senkrecht bis zu einer Tiefe von 4000 Fuß gegen Simen und Walkeit abstürzt, auf der andern minder tief nach einem Nebenthal des Bellesgas sich hinabzieht. Man fand den Statthalter in Gesellschaft vieler heißhungeriger männlicher wie weiblicher Gäste bey einem Gastmahle, dessen Hergang mehr an das Benehmen einer Schaar wilder Thiere als der gesitteten Menschen erinnerte. Die Gäste rauften sich im eigentlichen Sinne um den Trunk des Honigmethes. Im Ganzen befanden sich in dem Lager des Statthalters gegen 2000 sogenannte Soldaten und 3000 Weiber, nebst einer großen Schaar von Priestern. Frechheit und Zuchtlosigkeit waren der herrschende Ton dieser Gesellschaft. Wie leicht ein solches, sogenanntes Heer durch einen kleinen Trupp europäisch bewaffneten und geübten Militärs auseinander zu jagen seyn möge, das ließ sich aus einem Vorfall schließen, den unser Reisender kurz vor seiner Abreise in Gondar erlebte. Er selber, mit zwey Negersclaven, bewaffnet mit Doppelflinten, hatte dort eine Schaar von 30 Soldaten vor sich hergejagt und bloß durch Vorhalten seines Gewehres und durch die Drohung auf sie zu schießen, so in Schrecken gesetzt, daß sie alle die Dinge, die sie einem seiner Leute entwendet hatten, zurückgeben mußten. Der Statthalter selber wird übrigens wegen seiner persönlichen Tapferkeit, so wie wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Freygebigkeit gerühmt. Unser Reisender ward von ihm an einem andern Tage sehr reichlich bewirthet und bekam einen Offizier zu seiner Begleitung, der ihn durch das ganze Gebiet der Statthalterschaft, bis an den Takazze, als Schützer gegen die willkührlichen Erpressungen der Zolleinnehmer schützen und für Herbeyschaffung der Nahrungsmittel für Menschen und Lastthiere sorgen sollte.

Jenseits des Takazzestromes, welcher an der Stelle, da der Weg nach Arum ihn durchsetzt, 2600 F. hoch über dem Meeresspiegel gefunden ward, begannen desto ungehemmter die Plackereien

durch die Zolleinnehmer. Das Geschenk einer Flinte an den Provinzbefehlshaber Serrafel machte zuletzt diesem mehr Zeit als Geld kostenden Unwesen ein Ende. Am 2ten Juny kam unser Reisender nach Axum, der vormaligen Hauptstadt des den Alten wohl bekannten Axumitischen Reiches, in welchem noch während der Zeiten der christlichen Herrschaft des Landes eine sehr hohe Kultur herrschte, deren höchste Blüthe in das vierte bis siebente Jahrhundert unserer Zeitenrechnung fällt. Noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als Alvarez in Axum verweilte, fanden sich in dieser Stadt Baudenkmale, welche den vormaligen Wohlstand und Glanz derselben bezeugten, sie sind jedoch durch die inneren Kämpfe und Barbareyen der letzten Jahrhunderte bis auf wenige Spuren verschwunden. Von den 4 aus Lava gehauenen Obelisken an der Ostseite der Stadt stehet nur einer noch aufrecht; der größte unter ihnen hatte übrigens nur 22 Fuß Höhe. Westlich hievon findet sich die große Steintafel, deren griechische Inschrift Salt copirte. Mehrere Altäre, ein aus dem Felsen ausgehauener Dom, eine aus Quadern aufgemauerte Terrasse, welche offenbar eines viel älteren Umsprunges ist als die auf ihr stehende Kirche, in der Nähe derselben ein gegen 60 Fuß hoher, noch aufrecht stehender Obelisk, so wie die Trümmer von 5 niedergestürzten in seiner Nähe, unter denen einer über 90 F. maß; ein Hügel voller Katakomben, in deren Kammern keine Bildhauerarbeit gefunden worden, dieses sind die augenfälligsten noch übrig gebliebenen Reste der alten Herrlichkeiten dieses Ortes. Unser Reisender copirte die Inschriften dreyer Steinplatten, die er im Hofe eines Priesters aufbewahrt fand. Die eine derselben spricht von den Thaten des Königs La San, desselben, den die von Salt copirte griechische Inschrift Aizanas nennt, und welcher als Zeitgenosse des oströmischen Kaisers Constantius von 343 — 356 n. Chr. regierte.

Die jetzige Stadt Axum besteht aus etwa 200 aus Stein aufgemauerten Häusern. Sie gehören zum Theil den vornehmsten Familien der Provinz Tigré, deren fast jede in dieser von allen Abyssiniern für heilig und unantastbar gehaltenen Stadt eine Wohnung besitzt. Denn hier in Axum können sich Todfeinde begegnen, ohne daß einer an den andern die Hand legen darf. Eben damals als Hr. Rüppel sich in der Stadt befand, waren sich hier der sonst schonungslose Oded Michaël, der Schrecken des armen, unbewaffneten Landvolkes und sein Feind Nebeit Aram begegnet, ohne daß einer vom andern Notiz nahm. Im Gefolge des Oded Michaël fand sich ein geschickter und auch übrigens allgemein geachteter griechischer Waffenschmidt Namens Demetrios, welcher nun seit 22 Jahren in Abyssinien gearbeitet und schon vielen Herren mit Treue und Hingebung gedient hatte, ohne sich (bey dem hiesigen geringen Lohn) so viel Geld erübrigen zu können, daß er damit die Rückreise nach dem ersehnten Vaterlande anzutreten vermochte.

Am 5ten Juny reiste Hr. Rüppel von Axum nach dem nur $4\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Adowa, wohin seine Leute mit dem Gepäck bereits voraus waren. Adowa, obgleich die bedeutendste Stadt im östlichen Abyssinien und für den Handel vom rothen Meere her die wichtigste Zwischenstation, enthält dennoch in ihrem jetzigen, durch die beständigen Bürgerkriege zerütteten Zustand nur etwa 500 Häuser und eine Bevölkerung von 3500 Seelen. Unser Reisender mußte noch Zeuge davon seyn, wie der Häuptling Oded Michaël, der sein Lager 1 1/2 Stunden von Adowa aufgeschlagen hatte ohne Erbarmen eine Anzahl von Dörfern in Flammen setzen und den Bewohnern derselben, die kurz vorher schon von solchem Raubgesindel ausgeplündert waren, Alles hinwegnehmen ließ, was nur beweglich war, so daß ihnen nichts übrig blieb, als das nackte Leben. Was in solchen Fällen die männlichen Plünderer nicht rauben, das nehmen die sie begleitenden Weiber. Es war dies übrigens die letzte Gräuelthat des Oded Michaël, denn kurz nachher wurde er auf seinem Zuge nach Halai von den Bewohnern des Distriktes Gella erschlagen.

Am 29. Juny langte Hr. Rüppel wieder in Arkiko an. Massowa war während der Zeit seiner Reise in's Innere des Landes aus ägyptischer Herrschaft in die türkische zurückgekehrt. Der Reisende fand indeß an dem türkischen Militär-Gouverneur einen bereitwilligen Gönner und Schützer, welcher ihm zum Miethen eines eigenen Fahrzeuges nach

Djedda behülflich war, das schon am 4. July die Ancker lichtete und nach einer schnellen Fahrt glücklich am Ort seiner Bestimmung ankam. Unser Reisender kehrte mit den reichesten Schätzen an Naturalien, Handschriften und kostbaren Alterthümern, vor allem aber mit dem Bewußtseyn in sein Vaterland zurück, daß dasjenige, was er mit seinen mehrjährigen mühsamen Anstrengungen und mannichfachen Opfern errungen hatte, einer ehrenden Anerkennung werth und von bleibendem Nutzen für die Wissenschaft sey.

The Genealogy of the british Peerage with sketches of the family histories of the Nobility by Edmund Lodge, Esq. Norroy king of arms. Seventh Edition. London. 1840. XVIII und 532 S. gr. 8.

Das in Nr. 30. dieser Blätter angezeigte Werk hat es mit der Gegenwart des brittischen Adels zu thun; das vorliegende behandelt dessen Vergangenheit, jedoch mit Einschränkung auf die noch blühenden Geschlechter; der erloschenen, wie Chatham, wird nur gelegenheitlich gedacht. Der Herausgeber hat alle ihm zugekommene Angaben von dem Ursprunge der Familien, der oft auf angelsächsische Grafen oder irländische Könige ꝛc. zurückgeht, aufgenommen; z. B. S. 278: „Die Familie Keith leitet ihren Ursprung von Robert, einem Fürsten der Catten, her, der aus Deutschland ausgewandert, dem K. Malcom II. von Schottland gegen die Dänen sehr behülflich gewesen und zum Erbmarschall des Landes ernannt worden.“ Nec affirmare nec refellere ist in solchen Fällen das Räthlichste. Meist aber,

auch aus ferner Zeit, wird eine minder glänzende Herkunft bestimmt nachgewiesen, z. B. S. 189. von dem Marquis von Exeter, der, gleich dem Marquis von Salisbury, ein Nachkomme jenes Cecil Lord Burleigh (eigentlich Burghley,) ist, welchen mehr Leser aus Schiller's Maria Stuart als aus Geschichtswerken kennen. „Diese Familie stammt von Robert Sitsitt, der i. J. 1091 bey der Eroberung Glamorganshire's diente; im 17. Gliede von diesem steht Wilhelm Cecil, der erste und große Lord Burghley, geb. 1520.“ Was dem Buche einen größeren Werth giebt, als solcherley Sammlungen sonst haben, sind die eingeflochtenen kurzen Nachrichten von merkwürdigen Bestrebungen, Schicksalen oder Verdiensten Einzelner aus diesen Geschlechtern. Z. B. S. 201. Ein Vorfahr des Grafen Fitz William barg in seinem Hause den Cardinal Wolsey, da er in Ungnade gefallen war. K. Heinrich VIII. fragte den Mann, wie er sich habe vermessen können, solch einen großen Feind des Staates zu beherbergen? Er war einst mein Herr, antwortete Fitzwilliam, und der Gründer meines Glücks. Der König war nicht nur besänftigt, sondern ernannte ihn zu seinem Geheimen-Rathe, indem er sagte, solcher Diener habe er nicht viele. —

Mit einer ähnlichen Ausstattung würde eine Genealogie des hohen Adels in Deutschland auch für die Verbreitung des Geschmacks an vaterländischer Geschichte förderlich seyn, in deren gewöhnlicher Kunde dingliches genug, persönliches viel zu wenig ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

1. Herr Konservator Dr. Lamont giebt nachstehende Notiz über eine in dem magnetischen Observatorium zu Bogenhausen wahrgenommene Erderschütterung.

Am 17. May um 6 Uhr Abends trat eine magnetische Störung ein, welche von geringer Bedeutung war, aber Veranlassung gab, daß öfters im magnetischen Observatorium nachgesehen wurde, ob nicht eine stärkere Störung (wie es häufig der Fall ist) nachkäme. So wurde ungefähr um $9\frac{1}{2}$ Uhr der Stand der Instrumente untersucht, aber nichts Ungewöhnliches wahrgenommen. Um 9 Uhr 50′ begab ich mich selbst in das Observatorium und fand zu meinen großen Erstaunen den Magnet des Declinations-Apparates in starker Vertikalbewegung. Ich untersuchte die übrigen Apparate und an allen zeigten sich gleich starke verticale Schwingungen. Es waren damals fünf Apparate mit horizontalen Magneten aufgestellt, wovon vier kleinere unter Glasglocken luftdicht eingeschlossen waren; nur bey dem fünften (einem 25pfündigen Stabe) war die Communication mit der äußern Luft nicht gänzlich aufgehoben. Sämmtliche Apparate waren auf isolirten Säulen befestiget.

Diese Schwingungen konnten nicht einer Luftbewegung, auch nicht irgend einer nahe liegenden Veranlassung zugeschrieben werden. Die Luft, so wie die ganze Umgebung war ruhig; Niemand war in die Nähe des Observatoriums gekommen. Es ist zugleich zu bemerken, daß Stürme oder sonstige äußere Störungen nie eine ähnliche Wirkung hervorgebracht haben: auch läßt sich wohl keine Art von nahem, störendem Einfluße angeben, wodurch sämmtliche Magnete (auf einem Raume von 60 Fuß Länge und 60 Fuß Breite vertheilt) zugleich in starke Vertical-Schwingungen hätten gerathen sollen.

Die hier bemerkten Umstände führten auf die Vermuthung, daß eine Erderschütterung statt gefunden haben müsse, wodurch die wahrgenommene Bewegung der Magnete entstanden sey. Diese Vermuthung erhielt große Wahrscheinlichkeit durch die einige Tage später eingetroffene Nachricht, daß in Mailand an dem nämlichen Tage und nahe um dieselbe Stunde eine ähnliche Bewegung der Magnete bemerkt worden war.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica *) vor und verbindet damit nachstehenden Bericht über die in dieser Beziehung früher geschehenen wissenschaftlichen Leistungen und über die Vegetation des Landes selbst:

Japan war den Portugiesen im Jahre 1542 bekannt geworden, wo das erste Schiff durch Sturm verschlagen dort landete. Das Volk nahm die Fremd-

*) Dr. Ch. Fr. de Siebold et Dr. J. G. Zuccarini Flora japonica. Sectio prima,

linge sehr freundlich auf, der natürliche Reichthum des Landes, seine zahlreiche Bevölkerung und bedeutende Industrie boten den Speculationen der Kaufleute und eine gewisse Gleichgültigkeit der Eingebornen gegen ihre ursprüngliche Landesreligion so wie zahlreiche Schismen in derselben gaben den Bemühungen der Missionäre zur Ausbreitung des Christenthums ein weites Feld. Diese Vortheile blieben nicht unbenützt. Schon nach 30 Jahren hatte der portugiesische Handel in Japan eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und zugleich war bereits ein großer Theil der Nation zum Christenthum übergetreten. Aber der Uebermuth und die Ueppigkeit der Kaufleute wie der Missionäre, das dummdreiste Einmischen der letzteren in die inneren politischen Verhältnisse des Landes und Umtriebe der Holländer, welche, den Portugiesen um den reichen Handel neidig, den Schein klug benützten und die letzteren als des Hochverrathes gegen den Kaiser schuldig darstellten, führten den totalen Ruin der neuen Schöpfung so schnell herbey, als dieselbe entstanden war. Schon im Jahre 1586 begannen die mit der größten Grausamkeit durchgeführten Christenverfolgungen und endigten im Jahre 1639 mit der Niedermetzelung der letzten Christen, ungefähr 30000 an der Zahl und der gänzlichen Abschließung des Landes gegen alle fremde Nationen. Nur den Holländern und Chinesen blieb gestattet, jährlich einige Schiffe, jedoch in den einzigen Hafen von Nangasaki und unter den demüthigendsten Beschränkungen, welche nur die Habsucht des Kaufmanns ertragen mag, zu senden. Für Naturwissenschaften war indessen auch zur Zeit des regsten Verkehrs so viel als Nichts geschehen. Kaufleute und Missionäre kümmerten sich gleich wenig darum.

Die Holländer waren bey ihren Eroberungen und Handels-Verbindungen stets zugleich auf Bereicherung der Wissenschaften, besonders der Natur-Geschichte bedacht. Das siebenzehnte Jahrhundert weist eine große Reihe ausgezeichneter Leistungen auf, welche von ihnen theils im Mutterlande, theils in den Kolonien ausgiengen. In der Botanik waren sie damals eigentlich die Träger der Wissenschaft, so wie sie noch später die vorzüglichsten Beförderer der Linnéischen Schule waren. Aber in Japan standen die Verhältnisse noch zu schwankend und zu drohend, als daß man in der ersten Zeit den ohnedieß kaum geduldeten Handel auf irgend eine Weise gefährden konnte, denn auch die unschuldigste Forschung war der mit Recht durch die frühern Vorgänge mißtrauisch gewordenen Regierung verdächtig. So kömmt es, daß wir auch von den Holländern bis zu den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts Nichts über die Naturgeschichte von Japan erfahren. Die ersten Nachrichten erhalten wir von Dr. Andreas Cleyer oder Clyer (so schreiben ihn die Acta Hafniensia), welcher in dem Zeitraum von 1670 bis 1686 in Java (in insula Jacatrensi, Java majori) zuletzt als Protomedikus und Rath des obersten Gerichtshofes verweilte. Schon im Jahre 1674 schrieb er seine Epistola de herba thée an den dänischen Leibarzt Dr. Simon Paulli (Acta Hafn. Dec. I. vol IV, p. 1 c. ic.). In den Jahren 1682 bis 1683 gieng er selbst als Gesandter an den japanischen Hof in Yedo und vom Jahre 1686 bis 1700 lieferte er eine fortlaufende Reihe von Abhandlungen über japanische Pflanzen in den Ephemeriden der Academia Naturae Curiosorum. Sie sind großentheils aus Briefen an seine Freunde, besonders an Dr. A. Mentzel, den Leibarzt des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gezogen. Der Text enthält eigentlich keine botanischen Beschreibungen, sondern nur Notizen über Habitus, Vorkommen und Nutzung der Gewächse, aber die beygefügten Abbildungen sind so kenntlich, wie viele andere jener Zeit und z. B. Azalea, Broussonetia, Camellia, Ardisia, Lilienarten, Lychnis grandiflora, Anemone japonica, Ternstroemia japonica, deren Entdeckung man gewöhnlich viel späteren Zeiten zuschreibt, sind von ihm bereits deutlich dargestellt. Die größte Zahl der Pflanzen-Abbildungen aber, welche er in Japan selbst durch Eingeborne fertigen ließ, sandte er an Mentzel nach Berlin. Dieser gestaltete dieselben (nach Haller 1360 an der Zahl) zu seiner Flora japonica, sive flo-

---

continens plantas vel ornatui vel usui inservientes. Volumen I. Lugduni Batav. 1835—41. Imper. 4. Pag. 1—193 cum Tab. lapidi incisis 100.

res herbarum et arborum praecipui, totius vasti Insularum imperii asiatici Japan dicti ab ipsis Barbaris (!) incolis ad viva florum exemplaria coloribus suis nativis penicillo depicti, oppositis Japanensium characteribus et nominibus: opus raritate incomparabile in formam europaeorum librorum redactum et in tomos duos divisum. Bekanntlich beschäftigte sich Mentzel, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, noch im vorgerückten Alter mit der chinesischen Literatur und verfaßte auch ein chinesisches Lexikon. Die Flora japonica liegt indessen noch unbenutzt unter den Manuscripten der k. Bibliothek in Berlin. Bisher verdankt nur Erndels epistola de flora japonica Dresdae 1716 derselben ihr Daseyn. Cleyer wurde mit Unrecht dabey fast gar nicht erwähnt und alles Verdienst Mentzel zugeschrieben, was ihm nicht gebührt.

Von Cleyer sind wir unmittelbar auf Engelbert Kämpfer gewiesen, welcher i. J. 1690, also 148 Jahre nach Bekanntwerdung des Landes für die Europäer, Japan besuchte und seine Naturprodukte studirte.

Ein Zusammentreffen günstiger Umstände gestattete ihm dabey größere Freyheit, als gewöhnlich, da er zweymal holländische Ambassaden nach der Hauptstadt Yedo begleiten und so wenigstens den südlichen Theil des Reiches bereisen konnte. Wieviel er in jeder Beziehung für die Kenntniß des Landes geleistet habe, geht daraus hervor, daß bis auf v. Siebold seine Nachrichten die genauesten und gründlichsten geblieben sind. Es dürfte darum auch nicht unnöthig seyn, hier die kurze Biographie dieses ausgezeichneten Mannes zu geben, welchen die alberne deutsche Titelsucht des vorigen Jahrhunderts als holländischen Wundarzt gewöhnlich unter die deos minorum gentium zu stellen pflegte.

Engelbert Kämpfer, der Sohn eines Predigers ist den 16. September 1651 zu Lemgo geboren. Das Gymnasium absolvirte er in Lüneburg und Lübeck und studierte dann in Danzig und Krakau Jurisprudenz. Seine Kenntnisse, sein Anstand uud die Leichtigkeit, mit welcher er sich bereits in mehreren Sprachen auszudrücken wußte, verschafften ihm schon auf Universitäten günstige Aufnahme selbst in hohen Zirkeln. Von Krakau gieng er nach erlangter Magisterwürde nach Königsberg, wo er Medicin studirte, bis er sich im Jahre 1681 nach Upsala begab. Der Drang, weite Reisen zu machen, lag allen diesen Bestrebungen zu Grunde, und es gelang ihm auch, als Legationssekretär einer schwedischen Ambassade beygesellt zu werden, welche eine Handelsverbindung zwischen Schweden und Persien begründen und am moskowitischen Hofe die freye Durchfuhr der Waaren auswirken sollte. In dieser Stellung und Aufgabe reiste Kämpfer den 20. März 1683 von Stockholm ab, und gelangte über Nowogorod und Moskau den 29. März 1684 nach Ispahan. Nach Beendigung seiner Mission konnte er sich noch nicht entschliessen, nach Europa zurück zu kehren. Er trat deßhalb als Wundarzt „(unter einem schlechten Titul, der mir aber zu meinem dessein am besten dienen konnte)," in Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie, deren Flotte damals im persischen Meerbusen bey Gamron oder Bender Abassi lag, nachdem er von dort aus erst noch Georgien besucht und eine Zeitlang sich in Tiflis bey dem Fürsten als Leibarzt aufgehalten hatte. Eine schöne Georgierinn sollte ihn daselbst für alle Zeit fesseln; er entfloh im eigentlichsten Sinne der Versuchung und besuchte nun mit der Flotte Arabien, dann die Küste von Malabar bis Ceylon, den Golf von Bengalen, kam später nach Sumatra und Java und verweilte längere Zeit in Siam bis er endlich den 16. Sept. 1690 Japan erreichte, um nach zweyjährigem Aufenthalt daselbst und nach zehnjähriger Abwesenheit Europa wieder zu sehen. Nach seiner Zurückkunft wurde er in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von Lippe, aber der Rest seines rastlos thätigen Lebens war weder so glänzend als seinen Verdiensten gebührte, noch so glücklich, als der reiche Schatz von Erfahrungen aus seinen Reisen verhieß. Häuslicher Kummer in einer unglücklichen Ehe und der Mißmuth, daß es ihm nicht gelingen sollte, seine Manuskripte und Zeichnungen in würdiger Ausstattung der Oeffentlichkeit zu übergeben, verbitterten seine letzten Jahre. Seine drey Kinder starben vor ihm, er selbst den 2ten Nov. 1716 im 66. Jahre.

Von seinen Manuskripten gab er selbst nur die Amoenitates exoticas (Fasc. I — V Lemgo

1712) heraus. Der fünfte Fascikel handelt lediglich von der Flora von Japan und ist eine wichtige Quelle zu ihrer Kenntniß. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Verdienste dieses ausgezeichneten Werkes einzugehen, aber interessant ist, was der Verf. selbst darüber sagt und in welchem Lichte er die Arbeit von dem gelehrten Publikum betrachtet wissen wollte:

Prodromum hunc, ob jucundam materiae varietatem cujusque facultatis cultori legendam, titulo Amoenitatum insignio. Nihil ex ingenio meo ficti in illum retuli; nihil quod ungues sapiat et lucernam oleat; nec crambem recoquo ab aliis coctam sed ea describere satago, quae vel nova vel haud intime et plene ab aliis tradita sunt. Dann fährt er, nach kurzer Uebersicht seiner Reise, um die Reichhaltigkeit seines anderweitigen Materials darzuthun, fort: Hos orbis tractus Itinerario persequor, ex quo ipso prodromi hujus miscellaneas descriptiones et observationes majorem partem expromsi ac compilavi; ita tamen, ne illud depauperaverim, nec contigit ei, quod solet hortis angustoribus, in quibus avulsis paucis flosculis, caules saltem et folia remanent.

So ruhmredig dieses Versprechen erscheinen mag, so erhält es doch Glauben durch die von Dohm gegebenen Verzeichnisse der noch ungedruckten Kämpfer'schen Manuscripte im brittischen Museum durch Planta und Lichtenberg in London aufgenommen. Sie umfassen mehr als 20 Bände Text mit ungefähr tausend Originalzeichnungen.

Sollte wohl auch der Reisende erst während der letzten zwey Jahre seines Aufenthaltes in Asien fleissig geworden seyn? Dagegen spricht zu sehr die ganze Art seiner Darstellung, welche uns durchaus den Mann bewährt, der gewöhnt ist, scharf und klar zu sehen und nichts von dem zu vergessen, was er erfahren hat. Wie streng er zugleich in seinen Anforderungen an seine eigene Produktionen gewesen sey, beweist sein Urtheil über die den Amoenitatibus beygegebenen Abbildungen. Wenn dieselben gleich zu den besten gehören, die in jener Zeit erschienen und noch jetzt ihren Werth in vielen Fällen nicht verloren haben, so klagt er doch bitter über die dabey verwendeten Künstler (quos nactus fui rudes et morosi ingenii), deren Kopieen seiner Handzeichnungen er verwünscht, indem er sagt: imagines meas ita deformarunt, ut, nisi ad illustrandas res omnino essent necessariae, eas velut libri dedecus repudiarem. So spricht kein Mann, der mehr gelten will, als er ist.

Rührend sind seine Bitten an das gelehrte Europa, ihn bey der Herausgabe seiner Manuskripte zu unterstützen. Bezeichnend für deren Reichthum sowohl als für die Bescheidenheit des Verfassers ist die Aufzählung derselben in den Amoenitatibus. Hier bietet er den Verlegern vorzüglich drey Werke an 1) Japoniam nostri temporis, in Quart mit 40 Kupfertafeln deutsch herauszugeben. 2) Herbarii trans-Gangetici specimen in Folio mit 500 Tafeln, wobey er aber ausdrücklich bemerkt, si prius Cl. Dni. Rumphii Hortus Amboinensis publicam lucem viderit, ne ab eo acta agam et sylvis inducere ligna videar. Wie bescheiden und welche Lehre für viele neuere Schriftsteller! Endlich 3) sein Hodaeporicum tripartitum in folio cum figuris totidem; quot editoris sumptus tulerint. Er stellt frey, ob das Werk deutsch, lateinisch oder holländisch erscheinen solle. Enthalten werde es aber im ersten Bande seine Beobachtungen über Rußland und die Tartarey, im zweyten über Asien diesseits des Ganges, im dritten über Asien jenseits des Flusses. Aber alle Aufforderungen waren vergeblich, in erfolglosen Kämpfen ringend schloß er die Augen, ohne die Herausgabe eines einzigen Werkes außer den Amoenitatibus erlebt zu haben. Er war einer der unglücklich Glücklichen, welchen ein zweydeutiges Geschick Alles in einer reich ausgestatteten Persönlichkeit gegeben, aber auch Alles versagt hat, um diese Persönlichkeit bey der Mitwelt geltend zu machen, und selbst der Nachwelt nur Proben der Thätigkeit übrig läßt, welche einen vom Glücke Begünstigten zum Heroen seines Zeitalters gestempelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kämpfer's literarischer Nachlaß fiel nach seinem Tode in die Hände des berühmten Ritter Sloane, der die Herausgabe desselben durch J. C. Scheuchzer besorgen ließ. Es erschien aber nur im Jahre 1727 die History of Japan, ein treffliches Werk, welches indessen in Deutschland eben so wenig als die französische Uebersetzung von Des Maizeaux Eingang fand, bis Chr. W. Dohm, Professor am Kollegium Karolinum in Kassel im Jahre 1777 aus zwey in Lemgo im Besitze der Kämpfer'schen Familie zurück gebliebenen Manuskripten desselben Werkes eine deutsche Ausgabe veranstaltete. Sloane's Bibliothek fiel nach seinem Tode durch Vermächtniß dem britischen Museum anheim, dort modert noch Kämpfers Nachlaß neben so vielen andern. Der um die Wissenschaft so verdiente Sir Joseph Banks gab allein noch im Jahre 1791 die Icones Kaempferianas, 49 Tafeln Abbildungen japanischer Pflanzen ohne Text, zum Theil selbst ohne Bestimmung der Arten heraus. Seitdem ist Kämpfer ein stiller Mann geworden.

Der geneigte Leser verzeihe diesen Exkurs, zu welchem ich bey den zur Flora japonica nöthigen Vorarbeiten die dringendste Aufforderung fand. Eine so edle und häufig mißkannte Persönlichkeit darf ja wohl auch noch nach einem Jahrhundert einen dankbaren Schüler und Apologeten finden.

Eine umfassende Arbeit über die Flora von Japan verdanken wir nach Kämpfer erst wieder C. P. Thunberg (geb, 11. Novbr. 1743 zu Jönköping in Seeland). Er absolvirte im Jahre 1770 als Schüler Linné's an der Universität zu Upsala. Auf einer Reise durch Holland wurde er mit Burmann bekannt, dessen Empfehlungen bey mehreren angesehenen Männern in Holland es dahin brachten, daß Thunberg nach Japan geschickt wurde, um daselbst vorzüglich lebende Gewächse und Sämereyen zu sammeln. Er gieng zuerst 1772 nach dem Kap der guten Hoffnung und von da im Jahre 1775 über Ceylon nach Japan, wo er im August ankam und bis zum November 1776 verweilte. Sein Aufenthalt auf der Insel Decima war mit großen Einschränkungen verbunden. Anfangs erlaubten ihm die japanischen Behörden, durch Geschenke und ärztliche Dienstleistungen günstig gestimmt, in der Umgegend von Nangasaki botanische Exkursionen zu machen, weil dieses auch früher holländischen Wundärzten zur Ergänzung ihrer Arzney-Vorräthe gestattet war. Aber man fand bald, daß Thunberg Oberwundarzt seyn, und dieser höhere Rang änderte als ein noch nicht vorgekommener Fall die Sachlage so, daß er bis zum Spätherbst Decima nicht mehr verlassen durfte. Er half sich während dessen zum Theil dadurch, daß er das täglich für das Schlachtvieh auf das Schiff gebrachte grüne Futter untersuchte, und die ihm tauglichsten Pflanzen auslas. Erst während der Reise nach Yedo von März bis Juny 1776 hatte er Gelegenheit, das Innere des Landes zu sehen und Sammlungen zu machen. Im Ganzen hat er ungefähr 1000 Pflanzenarten

zusammengebracht und 800 davon bestimmt. Aus diesen Materialien gab er im Jahre 1784 seine Flora japonica mit 39 sehr mangelhaften Tafeln, 1794 seine nicht bessere Icones Plant. japon. heraus. Außerdem erschienen kleine Abhandlungen über japanische Pflanzen von ihm in dem Linnean Transactions und in den Acten der schwedischen Akademie. Wie aber in allen Arbeiten des allerdings durch seine unermüdliche Thätigkeit und schriftstellerische Fruchtbarkeit sonst sehr verdienten Mannes, fehlt auch hier der lebendige Geist und die Schärfe der wissenschaftlichen Kritik; und bey genauerer Prüfung wird Niemand Willdenows Urtheil, diese Flora sey ein Muster für ähnliche Leistungen, mehr unterschreiben. Thunberg war einer der fleißigsten, aber auch der am wenigsten begabten Schüler Linne's. Auf ihn war nur das Wort aber nicht der Geist des Meisters gekommen und er steht darin weit gegen Pallas, Löffling, Swartz, Schreber, König u. a. zurück. Daher prüft er auch die Arten weniger genau als er sollte, findet viele identisch mit den europäischen und veranlaßt damit große Irrthümer in der geographischen Verbreitung gesellig lebender Pflanzen, deren Vorkommen man so gerne als Anhaltspunkte zur Charakteristik einzelner Floren annimmt. So weit ich bisher seinen Bestimmungen nachgehen konnte, sind fast alle japanischen Gewächse, welche er als identisch mit europäischen oder nordamerikanischen angiebt, specifisch verschieden. Ueberdieß sind seine Beschreibungen allzu kurz und unvollständig, ja selbst die Gattungs-Analysen im höchsten Grade oberflächlich. Von Kämpfer hätte er deßhalb mit mehr Ehrfurcht sprechen sollen, als S. XXVI. seiner Flora geschieht.

Welche Verdienste im dritten Decennium des jetzigen Jahrhunderts sich Ch. Fr. von Siebold um die Kenntniß Japans erworben habe, bedarf hier keiner näheren Erörterung; auch ist in diesen Blättern schon früher ausführlich darüber gesprochen worden. Die Bearbeitung seiner naturhistorischen Sammlungen durch Temminck, Schlegel, de Haan und mich liegt theilweise dem gelehrten Publikum bereits vor, es wird selbst darüber urtheilen. Nur müssen wir noch Dr. Bürger in dankbarer Anerkennung rühmen, welcher nach von

Siebolds Abreise aus Japan als dessen würdiger Nachfolger in aller Weise das Erworbene vermehrte und vervollständigte.

Wenn wir damit die unmittelbaren Leistungen und die speciellen Verdienste der Europäer rücksichtlich der Flora von Japan erschöpft haben, so ist indessen der Kreis der bereits gewonnenen Erfahrungen noch nicht abgeschlossen. Japan ist ein wesentlicher Bestandtheil der Flora von Mittelasien zwischen Himalaja und Altai, zwischen den westlichen Gränzen China's und dem großen Ocean. Alle Entdeckungen, welche demnach im Norden oder selbst im Archipelagus von Indien, in China, in Korea, im Altaigebirge u. s. w., kurz in diesem ganzen Florenkomplexe gemacht werden, sind zugleich, wenn auch dem Entdecker unbewußt, sehr schätzbare Beyträge zur Kenntniß der japanischen Vegetation. Am deutlichsten geht dieses aus der Thatsache hervor, daß unter den 60 Gattungen, welche wir im ersten Bande der Flora japonica abgehandelt haben, nur 19 vor der Hand noch eigenthümlich, 41 dagegen mit China, 37 mit dem Norden von Indien, 26 mit Amerika gemeinsam sind. Nur 16, die ohnedieß kosmopolitische Verbreitung haben, kommen auch in Europa vor; Afrika und Australien haben mit der japan. Flora sonst gar keine Berührung. Der Botaniker darf sich also durch die Insellage des Reiches nicht täuschen lassen. Japan ist gegen das Festland von Mittelasien und gegen Nordamerika in seiner Vegetation nicht mehr isolirt, als die großbritanischen Inseln gegen Mittel- und Nord-Europa. Daher haben auch alle die ausgezeichneten Männer, welchen wir die großartigen Arbeiten über den mittleren Theil des Kontinentes verdanken, zugleich mit zu der Flora von Japan beygetragen und ihr Vorschreiten erleichtert.

Was den Zustand der naturhistorischen Literatur bey den Japanern selbst betrifft, so berichten bereits Kämpfer und Thunberg, daß viele Aerzte und andere eingeborne Gelehrte zu ihrer Zeit emsig sich mit diesen Wissenschaften, insbesondere mit Botanik, beschäftigten. Sie zählen eine nicht unbedeutende Literatur und darunter Werke von 15 bis 20 Bänden auf. Von Siebold hat das Verzeichniß nicht allein vervollständigt, er brachte

größtentheils die Werke selbst und überdieß Herbarien japanischer Sammler nach Europa. Die Systemkunde steht nach diesen Quellen ungefähr auf dem Standpunkte, wie bey uns in der Periode zwischen Brunfels und den Bauhin's. Die Botanik ist vorzugsweise noch Dienerin der Medizin und der technischen Sparten. Nur solche Gewächse werden deßhalb einer gewissen Aufmerksamkeit gewürdigt, welche dem Menschen in irgend einer Beziehung nützlich oder schädlich sind, oder doch dafür gehalten werden. Ihre Zahl ist übrigens in Japan groß, theils wegen der durch uralte Kultur wirklich zahlreichen Menge der Nutz- und Kulturpflanzen, theils weil halbgebildete Nationen bey jeder Pflanze direkte Beziehungen zu dem Menschen voraussetzen. Ein wissenschaftlicher Eintheilungsgrund für das Gewächsreich ist den Japanern noch unbekannt. Eben so wenig kennen sie eine Terminologie und Beschreibungen. Wir finden in ihren Werken nur Abbildungen von oft überraschender Treue, aber keine Definitionen, höchstens Angaben des Standortes, der Benutznng einzelner Gewächse u. dgl.

Doch haben sie mit vielem Scharfsinn natürliche Familien und Gattungen dem Habitus nach schon lange herausgefunden und durch gemeinschaftliche Namen ausgezeichnet, so daß ihre Nomenclatur im gemeinen Leben bezeichnender ist als noch jetzt unsere deutsche. Die Artennamen werden häufig nach der Aehnlichkeit einer Pflanze mit einer anderen und zugleich mit Beziehung auf ihre Eigenschaften oder ihre Lebensweise gewählt. So z. B. ist Tsja Thee, Jama-tsja Bergthee (Stuartia monadelpha), Ama tsja süsser Thee (Hydrangea Thunbergii und Platycrater arguta), Skimi ist Illicium religiosum, Mijama skimi Berg-Skimi (Skimia japonica), Mokokf Ternstroemia japonica, Hama-Mokokf Strand-Mokokf (Raphiolepis japonica) u. s. w. Alle Nadelhölzer heißen Matz, und dieses Wort wird jeder Art im Namen beygefügt. Bäume und Sträucher endigen nach Thunberg häufig in ki, Schlingpflanzen in Kadsura, Zierblumen in Fanna oder Banna, Hülsengewächse in Mame. Jama oder Mu und Jri zeigen in der Zusammensetzung des Namens wildwachsende, Kara, Karas oder Too exotische eingeführte, Sato kultivirte Pflanzen an. Immergrüne Gewächse endigen auf Sugi, Orchideen auf Ran, Weidenarten und andere mit ähnlichen Blättern auf Janagi, Ahorne auf Momisi, Lilien auf Juri, sehr große Bäume auf Kiri oder Giri, sehr kleine Pflanzen beginnen mit Ko. Wie wir im Deutschen, um den Unwerth einer Art einer andern gegenüber zu bezeichnen, die Prädikate Teufels-, Hunds-, Schweins-, z. B. in Teufelsfinger, Hundsveilchen, Schweinsbrod dem Namen vorsetzen, so gebraucht der Japaner sein Oni, und unserm Stein- in Steinbrech, Steinkresse u. s. w. entspricht sein Isi. Die populäre Auffassung der Natur scheint nach diesen Proben in Japan und dem ganzen Völker- und Ländercomplex Asiens, welchem derselbe Schrift- und Sprachtypus gemeinsam ist, weiter vorgeschritten und sich klarer geworden zu seyn als im Occident. Der plastische oder hieroglyphische Ursprung der dortigen Sprachzeichen mag hierauf seinen Einfluß geübt, und eine größere Menge von Anhaltspunkten für später nachfolgende wissenschaftliche Systematik herbeygeführt haben, als in den occidentalischen Sprachen. Ein regelrecht gegliedertes Systema naturae wird sich zwar auf diesem Wege nicht entwickeln, aber durch von der Sprache unabhängige Forschung einmal gefunden, wird es sich viel leichter in die gewöhnliche Konversation und Schrift übertragen lassen, als in unsern Idiomen. Auch sind die Japanesen den europäischen Formen des Studiums durchaus nicht abgeneigt. Sie fühlen sehr gut die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Einigung in der Beobachtung. So hat trotz den Schwierigkeiten der Mittheilung das Linneische Pflanzensystem durch Thunbergs und von Siebolds Bemühungen bereits viele Anhänger unter den japanischen Botanikern gefunden, welche die neue Eintheilung recht gut zu handhaben wissen.

Japan bildet den größten Theil des langgestreckten und verhältnißmäßig schmalen Archipelagus, welcher aus vielen kleineren, wenigen großen Inseln zusammengesetzt sich von Formosa unter dem Wendekreise über die Liu Kiu-Gruppe bis Yezo in der Richtung von SS.W. nach NN.O. erstreckt und sich dort in zwey Arme theilt, von welchen einer, die Kurilen, fast gerade nördlich nach der Halbinsel von Kamtschatka reicht, der andere etwas westlich gewendet sich der Mandschurei entlang tief in das

Meer von Ochotzk bis zum 55° n. B. vorschiebt. Die größte Landmasse in demselben bilden die zunächst zum japanischen Reiche gehörigen Inseln Kiusiu, Sikok, Nippon und Jezo zwischen dem 31 und 45° n. Br. Ueber die Liukiu-Inseln verwahrt das k. Herbarium in Petersburg kostbare Materialien aus dem Nachlaß des jüngeren Mertens, so weit ein kurzer Reiseaufenthalt solche liefern kann. Aber über Jezo sind wenige, über Krafto und die japanischen Kurilen gar keine Nachrichten vorhanden. Das Areal der Flora von Japan umfaßt also, so weit es schon jetzt bearbeitet werden kann, die drey oben genannten Inseln zwischen dem 31 und 42° n. B. Das Klima ist wie in ganz Mittelasien rauher als in Europa und die Winter streng und schneereich, daher viele japanische Pflanzen, welche in Japan unter 33 — 40° n. B. wachsen, in Deutschland gut im Freyen aushalten. Alle Inseln sind von hohen Gebirgen durchzogen, welche wie das Land selbst von Südwest nach Nordosten streichen. Sie enthalten viele, theils jetzt ruhende, theils noch in Thätigkeit begriffene Vulkane (welche auch über die Kurilen nach Kamtschatka fortsetzen), und heftige Erdbeben erschüttern oft die Grundfesten der Inseln. Der Boden ist durch Kultur an vielen Orten sehr fruchtbar gemacht, außerdem nach Kämpfer aber ziemlich mager, jedoch reichlich bewässert. Die sehr dichte Bevölkerung (angeblich 25 Millionen Menschen) hat die ursprüngliche wilde Flora auf diejenigen Orte zurückgedrängt, welche der Kultur unzugänglich sind und jeden Fußbreit brauchbaren Bodens für ihre Zwecke in Anspruch genommen. Trotz dem sind aber die Einwohner noch genöthigt, sich vieler Vegetabilien als Nahrungsmittel zu bedienen, welche in andern Ländern wenig oder gar nicht genossen werden, nämlich vieler wildwachsender Wurzeln von Aroideen, Farnkräutern, Lilien, noch mehr aber fast aller Arten von Fucus, welche im umliegenden Meere vorkommen und einen beträchtlichen Theil der Nahrung des gemeinen Volkes ausmachen. Das strenge Verbot der Auswanderung mag seit den letzten Jahrhunderten durch Uebervölkerung hiezu noch Vieles beygetragen haben.

Die Pflanzenkultur ist in Japan sehr alt und über ihren Anfang eben so schwer etwas auszumitteln, als über den Ursprung des japanischen Volkes. Gewiß ist aber, daß ein großer Theil von Mittelasien in Beziehung auf den Pflanzenanbau seit uralten Zeiten gemeinsame Fortschritte gemacht und in innigem Verkehr und Austausch gestanden haben müsse, bis die eigenthümlichen Produkte der einzelnen Länder das Gemeingut des ganzen Komplexes geworden waren. Dazu gehören vorzüglich China, Nordindien, Korea, ein Theil der Mandschurey und Japan. Mit der nöthigen Berücksichtigung der verschiedenen Breite haben diese Länder fast alle Nutz- und Zierpflanzen gemeinschaftlich und jede Entdeckung, welche in einem derselben in dieser Beziehung gemacht wird, darf auch für die übrigen geltend gedacht werden. Am Innigsten sind freylich die Relationen zwischen China, Korea und Japan. Die Japanesen geben selbst zu, daß sie ihre meisten Kulturpflanzen von den beyden erstern Ländern her erhalten haben und diese Gewächse führen meistens auch einen chinesischen und japanischen Namen zugleich. *)

*) Manche Kulturgewächse des chinesisch-japanesischen Komplexes haben auch auf andere Welttheile ihre Ausdehnung gefunden. Die Chinesen haben allenthalben in ihre Ansiedlungen in Amerika u. s. w. gewisse Gewächse mitgenommen und dort einheimisch gemacht. Pinus Massoniana, eine der in China und Japan gemeinsten Föhren hat sich auf ähnliche Weise durch die Holländer nach dem Kap der guten Hoffnung ausgedehnt, wo sie jetzt als Zimmerholz kultivirt wird. Für die Pflanzengeographie sind diese Thatsachen wichtig, um irrige Angaben über die natürliche Verbreitung der Arten zu vermeiden. Auf ähnlichem Wege wie die Auswanderungen der Chinesen hat der Sklavenhandel mehrere afrikanische Gewächse, z. B. die Oelpalme und die Mohrenhirse nach Amerika übersiedelt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Heimath der einzelnen Gewächse ist deßhalb fast gar nicht mehr zu ermitteln, um so mehr da die Kultur sich selbst auf die Waldbäume erstreckt. So sind z. B. die Nadelholzwälder in China und Japan auf den Gipfeln und Abhängen der Gebirge fast durchgängig künstlich gepflanzt, und ein Gesetz befiehlt, daß jeder geschlagene Baum durch zwey neu gepflanzte ersetzt werden muß. Dadurch haben sich aber auch alle die zahlreichen Arten über die ganze Länderstrecke verbreitet und ihre Heimath ist nicht mehr nachzuweisen.

Dabey ist ein merkwürdiger Umstand nicht außer Augen zu lassen. Europa hat fast alle seine Nutz- und die meisten seiner Zierpflanzen aus der Fremde entlehnt, fast von allen wissen wir, daß sie im bereits kultivirten Zustande eingewandert sind. Asien dagegen hat die seinigen alle als heimische Bürger seiner ursprünglichen Vegetation selbst gezähmt. Hätte das arme Europa nicht aus allen Welttheilen die Nutzpflanzen an sich gezogen, welche seine klimatischen Verhältnisse gestatten, so wäre es heute noch auf Jagd und Viehzucht beschränkt. Asien war reich genug, der fremden Hilfe entbehren zu können. Im Bereiche dieses Welttheiles lassen sich ungefähr vier große, in ihren selbstständigen Produkten und in der Zähmung ihrer Nutzpflanzen unabhängige charakteristische Komplexe aufstellen, nämlich Iran und Turan mit dem Pentschab bis gegen den Indus, repräsentirt durch die europäischen Cerealien und Obstfrüchte, Wein und Rosen; China, Japan, Korea und Oberindien mit dem Thee, Kampher, Firnißbaum, Reis; die indischen Halbinseln mit Tropenfrüchten und Reis, endlich die Molucken mit ihren Gewürzen. Der nördliche Theil des Welttheiles ist, wie ursprünglich Europa, hauptsächlich auf Viehzucht und Jagd angewiesen.

Die KulturpflanzenAsiens sind also nichts dem Erdtheile Fremdes, ihr Studium führt keine neuen und störenden Elemente in die vaterländische Flora ein, ihre Verbreitung ist keine gewaltsame Uebersiedlung, sie ist eine langsame und gleichmäßige, zusammenhängende Ausdehnung jeder Spezies von ihrem ursprünglichen Standorte bis zu ihren physikalischen Gränzen, theilweise noch charakteristischer gemacht durch die dabey entstandenen Spielarten.

Die Wichtigkeit dieser Betrachtungen stellt sich am meisten bey einem Lande heraus, welches wie Japan unter (bisher bekannten) zweytausend Pflanzenarten mehr als fünfhundert, also mehr als das Viertheil kultivirte Gewächse zählt. Wären alle diese, so wie in Europa, als völlige Fremdlinge zu betrachten, wie arm wäre die Vegetation auf einer Landstrecke von 11 Breitengraden. So sind sie aber alle selbst heimisch, wenn nicht in Japan, doch in China oder Korea, wir wissen die Gränzen ihrer Heimath, wenn wir auch nicht die speciellen wilden Standorte kennen; eine verhältnißmäßige Ausdehnung des Florengebietes umfaßt auch die letzteren unfehlbar und ihre Aufnahme in die Flora selbst wird damit ganz natürlich. Japan erscheint dadurch gleichsam nur als der ökonomisch-technische Garten

für die Nutz- und Ziergewächse Mittelasiens, die zugleich in diesem Gebiete wild wachsen.

Trotz dem bleibt aber die geringe bisher bekannte Pflanzenzahl bemerkenswerth in einem Reiche, dessen drey größte Inseln durch eilf Breitengrade sich erstrecken. Freylich ist das Land noch sehr wenig untersucht; außer der kleinen Halbinsel von Kiusiu, auf welcher Nangasaki liegt, kennen wir durch Autopsie der Europäer nur den Weg nach Yedo, der überdieß fast immer durch sehr angebaute Gegenden führt. Zwar hat v. Siebold sich durch eingeborne Sammler aus vielen andern Provinzen beträchtliche Sammlungen erworben, aber sie konnten natürlich nicht erschöpfend seyn. Wenn wir also Japan lediglich in Rücksicht auf seine Größe und Lage beurtheilen wollten, so müßte nach Analogie mit andern Erdstrichen seine Flora wenigstens 5000 Arten umfassen und davon uns mehr als die Hälfte noch unbekannt seyn. Aber zwey Umstände machen diesen Kalkul schwankend. Zunächst die Armuth an Arten in den Inselfloren zumal unter der gemäßigten Zone, die sich z. B. in der Flora von Großbritanien trotz der Nähe des Kontinentes zu erkennen giebt. *) Noch mehr aber die uralte über das ganze Land verbreitete Kultur, welche die ursprüngliche Vegetation fast allerorts verdrängte. Verarmung der Flora aus dieser Ursache finden wir in jedem dicht bevölkerten und fleißig angebauten, so wie in jedem allzurasch und übermäßig in Anbruch genommenen Lande. Der Zweck aller Pflanzenkultur ist der größte Ertrag auf dem kleinsten Raume. Dieses wird hauptsächlich durch den Anbau gesellig lebender Gewächse erreicht, deren Gedeihen auf einer gewißen Area man vorzugsweise befördert, und alle andern, welche noch mit fortkommen wollen, gewaltsam beseitigt. So ist es, wenn eine Wiese oder ein Wald in Klee- oder Getreidefeld verwandelt wird. Hundert Pflanzen, welche auf dieser Fläche wild wuchsen, werden vernichtet, um die größte Pro-

*) Nach Loudon sind selbst viele unserer Waldbäume in Großbritanien eingeführt. Nach ihm ist z. B. von den Nadelhölzern nur die Föhre daselbst wild, die Lerche dagegen wurde eingeführt i. J. 1629, die Fichte 1548, die Weißtanne 1603.

duktion einer einzigen herbeyzuführen. Je weiter diese Kultur sich über ein Land erstreckt, oder je dichter es bevölkert, je fleißiger es angebaut ist, desto mehr verschwindet die ursprüngliche Flora oder sieht sich auf die unwirthbarsten der Kultur unzugänglichen Distrikte zurückgedrängt, wo sie selbst theilweise nicht mehr gedeihen kann. Die ursprüngliche Fauna theilt ihr Loos. Sind beyde dann einmal bis zu einem gewissen Grade herabgedrückt, so erholen sie sich häufig nicht wieder, wenn auch die Kultur in ihren Bemühungen nachliesse, denn auch die Wanderungen der Thiere und Pflanzen haben eine Geschichte und lassen sich nicht nach Willkühr herbeyführen. Ein von jetzt an entvölkertes Deutschland würde dennoch niemals wieder den Charakter des alten Germaniens annehmen. Dafür sprechen die Zeugnisse aller Zonen. In der Polarzone und auf hohen Alpen sind (vielleicht durch Naturereignisse) große Waldungen verschwunden und haben sich nicht erneuert. In den Tropen regenerirt sich der Urwald nicht, wenn der Mensch ihn mit Art oder Feuer vertilgt hat, es treten andere Kombinationen an seine Stelle. Die von den Alten bereits abgeholzten Gipfel der hellenischen Gebirge haben sich trotz der Verwilderung des Landes in späterer Zeit nicht wieder bewaldet, so wenig als die stattlichen Waldungen sich wieder herstellen, welche die Thorheit der ersten Einwanderer auf den kanarischen Inseln und auf Madeira in kurzer Zeit vernichtete. Die Wunden, welche der Mensch in seiner Herrschaft der außer ihm lebenden Erdschöpfung schlägt, sind bleibend, sie vernarben nie. Könnte er jeden Raum benützen, jede Scholle zu seinen Zwecken verwenden, so wäre die Fauna und Flora der Erde in weniger Zeit vielleicht auf ein Zehntheil ihrer jetzigen Artenzahl verringert. Aus diesem Grunde vermuthe ich, daß die japanische Flora, wenn wir sie auch völlig kennen, im Verhältniß zur Größe und Lage des Landes nie zahlreich an Arten seyn wird.

So wie dagegen die Zahl der Kulturgewächse außerordentlich groß ist, so ausgebildet ist auch der Feld- und Gartenbau der Japanesen. In der Bearbeitung und Wässerung des Landes*), in der Ver-

*) Kämpfer sagt in dieser Beziehung: „Getreide

edlung und Vermehrung der Pflanzen können sie den Europäern zum Muster dienen. Die wichtigste Getreideart ist der Reis, sowohl zum Essen als zur Bereitung des Reisbieres, aber auch Weitzen, Gerste und Hirsen, Lupinen und Dolichosarten, Gemüse der verschiedensten Art, eine Menge Gurken, Melonen und Kürbisse, Rettige, Oelgewächse, Hanf und Baumwolle werden angebaut. Die europäischen Obstarten fehlen theils völlig, theils sind ihre Früchte unschmackhaft; auch die Traube gedeiht nicht gut. Von Steinobst werden viele Arten nur der schönen Blüthen wegen zur Zierde gezogen. Die Früchte, welche dem Uebergangsklima zwischen der gemäßigten und heissen Zone angehören, wie z. B. Pomeranzen, Citronen, Diospyros, Annonen u. dgl. sind häufig. Kastanien, eßbare Eicheln, die Früchte des Taxus (Torreya) nucifera, Wallnüsse, dienen als Nahrung und Naschwerk. Die Feige ist eingeführt. Mehrere Bambusarten dienen zu verschiedenem häuslichem Gebrauch. Kampferbäume, Firnißbäume, Papiermaulbeerbaum sind allenthalben gepflanzt, so wie zur Seidenzucht der gemeine Maulbeerbaum. Unter den Gewürzen ist besonders eine Fagara (piperita) üblich. Der Thee, so unentbehrlich sein Genuß für den Japanesen auch ist, „hat bey der dichtgedrängten Kultur keine eigene Stätte, ihm ist in diesem engen Lande kein anderer Platz vergönnt, als die Ränder der Aecker und andere zur Besaamung unbequeme Oerter.“ Ursprünglich soll er aus Korea über China im neunten Jahrhundert gekommen seyn.

Der Charakter der japanischen Flora ist im Ganzen der der wärmeren gemäßigten Zone, jedoch erscheint die Vegetation im Ganzen nördlicher als unter gleicher Breite in Europa, Nordafrika und dem westlichen Asien. Die der Lage Japans entsprechenden Parallelen reichen von Neapel über die Südspitze Europa's bis tief ins nördliche Afrika nach Biledulgerid, westlich schneidet die südliche Parallele (31°) Kairo und Balsora. Diese Erdstriche haben aber vielmehr Tropennatur als Japan, mit welchem Lande sie theilweise Inselklima gemein haben. Auch gedeihen in Europa unter 40 — 50° n. Br. noch viele japanische Gewächse im Freyen. In der alten Welt ist wie in Amerika (wo am stillen Ocean der Baumwuchs erst um 7° nördlicher aufhört als in der Hudsonsbay) im westlichen Theile das Klima viel milder und die Vegetation weiter gegen Norden ausgedehnt als im Osten.

Betrachten wir einzeln die artenreichsten oder am meisten charakteristischen Pflanzenfamilien, welche in Japan vorkommen, so läßt sich indessen nicht läugnen, daß eine bedeutende Masse von Formen sich darunter einstellen, welche wir früher als der heissen Zone angehörig zu betrachten gewohnt waren. Aber hier tritt noch ein eigner Umstand ein. Die Tropenländer der alten und neuen Welt sind in botanischer Beziehung verhältnißmäßig früher bekannt geworden, als die an den nördlichen Wendekreis besonders in Asien gränzenden Länder, und wie letztere genauer untersucht zu werden anfiengen, hatte sich schon ein festes Bild von der Tropenflora überhaupt und von ihren Bestandtheilen ausgebildet. Nun weist sich aber in Folge der neueren Entdeckungen nach, daß viele dieser Formen nicht exklusiv tropisch sind, sondern theilweise noch weit über 30° n. Br. reichen, wofür die Flora des Himalaja's sowohl als Japans evidente Beweise liefert. Diese hören also dann auf reine Tropenformen zu seyn, nicht aber machen sie die Vegetation, welcher wir sie zu unserer Ueberraschung beygemischt finden, selbst zur tropischen, im Gegentheil wird nur die scharfe Peripherie, welche wir der Aequatorial-Vegetation zu geben gewöhnt waren, dadurch etwas gemildert und theilweise verwischt, aber auch berichtigt. Dieses muß ich voranschicken, um nicht mißverstanden zu werden, wenn ich in nachstehender Aufzählung immer von tropischen Formen spreche. Die Familien sind nach der Zahl ihrer bisher aus Japan bekannten Arten gereiht, doch wäre die Angabe der einzelnen Zahlen noch unsicher und ist daher unterblieben.

---

und Hülsenfrüchte ꝛc. geben nicht nur die platten Felder, die man niemals zu Wiesen gebraucht, sondern auch die steilen Gebirge bis zu den höchsten Spitzen, wo nur immer Wurzel und Regenwasser haftet. Der platte Grund wird mit Ochsen gepflügt, die Höhen mit Menschenhänden bearbeitet und beydes wohl dreymal im Jahre mit Menschenmist gedüngt. Wer seinen Acker ein Jahr lang unbesäet läßt, wird desselben nach den Landesgesetzen verlustig.“ Von dem Gesetz über Abhauen und Nachpflanzen der Waldbäume war schon oben die Rede.

Die Compositae (125) in Japan haben wenig Tropisches. Dieses beweisen schon die zahlreichen Carduaceen, die Artemisien, Achilleen, Sonchus, Chrysanthemum ꝛc. Unter den Gräsern (87) sind viele sonst äquatoriale Formen. Besonders auffallend erscheinen die zahlreichen Bambusen, Paspalum, Erianthus, Saccharum, Zoysia, Oryza etc. Auch die Leguminosae (69) nehmen an diesem Habitus Theil durch Bauhinia, Caesalpinia, Inga, Mimosa, Aeschynomene, Indigofera, Crotalaria, so wie durch die Dolichos- und Soja-Arten. Dagegen treten unter den Rosaceis mit Ausnahme tropischer Rubus-Arten fast durchgehends der gemäßigten Zone entsprechende Formen auf, wie Rosa, Sanguisorba, Agrimonia, Potentilla, Geum, Spiraea esc. Charakteristisch sind Keria und Rhodotypus. Die Pomaceae enthalten fast durchgehends eigene, von den europäischen Obstarten verschiedene Species, und beweisen dadurch mit die Unabhängigkeit der Pflanzenkultur in Ostasien von der des Westens. Die Cyperaceae, wahrscheinlich bisher nur unvollständig untersucht, scheinen durch angeblich 23 Arten von Carex überwiegend nördlich. Die Labiatae gehören ebenfalls fast sämmtlich zu Gattungen der gemäßigten Zone. Ein Gleiches gilt von den Ranunculaceis, wo besonders 5 Coptis-Arten sich bemerkbar machen. Dagegen sind die Smilaceen und Dioscoreen gemischt, letztere fast rein tropisch durch zahlreiche Discorea-Arten, erstere in Smilax an die Tropen- in Convallaria, Uvularia etc. an die gemäßigte Flora sich anschliessend. Die Umbelliferae gehören ebenfalls der letzteren an. Die Ericeae sind, wie fast überall gemäßigt, aber charakteristisch ist der Reichthum an Arten in Azalea, Andromeda, Pyrola, Vaccinium, Rhododendron. Ebenso die Asphodeleae, ausgezeichnet durch die ebenso zahlreichen als prächtigen Lilium- und Funkia-Arten. Unter den Orchideis erscheint auffallend, daß vorläufig die Zahl der epidendrischen also der Tropenformen größer ist als die der epigäen. Dieses erinnert an ein ähnliches Vorkommen in Mexiko, wo die ersteren in einer Höhe von 8000′ ü. d. M. in den Eichenwäldern (zugleich mit Cacteen) noch so häufig sind.

Die Cupuliferae treten in Formen auf, wie sie gewöhnlich in der warm gemäßigten Zone oder in den Gebirgen der heißen sich finden. Zahlreiche immergrüne Eichen zum Theil mit eßbaren Früchten, mehrere Carpinus ꝛc. erinnern an Mexiko, den Himalaya nnd die Gebirge von Java. Die Cruciferae sind meistens nur kultivirt, ihre Formen nordisch. Ueberraschend ist der Reichthum an Gattungen und Arten der Coniferae, so wie die Eigenthümlichkeit der Formen. Unter den Abietinen 1 Sciadopitys, 1 Cunninghamia, 7 Abies und 4 Pinus, unter den Cupressinen 2 Thuja, 1 Thujopsis, 3 Cupressus, 1 Cryptomeria, 3 Juniperus, unter den Taxinen 1 Taxus, 1 Torreya, 2 Cephalotaxus, 2 Podocarpus (mit Nageia) und 1 Salisburia, also die größte Mannigfaltigkeit der Formen, wahrhaft für die Flora charakteristisch. Die verhältnißmäßig große Zahl der Urticeae erscheint tropisch in vielen Ficus- und Urtica-Arten. Die Caprifoliaceae für die Flora bezeichnend durch zahlreiche Lonicera-, Diervilla-, Abelia- und Viburnum-Arten sind mehr Eigenthum der gemäßigten Zone. Noch mehr weisen die Polygoneae mit Polygonum und Rheum, so wie die Personatae mit Pedicularis nach dem Norden. Die Acanthaceae mit Ruellia, so wie die Euphorbiaceae mit Croton, Aleurites, Phyllanthus und endlich die Laurineae sind Repräsentanten der Tropen. Sehr merkwürdig ist die große Anzahl der Acerinae (angeblich 25 Acer), überwiegend noch gegen Nordamerika und Nordindien, und eben so die der Saxifrageae, wo die Gattung Hydrangea ihren Kulminationspunkt erreicht, die Gattungen Schizophragma, Platycrater und Cardiandra eigenthümlich erscheinen und zahlreiche Deutzien an China und Nordindien mahnen. Caryophyllaceae, vorherrschend Sileneae mit Lychnis und Dianthus sind temperirt, eben so die Drupaceae mit vielen, aber meistens nur zur Zierde gezogenen Arten von Prunus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Cucurbitaceae und Aquifoliaceae (Ilex) erscheinen tropisch, nordisch dagegen die Boragineae. Die Oleineae, Olea, lasminum, Osmanthus, Forsythia gehören der warmen gemäßigten Zone an, und an sie reihen sich die für Japan so bedeutsamen Ternstroemiaceae mit Camellia, Ternstroemia, Cleyera, Eurya, Thea, Stuartia. Die Camellien gehören zu den wenigen gesellig lebenden Holzgewächsen in Japan, welche in größeren reinen Beständen wachsen. Der Thee wurde in früher Zeit eingeführt, genießt aber fast keinen Schutz, da man ihn auf den Ackerrainen wachsen läßt, und erscheint also hier weniger empfindlich, aber auch von geringerer Qualität als in China. Die Araliaceae mit vielen Aralien und Panax-Arten, so wie die Celastrinae (8 Evonymus) sind warm gemäßigt. Die Rhamneae erinnern in Hovenia ebenso wie die zahlreich kultivirten Aurantieae mit Citrus, Aegle und Skimmia an die uralte Kultur-Verbindung zwischen Japan und Indien. Tropisch erscheinen ferner die Malvaceae durch Gossypium, Hibiscus etc. so wie die Amarantaceae mit den auch bey uns längst eingeführten annuellen Ziergewächsen Amaranthus bicolor, Celosia argentea und cristata, Gomphrena globosa etc., dann die Aroideae worunter mehrere Nahrungspflanzen und die Asclepiadeae. Nordisch sind dagegen die Primulaceae (Primula, Lysimachia), Chenopodiaceae, Sedeae (Sedum), Violarieae (Viola) und Betulinae (Betula, Almus), zweifelhaft die Rubiaceae, zugleich durch Galium und Gardenia repräsentirt. Wir heben aus den nun folgenden minder artenreichen Familien nur mehr die Gattungen aus, welche überwiegend tropisch oder außerdem charakteristisch sind. Zu ersteren gehören Clerodendron, Callicarpa, Magnolia, Carissa, Bladhia, Euryale, Nelumbium, Fagara, Lobelia, Palmae, Lardizabaleae, Musaceae (4 Arten), Sapindaceae, Bignoniaceae, Combretaceae, Elaeocarpeae, Myrtaceae, Begoniaceae (kommen übrigens auch im Himalaya vor), Cycadeae, Piperaceae, Sterculaciae. Mehrere Gattungen, welche durch die Anzahl der Arten charakteristisch sind, müssen erst vollkommen untersucht seyn, um zu wissen, ob die bisherigen Bestimmungen richtig sind, so Uvularia, Melanthium, Corydalis, Campanula, Juncus, Potamogeton u. s. w. Bezeichnend sind außerdem die Magnoliaceen (Magnolia, Illicium) wie in Nordamerika und Indien, 6 Salix und 2 Populus, Bladhia, Ulmus mit Euptelea, 3 Epimedium, Styraceae, Elaeagnus, die Hamamelideae, welche jetzt ihr überwiegendes Bürgerrecht in Asien gegen Amerika beurkundet haben, Iuglans, die Saurureae. Eine Opuntia ruft den Zweifel, ob diese Familie überhaupt der alten Welt erst durch die Entdeckung Amerika's zugekommen sey, auf's Neue hervor. Man sollte um so eher vermuthen, daß dieses nicht der Fall sey, weil die Opuntien in Ostindien so wie in Japan nur wegen ihrer Dornen zu Hecken verwendet werden, der Genuß der Frucht und die Cochenillezucht dagegen unbekannt sind. Eine Leptospermea,

wahrscheinlich Melaleuca, erinnert an Ostindien. Die Pittosporeen treten mit der neuen Gattung Stachyurus auf; endlich bestättigt eine isolirte Proteacea (Helicia) die vorherrschend südliche Verbreitung der Familie, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, in wenigen Formen in drey Welttheilen (Europa mit Afrika, Asien mit Neuholland, und Amerika) den Aequator durchgeht und in der Gegend des südlichen Wendekreises ihren Kulminationspunkt findet.

So sehen wir das oben Gesagte in diesen Details bestätigt und zahlreiche Formen der wärmeren Breiten der Flora von Japan beygemischt. Dieser Kombination entspricht auch das Verhältniß der Holzgewächse zu den krautartigen. Erstere sind nämlich bereits viel zahlreicher und auch die Gattungen enthalten viel mehr Arten als in den reinen Floren der gemäßigten Zone. Auch ist kein überwiegendes Vorkommen einzelner geselliger Species in großen und reinen Beständen mehr sichtbar. Wald und Gebüsch sind immer schon aus vielen Arten gemischt, wie sich solches auch im südlichen Europa bemerkbar macht und gegen den Aequator hin immer zunimmt. Unter 2000 Pflanzen in Japan finden sich bereits 700 Holzgewächse, während wir in Deutschland deren kaum 300 zählen.

Was nun die Verwandtschaft der Flora mit denen anderer Länder betrifft, so besteht, wie schon erwähnt offenbar die nächste Verbindung mit der von China und Korea und der uralte Verkehr mit diesen Ländern hat zum Theil die ursprünglich wilden Standorte der einzelnen Arten völlig unkenntlich gemacht und verwischt. Die Entdeckungen v. Bunge's, Kirilov's u. A. weisen selbst im nördlichen China zwischen Pecking und der russischen Gränze in der Uebereinstimmung vieler bezeichnender Gattungen wie Magnolia, Kadsura, Aesculus, Cedrela, Deutzia, Weigelia, Abelia, Dioscorea etc. darauf hin.

Nicht viel geringer, aber der Entfernung wegen viel überraschender ist die Aehnlichkeit der japanischen Flora mit der des Himalayazuges, so weit diese jetzt bekannt ist, insbesondere mit der von Assam, Butan und Nepal. Leider fehlen uns noch fast alle botanischen Notizen über die östlichen Fortsetzungen der Gebirgskette durch China bis zum Meere, welche uns allein den Zusammenhang klar machen können. Aber höchst merkwürdig bleibt unter allen Umständen die große Uebereinstimmung der Gattungen und die fast völlige Gleichheit vieler Arten. Schon oben ist erwähnt worden, daß unter den 60 im ersten Bande der Flora aufgeführten Gattungen 37 zugleich ostindisch sind. Aber wie ähnlich zugleich die Arten sind, läßt sich z. B. in den Gattungen Anemone, Benthamia, Camellia, Campanumoea, Cleyera, Deutzia, Hoveuia, Hydrangea, Kadsura, Ligularia, Lilium, Lychnis, Magnolia, Quercus, Skimmia, Symplocos, Viburnum, Cupressus, Torreya, Taxus, Podocarpus, Nageja etc. erkennen. Doch sind sie nur selten wahrhaft identisch, so daß beyde Floren in ihrer Kombination, so wie im Habitus die größte Verwandtschaft und Analogie darstellen, ohne daß eine Verbreitung oder Ausdehnung der einzelnen Species über beyde Länder, also ein direkter Zusammenhang ihrer Floren nachgewiesen werden kann.

Ein ähnliches Verhältniß hat, nur in geringerer Ausdehnung, statt mit der Flora des wärmeren Nordamerika's von Pennsylvanien bis Florida. Leider fehlen uns nähere Kenntnisse über die Flora der westlichen Küste längs des großen Oceans, aber was wir darüber wissen, scheint mehr darauf hinzudeuten, daß im Westen von Amerika die Vegetation weniger Aehnlichkeit mit der japanischen hat als im entlegenen Osten, daß aber auch hier kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beyden, wohl aber theilweise eine große Analogie statt hat. Diese macht sich geltend in den Familien der Rosaceae, Coniferae (Torreya), Ericeae (Azalea), Liliaceae, Cupuliferae, Caprifoliaceae (Diervilla), Laurinae Acerinae, Saxifrageae (Hydrangea), Oleinae, Ternstroemiaceae (Stuartia, Ternstroemia), Araliaceae, Celastrinae, Violarieae, Betulinae, Myristiceae (Illicium), Styraceae u. s. w., sowie in der Mannigfaltigkeit der Holzgewächse, welche keine ausschließlich in ihren Individuen gesellig lebende Art mehr aufkommen läßt.

Weniger merkbar ist eine Verwandtschaft der

Flora mit Mittel- und Südamerika. Doch kommen einige interessante Berührungspunkte z. B. in den Gattungen Ternstroemia und Hisingera vor. Viele dort vorwaltende große Familien, wie z. B. Malpighiaceae, Guttiferae u. s. w. fehlen dagegen in Japan völlig und andere kommen nur in einzelnen Repräsentanten vor.

Die Relationen der japanischen Flora zu der der südlicher gelegenen Inseln im großen Ocean sind noch wenig gekannt. Was wir durch Mertens über die Liukiu-Inseln wissen, spricht für große Analogie, aber nicht für Identität der Arten. Ueber Formosa haben wir zu wenige Nachrichten; die Philippinen und Molukken sind in ihren Niederungen rein tropisch. In den Gebirgen von Java finden sich allerdings noch den japanischen analoge Formen, aber im Ganzen muß man mit der Annahme, daß wirklich japanische Pflanzen auch auf Java wachsen, sehr vorsichtig seyn, weil die Holländer seit langer Zeit schon viele japanische Nutz- und Zierpflanzen dort kultiviren.

Mit Afrika und Australien hat die japanische Flora fast gar keine Berührung, selbst in den Gattungen.

Mit Europa hat sie natürlich viele Familien und Gattungen, welche sich in der gemäßigten Zone über mehrere Welttheile verbreiten, aber äußerst wenige und an und für sich den Ratten gleich kosmopolitische Arten gemein, und wiederholt muß darum bemerkt werden, daß Thunberg die Namen so vieler europäischer Gewächse auf, wenn auch verwandte, doch entschieden differente Arten in Japan mit Unrecht übertrug und dadurch grobe Irrthümer in der Pflanzengeographie veranlaßte.

Weitere Schlüße aus den hier gegebenen, allerdings noch sehr lückenhaften Thatsachen zu ziehen, erlaube ich mir vorläufig noch nicht. Dazu wird erst Zeit seyn, wenn die systematische Bearbeitung der ganzen jetzt vorliegenden Flora vollendet ist, wozu hoffentlich die nächsten Jahre genügen.

---

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

Schon im Jahre 1836 habe ich der verehrlichen Klasse einige Bemerkungen über das Verhalten der Zechstein-Formation des Spessarts vorgelegt. Ich bin damals absichtlich nicht ausführlicher auf die Schilderung dieser Formation eingegangen, theils weil es mir zunächst nur um ihre dolomitischen Abtheilungen zu thun gewesen war, theils aber, weil ein mit dem Gegenstande ungleich Vertrauterer als ich, der Oberbergassessor Bezold, früher Bergmeister zu Kahl im Spessart, an diese Bearbeitung sich machen wollte. Diese Aussicht ist jetzt verschwunden: der treffliche Mann beschloß schon am 24. Januar l. J. seine irdische Laufbahn. Die von ihm beabsichtigte Beschreibung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts ist ganz unterblieben, ist nicht einmal zum Anfang gekommen, da früher anstrengende Berufsgeschäfte, später fortwährende Krankheiten ihn an dieser Arbeit verhinderten, wohl der einzigen von all' seinen bergmännischen Leistungen, welche auf die Nachwelt übergegangen wäre, da der ihm zur Fortführung im Jahre 1823 übertragene Versuchs-Bergbau auf Kupfer in Kahl bereits 1835, wegen Geringfügigkeit des Erzgehaltes der dortigen Formation, wieder eingestellt werden mußte.

Ein großes positives Resultat ist jedoch von meinem verewigten Freunde durch diese Arbeiten für die Wissenschaft gewonnen worden, nämlich die genaueste Kenntniß der Spessarter Kupferschiefer-Formation. Um dieses Ergebniß der Nachwelt dauernd zu erhalten, will ich aus seinen schriftlichen Mittheilungen an mich das vorlegen, was auf die Erörterung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts Bezug hat. Das Hauptsächlichste hievon besteht in dem Resultate, welches die von ihm unternommenen Bohrarbeiten in Hinsicht auf die geognostische Beschaffenheit der dortigen Zechstein-Formation ergeben haben. Dieses Ergebniß ist in gedachter Beziehung noch wichtiger als das durch den Bergbau erlangte, da sich die Bohrarbeiten über

ein ungleich größeres Terrain ausdehnten, als dieß mit dem letzteren der Fall war, daher sie auch zur Ermittelung der Reihenfolge der verschiedenen Gesteins-Abtheilungen einen sicherern Anhalt gewährten. Hinsichtlich der durch den Bergbau gewonnenen geognostischen Aufschlüsse liegen mir zwar nur wenige Mittheilungen von meinem Freunde vor, dagegen bin ich im Stande, hierüber so wie über die Verhältnisse zu Tage manche eigene Zusätze beyzufügen, da ich mit selbigen durch einen längern und öfters wiederholten Aufenthalt auf dem Kahler Bergwerke hinlänglich vertraut und ausserdem durch eine vollständige Sammlung, die ich von der Spessarter Zechstein-Formation zusammen brachte, unterstützt bin.

Freylich darf man nicht erwarten, von mir eine eben so umfassende und detaillirte Schilderung zu erhalten, wie sie Bezold hätte liefern können. Da er von Anfang an den Gedanken gefaßt hatte, eine spezielle Beschreibung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts auszuarbeiten, so wollte ich dem Freunde nicht vorgreifen, mit dem ich mich — einem andern Berufe angehörig — auf diesem Gebiete ohnedieß nicht hätte messen können. Seiner Arbeit entgegen sehend, zeichnete ich mir an Ort und Stelle nur wenige Notizen auf, meist nur zur Erläuterung der von mir angelegten Sammlung. Nun, wo des Freundes Belehrung fehlt, dem Gedächtnisse Manches entschwunden ist oder nur unsicher vorschwebt, und meine Verhältnisse mir es nicht gestatten, das Versäumte — so weit es noch möglich — nachzuholen, kann ich bloß ein Fragment zur Kenntniß des Spessarter Kupferschiefer-Gebirges vorlegen; vollständig allerdings in der Schilderung der Reihenfolge der Gesteins-Abtheilungen, unvollständig aber in Bezug auf ihre geographische Begrenzung, auf die Terrains- und andere spezielle Verhältnisse.

Gleichwohl hoffe ich, daß auch in dieser unvollendeten Gestalt die nachfolgenden Mittheilungen mit Dank aufgenommen werden. Sie sind zum größten Theile durch die Arbeiten unter Tage erlangt worden, und da nun der Bergbau daselbst zum Erliegen gekommen ist und wohl nie wieder aufgenommen wird, so können auf diesem Wege

in Zukunft keine Aufschlüsse mehr erholt werden. Dann haftet aber auch ein gewisses vaterländisches Interesse an dieser Formation, da in Bayern, ausser dem kleinen, geognostisch nur unzureichend gekannten Kaulsdorfer Reviere, der Spessart die einzige Gegend ist, wo das in vielen Beziehungen so wichtige Kupferschiefergebirge auftritt und zugleich zu einiger Mächtigkeit gelangt. Hätte es sich nur — um mich eines bergmännischen Ausdruckes zu bedienen — etwas höflicher bey uns erzeigt, damit des Finanzmannes Interesse an selbigem in gleichem Grade, wie das des Geognosten befriedigt worden wäre.

Es werden aber auch diese Mittheilungen über die Spessarter Zechstein-Formation nicht als überflüssig erscheinen, obgleich bereits einige Schriften über sie vorliegen. Behlen in seiner Beschreibung des Spessarts, und Klipstein in seiner Schilderung des Kupferschiefergebirges der Wetterau und des Spessarts haben von ihr schon gehandelt. Eine Vergleichung vorliegender Arbeit mit den ebengenannten beyden wird zeigen, wie weit diese von einer richtigen Kenntniß der geognostischen Verhältnisse jener Formation entfernt sind. Die neueste Leistung hierüber hat Prof. Kittel in zwey Programmen von 1839 und 1840 vorgelegt, unter dem Titel: „Skizze der geognostischen Verhältnisse der Umgegend Aschaffenburgs.“ Es ist dieß eine recht schätzbare, von zwey schönen Karten begleitete Arbeit, welche indeß für die Kenntniß der Zechstein-Formation um so weniger ausreichen kann, als einestheils von dieser um Aschaffenburg nur vereinzelte Partieen, ohne große Ausdehnung vorkommen, dann aber auch die Unterscheidung der verschiedenen Gesteins-Abtheilungen im Spessarter Kupfer-Schiefergebirge nur einem Manne gelingen konnte, der, wie Bezold, das für diesen Behuf klassische Mansfelder Gebirge auf's genaueste studirt hatte, und somit den richtigen Maßstab an die verwickelten Verhältnisse im Spessart zu legen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

(Fortsetzung.)

Ich gehe zur Sache über. Bekanntlich erreicht die mitteldeutsche Zechsteinformation im Spessart ihre südwestliche Begrenzung. Aus dem hessischen Antheil dieses Gebirges in den bayerischen hereinziehend, hat sie zwischen der Kahler Ziegelhütte und Huckelheim noch eine Breite von einer Stunde, findet dann aber gleich ihr Ende. Der Zechstein zeigt sich zwar auch jenseits der Kahl, sowie weiter südlich gegen den Main hin, wie dieß schon Kittel's Karte ausweist, soll selbst im Odenwalde noch auftreten, indeß sind es hier, meines Wissens, nur vereinzelte Partieen, meist von geringer Mächtigkeit.

Die Reihenfolge der verschiedenen Gesteinsabtheilungen der Spessarter Zechstein-Formation lernt man am vollständigsten aus den von Bezold in den Jahren 1828 — 1830 abgeführten 15 Bohrarbeiten, wie sie von ihm in nachstehender Tabelle zusammengestellt wurden, kennen, wobey über die Lokalität der Bohrlöcher Folgendes zu bemerken ist.

Nr. I. ist das Bohrloch westlich vom (ehemaligen) Bergamtsgebäude auf der Anhöhe in der Lettenkante.

II. Im Fuchsneste.

III. Am Lindenberg, östlich vom Bergamtsgebäude.

IV. Am Herzbach.

V. Auf der Wiese am Glashütter Fahrwege.

VI. Zwischen dem Kahler Versuchschacht und dem Lenzengraben.

VII. Ober dem Huckelheimer Schachte.

VIII. Unweit der Huckelheimer Ziegelhütte, im Hangenden des dortigen „Segen Gottes“ Kobaltganges.

IX. nördlich von Huckelheim in der s. g. dicken Hecken.

X. und XI. auf der Geiselbacher Hut.

XII. in der s. g. Biebichs-Hohle östlich von Huckelheim.

XIII. Unter dem Huckelheimer Versuchschacht.

XIV. Am Hohberg, unweit des Hexenbrünnleins am Gelnhäuser Wege.

XV. Am Weg von der H. Kreuz-Ziegelhütte nach Kahl.

Die Bohrlöcher Nr. III. und XIV. verunglückten, daher konnten die untern Abtheilungen bey ihnen nicht angegeben werden.

Mächtigkeit der Gesteins=

Gesteins=Abtheilungen.	I.	II.	III.	IV.	V.
Aufgeschwemmtes Gebirge . .	0′ 0″	5′ 0″	26′ 10″	1′ 3″	22′ 4″
Rother und blauer Schieferthon (Leberstein)	26 0	19 6	110 9	5 0	0 0
Asche	0 0	14 11	13 10	0 0	6 4
Rauhstein	19 7	56 10	1 1	34 10	45 2
Rauchwacke	19 2	17 5		23 2	16 2
Asche	0 0	0 0		0 0	0 0
Rauhstein	4 10	14 1		0 0	18 8
Rauchwacke	64 10	0 0		0 0	26 10
Rauhstein	3 7	0 0		0 0	0 0
Kupferletten=Flötz . . .	2 8	2 11		2 11	0 6
Rauchwacke	0 0	0 0		0 0	0 3
Asche	0 0	0 0		0 0	0 0
Weißliegendes	0 9	0 0		0 7	4 1
Glimmerschiefer oder Gneuß . . (nicht durchsunken).		1 11		0 11	1 8
Ganze Teufe vom Rasen nieder .	142. 4	132. 7	152. 6	68. 8	142. 0

Mächtigkeit der Gebirgs=

	I.	II.	III.	IV.	V.
Aufgeschwemmtes Gebirge . .	0′ 0″	5′ 0″	26′ 10″	1′ 3″	22′ 4″
Schieferthon des bunten Sandsteins .	26 11	19 6	110 9	5 0	0 0
Zechstein=Formation . . .	114 8	106 2	14 11	60 11	113 11
Weißliegendes	0 9	0 0		0 7	4 1
Glimmerschiefer oder Gneuß . . (nicht durchsunken)		1 11		0 11	1 8
Ganze Teufe vom Rasen nieder .	142. 4	132. 7	152. 6	68. 8	142. 0

Abtheilungen in den Bohrlöchern Nr.:

VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.
7′ 9″	3′ 6″	0′ 0″	9′ 8″	1′ 6″	1′ 0″	1′ 0″	0′ 0″	0′ 0″	0′ 0″
71 3	52 8	13 10	22 11	15 4	16 2	0 0	0 0	29 4	8 6
18 1	18 1	10 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	11 10	0 0
58 11	27 8	23 6	31 4	0 0	0 0	0 0	(Umbra) 1 6	46 2	0 0
0 0	42 9	34 4	17 11	0 0	0 0	8 6	15 0	2 2	39 6
0 0	0 0	13 3	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0
0 0	0 0	0 0	7 3	0 0	0 0	0 0	3 0	10 9	0 0
0 0	0 0	31 7	24 9	0 0	0 0	0 0	12 10	8 10	0 0
0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0		0 0
5 5	0 6	2 7	2 2	1 2	0 0	1 4	2 2		2 0
0 0	2 11	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0		0 0
0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 11	0 0		0 0
0 3	1 10	1 3	1 1	2 0	1 10	2 2			0 0
1 3	2 0		0 6			0 7	0 8		0 6
162. 11	151. 11	130. 4	117. 7	20. 0	19. 0	14. 6	35. 2	109. 1	50. 6

Formationen in den Bohrlöchern, Nr.:

VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.
7′ 9″	3′ 6″	0′ 0″	9′ 8″	1′ 6″	1′ 0″	1′ 0″	0′ 0″	29′ 4″	8′ 6″
71 3	52 8	13 10	22 11	15 4	16 2	0 0	0 0	11 10	0 0
82 5	91 11	115 3	83 5	1 2	0 0	10 9	34 6	67 11	41 6
0 3	1 10	1 3	1 1	2 0	1 10	2 2	0 0		0 0
1 3	2 0		0 6			0 7	0 8		0 6
162. 11	151. 11	130. 4	117. 7	20. 0	19 0	14. 6	35. 2	109. 1	50. 6

Um den mannigfaltigen Wechsel in den Gesteins-Abtheilungen im ganzen Detail kennen zu lernen, theile ich von Nr. I, V und XIII die bis ins Speciellste gehenden Angaben mit, wie ich sie mir aus den Bohrtabellen aufgezeichnet habe.

Nr. I.

Rother Letten (Leberstein)	5′	0″
Rother und blauer Schieferthon . .	4	0
Feiner Letten, blau und roth . . .	13	1
Weißlichgelber Rauhstein	2	7
Gelber „	0	11
Rother feiner Letten	1	4
Gelblichweißer Rauhstein	6	6
Gelber „	5	1
Weißlicher „	1	4
Schwärzlicher „ ins Braune übergehend	4	4
Weißlich und rother	2	4
Feste Rauchwacke	7	1
Dolithische „	5	3
Dolith	4	9
Gelbe Rauchwacke	2	1
Gelber milder Rauhstein	4	10
Asche als Ausfüllung einer Kluft . .	0	6
Gelbe feste Rauchwacke	15	10
Milde „	2	0
Gelbe „	5	2
Schwärzliche feste	10	6
(Erste Erzspuren)		
Schwarze mit Bitterspath . . .	5	8
„ mit Schwerspath . .	7	0
„ mehr oder weniger fest; viele Erzspuren und Schwerspath .	18	8
Schwarzer Rauhstein mit sehr vielen Erzen	3	7
Kupferletten-Flötz	2	8
Weißliegendes	0	9

Nr. V.

Dammerde	2	0
Rother Letten mit Sandgerölle . .	8	0
Sandgerölle	5	6
Rother sandiger Letten	1	6

Sandgerölle	2	7
Rother Letten mit gelben Rauhsteinnestern	2	9
Gelbe Asche	6	4
Gelblichweißer Rauhstein mit Schwefelkies	45	2
Grauliche Rauchwacke	16	2
Schwärzlicher Rauhstein mit Fahlerzen, Schwefelkies und Schwerspath . .	18	8
Sehr feste lichtbräunliche Rauchwacke .	4	7
Feste bräunliche „ . .	2	9
Milder Rauhstein, grau	1	10
Feste schwärzliche Rauchwacke . . .	15	6
Milde schwarze Rauchwacke mit sehr viel Erzen	2	2
Kupferletten-Flötz	0	6
Feste Schicht von Rauchwacke . . .	0	3
Weißliegendes mit viel Fahlerzen . .	4	1
Glimmerschiefer	1	8

(mit Erzen bis 1′ 6″, mild, von da an sehr fest und erzlos).

Nr. XIII.

Umbra ähnliches Gestein	1′	6″
Schwärzlichgelbe Rauchwake . . .	15	0
Bräunlicher Rauhstein	3	0
Schwärzlichgelbe Rauchwacke . . .	12	10
Milder bitum. Mergelschiefer . . .	2	2
Glimmerschiefer	0	8

Man kann schon im Voraus erwarten, daß durch den Bergbau keine anderen Resultate erlangt seyn werden als durch die Bohrarbeiten, da letztere auf demselben Terrain, nur in weiterem Umfange, abgeführt wurden, auf welchem der erstere in Betrieb stund. Es ist daher überflüßig, hier in's Detail einzugehen, zumal da von selbigem später in der allgemeinen Zusammenstellung noch die Rede seyn wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

(Schluß.)

Was die über Tage sichtlichen Verhältnisse der Zechstein-Formation anbelangt, so ist zu bemerken, daß solche nur im Ausgehenden des Hauptstockes, oder der vereinzelten Partieen beobachtet werden können, da der bunte Sandstein den größten Theil der Formation überdeckt. Ich habe mir nur zwey von den Punkten notirt, wo der Zechstein frey zu Tage ansteht.

Der eine von diesen ist der Vorsprung, an dem das ehemalige Bergamtsgebäude und unfern davon die Kahler Ziegelhütte angebaut ist. Hier ist das Ausgehende der Zechstein-Formation nach drey Seiten hin deutlich aufgeschlossen, und am untern Kahlstollen sieht man ihre Auflagerung auf das Gneuß-Glimmerschiefergebirge, das hier merkwürdiger Weise in ziemlich horizontal gestellten Schichten dem alten Flötzkalke entgegenkommt. Die Abtheilungen des letzteren sind hier: Rauchwacke, Asche und zu oberst Rauhstein von gelber und rother Farbe. Stellenweise zeigt sich darüber ein dünnes Eisenstein-Flötz. Hierauf legt sich der Leberstein, über welchen sich der bunte Sandstein des Habersberges emporthürmt.

Der andere der von mir notirten Punkte ist der Hösbacher Berg, der auf dem Wege zwischen Hösbach und Feldkahl liegt, und über welchen die Strasse von Aschaffenburg nach Kahl hinüber führt. Die hier frey aufgedeckten geognostischen Verhältnisse habe ich schon im Jahre 1836 kurz beschrieben *), und neuerdings hat von ihnen auch Kittel **) eine Schilderung mitgetheilt, die freylich von der meinigen so merklich abweicht, daß man unmöglich auf die Muthmassung kommen könnte, daß hier von einer und derselben Lokalität die Rede sey. Zu meiner eigenen Rechtfertigung kann ich indeß anführen, daß ich — allein oder auch in der Gesellschaft Bezold's — jenen Berg nicht nur mehrmals passirt und untersucht habe, sondern daß mir mein verewigter Freund noch in den letzten Monaten seines Lebens auf meine Befragung die Versicherung gab, daß meine Beschreibung dem Thatbestande ganz entsprechend sey. Dieser ist aber kürzlich folgender:

Die Hauptmasse des erwähnten Berges besteht aus Urgebirg. Auf selbiges folgt das Weißliegende, hier wie allenthalben von geringer Mächtigkeit. Darüber liegt Kupferletten, der höchstens einen Fuß Stärke erreichen wird. Dieser wird wieder überlagert von einer festen Rauchwacke, welche auf's vollkommenste in horizontalen, nicht sehr starken Bänken geschichtet ist und in den obern Lagen ein sehr zerschnittenes Gestein zeigt. Auf die Rauchwake folgt aschenartiger Rauhstein, der ebenfalls dolomitisch, aber ungeschichtet ist. Ganz oben eine dünne Lage von Eisenstein. Beym Hinabsteigen des Berges auf der andern Seite nach Feldkahl sieht man dieselben Gesteins-Abtheilungen wieder.

*) Gel. Anzeig. II. S. 529.

**) Skizze der geognost. Verh. um Aschaff. Heft 2. S. 8.

Aus der Zusammenfassung der bisher vorgelegten Details-Angaben ergeben sich für die geognostische Beschaffenheit der Spessarter Zechstein-Formation folgende allgemeine Bestimmungen.

Das Grundgebirge ist das Urgebirg, das soweit es mir im Spessarte überhaupt bekannt geworden, größtentheils aus Gneuß besteht, in welchem Glimmerschiefer, Grünstein, Porphyr und Syenit als untergeordnete Glieder auftreten, und der Granit in stockartigen Ausscheidungen vorkommt. Um den vielfachen Wechsel in den Abtheilungen des Urgebirges zu sehen, ist besonders der Weg von Schweinheim nach Gailbach bey Aschaffenburg geeignet. Hier hat man überdieß Gelegenheit, den blättrig körnigen weißen Urkalk in einem gangartigen Vorkommen beobachten und sich überzeugen zu können, daß die ihm zugemuthete feurige Einwirkung auf sein Nebengestein zwar in den Hypothesen der Geologen, nicht aber in natura rerum sich eingestellt hat.

Dem Ausgehenden des Hauptstockes der alten Flötzkalk-Formation zunächst (bey der Kahler Ziegelhütte), wo der Bergbau umgieng, fehlt der Granit ganz; Gneuß und Glimmerschiefer in mannigfachem Wechsel sind es hier, welche das Urgebirge ausmachen.

Die rothe Sandstein-Formation ist im Spessart bloß durch das Weißliegende vertreten. Zwar führt Kittel auch das rothe Todtliegende an, indeß weder ich, noch Bezold haben es im bayerischen Spessart gefunden; es ist mir lediglich aus einigen Punkten im Hessischen bekannt. Das Weißliegende ruht unmittelbar auf Glimmerschiefer oder Gneuß, und fehlt nur in wenigen Fällen. Seine Mächtigkeit ist gering, von einigen Zoll bis höchstens zu einem halben Lachter. Es besteht aus Quarzkörnern, Glimmer und mürbem, porzellanerdigem Feldspath, wobey bald die Quarzkörner, bald der Feldspath die Hauptmasse ausmacht. Es sind also hier dieselben Bestandtheile wie im granitischen Urgebirge zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie minder krystallinisch ausgebildet sind. Statt an ein Reibungs-Conglomerat zu denken, was unter den hiesigen Verhältnissen gar keinen Sinn hat, zeigt das Weißliegende gleich den eigentlichen Sandsteinen nur die Abnahme der Krystallisationskraft in den jüngeren Gliedern der Kieselreihe.

Das Weißliegende macht das Liegende für die Zechstein-Formation aus, indem diese nur in wenigen Fällen unmittelbar auf das Urgebirge sich auflegt. Sie läßt sich in eine untere und in eine obere Gruppe abtheilen, von denen die letztere allein zu einiger Mächtigkeit gelangt.

Die untere Gruppe, das Kupferschiefer- oder Kupferletten-Flötz, hat im Mittel eine Mächtigkeit von 2 bis 2½ Fuß. Es besteht aus dem eigentlichen bituminösen Mergelschiefer oder sogenannten milden Schiefer, und dem festen Schieferd oder bituminösen Mergelschiefer mit Rauchwacke gemengt. Den übrigen Theil macht der Kupferletten aus, der mit dem Kupferschiefer auf dem Flötze nie zugleich vorkommt. Der Kupferschiefer hat die gewöhnliche schwarze Farbe, während der Letten mehr in's Braune zieht. Beymengungen des Kupferschiefer-Flötzes sind: Rauchwacke, Braunspath, seltener Kalkspath, häufig Schwerspath, Spatheisenstein und Schwefelkies, ferner Bleyglanz und Fahlerz, letzteres vorzüglich im Letten.

Versteinerungen fehlen dem Spessarter bituminösen Mergelschiefer-Flötze ganz und hiedurch unterscheidet es sich erheblich von dem Mansfelder, das von Fischüberresten wimmelt. Der feste Schiefer hat eine sehr verworrene Struktur und ist mit Rauchwacke, Stinckstein ꝛc. durchwachsen. Vom Kupferletten findet mitunter ein deutlicher Uebergang zum Rauhstein statt.

Den meisten Metallreichthum zeigt der Kupferletten, daher auch im Bergbau die ganze untere Abtheilung als Kupferletten-Flötz bezeichnet wurden. Der gewöhnliche Begleiter ist das Kupfer-Fahlerz. Kupferkies und Bleyglanz sind von keiner Bedeutung. Die Erze liegen in größeren oder kleineren Graupen in der Gebirgsart, während sie in den Mansfelder Schiefern in so feiner Vertheilung vorkommen, daß die metallischen Theilchen nur durch ihren Glanz sich zu erkennen geben. Obschon außer den Schiefern auch das Dach- und Sohlengestein öfters sich erzführend auswieß, so war der Erzgehalt in selbigen doch so gering, daß der Ku-

pferletten zunächst die Hauptrücksicht des Bergbaues ausmachen mußte. Allein auch dieser zeigte, mit geringen Ausnahmen, doch so wenig Gehalt, daß die Ausbringung von Kupfer und Silber aus den Fahlerzen die Kosten nicht decken konnte. Ueberdieß wurde durch den Bergbau auf der Grube „Hülfe Gottes“ bey Kahl ermittelt, daß der Kupferletten kein zusammenhängendes Erzflötz bilde, sondern bloß in getrennten Nestern von verschiedener Größe vorkomme.

Das Kupferflötz hat im Allgemeinen, nach Bezold's genauen Abnahmen, ein ziemlich regelmäßiges Streichen von S. O. in N. W. und ein Fallen von 1 — 3 Graden in N. O. Im Einzelnen macht es indeß häufig Sattel und Mulden. Durch den Bergbau hat es sich ergeben, daß der Kupferletten fast allenthalben von Flötzrücken begleitet wird, die denselben entweder bloß durchsetzen, oder verwerfen, oder auch ganz abschneiden. Mit größter Wahrscheinlichkeit läßt es sich daher vermuthen, daß diese die bedingende Ursache für das Auftreten des Lettens sind.

Die obere Gruppe der Zechstein-Formation wird hauptsächlich von dolomitischen Gesteinen, meist von ziemlicher Mächtigkeit gebildet.

Die Rauchwacke ist sämmtlich dolomitisch und kommt nur in seltener Ausnahme unterhalb des Kupferschiefer-Flötzes vor, während sie über diesem gewöhnlich eine ansehnliche Mächtigkeit erlangt und das Hauptglied der ganzen Zechstein-Formation ausmacht. Im Bestande ist sie, wie ich es schon früher angegeben habe, sehr veränderlich. Ihre Farbe geht aus den Schwarzen in's Braune und Gelbe über. Aus dem fast Dichten und Splitterigen verläuft sie durch's zuckerartig Körnige in's krystallinisch Körnige, und bildet mitunter einen ausgezeichneten Roggenstein, der bey Verwitterung leicht in feine Kügelchen zerfällt. Die Festigkeit ist verschieden, mitunter im beträchtlichen Grade. Die kleineren Zerklüftungen und Spalträume, die im Juradolomite so gewöhnlich sind, sind in der Rauchwacke ebenfalls nicht selten anzutreffen. Bisweilen findet sie sich auch in kugeligen Concretionen, was den Vulkanisten, wie beym Basalte, ein schönes Beyspiel von vulkanischen, in die Zechstein-Formation hineingeschleuderten Bomben geben kann. Daß die vulkanischen Heerde in weiten Entfernungen hievon abliegen, macht den Fall um so interessanter.

Die Rauchwacke hat mancherley fremdartige Bestandtheile aufzuweisen, als: Schwerspath, Kalkspath, Bitterspath, Kupferlasur, Malachit, Fahlerz, Schwefelkies, Eisenrahm und Eisenocker. Der Kalkspath namentlich durchzieht sie in mancherley Schnüren, und man kann an solchen Handstücken die Gang-Theorie in nuce studiren.

Die Schichtung der Rauchwake ist meist deutlich ausgeprägt. Eines der schönsten Beyspiele hievon liefert der schon erwähnte Berg zwischen Hösbach und Feldkahl. An Versteinerungen ist sie in der Regel ganz leer, wie denn um Kahl sowohl über als unter Tage auch nicht ein einziges Petrefakt binnen zwölf Jahren gefunden wurde. Dagegen hat Bezold eine Menge kleiner Bivalven in der Rauchwacke von Eichenberg entdeckt, und bey Durchmusterung meiner Sammlung finde ich ein ähnliches Handstück von dem mehr erwähnten Hösbacher Berge.

Hier will ich gleich erwähnen, daß der ächte Zechstein in der Spessarter Zechstein-Formation nur als eine geognostische Curiosität erscheint, was abermals eine erhebliche Abweichung vom Mansfelder Kupferschiefergebirge ist. Er stellt sich, nach Bezold's Angaben, nur an einzelnen Stellen anstatt der Rauchwacke ein, oder kommt bloß inliegend in derselben vor.

Der Rauhstein erreicht nächst der Rauchwacke die größte Mächtigkeit. Er überlagert gewöhnlich die letztere, doch wechselt er auch mit ihr, oder ist nicht selten von ihr eingeschlossen, oder schließt umgekehrt Rauchwacke ein. Gleich dieser ist er dolomitisch und von ihr nur durch geringere Härte und Festigkeit verschieden; hiezu wird wohl auch noch der Mangel an Schichtung zu rechnen seyn, doch kann ich letzteres aus der Erinnerung nicht mit Sicherheit für alle Fälle behaupten. In seinem Bestande ändert er noch mehr als die Rauchwake, in welche er einerseits, wie andererseits in die Asche übergeht.

Die Asche ist ein sehr merkwürdiges Gebilde. Von einem mehlartigen Gefüge hat sie doch im frischen Zustande so viel Zusammenhalt, daß man sie nicht selten in Klumpen ausbrechen und transportiren kann. Mitunter findet man sie vom Ge-

füge der Rauchwacke, und sieht Uebergänge in diese wie in den Rauhstein. Solcher aschenartiger Rauhstein oder Rauchwacke zerfällt allerdings an der Luft in Asche; aber nicht jeder Rauhstein, noch weniger jede Rauchwacke wird durch Verwitterung zu Asche, wie sie denn auch durch den Bergbau an Stellen aufgeschlossen wurde, wo sie vor den Einflüssen der Atmosphärilien hinlänglich geschützt war. Mir scheint diese Asche ein primäres Erzeugniß, dem aus mir unbekannten Gründen das nöthige Bindemittel zur Consolidirung gefehlt hat. Was ihre Lagerungsbeziehungen anbelangt, so sieht man sie stellenweise unter, gewöhnlich aber unmittelbar auf dem Kupferletten aufliegend. In den dolomitischen Gesteinen bildet sie Schichten von verschiedener Stärke, öfters auch nur einzelne Nester. Ueber dem Rauhsteine ist sie eine nicht seltene Erscheinung, als oberstes Glied der ganzen Formation; ja sie findet sich selbst noch in einzelnen Nestern in dem Schieferthone des bunten Sandsteines. Von Farbe ist sie gewöhnlich gelblich oder weißlich.

Zuletzt ist noch des Stinkkalkes zu gedenken, der in schwachen Schichten oder Nestern zwischen der Rauchwacke, oder selbst zwischen dem Rauhsteine und in dem Kupferschiefer-Flötz liegt.

Hiemit sind alle Glieder der Spessarter Zechstein-Formation aufgeführt. Sie liegt selten frey zu Tage, sondern wird in der Regel von der bunten Sandstein-Formation überdeckt, deren unterstes Glied ein blauer und rother Schieferthon, Leberstein genannt, ausmacht, der oft eine bedeutende Mächtigkeit erlangt. Zwischen der alten Kalkformation und diesem Lebersteine sieht man mitunter, wie an der Kahler Ziegelhütte oder auf dem Hösbacher Berge, ein schwaches Eisensteinflötz, das jedoch bey Bieber eine große Mächtigkeit gewinnt. Auch bey Langenborn liegt der Brauneisenstein auf der Kupferschiefer-Formation. Bey Huckelheim findet sich ein solches von ungefähr einem Fuß Stärke gleich auf dem Weißliegenden, und es kommen in ihm Partieen von Umbra vor. — Ueber das Verhalten des alten Huckelheimer Kobaltganges, auf dem ehemals Bergbau betrieben wurde, habe ich mir keine Notizen aufbewahrt.

So weit reicht mein Material zur Aufklärung der geognostischen Verhältnisse der Zechstein-Formation des Spessarts. Ich hätte dasselbe allerdings ansehnlich vermehren können, wenn ich um Benützung der Registratur des ehemaligen k. Bergamtes Kahl nachgesucht, und durch eine neue Bereisung des Spessarts die alten Erinnerungen aufgefrischt hätte. Zu einer solchen ausführlicheren Arbeit hätte mir aber schon gegenwärtig die nöthige Muße gefehlt, und um nicht am Ende — vor lauter Streben nach Vollkommenheit — zu Nichts zu kommen, habe ich mich lieber entschlossen, mein Material, wie ich es jetzt in Händen habe, vorzulegen, so lückenhaft und unvollständig es auch seyn möge, da ich denn doch das Vertrauen hegen darf, durch selbiges zur Kenntniß des Spessarter Kupferschiefergebirges einen weit verlässigeren Beytrag als meine Vorgänger geliefert zu haben.

Zum Schluße sey es mir gestattet, noch einige Bemerkungen geologischen Betreffes beyzufügen. Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, wird die Hauptmasse der Spessarter Zechstein-Formation von dolomitischen Gesteinen gebildet. Dieselben spielen jetzt in der vulkanischen Theorie eine große Rolle, da man an ihnen hauptsächlich von der feurigen Bearbeitung, wie sie dem Augit zugeschrieben wird, sich soll überzeugen können. Der Augit aber, der so unglaubliche Dinge verrichtet haben soll, fehlt in der beschriebenen Formation ganz, kommt weder in ihrem Liegenden (dem Urgebirge), noch im Hangenden (dem bunten Sandstein) vor, und hält sich, wo er zunächst auftritt, doch in so angemessener Entfernung von dem Zechsteine, daß gegen ihn jeder Verdacht einer ungebührlichen Einmischung in fremde Angelegenheiten schwinden muß. Zudem ist für das Kupferschiefer-Flötz eine Regelmäßigkeit im Streichen und Fallen, für die Rauchwake eine Vollkommenheit in der Schichtung ermittelt worden, daß eine solche offenbar nicht das Ergebniß der Wirkung fesselloser Gewalten, sondern nur in gesetzlicher Ordnung wirkender Kräfte seyn kann. Ein solches Resultat kann freylich der zur Zeit herrschenden geologischen Theorie nicht zusagen, indeß sie wird schon Mittel finden, sich selbiges zurecht zu legen, nach Umständen auch dasselbe ignoriren.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen von Dr. Carl Gustav Carus, dritter und letzter Theil, Dresden und Leipzig bey G. Fleischer 1840.

Wir haben von diesem trefflichen Werke schon früher (Jahrg. 1840 Nr. 67 bis 70) die beyden ersten Bände angezeigt; es bleibt uns deßhalb nur noch der Inhalt des dritten Bandes zu betrachten übrig. In ganz vorzüglichem Maaße giebt sich in diesem das Bestreben des denkenden Verfassers kund, von den äußern Erscheinungen zur Tiefe ihres innern Grundes vorzudringen und den Anker der Forschungen auf jenen unwandelbaren Mittelpunkt festzustellen, von welchem zuletzt alles Bewegen der Sichtbarkeit ausgehet. Wir begleiten deßhalb mit besonderm Vergnügen den Forscher auf seiner selbständig gebrochenen Bahn zu der Betrachtung der wichtigsten Gebiete des organischen Lebens.

Der hier vor uns liegende Theil des Werkes enthält die „physiologische Geschichte des Nervenlebens, des Lebens der Sinne, des Bewegungs- und Knochensystemes; die physiologische Geschichte des Geschlechtslebens und einen Umriß der Geschichte des Seelenlebens.“ Er beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Sensibilität, Reiz und Reaction.

Bey den primitiven Lebensäußerungen, mit denen sich der Inhalt der beyden ersten Theile beschäftigte, ist das Ideenhafte, Unbewußte einfach auf das Aeußere, ätherisch Leibliche gerichtet; den Lebensäußerungen der zweyten Potenz, welche in abermaligen und besondern Reactionen der Idee gegen das Leibliche bestehen, müssen „Lebens-Innerungen“ vorausgehen, bey denen Modificationen des Aeußerlichen, leiblich Erscheinenden gegen das ursprünglich bedingende Innere, gegen die Idee zurückwirken. Nach einem andern Ausdrucke sind die Lebens-Innerungen die bald bewußte, bald unbewußte Sensation, die Lebensäußerungen der zweyten Potenz, die bald unbewußte und unwillkürliche, bald bewußte und willkürliche Reaction. Zur Bezeichnung der Lebensinnerung (Sensibilität) ohne Bewußtseyn, wie dieselbe z. B. dem Herzen gegen die different elektrischen Blutströmungen zukommt,“ bringt der Verf. das altdeutsche Wort „Erfühlen oder Erfühlung“ in Vorschlag (arfoljan nach Graffs althochdeutschen Sprachschatz), für die mit Bewußtseyn verbundene besteht das Wort „Empfindung.“ Alle im Bereich unsrer Erkenntniß liegenden Ideen müssen, eben so wie die Idee unsers eigenen Ichs, auch wenn sie später zum Bewußtseyn gelangen, sich zuerst als Unbewußte darleben; alles Empfinden, wo es auch vorkommt, muß zuerst aus dem Erfühlen sich entwickeln.

Jene Organismen oder Systeme eines Organismus werden immer die zur Erfühlung und Empfindung geschicktesten seyn, welche ihrer Beschaffenheit nach die indifferentesten, am leichtesten zu alterirenden, impressionabelsten sind; mithin die einförmigst weichen, dem Flüssigen am nächsten stehenden. Die Entwicklung eines höher organisirten Geschöpfes aus der einfach einstoffigen Urmasse besteht in einem fortwährenden Differenziren, wobey sich aus jener homogenen Urmasse verschiedene, unter sich heterogene Gebilde abscheiden, welche, je starrer (differenter) desto weniger sensibel sind. Aber bey diesem Vorgange bleibt zwischen all den hete-

rogenen Gebilden ein Theil jener ursprünglich klaren, zartweichen und rein einstoffigen Masse übrig, welcher sich, in seiner meist strahlenförmigen Gestaltung als Nervensystem darstellt. Das besondere Empfinden des Nerven kann aus dem Erfühlen der heterogenen (differenten) Gebilde des Leibes, die sich zu ihnen gleichsam oder wirklich als Sinnorgane verhalten, hervorgehen; jenes ist und bleibt seiner Natur und Stellung nach stets nur ein Inneres, dem ein bestimmtes umfassendes und vermittelndes Aeußeres zugeordnet ist. Aber das einzig Feststehende, mitten in dem wandelbar Leiblichen und Aeußern ist zuletzt doch nur die Idee (Seele), welche in einem anderen und höheren als bloß räumlichen Sinne zugleich das Innerste ist. Die Lebensinnungen entfalten sich aus den Erfühlungen der vermittelnden Organe zu Empfindungen des Nervensystemes, und werden in der unwandelbar bleibenden, durch Gott zum Selbstbewußtseyn bestimmten Seele zu feststehenden Erinnungen.

Dasjenige, das in dem lebenden Organismus die Lebensinnerungen hervorruft, heißt, mit einem allgemeinen Worte der Reitz (incitamentum). Dieser kann von mechanischer, dynamischer, chemischer und organischer (spezifischer, wie jener des riechbaren Stoffes gerade nur anf die Nasenschleimhaut, nicht auf das Ohr) Art seyn. In derselben Weise sind aber auch die Reactionen, welche der Reitz hervorrufet, entweder von mechanischer Art, d. h. Bewegung im Allgemeinen, oder dynamischer, als Ausströmen der Wärme, Licht, Elektrizität und Mesmerismus, chemischer, als Veränderung der Ausscheidung, organischer, als Veränderung der Bildung des Organismus selber. Wie sich bey den Lebensinnerungen der (öfters) mechanische Contakt einer Außenfläche zum Erfühlen des Mediums und dann zur Empfindung des Nerven erhebt, so versenkt sich auch umgekehrt die Lebensäußerung (Reaction) der zweyten Potenz von dem empfindenden (indifferenten) Nerven herab zuerst in den schon ungleich mehr differenzirten Muskel und zuletzt in den nur mechanisch wirkenden Knochen und wird erst hiedurch zu einer recht energischen.

Wie nach außen hin die Fortbildung und stetige Bildungserneuerung des leiblichen Organismus nicht möglich wäre ohne ein allgemein verbreitetes, durch und durch bestimmbares und mithin flüssiges Bildungsmoment: die parechymatische Flüssigkeit, so wäre die Verinnerung der Empfindungen und Lebensäußerungen, die Wechselwirkung zwischen dem leiblichen Organismus und der Seele nicht möglich ohne ein vom Festen zum Flüssigen gleichsam zurückkehrendes (halbflüssiges) Nervenmark. So lange der Organismus noch ein innerlich ganz Indifferentes, Homogenes ist, kann es in ihm kein Nervensystem geben, sondern dieses tritt erst mit der Differenzirung der verschiedenen organischen Systeme auf; aber eben diese Differenzirung oder Gliederung muß dann von dem Begegnungspunkte der waltenden Seele und ihrer Leiblichkeit: von dem Nervensystem ausgehen; die Gliederung des Organismus und die Richtung dieser Gliederung muß zuerst im Nervensystem sich offenbaren. Auf diese Weise sehen wir am Dotter höherer Thiere und des Menschen eine die ganze Gestaltung bestimmende Primitivfalte (gleich einem Meridian am Globus) als erste Spur der nervigen Rückencentralmasse sich bilden, und finden in deren beyden Endpunkten, von denen der eine angeschwollen, der andere zugespitzt ist, das erste polare Verhältniß im Nervensystem und jenes zwischen Hirn und Rückmark ausgedrückt. Es ist aber, gleichzeitig mit diesem ersten Auftreten des indifferenteren Nervenmarkes zugleich die Richtung zur Differenzirung in dem Gegensatze des serösen Blattes der Keimschicht (für Hirn und Rückmark) und des Schleimblattes (für die Region des sympathischen Nerven) gegeben. Während jedoch später jene Differenzirung nach den äußern organischen Systemen immer weiter fortschreitet, bleiben jene beyden Nervenregionen dennoch nur ein einziges, nach zwey Seiten entwickeltes Nervensystem, dessen einer Theil sich in das bewußtlose Bildungs- und Ernährungsleben versenkt, während der andere mit den animalen Organen der Sinne und Bewegung fortwächst und ein bewußtes Leben zu entwickeln bestimmt ist. Die Substanz der Nerven erscheint ursprünglich nicht als eine gefaserte, sondern als eine weiche Punkt- und Bläschenmasse, wie wir sie im Wesentlichen als Urmasse jedes werdenden thierischen Organismus erkennen. So lange sie auf diese Weise in sich

ſelber nur eine millionenfältige Wiederholung des Urbläschen (Eyes) darſtellen, in welchem die Verwirklichung einer eigenthümlichen Geſtalt noch nicht begonnen hat, ſind ſie auch der eigenthümlichen Funktion der Empfindung noch nicht fähig; ſie werden dieſes erſt, wenn zugleich die faſrige Struction in ihnen eintritt. Denn während die Kugel oder Bläschenform jene iſt, welche das eigentlich Senſible und Spontane in der Nervenmaſſe darſtellt; indem ſie ſelber von den Eindrücken der Außenwelt modivirt (beſtimmt) wird, oder beſtimmend auf die Außenwelt zu wirken ſtrebt, iſt dagegen die lineare Faſerform die, durch welche jene Beſtimmungen von innen nach außen oder von außen nach innen übergetragen (geleitet) werden. Für das Nervenbläschen nimmt der Verf. nach Valentin den Namen „Belegungskugel“ auf, weil ſich dasſelbe an die Nervenfaſer anlegt, die beyden Formen (des Bläschens und der Faſer) zu Grunde liegende klare, halbflüſſige, eyſtoffige Nervenmaſſe bezeichnet er als Nervenmark. Die letzten Endungen der Primitivfaſern der Nerven laufen, wie dieß neuere Unterſuchungen gezeigt haben, nirgends fein aus, ſondern ſie biegen ſich um, und es findet deshalb in den Capillarnetzen der feinſten Nervenendungen etwas Aehnliches ſtatt als in den Capillarnetzen der letzten Gefäßenden, in denen auch die vom Herzen ausgehende Blutſtrömung des Arterien-Syſtemes in eine zurückführende der Venen umſchlägt. Hiedurch wird dann auch der einzelne Nerv einer Zurückleitung der Empfindungen wie einer Hinausführung der Reactionen fähig.

Was den Gegenſatz des centralen und ſympathiſchen Nervenſyſtemes in ſeiner weitern Entfaltung betrifft, ſo iſt derſelbe weſentlich ſchon dadurch begründet, daß beym centralen Syſtem ſich im Bereich der primitiven Nervenmaſſe eine mehrfach gegliederte Anhäufung nervöſer Subſtanz bildet, welche zum endlichen Mittelpunkte für alle Nervenleitung wird; das Gehirn, während im ſympathiſchen Syſteme die einzelnen centralen Maſſen nur wenig und wie außerhalb der urſprünglichen Maſſe (eigentlich im **Plexus solaris**) ſich ausbilden, nirgends aber zu Endpunkten, ſoudern nur zu Durchgangspunkten der auch hier gegen das Hirn ſtrebenden Nervenleitung werden. Außer dieſem zeichnet ſich die Nervenmaſſe des ſympathiſchen Syſtemes von jener des centralen durch ihre feineren Primitivfaſern und größeren Nervenbläschen aus, ſo wie durch die eigenthümlich gekörnten zuweilen getheilten Nervenfaſern, welche die Bläschen und Ganglienkugeln umſchließen und welche durch ihren Beytritt zu den Primitivfaſern die weichen, graue Nervenfäden (**nervi molles**) bilden. Dieſe zarten Gebilde ſind den eben erſt entſtehenden Nerven, welche noch keine Primitivfaſern in ſich enthalten, ſehr ähnlich und eben deßhalb für das ſympathiſche Syſtem, als die niedere Hälfte des geſammten Nervenſyſtems, charakteriſtiſch. Schon aus dieſem eigenthümlichen innern Baue des ſympathiſchen Syſtemes, aus dem Vorkommen der getheilten Faſern ſo wie der Ganglien, welche immerhin als Hemmungspunkte der Leitung nach dem Gehirn erſcheinen, wird begreiflich, wie die ſympathiſchen Nerven weder deutliche Empfindungen noch die Reactionen des willkürlichen Bewegens vermitteln können, ſondern nur jene „Erfühlungen“, welche der Seele mittelſt des Centralorgans im Gemeingefühl ſich kund geben.

Ganz anders verhält ſich dieſes bey den Nerven des Centralſyſtems. Die Primitivfaſern von dieſen laufen ungetheilt von ihrem Centrum aus nach den Enden hin, wo ſie ſich umbiegen und auf dieſe Weiſe ſowohl die Empfindung von dem Theile, an welchem ſie verliefen, als die Reaction nach demſelben hin vermittlen. Nach einer nur als Beyſpiel für die Möglichkeit der faſt unzählig vielfältigen Endpunkte der Reaktionen und Empfindungen von dem Verfaſſer aufgeſtellten Rechnung könnte ſich die Zahl der Primitivfaſern, deren Durchmeſſer etwa $\frac{1}{300}$ Linie beträgt in den 30 Rückmarksnervenpaaren allein auf 4,320,000 belaufen, und mithin, da jede dieſer Faſern durch ihre Umbiegung im Nervenſtamm als doppelte auftritt, die Empfindung wie die Bewegung vom Rückmark aus nach 2,160,000 Stellen bewirkt werden.

Das Strömende in oder an dem Nerven, welches ſeinen Lebensäußerungen zu Grunde liegt, iſt weder ein tropfbar flüſſiger Stoff, noch von elektriſcher oder galvaniſcher, ſondern von einer eigenthümlichen Natur und muß deßhalb wohl auch durch ſeinen eigenthümlichen Namen, als **Innervation** bezeichnet werden. Dieſelbe iſt begründet

durch den lebendigen Gegensatz zwischen der centralen Nervenmasse, in welcher die Idee des Individuums unmittelbar sich offenbart und dem peripherischen, nicht nervigen Gebilde, gegen welche die Nervenausstrahlung sich richtet. Diese beyden Punkte sind die eigentlich activen: es sind die als Pole sich verhaltenden Bedingungen eines Conflikts zweyer verschiedenen ätherischen Erscheinungsformen, welche durch ihre Wechselwirkung eine „Aetherhandlung“ hervorrufen, die allerdings der elektrischen ähnlich, dennoch aber eine dem thierischen Leben eigenthümliche ist. Das was zwischen jenen beyden Endpunkten liegt, verhält sich zwar seiner Erstreckung nach an und für sich nicht selbständig mitwirkend, ist aber gleichwohl als ein in vollkommener Integrität Verharrendes unbedingt nothwendig, wenn die Wechselwirkung statt haben soll, weßhalb eine noch so feine Trennung des Zusammenhanges, so wie Unterbindung des Nerven die Leitung aufhebt. Die Strömung, welche das Wesen der Innervation bildet, ist eine centripetale und eine centrifugale und wir müssen z. B. in den vorderen Rückenmarksnervenwurzeln die Anfänge der austretenden centrifugalen Strömung, in den hinteren die Endungen der zurückkehrenden Strömung anerkennen. Eine Untersuchung dieser beyden Wurzeln unter dem Mikroscop hat gezeigt, daß die ausströmenden von den Primitivfasern im Ganzen stärker sind und minder durchsichtige Hüllen haben als die einströmenden hinteren, in denen sich zugleich mehr feine, cylindrische (hirnartige) Nervenfasern finden als in jenen.

Nicht nur an jenen Nerven, welche zu Organen der Bewegung führen, sondern auch an den Sinnesnerven hat man zum Theil schon deutlich eine Umbiegung der Primitivfaser-Enden und mithin die Einrichtung zu einer vor- und rückgängigen Strömung wahrgenommen. Namentlich so an den Endfasern der Hörnerven, am Säckchen des Vorhofes bey Vögeln, Amphibien und Fischen, während freylich die äußersten Endungen des Riechnerven bey ihrer netzartigen Verbreitung gar keine Primitivfasern zu enthalten scheinen und auch bey den Sehnerven nach Treviranus die Nervenfasern wie durch eine Dehiscenz der Blase der Retina endigen sollten. Dennoch scheint wenigstens am Ganglion des Geruchsnerven die doppelte Richtung der Strömung vermittelt, und daß die Innervation beym Auge eben so sehr eine selbstthätig positive als eine aufnehmende sey, geht aus den Erscheinungen des Sehens und des Blickes hervor, so daß man annehmen darf, daß alle Hirnnerven in ihren Ursprüngen rückläufige und ausläufige Fasern zugleich erhalten, nur daß hier die auslaufenden Fasern viel seltner den Namen der motorischen verdienen, weil ihre Reactionen keineswegs überall in Erregung von Bewegungen bestehen. Ja dieser Kreislauf der Strömungen von und zu dem Gehirn wird selbst den eigentlichen, ungetheilten Primitivfasern des sympathischen Systemes nicht abzusprechen seyn. So ist das Gehirn der Ausgangs- und Endpunkt aller Bewegungen und Empfindungen, welche das Leben der Nerven begründet, denn auch auf anatomische Weise hat Valentin nachgewiesen, daß sich alle Primitivfaser der Rumpfnerven durch das Rückmark zum Gehirn fortsetzen, so daß jenes nur als ein gemeinsamer Stamm der aus ihm sich abtheilenden Nerven erscheint. Die innern Endumbiegungen aller Primitivfasern des Rückenmarkes und der Nerven liegen ausschließend nur im Gehirn.

Von noch höherer physiologischer Bedeutung als die Primitivfasern erscheint dem Verfasser die Bläschensubstanz des Nervensystemes (die Belegungsmasse desselben). Sie ist nach seiner Ansicht der eigentliche Nerv im Nerven, d. h. das unmittelbarste Vereinleben von Idee und organisirtem Aether; überall da, wo diese Substanz mit den Primitivfasern in inniger Berührung ist, muß die Leitung der Innervation in den letzteren modificirt werden. Sowohl die Bläschensubstanz des Rückenmarkes als noch mehr jene der Ganglien, in denen die Primitivfasern mannigfache Umbiegungen und Verschlingungen erleiden, müssen deßhalb die Strömungen der Innervation von und nach dem Gehirn alteriren und schwächen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Fortsetzung).

Die Ganglien des sympathischen Systemes werden durch das Verhältniß ihrer Belegungsmasse zu den Fasern zu besondern, in ihrem Kreise die Stelle eines Hirnes vertretenden Centralpunkten für Sensation und Reaction, so daß die Erfühlung einer Primitivfaser jenes Systemes in der Belegungsmasse eines Ganglioms sogleich, ohne erst bis zum Gehirn zu gelangen, den Impuls zur Reaction anregen kann, der sich der rücklaufenden Strömung einer die Bewegung leitenden Faser mittheilt. Nur dann, wenn die Innervation von und nach den Ganglien sich zum ungewöhnlichen Maaße steigert, wie in der Kolik durch scharfe Stoffe im Darmkanal erregt oder in den Geburtswehen des Uterus, bricht sie durch jene Hemmungspunkte zum Gehirn hindurch und wird hier zur Sensation, welche, weil sie eine ungewöhnliche und abnorm ist, als mehr oder minder heftiger Schmerz auftritt.

Während in der unbedeutend kleinen Hirnmasse der unvollkommeneren Thiere fast nur die einfachen, centralen Umbiegungen der Primitiv-Nervenfasern enthalten sind, zeichnet sich die bedeutend größere Masse des Gehirnes der vollkommneren Thiere, vor allem des Menschen, dadurch aus, daß in ihm die Primitivfasern sich vor ihrer End-Umbiegung sehr verlängern und vielfach durcheinanderschlingen und zugleich auf allen Punkten dieses weitern Verlaufes mit Bläschenmasse belegt werden, wodurch dem Verkehr mit dem psychischen Impuls ein ungleich weiterer Spielraum gegeben wird. Wie sich im Rumpfskelet eine deutliche Wiederholung (Entfaltung) des Kopfskelets erkennen läßt, so müssen sich auch im Gehirne alle Regionen der extendirten Hälfte des Nervensystemes in conzentrirter Weise beysammen finden; die Lebens-Verhältnisse der einzelnen Hirntheile müssen bestimmt werden durch die Bedeutung der Organe, von deren Nerven sie die centralen Endumbiegungen der Primitivfasern enthalten. Welchen Einfluß namentlich Zerstörung oder Erkrankung irgend einer peripherischen Gegend des Nervensystemes auf gewisse Hirngegenden habe, lehrt uns die allmählige Verkümmerung des Sehehügels und des vorderen Vierhügels nach einer vorhergegangenen Zerstörung des entsprechenden Auges; eben so wird umgekehrt die Erkrankung oder Zerstörung einzelner Hirntheile den Lebensfunctionen gewisser Regionen der extendirten Hälfte des Nervensystemes ein Ende machen, oder eine Hemmung derselben zur Folge haben. In Beziehung auf diese Wechselverhältnisse bemerkt der Verf., daß an dem verlängerten Mark ein ganz besonderer Einfluß auf jene Innervationsströmungen erkennbar sey, welche Bewegungen überhaupt und insbesondere die Bewegungen des Athmens so wie die Empfindung aller hierauf gerichteten Nerven zum Zwecke haben. Das eigentliche Gehirn selber theilt sich entsprechend den drey Wirbeln des Hirnschädels in drey Hauptmassen: jene des kleinen Gehirns, die der Vierhügel und die des großen Gehirns. Im kleinen Gehirn finden die meisten, von Rumpfnerven empfundenen oder durch Rumpfnerven ausstrahlenden Innervationen ihr Lebenscentrum; jene hinterste Region des Hirnes läßt sich deßhalb als Organ des Willens: der unbewußten oder bewußten Reaction auf die Außenwelt betrachten. Der mittlern Region, jener der Vierhügel, schreibt

der Verf. einen besondern, vorherrschenden Einfluß auf das Bildungswesen zu, während er in der vordersten: in den Hemisphären des großen Gehirnes das für die Entwicklung des spirituellen Organismus wichtigste: das Organ des Weltbewußtseyns und der Intelligenz anerkennt. Denn obgleich eine Zerstörung der Hemisphären nicht zur thierischen Bewegung unfähig machte, wurde dagegen durch sie das thierische Selbstgefühl und die Empfindung von der Außenwelt aufgehoben; es scheinen in dieser Region die Primitivfasern der Nerven gesammter Hautfläche und der nicht zunächst an Muskeln gehenden, sondern andre Empfindungen und Reactionen derselben bewirkenden Nerven ihre centralen Umbiegungen zu haben.

Das Erzeugen und Fortbestehen der Innervationsströmungen scheint aber so an die Umbildungen der parenchymatösen Flüssigkeit der Nervengebilde und an die Wechselwirkung zwischen dieser Flüssigkeit und dem Blute gebunden zu seyn, als die Entstehung des galvanischen Stromes an die chemische Wechselwirkung und Umbildung, welche durch Eintauchen der Metalle in auflösende Flüssigkeiten hervorgerufen wird. Hieraus wird deutlich, daß die Innervation sich erschöpfen könne im längeren Fortgange ihrer Strömungen und daß sie einer Wiedererneuerung aus dem Wechselverkehr mit dem hinzuströmenden Blute bedürfe.

Was das Verhältniß des Nervenlebens zur äußern Natur betrifft, so beruhen namentlich die Aeußerungen des Instinktes, der Antipathieen und Sympathieen u. f. auf ähnlichen dunklen Erfühlungen und solchen durch diese hervorgerufenen Reactionen als die sind, welche in der Sphäre des bewußtlosen Bildungslebens vorkommen. Der Zug, welcher den wandernden Vogel zu seinem Ziele leitet, ist kein anderer denn jener, der den Chylus nach den Blutgefäßen führt und die Tuba des Uterus gegen das Ovarium zur Aufnahme des berstenden Eychens hinbewegt. Wie andere dunkle Erfühlungen können auch die instinktartigen im Menschen zu bewußten Empfindungen werden, wie sich dieses selbst bey den Vorempfindungen der Witterungsveränderungen zeigt.

Als wesentliche Krankheitserscheinungen im Nervenleben führt der Verf. folgende sechs an: 1) Die zu starke Innervationserzeugung, die sich zur Entzündung und zur Manie steigern kann. 2) Die zu schwache Erzeugung der Innervation, bey Erschöpfung und gährungsartigen Krankheitsvorgängen im Blutleben, welche zum Theil als Typhus oder Nervenfieber erkannt werden. 3) Paralyse, d. h. gelähmte Reaction, so wie 4) Apathie oder gelähmte Sensation. 5) Algie oder übermäßig starke Empfindungsströmung, welche entsteht, wenn die Nervenströmung von abnormen Puncten aus oder auf abnorme Weise in Bewegung gesetzt wird, wie beym Zahnweh durch die Einwirkung äußerer Elemente unmittelbar auf die entblößten Nervenenden. 6) Spasmus oder abnorme starke Reactionsströmung, welche Erscheinung dann, wenn sie zunächst im Kreise der Muskelbewegung eintritt, unter dem Namen Krampf verstanden wird. Wenn die krankhaften Stimmungen des Nervenlebens sich mehr und mehr der Centralorgane: des Gehirnes und des Rückmarkes bemächtigen, in denen die Wechselwirkung zwischen den Strömungen der Nervenfasern und der Bläschensubstanz, ja zwischen räumlicher Organisation und raumloser Idee am allerinnigsten und feinsten ist, dann entwickeln sich aus ihnen die krankhaften Erscheinungen im Vorstellungsleben des spirituellen Organismus. Diese Erscheinungen können freylich eben so oft vom spirituellen Organismus als von den bildenden Systemen, namentlich vom Blutleben ihren Ausgang nehmen, dennoch sollte der Arzt bey ihrer Beachtung den Gedanken fest halten, daß dieselben so wie sie jetzt als leibliche Erscheinungen vor uns stehen, eben sowohl als Scharlach, Masern u. f. einen nothwendigen Verlauf haben müssen, welchen der Heilkünstler nur zu kennen und richtig zu behandeln braucht, um einen günstigen Ausgang herbeyzuführen. Eine solche Ansicht würde dann auch jene heftigen Mittel vermeiden lehren, durch welche man bisher öfters, zum größesten Nachtheil für den Kranken dergleichen Erscheinungen gewaltsam zu hemmen und zu unterdrücken suchte.

Was das Streben des Nervensystemes betrifft, so wird leicht erkannt, daß die Nervensubstanz nur so lange eine lebende seyn könne als die Innervationserzeugung und Innervationsströmung in ihr

fortbestehen. Eben so wie die polarische Spannung eines elektrischen Apparates sich allmählig oder auch plötzlich durch einen einzigen Schlag entladen kann, so weicht auch die Innervation von Nerven öfters in unmerklicher Abnahme, zuweilen aber auch plötzlich. Die Ursachen welche das Sterben des Nervensystemes herbeyführen, lassen sich unter vier Hauptformen zusammenfassen: 1) Aufhebung der Wechselwirkung zwischen dem Centralorgane des Gehirns und Rückmarkes und jenen des Rumpfes durch gewaltsame Trennung ihrer Continuität, Zerstörung der Bildung der überaus feinen, weichen Faser- und Bläschensubstanz der Centralorgane selbst durch starke Erschütterung oder Vernichtung der Leitungsfähigkeit der Primitivfasern durch Gifte, z. B. Blausäure. 2) Große Umänderungen oder Aufhören der Hämatose. 3) Gewaltsame Vorgänge im spirituellen Organismus. 4) Allmähliges, durch den endlichen Verlauf des Lebens selbst herbeygeführtes Obliteriren der Primitivfasern und Belegungsmasse.

Das Verhältniß des Nervensystemes zur Seele ist immerhin jenes des Geschöpfes zum Schöpfer; das Geschöpf ist nichts und hat nichts außer durch Gott, dagegen hat dieser Vieles, was nicht im einzelnen Geschöpf ist. So kann auch das Ursprüngliche der Seele selber: das göttlich Productive (die schaffende Phantasie), das Vernehmen des Göttlichen (die Vernunft) und das Beherrschen der Reactionen (Freyheit) im Organ nicht leiblich erscheinen, sondern etwa wie jene Richtungen der Seelenthätigkeit, die sich auf das Verhältniß zur Welt des Leiblichen beziehen. Das freystehende Verhältniß der Seele selber, auch zu jenen krankhaften Zuständen ihrer Aeußerungen, welche aus den schon erwähnten Störungen der Innervation hervorgehen, wird unter andern in solchen sogenannten „Geisteskrankheiten“ erkannt, bey denen das reinere Bewußtseyn während der ganzen, langen Zeit der Krankheit in der Tiefe gegenwärtig blieb, ohne daß hiebey die Kraft vorhanden war, die Verkehrtheiten des Vorstellens und des Thuns zu hindern, wie der Verf. (auf S. 144) eines von ihm selber beobachteten Falles dieser Art von einer sehr gebildeten, längere Zeit geisteskrank gewesenen Frau erwähnt.

An die Betrachtung des Nervensystemes schließt sich unmittelbar jene der Sinne. Die vergleichende Anatomie legt es uns dar, daß die Sinnesorgane sämmtlich aus einer höheren Entwicklung der Hautpapille hervorgehen. In den Rotatorien und Asterien erscheinen die Augen als äußerst kleine farbige Papillen, zu denen je ein Nerv verläuft; in den Crustaceen ist das späterhin ins Innere zurückgezogene Hörorgan noch kaum mehr als eine Papille oder Wurzel des Fühlhornes und die Organe des Geschmackes wie die des Gefühles bleiben selbst in höheren Organismen immer wesentlich auf die Form einer Papille beschränkt, in welcher sich eine von der Haut umgebene Umbiegung der Nervenfasern findet. An den 3 höhern Sinnorganen des menschlichen Organismus läßt es sich nachweisen, daß ihre Nerven nichts anders als einfache nicht weiter verästelnde Aussackungen der Hirnblasen sind, und zwar so daß bey Auge und Ohr selbst ein Theil des Nicht-Nervosen: Glaskörper und häutiges Labyrinth, aus dem flüssigen Mark in der ausgesackten Nervenblase sich bilden.

Es sind drey verschiedene Weisen, in denen die Außenwelt auf uns einwirken kann: Die mechanische, chemische und dynamische, jede von diesen Weisen hat aber zwey verschiedene Seiten, unter denen sie erscheinen kann, so daß im Organismus für die Auffassung der sechserley verschiedenen Einwirkungen auch sechs Sinne da sind, nämlich für die mechanischen Einwirkungen der Raumerfüllung und innerlichen Bewegung 1) der gemeine Gefühlssinn und 2) das Gehör; für die chemischen Begegnisse 3) der Geschmack und 4) der Geruch; für die dynamischen 5) der Sinn für Wärme, Elektricität u. dgl., welcher ein von dem gemeinen Tastsinn verschiedener ist und 6) der Sinn des Gesichtes. Unter diesen 6 Sinnen haben, nach der Ansicht des Verf. jener des Gehörs und des Gefühles den entschiedensten Einfluß auf die geistige Entwickelung der menschlichen Natur, weßhalb auch diese beyden Sinne in den höheren Formen des Thierreiches zu einer gewissen Vollendung kommen. Namentlich scheinen auch die Sinne des Gehörs und des Gefühles später abzusterben als die andern Sinne. Jener reiche, im diplomatischen Fache früher thätige Franzose, welcher nach und nach durch Lähmung alle Sinne ver-

lor, behielt zuletzt noch eine kleine, empfindliche Stelle an den Wangen, durch welche ihm der Rapport mit seiner Familie bis zu einem gewissen Grade erhalten wurde; er blieb hiebey, obgleich ihm nur noch dieser kleine Zugang der Sinnesempfindungen gegen die Außenwelt offen stund, bey leidlichem leiblichem Wohlbefinden, bis ihm der Tod auch jenen letzten Laden, der nach den Gassen der irdischen Leiblichkeit hingieng, zuschloß.

Mit dem Innewerden, Erinnern oder Wiederanschauen einer Vorstellung ist unfehlbar auch ein Wiederaufrufen jener Zustandsänderung in der Belegungsmasse des Gehirns verbunden, welche damals Statt fand, als die Vorstellung zuerst durch die im Hirn sich wiederspiegelnde Sinnesempfindung entstand. Dieser Vorgang bleibt in der Regel ein innerlicher, nur auf das Gehirn beschränkter, dennoch kann er sich auch, wie dieß bey dem Sehen von Phantasmen der Fall ist, welche, wenn man das Auge schließt, verschwinden, bis in den Kreis der Sinnesorgane hinaus erstrecken, so daß das eigentlich innerliche Anschauen mit einem äußerlichen Sehen wahrhaft verwechselt wird. Uebrigens setzt jede Erinnerung eines von aussen empfangenen Sinneseindruckes eine Art von neuer Wiedererschaffung in dem Element einer stets möglichen Verleiblichung in dem Gehirn voraus; die Schöpferkraft bleibt an und in sich noch dieselbe, auch wenn ihr durch Krankheit oder durch das nach außen zuschließende Alter das Element, an dem sie bisher sich äußerte, genommen wird.

Der äußeren Hautfläche kommt das Vermögen des Gefühles und des Getastes zu. Das eigentlich erfühlende und nicht nervose Medium des Hautsinnes ist das Halbflüssige, das sich zwischen Epidermis und Derma, und in der äußern Substanz des Derma selber befindet. Die Oberhaut (Epidermis) hat zunächst nur die Bestimmung, das Erfühlende gegen zu heftige Einwirkungen der Außenwelt zu schützen, während in dem eigentlichen Derma die Nervenumbiegungen sind, welche die Empfindung leiten. Die Gegenstände, welche den dynamischen Hautsinn affiziren, sind Wärme, Elektrizität, Galvanismus und fremde Innervation, die sich namentlich bey dem polarischen Wechselwirken der Geschlechter in höchster Wirksamkeit zeigt. Der mechanische Hautsinn oder Tastsinn ist, in Beziehung vor allem auf das Vorstellen unsers eigenen Körpers so wie auf die äußere, irdische Sichtbarkeit ein topographischer zu nennen. An ihm zuerst und auf der anscheinend niedrigsten Stufe fallen jene Nachempfindungen auf, welche den Eindruck, den z. B. ein Stück Geldes, das uns fest in die Handfläche gedrückt wurde, in so täuschender Weise hinterläßt, daß wir es noch festzuhalten wähnen, wenn es uns schon entnommen ist. Der Verf. vergleicht es mit dem Nachdröhnen eines in Bewegung gesetzten lautenden Instrumentes.

Zur Wahrnehmung der chemischen Veränderungen in der äußern Natur sind die beyden Sinne der inneren Schleimhaut: Geruch und Geschmack da. Auf eine ähnliche Weise wie an einer auf beyden Seiten mit Folio belegten Glastafel in demselben Momente, als der Strom der + El. die eine Folie berührt, auf der andern Seite von selbst eine — El. entsteht, scheint auch der Vorgang des Riechens Statt zu finden. In demselben Moment, als der Strom riechbare Luft die feuchte Außenfläche des Flimmerepitheliums der Nasenschleimhaut trifft, erfährt das an der Rückseite jenes Epitheliums liegende Schleimnetz die Wirkung solchen Luftstromes und wird in seiner Qualität auf eine unsern übrigen Sinnen unzugängliche Weise dergestalt modifizirt, daß diese subjektive Zustandsänderung nun in einem gewissen Verhältniß mit dem objektiven Zustand der Luft stehen muß. Es ist mithin zunächst das nicht nervose Halbflüssige der Schleimhaut, welches jene Veränderung erleidet und seine hierauf gegründete Erfühlung auf die Endumbiegungen der feinen Geruchsnerven als Sensation fortpflanzt. Der Geruchssinn entwickelt sich beym Menschen früher als der Geschmackssinn: Säuglinge werden durch Kräutergeruch von der Ammenbrust abgestossen, während man ihnen noch ohne Schwierigkeit Medikamente eingeben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ohngeachtet der nahen Wechselbeziehung, in welcher der Geruchsnerve mit der Belegungsmasse des Gehirns steht, und welche die merkwürdigen Sympathieen und Antipathieen des Geruchssinnes, so wie die Reactionen begründet, welche durch ihn veranlaßt werden, kann dennoch dieser Sinn unter allen andern, wenn er fehlt, am leichtesten vermißt werden: sein Mangel scheint die übrige geistige Entwicklung am wenigsten zu hindern.

Auf ähnliche Weise als der Vorgang des Riechens ist auch jener des Schmeckens zu erklären; die Sensation dieses Sinnes scheint, wie beym Tasten nicht durch die Endbiegungen nur eines, sondern mehrerer verschiedener Nerven zum Gehirn fortgepflanzt zu werden.

Nur bey den beyden höchsten Sinnorganen, dem Gesicht und Gehör findet der Fall statt, daß die Prozesse der Aussenwelt (Aetherhandlungen), welche Objekte des Sinnes werden, sich in eine metamorphosirte Höhle der Nervenblase selber hinein fortbilden. Das Objekt des Gesichtsinnes: das Licht, ist seinem Wesen nach eine eigenthümliche Wechselwirkung unter verschiedenen sich gegenüber gestellten Aetherzuständen, und zwar namentlich eine Wechselwirkung, welche besonders in der Richtung des Einzelnen zur Allheit und in ihrer durchaus geradlinigten, concentrischen, radiar-strahlenden Richtung sich auszeichnet. Gegenüber dem Lichte wird das Auge nur dadurch ein Organ für dieses, daß es selber eines eigenthümlichen Lichtentwicklungszeugnisses fähig ist, denn die lebendige Erfühlung dieses Lichtprozesses muß der eigentlichen Empfindung desselben durch die Nerven: dem Sehen vorausgehen. Wie deßhalb in niederen, ganz eyweißstoffigen Thieren (Akalephen) oft der ganze Körper leuchtbar wird und in höhern Thieren (Lampyriden) noch einzelne Stellen zum starken Leuchten kommen, so entsteht allmählig in dem Thierreiche ein wesentlich auch eyweißstoffiges Organ (Glaskörper, Krystallinse), von zarten Hüllen umschlossen, in welchen ein dem elektrischen ähnlicher Leuchtprozeß durch Einfluß der Innervation leicht erregbar ist. Daher beruht die Wahrnehmung einer Lichtentwicklung im Auge, welche durch Druck oder durch einen Stoß in diesem entsteht, auf keiner bloßen Selbsttäuschung, und, obgleich Hassenstein gezeigt hat, daß das gewöhnliche Leuchten der Augen bey Katzen, Hunden, Ziegen u. a. zunächst nur durch Zurückstrahlung des äußern Lichtes von ihrem farbig glänzenden Tapetum entstehe, zeigt dennoch unser Verf. (auf S. 239 u. 240) daß außer diesem bloß zurückgestrahlten Lichte dem thierischen Auge noch ein eigenthümliches zukomme, welches bey plötzlicher psychischer Aufregung des Zornes oder der Begierde momentan sichtbar wird und selbst von anderer (z. B. röthlicher) Farbe ist als das zurückgestrahlte (grünliche). Auch Rengger bemerkte am Auge des Nachtaffen im Dunkeln dieses momentane Aufflammen eines innern, gewöhnlich bald wieder vergehenden Lichtes, welches öfters so stark war, daß man Schrift dabey lesen konnte.

Die wesentlichsten Gebilde des Auges, ohne welche kein Sehen möglich wäre, sind das durchsichtige Gebilde thierischer Ursubstanz d. h. des Eystoffes, dann ein finsterer, das Licht absorbirender Grund (Pigment) und ein in der verdunkelten Höhle peripherisch sich endigender Nerv. Die mittlere Schicht der Netzhaut wird durch die ausnehmend zarten Primitivfasern des Sehnerven gebildet,

welche nach Ehrenberg nur $\frac{1}{2000}$ Linie im Durchmesser haben und von der Eintrittsstelle an sich strahlenförmig verbreiten, ohne daß man bisher weder eine Umbiegung derselben vom feinen Rande der Retina, noch eine Veräſtelung derselben wahrnehmen konnte. Uebrigens erscheinen diese zartesten Fasern des ganzen Körpers nicht alle von gleichem Durchmesser und überhaupt in ihren Contouren sehr verfließend; sie liegen in einer gleichmäßigen, eystoffigen, unmittelbar an den Glaskörper gränzenden Schicht so eingelettet, wie eine Reihe paralleler Fäden, welche von Leim übergossen sind. Außer jener mittleren, aus Primitivfasern bestehenden Schicht der Retina, und der zuletzt erwähnten milchig eyweißstoffigen innern, die an den Glaskörper angränzt, unterscheidet man noch eine dritte äußere, an das Pigment angränzende, welche ihrer Dicke nach den größesten Theil ($\frac{3}{5}$) der Retina ausmachet. Diese dritte Schicht besteht aus lauter einzelnen, die Primitivfasern um das 4 bis 6fache an Dicke übertreffenden cylindrischen Körperchen, deren Länge die Dicke bey Säugthieren um das 5fache, bey Vögeln um das 6fache, bey Fischen zuweilen um das 10 bis 12fache übertrifft und welche nach außen, gegen die Choroidea hin in eine papillenartige Anschwellung endigen, in welcher fast überall eine, öfters (z. B. bey Vögeln) mit schönfarbiger, rother, gelber oder grüner öliger Flüssigkeit gefüllte Stelle gefunden wird. Diese Körperchen, welchen man den Namen „Stabkörperchen“ gegeben hat, liegen wie Basaltsäulen dicht an einander, excentrisch überall nach Außen gerichtet. Sie lösen sich leicht von der Schicht los, in welcher die Primitivfasern eingelettet liegen.

Nach der Ansicht des scharfsinnigen Verfassers, welche von ihm mit vielen Gründen unterstützt wird, ist es die innere, von der eystoffigen Flüssigkeit des Glaskörpers überfluthete, durchaus homogene Schicht der Netzhaut, welche, mit noch unendlich größerer Zartheit, als eine nach Daguerres Angabe bereitete Metallplatte in der Camera obscura, die Alterationen des Lichtes erfährt, sie, als solche, unbewußt percipirt, jedoch diese Alterationen kaum merklich länger als die Lichtspannung selbst dauert, behauptet. Wenn übrigens schon bey einer Daguerr'schen Kupfer- und Silberplatte der feine, zugleich erregte galvanische Prozeß von wichtigstem Einfluß auf das Affizirtwerden vom Lichte ist, so ist es noch vielmehr die Lebenswirkung der Innervation des Sehnerven auf das Entstehen des Bildes in der innern Retinaschicht. Daher kann nur dann der Prozeß des Sehens Statt finden, wenn die Aufmerksamkeit des Seelenlebens sich auf ihn richtet. Welchen, zum Theil selbst bleibenden, verändernden Einfluß das Licht auf die Retina habe, beweist der citrongelbe Fleck, der sich in Menschen und Affen an ihr gerade da findet, wo das stärkste Licht durch die Pupille auf sie einfällt, denn dieser Fleck entsteht erst durch die fortgesetzte Einwirkung des Lichtes, findet sich deßhalb nicht bey Neugebornen und Blinden. Das dunkle Pigment auf der Choroidea erinnert an einen etwas verwandten, innern Vorgang in den Gebilden des Auges: an einen leisen Verbrennungsprozeß (S. 252).

Wenn wir nun in einigen wenigen Zügen das zusammenfassen, was sich über die vermuthliche Funktion, namentlich der einzelnen Schichten der Retina, beym Sehen sagen läßt, so wird zuerst der nicht nervosen innersten Schicht eine Modifikation durch die einfallenden Lichtbilder mitgetheilt, welche sogleich auf die mit ihr innigst verbundenen Primitivfasern des Nerven in der mittleren Schicht sich fortpflanzt. Bey den Stabkörperchen erinnert der Verf. an den Bau der zusammengesetzten Augen der Insekten, er hält jene Körperchen für nothwendig zur möglichen Unterscheidung der verschiedenen Punkte des Sehfeldes oder überhaupt zum deutlich Sehen und für ihre Wichtigkeit beym Sehen scheint noch der Umstand zu sprechen, daß jene Stelle der Retina, an welcher der Sehnerve eintritt, und an der keine Stabkörperchen sich finden, gar nicht sieht. Das Entstehen der Farbenspektra im Auge selber erklärt der Verf. aus dem auch der innern Schicht der Retina inwohnenden allgemeinen Bedürfniß eines, die Existenz des ganzen Organismus bedingenden Gleichgewichtes. Wenn nämlich eine Stelle der innern Retinaschicht so alterirt wurde, daß hiedurch die Empfindung des Roth erregt wurde, so entsteht alsogleich das Bedürfniß den Gegensatz dieser Alteration, welcher Grün empfinden lässet, entweder gleichzeitig an einer andern nachbarlichen Stelle, oder nachher an derselben Stelle hervorzurufen. Die

Meynung, daß wir bey dem Bau unsers Auges alles verkehrt sähen, wird schon durch die beständige Controle des Gefühls widerlegt, indem uns dieses immer bezeugt, daß das wirklich oben oder rechts sey, was wir oben oder rechts sehen.

Das Object, durch welches der Gehörsinn afficirt wird: der Schall, oder Klang wird wesentlich bedingt durch eine eigenthümliche innere, nicht bloß äußere Bewegung der Körper. Daher klingt Holz, Stein, Metall, so wie die verschiedenen halb- oder ganz flüssigen Körper ein jeder auf besondere Weise, und man kann sagen, daß in dem Klange eines Dinges seine besondere qualitative Eigenthümlichkeit sich abbildet. Indem eine gerad ausgespannte Saite bey ihren Schwingungen sich nach verschiedenen Richtungen ausbiegt, muß sie das eine Mal in etwas verlängert und verdünnt, das andre Mal verkürzt und verdichtet werden und diese auf ihrer Elasticität beruhenden, gleichzeitig mit den Beugungswellen vorkommenden Verdichtungswellen sind eigentlich allein die Ursachen davon, daß die Saite oder die mit ihr sich gleich verhaltende Wand der Orgelpfeife so wie die einer Glocke klingt. In allem Tönenden, Klingenden sind mithin die innern, auf irgend einem Grade von Elasticität beruhenden Erzitterungen, die man gewissermassen als ein innerlich Flüßigwerden, als eine Annäherung zum Aetherzustande betrachten kann, dasjenige, was den Ton giebt, und diese Erzitterungen pflanzen sich dann durch alle umgebenden Medien in weiter angeregten Verdichtungswellen fort, welche, wenn wir ihre Verbreitung uns schematisch vorstellen wollen, in concentrisch über einander gereihten Hohlkugelschalen zu denken sind. In Beziehung auf das ihn Hörende und Vernehmende ist der Ton ein reineres Hervortreten der innern ätherischen Wesenheit der leiblichen Dinge, welches als solches einer Idee aneigenbar und verständlich wird.

Wie das Licht undenkbar ist, ohne das Verhältniß zwischen einem Leuchtenden und Erleuchteten, welches Letztere dadurch selber wieder zum Leuchtenden wird, so der Schall ohne das Verhältniß zwischen einen ursprünglich Schallenden und einem Mitschallenden. Auch sind Licht und Schallverbreitung beyde dem Wesen nach geradlinigt excentrisch, d. h. strahlend, weil aber die Luft und überhaupt alles Umgebende mehr oder weniger mitschallt und wieder excentrisch den Schall verbreitet, erscheint unserm Sinne diese Verbreitung als eine andere. Der Unterschied zwischen Schall und Ton beruht darauf, daß jener durch das einmalige, dieser durch das vielmalige, stets eine gewisse Zeit andauernde und eine gewisse Schnelligkeit zeigende gleichartige Erzittern eines Körpers hervorgebracht wird. Durch mehrmaliges sich Wiederholen kann daher, wie am Sawatscher Rade der Schall zuerst zum Geräusch, dann zum Ton werden.

Wie der Sehnerve im Auge zu einer Höhle anschwillt, deren Inneres den Glaskörper und die Innenschicht der Retina enthält, so schwillt der Hörnerv im Ohr zu der Blase an, welche wir, wenn sie in höhern Thieren in sich noch in Vorhof, Bogengänge und Schnecke gegliedert wird, das häutige Labyrinth nennen. Bey den Sepien und Krebsen erscheint das Gehörorgan nur erst als ein einfaches Bläschen, in dessen Innerem sich etwa höchstens ein kalkig krystallinischer Kern absetzt, an dieses Bläschen, welches nun den Namen Vorhof bekommt, fügt sich bey den unvollkommnest entwickelten Fischen (Myxine) ein Bogengang; bey Petromyzon zeigen sich deren zwey, bey den übrigen Fischen drey, nebst noch mehreren Anhangserweiterungen und innern kalkigen Krystallisationen. Bey den höher entwickelten Eidechsen, so wie bey den Vögeln kommt hiezu noch eine eigenthümliche Aussackung, welche schon in den Vögeln ein ebnes, in Querfasern getheiltes Blatt enthält, dann in den Säugethieren innerlich spiralförmig sich faltet und, so wie alle übrigen Theile des Labyrinthes mit Knochen dicht sich umgiebt: die Schnecke. Nur dieses letztere Organ scheint das Hören von Tönen möglich zu machen, während die bloße Hörblase mit Bogengängen bloß für Schall und Klang empfänglich ist. Ueberhaupt ist es die Wandung der zum Labyrinth entwickelten Blase, worinnen, wie in der innern Schicht der Retina die Perception des Sinnes statt findet, welche sich dann den hinter ihr liegenden Umbiegungen der Primitivfasern des Hörnerven mittheilt. Während die Hörblase ihrem Baue nach einem aus Häuten und Saiten zusam-

mengesetzten, theils selbst ertönenden, theils äußere Tonwellen in sich wiederholenden musikalischen Instrumente vergleichbar ist, haben andre Theile des innern Ohres die Bestimmung, jener Blase eine gewisse, angemessene Spannung zu geben. Diese Spannung kann zwar schon dadurch bewirkt werden, daß die eyweisstoffige Flüssigkeit in der Hörblase in ungewöhnlichem Maaße anwächst und sie wird dann der Grund des unerträglich feinen Gehörs bey starkem Säfteandrang oder bey Entzündungen, im normalen Zustande jedoch entsteht die Spannung durch ein vermehrtes Eindrücken der Wandung der Blase. Dieses wird im menschlichen Ohr vornämlich durch den Steigbügel bewirkt, welcher durch die Oeffnung des eyrunden Fensters auf die in den Knochen eingeschloßene Hörblase drückt und seinerseits wieder vom Trommelfell aus, mittelst der beyden andern Gehörknöchelchen zu dieser hineindrückenden Bewegung bestimmt wird. Das lustartige Medium der Pauckenhöhle, welches in diese nicht unmittelbar aus der Atmosphäre, sondern durch die eustachische Röhre eingeführt wird; dann die verschiedenen Membranen des eyrunden und runden Fensters dienen sehr wesentlich dazu, die Schallwellen der Luft in ihrer ganzen Intensität an die Flüßigkeit der Hörblase überzutragen. — Das Hören selber, namentlich das von harmonischen Tönen, ist, wegen der festbestimmten Zahl ihrer Schallschwingungen, von Leibnitz ein Geschäft des Zählens genannt worden, welches die Seele unbewußt übt.

Von der Betrachtung der Sinne, als deren höchsten, für die eigentlich menschliche Entwicklung wichtigsten d. V. den Gehörsinn hinstellt, wendet sich derselbe zur Betrachtung des lebenden Knochensystemes. Hierbey erinnert er zuerst daran, daß alle Bildung im Flüssigen beginne und im Starren endige, welches Letztere nur wie ein Erstorbenes sich verhalten würde, wenn es nicht abwechselnd sich zu verflüssigen strebte und hierdurch sich innerhalb des Lebenskreises erhielte. Der eigentliche Knochen ist, wie alle andern inneren Gebilde unsers Organismus an jeder Stelle als ein fortwährend aus parenchymatöser Flüssigkeit Gebildetes und sich fortwährend Umbildendes zu betrachten. Das auch der Knochen, als ein durchaus Nichtnervoses noch innerer Erfühlung fähig sey, welche sich von ihm aus

dem Nerven mittheilt und in diesem zur Empfindung wird, bezeigt uns das Verhalten der Zähne, namentlich die eigene Empfindung wie eines Stumpfwerdens derselben, bey dem Einfluß von Säuren, der Einwirkung der Kälte oder Wärme auf sie, wenn sie besonders empfindlich sind u. s. w.

Das eigentliche Skelet: das Nervenskelet (denn von dem Hautskelet sind nur noch in den Haaren, Nägeln und Oberhautgebilden, vom Eingeweide-Skelet nur noch in den Zähnen, Zungenbeine ꝛc. einige Spuren geblieben) steht zwar zu dem Centralorgane des animalen Lebens zunächst nur in einem isolirenden, conservativen Verhältniß, aber dieses Verhältniß ist ein so inniges, daß die eigenthümlichen Richtungen, nach denen die Idee im Nervensystem sich darlebt, auch im Knochensysteme als eigenthümliche Richtung der Entwicklung sich kund giebt oder symbolisch darstellt, worauf sich eine auch dem Physiologen wichtige Physiognomik des Skeletes, vor allem des Schädels (die Craniologie) gründet. Denn die eigenthümliche Richtung der psychischen Lebensthätigkeit (die Persönlichkeit) wird sich um so bestimmter in einem Theile des Knochensystems ausdrücken, je höher die Region des Nervensystems an innerer Bedeutung stehet, welcher der Knochen zugewendet ist. Eben so wie sich das Gehirn wesentlich in drey Hauptmassen: kleines Hirn, Region der Sehehügel und große Hemisphären gliedert, theilt sich auch der Schädel ursprünglich in 3 Wirbel: den des Hinterhauptes für das kleine Gehirn, den des Scheitelbeins und der hintern Hälfte des Keilbeines, für die Region der Sehehügel, den der Stirnbeine und vordere Hälfte des Keilbeines für die Hemisphären. Dieses ursprüngliche Verhältniß erleidet allerdings bey der fortschreitenden Entwicklung des Hirnbaues dadurch eine Abänderung, daß nur der Vorderhauptwirbel ausschließend die Hemisphärenmasse in sich fasset, welcher er zugeordnet ist, während diese Massen auch in die beyden andern Abtheilungen des Schädels sich ausbreitet, so daß diese keineswegs ausschließend mehr den Theilen des Gehirnes angehören, denen sie ursprünglich zugeordnet waren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Schluß.)

Dennoch bringt dieses namentlich im Menschen überwiegend werdende Verhältniß der Hemisphärenmasse keine wesentliche Abänderungen in den Grundzügen der Cranioscopie hervor, welche auf der eigenthümlichen psychischen Bedeutung der drey Hauptregionen des Gehirns beruhen. Denn wenn die vordere Hirnmasse insbesondere als Organ des Erkennens, die hintere als Organ des Wollens und des Triebes, die mittlere als Organ des unbewußten Empfindens und Gegenwirkens betrachtet werden kann, so wird uns auch die stärkere und kräftigere Entwicklung der einzelnen Wirbel des Schädels, weil sie von der kräftigeren Entwicklung der innerhalb gelegenen Hirnregion abhängt, das Vorherrschen der einen oder andern psychischen Richtung einer menschlichen Persönlichkeit kund geben. Eine dürftige Entwicklung des Vorderhauptes wird uns Schwäche des Erkennens, eine kräftige dagegen höhere Intelligenz andeuten, weil die Entwicklung der Hemisphärenmasse innerhalb drs Vorderhauptwirbels das Symbol des Grades eines zum Bewußtseyn gesteigerten Erkennens ist. Eine dürftige Entwicklung des Mittelhauptes läßt auf eine bis zur Apathie steigende Gemüthlosigkeit schließen, eine breite und hohe Entwicklung desselben auf ein reiches Gemüthsleben, weil die Entwicklung der Hemisphärenmasse oberhalb der zweyten Hirnregion das Symbol der zum Bewußtseyn gesteigerten dunklen Erfühlungen und Reactionen ist. Endlich so deutet jene dürftige Entwicklung des Hinterhauptwirbels, die wir namentlich bey den Cretinen finden, eine bis zur Willenlosigkeit herabgesunkene Schwäche des Begehrens und Wollens an, eine starke Entwicklung desselben das Gegentheil, weil die Entwicklung der Hemisphären oberhalb des kleinen Gehirns und innerhalb des Hinterhauptes das Symbol der zum bewußten Begehren und Wollen gesteigerten Willkühr- und Instinktsäußerungen ist, während ganz nach unten, da wo noch das kleine Gehirn selbst den Hinterhauptswirbel nach außen wölbt, sich insbesondere das mindere oder stärkere Vorherrschen des Geschlechtstriebes markirt. Dennoch kann auch wohl durch äußere Einwirkungen die gesammte Gestalt des Schädels modifizirt werden, ohne daß hiedurch das psychische Leben des dann allerdings in seiner Räumlichkeit ebenfalls veränderten Gehirns Beeinträchtigung erleidet, dafern nur, durch jene verändernden Einwirkungen die Ausbreitung der Primitivfaserung in den einzelnen Hirnmassen nicht selbst beschränkt wurde.

Die Lehre vom Bau und der Bedeutung des Skelets knüpft sich eben so wie an die Geschichte des Nervensystems, so nach einer andern Seite hin an die Lehre von der Bewegung und ihren Organen im menschlichen Organismus an. Das Zuströmen von Säften, das Ausdehnen des mehr und mehr als Punktmasse oder Bläschensubstanz sich zusammenhäufenden organischen Urstoffes und, so wie die Polarität der Organe sich entwickelt, eine Art von Kreislauf (kreisförmiges Strömen der Urbildungs-Flüssigkeit zwischen der sich fortbildenden Substanz), dieses sind die ersten im Organismus erkennbaren Bewegungen, ja im Pflanzenorganismus die (fast) alleinigen. Dennoch erhebt sich auch schon in den vollkommenen Pflanzen die erwähnte Bildungsbewegung zu deutlichen einzelnen Raumveränderungen oder

örtlichen Bewegungen und sie thut dieses auf noch viel höhere Weise im thierischen und menschlichen Organismus. Aber selbst bey diesem bemerkt man, daß die Bewegung früher ist als das Organ, durch welches sie später sich vorzugsweise äußert, denn es wird an jenen Stellen des im Entstehen begriffenen Baues, an denen später eine Bildung der contractilen Fasern (Muskeln) statt finden soll, schon lange vorher ein oscillatorisches Zucken, oder eine periodische Zusammenziehung der punkt- oder bläschenartigen Ursubstanz bemerkt.

Im Gebiet des Pflanzenlebens erscheint das Bewegen entweder als ein modifizirtes Wachsen oder als das Resultat einer polarischen, mit der elektrischen zu vergleichenden Spannung. Auch im thierischen Organismus entstehen und erhalten sich namentlich die oscillatorischen Bewegungen der Wimpern an der Epithelialfläche innerer Gebilde, z. B. der Athmungsorgane ohne Einfluß der Innervation, gleich den Oscillationen einer Luftschicht und der in ihr schwimmenden Körperchen über einer erhitzten Fläche. Sie sind übrigens durch ihre Stärke oder Schwäche Anzeigen von dem Grade der inwohnenden Lebenssteigerung. Nächst dieser Flimmerbewegung, die sich auch noch an abgeschnittenen Epithelialflächen-Stücken erhält und zeigt, und außer den Athmungsorganen auch der Auskleidung der Gehirnhöhlen so wie den inneren Organen der Erzeugung zukommt, läßt sich als ein anderes Urphänomen der organischen Bewegung jenes der Lebensspannung (turgor, erectio) betrachten. Diese ist der unmittelbare Ausdruck derjenigen stetigen Einwirkung der Idee des Organismus, durch welche überhaupt der collapsus aller Weichgebilde verhindert und diesen ihre wechselseitige Haltung (Spannung) des einen gegen das andere gegeben wird. Die besondere höhere, großentheils willkührlich werdende Bewegung des thierischen Organismus, oder die Muskelcontraktion kann nur da entstehen, wo das ursprünglich animalische: das Nervensystem sich im Gegensatz zu Organen herausgestellt hat, welche einer kräftigen Reaktion nach außen (als Muskelfaser) oder einer deutlichen Empfindung (als Sinne) fähig sind. Wie an Faraday's elektromagnetischen Apparat jedes Stück Eisen

wenn es von einem Drath übersponnen ist, durch welchen eine ausreichend starke galvanische Strömung hindurch geleitet wird, magnetische Anziehung gegen anderes Eisen empfängt, welche Eigenschaft jedoch alsbald erlischt, wenn die galvanische Strömung nachläßt, so entsteht und erhält sich auch die Contraction der Muskelfasern nur durch die Strömung der Innervation. Wie sich unter der Einwirkung des galvanischen Stromes einzelne Eisentheilchen gegenseitig anziehen und vereinigen, so thun dieses die Muskelfasern unter dem Einfluß der Innervation.

Die Muskelsubstanz entsteht ursprünglich überall da, wo eine Wechselwirkung des Organismus entweder mit den absolut äußern Elementen oder mit einem innern, organischen Elemente Statt findet. Hieraus geht eben so eine Dreygliederung der gesammten Muskulation als des Knochensystemes hervor; es entstehet ein unter der Haut, ein um den Darm, die Athmungs- und Absonderungssysteme entwickeltes und endlich ein Gefäßmuskelsystem. Die vollkommenste Entwicklung der bewegenden Faser wird nun in dem unter der Haut hervortretenden, wesentlich auf das Nervenskelet sich beziehenden Muskelsystem erreicht. Hier vornämlich zeigen sich die quergestreiften Faserbündel; das Uebergehen der Enden in Sehnen; die innige Verbindung mit den Endumbiegungen der Nervenprimitivfasern, durch welche die entschiedenste Contraction entstehen kann. Diese Contraction als Folge der Nervenströmung kann verhältnißmäßig längere Zeiten so lange als die Innervation anhalten und fortdauern und was uns als Ermüdung des Muskels erscheint, das ist nur Erschöpfung der Innervation.

Die Muskelfasern des niedern Ranges, welche dem Muskelcylinder des Darmkanals und des Gefäßsystems angehören zeigen dadurch eine unvollkommnere Bildung an, daß sie an ihren Muskelfaserbündeln keine Querfasern besitzen. Hiedurch schließen sich dieselben der Form des contractilen Fasergewebes an, dessen Bewegungen noch mehr von Bildungsvorgängen und äußern Einwirkungen als von Nervenströmungen bestimmt werden. Ihre Reactionen werden noch von allgemeinen organischen

Erfühlungen, nicht von Sensationen hervorgerufen, sie beginnen deßhalb auch weit früher als an irgend eine gebildete Nervenfaser im Organismus zu denken ist, wie sich dieß an den Contractionen der werdenden, ersten Muskelschicht des Herzens im bebrüteten Eye zeigt. Die Bewegung dieser Muskelgebilde der niedreren Ordnungen sind auch in vorherrschendem Maaße dem Walten dessen unterworfen, das wir als Instinkt bezeichnen, bey dessen Betrachtung Cuvier an die Lehre von den angebornen Ideen erinnert. Namentlich zeigt sich auch an der Muskulatur des Gefäßsystemes, besonders am Herzen, jene Periodizität der Bewegungen, welche auf das Wechselverhältniß des einzelnen Organismus zum Ganzen hindeutet.

Wie beym Sehen den angestrengten Augen dadurch eine Erleichterung zukommt, daß diese Funktion abwechselnd jetzt mehr das eine, dann das andere Auge übernimmt, so bey manchen Verrichtungen der Glieder, z. B. beym Stehen, den Muskeln des einen Fußes durch die stellvertende Anspannung der Muskeln des andern. Ueberdieß sind auch an jedem einzelnen Glied immerhin mehrere Muskeln für ein und dieselbe Funktion bestimmt, welche wechselseitig sich ablösen und unterstützen können. Die wahre, nicht von Erschöpfung der Innervation abhängende Entkräftung der Muskeln geht von Entziehung des Ernährens, durch das Gefäßsystem aus. Unter den verschiedenen Arten der Bewegungen am thierisch-menschlichen Leibe stirbt die Wimperbewegung z. B. an dem Epithelium der Gehirnkammern vielleicht zuletzt, denn sie wurde von Valentin noch 2 bis 3 Tage nach dem Tode des Menschen oder der Thiere beobachtet. Eben so zeigt das Muskelsystem der plastischen Region des Organismus, namentlich der Uterus, zuweilen mehrere Tage nach dem Tode (oder dem Aufhören der Reaktionen des Nerveninnern) noch Contractionen. Unter den verschiedenen Arten der willkührlich beweglichen Muskeln sterben bekanntlich die ausstreckenden Muskeln zuletzt ab.

Wie sich, bey all den so eben betrachteten Vorgängen des organischen Lebens alle eigentliche Lebensthätigkeit auf die Wechselwirkung von dynamischen Gegensätzen (Polarisation) gründet, so ist der Anfang alles individuellen Lebens durch das Entstehen des Geschlechtsunterschiedes bedingt. Nur das unbefruchtete Ey ist geschlechtslos, mit dem Moment der Befruchtung hebt sich gleichzeitig die Richtung der Polaritäten des Geschlechtes und das Leben selber an. Als Nachbild eines wahrhaften Schöpfungsaktes erscheint namentlich im männlichen Körper das Entstehen der bey verschiedenen Thieren sehr verschieden gestalteten Spermatozoeen, welche sich im Alter der Reife und Frische des Lebens aus einzelnen anschwellenden und dann berstenden Bläschen des Sperma entwickeln; erzeugt aus der Kraft eines höhern Zeugenden und als Träger oder vielmehr Zeugnisse dieser Kraft, ohne selber fähig zu seyn, sich durch Fortzeugung ihrer Art und Form zu vermehren und zu erhalten, obgleich sie in einem ihnen angemessenen Elemente Tage lang nach der Ausscheidung aus dem sie erschaffenden Organismus fortleben können.

Den Schluß des Werkes bilden die Betrachtungen des Verf. über das Seelenleben. Nicht die dem einzelnen organischen Daseyn zu Grunde liegenden Ideen schlechthin, sondern nur die neben ihrer unbewußten Wirkungssphäre auch zum Welt- und Selbstbewußtseyn entwickelte Idee heißt ihm Seele. Diese, die Seele, ist der eigentliche, innere Mensch im Menschen; ein Wesen, welches innerhalb der Idee des Organismus aus sinnlichen Vorstellungen geworden ist, ohne in sich selber die Schranken der Sinnlichkeit anzuerkennen, indem seine Elemente, die Vorstellungen zwar mit der Belegungsmasse der Centralgebilde des Nervensystems fort und fort sich in einer genauen Wechselwirkung befinden, dessen inneres Seyn und Wachsthum aber keineswegs an die einzelne, gegenwärtige Form des Daseyns gebunden ist. Das Werden der Seele zur Idee beginnt zwar mit dem Wechselverkehr der letzteren mit der Aussenwelt, demnach schon bey der Geburt; der unvollkommene Anfang desselben entfaltet sich jedoch nur allmählig zur eigentlichen Form des Selbstbewußtseyns. Hiebey zeigt sich, daß das Wachsthum der Seele analog jenem des Leibes durch eine Art von Ernährung (Lebensinnerung) und Lebensäußerung (Ausscheidung, Rückwirkung) gefördert werde. Die Richtung des gesunden Wachs-

thums der Seele gehet immer nur nach dem Urquell des Daseyns, nach der höchsten, göttlichen Idee hin; alle andere Fortschreitung der Seele ist kein Wachsthum, sondern führt zu einer Verkümmerung derselben.

Auf eine sehr sinnreiche Weise vergleicht der Verf. die Vorgänge im Leben und in der Entwicklungsgeschichte der Seele mit den Vorgängen in der Entwicklungsgeschichte des Leibes. Die Vorstellungen, welche ein bleibendes Eigenthum der Seele werden sollen, müßen eben so wie die Nahrungsmittel, wenn sie zur Ernährung der leiblichen Organe dienen sollen, in eine Art von Cirkulation eingehen; sie dürfen nicht als ruhend vor der Seele verharren, sondern sie müssen in einem fortwährenden innern Zuge abwechselnd in die beyden wesentlichen Sphären der Seele (die bewußte und bewußtlose) eingehen und auf diese Weise das Vorstellungsleben der Seele — das Denken — begründen und erhalten. Denn es bedarf keiner lang fortgesetzten Beobachtung unserer selbst, um zu erkennen, daß von allem, was wir unser geistiges Eigenthum nennen, von allem, was in uns als Vorstellung, Gefühl und Begehrung liegt, immer nur verhältnißmäßig ein sehr kleiner Theil auf einmal im Bewußtseyn erscheint, während sich der übrige größere Theil im Unbewußtseyn befindet, aus welchem derselbe zu anderer Zeit wieder an das Bewußtseyn herauftritt, während dann vielleicht der erstere aus dem Bewußtseyn schwindet. Wie beym Blutumlauf in den Systemen der Venen und Arterien erkennen wir hier ein abwechselndes Bewegen aus einer (wachen) Tagseite des Seelenlebens in eine (schlafende) Nachtseite und umgekehrt aus dieser in jene. Ohnehin gehört eine ganze Reihe der aus den dunkeln Erfühlungen hervorgehenden Begehrungen, Empfindungen und Vorstellungen ausschließender und auf bleibende Weise der Nachtseite des Seelenlebens an, und diese, wenn sie neben dem großentheils durch Willkühr aufgerufenen Denken sich im Bewußtseyn anzeigen, erscheinen als Ahnungen, Vorgefühle und als dunkle, instinktartige Triebe. Hier ist es, wo die Betrachtung solcher verschiedenartiger Vorgänge des Seelenlebens

den Gegensatz zwischen klarem, individuellem Verstehen und zwischen Ahnung oder selbst Inspiration berühren darf. „Die Idee, an und für sich, ist nur innerhalb einer höchsten, göttlichen Idee möglich und wesend, aber auch nur innerhalb dieser, des Verbandes eines allgemeinen Gottbewußtseyns, d. h. eines unmittelbaren Theilhabens und Vereintseyns mit allen Ideen theilhaftig.“ Dadurch, daß dieselbe als besonderer Organismus sich darlebt und hiedurch aus jenem Verbande in gewissem Maaße heraustritt, verliert sie zugleich etwas von jenem „allgemeinen Bewußtseyn“ und wird desselben nur noch in solchen Momenten theilhaftig seyn, in denen ihre Ichheit mehr zurücktritt. Daher der Instinkt nur bey Thierseelen der niederen Ordnung; daher die Unverträglichkeit des höheren Gottesbewußtseyns mit selbstsüchtigem Eigenwillen.

Seelengesundheit ist nichts Anderes als ein vollkommen harmonisch in seiner Richtung auf eine höchste, göttliche Idee fortschreitendes (vorstellendes und wollendes) und darin sich glücklich fühlendes Seelenleben. Dieser Zustand kann in hohem Grade bey einem kranken Organismus vorhanden seyn und umgekehrt wieder ein wahrhaft erkranktes zerstörtes Seelenleben bey einer in ihrer leiblichen Erscheinung sich ganz ungestört darlebenden Idee. Das Krankseyn der Seele, in so fern es in der Nachtseite oder in der Tagseite ihres Lebens wurzelt, erscheint dort als Irrseyn, hier als Sündhaftigkeit.

Wir haben hier nur einzelne Züge hervorgehoben von einem Werk, welches durch seine Reichhaltigkeit und Eigenthümlichkeit Ansprüche hat auf eine theilnehmende, gründliche Betrachtung seines wohlvollendeten organischen Ganzen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehntland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch von Domdekan von Jaumann. Mit 28 Lithographien, herausgegeben vom k. Würtembergischen Verein für Vaterlandskunde. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. 8.*)

Mit Vergnügen nimmt gewiß Jeder ein wohl ausgestattetes Buch zur Hand; so empfiehlt sich auch die vorliegende Schrift durch ihr Aeußeres, den hübschen Druck auf gutem Papier und durch die artigen Lithographien, welche ihr beygefügt sind. Wir sind aber nicht gesonnen unsere Leser glauben zu machen, die gute Ausstattung berge etwas ihr nicht Entsprechendes in sich, sondern im Gegentheil auch der Inhalt des Buches hat uns sehr angezogen, sowohl wegen des Interesses des Gegenstandes, als auch wegen der Art und Weise der Darstellung, die demselben zu Theil geworden ist.

Die Zeit der Kämpfe der Römer mit den Deutschen hat als Geschichtsperiode etwas ungemein Anziehendes für sich, einen Reiz, der in gewisser Beziehung größer ist, als die innere Geschichte des römischen oder des spätern deutschen Reiches selbst, deßhalb eben, weil in diesen Kämpfen zwey Völker in ihrer so ganz verschiedenen Eigenthümlichkeit einander gegenüber treten. Dem einen dieser Völker gehören wir durch Abstammung an, aber auch dem andern sind wir auf geistige Weise verwandt geworden. Daher suchen wir unermüdet nach den Spuren, welche der Fuß des Römers in Deutschland zurückgelassen hat und dieses Streben hat eine Mehrheit von wichtigen historischen Werken ins Leben gerufen, denen dieß neue sehr anmuthige und zugleich gründliche Buch sich anschließt. Die Forschungen Döderleins, Hanselmanns, Buchners, von Stichaners, Knapps, Muchar's, Leichtlens, Steiners u. Anderer werden durch die Geschichte der Colonia Sumlocenne, auf deren Trümmern die Rottenburg und Sülchen, welches den Namen bewahrt, erbaut sind, zu einer noch größeren Einheit mit einander verbunden. — Als Beyspiel der Darstellungsweise des Verfassers möge folgende Stelle (S. 88) dienen:

„Ein und ein halbtausend Jahr sind verflossen, seit ehemals unter den Römern reges Leben, Handel und Wandel, Gewerbe aller Art hier blühten, Tausende von Menschen ringsher schon walteten und die Wissenschaften und Künste pflegten; Verschanzungen auf den Höhen sich erhoben, nahenden Feinden drohten und sie fern hielten; herrliche Gebäude auf den Hügeln umherstanden und auf das weite Thal herabschauten; Quellen in Wasserleitungen stundenweit herbengeführt wurden, Bäder dampften und erfrischten; die Ebene vom Geklirre römischer Waffen und vom schweren Schritt römischer Cohorten und vom Rufe römischer Sprache wiederhallte. — Ein Haufe rächender Deutschen brach herein, und unter ihrem barbarischen Schritte stockte das Leben — und erlosch. Was fliehen konnte floh, Gewerbe, Hab und Gut verlassend, oft kaum das Leben rettend: Schanzen wurden erstürmt, Menschen und Thiere gemordet, Häuser geplündert und dem Feuer und sonstigen Verwüstungen Preis gegeben, und wo sonst des Lebens lautes Getümmel wogte, auf dem „alten Markte" (Forum), auf dem Fleischmarkte (Macellum) (Namen von Feldgewenden bey Sülchen) liegen nun die

---

*) Diese Schrift ist zwar in Nr. 71. dieses Jahrganges bereits angezeigt; man hat aber eine später eingelaufene, ausführlichere Anzeige den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt.
A. d. R.

Häuser, Villen, Tempel und Theater (?), Gerichtshöfe, Denkmäler aller Art tief unter der Erde, unter ihrem eigenen Schutte begraben, und der Pflug geht über sie hin, die Saaten wogen auf denselben im Abendhauche und zeigen nur durch ihre Spärlichkeit und die fahle Farbe den Zug gewaltiger Mauern und Strassen und sind so die Grabschrift vergangener Römerhoheit und Macht. Kaum zeigen nur leise Spuren noch den Riesenschritt dieser Welteroberer in grünenden Rasen ihrer Verschanzungen und Strassen über der Erde."

Für den Leser, dem vielleicht frühere Mittheilungen über die Auffindung des Namens dieser Colonie nicht zu Gesicht gekommen, oder nicht mehr erinnerlich sind, mögen zunächst ein Paar Notizen über das auffallende Wort Sumlocenne vorangeschickt werden. Ein der Diana gewidmeter Denkstein (S. 119), der zu Rottenburg aufgefunden wurde, enthielt die Inschrift:

„Pro juventute C. SVM."

Letztere Buchstaben enthielten unstreitig den Namen der römischen Colonie. Leichtlen (Schwaben unter den Römern) macht auf eine zu Chatillon in Savoyen gefundene Inschrift aufmerksam, in welcher ein bis zum Jahre 180 in Schwaben stehender zur achten Legion gehörender Soldat als Civis Sumlocennensis kenntlich gemacht wird. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher äußerst thätig die Nachgrabungen betreiben ließ, fand dann im Jahre 1834 eine Thonscherbe, auf welcher unverkennbar das Wort Sumloc. stand, zwey andere später ausgegrabene Scherben gaben Sumlocen und eine im Jahre 1836 gefundene: — locenne. So war denn allmählig der ganze Name entdeckt. Allerdings lag es nun nahe, diesen Ort Sumlocenne für identisch mit dem auf der Peutingerschen Tafel genannten Samulocenis (beydes keltische Namen) zu halten, wie dieß namentlich von Leichtlen geschehen ist. Hievon wird indessen durch den Verfasser der vorliegenden Schrift das Gegentheil dargethan, Samulocennis an der Donau bey Tuttlingen oder Meßkirch (s. auch Eitenbenz, die römischen Niederlassungen bey Meßkirch) festgestellt, dagegen gezeigt, wie Sumlocenne und das romanisirte Solicinium, wo im Jahre 368 Kaiser Valentinian siegreich kämpfte, einerley seyen. Aus sprachlichem Grunde hatte sich gegen Leichtlens Conjectur Duncker (Orig. Germ. p. 47) erklärt, indem er sagt: es sey nicht richtig, mit Leichtlen Samulocenna für Sumlocenna zu lesen, denn Samulus heiße keltisch soviel als Anemone, cenna aber sey caput, cacumen. Wenn es richtig ist, daß Samloc, Sumloc wie Eitenbenz a. a. O. es erklärt, wirklich Sonne bedeutet, wofür das römische Solicinium sprechen möchte, so würde sich nunmehr auch wohl eine bessere Erklärung des ganzen Namens ergeben, als die von Jaumann, mit Beziehung auf einen keltischen Stamm Ceni, gegebene; Sumlocenne wäre dann soviel als: Sonnenhöhe.

Doch wenden wir uns nunmehr zu dem Gange der Darstellung, welchen der Verf. erwählt. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, einen topographischen und einen antiquarischen Theil, in dem erstern sind alle Nachrichten über den Ort Sumlocenne zusammengestellt, in dem letztern wird eine Beschreibung der verschiedenen Gegenstände, welche man allmählig in Rottenburg und in der Umgegend ausgegraben hat, geliefert. Zu diesen gehören die hübschen Lithographien, welche dem Buche beygegeben sind, gern würden wir aber auch eine Zugabe der Art zu dem ersten Theile gesehen haben, nämlich einen, so weit die Nachrichten es gestatteten, möglichst deutlichen Plan der alten Stadt und eine kleine Karte der unmittelbaren Umgebung derselben.

Um in Kürze die wichtigsten Resultate der Arbeit zusammenzustellen, so möchten diese folgende seyn: die Römer sind in die Gegend von Rottenburg nicht von der Donau, sondern vom Rheine her eingedrungen und haben zuerst das rechte, erst späterhin auch das linke Neckarufer befestigt. Jenes geschah zu einer Zeit, wo jene Gegenden zwar nicht völlig wüste — denn auch der Eremus Helvetiorum bedeutet nur eine wegen der großen Waldungen wenig bewohnte Landstrecke — aber doch nur dünne bevölkert waren. Diese Bevölkerung war frühzeitig eine gemischte, theils Helvetier, theils Gallier, welche von der andern Seite des Rheins hinüberkamen, um sich hier, freylich den Plünderungen der herumstreifenden germanischen Stämme ausgesetzt, niederzulassen. Gegen die Deutschen wurden nun eben diese Befestigungen angelegt und, wahrscheinlich in der Zeit Vespasians, vielleicht auch

vor ihm, wurde hier (in eine Celtische Stadt) eine römische Colonie geführt; sie lag zwar im Zehntlande (welchen Namen der Verfasser S. 47 nicht nach Niebuhrs Vorschlägen, dem auch Mone, Anzeiger Jahrg. 3. S. 335. gefolgt ist, erklären will), war aber nicht die Hauptstadt, sondern diese Ehre gebührt der andern Stadt Samulocenis. Unter dem Schutze der Befestigungslinie, welche allmählig von Kellheim an der Donau beginnend und von hier über Altmannstein, Weissenburg, Gunzenhausen, Mainhart, Jarthausen nach Aschaffenburg und bis zum Taunus geführt wurde, stieg das Zehntland überhaupt, und insbesondere jene Colonie zu einer großen Blüthe empor. Davon geben nicht die vielen Castelle, wohl aber die vielen Strassen (in Betreff welcher S. 32 mehrere Berichtigungen gegeben werden) und die großartigen Wasserleitungen, so wie manche andere Gegenstände, welche man entdeckt hat, hinlänglich Zeugniß. Insbesondere wichtig ist in dieser Hinsicht ein dem Jahre 225 n. Chr. angehörender Denkstein (S. 45, 172 u. f.), welchen Marcus Messius Fortunatus ein Großhändler (Negotiator) und Sevir Augustalis zugleich Armeelieferant u. Kunsttöpfer, setzen ließ. Damals gab es hier höhere Magistratspersonen, Präfekten, Prätoren, Curionen, Duumviren, Triumviren, Seviren u. s. w. Kurz es fand ein reges militärisches und bürgerliches Leben Statt. Allein wenn der Verfasser (S. 45) sagt, daß „selbst ein Handels- und ein Gerichtscollegium (Mercuriales, familia herciscunda)“ sich hier befunden habe, so beruht letzteres, wenigstens unter dem Namen familia herciscunda, unzweifelhaft auf einem Mißverständnisse. Trotz jener römischen Behörden und der vielen römischen Soldaten muß man sich die Stadt und das Treiben in derselben doch nicht durchaus römisch denken, ihrem Charakter nach war die Stadt wohl nicht viel mehr römisch, als Bombay und Madras englisch sind. Verschiedene Völker besuchten hier den Markt, insbesondere ließen sich gern die Hermunduren sehen (S. 66 S. 107). Aber eben jene Zeit des Anfanges des dritten Jahrhunderts, wo sich namentlich Caracalla hier aufhielt, war auch die Blüthezeit der Colonie; sie gewann damals ihre größte Ausdehnung, die sich weit über das Terrain des heutigen Rottenburg erstreckte, aber nicht lange darauf wurde dieselbe schwer heimgesucht. Mögen sich die Römer in dem Besitze derselben auch noch bis über die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo hier Posthumus als Dux limitis transrhenani aufgestellt wurde, behauptet haben, gewiß ist, daß seit 260 n. Chr. bis 275 die Alemannen sich den Besitz dieser Gegenden erstritten haben. Allerdings gelang es Probus, abermals den römischen Waffen über die Alemannen den Sieg zu verschaffen, und so wurde auch Sumlocenne wieder erobert; bekannt ist, wie Probus sich mit seinen Hoffnungen so weit verstieg, daß er glaubte, ganz Germanien zu einer römischen Provinz machen zu können. Allein sein frühzeitiger Tod (282) setzte seinen Entwürfen ein schnelles Ziel, und nunmehr wurde das Zehntland von den Alemannen besetzt, so daß es zu Ende des dritten Jahrhunderts auf dem rechten Ufer des Rheins und auf dem linken Ufer der Donau keine Römerstadt mehr gab. Hin und wieder drangen zwar noch einzelne Kaiser, wie Julian und Valentinian, der den Alemannen bey Sülchen die bekannte Schlacht lieferte, vor, allein dieß war doch etwas ganz Vorübergehendes. Insbesondere macht der Verfasser in dieser Hinsicht auf die Peutingersche Tafel (S. 110 u. f.) aufmerksam und zeigt, wie auch diese nur noch vier Städte zwischen Rhein und Donau kenne (Fenedo, Julius magus, Brigobanne und Arae fluviae), bey Samulocenis an der Donau aber das Brückenzeichen mache, woraus um so mehr hervorgehe, daß dieß nicht die Colonia Sumlocenne am Neckar seyn könne, wie denn überhaupt die Angaben jener Tafel ganz ei-

gentlich nur auf das rechte Donauufer sich beziehen, mit Ausschluß des Winkels zwischen dem Ursprunge der beyden Hauptströme, der allerdings noch eine Zeitlang römisch blieb (S. 72 S. 76. S. 113). Eben so thut er dar, daß der bey Eumenius erwähnte Transitus Contiensis über die Donau nicht, wie häufig angenommen worden ist, Günzburg sey, sondern vielmehr Conzenburg (S. 116), ferner daß Lupodonum nicht in Ladenburg, sondern in Lupferberg in der Nähe der Quellen der Donau wiedergefunden werde (S. 75, 117).

Ehe wir diesen vielfach belehrenden Abschnitt, der noch eine Menge Nachrichten über die Beschaffenheit des Zehntlands, namentlich auch in Betreff des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels enthält, verlassen, erlauben wir uns nur noch einige Bemerkungen über den Namen Arioviſt und den der Alemannen. S. 46 und S. 85 führt der Verfasser jenen germanischen König, welcher gegen Cäsar stritt, unter Namenserläuterungen ein, denen wir doch nicht so ganz beystimmen können; einmal wird er Ehrenvest, das andere Mal Heervest genannt. Sollte ario wirklich Heer heißen, so möchte — vist — (vergl. Grimm Grammatik Bd. 2 S. 536) wohl eher mit veisa, dux, zusammenhängen, wie sich auch bey Beowulf here-visa findet; vielleicht gehört aber (Grimm a. a. O. S. 447) ario zu ara (Aquila) althochd. aro, dann wäre — vist wohl zu veisis (gnarus, sapiens s. Grimm a. a. O. S. 577) zu ziehen und Arioviſt hieße: Adlerweise. Hinsichtlich der Alemannen huldigt der Verfasser (S. 56) auch noch der Ansicht, daß darunter mehrere verschiedene Völker oder wohl eine Mischung von allerhand Völkern verstanden wurde, indessen die von Müller (Marken S. 212 u. f.) und Pott (Forschungen. Bd. 2. S. 524) vorgeschlagene Erklärung von ali-man (Fremdling, Ankömmling) möchte wohl bey Weitem mehr für sich haben.

Was endlich das Antiquarium anbetrifft, so ist dieses zum Theil auch das Resultat der von dem Verfasser selbst veranstalteten oder veranlaßten Nachgrabungen. Die fahle Farbe einzelner Striche in Getreidefeldern ist besonders in heißen Sommern der Verräther, daß unter der Erdoberfläche sich Gemäuer befindet, bisweilen hat aber auch ein Maulwurf den ihn in seinem Baue hinderlichen Gegenstand z. B. einen goldenen Fingerring, dem aufmerksamen Alterthumsforscher in den Weg geworfen. In der That bietet dieser Theil des Buches dem Archäologen sehr viel interessante Gegenstände. Mit Sicherheit läßt sich aus den verschiedenen Denksteinen und andern Hülfsmitteln feststellen, daß in dem Zehntlande bis etwa zum Jahre 180 die achte Legion gestanden hat (S. 20, 51 u. f. S. 144); ihr Hauptquartier war Straßburg, wohin nachmals die 22ste Legion kam, während jene nach dem Mittelrhein rückte. Hinsichtlich der Religion liefern auch die hier aufgefundenen Monumente jenes Chaos von Göttern aller Völker, wie sie die Römer in ihren Ideenkreis allmählig aufgenommen hatten. Die Denkmäler selbst werden der Reihe nach in dem §. 3 des Antiquariums beschrieben, nachdem zuvor ausführlich von den Gebäuden, Bädern, Heizungen, Säulen u. dgl. Gegenständen gehandelt worden ist. Dann folgen die Beschreibungen der Grabhügel, Geschirre und anderer Geräthschaften und endlich der Münzen; unter den Goldmünzen ist ein Caput Apollinis ($\frac{1}{4}$ Philippiker) und eine gothisch-römische Münze vom König Totilas und unter den silbernen mehrere Arten vom Kaiser Otho und Vespasianus (S. 239) ausgezeichnet.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Physici et Medici graeci minores. Congessit, ad fidem Codd. Mss. praesertim eorum, quos beatus Diezius contulerat, veterumque Editionum partim emendavit partim nunc prima vice edidit, commentariis criticis indicibusque tam rerum quam verborum instruxit Julius Ludovicus Ideler. Vol. I. Berolini 1841. 440. S. 8.

Wiewohl von dieser Sammlung nur erst der erste Theil ausgegeben ist, so kommt doch auch über diesen allein manchem eine Anzeige nicht unerwünscht, wenn er erfährt, was er darin findet, was er da nicht zu suchen hat. Denn die Aufschrift; Physici et Medici gr. minores, könnte einen leicht auf den Gedanken bringen, außer Hippokrates, Galenus, Aretäus, Paulus von Aegina, Dioskorides, Alexander v. Tralles und ähnlichen, die für Kühn's Ausgabe geeignet sind, werde man die zahlreichen Aufsätze der griechischen Aerzte finden, die theils schon bekannt gemacht, theils bisher unter den Handschriften der größeren Bibliotheken verborgen gelegen sind. Und wie mit den Aerzten, so auch mit den kleineren Physikern; denn auch diese Benennung giebt keinen Maßstab, daran derjenige, der nur die Aufschrift, den Titel des Buches lieset, ermessen könnte, was er alles hier erwarten dürfe, was nicht. In allen Zweigen der Künste und Wissenschaften, die von den Griechen zumal, und auch von den Römern bearbeitet worden sind, wäre zu wünschen, daß die kleineren Aufsätze der namhaften wie auch der ungenannten und unbekannten Autoren so vollständig als möglich gesammelt und in correctem Drucke zugänglich gemacht würden; denn viele derselben sind nur einmal, manche noch gar nicht gedruckt. Am tadelnswerthesten hält Referent die Vernachläßigung der alten griechischen kleineren Mathematiker und was dahin gehört, der Astronomen, Musiker und Mechaniker. Zwar der στοιχειωτής, Euklid, ist öftermalen griechisch und lateinisch herausgegeben worden, — in früheren Zeiten; allein auch er ist in der neueren Zeit von den meisten Schulen verdrängt, und die von Cammerer und Hauber unternommene große Ausgabe ist nach den ersten 6 BB. stecken geblieben. Archimedes ist zweymal griechisch gedruckt, desgleichen Ptolemäus; aber die mathematischen und mechanischen Sammlungen des Pappus werden allen Aussichten nach in den Bibliotheken vermodern, ohne je ans Licht zu treten. Gut wenigstens, daß die Erneuerer der Wissenschaften alles Menschen mögliche gethan haben, daß z. B. Fr. Commandini die Συναγωγαὶ μαθηματικαὶ des Pappus wenigstens in lateinischer Bearbeitung erhalten hat, daß Isak Barrow, Joh. Wallis, die großen Lehrer Newtons u. a. theils in lateinischen Uebersetzungen, theils in einzelnen Bruchstücken das Andenken alter Mathematiker erhalten und ihre Verdienste anerkannt und gepriesen, ja bewundert und angestaunt haben. Seit ihren Tagen ist aber nichts mehr dergleichen geschehen, und Autolykus v. Pitane z. B., der älteste uns erhaltene mathematische Schriftsteller der Griechen, ist einmal griechisch und lateinisch von Mag. Conrad Dasypodius (Rauchfuß), Prof. Matheseos zu Straßburg, 1572 herausgegeben, und dann vor und nachher nie wieder, so daß er in den auch größeren öffentlichen Bibliotheken an Universitäten ꝛc. nicht gefunden wird. Die Elemente der Astronomie von Geminus dem Rhodier, ein eben so lehrreiches als klar geschriebenes Werkchen, sind in der ersten Ausgabe von Hulderich in Altdorf 1590 dem Ref. nie zu Gesicht gekommen, und in dem selbst schon seltenen

Uranologium v. Dionys. Petavius gänzlich vergessen und vergraben. Der Heronsball und Heronsbrunnen werden wohl noch in den Lehrbüchern der Physik erwähnt, aber was sich von dem Erfinder, dem ältern Alexandriner Heron und von den späteren gleichnamigen erhalten hat, ist theils einmal lateinisch (von Frid. Commandini. Urbino 1575) theils einmal einiges griechisch in dem damals splendiden Prachtwerk der Veterum Mathematicorum, Paris 1693 e typogr. reg. fol. gedruckt. Zu einer Zeit, in der die Druckerpressen so viel zu thun haben und die industriellen Interessen so mächtig befördern, darf wohl an diese Trümmer und Ueberreste des Alterthums erinnert werden, zumal sie an Werth in alle Wege manche der seit einigen Jahren zu Tage geförderten Fragmente von Grammatikern, Glossatoren, Lexikographen u. dgl. weitaus übertreffen. Hr. Ideler, der sich in seiner Ausgabe der Meteorologie des Aristoteles schon als Philolog und auch als Mathematiker und Physiker gezeigt hat, würde sich manche Freunde des Alterthums und der Wissenschaften verbinden, wenn er einzelne solcher Werke — so gut als zum erstenmale, wiederum — erneuerte, und am besten wohl ohne lat. Uebersetzung, dafür aber mit der nöthigen kurzgefaßten Sacherklärung begleitete; in seinem Commentar zur Meteorologie hat er des Guten viel zu viel gethan. Für die Einsicht in den Gang, welchen die physikalischen und insbesondere die mathematischen Wissenschaften bey den Hellenen genommen haben, sind jene alten einfachen Schriftchen des Autolykus, Euklides (Optik und Katoptrik, Astronomie ꝛc.) Aristarchus, Menelaus ꝛc. von unschätzbarem Werthe. Dazu kommt, auch wenn man von dem philologischen, sprachlichen Interesse absieht, noch der bedeutende Umstand, daß laut der Geschichte in den späteren Zeiten des gänzlichen Verfalls und unter den Barbaren im Abend- und im Morgenland, begreiflicher Weise nicht die ἐγκύκλια παιδεία der alten Hellenen, nicht die Humanitätsstudien gegolten und die Sprach- und Sachkenntnisse erhalten haben, sondern, daß einzig um einiger Realien willen, die ausgestorbene hellenische Sprache gepflegt und gelesen wurde. Die Araber und alle Moslemen haben von der reichen griechischen Literatur nicht die Klassiker, weder in Poesie noch in Prosa, bey sich aufgenommen, sondern nur Mathematiker, Geometer, Astronomen, Geographen, Philosophen, Aerzte, Physiologen, u. dgl. m. Bekanntlich haben sich manche derley Autoren nur in arabischen und hebräischen und in den aus diesen Sprachen gefertigten lateinischen Uebersetzungen erhalten, und auf den wissenschaftlichen Geist des Mittelalters und auf einen großen Theil selbst noch der Erneuerer aller Wissenschaften einen noch nicht genug erwogenen Einfluß gehabt: Manche kleine Schriftchen der spätern griechischen Schriftstellerey bekommen durch den Hinblick auf ihre geschichtliche Wirkung daheim und in der Fremde einen Werth, den sie an und für sich nicht in Anspruch nehmen können; im Gegentheil müßten manche um ihrer selbst willen nur verschmäht werden. Ich habe vorher Geographen unter denen genannt, die die Orientalen aufnahmen; indessen ists eigentlich nur der einzige Ptolomäus, dessen Geographie bey ihnen Eingang fand, nicht die des Strabo; der ja auch unter Griechen und Römern nicht viel in Umlauf kam, und der mit seinen reichen antiquarischen, historischen und humanistischen Notizen aller Art jenen wilden Natursöhnen, die plötzlich aus ihrem rohen Naturstand, ohne vorhergegangene Civilisation, zur geistigen und wissenschaftlichen Cultur getrieben wurden, nicht zusagen konnte, weil er ihnen schlechterdings unverständlich war, und nach ihrer Umgebung und Erfahrung bleiben mußte. Strabo betrachtet Länder, Völker, Städte aus dem Gesichtspunkte der griechischen bürgerlichen, städtischen und gemeinheitlichen Verfassung und Cultur, der allgemeinen rhetorischen und philosophischen und der sonderheitlichen nach den einzelnen exacten Wissenschaften. Was sollte ein Moslem von damals und von heute dabey denken? Dagegen Ptolemäus, dessen Geographie außer den Namen der Völker, nur die Lage der Oerter und Landschaften nach Längen- und Breitengraden angiebt, war auf diesem Feld ganz der rechte Mann für sie. Hätten nun aber diese rohen Sieger nicht wenigstens sich in die wissenschaftliche Zucht der Griechen begeben, hätten sie nicht wenigstens auf diesem Kampfplatz die Ueberlegenheit der entarteten und durch Eindringlinge verschlechterten Enkel derselben anerkannt, und was diese noch zu geben vermochten, sich zu Nutze ge-

macht: so würde unser Verlust in allen Zweigen der griechischen Literatur noch viel größer seyn, als er außerdem schon, klagenswerther Weise, ist. Nicht viel besser als bey den Muhammedanern stand es gleichzeitig auch bey den Christen. Astronomie und Mathematik erhielten sich Jahrhunderte lang nur soviel, als zur Nothdurft ausreichte, die wechselnden Feste, Ostern und Pfingsten zu berechnen; in mehreren Jahrhunderten sind Anweisungen zu dieser Osterberechnung die einzigen Werke, die das Andenken an die alten Meister erhalten mochten. Die Astronomie war mehr als in Schatten gedrängt von der Astrologie, von der Genethlialogie im Morgen- und im Abendland, deßgleichen die Physik und Medicin von der Dämonologie und Magie, wie sich auch gleich aus der vorliegenden Sammlung belegen ließe.

Von dem Inhalt derselben soll nun sogleich eine kurze Anzeige gemacht werden, soweit es ohne den 2ten Theil abzuwarten angeht; denn weitere Texte als die in diesem ersten Bande enthaltenen werden uns nicht zugesagt. Im 2ten Theil, sagt Hr. Ideler in der Vorrede, dabimus ibi Catalogum Codicum, quibus usi sumus, fere CC numero, maximam partem a Diezio collatorum, dabimus singulorum librorum, quae vocari solet, historiam literariam, dabimus denique indicem, res et verba commemoratione digna vel nondum in lexicis enodata continentem. — Möge er dieß alles nur kurz, mit fast ähnlicher Wortkargheit thun, als Imm. Bekker. Denn dieserley Quark und Plunder soll sich ja nicht breit machen. Herr Ideler erkennt es selber an, daß absoluter Werth keinem oder den wenigsten dieser Aufsätze und Papierschnipfelchen zukommt; nur der Philolog und Historiker im Widerspiel mit dem Juristen, mag hier sagen: Graeca sunt, ergo leguntur. Es sind 32 Nummern in dieser Sammlung, darunter neune hier zum erstenmal — angeblich — erscheinen. Ich sage angeblich; — denn wer mag solchen Dingen immer seine Aufmerksamkeit schenken und sich's anzeichnen, wo er dieses und jenes Fetzchen gelesen hat? —

1) Den Reihen beginnen die medicinischen Bedenken und physischen Probleme (*ἰατρικῶν ἀπορημάτων καὶ φυσικῶν προβλημάτων βιβλία δύο*), die unter dem Namen des Alexanders von Aphrodisias gehen, aber von anderen mit besserem Grunde dem Alexander von Tralles (s. Hecker II. 182) beygelegt werden. Der erstere schreibt noch verhältnißmäßig gut und einfach; der zweyte bedient sich schon der einzelnen rhetorischen und poetischen Wörter, dergleichen hier gleich zu Anfang begegnen z. B. *τῶν προβλημάτων τὰ μὲν αὐτόθεν ἐστι πιστὰ καὶ — πάσης ἀμφιβολίας καὶ ζητήσεως ἄγευστα!* Hiemit beginnt das erste Buch; das zweyte aber hebt an: *τὸ Ἀσκληπίου δωρον πασῶν τῶν κατὰ τὸν βίον χρειῶν ὑπερηκοντίσθη κατὰ τὴν ἀξίαν.* Sie sind mehrmal gedruckt, zuerst im Aldinischen Aristoteles, dann auch im Sylburgischen, im 7. Band hinter dessen Problemen. Ref. besitzt sie außerdem in einer einzelnen Ausgabe, die er in den ihm eben zur Hand liegenden Schöll und Harles (Brev. Not. L. Gr.) nicht bemerkt findet. Auf der letzten Seite liest man: *Ἐν τῇ τῶν Παρισίων ἐνεχαράχθη, χορηγίᾳ καὶ δαπανήμασιν Ἐμώνδης Τουσανῆς, τῆς χήρας γυναικὸς Κορράδου Νεοβαρίου, τοῦ βασιλείου τυπογράφου, ἔτει ἀπὸ τῆς Θεογονίας ἀ φ' μ'* (1540) *Θαργηλιῶνος μηνός*· in kl. 8. Diese Ausgabe hat Custoden aber keine Blattzahlen. Die 4 BB. *φυσικῶν σχολίων καὶ ἀπορίων καὶ λύσεων* vom ächten Alexander v. Aphrodisias hätte ich lieber abgedruckt gesehen, da sie erst einmal bey Aldus im Original erschienen sind, und so viele Beyträge zur Physik enthalten, als diese hier gegebenen 2 BB., die bis S. 80 reichen. Jene 4 BB. sind Bruchstücke aus des berühmten Exegeten Commentarien zu verschiedenen Werken des Aristoteles.

2) Die 2te Stelle S. 81 bis 160 nehmen ein — desselbigen? *Ἀλεξάνδρου Ἀφροδισιέως ἰατροῦ* (?) *περὶ πυρετῶν*, das der Neugriecher Schinas zuerst im Museum Crit. Cantabrig. 1821, und dann Passow. 1822 in Breslau unter uns bekannt gemacht haben. J. Fr. K. Hecker in seiner Geschichte der Heilkunde Bd. II. §. 12 S. 45 fällt über diese Fieberlehre ein sehr ungünstiges Urtheil; Ref. muß es dabey bewenden lassen, so wie auch bey dem

3ten im Zuge, bey dem Palladius, aus deſſen πυρετῶν σύντομος σύνοψις Hecker a. a. O. S. 166 abermals nicht viel macht, indeſſen, obzwar ſchon bey Hippokrates von Chartier, und beſonders von St. Bernard 1745 zu Leyden herausgegeben, war es mir doch neu und nicht unlieb.

4. Xenocrates (aus Aphrodiſias in Karien, Arzt zu den Zeiten des Tiberius und Nero), περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς, S. 121 — 133. Da dieſes Stück, das uns in der mediziniſchen Sammlung des Oribaſius (Leibarztes des Kaiſers Julian) erhalten worden, mit Conr. Gesners Ueberſetzung und Scholien v. Jo. G. Fr. Franz i. J. 1774 zu Leipzig und noch neuer i. J. 1814 als 3r Bd. der πάρεργα Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης v. Ad. Corai mit reichlichen Anmerkungen (Σημειώσεις in griech. Sprache) herausgegeben, folglich leicht zu haben iſt: ſo hätte Ref. an deſſen Statt lieber ein anderes ſelteneres Stück der Art hier geſehen.

5. Fragment περὶ ἰχθύων von Marcellus Sidites (ſo hier, nach Stephanus v. Byzanz Sidetes, von der Stadt Σίδη in Pamphylien). Dieſe 101 Hexameter aus einem mediziniſchen Lehrgedicht in 42 BB. ſtehen hier an ihrem Platz (ſie nehmen 3 Seiten ein), beſſer als in der alten Bibl. Graec, des J. A. Fabricius.

6. Eben ſo auch die 87 Diſtichen des Andromachus: Θηριακὴ δι' ἐχιδνῶν, wiewohl dieſe Compoſition vor wenigen Jahren in der Kühn'ſchen Ausgabe des Galenus Bd. 14, der ſie uns erhalten hat, erſchienen iſt.

7. Cassius Jatrosophista, ἰατρικαὶ ἀπορίαι καὶ προβλήματα φυσικά (84 a. d. Z.) So heißt hier die Ueberſchrift, gewiß richtiger, als im Sylburgiſchen Ariſtoteles Bd. 7 S. 331 ἰατρ. απ. καὶ προβλ. περὶ ζώων καὶ τετραπόδων. ſ. Sylb. Note S. 417. Da dieſe Probleme ſeit Sylburg nicht wieder abgedruckt worden, und ſowohl Sprengel als Hecker in je ihren Geſch. d. Medizin ſie mit Maßen rühmen, ſo verdienen ſie ihre hieſige Stelle S. 144 — 167.

8. Theophylacti Simocattae Dialogus περὶ διαφορᾶς φυσικῶν ἀπορημάτων καὶ ἐπιλύσεων αὐτῶν iſt vermuthlich aus Boiſſonade's Ausgabe der Quaestiones physicae et Epistolae des genannten Sophiſten (Paris 1834) abgedruckt. Theophylaktus hat viel Fleiß auf die Reinheit der Sprache gewendet, hat es aber weder zu Geſchmack noch zu einiger Erkenntniß gebracht. S. 168 — 183.

9. Das 9te Stück S. 184 — 189 Bruchſtücke aus Sotion über merkwürdige Quellen, Seen und Flüſſe ſind aus Sylburgs 6. Bd. des Ariſtoteles und aus H. Stephani: Aristotelis et Theophrasti scripta quaedam etc. Paris 1557 ſchon bekannt. Eben dieſer letztere hat daſelbſt S. 144 — 146 das

10. Stück über die Urſachen, warum der Nil nach den Meynungen verſchiedener Gelehrten ſteige, bekannt gemacht; es findet ſich auch in Dindorf's Ausg. des Athenäus als 87. Kap. des II. Buches.

11. Des Alexandriniſchen Grammatikers Apollonius, zubenannt Dyscolus 51 erlogene oder wunderbare Geſchichten hätten füglich mit etwas ſeltenerem vertauſcht werden können; denn, außerdem daß vermuthlich die Teucherſche Ausgabe vom J. 1792 noch im Buchhandel zu haben iſt, ſo iſt er erſt voriges Jahr in der Sammlung der Paradoxographi von A. Weſtermann erſchienen, und gehört auch nicht recht in dieſe Sammlung, wenn man ihre Aufſchrift ſtrenge in's Auge faßt. S. 193 — 201.

12. An ihrer rechten Stelle ſind hier aus Aretins Beyträgen Ἀσκληπιαδῶν ὑγιεινὰ παραγγέλματα, 21 Trimeter S. 201.

13. Τοῦ σοφωτάτου Ψέλλου καὶ ὑπερτίμου πόνημα ἰατρικὸν ἄριστον δι' ἰάμβων· 1373 Jamben, was in Konſtantinopel damals für Trimeter galt. Boiſſonade hat dieſes Machwerk im erſten Band ſeiner Anecdota Graeca zuerſt bekannt gemacht. Hier füllt es S. 203 bis 243.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Physici et Medici graeci minores. Congessit, ad fidem Codd. Mss. praesertim eorum, quos beatus Diezius contulerat, etc.

(Schluß.)

14. *Ψέλλου περὶ λίθων δυνάμεων.* S. 244 bis 247 hat zuerst Maussacus 1615, dann Jo. Steph. Bernard griechisch und latein. mit Maussacs und seinen eigenen Anmerkungen zu Leyden 1745 herausgegeben.

15. Sorani Ephesii quae supersunt S. 248 — 260. Ob es wirklich alles ist, was sich von Soranus, oder von den Soranis erhalten hat — es gab mehrere Aerzte dieses Namens aus Ephesus — vermag Ref. nicht zu bestimmen, bezweifelt es aber. Seine *σημεῖα καλαγμάτων*, Zeichenlehre von Brüchen, namentlich des Schädels S. 248 — 252 lobt Hecker Gesch. d. Heilkunde I. 422 als eine „treffliche Abhandlung; die Unterscheidung von acht Arten Knochenverletzungen am Kopfe hat die neuere Chirurgie nicht besser aufzuweisen.“ Von diesem Soranus, der unter Trajan und Hadrian in Rom lebte und lehrte, ist unfehlbar verschieden der Soranus, der das Leben des Hippokrates geschrieben, das hier S. 252 — 255 und auch in Fabricii B. gr. Vol. XII. der alten Ausg., deßgleichen in Hippocratis Opp. Vol. II. S. 951 — 955 der Van der Lindenschen Ausg. sich findet. Die beyden nächsten Fragmente *περὶ μήτρας καὶ γυναικείου αἰδοίου* schreibt Hecker a. a. O. S. 421 einem jüngeren Soranus mit Lob zu; auch Sprengel lobt ihn. Oribasius hat diese chirurgischen und medicinischen Stücke erhalten.

16. *Θεοφίλου περὶ οὔρων β.* S. 261 — 283 und von eben demselben unter 27 *περὶ διαχωρημάτων* S. 397 — 408 kann der Philolog ungelesen lassen, wiewohl Hecker II. 188 mit Rücksicht auf das Zeitalter (im 7ten Jahrh. unter Kaiser Heraklius) und auch Sprengel ziemlich zufrieden damit sind. An ihrer Statt hätte ich lieber desselben Theophilus Bücher vom Bau des menschlichen Körpers in der alten Bibl. Gr. des Fabricius Vol. XII. hier wieder gelesen, wenn sie gleich nur einen Auszug aus Galen *π. χρείας μορ.* enthalten.

17. Inedita Carminum Manuelis Philae ex Cod. Monacensi CCLXXXI. Chart. S. 284 — 292 eröffnen die Reihe der Inedita; doch vermuthe ich, das Carmen *εἰς τὸν μεταξοποιὸν σκώληκα* sey schon von Wernsdorf bekannt gemacht; ich habe aber seine Ausgabe nicht zur Hand.

18. *Περὶ χροίας αἵματος τοῦ ἀπὸ φλεβοτομίας ἐκ τῆς ἰατρικῆς τῶν Περσῶν.* S. 293 ist mit Unrecht als Ineditum bezeichnet; es findet sich schon in der unter Nro. 14 genannten Ausgabe des Psellus *π. δυν. λιθ.* S. 44 — 47 gr. und lateinisch. H. Ideler scheint diese jedoch nicht gekannt zu haben; denn sonst hätte er Zeile 14 schwerlich *ἐκεῖνον* stehen gelassen, wo Bernard *ἐκτικὸν* hat; vermuthlich hat der zu früh verstorbene Diez dies Blättchen sich abgeschrieben, dessen Aufschrift zu Trauer und Wehmuth stimmt, wenn man bedenket, daß die Nachkommen des Demokedes, Hippokrates, Ktesias u. a. m. nach einem Jahrtausend so weit zurückgesunken sind, daß sie bey den Enkeln ihrer uralten Erbfeinde sich medicinische und andere Kenntnisse zu holen versucht seyn konnten! Freylich, was war alles über die alte Hellas hereingebrochen, wie ward die alte Bevölkerung von Macedoniern, Römern und Bar-

baren dahin geschlachtet, die wenigen Ueberteste mit Fremdlingen wie gemischt! Und welcher verächtliche Provinciale des späteren oströmischen Reiches schrieb da nicht so gut er's verstand die alte gelehrte Sprache.

19. *Περὶ γεννήσεως ἀνθρώπου καὶ γονῆς* S. 294 — 296. Klar, einfach und gut geschrieben; nichts neues, aber recht verständig sind die älteren Ansichten des Hippokrates, Galenus u. a. zusammengefaßt:

20. *Σκευασία ἁλατίου Λουκᾶ τοῦ ἁγίου ἀποστόλου* S. 297 und *αλάτιον σκευασθὲν ὑπὸ τῆς τοῦ ἁγίου Γρηγορίου τοῦ Θεολόγου ἐνεργείας τοιᾶσδε* S. 297. 298. Zwey Küchenrecepte zu einer Art Sulze oder Tunke, die Speisen damit zu würzen, mit Angabe seiner Wirksamkeit gegen allerley Schäden und Krankheiten, denen ihr Genuß und Gebrauch als Zukost vorbeugen soll. Jedes giebt 12 und mehr, meistens aus dem Pflanzenreich genommene Stoffe zur Zusammensetzung an.

21. *Στοῖχοι τῶν δώδεκα μηνῶν. Ἄλλως.* S. 299 und 300. Es sind 49 angebliche Jamben, und aus dem Zusatz *Ἄλλως* möchte man vermuthen, sie gehören dem Manuel Philes, und seyen nur eine andere Wendung und Bearbeitung desselbigen Themas. Ueber die Ordnung, in welcher diese Dinge einander folgen, sagt uns der Herausgeber in der Vorrede: „quod quasi catenam quandam conficere studuimus ejuscemodi naturae, ut libri initium praecedentis finem ulla ratione exciperet, ita ut modo libellorum auctores, modo argumenti adfinitatem, modo loquendi et differendi genus ante oculos haberem!

22. *Ἑρμενεία περὶ τῶν στοιχείων τοῦ ἀνθρώπου.* S. 301. 302. Wer wird in 25 Zeilen über diesen Stoff anders als dürftiges und höchst allgemeines erwarten, das in der gemeinen Ueberlieferung herumschwamm. Diese *ἑρμ.* rührt von einem anonymen Christen her; sie spricht von der Auferstehung, und ihr Text hat mehr als eine schadhafte Stelle.

23. *Ἀνωνύμου περὶ τῆς τοῦ κόσμου κατασκευῆς τοῦ ἀνθρώπου* S. 303, 304 in 56 Zeilen desselbigen Inhaltes als das vorige Stück, doch etwas besser; wie die große Welt aus 4 Elementen mit je einer Combination der 4 Grundqualitäten besteht, so deßgleichen die kleine Welt aus vier Elementen, Blut, gelber Galle, schwarzer Galle und Schleim u. s. w. bis in die Temperamentlehre hinein.

24. *Ἀλεξάνδρου Τραλλιανοῦ Ἐπιστολὴ περὶ ἑλμίνθων.* S. 305 — 311. Die Mittheilung dieses Briefes ist dankenswerth; Schöll sagt, er stehe in H. Mercurialis Variae lectiones, Venet. 1570. 4. In meiner Ausgabe der Var. Lectt. des H. Merc. Basil. S. 1576. 8. findet er sich nicht; bey Fabrizius B. gr. XII. ist er nicht jedem leicht zugänglich. Sprengel und Hecker stimmen im Lobe des Tralleischen Arztes überein; der letztere nennet seine Darstellung der Wurmübel ausgezeichnet. II. 169 und giebt in einem Auszug die Hauptbeobachtungen aus diesem Brief.

25. *Ἰωάννου τοῦ Ἀκτουαρίου περὶ ἐνεργειῶν καὶ παθῶν τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος καὶ τῆς κατ' αὐτὸ διαίτης λόγοι β.* S. 312 — 386. Da die einzige Ausgabe, welche in Deutschland Joh. Fr. Fischer zu Leipzig i. J. 1774 geliefert, im Laufe von nahebey 70 Jahren sich ohne Zweifel aus dem Buchladen verloren hat, so kann man es nicht anders als billigen, daß dieses Schriftchen des letzten bedeutenden griechischen Arztes wieder erscheint, zumal es auch Interesse für die Psychologie hat. Auch seine Therapeutik verdiente im Original mitgetheilt zu werden, wenn darin auch des Galenus ähnliche Schriften stark benützt seyn mögen. Sprengel nennt diesen Joannes, der um 1290 kaiserlicher Leibarzt, d. h. Actuarius zu Konstantinopel war, einen eleganten Galeniſten, der sich das Gute und die Fortschritte auch der Agarener, d. i. der arabischen Aerzte zu Nutze zu machen verstand. Ausführlicher als Sprengel handelt Hecker II. S. 335 — 358, und über das vorliegende Schriftchen insbesondere S. 353 — 357. „Es ist das letzte würdige Denkmal der Wissenschaften in Griechenland, die bey zunehmender Entkräftung des griechischen Kaiserthums bald gänzlich in Verfall geriethen.“

26. Ἰατρομαθηματικὰ Ἑρμοῦ τοῦ Τρισμεγίστου πρὸς Ἄμμωνα Αἰγύπτιον S. 387 — 396 aſtrologiſche Heilkunde; mehr davon beym 32ſten Stück.

27. Θεοφίλου περὶ διαχωρημάτων. S. 397 — 408. Davon iſt ſchon vorhin beym 16ten Stück dieſer Sammlung geſprochen worden.

28. Ἱεροφίλου Σοφιστοῦ περὶ τροφῶν κύκλος· ποῖαι (sic) δεῖ χρᾶσθαι ἑκάστῳ μηνὶ καὶ ὁποίοις ἀπέχεσθαι. S. 409 — 417. Dieſes Stück nebſt den folgenden 29, 30, 31 hat erſt Boiſſonade in ſeinen Anecdotis gr. bekannt gemacht; von da hat ſie der Herausgeber herübergenommen; ſie ſind

29. Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου στίχοι κατὰ ἰατρικὴν ἐπιστήμην εἰς τοὺς ιβ' μῆνας. S. 418 — 420; für die 12 Monate 69 ſog. politiſche Verſe.

30. Ἀνωνύμου περὶ τοῦ αὐτοῦ στίχοι (32 an der Zahl) S. 421. 422.

31. Ἀνωνύμου περὶ τῶν δώδεκα μηνῶν τοῦ ἐνιαυτοῦ, ὁποίαις δεῖ χρῆσθαι τροφαῖς ἐν ἑκάστῳ αὐτῶν καὶ ἀπὸ ποίων ἀπέχεσθαι. S. 423 — 429 beginnt mit dem Sptbr. und ſchließt im Julius; ein Stück von dieſem und der Auguſt fehlen. Alle dieſe Stücke von 28 bis 31 ſind, wie erinnert worden, zuerſt von Boiſſonade herausgegeben. Doch möchte ich nicht gut dafür ſtehen, daß ſich einiges nicht ſchon bey den Philologen des 16. Jahrhunderts finde.

32. Ἑρμοῦ τοῦ τρισμεγίστου περὶ κατακλίσεως νοσούντων περιγνωστικὰ (sic) ἐκ τῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης πρὸς Ἄμμωνα Αἰγύπτιον. S. 430 — 440. Dieſes Stück, zuerſt mitgetheilt von Joach. Camerarius in ſ. Astrologicis iſt hier nach der 2ten und bis auf dieſe hieſige letzten Ausgabe Hőſchels abgedruckt.

Ohne Widerrede gehören dieſe letzten Stücke zu dem ſchlechteſten, was in griechiſcher und was immer für einer Sprache ſchriftlich gefunden wird. Der Herausgeber fährt in der Vorrede nach der im Betreff der von ihm befolgten Ordnung der Stücke mitgetheilten Stelle ſo fort: Attamen studui, ut qui haecce scripta perlegat, eaque plerumque fastidiosa, nonnunquam inepta etiam et insulsa, nihilo tamen secius varias propter rationes philologis medicisque commendanda, argumenti varietate a taedio abstineat. Postremi enim aevi opuscula, si ea in finem ablegassem omnia, legisset nemo: nunc vero ab hoc illove nec sine omni fructu legentur. Je mehr Ref. mit dieſem Urtheil über den Unwerth zumal der eben vorhin bezeichneten Stücke einverſtanden iſt, deſto weniger kann er es billigen, ſollte es vielmehr rügen, daß mehrere dieſer Stücke hier in zweymaligem Abdruck gegeben, deren Texte nicht mehr von einander abweichen, als es bey zwey Handſchriften desſelben Werkes, und zumal ſolcher unter der Hefe des Volkes gemeinläufigen Wiſche der Fall zu ſeyn pflegt; wo es beynahe etwas überflüſſiges und des Guten zu viel thun geſcholten werden muß, wenn man auch nur die verſchiedenen Lesarten ſorgfältig anzuzeichnen ſich die Mühe nimmt. Dergleichen Fetzen und Wiſche in die Preſſe geben, iſt leicht, aber die Käufer werden damit nicht eben zufrieden ſeyn.

Das 26ſte Stück wird erſt als ein Ineditum gegeben, und unter Nr. XXXII. nach Hőſchel abgedruckt, mit ſo unbedeutenden Umſtellungen einiger Sätze, Abänderungen der Zeichen und Ausdrücke, daß es genug gethan war, wenn dieſe bemerkt wurden. Faſt ſollte man auf die Vermuthung gerathen, der Herausgeber habe auf gar keine oder ſolche Leſer gerechnet, die leſend nichts leſen.

Das 28ſte und 31ſte Stück ſtimmen nicht ſo viel überein, als bie beyden vorgenannten; das eine, das 28ſte, hätte ſchon genügt, wenn die Abweichungen des 31. angezeigt wurden. Daß Boiſſonade beyde hat abdrucken laſſen, rechtfertiget den deutſchen Herausgeber nicht. — Stück 21 und 29 hätten auch nur eines durch das andere verbeſſert und verſtändlich gemacht werden ſollen. Doch genug von dieſem Unrath. Die Anzeige iſt ohnehin länger ausgefallen, als ich es vorhatte; ich glaube aber doch, daß es manchem Leſer lieb ſeyn wird, zu erfahren, was er hier findet. Eine Sammlung der kleineren wie philoſophiſchen ſo phyſikaliſchen, mediziniſchen und aſtronomiſchen Aufſätze der ſpä-

tern Griechenzeit ist allerdings wünschenswerth; auch mit Ausschluß des ganz schlechten und nichtsnutzigen, möchte sie nicht unbedeutend werden, wenn die schon bekannt gemachten aber selten gewordenen Werkchen der Art mit denen, die in Handschriften erhalten sind, zusammengenommen würden. Herr Ideler vereiniget, was sich selten zusammenfindet, physikalisch-mathematische und philologische Studien; er könnte hier recht viel Verdienstliches leisten, wenn es ihm wirklicher Ernst wird, und er für seinen vom Vater ererbten Ruhm Sorge trägt. — Daß die Philologie blutwenig, die klassische gar keine Frucht aus diesen bezeichneten Werken ziehen kann, daß nur die Geschichte der Heilkunde an einigen sich freuen, an den meisten den Verfall der alten Kunst und Wissenschaft bejammern mag, wird hoffentlich aus dem obigen einleuchten. Sollte Hr. Id. Lust haben, die dem Titel entsprechende Sammlung fortzusetzen und zu vervollständigen: so findet er des gedruckten und ungedruckten mit geringer Mühe vieles, was ihm Dank erwirbt und Gelegenheit giebt, seine Kenntnisse auf eine fruchtbare Weise geltend zu machen, z. B. außer dem obenerwähnten Theophilus des Mönches Meletius ähnliches Werk περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς, das die Münchner Bibliothek handschriftlich Nr. 39 besitzt, und das zwar erst i. J. 1836 in J. A. Cramer's Anecdota graeca e Codd. Mss. Bibliothecarum Oxoniensium Vol. III. S. 1 — 157 zu Oxford zum erstenmal griechisch erschienen ist; allein wie wenigen kommen jene Anecdota zu Gesicht? und wer mag obiges Werk hier zu finden vermuthen? Eine solche Sammlung muß mit desto mehr Sorgfalt und Auswahl angestellt werden, je weniger die Art der Behandlung und des Vortrages ziehet, und je geringeres Licht sie über die klassischen Werke verbreitet, um deren willen freylich grammatische und glossographische Fragmente auch der schlechtesten Art noch immer einen Werth behalten, und wo sie sich finden, veröffentlicht werden.

Memoirs of the life of Sir Samuel Romilly, written by himself; with a selection from his correspondence. Edited by his sons. London 1840. Drey Bände.

Sir Samuel Romilly geb. 1757, gest. 1818, war ein höchst angesehener Sachwalter an dem Kanzleygerichtshofe zu London, und in den zwölf letzten Jahren seines Lebens ein sehr thätiges Mitglied des Hauses der Gemeinen, wo er sich durch unermüdliches und großentheils auch glückliches Streben für Verbesserung der Gesetzgebung, namentlich die peinlichen, eben so verdient als berühmt gemacht hat. Nur fünfzehn Monate, da nach Pitt's Hintritt Fox und seine Freunde am Ruder waren, bekleidete er das Amt eines General-Procurators (Solicitor General); mehr als einmal hätte er ein höheres, und selbst das höchste, des Großkanzlers, erlangen können, wenn er der äußeren Ehre die innere zum Opfer hätte bringen wollen. Seine Gewissenhaftigkeit war aber so groß, daß er selbst gegen seine Freunde im Parlamente nie eine Verbindlichkeit eingieng, wodurch seine Stimme abhängig von der ihrigen geworden wäre, daß er vielmehr auch da nur seiner Ueberzeugung folgte, wo ein davon abweichendes Verhalten den Ansichten der Opposition, zu welcher er gehörte, angemessener oder förderlicher gewesen wäre.

Die vorliegenden drey Bände seiner Denkwürdigkeiten enthalten eine von ihm selbst für seine Kinder entworfene, jedoch nicht vollständige, Lebensbeschreibnng; eine Anzahl Briefe, worunter mehrere von und an Mirabeau; endlich, (und dieß ist das ansehnlichste Stück), ein Tagebuch während seiner Theilnahme am Parlamente, 1806 — 1818.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer, Phil. Med. D. P. P. O. Lipsiae sumtibus Leopoldi Voss. MDCCCXLI.

Wiewohl es eine ausgemachte Sache ist, daß sich unter den Schriften des frühern sowohl als spätern Alterthums manche von der Art befinden, daß zu ihrer Erklärung und Erläuterung ein bloß philologisches Wissen keineswegs hinreicht, sondern vielmehr oft die innige Bekanntschaft mit einem andern ja heterogenen Theile der Wissenschaften unumgänglich nothwendig ist, so ist es doch, zumal in unsern Tagen, wo die Liebe zum klassischen Studium gewissermaßen mit dem Schulstaube abgeschüttelt wird oder wenigstens bald nach Beginn der akademischen Fahrt als eine bisher drückende Last über Bord wandern muß, eine ziemlich seltene Erscheinung, Nicht-Philologen mit der Herausgabe und kritischen Beurtheilung solcher Werke des Alterthums beschäftigt zu sehen, welche ihnen nach ihrem Beruf und Wissen ebenso nahe liegen müssen, als dem Philologen. Je weniger wir also dieser Schlaffheit oder diesem verkehrten Stolze, der mit Verachtung auf jene Alten herabblickt, die ja in seinem Fache nur Kinder gewesen, das Wort reden können, um so freudiger machen wir hier die Anzeige von einem Buche, welches eine würdige Ausnahme macht und dessen Herausgeber um so mehr Anerkennung verdient, als er mit einer tiefen Kenntniß der Sache selbst eine genaue Bekanntschaft der alten Sprachen und einen Scharfblick verbindet, der in vielen Fällen das Wahre und Aechte entdeckt oder unterschieden hat.

Gesetzt aber, die Herausgabe eines solchen Werkes hätte weder für die Philologen ein besonderes Interesse, noch einen Einfluß auf die naturhistorischen Forschungen, so ist es doch immer ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Litteratur, die ja in einzelnen Perioden noch gar sehr der Anordnung und Ergänzung bedarf; zu zeigen aber wie und aus welchen Quellen jene pseudoaristotelischen Vorstellungen entstanden sind und sich geltend gemacht haben, dazu wird durch solche Arbeiten sichere Anleitung gegeben; so gebührt also auch in dieser Beziehung dem Herausgeber des Nicolaus Damascenus gerechter Dank.

Was nun das Buch selbst anlangt, so enthält die mit Umsicht geschriebene Vorrede eine kritische Geschichte der Schrift de plantis, welche früher dem Aristoteles zugeschrieben, auch gewöhnlich seinen Werken als ein heimathloses Stück beygegeben wurde. Ohne sich auf den griechischen Text und seine nähere Bestimmung einzulassen, handelt der Herausgeber sofort über die zwey lateinischen Versionen, die unter sich ganz verschieden sind. Die eine ist die, welche gewöhnlich in den Ausgaben des Aristoteles sich beygegeben findet, die andre liegt uns in dem Buche vor; sie wird einem gewissen Alfredus zugeschrieben, der sie aus dem Arabischen übergetragen; allein die Angaben über diesen Alfredus gehen so auseinander, daß Herr M. mit vieler Wahrscheinlichkeit die Vermuthung aufstellt, es seyen zwey dieses Namens seit Baläus (Scriptorum illustr. Mai. Britanniae catalogus) verwechselt worden, so daß als der Urheber der vorliegenden Uebersetzung jener Alfredus sich ergibt, der vor Vincentius Bellovacensis oder vor 1250 geblüht und den Jourdain (recherches sur l' âge et l' origine des traductions latines d' Aristote) zum Zeitgenossen von Rogerus Herefordensis

(1170) gemacht hat. Von dieser Uebersetzung stammt nun, wie es scheint, sowohl die griechische als auch die zweyte, neuere lateinische Version. Dennoch müßte, um dieß in Beziehung des griechischen Textes nachzuweisen, eine genaue Untersuchung vorhergehen, da bey näherer Vergleichung zwischen der griechischen und lateinischen Interpretation sich so manches findet, was jener Annahme zu widersprechen scheint; wenigstens ist es sehr gewagt, wenn Hr. M. fast für gewiß annimmt, diese Uebersetzung gehe nicht über das 14te Jahrhundert hinaus.

Hierauf geht Hr. M. auf die Frage über, ob die Araber wirklich eine Uebersetzung dieses Werkes in ihrer Muttersprache sich aneignen oder nicht, und wem der Ursprung desselben zu vindiciren sey. Das Resultat der mit Genauigkeit und Gründlichkeit geführten Untersuchung ist folgendes: Nicolaus Damascenus, Zeitgenosse des Kaisers Augustus, gewöhnlich ein Peripatetiker genannt und als Commentator des Aristoteles mehrfach erwähnt compilirte diese Schrift größtentheils aus Aristoteles und Theophrastus; dieselbe übertrug, wie aus einer Notiz des Hadschi-Chalfa erhellt, Jsaac ben-Honain († 910 n. Chr. Gbt.) ins Arabische; aus welcher Quelle dann später Alfredus' uns vorliegende lateinische Uebersetzung geflossen ist. Die Beweisstellen sind zwar ziemlich wenige und oft auch sich widersprechend, allein unseres Urtheils ist Hr. M. gelungen, diese Widersprüche zu erklären und auszugleichen und, soweit es nach den erhaltenen Zeugnissen möglich war, sein Endresultat zu bekräftigen. Das Eine, was ich bey diesen Untersuchungen bezweifeln möchte, ist die Conjectur des gelehrten Herausgebers, daß Nicolaus aus Laodicea, welche Stadt demselben von Ibn-Bothlan und Abulfarag als Geburtsort angewiesen wird, derselbe sey, der von andern Nicolaus Damascenus genannt wird, da doch die Angaben jener beyden Zeugen fast zu bestimmt sind; denn p. XVIII. heißt es nach ersterem: natus est Nicolaus Laodiceae ibique commoratus est, et abhinc stirpem duxit, ut tradidit Ibn Bothlân; u. p. XIX. nach zweytem: Laodiceam habuit patriam atque in ea natus est. Wenn wir daher nicht die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse in Zweifel ziehen oder einen wissentlichen oder unwissentlichen Irrthum der Urheber annehmen wollen, so wäre ich geneigt zu glauben, jene hätten nicht sowohl in der Angabe des Vaterlandes geirrt, als vielmehr zwey dieses Namens verwechselt. Oder brachten sie vielleicht den Geburts- und Aufenthalts-Ort in ihrer kurzen Notiz unter einander?

Bey der Recension des Textes selbst benützte Hr. M. 3 Manuscripte, einen Codex Basileensis und zwey Guelpherbytani; ihr Werth uud Alter ist verschieden, der Basileensis steht zwischen jenen beyden in der Mitte.

Zu bedauern ist, daß Hrn. M. bey Herausgabe dieses Werkes die Editio Veneta, von Gregorius de Gregoriis a. 1496 veranstaltet, nicht zu Gebote stand. Die hiesige reichhaltige Staatsbibliothek besitzt hievon ein sehr schönes und gut erhaltenes Exemplar, welches früher im Besitz des Klosters Tegernsee gewesen ist. Diese Schrift ist nun unter dem Titel; „de vegetabilibus" mit in dieser Ausgabe enthalten und zwar mit so vielen und gewiß schätzbaren Abweichungen, daß sie fast dem Werth eines Cod. Msc. gleich stehen möchte und Hrn. M. gewiß in vielem zu statten gekommen wäre. Von wem diese Schrift übersetzt sey, ist nicht, wie bey einigen andern genau angegeben; nur findet sich am ersten Blatte folgende Bemerkung gedruckt: opera Aristotelis quae sequuntur partim sunt ex antiqua traductione partim ex illa Leonardi Aretini partim Georgio Valla Placentino interprete, prout suis in locis annotatum reperies. Um aber zu zeigen, wie sehr der Text in derselben abweicht, wird es nicht unpassend seyn, das erste Kapitel nach jener Ausgabe hier mitzutheilen. Vita in animalibus et plantis communiter inventa est, in animalibus manifestatur apparens, in plantis occulta, non evidens. Ad hujus enim assertionem multam necesse est inquisitionem praecedere. nec constat enim utrum habeantne plantae animam et virtutem desiderii dolorisque et delectationis discretionem. Anaxagoras autem et Abrucalus desiderio eas moveri dicunt, delectari, sentire quoque et tristari asserunt. Quorum Anaxagoras alia (animalia?) has esse dixit, laetari quoque et tristari, per fluxum foliorum augmentum assumere. Abrucalus autem sexum in his admixtum opinatus

est. Plato siquid, desiderare tantum eas propter vehementem nutrimenti necessitatem ait. Quod si constet, gaudere quoque eas et tristari, sentire quoque eas consequens erit. Id quoque constare desiderii, ut a somno reficiantur exercenturque vigiliis, spiritum quoque et sexuum mixtionem sexumque habeant, illis contra. Multa autem circa hoc ambiguitas longam facit inquisitionem. Hoc siquidem praetermittere nec dispendiosis circa singula perscrutationibus memorari opportunum. Quidam autem habere animas eas dixerunt, quia generari et nutriri, augeri et virescere juventute, senioque dissolvi eas conspexerunt, et nullum inanimatum hic cum plantis habeat communia. Quae si habuerint plantae, desiderio quoque affici credebant.

Nach dieser kurzen Inhaltsanzeige der Vorrede sey es Referenten gestattet, einige Stellen der Alfredischen Uebersetzung selbst etwas näher zu betrachten, nicht, als ob jener sich anmaßte mit dem gelehrten und gründlichen Herausgeber rechten zu können, sondern nur um vielleicht zum Verständniß einzelner Theile etwas beyzutragen, denn daß in einer Schrift, welche durch so viele und verschiedene Hände gegangen ist, gar manches geändert oder verdorben worden, versteht sich von selbst, und daß es kein Vorwurf ist, in solchen Verhältnissen nicht alles gefunden und gesichtet zu haben, braucht keine Erwähnung.

Lib. I. cap. II. pag. 7, sicut signa, per quae scimus, eas nutriri et crescere. Zu dieser Stelle giebt Hr. M. folgende Note: Locus certe corruptus. Dicendum erat: sicut nutritio atque incrementum signa sunt, per quae scimus, eas habere animam. Sic enim auctorem argumentatum esse, proxime sequentia docent. Der Schriftsteller handelt nämlich darüber, daß die Pflanzen kein Gefühl, keinen Sinn hätten, und beweist dieß dadurch, daß er sagt, man finde in ihnen kein membrum sentiens noch etwas ähnliches, keine bestimmte Form, Bewegung oder sonst ein Zeichen, durch das wir schließen könnten, sie hätten einen Sinn; sowie es Zeichen gäbe, durch die wir wüßten, daß jene sich nähren und wachsen. Dieses scheint Ref. vollkommen richtig und auch im Zusammenhang mit dem folgenden, wo er nur beyfügt, in Beziehung auf diese Erscheinungen sey nur so viel ausgemacht, daß eben diese Nahrung und das Wachsthum Theile der Seele sind. Er macht also einen Unterschied zwischen partes und signa animae, so daß die Nahrung und das Wachsthum der Pflanzen als Theile der Seele erscheinen, beyde selbst aber durch äußere Erscheinungen sich bemerkbar machen; wie es denn auch in der That statt findet. Erklären wir also die Stelle auf diese einfache Art, so erscheint sie ganz unverdorben und harmonirt mit dem Conterte vollkommen. Es giebt Zeichen des Wachsthums der Pflanzen, und dieß Wachsthum selbst beurkundet das Daseyn der Seele; nicht so läßt sich, sagt der Schriftsteller, das Seyn des Sinnes oder des Sehnens in der Pflanzenwelt nachweisen. Uebrigens weicht die Ed. Venet. hier mehrfach ab; dort lautet die Stelle also: Nec invenimus in eis sensum nec membrum sentiens nec similitudinem ejus nec formam terminatam nec consecutionem rerum nec motum nec vim iterum ad aliquod sensatum, nec signum aliquod sentiendi, per quod judicemus, illas sensum habere, sicut signa, per quae scimus, eas nutriri et crescere. In jenem vim iterum scheint die ächte Schreibart verborgen; vielleicht würde nicht unpassend geschrieben werden: nec vim internam ad aliquod sensatum.

(Schluß folgt.)

Memoirs of the life of Sir Samuel Romilly, written by himself; with a selection from his correspondence.

(Schluß.)

Aus der Lebensbeschreibung will Ref. nur etwas von dem ausheben, was R. von seiner Vorbildung sagt. Er war damit zumeist auf sich selbst gewiesen. Sein Vater, der Sohn eines aus Frankreich nach England geflohenen Hugenoten, war ein Juwelier und bestimmte

zu diesem Gewerbe auch seinen Sohn, beschäftigte ihn aber vorerst nur mit Führung der Handlungsbücher. Die freye Zeit, die von diesem Geschäft übrig blieb, verwandte der junge Romilly auf Lesen.

„Ich las ohne Plan was mir in die Hände kam, Bücher die meinem Vater gehörten, andere aus mehreren Lesegesellschaften, woran ich Theil nahm. Doch waren die englischen Dichter und Kunstrichter, dann Werke über alte Geschichte mir das liebste. Nun wurde mir das Geschäft meines Vaters mehr und mehr unangenehm und ich bedauerte, nicht für einen Beruf erzogen zu seyn, der in Berührung mit der Litteratur wäre. Indessen bedachte ich, es möchte für mich nicht zu spät seyn, mit großem Eifer es noch weit zu bringen. So entschloß ich mich denn, gegen sechzehn Jahre alt, mich ernstlich auf das Latein zu legen, von dem ich nur die ersten Anfangsgründe inne hatte. Nachdem ich die Grammatik ziemlich eingeübt, war ich so glücklich, bey einem gelehrten Schotten, der in der Nachbarschaft einer Schule vorstand, gute Anleitung zu finden. Von ihm erhielt ich täglich eine Lection, die darin bestand, daß er meine lateinischen Exercitien corrigirte und mich etliche Seiten eines lateinischen Schriftstellers erklären ließ. Aber die Stunde die ich bey ihm zubrachte war nur ein kleiner Theil der zu diesem Studium täglich bestimmten Zeit. Zu Hause saß ich die meiste Zeit über Cäsar, Livius und Cicero, sah bey schwierigen Stellen die Uebersetzungen, die ich mir verschafft hatte, nach, und übersetzte selbst zuerst aus dem Lateinischen in das Englische und dann aus diesem wieder ins Lateinische. So trieb ich es gegen vier Jahre, in deren Verlauf ich alle Schriftsteller von Terenz bis Tacitus, nur wenige philosophische Schriften Cicero's ausgenommen, und einige derselben dreymal durchlas. Ich bildete mir nicht ein, damit etwas besonderes zu thun, sondern stellte mir in großer Einfalt vor, so werde es auf unsern mittleren und hohen Schulen gehalten. Auch mit dem Griechischen machte ich einen Versuch, aber ohne Erfolg; ich sah ein es würde mich zu viel Zeit kosten, bis ich dahin gelangte, daß ich die großen Schriftsteller in der Ursprache lesen könnte; also verzichtete ich darauf und begnügte mich mit der lateinischen Uebersetzung. Das mancherley Lesen führte auch zu einer, freylich nur flüchtigen, Bekanntschaft mit mehreren Wissenschaften. Da ich gerne Reisebeschreibungen las und gewöhnlich die Landkarte dazu nahm, so war ich in der Geographie leidlich bewandert. Auch hörte ich mehrere Vorlesungen über die Natur-Kunde.“ I. 21.

Das war die ganze Vorbereitung, welche Romilly zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit mitbrachte, dem er sich nun vier Jahre mit großem Fleiß ergab. In den Nebenstunden übte er sich im Schreiben und wählte dazu vorzugsweise den Weg der Uebersetzung. So übertrug er den ganzen Sallust und viel aus Cicero, Livius und Tacitus.

„Hauptsächlich lag mir daran, daß ich Geläufigkeit im mündlichen Vortrage erlangte. Statt aber eine der debattirenden Gesellschaften zu besuchen, die um diese Zeit in Aufnahme waren, hielt ich mich an den guten Rath, welchen Quintilian giebt: ich suchte, was ich eben gelesen hatte, mit eigenen Worten so gut als möglich auszudrücken; und ich machte, bloß in Gedanken, eigene Reden über Aufgaben, die aus Livius oder Tacitus nahm. Zuweilen wohnte ich den Verhandlungen des Parlaments bey und wiederholte oder beantwortete auch in Gedanken die Reden, welche ich da hörte. Diese Uebungen stellte ich gewöhnlich nun auf Spaziergängen an, und in Kurzem hatte ich mich daran so gewöhnt, daß ich sie ungestört fortsetzen konnte während ich durch Straßen ging, wo das Gedränge am größten ist.“ I. 47.

Romilly wurde, wie oben schon bemerkt, ein sehr angesehener Sachwalter, der, bey dem rechtlichsten Verfahren, manches Jahr Einhunderttausend Gulden und darüber einnahm. I. 45. Von den Erfahrungen, die er im Hause der Gemeinen machte, ist eine der merkwürdigsten folgende aus dem Jahre 1807, vierzehn Monate nach seinem Eintritte.

„Meine Rede fiel nicht gut aus und wurde von dem Hause gar nicht günstig aufgenommen. Das kränkte und bekümmerte mich aufs tiefste. Bey mehreren Gelegenheiten hatte ich während gegenwärtiger Sitzung mit großem Erfolg und Beyfall gesprochen, z. B. über den Sklavenhandel. Viele Lobsprüche, darunter auch manche sehr übertriebene, waren mir dafür zu Theil geworden. Aber so wohl das meiner Eitelkeit gethan haben mag, es ist mehr als zehnfach aufgewogen durch das Leid, welches mir heute widerfuhr, da ich deutlich zu merken glaubte, daß das Haus anfange, meiner überdrüßig zu werden. Ich denke, es wird lange anstehen, bevor ich wieder das Wort nehme.“ III. 196.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Auguſt.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1841.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. etc.

(Schluß).

Cap. III. p. 7. l. 13. Qui autem plantas vivere negant, est, quod sentiunt; quamquam sunt quaedam animalia sapientia et intellectu carentia. So emendirt J. M., während in den Codd. andere Lesarten vorliegen. Bas. und Guelph. I. hat quia sunt, Guelph. II. quod sicut; da nun der griechiſche Interpret: καὶ γὰρ εἰσι καὶ τινα ζῶα, und der ſpätere lateiniſche: sunt autem animalia quoque nonnulla bietet, ſo ſchlägt Hr. M. quamquam vor; mir ſcheint es den erwähnten Lesarten nach rathſamer, zu ſchreiben: quomodo sunt quaedam animalia etc. Da die häufige Abbreviatur von quomodo (q͡uo) jenen näher liegt, als von quamquam. Ganz richtig iſt übrigens die Erklärung des Hrn. M. quemadmodum animalia nonnulla, propterea quod intellectu careant, animalia esse non desinant, sic etiam plantas, licet sensus, tamen non vitae expertes esse, und paßt genau auf die vorgeſchlagene Aenderung. Auch hier bietet die Ed. Venet. folgende beachtenswerthe Abweichungen: Utique difficile est regimen plantis assignare praeter regimen vitae animalis. Quod autem plantis vivere negant inesse, est, quia non sentiunt; quia sunt quaedam animalia sapientia intellectu carentia. Natura tamen, animalis vitam in morte corrumpens, ipsam in genere suo per generationem conservat; estque inconveniens, inter animatum et inanimatum ut medium ponamus.

Cap. IV. p. 9. l. s. Potestque dicere aliquis, quod habet animam, quia anima est, quod facit motus nasci in locis et desideria. Treffend iſt hier die Vertheidigung der Lesart quod habet animam gegen die andere: quod non habet animam; die Ed. Venet. gibt im folgenden: quia auima est ea, quae facit etc. was mir wenigſtens eleganter ſcheint.

cap. VI. p. 11. l. 5. Estque principium cibi plantarum a terra et principium generationis fructuum a sole. Et ideo Anaxagoras dixit, quod earum frigus est (vel semina sunt) ab aere; et ideo dicit lechineon, quod terra mater est plantarum et sol pater. Daß die Stelle verdorben, zeigt nicht nur der Mangel an Zuſammenhang, ſondern auch die große Verſchiedenheit der Codd. und Interpretationen. Die Ed. Venet. vermehrt dieſe noch; denn ſtatt estque principium hat ſie et quidem principium; ſtatt et ideo A. dicit wie der Guelph. I. quia Anaxagoras dixit; ſtatt frigus wie Guelph. II. fructus, ſtatt dicit lechineon, dixit Letineon. Hr. M. ſchlägt vor: Anayagoras, dixit quod earum semina sunt ab aëre und ſtützt ſich auf Theophrast. Hist. plant. III, 1. Ἀναξαγόρας μὲν τὸν ἀέρα πάντων φάσκων ἔχειν σπέρματα καὶ ταῦτα συγκαταφερόμενα τῷ ὕδατι γεννᾶν τὰ φυτά. Den Irrthum ſucht er in einer Verwechslung der arabiſchen Wörter حب frigus und بذر semen. Dieſes ſtimmt zwar mit der Anſicht des Anaragoras überein, der den Urzuſtand als eine ordnungsloſe Miſchung unendlich kleiner Theile — Samen — annahm, von deren Einheit einem jeden Ding etwas inwohnt — ἐν παντὶ παντὸς μοῖρα ἔνεστιν — allein merkwürdig bleibt

immer die Lesart fructus. Wenn nun Hr. M. nach einer probabeln Entzifferung des Wortes lechineon über deren Richtigkeit mir jedoch kein Urtheil zukommt, glaubt, der Gedanke des Schriftstellers sey dieser gewesen: Estque principium nutritionis plantarum a terra, generationis earum a sole. Quare Anaxagoras dixit earum semina ex aere deferri, aliique philosophi, eandem doctrinam profitentes, terram matrem, solem autem patrem plantarum esse, so stimmt Ref. ganz mit ein; nur glaubt er mehr dem gegebenen Texte folgend zu demselben Resultat zu gelangen und liest also: Et quidem principium cibi plantarum a terra est, principium generationis fructuum a sole; quare Anaxagoras dixit, quod earum fluxus est ab aere, et ideo dicunt philosophi quidam, quod terra mater est plantarum et sol pater. Dennoch dürfte die Vermuthung nicht am unrechten Orte seyn, ob nicht in jenem Worte lechineon irgend ein Name eines Philosophen oder auch eines Dichters versteckt liegt; denn der Ausdruck hat in der That eine poetische Farbe, wenn mir gleich auch nicht einmal eine wahrscheinliche Conjectur zu Hülfe kommt.

Cap. IX. p. 14. l. 21. Et summa quidem sermonis est: determinare partes plantae et cooperturas eius et diversitates eius est valde difficile et praecipue terminare etc. Die Ed. Venet. außer geringeren Abweichungen schiebt nach diversitates eius „quod“ ein, wodurch die Periode offenbar an Klarheit und Schönheit gewinnt. Statt durabilitatis hat jene divisibilitatis.

Cap. IX. p. 15 l. 6: Et flores et fructus et folia plantarum quandoque omni anno erunt, quaedam vero non sic: nec remanent, ut cortex et corpus, cadens a re abiiciente ipsum propter causam. Zu dieser dunkeln und mangelhaften Stelle reichen uns die gewöhnlichen Hülfsmittel wenig, ja fast keine Unterstützung; die Ed. Venet. hat mit dem Basil. die Varianten „quandoque quaedam“ und „cadens aere“ gemein, außerdem findet sich statt „erunt“ — erit, statt sic — sit, statt remanent — remaneret und cadens ist durch dei Interpunktion mit corpus verbunden. Hr. M. glaubt Nicolaus hätte ohngefähr diesen Gedanken gehabt: quaedam plantarum partes omni anno decidunt, ut flores, fructus et folia; quaedam non, etsi non remanent, ut cortex et corpus illud fibroso-reticulatum sub fronde palmarum, cadens flatu austri fervidi, abiiciente illud propter cauma, fügt jedoch selbst hinzu: quae tamen si minus placent, parum curo. Wenn aber wirklich dieß der Grundgedanke des Autors war, so läßt sich die Entstellung des Textes leicht erklären, da die Interpreten aus Unkenntniß dieser Erscheinung die betreffenden Worte entweder änderten oder gar wegließen. Dennoch darf der Versuch nicht unterbleiben, auf näherem Wege und aus dem, wenn auch verstümmelten Text den wahrscheinlichen Zusammenhang wieder herzustellen. Mir nun scheint dieß auf folgende Art geschehen zu können, wenn man also ändert: Et flores et fructus et folia plantarum quandoque omni anno ruunt, quaedam vero non; licet nec remaneant, ut cortes aut corpus, cadens aere, abiiciente ipsum propter . . . hier ist nun offenbar eine Lücke, ob statt causam cauma zu lesen sey, will ich nicht entscheiden. Der Sinn ist also: Gewisse Theile der Pflanzen fallen jedes Jahr ab, gewisse nicht; obschon auch diese nicht zurückbleiben, wie die Rinde oder der Rindenkörper, welcher abfällt in Folge der Luft, die ihn durch ihren Einfluß abwirft. Auffallend ist es, daß Hr. M. zu den diesem Satz vorhergehenden Worten: nisi aliqua chronica infirmitate a sua dispositione recederit ganz schweigt; für was ist denn recederit zu halten? sollte es Druckfehler statt reciderit seyn, was jedoch nicht ganz paßt oder statt recesserit? Die Ed. Venet. hat ecciderit.

cap. X. p. 16. l. 9. Item est planta quae habet partes siccas. Hr. M. macht hier zwar auf die Verdorbenheit der Stelle aufmerksam, glaubt aber es sey ein vitium irreparabile; wenn ich nicht irre, so liegt die Emendation näher, als man beym ersten Anblick glaubt; in siccas nämlich scheint mixtas verborgen, so daß gesagt wäre: est planta quae habet partes mixtas für habet mixtim, promiscue: d. h. die einen Theile hat sie, die andern nicht, also mit Theophr. H. Pl. I, 12, 6 übereinstimmend; zugleich erhellte dadurch das folgende: et est, quae habet partes

terminatas nec similes nec aequales. Die nächstfolgende Periode giebt die Ed. Venet. also: Diversitates autem plantae in suis partibus cognitae sunt et figurae eius in colore et varietate et spissitudine et asperitate et laevitate, et omnia, quae accidunt eis in diversitatibus, in aequalitate et augmento numeri et eius decremento et magnitudine et parvitate.

cap. XVII. p. 23. l. 17. Item plantarum quaedam transmutantur in aliam speciem, ut nux cum inveterata fuerit. Daß die Nuß sich umwandle, ist nach Hrn. M. nirgends erwähnt, noch auch gibt die Stelle Auskunft, in was sie übergehe; daher nicht mit Unrecht eine Corruptel anzunehmen ist. Hr. M. vermuthet sehr wahrscheinlich, daß durch Verwechslung zweyer arabischer Wörter جوز und حور, von denen jenes nux, dieses populus alba bedeutet, der Irrthum entstanden, und stützt sich hiebey auf eine Stelle Theophrast's, wo er sagt, die weiße Pappel gehe in die schwarze über. Die Codd. und Edd. geben keine Hülfe, nur die Ed. Venet., wo folgende Abweichung sich findet: ut mixtum inveterata fiunt. Es fragt sich also nur, ob hier nicht ein anderes Wort verdorben ist.

Diese Idee selbst aber, hervorgegangen aus dem Volksglauben, und allgemein verbreitet, daß nämlich gewisse Pflanzen in andere Arten überzugehen pflegten, hat sich auch in neuester Zeit wieder geltend gemacht, so daß man z. B. annahm, Hafer schlage in Roggen um. Allein darüber gemachte Versuche haben gezeigt, daß das Ganze nichts ist, als ein alter mit dem Volke verwachsener Glaube, keineswegs aber eine auf wissenschaftlichem Grunde ruhende Vorstellung.

cap. XVIII. p. 25 l. 2. Quaedam in iuventute fertiliores sunt quam in senectute; quaedam e contrario (im Text und in der Note steht fälschlich e contro) melius fructificant; ut amygdali, piri et ilex. Die Ed. Venet. bietet hier, außer der unbedeutendern Variante e converso statt e contrario, amigdali, piri, uerlex. Sollte hier vielleicht quercus oder etwas ähnliches verborgen liegen?

Lib. II. cap. VI. p. 34. l. 13. Et quia terrae partes compactae sunt etc. Hier scheint es mir der Mühe werth, die Lesart der Ed. Venet. zur nähern Beurtheilung anzugeben, wo die Periode also gelesen wird: Et quia terrae partes compactae sunt, plantae quoque partes consertae vel compactae sunt super aliquam terram: aliquotiens autem putrefiunt in loco humido fiscoso: putredines, quae detinent ipsum aerem; et quando multiplicabuntur pluviae et venti, sol apparere faciet illas et faciet siccari et coagulari et siccitas terrae radices earum et erunt inde fungi et tuberes et similia. Daraus möchte ich schließen, daß die gegebene Lesart nicht die ursprüngliche sey; folgen wir also der Ed. Venet. und lesen nur statt putredines quae — putredinesque, wodurch der Sinn meines Erachtens viel klarer hervortritt, den auch der griechische Text bestätigt, wo es heißt: *τῶν δὲ λοιπῶν φυτῶν τῶν ἐν τῇ γῇ, ἐπεὶ τὰ τῆς γῆς μέρη εἰσὶ συμπεπηγότα, καὶ τὰ μέρη ἐξ ἀνάγκης τούτων εἰσὶ τοιαῦτα. τὰ οὖν φυτὰ τὰ ἐκ τῆς γῆς συμπεπηγότα γίνονται ἐκ σήψεων ἐν τόπῳ ὑγρῷ καὶ καπνάδει. αἱ γὰρ σήψεις κατέχουσιν ἀέρα· καὶ ὅταν πληθύνονται οἱ ὑετοὶ καὶ οἱ ἄνεμοι, ὁ ἥλιος φαίνεσθαι ποιεῖ αὐτὰς κατεπείγει τε ξηραίνεσθαι καὶ συμπήγνυσθαι. καὶ ἡ ξηρότης τῆς γῆς τὰς ῥίζας αὐτῶν ποιεῖ καὶ γίνονται ἐντεῦθεν φυτὰ καὶ μύκητες καὶ ὕδνα καὶ τὰ ὅμοια.* Die folgende Periode beginnt am passendsten mit: id quod erit . . .

Cap. VII. p. 36 l. 11. et consideratur planta, et si fuerit prope solem, citius nascetur, et si fuerit ad occidentem, tardabitur. Ich glaube kaum zu fehlen, wenn ich statt consideratur schreibe consideretur, denn dieß ist durch den innern Zusammenhang der Stelle bedingt. Der griechische Interpret hat: *κατανοείσθω τοιγαροῦν τὸ φυτόν.* Die Ed. Venet. bietet retardabitur statt des einfachen tardabitur.

Cap. XIV. p. 42. l. 19. Venetalitas autem erit in terris vehementer calidis. Die Conjectur des H. M. venetalitas bestätigt die Ed. Venet., welche dieß Wort ganz unverkennbar darbietet. Unter den Druckfehlern, die nicht bemerkt sind, erwähne ich nur in der Expo-

sitio Siglarum l. 12 Guepherbitani ſtatt Guelpherbitani. p. 8. l. 1. fememinео ſtatt femineo. p. 25. l. 3 e contro ſtatt e contrario. p. 27 l. 25. pluvie ſtatt pluviae. p. 117 l. 7 v. u. terrorum ſtatt terrarum. p. 118 l. 9 v. u. in solum fertiliorem (!) ſtatt fertilius. Sonſt ſind Druck und Papier lobenswerth.

G. Thomas.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

Unſere Anzeige des 2ten Heftes des 5ten Bandes hat bereits des Aufſatzes Nro. I: „Von den Gerechtſamen der Burggrafen zu Würzburg in den vormaligen 3 Reichsſtädten: Schweinfurt, Roterburg a./T. und Windsheim“ gedacht: nach dem, was wir daſelbſt über das Burggrafenamt von Wirzburg vorgebracht haben, dürfte auch die vorliegende Leiſtung zu würdigen ſeyn. Gleich der erſte Satz: „Da das Herzogthum Franken ſich über die ganze Diöceſe des Stifts Würzburg erſtreckt, in derſelben aber die drey ehemaligen Reichsſtädte, Schweinfurt, Rotenburg a/T. und Windsheim befindlich ſind; ſo folget nothwendig, daß die Burggrafen als weltliche Richter des ganzen Stifts auch daſelbſt zu urtheilen und zu ſprechen gehabt haben,“ wird ſchwerlich bey gründlichen Forſchern Beyfall finden. Ueberdieß iſt ſchon anderswo in dieſen Blättern (12. Juny, 1840. S. 951) gezeigt worden, daß der Biſchof von Wirzburg nur auf dem Patrimonium der Wirzburger Kirche ſeine Jurisdiction ausgeübt habe, was für die Zeiten der Gründung eben ſo gut, wie für das 10te, 11te und 12te Jhrhdt. gilt. So wäre mithin der Aufſatz nur von der Seite zu betrachten, daß er Beyträge zur Geſchichte der 3 vormaligen Reichsſtädte Schweinfurt, Rotenburg und Windsheim geliefert. Gleichwohl beſitzen wir über alle drey im Ganzen richtigere Notizen, als hier gegeben ſind. Wie ſollen doch, um nur Eines zu berühren, die Schweinfurter Markgrafen des 10. und 11. Jahrhunderts, Berthold, Heinrich und Otto geborne Grafen von Henneberg ſeyn? — Eckhart Fr. Or. II. 814, Schöpf, Nordgau-oſtfrk. I. 123 und Schölliner, VII.; 222, machen ſie zu Babenbergern und zwar Bertholden zum Bruder Liupolds des Markgrafen: nur giebt Schölliner, abweichend von Eckhardt, dem Berthold zum Vater Adalbert II., den Sohn des unglücklichen im J. 906 enthaupteten Markgrafen Adalbert I.

während Eckhart einen Albertus de Martala † 954 (cap. X. der vita S. Vdalrici) zu deſſen Vater macht, welchen Albert von Marchthal, als ein Alamanne, es nicht füglich ſeyn kann, ungeachtet Gensler, (Grabfeld II.) ihn in dieſer von Eckhart angegebenen genealogiſchen Eigenſchaft zu retten bemüht war. Fröhlich (archontol. Corinth.) läßt denſelben Berthold, den Gemahl der Eila und den Vater des Heinricus minor, vom Scheyren Arnulf II. († 954 vor Regensburg), Ickſtatt aber nicht von Arnulf II. ſondern von deſſen älterm Bruder Eberhard abſtammen u. ſ. w. — Gewiß iſt, daß eine Urkunde bey Bernh. Pez thes. anecd. T. I. P. III. cap. 20, col. 92, 93. dieſen Perahtolt de orientali Francia Comes nennt, der mit Einwilligung ſeiner Frau Heliſuinda und ſeines Sohnes Heinrich ſein Eigen zu Yſininga, und 4 Knechte mit Weibern und Kindern von Amartala dem Kloſter St. Emmeramm, deſſen Abte Ramuold (ſeit 975) übergeben läßt.

Dagegen erzählt Thietmar von Merſeburg, deſſen Tante Eila obigen Bertholds Gemahlin war, wie Liuther von Walbeke, der Sachſe, welcher in die Verſchwörung der ſächſiſchen Edlen wider Otto I. (941) verwickelt geweſen, durch Fürſprache einiger Großen von des Königs Partey zwar das Leben erhalten, aber in die Haft des treuergebenen Grafen Berthold nach Bayern (hunc misit tunc Bawariam ad comitem Bertoldum) zur Aufſicht geſchickt worden ſey, woſelbſt er ein volles Jahr verblieben, und nach Ablauf dieſer Zeit vom Könige wieder zu Gnaden aufgenommen worden wäre. Dann ſehen wir dieſen Grafen Bertold zugleich mit dem Bayerherzog Otto, Ludolfs Sohn, dem Könige Otto II. wegen Gero's Hinrichtung Vorwürfe machen. Lange vorher aber, wahrſcheinlich ums Jahr 942 hatte Berthold ſeines vormaligen Gefangenen Liuthers Tochter, Eila, geheirathet. Natürlich brachte ihm die ſächſiſche Dynaſten-Tochter keine Güter im Nordgau und in Oſtfranken zu, und Amertala (Merdula), Crusni, Crana, Suuinvorti ſind alles Orte, die dem Grafen Berthold zugehörten, und die er auf ſeinen Sohn Heinrich vererbt. Angenommen Berthold ſey bajoariſcher Abſtammung, zu welcher Zeit wurden ihm die Würde eines Marchi-Comes und die oſtfränkiſchen Güter zu Theil, hauptſächlich das ſeit 791, September zum erſtenmale urkundlich vorkommende Suuinvort, nach welchem ſich ſein Sohn Heinrich und ſein Enkel Otto am liebſten nennen? —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. July d. J. hielt der Herr Klassensekretär und Konservator Dr. Vogel nachstehenden Vortrag: „Ueber das Ausblühen der Mauern oder Verwittern der Wände an Gebäuden und den Gehalt alkalischer Salze in den Kalksteinen jüngerer Formation.

Es sind schon über 20 J. verstrichen, seitdem ich Gelegenheit hatte, den weißen mehligen Anflug zu untersuchen, womit die Mauern alter und neuer Gebäude häufig bedeckt sind. Hr. G. R. von Klenze übergab mir zu jener Zeit eine große Quantität von mehlartigen Krystallen, welche von den neuen Wänden der Glypthotek und des Thores am Hofgarten so wie von verschiedenen Neubauten in Müncheu gesammelt waren; eben so erhielt ich von dem damaligen Klassensekretär G. R. von Moll den weißen Anflug, welchen er auf den Wänden seiner Wohnung in Dachau gefunden hatte.

Nachdem ich die Untersuchung dieser verschiedenen Anflüge vollendet, erklärte ich, daß ich dieselben nach ihren äußern Merkmalen auf den ersten Blick wohl für Mauersalpeter oder für den sogenannten Kehrsalpeter gehalten haben würde, wenn ich sie nicht einer nähern Prüfung zu unterstellen Gelegenheit gehabt hätte. Bey der Untersuchung ergab sich aber, daß in diesem weißen Anflug der Gebäude keine Spur von salpetersauren Salzen enthalten sey, sondern daß derselbe aus schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) und aus kohlensaurem Natron bestehe. *) Ich fügte noch die Vermuthung hinzu, daß im Wasser oder in den festen zum Baue verwendeten Materialien Kochsalz enthalten seyn müsse, welches allmählig durch Kalk und Gips zerlegt wird, wodurch Glaubersalz und kohlensaures Natron gebildet werden, welche beyde dann auf der Oberfläche von Wänden und Mauern erscheinen und dort beym Zutritt der Luft verwittern.

Auch schien es mir einer genauen Untersuchung werth, ob die auf dem Tuffstein bey Würzburg, so wie an den Sandstein-Felsen bey Rheinhausen und im Spessart gefundenen Krystalle auch wirklich Salpeter enthalten.

Diese meine vor 20 Jahren mitgetheilten Beobachtungen sind nun auch in Frankreich gemacht und bestätigt worden, obgleich der Verfasser der über diesen Gegenstand geschriebenen Abhandlung, Hr. Kuhlmann, von meiner gedruckten Notiz nicht Kenntniß gehabt zu haben scheint.

Hr. Friedr. Kuhlmann hat nämlich den salinischen Mauerfraß von neuen und alten Gebäuden in Lille so wie aus mehreren Städten Flanderns untersucht und hat so wie ich gefunden, daß in keinem dieser Anflüge Salpeter enthalten sey, sondern daß sie immer nur aus Glaubersalz und kohlensaurem Natron bestehen.

Hr. Kuhlmann ist aber in seinen Forschungen noch weiter gegangen, und seine Arbeit hat ihn zu Resultaten geführt, wodurch ich bewogen wurde, auf den Gegenstand noch einmal zurückzukommen. *)

*) S Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins im Königreich Bayern. 6ter Jahrg. 1820. pag. 217.

*) S. Kuhlmanns Abhandlung in den Annalen der Chemie von Wöhler und Liebig. Band 38, April-Heft 1841 S. 42.

Schon seit langem war es beobachtet worden, daß zwischen dem ersten Aufguß mit Wasser über Kalk und dem zweyten, oder zwischen dem ersten und zweyten Kalkwasser ein Unterschied statt finde, indem das erste stärker und eine größere Alkalinität haben sollte, als die letzteren Aufgüsse, weßhalb es als Arzneymittel und zu verschiedenen andern Zwecken verworfen wurde. Als Descroizilles später in dem ersten Kalkwasser eine geringe Spur von Kali nachwies, welches er der beym Brennen des Kalkes erzeugten Holzasche zuzuschreiben geneigt war, so hielt man die vorherrschende Alkalinität des ersten Kalkwassers vor dem letztern durch diese Beobachtung für hinreichend erklärt.

Nun hat aber Hr. Kuhlmann Kalk vermittelst Steinkohlen, deren Asche nur wenig alkalisch ist, gebrannt; ebenso glühte er Kalksteine in bedeckten Tiegeln, um alle Berührung mit Asche fern zu halten. Doch auch diese wie die ersteren Kalksorten gaben immer ein erstes Kalkwasser, welches Kali enthielt, woraus er den Schluß machen zu können glaubte, daß das Kali nicht von Holzasche herrühren könnte, sondern daß es vielmehr in den zum Brennen verwendeten Kalksteinen selbst enthalten seyn möchte.

Er fand auch wirklich in Kalksteinen von verschiedenen Gebirgsformationen nicht allein Kali und Natron, sondern auch alkalische Chlor-Metalle in wechselnden Mengen und schwefelsaure Salze.

In den Kalksteinen, vorzüglich in denen älterer Formation befinden sich, nach Kuhlmann, unauflösliche kieselsaure Alkalien, welche beym Brennen in kieselsauren Kalk zersetzt werden, wodurch nun das kaustische Alkali frey wird.

Die obengenannten von Hrn. Kuhlmann beobachteten Thatsachen veranlaßten mich nachzuforschen, ob in dem bey uns bereiteten Kalk oder in dem rohen Material, aus welchem derselbe gebrannt wird, auch dergleichen Salze enthalten seyen, aus welchem sich das Ausblühen der Mauern und andere Erscheinungen erklären ließen.

Um über diesen Gegenstand sichere Resultate zu erhalten, stellte ich folgende Versuche an:

Vier Pfd. gebrannten Kalks aus dem an der Isar vorkommenden Gerölle wurden mit destillirtem Wasser gelöscht und dann mit einer größern Menge Wassers zu einem kaum flüssigen Brey angerührt, welcher 2 Tage in einer großen gut verschlossenen Flasche stehen blieb. Nach Verlauf dieser Zeit wurde die Masse auf ein gut gewaschenes Filtrum gebracht. Das langsam abfiltrirende Wasser wog 2 Pfd. Diesem aus 4 Pfd. lebendigen Kalk erhaltenen Kalkwasser des ersten Aufgusses, welches ich als erstes Kalkwasser bezeichne, wurde bey den Versuchen vergleichend zur Seite gestellt ein Kalkwasser, welches durch Infundiren eines Kalkes gewonnen wurde, der seit einer Reihe von Jahren zur Bereitung des Kalkwassers diente. Es ist ungefähr als der 20te Aufguß zu betrachten; wir wollen es letztes Kalkwasser nennen.

Was das Resultat der vergleichenden Untersuchung dieser beyden Wasser betrifft, so ergab sich, daß das erste Kalkwasser einen schärferen und mehr ätzenden Geschmack hatte, als das letzte; auch wurde das Curcuma-Papier vom ersten viel tiefer dunkelbraun gefärbt, als vom letzten.

Ich ließ in beyde einen Strom von kohlensaurem Gas streichen und zwar in einer solchen Menge, daß der dadurch niedergeschlagene kohlensaure Kalk sich vollkommen wieder auflöste.

In diesem mit Kohlensäure überladenen ersten etwas abgerauchten Kalkwasser wurde das Curcuma-Papier noch braun gefärbt, während ein Streifen Curcuma-Papier in das letzte Kalkwasser getaucht, seine gelbe Farbebehielt und auf keine Weise braun wurde. Die alkalische Eigenschaft war demnach durch Kohlensäure in dem letzten Kalkwasser aufgehoben, während sie in dem ersten noch deutlich wahrnehmbar fortbestand.

Von jedem dieser Kalkwasser wurde 1 Pfd. an die Luft gestellt. Das letzte Kalkwasser hatte schon nach Verlauf von 2 Stunden mit einem dünnen Häutchen sich zu bedecken angefangen; bey dem ersten Kalkwasser aber war nach 12 Stunden noch keine Bildung des Häutchens wahrzunehmen. Dieses stellte sich erst viel später ein.

2 Pfd. des ersten Kalkwassers wurden schnell in einer Porcellanschaale abgeraucht, der trockne Rückstand mit Alkohol von 0,800 geschüttelt und die alsdann filtrirte geistige Flüssigkeit, nachdem sie mit etwas Wasser versetzt war, bis auf ein geringes Volumen abgeraucht. Diese war stark alkalisch, enthielt aber keinen Kalk, wurde durch Platinsalz gelb niedergeschlagen, brauste mit Weinsteinsäure schwach auf und gab einen weißen Niederschlag von Weinstein. Der Alkohol hatte also aus dem abgerauchten Rückstand kaustisches Kali, wovon eine geringe Menge beym Abdampfen an der Luft wieder kohlensauer geworden war, aufgelöst. Der mit Alkohol behandelte Rückstand wurde mit einer geringen Menge Wassers übergossen, und nachdem es einige Stunden mit demselben, welcher zum Theil in kohlensaurem Kalk bestand, in Berührung gewesen war, filtrirt; die klare alkalisch reagirende Flüssigkeit gab beym langsamen Abrauchen längliche durchsichtige Krystalle, welche an der warmen Luft verwitterten, und zum Theil zu Staub wurden. Der nicht krystallisirte Theil auf einer Glasplatte einige Stunden in Keller gestellt wurde wieder feucht und zerfloß größtentheils.

Die bis zur Trockne abgerauchte Masse löste sich in Wasser vollkommen wieder auf. Weil sich an der Luft wieder kohlensaure Alkalien gebildet hatten, so brauste die Flüssigkeit stark auf mit Weinsteinsäure, welche im Ueberschuß zugesetzt sogleich ein weißes krystallinisches Pulver von Weinstein bildete. Das Platinsalz gab darin ebenfalls einen gelben Niederschlag. Ebenso bildeten salpetersaures Silber und Chlorbaryum Niederschläge, welche sich in Salpetersäure nicht vollkommen wieder auflösten.

Es befanden sich also in dem Rückstande des abgedampften erſten Kalkwassers außer dem kohlensaurem Kalk noch Kalk, Kali und Natron, welche letztere zum Theil wieder kohlensauer geworden waren, so wie Spuren von schwefelsauren Natron und Chlornatrium.

In dem letzten Kalkwasser, welches wie das erste behandelt wurde, waren keine freyen Alkalien wahrzunehmen, aber noch Spuren von schwefelsauren Salzen und Chlormetallen.

Kalkstein.

Die an der Isar vorkommenden Gerölle von Kalkstein, welche in der Kalkbrennerey und zum Pflastern der Strassen häufig benutzt werden, wurden auf Chlorverbindungen und auf schwefelsaure Salze untersucht. Zu dem Ende wurden diese gestossenen Steine in reiner Salpetersäure zu einer neutralen und gesättigten Flüssigkeit aufgelöst; in dieser brachte salpetersaures Silber einen weißen in Salpetersäure unlöslichen Niederschlag hervor, welcher sich ganz wie Chlorsilber verhielt, wodurch auf die Gegenwart von Kochsalz oder eines andern Chlorürs hingedeutet wird.

Es wurden ferner 4 Pfd. der gut abgewaschenen weißen Gerölle zu sehr feinem Pulver gerieben und dann mit 4 Pfd. Wasser in einer Flasche übergossen, oft umgeschüttelt und damit 2mal 24 Stunden stehen gelassen.

Die klar abgegossene oder filtrirte Flüssigkeit mit einigen Tropfen salpetersauren Silbers versetzt wurde schwach opalisirend und setzte in der Ruhe nur eine geringe Menge von Chlorsilber ab. Nachdem aber das filtrirte Wasser durch Abdampfen bis auf $\frac{1}{20}$ seines Volumens reducirt war, entstanden darin sogleich durch salpetersaures Silber, so wie durch Barytsalz weiße in Salpetersäure unlösliche Niederschläge; wodurch die Gegenwart von schwefelsauren Salzen und Chlorüren auf das Sicherste dargethan wird.

Deutlich alkalisch war die bis auf ein geringes Volumen abgerauchte Flüssigkeit nicht. Nach 24 Stunden war die an einem warmen Ort stehen gebliebene Flüssigkeit ganz ausgetrocknet und nun zeigten sich auf dem Boden des Uhrglases deutliche Würfel von Kochsalz. Die concentrirte Auflösung dieses Rückstandes wurde von Platin-Chloryd gelb niedergeschlagen und enthielt deßhalb auch ein Kalisalz.

In dem im Innern grauschwarzen sehr harten Kalkstein befindet sich eine organische Substanz, welche aus derselben durch Wasser aufgelöst wird und beym Abdampfen des Wassers und Erhitzen des trockenen Rückstandes verkohlt. Diese organische Substanz ist dagegen in den weißen Kalksteinen

nicht vorhanden, wenigstens nicht in wahrnehmbarer Menge. *)

Ich habe noch die Vorsicht gebraucht, das zum Ausziehen der Kalksteine zu verwendende destillirte Wasser bis auf $\frac{1}{30}$ seines Vol. abzurauchen, welches aber in diesem Falle weder von Silber- noch Barytsalz getrübt wurde, wodurch bey mir jeder Zweifel gehoben wird, daß das Kochsalz und Glaubersalz nicht in den untersuchten Kalksteinen enthalten seyn sollten.

Es befindet sich demnach in diesem Gerölle eine geringe Menge Kochsalz in freyem ungebundenen Zustand. Auch das kleesaure Ammoniak bringt in der Flüssigkeit eine schwache Trübung hervor, weßhalb sich in derselben auch ein Kalksalz befindet, indem der kohlensaure Kalk nach Bucholz wenig auflöslich im Wasser ist.

Kalksteine und kochendes Wasser.

3 Pfd. Geröll der Münchner Pflastersteine **) fein gepulvert, wurden mit 4 Pfd. Wasser eine Stunde lang in einem silbernen Kessel gekocht und dann noch heiß durch ein gut ausgewaschenes Filtrum filtrirt.

Von dieser filtrirten Flüssigkeit wurde das kleesaure Ammoniak zwar allmählig getrübt wegen der geringen darin aufgelösten Menge von kohlensauren Kalk, aber mit salpetersaurem Silber und Chlorbaryum zeigten sich die Niederschläge nicht in auffallend größerer Menge, als in dem Fall, wo das Kalksteinpulver mit kaltem Wasser behandelt war.

Man sieht also, daß das Wasser aus unsern Kalksteinen der jüngern Formation eine geringe Menge von schwefelsauren Salzen und Chlorüren mit Basen von Kali und Natron aufnimmt, und wohl nur denjenigen Theil der Salze, welcher nicht vom Kalkstein eingeschlossen ist, denn anders verhält es sich, wenn man diese Kalksteine in reiner Salpetersäure auflöst, und dann die neutrale Flüssigkeit mit Silber- und Barytsalz versetzt, in welchem Falle nun die Gegenwart der schwefelsauren Salze und Chlorüre leicht und in größerer Menge wahrzunehmen ist.

Da sich der weiße Kalkstein in Chlorwasserstoffsäure vollkommen auflöst und beym Abdampfen nicht gelatinirt, selbst dann nicht, wenn auch dazu der gebrannte Kalkstein angewendet wird, so ist die Gegenwart eines unlöslichen Kalisilicates in demselben wohl nicht anzunehmen und folglich auch nicht die Ansicht, daß das freye Alkali durch Zersetzung des Kali-Silicates beym Brennen der Kalksteine jüngerer Formation entstehe. Es läßt sich auch die Gegenwart freyer Alkalien in unserm gebrannten Kalk wohl dadurch erklären, daß die in dem Kalksteine enthaltenen Kali- und Natronsalze beym Brennen zum Theil zersetzt werden.

Da wir endlich in unserem sogenannten Münchner Kies und folglich auch im Boden der nächsten Umgebungen von München Salze finden, welche Kali und Natron zur Basis haben, so ist es auch nicht mehr nothwendig anzunehmen, daß die Pflanzen Glimmer, Feldspath oder Thonarten, welche häufig Kali-Silicate enthalten, im Boden treffen müssen, um daraus das Kali abzuscheiden und bey der Vegetation aufzunehmen.

---

*) Vorzuziehen ist es, die Flüssigkeit klar abzugießen ohne dieselbe zu filtriren, weil das Filtrum dem Wasser, wenn auch nicht immer Chlorüre, doch eine organische Substanz mittheilt, wodurch das der Flüssigkeit hinzugefügte Silber an der Sonne weinroth wird.

**) Die Steine waren grauschwarz und sehr hart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie aus den Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet. Von Dr. Ed. Beneke Prof. an der Universität zu Berlin 1840. 8. 600 S.

Wir Deutschen heutigen Tages stehen bey den meisten unserer Nachbaren in den Ruf, vor allen anderen Nationen der Philosophie ergeben zu seyn, und Spekulation und Metaphysik in allen wissenschaftlichen Fächern, ja selbst in Kunst und Poesie, gut oder übel anzubringen. Wenige unter uns läugnen diese Nachrede, obgleich sie selbige unserer Literatur nicht zum Ruhm anrechnen, wie es ja die Nachbarn auch nicht gemeynt haben.

Diejenigen aber, welche mit diesem ziemlich einstimmigen Zeugniß der Fremden über unsere Literatur einverstanden sind und sich desselben freuen, rühmen als Grund dieser Erscheinung, nachdem sie einmal als wahr hingenommen ist, die Tiefe des deutschen Gemüthes, den geheimnißreichen Natursinn, die innige Religiosität verbunden mit der Lust und dem Ernst des einsamen, beschaulichen Denkens und Fühlens, und was dergleichen mehr eben als eine werthe Eigenthümlichkeit der deutschen Nation jedesmal angesehen werden mag, z. B. Liebe zur Einkehr und Versenkung in sich selbst u. s. w. Indessen, näher zugesehen, geht diese Nachrede, daß unsere Literatur in allen Stücken über die Maßen abstrus sey und von Metaphysik und Mysticismus u. dgl. überfließe, nicht in sehr alte Zeiten zurück. Nicht einmal zwey Jahrhunderte zurück, so hatten und behaupteten wir lange herab bey denselbigen Nachbaren den Ruf der — nicht immer geschmackvollen — Gelehrsamkeit, des eisernen Fleißes, der Gründlichkeit, und namentlich der Kenntniß des positiven Rechtes und seiner Geschichte. Es ließe sich leicht rückwärts verfolgen, und nicht ohne Interesse auf eine lehrreiche Weise darlegen, wie von einem Jahrhundert zum andern und dritten und vierten ein Nachbarvolk von dem andern geurtheilt, wie es seinem Charakter nach der ihm jedesmal nächsten und auffallendsten Erscheinung aufgefaßt und ausgesprochen hat, ohne daß in allen dieserley Variationen eine gewisse Grundanschauung des eigentlichen Volksgeistes und seines Kernes jemals gänzlich verschwindet. Jedes Volk wechselt seine Phasen und diesen Phasen gemäß modificirt jedes Nachbarvolk seine primitive Charakteristik desselben. Das nächste Beyspiel finden wir in unseren Urtheilen über die Franzosen im 18. Jahrhundert vor, dann während der Revolution und dem Kaiserreich, endlich in der neuesten Zeit. Besonders anziehend sind mir immer die Urtheile vorgekommen, welche im Mittelalter von den Karolingern herab die romanischgermanischen Völker, eines von dem andern, und sie insgesammt von den Byzantinern, und diese hinwiederum von den Abendländern fällen. Eine wohlgeordnete chronologische Zusammenstellung der gegenseitigen Beurtheilung und Charakteristik riefe jeden Leser zu den ernstesten Betrachtungen und Reflexionen über die Wahrheit und Irrthümlichkeit derselben, über die Forterhaltung oder den Untergang mancher Züge und Striche in den jeweiligen Gemälden; — mancher Verständige möchte daraus sogar hin und wieder Prognosen für die Zukunft der Nationen und Staaten zu ziehen im Stande seyn. Es wäre schön und löblich, wenn ein junger Historiker, neben seiner nächsten Aufgabe, die er vor hat, eine dergleichen Sammlung anlegte, v. Liutprand herab zu Petrarka, Machiavelli, von Spaniern und Franzosen und Engländern über z. B.

nur uns Deutsche, über Kaiser und Reich, über Fürsten und Städte, über Adel und Hansa, über Krieg und Frieden, Ritter und Lanzknechte u. s. w. Der furore tedesco z. B. datirt viel weiter zurück als der Vorwurf des Metaphysicismus — denn meistentheils ist diese Nachrede ja doch als Vorwurf gemeynt. Und was jenen Metaphysicismus betrifft, so meyne ich, unsere Poesie und Belletristik habe noch ein ziemliches Stück Weges bis dahin, wo sie es deßfalls den spanischen und italienischen Lyrikern und theatralischen Dichtern gleich thun wird. Ist ja selbst Shakespeare von solchem Metaphysicismus, von der speculativen Spitzfindigkeit in den Schilderungen der Leidenschaften und Charactere und Situationen nicht frey. Man wird sich darüber nicht wundern, sobald man sich besinnt, daß die romanischen Völker früher als die heimgesetzenen Deutschen und lange Zeit die Philosophie so ernstlich getrieben haben, als wir — fast überall Spätlinge — es heutzutage zu thun verrufen sind. Als in den Tagen der Karolinger die in den römischen Provinzen endlich seßhaft gewordenen deutschen Stämme mit den einheimischen Ueberresten verschmolzen und zu neuen Völkern umgewandelt waren, lernten diese sehr bald mit dem Christenthum und einigen Kirchenvätern auch die von den letzteren vielfach angewandten neuplatonischen Lehrsätze und Methoden kennen, späterhin aber durch die Araber in Spanien auf den dortigen zahlreichen, vielbesuchten und weitumher in der christlichen Welt berufenen Universitäten, und durch die Kreuzzüge auch die Aristotelischen Schriften, von denen bis dahin vornämlich nur die von Boethius übersetzten logischen Abhandlungen im Umlauf waren. Als nun aus diesen Elementen unter dem Einfluß der Kirche die sogenannte scholastische Philosophie des Mittelalters erwuchs, da hatte sie ihren Hauptsitz an der Universität zu Paris. Frankreich und das nachbarliche England haben die meisten, die bedeutendsten und einflußreichsten Scholastiker, speculativen Dogmatiker und kirchlichen Religionsphilosophen hervorgebracht.

Deutschland stand in jener Periode höchstens in der dritten Reihe. Es nahm wackern Antheil an jener Bewegung der Geister, jedoch mehr lernend als lehrend, und nicht viel mehr als die Italiener, Spanier und andere Europäer der römischen Kirche, als Böhmen und Polen. Von dorther war den obenerwähnten französischen, italienischen und spanischen Dichtern jene witzige metaphysische Spitzfündigkeit im gemeinen Leben und in der täglichen Sprache, gleichsam eingeboren, die uns eben so oft durch Feinheit überrascht, als durch das Allzuspitze und Scharfe abstoßt und erkältet. Davor möge ein guter Genius, wenn es möglich ist, unsere Poesie und übrige Literatur bewahren! — Das Miteelalter gieng zu Ende; ein neuer Geist erwachte in allen Orten, auch in der Philosophie; auch sie beginnt eine neue Periode. Allein auch jetzo wieder, derjenige, der diese Periode eröffnet, ist nicht ein Deutscher, ist ein Franzose; — denn die Epoche der neuern Philosophie beginnt man allgemein, und nicht mit Unrecht, mit Descartes, geboren zu la Haye in der Provinz Touraine 1596. Mit ihm, und seinen Zeitgenossen, nachfolgenden Anhängern und Gegnern läßt man ja erst den Geist sich auf sich selbst besinnen, zu sich selber kommen, mit ihm beginnt der moderne Idealismus, dergleichen auch dem spätesten Alter, den Neuplatonikern, nicht in den Sinn gekommen ist. Wir Deutsche hatten damals, leider, ganz andere und bittrere Arbeiten, als die Arbeit des Denkens ist; wir nahmen von der Cartesischen Philosophie wenig und spät und nur theilweise Notiz.

Weil die Studien der alten griechischen und römischen Gelehrsamkeit zuerst in Italien wiederauflebten, zu Bologna, Florenz, Neapel, Rom, Salerno und an mehr andern Orten, indem die politischen, die kirchlichen und die Handelsverbindungen mit dem griechischen Mutterland und den Inseln, (die zum Theil unter Venedigischer und Genuesischer ꝛc. Herrschaft standen) und mit Konstantinopel niemals gänzlich abgebrochen waren, und überdieß die Klöster in Calabrien, die nach der Regel des heiligen Basilius bestanden, fortwährend einen gewissen gelehrten Verkehr dahin unterhielten: so geschah es, daß dort auch zuerst die speculative Philosophie — fast ein Jahrhundert vor Cartesius — und daß vorzugsweise die älteren Hellenischen Systeme in größerer Reinheit wieder-

hergestellt und mit größeren oder geringeren Abänderungen erneuert, zu gleicher Zeit aber eben daselbst durch die Alten auch eigene kühne Versuche der Speculation und Methaphysik angeregt und hervor getrieben wurden. Ich brauche kaum an die Namen Marsilius Ficinus, Pomponatius Telesius, Jordanus Bruno, Campanella, Cardanus u. a. m. zu erinnern. Nur ein Franzose nahm an diesem Wetteifer in Erneuerung des Alten etwas später rühmlichen Antheil; — Gassendi erneuerte die Physik des Demokrites und der Atomisten, deren mehrere später, wie Asklepiades von Bithynien, Stifter von medicinischen Schulen waren. Justus Lipsius aber, wenigstens ein Niederdeutscher, erweckte die Ethik der Stoiker; einen nationalen Deutschen wüßte ich gegen die vorgenannten nicht gleich aufzustellen, man müßte denn Reuchlin als Sospitator der Kabbalah zu nennen geneigt seyn. — Beynahe alle Engländer und Franzosen nun sagten sich seit den Tagen des Cartesius und des Baco von Verulam nach und nach mehr und mehr von der Scholastik los, zugleich aber auch von den bisherigen alten Meistern in den Wissenschaften und im spekulativen Denken. Sie wollten fortan auf eigenen Füßen stehen, und ihre eigenen Wege gehen, wollten überall ganz von vorne anfangen, und durchaus neu und von aller Autorität unabhängig seyn. — Nur nicht von der Autorität der gemeinen Sprache, und der in ihr überlieferten unverdächtigen und darum gemeingültigen Begriffe. Denn man sieht leicht ein, daß, trotz diesem kühnen Anlauf und Vorsatz, überaus vieles aus der alten Philosophie her überliefertes, was theils nach und nach schon in die Massen des Volkes, in seine alltägliche Vorstellungsweise und die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen, und da, wie ein einheimisches Gewächs festgewurzelt war, theils auch manches, was zwar nur in den Schulen umlief und Geltung hatte, aber doch auch in den neuen Versuchen und Entwürfen nicht entbehrt werden konnte, — daß, sage ich, dergleichen manches unbewußt und ohne schärfere Prüfung in die auftauchenden neuen Systeme herübergenommen ward. Sehr vieles zudem, was wirklich alt war, wurde aus Unkenntniß und Mißachtung des Alterthums für neu angesehen und so ausgegeben. Mehreres endlich d guten alten überlieferten wurde in neue und fonreiche Verbindungen und fruchtbare Beziehunggebracht und mit den wirklich neuen Entdeckungen er Art, an denen es ja damals auch nicht fehlt mit mehr oder minder Glück und Geschick comirt. Das treffendste Beyspiel hiefür haben wir ohl in der Art, wie Copernicus die alte astronosche Weltansicht einiger Pythagoräer und namtlich des Aristarchos v. Samos restaurirte, dn Grundgedanke nicht deutlicher ausgesprochen wen kann, als es Plutarch im 6ten Kapitel sein Dialoges über das Gesicht in der Mondscheibe nem der Mitunterredner in den Mund legt. *Mov* (erwiedert dort Lucius der Akademiker dn aufgebrachten Stoiker Pharnakes) *ὦ τὰν, μὴ κρίσιν ἡμῖν ἀσεβείας ἐπαγγείλῃς· ὥσπερ Ἀρίσταρχον ᾤετο δεῖν Κλεάνθης τὸν Σάμιον ἀσεβείας προκαλεῖσθαι τοὺς Ἕλληνας ὡς κινοῦντα τοῦ κόσμου τὴν ἑστίαν, ὅτι τὰ φαινόμενα σῴζειν ὁ ἀνὴρ ἐπειρᾶτο, μένειν τὸν οὐρανὸν ὑποτιθέμενος, ἐξελίττεσθαι δὲ κατὰ λόξου κύκλου τὴν γῆν, ἅμα καὶ περὶ τὸν αὑτῆς ἄξονα δινουμένην.* Vrgl. desselben Platonischer Fraen die achte gleich zu Anfang, und die Lehrmeynungen der Philosophen B. II. Kap. 24. Nun, ach in jenen Tagen, da die alten astronomischen Systeme erneuert und fester begründet, da insbesonder alle philosophischen und metaphysischen Systeme wedererweckt oder ganz neue an ihre Statt gesetzt wurden; auch während jener Zeit, da diese große Gedankenänderung bey den Nachbarn vorging, stehen die Deutschen, was die Methaphysik betrifft, immer noch nur in der dritten und vierten Reihe. — Sie hangen erst noch immer fest an der Scholastik, theils am Nominalismus, theils am Realismus.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 18⅓ gr. 8.

(Fortsetzung.)

Nimmt man dagegen Bertholds babenbergische Abkunft an, so sein Auftreten als Markgraf und in ostfränkischen Gütern vom Vater Adalbert II. her, leicht erklärt, dann aber die Frage nicht gelöset, wie er zu obigen Gütern im Nordgau gekommen. *) Für babenbergische Abstammung scheint die Aussage des Thietmar (Pertz, V. 773) zu sprechen, woselbst er von seines Vaters Swestersohne Heinrich, den er irrig seinen Neffen nennt, die Unthat erzählt, wie dieser Heinrich, — die That geschah vor dem Jahre 994 — einen ausgezeichneten aber allzustolzen Ritter des Würzburger Bischofs Ernward, Namens Ewerker, welcher ihm Unbilden anethan, gefangen legte und zu Lindinlog **) blenden ließ. Den Heinrich traf auf erhobene Klage des Bischofs die Strafe des Exils; doch wurde er bald wieder begnadigt und auch dem Bischof nach geleisteter Genugthuung wieder ausgesöhnt. Darnach (8. Juli 994) lud der Bischof Liupold, den Markgrafen der Ostmark und seinen Neffen Heinrich auf das Fest des heil. Kilians zu sich, und empfing und bewirthete beyde mit großer Liebe; da wurde der (Mark)Graf (Liupold), als er nach der Morgenandacht mit seinen Rittern spielte, von einer Oeffnung her durch einen Pfeil verwundet, den ein Freund des geblendeten Ewerker abgeschossen. Der Schuß hatte Heinrichen gegolten, allein den in jeder Beziehung unschuldigen Leopold getroffen, dem diese Wunde am 10. Juli den Tod brachte: Tags darauf wurde er zu Wirzburg begraben.

Hat es nun mit der von Thietmar angegebenen Verwandschaft seine Richtigkeit; so folgt nothwendig, daß Berthold und Heinrich Babenberger waren. Aber dieselbe Stelle zeigt uns auch, daß wir dem Thietmar in solchen verwandschaftlichen Aussagen nicht überall und unbedingt Glauben schenken müssen: Nennt er doch selbst hier sein Geschwisterkind, den Heinricus minor, seinen nepos, worin er sich, wie oben gesagt, geirrt hat. — Jedenfalls fehlt viel, daß diese Schweinfurter Markgrafen Henneberge wären, wie der Verfasser des Aufsatzes Nr. I. auf Falkenstein antiqq. Nordgav. gestützt, behauptet hat.

*) Noch siehe von Sprunner's Beschreibung des Gaues Volkfeld, im Archive des Obermainkreises Bd. II. Hft. I, S. 57 — 60.

**) Lindinlog, Wüstung bey Geroldshofen nordwestlich. Der Ort kommt bereits 880 bey Schannat Tr. Fald. p. 211 nro. 521 und später 1151. Septemb. Lindinloch, eine curia episcopi W. Mon. Boic. 29, 1. p. 303 vor. Siehe die Charte vom Volkfeld bey der v. Sprunerschen Beschreibung dieses Gaues. Schöpf Nordgau = ostfrkische. Staatsgesch. I. 107. — Dahin wäre die Note 72 bey Pertz V. p. 773 zu berichtigen. Ich sehe, daß Hr. Lappenberg in seiner Vorrede zu Thietmar S. 723 Note 2 dem Scholliner Unrecht thut, wenn er sagt: „Ann. Saxo a. 977 qui tamen magno errore Heinricum filium Bertholdi marchionem et Heinricum ducem minorem dictum eundem putat; id quod probarunt Mascov et Scholliner.“ — Ob Mascov es gethan, weiß ich im Augenblicke nicht, aber Scholliner in seiner Tabelle p. 222 des VII. Bds. der hist. Abhandl. der churfürstl. Akad. d. W. W. hält alle 3 Hezilone richtig und scharf aus einander.

II.

Beyträge zur Geschichte des Bauernkriegs.

Mitgetheilt vom Hrn. Legat. Rath Dr. Scharold.

Wir haben eine große Zahl von Schriften über den deutschen Bauernkrieg, welche von Zeitgenossen und mitunter Augenzeugen herrühren, die das Ereigniß entweder als großes Ganzes, oder, wie es in einer der Provinzen vorgefallen war, erfaßt und dargestellt haben. Dahin zählen die Werke des Hubert, Thomas Leodius, Gnodalius, Peter Haarer, Lorenz Fries, des Anonymus vom Bamberger Aufruhr bey Waldau u. a. m. In neuern Zeiten bearbeiteten diesen Stoff Männer, die nicht nur Alles benutzten, was ihre Vorgänger gesammelt und bekannt gemacht, sondern denen selbst archivalische Quellen zu Gebote standen. Dahin gehören alle Werke von Sartorius bis auf Deuber herab: Gleichwohl fehlt noch viel, daß selbst in jenen Schriften, die den gewaltigen Aufruhr in einzelnen Ländern oder Städten geschildert, alles Denkwürdige erhoben, und zum vollendeten Gemälde verarbeitet worden wäre. *)

*) Dr. Bensen's Bauernkrieg hat der Unterzeichnete zur Zeit noch nicht gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Reformation wirkte in Bezug auf die Methaphysik nur so viel, daß fortan die reinere peripatetische Lehre in den Schulen zur Herrschaft kam. Dazu trugen das Meiste bey, auf der einen Seite Melanchthon mit seinen weithingebrauchten Lehrbüchern, auf der andern die Jesuiten, deren gelehrte Commentarien zu mehreren Schriften des Aristoteles noch heutigen Tages sehr schätzenswerth sind. — Indeß die kirchlichen und dogmatischen Controversen ließen von der neuerweckten Philosophie nur den logischen und methodischen, d. h. den syllogistischen Theil zur Anwendung kommen; aller Inhalt des Streites betraf — nicht einmal nebenher die Philosophie — nur die Theologie und Religion. — Nun auch auf diesem Felde, nämlich auf dem der sogenannten Religionsphilosophie und mystischen Theologie — und Mysticismus wird ja unserer Literatur eben auch nachgesagt, — haben die Deutschen im Mittelalter und um den Anfang der neueren Geschichte eben nichts besonders vorausgehabt. — Man denke nur an den heiligen Bernhard von Clairvaux und andere Franzosen herab bis zu Pascal und Fenelon (und wenn man will bis zu Astrüc und Sct. Martin); man denke an Johannes Erigena, den Uebersetzer des Pseudoareopagiten Dionysius, an Richard de Sct. Victore, u. m. a. bis auf Robert Fludd und noch spätere; — man denke an Johann von Fidanza, genannt Bonaventura u. m. a. — Neben diese können wir unsrerseits Meister Eccard, Tauler, Thomas v. Kempis, Jakob Böhm u. a. allerdings stellen, aber nicht eben über die erstgenannten hoch erheben. — Daß wir nun bis dahin den Reigen in der spekulativen Philosophie, in der Metaphysik nicht anführten, dieß darf nicht Wunder nehmen. Denn überhaupt waren die Zeiten und Umstände in Deutschland weder der Philosophie noch den übrigen Wissenschaften, vor den Nachbarvölkern günstig, weder in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters, noch viel weniger aber, als die unglückselige Glaubensspaltung das Vaterland zerriß, der unheilvolle dreyßigjährige Krieg es verheerte, und die politische Unbedeutenheit und Nichtigkeit des deutschen Reiches, als nächste Folge jener Vorgänge, die Geister niederdrückte und verdumpfte. Allerdings mochte eine solche öffentliche und häusliche Lage, wie wir sie im damaligen Deutschland antreffen, dazu wirken, daß manche sich auf sich selbst und in das tiefste Innere ihres Kopfes und Herzens zurückzogen und der Contemplation und Speculation sich ergaben wie in der Theologie so in andern Wissenschaften nnd namentlich der Philosophie. Allein schwerlich wären wir durch diese Lage und Umstände zu dem obenberührten Rufe gekommen, wenn nicht erstlich Leibnitz, und dann Kant unter uns erschienen wären. — Keiner von beyden zog und bildete unmittelbare Schüler; — Leibnitz nicht, weil er niemals vom Katheder herab docirte; — Kant nicht, weil er nach alten Lehrbüchern las; und wenn er auch sein ganzes System sehr deutlich durchscheinen ließ, so merkten es doch die guten Studenten nicht, auch die besten Köpfe nicht; denn es wurde ihnen als gar nichts Besonderes noch Neues und Eigenthümliches ausgestellt, sondern als reiner, einfacher, gleichsam sich von selbst verstehender Gedanke. Nur der geistreiche

Hippel merkte etwas und trug fleißig zu Buch für seine Lebensläufe in aufsteigender Linie. Herder dagegen — und was für ein Geist, schon von Natur aus, und in seinen Jünglingsjahren! — ahndete so wenig von den geheimen Tiefen des Kantischen Geistes und seiner philosophischen Ansicht, daß er sich nie darein finden konnte, und einen schmählichen Kreuzzug gegen sie unternahm. Aber Leibnitz und Kant wirkten desto machtiger auf die schon mehrgereifte und ältere philosophische Welt. Der erstere gewann Einfluß durch seine großen Entdeckungen und seine Thätigkeit auf allen Feldern des menschlichen Wissens, vornehmlich aber durch die nachhaltige Wirksamkeit seines sogenannten Schülers Christians von Wolf. Dieser wirkte durch Wort und Schrift; er lehrte viele Jahre in Marburg und Halle und hielt öffentliche Vorträge über alle Theile der Philosophie. Noch mehr, er verfaßte über alle Theile der theoretischen und praktischen Philosophie, der Mathematik, ja selbst der Physik größere und kleinere, deutsche und lateinische, immer systematische und in seiner Art gründliche und zugleich faßliche Lehrbücher. Von dem an erst griff unter uns Platz die Vorliebe methaphysischer Betrachtungen; von dem an breitete sich die Philosophie mehr und mehr aus über alle Universitätsstudien; von dem an wurde die philosophische Behandlung allen Disciplinen beliebt. Ziemlich um dieselbige Zeit ward es dagegen bey unsern westlichen Nachbarn mehr und mehr Mode, jeden Zweig ernster Wissenschaft, so viel es ihre Natur nur einigermaßen ertrug, gemeinfaßlich à la portée des enfans et des dames, et de tout le monde — zu bearbeiten, in ein elegantes Gewand zu kleiden, und auf eine leichte, meistentheils aber vielmehr leichtfertige Weise vorzutragen; eine Leichtfertigkeit und Frivolität, wie sie unter uns erst in den letzten Tagen hie und da erschienen ist, und bey einem Theil des Publikums Anklang gefunden hat. Mit jener Eleganz und tänzerlichen Leichtfertigkeit vertrug sich die schwere mathematische Richtung des Carteſius sehr wenig; und nachdem er in seinem Vaterlande nicht viel über ein halbes Jahrhundert gefolgt und verehrt worden war, mußte er selbst in seinem Vaterland Locke'n das Feld räumen. Locke ist es gewesen, der im 18ten Jahrhundert der philosophischen Forschung der Engländer und Franzosen ihre bis heute dauernde vorherrschende Richtung gab, die Richtung zur psychologischen Auffassung aller metaphysischen Probleme und hiemit, zumal nach dem von ihm eingeschlagenen Weg, zur Empirie; — gerade so wie gleichzeitig durch Leibnitz die deutsche philosophische Forschung ihre andauernde Richtung bekam — zur Speculation und Metaphysik; zur mathematischen Methodik, die zuletzt übergeschlagen hat in die jetzt sogenannte Dialektik.

Das vorliegende System der Metaphysik des Hrn. Beneke steht jedoch nicht in der eben angegebenen deutschen Richtung, sondern stellt sich dieser entgegen, auf die Seite der Engländer von Locke bis zur schottischen Schule herab. Daher beruft sich der Verf. auch gar zu gerne auf Ausländer, Degerando, Pasquale Galuppi, Abercrombie, Brown, Hope u. a., deren Werke in der Hall. Litteraturzeitung, und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur eben von Hrn. Beneke mit Beyfall angezeigt gelesen zu haben sich mancher erinnern wird. Wenn man die mehrerwähnte methaphysische Tendenz nicht abläugnen will, wie man es denn auch nicht füglich kann: so erwirbt sich dieses Werk schon dadurch ein nicht unbedeutendes Verdienst, daß es auf einen andern Weg führt, als der ziemlich allgemein beliebte unter uns ist.

Es ist nämlich gut, daß die Grundwissenschaft auf alle nur möglichen Weisen bearbeitet, auf allen möglichen Wegen angebahnt werde, bis endlich die absolut gewisse und allgemein gültige Gestalt und Gehalt derselben gefunden, dargestellt und anerkannt seyn wird. Wenn einsweilen durch jene mehrfachen Versuche gleich nicht das höchste Ziel der Metaphysik erreicht wird, immerhin werden mindestens diejenigen Gegenden lichter und zugänglicher, durch welche dieserley vorläufige Untersuchungen führen. Es gewinnt dabey das eine mal die Logik und Methodik, das andere mal die Psychologie, oder Physiologie, die Ethik u. s. w. Zugleich wird bey diesem Stand die Thätigkeit der Forscher rege erhalten, so daß nicht leicht ein noch problematischer Satz als ein Axiom mitunterlaufen kann. Und namentlich den bessern unter den Jünglingen, die dieses Gebiet betreten, droht nicht die Gefahr, in dem ersten besten Systeme, das ihnen als das lauteste und universelste entgegen kommt, gleichsam aufzusitzen, und

es ohne alle Prüfung und Warnung anzunehmen. Nam ceteri primum ante tenentur adstricti, quam, quid esset optimum, judicare potuerunt: deinde infirmissimo tempore aetatis aut obsecuti amico cuidam, aut una alicujus, quem primum audierunt, oratione capti de rebus incognitis judicant, et ad quamcunque sunt disciplinam (systema) quasi tempestate delati, ad eam tanquam ad saxum adhaerescunt. Cic. Acc. II. 3. vergl. N. D. I. 5. Ferner, nicht alle diejenigen, welche in gewisser Maße philosophiren, sind berufen, und weder gleichmäßig von der Natur befähiget, noch auch in Folge ihrer eigentlichen Studien und intellectuellen Zwecke es bedürftig, daß sie die höchsten Höhen der obersten Philosophie erklimmen, und von ihrem Gipfel aus alle Gegenden und Gebiete der Erkenntniß gleich vollständig und gründlich ermessen und durchforschen. Jede Wissenschaft bedarf einer eigenen tieferen speculativen Begründung, ihrer besonderen Metaphysik, die Physik nicht mehr noch minder als die Geometrie, als die Grammatik, Biologie, Geschichte, Rechtskunde u. s. w. Eigentlich sollte jeder Philosophirende von der speciellen Metaphysik seines besondern wissenschaftlichen Faches zu der einen und allgemeinen architektonischen Grundwissenschaft hingetrieben werden, und bey den bessern geschieht es auch in der Regel so. Nun aber, eben von dem Puncte, von dem aus man zu der ersten und obersten Philosophie aufsteigt, zu dem man von ihrer Höhe zurückgeht, ergeben sich jedesmal eigenthümliche An- und Aussichten, die, wenn nur sonst wohlgefaßt, wenn nicht hoch genug zu schätzenden Beytrag zu gründlicher Einsicht und zu der allgemeinen Metaphysik geben. Es werden aber überdieß die letzten Ergebnisse der Philosophie nicht allein (wie es in der Mathematik der Fall ist) von den sachlichen Ausgangspuncten und Rücksichten bedingt, sondern ganz besonders von den Anlagen, von dem Vorrath an anderweitigen Kenntnissen, namentlich von dem Character und Herzensbedürfniß der Philosophirenden mehr oder minder bestimmt. Sie würden es ohne Zweifel selbst dann noch werden, wenn das absolute und unumstößliche System schon fertig vorhanden wäre; — eben wie ja auch Algebra und Geometrie dem einen von vorne herein gleich ganz

abstract vorgetragen werden dürfen; von anderen, und wohl den weitaus mehreren, nur in erläuternden Aufgaben und Uebungen begriffen und gefaßt werden. Auch unter den großen Mathematikern selbst tendiren die einen mehr zur Synthesis, zu geometrischen Constructionen, die anderen dagegen zur Analysis, zu den algebraischen Auflösungen und Methoden.

Die Philosophie, nicht bloß in der Ethik, sondern auch in ihren transcendentalen Speculationen, steht weit mehr unter dem Einfluße des Characters und Herzens ihrer Jünger, als es den Schein hat, und diese selbst zuzugeben geneigt sind; sie ist der Mann selbst. Dieses vorausgesetzt, so ist der unter uns herrschende Zwiespalt in den metaphysischen Grundansichten und den daraus entspringenden widerstreitenden Bearbeitungen der Metaphysik selbst und der von ihr abhängigen Wissenschaften viel eher für einen Vortheil als für einen Nachtheil anzusehen, indem in diesem gegenseitigen Kampfe sowohl die Sache selbst, als auch die Antheilnehmenden Subjecte nur gewinnen können. Freylich wird dadurch eine Art sogenannten Kriegszustandes in der Philosophie gutgeheißen; — indessen ist den Wissenschaften von jeher ein ehrenhafter Krieg — wie häufigst auch den Völkern — besser zu statten gekommen, als ein friedlicher Indifferentismus. Dieß bezeugt die Geschichte der Philosophie bey den Hellenen, bey denen allein Philosophie im Alterthum gefunden wird. Der freundschaftliche Streit Platons mit den Megarikern, deßgleichen des Aristoteles wider Plato hat die schönsten Früchte getragen. Wir verdanken beyden die besten Nachrichten über ihre Vorgänger und deren Ansichten; beyde verfahren kritisch, prüfend und bestreitend; wir sehen inter se coiisse viros et cernere mente.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Wie wenig sind z. B. die Archive von Bamberg und Stuttgart in dieser Beziehung benutzt worden! Und doch kann der Unterzeichnete vom ersteren Archive behaupten, daß, anlangend die Empörung im Bisthum Bamberg, eine solche Masse von noch wenig bekannten Details daselbst getroffen wird, daß die Geschichte dieser Empörung fast eines jeden Städtchens und Dorfes darnach geliefert werden könnte. Was daher Hr. Leg. Rath Dr. Scharold unter obiger Aufschrift mitgetheilt hat, ist eine sehr willkommene Gabe und verdient den Dank aller Geschichtsfreunde.

Nr. 1. enthält: Bitte des Domkapitels zu Würzburg an den Fürstbischof Conrad III., ihm zum Ersatz geraubter Pfründe-Naturalien zu verhelfen (July 1525)

Burgermeister, Rath und Viertelmeister verwendeten das „Pfründtbrodt, die Hofweck“ und den Wein der im Schlosse Marienberg befindlichen Domherren ganz nach ihren Gefallen — den in der Stadt zurückgebliebenen verabreichten sie Etwas davon — indem sie das Brot „zum Grünbaum (Rathhaus zu Wirzburg) geführt daselbst behalten, verkauft oder den Bauern geben.“ — Ebenso verfuhren sie mit 23 Fuder Weines von denen „einstheils verkauft, einstheils Ins herr (d. i. in das Bauernlager) und zum Grünbaum gefürt“ wurde.

2. Bitte der beyden Domherren Moriz von Bibra und Georg von Maßbach an das Domkapitel um Verabfolgung ihrer vorenthaltenen Pfründenbezüge (Juli 1525).

Beyden war unmöglich, gen Würzburg zu kommen, denn die Bauern fingen und schlugen sie zum Theil übel.

3. Klagen und Bitten des Abts und Convents von Münsterschwarzach an den Fürstbischof Conrad III. zu Würzburg.

Es waren, nach diesem Klagberichte, nicht die aufrührerischen Bauernhaufen, die Verderben drohend gegen die Abtey sich gewendet und dieselbe so arg geschädigt, sondern des Abtes Unterthanen und die von der Stadt Schwarzach welche „allen Wein, Getreidt, Meel allen Haußrath vnd farende Habe Bücher vnd Fenster vnd ofen zurissen vnd erschlagen vnd alzo alles verost

vnd hinweg genommen sampt allen privilegia, ehe dan die Bawrschaft kommen ist, den wir gar nichts geflohet haben.“

Die von Schwarzach und alle Dörfer der Abtey sollen, nach des Abtes Vorschlag, den Mönchen eine Behausung „über den Keller darinen wir uns nach Gebur enthalten mogen, bawen vnd aufrichten, damit der Gotzdienst — — — nit gantz zu abnemung kome oder zu nicht werde“ ꝛc. — Dem Abte Georg gieng es aber nicht nach Wunsch, denn

4. Abt und Convent zu Münster Schwarzach bitten 1526 weiter um Hülfe und Rettung aus ihrem Elende.

Im zerstörten Kloster konnten die Mönche kaum wohnen, die Erbitterung der klösterlichen „Untersassen und gemeiner Bawerschaft“ war so groß, daß sie diejenigen Mönche, welche sich im Ordenshabit auf der Gaße sehen ließen, mit Geschrey verfolgten. Sie alle vom Convent wollten wohl Mönche verbleiben und ferner nach ihrer Ordensregel leben; allein sie mußten doch vor Allem eine Wohnung und leibliches Auskommen haben. (Der Bericht des Vicars zu Stadtschwarzach, Eucharius Mey, an den Fürstbischof Conrad lautet indessen nicht sehr zu Gunsten der angeblich hart bedrängten Mönche: sie trugen sich gleich Junkern und lebten nichts weniger als klösterlich; auch begegneten sie ihm übel, wenn er seine Pfründe bey ihnen suche u. s. w.) Von den Hintersassen, fährt der Abt klagend fort, können sie keine Zahlung erhalten, und Wolf von Creilsheim und Erhart Zolner enthalten ihnen ihre Getreide-Zehenten mit Gewalt vor. Der letztere ritt den Mönchen vor ihre Wohnungen (bey den Bauern und Häckern) und drohte, sie zu beschädigen und zu tödten, ebenso thaten Andere: Reisige und Fußknechte nehmen ihnen das Ihrige, und sie dürfen es nicht klagen. Folgt alsdann eine Darlegung des jährlichen Schuldenstandes, und die Bitte des Abts an den Bischof um ein Darlehen von 1500 fl. oder mehr auf etwa 2 Jahre. Er hofft es aus seinen Unterthanen herauszuschatzen und das Kloster zu bauen, da diese und die Schwarzacher, wie zu erweisen, die Zerstörung unternommen.

5. Bitte des Chorherrn Georg Fuchs an das Domcapitel um Verwendung für seine Wiedereinsetzung in die entzogene Präbende im Stifte Neumünster zu Würzburg.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religions-philosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Darum befolgen beyde, zumal Aristoteles bey allen Hauptfragen diese historisch kritische Methode; und letzterer empfiehlt sie, z. B. Metaph. XIII. 1.: *Πρῶτον τὰ παρὰ τῶν ἄλλων λεγόμενα θεωρητέον, ὅπως εἴτε τι μὴ καλῶς λέγουσι μὴ τοῖς αὐτοῖς ἔνοχοι ὦμεν· καὶ εἴτι δόγμα κοινὸν ἡμῖν κἀκείνοις, τοῦτ' ἰδίᾳ μὴ καθ' ἡμῶν δυσχεραίνωμεν· ἀγαπητὸν γὰρ, εἴτις τὰ μὲν κάλλιον λέγοι, τὰ δὲ μὴ χεῖρον.* Einen noch triftigeren Grund für diese Methode gibt er ebendaselbst B. 1. an, indem er sagt: *ἀνάγκη πρὸς τὴν ζητουμένην ἐπιστήμην ἐπελθεῖν ἡμᾶς πρῶτον, περὶ ὧν ἀπορῆσαι δεῖ πρῶτον. ταῦτα δ'ἐστιν ὅσα τε περὶ αὐτῶν ἄλλως ὑπειλήφασίν τινες, κἂν εἴ τι χωρὶς τούτων τυγχάνῃ παρεωραμένον. ἔστι δὲ τοῖς εὐπορῆσαι βουλομένοις προὔργου τὸ διαπορῆσαι καλῶς· ἡ γὰρ ὕστερον εὐπορία λύσις τῶν πρότερον ἀπορουμένων ἐστι· λύειν δ'οὐκ ἐστιν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν. — — — — ἔτι δὲ βέλτιον ἀνάγκη ἔχειν πρὸς τὸ κρῖναι τὸν ὥσπερ ἀντιδίκων καὶ τῶν ἀμφισβητούντων λόγων ἀκηκοότα πάντων.* vrgl. *π. οὐρ.* I. 10. und Eud. Eth. I. 3. *π. ψ.* I. 2. u. a. St. m. Wahrhaft erhaben liebenswürdig und bewundernswerth zeigt sich Platon in solchem Widerstreit der Meynungen, sogar gegen Sophisten, Protagoras, Kallikles u. a.! Und weil man hinter Hegel her sich nunmehr gern auf die eine Autorität des Plato beruft, wenn er im Theätet die höhere Erkenntniß gegen die gemeine und ihre Anhänger hoch erhebt: so sey es erlaubt, jener Stelle andere entgegen zu setzen. Er sagt im Timäus S. 54: *ἂν οὖν τις ἔχῃ κάλλιον ἐκλεξάμενος εἰπεῖν εἰς τὴν τούτων ξύστασιν, ἐκεῖνος οὐκ ἐχθρὸς ὢν ἀλλὰ φίλος κρατεῖ;* und wiederum: *ἀλλὰ τῷ τοῦτο ἐλέγξαντι καὶ ἀνευρόντι δὴ μὴ οὕτως ἔχον κεῖται φιλιά τὰ ἄλλα.* Und wiederum S. 55 sagt er: Unser Gesichtspunct führt uns auf diese Annahme und Lehrsätze; *ἄλλος δὲ εἰς ἄλλα πῇ βλέψας ἕτερα δοξάσει.* Und vollends bey der Deduction der Naturgesetze und der Weltschöpfung, mit der junge Philosophaster so leicht und schnell zu Stande kommen, je hohler Herz und Kopf widertönet, wie bevorwortet er überall so schön, daß die Zuhörer über einen so schwierigen Gegenstand nicht mehr erwarten sollen als *τὰ δοκοῦντα. μήτ' οὖν ὑμεῖς* (fährt er S. 48 fort) *οἴεσθε δεῖν ἐμὲ λέγειν, οὔτ' αὐτὸς αὖ πείθειν ἐμαυτόν εἴην ἂν δυνατός, ὡς ὀρθῶς ἐγχειροιμ' ἂν τοσοῦτον ἐπιβαλλόμενος ἔργον. τὸ δὲ κατ' ἀρχὰς ῥηθὲν διαφυλάττων, τὴν τῶν εἰκότων λόγων δύναμιν, πειράσομαι μηδενὸς ἧττον εἰκότα, μᾶλλον δὲ, καὶ ἔμπροσθεν ἀπ' ἀρχῆς περὶ ἑκάστων καὶ ξυμπάντων λέγειν. θεὸν δὴ καὶ νῦν ἐπ' ἀρχῇ τῶν λεγομένων σωτῆρα ἐξ ἀτόπου καὶ ἀήθους διηγήσεως πρὸς τὸ τῶν εἰκότων δόγμα διασώζειν ἡμᾶς ἐπικαλεσάμενοι πάλιν ἀρχώμεθα λέγειν.* Mit Gebet, d. h. mit Sammlung und Erhebung des Gemüthes geht er an ein so verwegenes Unterfangen, als das ist, die Schöpfung, die Entstehung der Welt auch nur von weitem zu begreifen und in Gedanken einigermaßen abzuschatten. Darum sagt er ebendaselbst gleich zum Eingang S. 27 E vortrefflich: *τοῦτο δὲ γε πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν, ἐπὶ παντὸς ὁρμῇ καὶ σμικροῦ καὶ μεγάλου πράγ-*

κματος Θεὸν ἀεὶ που ἀλοῦσιν. ἡμᾶς δέ τοὺς περὶ τοῦ παντὸς λόγους ποιεῖσθαι πῃ μέλλοντας, ᾗ γέγονεν, ᾗ καὶ ἀγενές ἐστιν, εἰ μὴ παντάπασιν παραλλάττομεν, ἀνάγκη θεούς τε καὶ θεὰς ἐπικαλουμένους εὔχεσθαι πάντα κατὰ νοῦν ἐκείνοις μὲν μάλιστα, ἑπομένως δὲ ἡμῖν εἰπεῖν. vrgl. ebendaselbst S. 29 F. und Kritias zu Anfang S. 107. Man sieht hieraus, Platon war nicht nur der Bewunderung, die er anderwärts als die Mutter der Philosophie preiset, und die Vielen heutiges Tages verloren gegangen ist *), er war nicht nur fähig der Anerkenntniß der Eingeschränktheit des menschlichen Verstandes und Erkenntnisses, womit manche alles Forschen beseitiget und abgethan zu haben wenn nicht sich, so doch andere, bereden möchten; Platon war auch fähig der Ehrfurcht und Pietät. Denn nur sie konnte ihm Aeußerungen, wie die erwähnten und mehr ähnliche in seinem Philebus, in den Gesetzen ꝛc. eingeben. Diese Demuth Gott gegenüber hinderte ihn nicht, mit den schärfsten Waffen des Verstandes, mit überlegenem Geist und Witz gegen Irrthümer zu Felde zu ziehen, wo er sie vor und zu seiner Zeit bey Parmenides, Herakliteern, Empedokles u. a. antraf. Dieser Kampf des Plato und des Aristoteles, wurde vorhin gesagt, hat die schönsten Früchte getragen, wie dieß die Geschichte bezeugt. Dasselbige bezeugt sie auch noch von den späteren Streitigkeiten der neuen Akademie mit der Stoa, und der Stoiker mit den Epikuräern, wie wir noch aus den Trümmern der hieher gehörigen Literatur ersehen. — Dasselbige bezeugt sie überall da wo Vernunft gegen Vernunft und Charakter gegen Charakter gegenübersteht. Nur der rechthaberische gesinnungs- und gegenstandlose Streit der Meynungen hat nie anders als Unheil hervorgebracht.

Des vorliegenden Werkes ein großer Theil erschöpft sich im Kampfe wider entgegenstehende Ansichten, und zöge man die polemischen Partien ab, so würde es um vieles einschwinden. Der Verf. erklärt sich gleich von Anfang herein gegen Kant und gegen die ganze Entwickelung der deutschen Philosophie von Kant herab bis auf den gegenwärtigen Tag; denn nichts als „Hirngespinnste“ seyen dadurch gewonnen worden! Hr. Beneke charakterisirt gleich in der Vorrede sein System als ein solches, „daß der sogenannten Reflexionsphilosophie angehöre, und sich auf Erfahrungen, und allein auf Erfahrungen stütze; als ein solches, das sich absolute Gewißheit nicht anmaßt, das vielmehr über die Gegenstände, die der menschlichen Erkenntniß unhintertreiblich verschlossen sind, bescheiden und unverhüllt das Nichtwissen eingesteht“. Aus diesen Worten erhellt zwar vorläufig auffallend genug der Abstand dieses Systemes von den unter uns vorherrschenden und zumeist geltenden Systemen des absoluten Wissens.

Aber zur Unterscheidung desselben von den nächsten nachbarlichen Systemen ist damit wenig oder nichts gesagt. Denn um von Jacobi und anderen und selbst von Herbart zu schweigen: so gründet ja auch der ehrwürdige Veteran Fries seine Reform des kritischen Systemes auf Selbstbeobachtung, auf Erfahrungen, physiologische und psychologische, auf Thatsachen des Bewußtseyns. Gleichwohl kommt der ebengerühmte Philosoph im Einzelnen wie im Ganzen zu weit anderen Resultaten, und zu einem ganz anderen System, das mit dem vorliegenden des Hrn. Benecke sich nur in wenigen Punkten berührt. Dort behält die Spekulation ꝛc. noch eine Statt, hier keine. Hr. Beneke hält zäh und steif an der Grundlage fest, läßt von ihr nicht los; und dieß eben macht das Eigenthümliche desselben, daß er von der vorläufigen Arbeit und Grundlage gar nicht loslassen will. Er kommt daher auch zu nichts Weiterem und Höherem, als zu psychologischen Producten, und ist befriedigt, wenn diese nur mit den äußern Erscheinungen, mit dem Schein der Dinge nach Maßen übereintreffen. Es ist das aber um nichts besser, als wenn einer an dem Einmaleins und an den sogenannten vier Operationen mit benannten Zahlen steif und zäh kleben wollte, und nimmermehr zur allgemeinen Arithmetik, zur Algebra und Analysis kommen könnte; oder als wenn einer nicht anders lesen könnte noch wollte als nur buchstabirend, wie es vom Anfang her gelernt werden

*) Schon vor beynahe hundert Jahren bemerkte Montesquieu: On ne sauroit croire jusqu' où a été dans ce siécle la décadence de l'admiration.

A. d. R.

muß. Anfang und Ende liegen ja in allen Kunstübungen und Wissenschaften weit auseinander; die ersten Handgriffe sind nur Mittel zum Zweck. Lesen und Schreiben sind Anfänge, Grundlage und Mittel der Gelehrsamkeit, und ihr nnerläßliches Instrument; die Gelehrsamkeit jeder Art aber steht von dieser Vorbedingung himmelweit ab. In demselbi- Verhältniß ungefähr stehet die Psychologie zur Logik, zur Physiologie, zur Botanik, und zu welcher nennbaren Wissenschaft nicht? Ueberall giebt sie einige Grundlagen. Herr Beneke nun haftet vom Anfang bis zum Ende immer nur an der elementaren Psychologie, so daß er eigentlich keine Metaphysik aufstellen kann, vielmehr alle Metaphysik negirt, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem schon Plato und Aristoteles eine dergleichen Wissenschaft gesucht haben, und in welchem dasselbe von jenen Zeiten herab gegolten hat: nämlich als allgemeine oberste, als architektonische Wissenschaft aller andern Wissenschaften. Denn „schon die tägliche Erfahrung, recht aufgefaßt, lehrt genugsam, daß den Kenntnissen, die man die allgemeinen treffend nennt, Obhut und Pflege der besondern zustehe, die vortrefflich dienen und ausführen, nicht vorstehen und leiten können, und die sich zu den allgemeinen nicht anders, als wie zu jeder Kunst und Tüchtigkeit die Werkzeuge verhalten, deren zwar nicht entbehrt werden kann, denen aber doch nicht gleiche Ehre wie der Hand, welche sie zu führen weiß, gebührt."

Es leidet auf diese psychologische Bearbeitung der Methaphysik mit geringen Abänderungen dasjenige Anwendung, was Kant (Kr. d. U. S. 128) von seiner transscendentalen Exposition der ästhetischen Urtheile im Vergleich mit der physiologischen Burke's und anderer bemerket. So viel Beyfallwerthes sie in mancherley Rücksichten haben mag, in Bezug auf das Endziel, die gesicherte Erkenntnißlehre und den Organismus des Wissens vermag sie kaum zu befriedigen. Ueber das Verhältniß der Psychologie zur Ontologie hat Schelling in der Vorrede zu Cousin (über französische und deutsche Philosophie übersetzt v. H. Beckers) zwar kurze aber so triftige Worte gesprochen, daß ich gestehe nicht zu begreifen, wie Hr. Beneke, falls er jene Vorrede gekannt hat, ohne alles Bedenken sein Gebäude aufstellen konnte.

Abgesehen aber auch von dem Bezug, in welchem hier die Psychologie als allestragende Grundlehre zur Metaphysik gesetzt ist, nur jene für sich in Betracht gezogen: was für eine Psychologie kommt da zum Vorschein? Eine, die sich durchhin immer in den Niederungen des Seelenlebens hält, und die Tiefen derselben nur als Verirrungen, Aberglauben u. dgl. beklagen kann. Wenn die Seele auch eine tabula rasa, wie man zu sagen pflegt, ist, so kommt doch schon selber auf dem so zu sagen apriorischen Stoff einer jeden solchen tabula rasa sehr vieles an, ob er die sich selber einzeichnenden oder von dem Verstand und der Phantasie einzuzeichnenden Formen, Bilder und Gedanken leicht und fein aufnehme oder nicht. Auf die primitive reine Kraft der Seele und ihre Reaction achtet der Verf. doch gar zu wenig, was nicht allein hier, sondern auch in seiner Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens am Tag liegt, so schätzbare psychologische Bemerkungen der Verf. auch in jenem Kapitel macht. Wie die Selbsterkenntniß für den Einzelnen, so ist die Seelenkunde auch für das Menschengeschlecht zwar ein Mittelpunkt, aber zugleich das allerschwerste Stück Arbeit, wie schon dieß beweiset, daß der Pythische Gott sie als Anfang und Ende der Weisheit bezeichnet hat. E coelo descendit: *Γνῶθι σεαυτόν*! Figendum et memori tractandum pectore. Juv. 11, 27. Eben dahin weiset sie, als auf den höheren allgemeinen Mittelpunkt nicht allein in den ethischen, sondern auch in den noetischen Anforderungen.

Aus allen diesen Vorbemerkungen gehet schon hervor, daß ich mit diesem System der Methaphysik nicht übereinstimme, eben gar keine Methaphysik darin finde. Nach diesem Geständniß würde es vergeblich seyn, wollte ich auf eine eigenthümliche Kritik eingehen, die den Verf. eben so wenig auf einen andern Gesichtspunkt bringen würde, als es auf meiner Seite dieß ausführliche Werk vermocht hat, mich für die darin ausgesprochene Ansicht zu gewinnen und von ihrer Wahrheit und Haltbarkeit zu überzeugen. Indessen da dasselbe, wie die Denkensart der Menschen sehr verschieden und mannigfaltig ist, gewiß auch manchen wie aus der Seele geschrieben ist, so will ich zur nähern Kenntniß

desselben noch einiges anführen, damit meine Leser abnehmen können, ob einige von ihnen hier das finden werden, was ihnen Noth thut. Ich werde nur wenige Proben geben, weil ich bey mehreren nur zu weitläuftigen Einreden versucht wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Nach dem Siege des Bundes gedachte der obengenannte Chorherr wieder, wie vordem, zum Capitel zu gehen; allein der Dechant der ihm vorwarf, er habe nebst andern Chorherren „des Stifts Cleinet“ angenommen, und diese hätten sie zu erstatten; sie wären ferner im Bauernrath gesessen und Georg Fuchs habe hier zu Wirzburg die Galgen mit aufrichten helfen“, excludirte ihn vom Kapitel und suspendirte die Präbende. Hinsichtlich seiner Verantwortung wies er ihn an den Bischof. Und diese liegt nun hier vor: Die Kleinodien hätten sie zum Besten des Stifts verwahrt, und erböten sich, dieselben alsbald einzuliefern. Zur Rettung seines Schwagers, Hans von Rossenberg, hätte er sich in den Rath der Bauern gewagt, schon sey er Willens gewesen, da Alle auf ihn mit Fingern gezeigt, sich davon zu machen, da sey Claus Schmitt, einer des Rathes zu ihm getreten und habe von ihm gefordert, er solle der Gerechtigkeit Beystand thun, denn er müße es auch thun. Auf die Frage: was er thun solle, „hat er des Galgens halben geantwortt vnd mich mit Ime genommen an Vischmark, er zum ersten ein hieb drey zu graben gethan vnd mich geheissen, Ime also nachzuuolgen.“ Das habe er nun, besorgt um sein Leben wegen der Umstehenden, einen Schlag ins Erdreich und Pflaster gethan und sey davon gegangen, aber keinen Galgen nie angerührt. —

6) Urkunde über die dem Fürstbischofe Conrad III. gethane neue Huldigung der zu Münnerstadt versammelten Dorfschaften des Klosters Bildhausen.

Sämmtliche Städte und Aemter mußten, nach Lor. Fries bey Ludewig, S. 904, col. 1 u. 2. 905, col. 1. und bey Jg. Gropp, Collect. III. S. 513 — 516, Nr. XII. dieselbe Verschreibung unterm Insiegel zweyer Edelmänner ausstellen. Nur finden sich hier die Punkte V, VI und VII. nicht vor, wie bey Fries und Gropp,

sondern es geht gleich nach den End-Worten des Artikels IV „dann darzu sie gemacht sindt“ zum Anfang des Art. VII. bey Fries und Gropp: „Sollen und wollen auch auf Geheiß ꝛc.“ über. Bey Art. IX. ist nach den Worten: „erstattung thun,“ ausgelassen, was bey Fries steht: „und darzu das gedachte Schloß N. wenn wir von S. G. geheißen werden, wiederum bauen und befestigen oder auf unsre kosten bauen und befestigen lassen.“ Dann folgt erst: „Dergleichen altes Getraidt, Wein ꝛc.

7) Bitte eines Unterthans zu Seinsheim an das Domcapitel zu Würzburg um Bescheid wegen seiner Theilnahme am Bauernaufruhr und dießfallsigen Bestrafung.

Die Seinsheimer würden vom Wirzburger Dompropst um 1000 fl. geschatzt. Herr Hanß von Schwartzenpurgk verbot den Seinigen diese Schatzung zu zahlen. Diese machten sich, großen Schaden besorgend, Alle auf die Flucht. Hanns Hittle weiß nun unter solchen Umständen nicht, „wie er sich halten soll,“ und bittet das Capitel um eine „Unterrichtung in solcher Handlung“ ꝛc.

8) Bericht der Würzburgischen Abgeordneten von Neustadt, Münnerstadt, Mellerichstadt, Königshofen und Meiningen über den Erfolg ihrer Mission in das kursächsische Lager vor Meiningen.

Die Verhandlung fand, laut Anmerkung, am Pfingstfeste des J. 1525 Statt. — Die Glieder der Deputation der Bauernhaufen fragten erstlich an, warum sich Churfürst Johann mit einem so großen Heer vor Meiningen gelagert. Antwort: Zum Schutz der Bedrohten, zur Aufrechthaltung der Ruhe im Reiche, dessen Glied er sey. — Die Bauern wollten die großen Beschwernisse von sich gewendet und auch das Wort Gottes erhoben wissen, nach Inhalt ihrer 12 Artikel, nie hätten sie gar keine Obrigkeit gewollt.

Antwort: Sie, die Bauern hätten anfänglich bey der Obrigkeit nicht nachgesucht, noch geklagt. Er, der Churfürst gedenke das göttliche Wort, wie es in seinem Lande geschehen, aufzurichten und zu handhaben und sich gegen die Seinigen so zu halten, daß Niemand über Beschwerung sich zu beklagen haben sollte. Die Bauern-Deputirten baten den Churfürsten hierauf unterthänig, „seinen ernst abzuwenden vnd vnns Gnade zu erzeygenn“: die von Meiningen wollten sich zu S. churfürstlichen Gnaden Schutz und Schirm ergeben, „desgleichen die vonn stettenn für Ir person auch bewilliget vnnd zugesagtt, das ann Ire Freunde, Nachparn vnd Zugewante vnnd Leger langenn lassenn, des versehens sie wurdenn dasselbig auch annemenn“ ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie ꝛc.

(Fortsetzung).

Gleich bey der Einleitung S. 1 — 40 hätte ich mehreres zu erinnern, doch mag das eine genügen, daß H. Beneke von den Alten doch gar zu gering denkt, und sie kaum der Erwähnung werth findet; schon S. 6 steht er bey Kant. Dieser soll durch seine Untersuchungen den Scepticismus, welchen er wiederlegen wollte, erst recht vollständig begründet haben. „Dieß ist auch von den philosophischen Forschern fremder Völker, so weit dieselben das Kantische System aufzufassen vermocht haben, durchgehends anerkannt worden“ — Aber auch von eben so vielen einheimischen, die vieles hatten, nur nicht die auf sich selbst ruhende Geistesstärke Kants. Denn allerdings giebt es Punkte in der Kantischen Philosophie, die Niemand leicht ertragen wird, jeder daher seiner Sinnesart anbequemt. Scepticismus übrigens ist aus aller und jeder Philosophie erwachsen, wie aus jeder Religion Aber- und Unglauben. Der Scepticismus lebt und zehrt ja nur von der Philosophie und ist ohne sie gar nicht da. In der Hauptsache ist es Kanten gelungen, den Scepticismus zu widerlegen, wie schon die nach ihm aufgeschossenen dogmatischen Systeme beweisen. Der Verf. sagt S. 22: Astronomie, Physik und Chemie haben so lange geschwankt, als man sie a priori aus Begriffen construirte; sie sind zu allgemeingeltender und bleibender Ausbildung gelangt, sobald man sie rein auf Erfahrung begründete. So auch mit der — Metaphysik! — Auch diese wird nicht eher eine stätige und allgemeingültige Ausbildung gewinnen, bis sie mit strenger Ausscheidung aller rein abstracten Speculationen auf den festen Grund der innern Erfahrung gebaut wird.“ — Daß wir ursprünglich nichts als durch Erfahrung und mittelst der Erfahrung wissen, das sagen so ziemlich alle Philosophen, und selbst die Vorfechter der angeborenen Ideen, Formen, Kategorien und Sätze sind darin einverstanden. Nur ob alles aus der Erfahrung stamme, wird von den meisten bezweifelt. Wie viel, und was die Erfahrung lehre, und was nicht, darüber kann viel hinüber und herüber geredet werden, wenn die Begriffe nicht fest und sicher umrissen werden. Dieß ist schon von Aristoteles so gut geschehen, als man wünschen mag: *αἱ γὰρ πολλαὶ μνῆμαι τοῦ αὐτοῦ πράγματος μιᾶς ἐμπειρίας δύναμιν ἀποτελοῦσιν. — ἀποβαίνει δ' ἐπιστήμη καὶ τέχνη διὰ τῆς ἐμπειρίας.* Die Erfahrung liefert den Stoff, das *Ὅτι*, daß etwas ist, und daß es so und so beschaffen ist; Kunst und Wissenschaft antworten auf die Fragen Wodurch, Wie, Wozu, Warum, kurz sie geben das *διότι*, den Grund; und nur wo aus dem Grund gewußt wird, nur da ist Wissenschaft und Einsicht, — Einsicht a priori in die Nothwendigkeit, daß etwas so und so sich ergebe, geschehe, werde, wenn die erforderlichen Bedingungen und Gründe sich zusammenfinden. — Erfahrung — lehrt, daß Erfahrung nichts lehrt, wenn nicht ein gescheiter Kopf, ein ruhiger Verstand über sie kommt. — Erfahrung — auch die Thiere machen jedes in seiner Art Erfahrungen die Menge, aber gescheid und klug werden dadurch die wenigsten, und jedes in seiner Art nur nach Maßgabe seines Verstandes. (s. des Aristoteles 1 K. des I. B. Metaph. Erfahrung — lehrt, daß, wer sich an's Wort, nicht an die Sache hält, trotz aller Anstrengung des Verstandes, nichts denkt, wie

so viele Neuplatoniker und Scholastiker. Erfahrung — ist ein scherwenzelndes Wort, dergleichen es immer in allen Wissenschaften, Bestrebungen, und auf allen Lebensgebieten gegeben hat, und jetzo mehr als jemals giebt, die nebelnd und schwebelnd den sog. Zeitgeist kennzeichnen, die den Geist der Zeit und der Wissenschaft so besitzen, so einnehmen, benebeln und umgarnen, daß selbst die bessern Köpfe sich ihrer nur mit Mühe erwehren; die meisten können von ihnen nicht lassen, werden von ihnen so viel und so lange gedrillt, daß sie, wie nicht zur Ruhe, so noch viel weniger zu klarer Ansicht, geschweige zur Einsicht gelangen. Einen recht auffallenden Beleg liefert die Geschichte der griechischen Philosophie an dem Worte εἶδος u. m. a. und die Geschichte der Astronomie an den Wörtern Kreis und Sphäre. In diesen Wörtern und Vorstellungen waren die Astronomen so fest gerannt, daß alle Erfahrungen, die von Ptolemäus bis Keppler gemacht wurden, nichts weiter wirkten, als daß sie das alte System immer verwickelter und schwerfälliger machten. Nicht die Erfahrung aber war es, die das richtige System der Himmelskörper lehrte; der wäre ein Wunderkind, der durch die Erfahrung erführe, daß die Erde sich täglich um ihre Axe, und jährlich in der Ekliptik um die Sonne in einer Ellipse bewegt. Die Erfahrung lehrt bis heute, daß die Sonne mit dem ganzen Himmel sich um die Erde drehe, daß sie beyläufig einen Schuh im Durchmesser habe. τὸ δὲ μέγεθος ἡλίου τε καὶ τῶν λοιπῶν ἄστρων, (schreibt das auf Erfahrung erpichte Haupt des Empirismus, seinem guten Kameraden Phytokles §. 9) — κατὰ μὲν τὸ πρὸς ἡμᾶς τηλικοῦτον ἐστιν, ἡλίκον φαίνεται· — — — κατὰ δὲ τὸ κατ' αὐτὸ ἤτοι μεῖζον τοῦ ὁρωμένου ἢ ἔλαττον μικρῷ, ἢ τηλικοῦτον, ἡλίκον ὁρᾶται! — Erst die Umkehrung der erfahrungsmäßigen Ansicht, die Umdrehung des Gedankens ließ den Aristarch von Samos oder einen Pythagoräer zuerst, und dann beynahe 2000 J. später den Kopernikus, Keppler u. a. das wahre Sonnensystem finden. Aber auch dieses nur so weit, daß es sich nun leichter und einfacher mathematisch und in Planetarien darstellen ließ. Es bedurfte aber wiederum erst noch des Genies und der Speculationen oder Hypothesen eines Newton, daß auch die physischen Gründe zu jenen mathematischen Gesetzen gefunden wurden. Wenn die Geometrie Erfahrung ist, so ist sie wenigstens über alle mögliche Erfahrung hinaus exact und streng. An vielfältigen Erfahrungen fehlt es der Meteorologie und irdischen Physik, der Chemie und Medicin durchaus nicht; hat denn aber jede derselben mit ihnen auch schon die erhellenden und zusammenfassenden Gedanken bemeistert? Die Metaphysik bedarf allerdings der Erfahrung, ja sogar der ausgebreitetsten und gesichertsten Erfahrung; eben so sehr aber und noch eigenthümlicher bedarf sie der Speculation, oder wie man sonst die hier vorwaltende Thätigkeit nennen will, die Hypothesen, Theorien, Erklärungen versucht. Hr. Beneke selber baut die Metaphysik auf Psychologie, und die Psychologie auf eben so viel Hypothesen als Erfahrungen; er giebt psychologische Theorien. Was in den von dem Verf. oben genannten Wissenschaften feststehet, das verdanken sie der Reflexion und Speculation oder Abstraction, dem Begriffe ꝛc. eben so sehr als der Erfahrung; vornehmlich aber der Zuziehung der Mathematik. So weit diese reicht, so weit nur und nicht viel weiter herrschet in ihren Theorien vollkommene Uebereinstimmung. Nun hat zwar Herbart den so kühnen als mühevollen Versuch gemacht, die Mathematik auch auf die Phänomene des inneren Sinnes und ihre Gesetze anzuwenden, sie der Rechnung und Messung zu unterwerfen, und hiedurch die Psychologie zu dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft zu erheben.

Allein dagegen hat sich Hr. Beneke in der Rec. der Psychologie Herbarts (so viel ich mich eben erinnere in den Wiener Jahrbb.) und bey mehreren andern Gelegenheiten erklärt. Und auch in diesem eben anzuzeigendem Werke ist er bemüht S. 25—37, gegen Herbarts Anfechtungen seine psychologische Grundlegung zu rechtfertigen — sehr verständlich und klar, aber schwerlich mit dem siegenden Gewicht und Nachdruck, daß dadurch ein Anhänger abwendig gemacht, und anderer Ueberzeugung werden möchte; — nicht einmal Rec., der, kein Herbartianer, doch gerade die Bearbeitung der psychologischen Probleme durch Herbart selbst, durch Drobisch und wenige andere, die durch philosophische und

mathematische Studien allein dazu befähigt sind, mit dem größesten Interesse verfolgt.

Diese Metaphysik ist übrigens von dem kritischen System mehr tingirt, als sie es Wort haben will; mit den ältern Lehrbüchern dieser Art, z. B. mit Jo. Greydani Med. Doct. Institutiones Metaphysicae 1660 Frankf., mit Chr. Wolfs, Bülfingers, Baumgartens und anderer gleichnamigen Werken jener Zeiten hat sie wenig gemein, wie gleich die hier durchgenommenen metaphysischen Probleme verrathen. Diese handeln 1) Von dem Zusammenhang und Verhältniß zwischen dem Vorstellen und dem Seyn, dem Erkennen und dem Erkannten, oder zwischen dem Ideellen und Realen. —

2) Von den Formen und Verhältnissen des Seyns in unsern Vorstellungen, welche nicht blos auf subjective, sondern auch auf objective Gültigkeit Anspruch machen.

3) Hauptfrage aber ist, ob außer dem uns gegebenen Seyn nicht noch ein anderes, in keiner Art für uns gegebenes anzunehmen sey, ein Uebersinnliches, d. h. über alles nicht nur, was sinnlich, sondern was überhaupt gegeben ist, Hinausliegendes?" Die letztere Frage beantwortet die Religionsphilosophie, welche handelt von dem Urgrund der Welt oder Gott und von der Unsterblichkeit, S. 361 — 600. Die erste Frage wird von S. 43 — 136 abgehandelt; das 2te Problem aber von S. 139 bis 358 zu lösen versucht.

Die Angabe dieser Probleme reicht schon hin, obige Behauptung darzuthun, daß wir hier eine Art Kritik des Vorstellungs- und Erkenntnißvermögens vor uns haben; denn an sie alle denkt man von Zeiten der Griechen erst wiederum, seit Kant sie neuerdings aufgeworfen hat. Im ersten Abschnitt S. 43 — 67 sucht sich der Verf. zuerst über die Natur dieses Problemes zu orientiren durch Rückblicke auf die griechischen Skeptiker, und auf die Neueren, Descartes, Locke, Berkeley, Leibnitz, Condillac, Kant u. s. w., welche alle, der eine mehr, der andre minder, von psychologischen Erscheinungen ausgehend, dennoch, mit seltenen Ausnahmen, zum Idealismus neigten; — und diese darum, weil die „Reflexion lehrt, daß unsere Wahrnehmungen uns

zunächst nur als unsere Zustände der Thätigkeiten gegeben sind" S. 62. Hienach wurde die Außenwelt mehr oder minder subjectiv. Aber der Kantische Idealismus nimmt auch unsere innere Wahrnehmung in Anspruch, und erklärt sie für ein Phönomen, für ein Vorgestelltes, dem das An-sich-seyn unerfaßbar sey. Es erhelle hieraus, wie der Idealismus sich beynahe nicht abweisen lasse, und doch auch wiederum nicht befriedige. Es leuchte ein, daß, um das An-sich-seyn zu erkennen, wir uns unsrer selbst ganz entschlagen, und rein und baar zu den Dingen hinüber und in sie hineinkommen müßten, was unmöglich ist u. s. w. Oder aber, daß wir die Welt, mit Fichte, aus unserm Denken müßten hervorgehen lassen. — Dagegen nun belehrt uns schon die schlichte psychologische Beobachtung, „daß das freyeste Denken und Dichten nur der Form nach producirt, der Materie nach aber immer, selbst da wo sie den höchsten und originellsten Schwung nimmt, nur reproducirt. Weder die Phantasie vermag etwas absolut zu dichten, noch der Verstand etwas absolut zu setzen. Beyde entbinden und verbinden nur; die Elemente aber sind gegebene; sie sind! Der einfache Begriff des Seyns, der Existenz, frägt demnach der Verf., ist er uns irgendwie in einer Anschauung gegeben? ist er irgendwie für uns erreichbar? Ja! antwortet Hr. B. S. 68 — 75. „Wir selbst sind ein Seyn und haben von uns eine Wahrnehmung, in welche das Seyn unmittelbar eingeht, ohne Zumischung einer fremdartigen Form! — gegen Kant und Fichte." — Denn nur diese beyden sollen den skeptischen Idealismus bis auf diese Höhe getrieben haben. Was gegen beyde, von dem psychologischen Standpunkt aus hier und in mehreren andern Schriften des Verf. eingewandt wird, das ist alles recht gut; gleichwohl darf man ohne Bedenken behaupten, er sage jenen Männern damit nicht viel neues, namentlich nicht dem durch seine Seelenbeobachtungen jeder Art ausgezeichneten Kant. Man darf sagen, seine Antwort treffe nicht, streife höchstens den Fragpunkt jener Männer; es könne ihm seine Exposition nöthigenfalls mit beyden Händen zugegeben werden; ihr Bedenken aber sey dadurch nicht gehoben. Denn wo er ende, da eben beginne erst ihr Bedenken: wie die Wahrnehmung,

die Vorstellung gedacht und begriffen, wie jene und der Begriff übereinstimmen könne?

Herr Beneke nimmt an: nur von uns selbst haben wir eine unmittelbare, ohne fremdartige Einmischung erfolgende und somit metaphysich wahre Auffassung. (Von welchen Jahren an? und zu welcher Zeit?) Die sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen von der Außenwelt aber, zu welcher auch unser Leib gehört, seyen und zunächst nur als Zustände, Modificationen und Thätigkeiten unserer Seele gegeben. Diesen äußern Wahrnehmungen ein Seyn unterzulegen, dazu kommen wir dadurch, daß wir unser Seyn und Bewußtseyn ihnen unterbreiten nach einer Art naturnothwendigen Schlusses aus der Analogie S. 76 fgg. Von unserm eigenen Seyn haben wir nämlich beyderley Wahrnehmungen, die innere und die äußere; — wir nehmen uns unmittelbar wahr durch das Selbstbewußtseyn; — und wir nehmen uns außerdem wahr sinnlich, d. i. unsere Töne, Glieder, kurz — unseren Leib; und diese beyderley Wahrnehmungen oder Empfindungen associiren sich vom ersten Lebensaugenblicke an, und wachsen im Fortgang des Lebens immer inniger zusammen. Und wie alle übrigen Associationen, so macht sich auch diese, sobald sie einmal gebildet ist, über das ursprüngliche Bildungsverhältniß hinaus geltend; — daher die Belebung und Beseelung der ganzen Natur und ihrer besondern Theile in den Mythologieen der Völker, und fortwährend noch in der Poesie. — Weil wir jedoch das Seyn-an-sich nur in unserem Selbstbewußtseyn allein unmittelbar erfassen: so versteht es sich von selbst, daß unsere Vorstellungen von der Außenwelt mit dem Seyn-an-sich derselben nicht völlig übereinstimmen; und zwar in dem Maß weniger übereinstimmen, als dieses äußerliche uns fremder ist und weiter absteht von dem in uns unmittelbar wahrgenommenen eigenen und auf die Außendinge nur übertragenen Seyn! Dieß führt der Verf. gegen den gewöhnlichen groben Realismus weiter aus, S. 91 fgg. — Gegen Berkeley und Fichte andrerseits aber ist der Verfasser S. 111 fgg. bemüht, die Realität der Außenwelt sicher zu stellen, und zu zeigen, daß die Vorstellungen des Materiellen nur Erscheinungen sind, denen allerdings ein wahres oder ein An-sich-seyn entspricht; nur sind wir nicht im Stande, dasselbe anders, als höchst unvollkommen, d. h. in mehr oder weniger fernbleibenden Analogien zu erfassen, S. 120.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Antwort: In unbilligen und ungerechten Dingen könne der Churfürst, als Freund der Gerechtigkeit, nicht schützen. — „Aber", heißt es im Berichte, „wir konnten abnehmen, daß dem Churfürsten auf solchem Zug etwa große Kosten erwuchsen, „doch wollten sich Sr. Chr. Gn. darJnnen gnediglich erweyßenn vnnd finden lassenn, wer solichs angenommen, alsdann soltt vnns vnser gut vnnd habe auch gesichert senn, wonit, sollt ein Jeder sein beste thun, dergleichen S. Churf. Gn. auch thun wollten" ꝛc. — Der Schultheiß zu Meiningen, Bernhart Kremer that für sich und gemeine Stadt um 6 Uhr beym Kirchlein vorm Thor dem Churfürsten die Huldigung ꝛc.

9. Schreiben des Fürstbischofs Conrad III. zu Würzburg an den Landgrafen zu Hessen wegen der Reclamation mehrerer im Bauernkrieg flüchtig gewordener Burger der Würzburgischen Stadt Meiningen (1534).

5 Burger der Stadt Meiningen waren aus derselben, nachdem der Bund die Oberhand behalten, entwichen, hatten sich auf Forderung nicht gestellt, weshalb ihre Güter eingezogen wurden. Sie hatten sich an den Landgrafen gewendet und um sein Fürwort gebeten, versichernd, sie seyen unschuldig. Allein der Fürstbischof hatte das wahre Verhältniß in dieser Sache bereits 1528 dem Landgrafen in einem Briefe dargelegt, und thut es in diesem Schreiben vom Jahre 1534 nochmals; indem er sein Benehmen in dem bäuerischen Aufruhr auseinandersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie aus den Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet ꝛc.

(Schluß.)

Wenn man frägt: Wie unterscheiden sich die Vorstellungen, denen etwas Reales außer uns, oder Objecte entsprechen, von den übrigen, rein subjectiv begründeten? so lautet die Antwort ganz einfach: „Durch den Abdruck des Objectiven oder Reellen in ihnen (seiner unmittelbar gegebenen oder herüberwirkenden Existenz). Dieser ist bey den sinnlichen — äußeren — Wahrnehmungen und Empfindungen in dem unmittelbar frischen sinnlichen Reize, — bey den innern Wahrnehmungen und Empfindungem (dem Selbstbewußtseyn) darin gegeben, daß die vorgestellte Entwicklung selbst als Bestandtheil in die Vorstellung eingeht. In dem einen wie in dem andern Falle haben die Wahrnehmungen das Objective aus der ersten Hand; während die rein innerlich gebildeten Vorstellungen dasselbe nur aus der zweyten, dritten ꝛc. Hand haben; und eben deßhalb ist es in jenen frischer gegeben.“

Dieses Merkmal des sinnlichen Reizes und der Frische mit seinen Folgen wird von S. 127—136 weiter erörtert und es wird behauptet dasselbe sey durchaus hinreichend, wo beyderley Vorstellungen — die Wahrnehmungsvorstellungen nämlich, und die Einbildungsvorstellungen normal gebildet neben einander vorhanden sind, die einen von den andern, und vom Irrsinn und von Hallucinationen u. dgl. zu unterscheiden. Freylich gehöre „zur Auffassung dieser Verschiedenheit eine Genauigkeit, Unbefangenheit, Besonnenheit und Uebung, welche nicht jedermanns Sache sind. Daher z. B. die Erfahrung (S. 129 130), daß der Geistererscheinungen (der Geistereinbildungen) mit dem Fortschritte der Bildung immer weniger geworden sind, und mit jedem Rückschritte derselben, wie z. B. leider in unserer Zeit eingetreten ist, wieder häufiger werden. Auch ist aus dem gleichen Verhältnisse das Vorkommen oder Nichtvorkommen von Täuschungen bey wissenschaftlichen Beobachtungen, z. B. der Erscheinungen des thierischen Magnetismus ꝛc. abzuleiten. — — Vorschriften für die Vermeidung von Täuschungen aufzustellen ist die Sache der Psychologie und der Logik.“ — „Wo wir eine Existenz behaupten, müssen wir diese Behauptung unmittelbar oder mittelbar, durch äußere oder innere Erfahrung rechtfertigen.“ — Referent erinnert sich nicht, daß irgend ein Philosoph das Gegentheil behauptet hat; erinnert sich nicht, daß einer nicht immer auch auf die Probe in der Natur provocirt, und diese herausgefordert hätte,

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Wie Kolumbus, so hat dieß Newton, als er die sphäroidische Gestalt der Erde mit mathematisch-physikalischer Nothwendigkeit erschloß, — haben es Lambert und Kant im Betreff des fehlenden, durch die seitdem entdeckten Asteroiden, erfahren. Der Verf. kann unmöglich Philosophen, er hat — Magier im Sinne gehabt — quasi facere etiam sciant, quae sciant fieri. Apulejus de Mag. p. 31. Bip. A priori aller Erfahrung läßt sich kein Seyn irgend einer Art erkennen, sagt Hr. B. S. 134. Man habe sich bisher in dieser Hinsicht fast durchgehends dadurch irre leiten lassen, daß ja doch in der Mathematik eine solche Erkenntniß gegeben zu seyn scheint. Aber sie gebe lediglich

Erkenntniſſe von Verhältniſſen: abſtracte Formeln, oder hypothetiſche Sätze, in welchen ſie ausſage, daß, wo das eine Glied der Gleichung gegeben ſey, auch das andere gegeben ſeyn müſſe (?). — — — Aber ob die ſo gewonnenen Gleichungen irgend in der Natur, und daß ſie bey der Bewegung der Planeten in Anwendung kommen, darüber kann die Geometrie nichts beſtimmen. Man hat ja auch in der That manche krumme Linien berechnet, von welchen man noch keine Anwendung kennt. Und eben ſo mit den arithmetiſchen Verhältniſſen, z. B. den quadratiſchen, den kubiſchen ꝛc. Wir gewinnen alſo durch alle die Conſtructionen a priori, welche die Mathematik enthält, in keiner Art die Erkenntniß des Seyns.“ ꝛc. Es iſt nicht anders, der Verf. redet von Magiern, oder ſo einer Claſſe, die ich nicht kenne. Der Verſtand ſteht einem ſtill, ſo krumm, ſo windſchief ſieht einen dieſe Stelle an! — „A priori aller Erfahrung läßt ſich kein Seyn irgend einer Art erkennen?“ — Kant Kr. d. r. V. S. 1. Z. 1. „Daß alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran iſt gar kein Zweifel.“ — — „Kein Seyn irgend einer Art!“ — — *Τὸ δὲ ὂν λέγεται μὲν πολλαχῶς ἀλλὰ πρὸς ἓν καὶ μίαν τινὰ φύσιν* ꝛc. Das Seyn, ſagt der Vater der Metaphyſik *Γ.* c. 2, hat mehrley Bedeutungen, die nicht homonym, bloß durch den Namen, ſondern durch den Begriff (*λόγος*) einen Punct gemein haben, eben wie Geſundes (*ὑγιεινὸν*); ſo nennen wir, was die Geſundheit hat; ſo, was die Geſundheit erhält, ſo, was Geſundheit anzeigt, was ſie wiederherſtellt ꝛc. Das Seyn beſagt ſowohl ſelbſtſtändige, einzelne ſinnliche Dinge, und das Allgemeine, abſtracte Begriffe, als auch Accidentien und Verhältniſſe. — Es wird nicht bloß von dem, was exiſtirt, es wird auch von dem ausgeſagt, was — wahr, oder falſch gedacht wird. *Τὸ ὂν λέγεται τὸ μὲν κατὰ συμβεβηκὸς, τὸ δὲ καθ' αὑτό.* — *καθ' αὑτὸ δὲ εἶναι λέγεται ὅσαπερ σημαίνει τὰ σχήματα τῆς κατηγορίας, – τὸ τί ἐστι, — τὸ ποιὸν, τὸ ποσὸν, τὸ πρός τι, τὸ ποιεῖν ἢ πάσχειν, τὸ ποῦ καὶ ποτέ. — Ἔτι τὸ εἶναι σημαίνει καὶ τὸ ἐστιν ὅτι ἀληθὲς τὸ δὲ μὴ εἶναι, ὅτι οὐκ ἀληθὲς ἀλλὰ ψεῦδος. — — Ἔτι τὸ εἶναι σημαίνει καὶ τὸ ὄν, τὸ μὲν δυνάμει ῥητὸν, τὸ δ' ἐντελεχεία τῶν εἰρημένων τούτων (σχημάτων.)* Von allen dieſen vielerley Bedeutungen läßt Hr. B. nur die eine gelten, kennt er nach ſeinen obigen Worten nur die eine, die der (handgreiflichen, taſtbaren, ſinnenfälligen?) Exiſtenz des Einzelnen. Obige Behauptungen nach aller Strenge genommen, ſo iſt in Kraft derſelben noch heute das Pulver nicht erfunden, geſchweige das Newtoniſche Syſtem; es darf keinerley Erfindung gemacht ſeyn! Denn jede beruht auf einer aprioriſchen Conſtruction und Combination der aus der allgemeinen Erfahrung bekannten Elemente! — Zugegeben, die Mathematik beſtimme nichts als Verhältniſſe, gebe nichts als abſtracte Formeln: ſind denn dieſe Verhältnißbeſtimmungen nicht wahr? Dieſe abſtracten Formeln nicht wahr? Darum nicht wahr, weil ſie noch nicht zur Anwendung gekommen ſind? So wollte Gott, daß alle unſere Geſetze und Verbote mit ihren Strafandrohungen in gleicher Weiſe nicht wahr wären! Die Mathematik wie die Ethik rühmt ſich ſogar ewiger, zeitloſer Wahrheiten, die, der gebrechlichen, hinfälligen Exiſtenz entnommen, ſchlechthin nur — ſind. Von der ſingulären zeitlichen Exiſtenz *λέγομεν γὰρ δὴ ὡς ἦν ἔστι τε καὶ ἔσται· τῇ δὲ ἀϊδίῳ οὐσίᾳ τὸ ἔστι μόνον κατὰ τὸν ἀληθῆ λόγον προσήκει, τὸ δὲ ἦν τὸ τ' ἔσται περὶ τὴν ἐν χρόνῳ γένεσιν ἰοῦσαν πρέπει λέγεσθαι.* Plat. Tim. 38. A. Der Mathematiker könnte gar leicht den Spieß umkehren gegen Hrn. B., daß in der Natur nirgend ſeine geometriſche Schärfe erreicht, und ſie eben darum vergänglich ſey. — Kann denn die Phyſik, Mechanik, Chemie, Pharmacie ꝛc. anders als die Geometrie auch that, voraus beſtimmen, wo ihre Lehren und Producte hier, dort in Anwendung kommen? Die Dampfkraft, ſeit Jahrtauſenden bekannt, muß denn ſchon wie lange! angewandt ſeyn. — Man hat in der That manche krumme Linien berechnet, von welchen man noch keine Anwendung kennt.“ — Deſto beſſer! Wenn das beherrſchende Mittel für den ſey's früh oder ſpät, nah oder ferne vorkommenden Fall ſchon bereitet iſt: was hätten die Aerzte, als die Cholera erſchien, darum gegeben, wären ſie mit einem ſolchen Mittel verſehen geweſen! — Und wenn es ſolche ſpecifiſche Mittel gibt, ſind ſie es darum minder, verlieren ſie an ihrem

Wesen darum, daß sie nicht in Anwendung kommen? Die Theoreme über die Curven — verlieren diejenigen, die noch nicht zur Anwendung gekommen sind, gegen diejenigen, denen dieß zufällige Glück widerfahren ist, an ihrer Wahrheit, Gewißheit und innern Gültigkeit? Gauß sagt: Unsere allgemeine Arithmetik, — ursprünglich ausgehend von dem Begriff der absoluten ganzen Zahlen, hat ihr Gebiet stufenweise erweitert; zu den ganzen Zahlen sind die gebrochenen, zu den rationellen die irrationellen, zu den positiven die negativen, zu den reellen die imaginären hinzugekommen. Dieses Vorschreiten ist aber immer anfangs mit furchtsam zögerndem Schritte geschehen. Die ersten Algebraisten nannten noch die negativen Wurzeln der Gleichungen falsche Wurzeln; und sie sind es auch, wo die Aufgabe, auf welche sie sich beziehen, so eingekleidet vorgetragen ist, daß die Beschaffenheit der gesuchten Größe kein Entgegengesetztes zuläßt. Allein so wenig man in der allgemeinen Arithmetik Bedenken hat, die gebrochenen Zahlen mitaufzunehmen, obgleich es so viele zählbare Dinge gibt, wobey eine Bruchzahl ohne Sinn ist — (z. B. in den ehemaligen Reichs-Matrikeln die Contingente zu $2\frac{1}{2}$, $5\frac{3}{4}$ Mann) — eben so wenig durften in jener den negativen Zahlen gleiche Rechte mit den positiven deßhalb versagt werden, weil unzählige Dinge kein Entgegengesetztes zulassen: die Realität der negativen Zahlen ist hinreichend gerechtfertigt, da sie in unzähligen andern Fällen ein adäquates Substrat finden. Darüber ist man nun freylich seit langer Zeit im Klaren. Allein die den reellen Größen gegenüber gestellten imaginären — ehemals, und wohl hin und wieder noch jetzt, obwohl unschicklich unmögliche genannt, — sind noch immer weniger eingebürgert, als nur geduldet! — — Und nun geht sofort der große tiefsinnige Metaphysiker der Mathematik daran, zu zeigen, daß diese imaginären, — unmöglichen Zahlen nicht immer und überall Täuschungen, Gespenster, Rechnungsspuk, Geistereinbildungen sind! vgl. Drobisch Lehrbuch von den höhern numerischen Gleichungen. Gut, daß die Arithmetiker diese imaginären Zahlen mindestens so lange a priori seyn ließen, bis einer kam, der sie anwandte, indem er sie — begriff. Mit den quadratischen und kubischen Gleichungen kann man wohl fertig werden, aber

mit den höhern Gleichungen von den kubischen an, — diese alle erwarten erst einen Nachweis in der Natur. Doch genug über den ersten Haupttheil.

Nachdem dieser erste feste Punct gewonnen ist, geht der Verf. an die Untersuchung „der mit dem Anspruche auf Realität gegebenen Formen und Verhältnisse.“ Er schickt erst kritische Betrachtungen voraus über die gewöhnliche Weise, diese Probleme, nämlich die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Substanzen und ihren Accidentien, zwischen den Dingen und ihren Eigenschafen, zu behandeln; dann beantwortet er diese Frage, — ein Kreuz für alle metaphysischen Systeme, wie er zum Theil gegen einige sehr gut zeigt — S. 170 fg. auf ähnliche Weise, wie die erste. Das einzige Ding = an = sich, das wir kennen, sind und bleiben — wir selbst. In Analogie mit dem in uns Wahrgenommenen legen wir den äußern Dingen ein Substrat unter; — „in ganz gleicher Art vermögen wir auch die Accidentien, als Accidentien des Dinges = an = sich nur vorzustellen, indem wir sie in Analogie mit dem in uns Wahrgenommenen unterlegen. — Wir können kein objectiv gegebenes Substrat für die wahrgenommenen Eigenschaften, — und eben so wenig ein objectives Band haben zwischen den Accidentien. — Ist uns aber auch dieses Band lediglich nur subjectiv gegeben, d. h. wie es sich für unser vorstellendes Subject ausprägt: so ist es doch unstreitig eben so wie das Seyn überhaupt objectiv begründet. — Das Zusammenwahrnehmen, oder das Zusammen ist objectiven Ursprungs.“ — Denn wir können nicht, noch dürfen wir beliebig und willkührlich jenes Zusammen auflösen, hinzuthun oder beliebig davon wegnehmen, wie es bey Einbildungen geschehen kann. Dort sind wir nämlich genöthiget, das Zusammen der Dinge und ihrer Eigenschaften hinzunehmen, so wie sie sich eben geben und aufdringen. — Diesen Prämissen entsprechend wird dann der Zusammenhang zwischen Seele und Leib, und der Begriff der Substanz im engeren Sinne erörtert, die Räumlichkeit und Zeitlichkeit, endlich das Verhältniß von Ursache und Wirkung in Betrachtung gezogen; der Ursprung desselben und sein Umfang erwogen. Letzterer wird dargestellt als beschränkt durch den Zufall und durch die Freyheit. Ueber

die Freyheit spricht der Verf. ziemlich ausführlich, wie man nicht anders erwarten wird, in einem mehr deterministischen Sinn. In diesen Abschnitten wird zwar für die mathematischen Wissenschaften kaum irgend ein Punct auf eine neue und fühlbare Weise erörtert seyn; wohl aber finden sich zu einem Organon oder Hodegetik der Naturforschung manche gute und beachtenswerthe Winke und Fingerzeige, um deren willen das Studium dieses Werkes empfohlen werden kann.

Rec. hat zu lange bey einleitenden Bemerkungen und bey dem ersten Haupttheil verweilt, als daß er den zweyten gleichmäßig über mehrere Puncte, als geschehen ist, durchgehen dürfte, ohne allzu ausführlich für diesen Ort zu werden. Den dritten Haupttheil, die Religionsphilosophie, will er gar nicht weiter berühren. Aus den bekannten Principien des Verf. wird jedermann leicht voraus muthmaßen können, bis zu welchem Grade die Gewißheit der übersinnlichen Dinge gehen mag. Immer und überall bleibt dieses System seinem ersten Satz getreu, in der Naturphilosophie und in der Religionsphilosophie, daß der Mensch sich hier wie dort substernirt, gleichsam zum Substrat hergibt, und nach Maßgabe der Erkenntniß, die er von seinem An-sich-seyn und Eigenschaften haben kann, auch die Natur und Gott erkennt, dort decrescendo, indem er durch Thier- und Pflanzenwelt hinab zum Reich der leblosen Natur mehr und mehr des ihm Eigenthümlichen, Klaren ꝛc. fallen läßt. Hier crescendo, indem er, was er Gutes jeder Art in sich findet, zum Superlativ steigert. — So gern Rec. mit dem um die Wahrheit eifrig bemühten Verf. darin übereinstimmt, daß wir über uns nicht oder nicht viel hinauskönnen; daß wir gewissermaßen als Mikrokosmus der Maßstab des Makrokosmus sind: so nimmt er dieß alsbald in einem andern Sinn und kommt zu weit verschiedenen Resultaten. Können wir nur ein weniges über uns hinaus, so sollen wir und können wir dagegen desto tiefer in uns hinein, nicht aber in den physischen Theil allein, sondern vielmehr in die reine Natur des Geistes. Und je gründlicher, genauer, unbefangener und besonnener der Geist im Innersten sich sammelt und sich in allem seinem Thun selbst belauschet: desto mehr wird er seines a priori inne und gewiß; desto mehr überzeugt er sich, daß er auf allen Wegen der richtigen Erkenntniß in einer durchgängigen Harmonie mit der Natur stehe, daß sein Forschen und Wissen nicht in einem ziemlich skeptischen Probabilismus und Subjectivismus ausende, wie bey den Griechen in der neuern Akademie geschehen, als der Glaube an die Möglichkeit der Gewißheit und Wissenschaft verloren ging, und dem Lebensgang der Schein und die Meinung allein noch Halt gaben.

Wiewohl ich dem ersten Gesichtspunct und der Tendenz, die in diesem Buche herrscht, ganz entschieden widerstreiten muß: so enthält es, davon abgesehen, sehr viele schätzbare Partien, um deren willen es mehr gelesen zu werden verdient, als andere gangbare Schriften dieses selbigen Titels. Zu dergleichen Partien rechne ich namentlich mehrere polemische Artikel gegen ältere und neuere Systeme, insbesondere aber mehrere psychologische Expositionen, die hier durch ihre letzte Beziehung und Tendenz erst recht klar werden. Der Verf. beruft sich öfter auf seine ziemlich zahlreichen anderweitigen Schriften; Rec. kennt deren mehrere gar nicht; die er aber gekannt hat, die psychologischen Skizzen und das Lehrbuch der Psychologie ꝛc. sind ihm erst durch die Lectüre der Metaphysik verständlich geworden, wenigstens in vielen Puncten, wo ihm früher die Beziehung und das Ziel nicht einleuchtete. Nach dem obigen Geständniß endlich, daß die metaphysischen Ansichten sich, wenn nicht für alle, so doch noch für lange Zeit nach dem Character und Geist der philosophirenden Subjecte modificiren werden, muß diese Metaphysik vor den meisten anderen, die von ähnlichen Prämissen ausgehen, gelobt und empfohlen werden, zumal überall ein der Würde der Aufgabe und der Wichtigkeit der zu erzielenden Resultate entsprechender Ernst der Forschung und der Gesinnung sehr klar und einnehmend durchscheint, der auch da, wo der Leser nicht beystimmen kann, mit sich aussöhnt.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayèr. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, dissertatione de graeca eloquentia et Rhetorica notitiaque de Herculanensibus Voluminibus auxit, adnotationibus indicibusque instruxit E. Gros studiorum in Academia Parisiensi inspector. Adiecti sunt duo Philodemi libri de rhetorica Neapoli editi. Parisiis, excudebant Firmin Didot fratres instituti Regii Franciae typographi via Jacob 56. MDCCCXL. CXXXII. 246.

Die anfangs viel gerühmten, jetzt wenig beachteten Herculanischen Rollen sind, nachdem die Ausbeute der Palimpsesten, wie es scheint, bereits erschöpft ist, die einzige reichhaltige und ergiebige Quelle, aus welcher für Kenntniß des Alterthums bedeutender und werthvoller Zuwachs zu erwarten steht. Die große Menge dieser läßt nicht zweifeln, daß, wenn auch die bis jetzt getroffene Wahl keineswegs die Wünsche befriedigte, vielfache Aufklärung, vielleicht einer ganzen bestimmten Richtung wie der Epikurischen Philosophie, nur aus ihnen zu erlangen sey. Das wird Niemanden wundern, welcher bedenkt, was wir allein den Schriften Ciceros zur Erkenntniß der gesammten Philosophie seiner Zeit verdanken; denn was wüßten wir ohne ihn von den meisten Schulen und ihrer inneren Gestaltung, als etwa die Namen? Daß aber der Gedanke nicht eitel sey, in diesen Ruinen neue Belehrung zu finden und daß sie als ergiebige Quelle den Codices rescripti an die Seite zu stellen sind, davon zeugt auch das wenige bis jetzt bekannte. Ein von den Engländern bekannt gemachtes Bruchstück περὶ φύσεως θεῶν (nach wahrscheinlichen Angaben von Phädrus) ist so sichtbar das Vorbild dessen, was Cicero im ersten Buche de natura deorum den Epikureer sprechen läßt, daß das Lateinische nur als eine Version des griechischen Originals erscheint und der deutsche Herausgeber, Petersen *), viele Lücken des letzteren aus ersterem glücklich ergänzen konnte. Wenn diese Bibliothek, aus welcher alle Rollen Herkulanums stammen, das Hauptwerk des Epikurus περὶ φύσεως enthielt und dieses erst von den Arbeitern beym Heben des Fundes zertrümmert worden ist, so liegt die Hoffnung nahe, daß auch andere Schriften von Bedeutung ans Tageslicht kommen können, nur ist zu wünschen, daß die Neapolitanische Akademie ein weit thätigeres und rascheres Fortgehen mit gehöriger Auswahl entwickle. **)

---

*) Phaedri Epicurei vulgo Anonymi Herculanensis de Natura Deorum fragmentum instauratum et illustratum a Christiano Petersen philos. doctore et philologiae classicae professore in Gymnasio Hamburgensium. Hamburg 1823.

**) Es mag nicht ungeeignet seyn eine hieher gehörige Stelle aus Menzels Reise nach Italien mitzutheilen. „Am meisten interessirten mich die Papyrusrollen von denen noch so viele Schränke angefüllt sind, daß ein paar Säle zu ihrer Aufbewahrung erfordert werden. Aber wie geht man damit um? Nachdem man ein unbedeutendes Buch über die Musik mit unsäglichen Kosten nach und nach aufgerollt hat, ist man endlich so vernünftig geworden, bey mehrern zugleich Versuche anzustellen, um nur vorerst zu erfahren, wessen Inhalt wichtiger, welche Rolle der mühsamen Aufrollens am meisten werth ist. Allein man sieht bis jetzt nur von drey oder vier Rollen ein Endchen abgelöst. Die Arbeit wird mit Neapolitanischer Bequemlichkeit und Sparsamkeit getrieben und wenn sie so

Fast vierzig Jahre blieben wegen Schwierigkeit des Abrollens und den Kosten diese Volumina ganz vernachläßigt, als am Anfange dieses Jahrhunderts auf Verwendung des brittischen Gesandten Hamilton bey dem Prinzen von Wales die Sache größeres Interesse erregte und der kundige Hayter 1802 nach Neapel geschickt wurde, um auf brittische Staatskosten in Gemeinschaft mit den Neapolitanern die Aufdeckung zu leiten. In den nächsten Jahren wurden sehr viele Rollen enthüllt, aber die französische Invasion hatte, als die Arbeit im besten Gange war, allem ein Ende gemacht und vieles mag wieder zerstreut worden seyn. Wie es scheint, erhielt der König von England von sämmtlich aufgerollten Columnen mit Bleyfeder gezeichnete Abschriften, welche er der Universität von Orford zum Geschenke machte; diese machte ihrerseits in den Jahren 1824 — 25 in zwey Octavbänden das Wichtigste in einer Auswahl bekannt. *) Nur das Wenigste ist dieses, nach dem im ersten Bande mitgetheilten Cataloge zu urtheilen. Hätten die Neapolitaner, gleich den Engländern, ohne weitere Erklärung Lithographie gewählt, so besäßen wir das meiste lesbar und in einem käuflichen Preise. Denn leider sind die Abschriften, welche die Orforder Universität erhalten hat, ganz unzuverläßig, und der Zeichner ohne Kenntniß der Sprache war zufrieden, ganz sorglos oft die abentheuerlichsten Gestalten von Buchstaben und Wörtern zu mahlen, während der Neapolitanische Abdruck überall die Genauigkeit und Sorgfalt der Copie recht deutlich bezeugt. **)

*) Herculanensium Voluminum pars prima, Oxonii, sumptibus typographei Clarendoniani lithographice excudebat N. Whittock. 1824. enthaltend 133 Columnen ganz oder fragmentarisch. Pars secunda 1825. mit 155 Columnen.

**) Sicher stammen alle Fehler von dem ersten Abschreiber der Rollen und die Buchstaben mögen oft in dem verkohlten Papyrus nicht sehr sichtbar hervortreten, keineswegs aber wie Hr. Hübner zu dem Fragmente περι ποιημάτων S. 4. anzunehmen geneigt ist, von dem Oxforder Lithographen. Angezeigt wurden sie in der Bibliotheca critica von Backe in Holland, und in Deutschland in Seebode's kritischer Bibliothek; unbekannt blieben sie Göttling bey seiner Ausgabe der Arist. Oekonomik, Scholmann u. a. Von den Engländern, fortgeht, werden wir in zwanzig Jahrhunderten noch nicht wissen, was nur im zehnten Theile dieser Rollen besteht, in denen möglicherweise noch mancher kostbare Schatz des alten Wissens enthalten ist.“ Was hier von dem geringen Erfolge behauptet ist, kann nur für die Zeit wo die Verbindung mit den englischen Gelehrten aufhörte, gelten, und dafür tritt allerdings das Zeugniß auch anderer leider nur zu sehr bestätigend auf.

In diesen englischen Volumina Herculan. die fast unbekannter als die Neapolitanischen sind *), und die, merkwürdig genug, die Neapol. Akademie selbst nicht kennt oder absichtlich ignorirt, findet sich im zweyten Bande ein Buch des Philodemus über die Rhetorik, das weil es zusammenhängender und lesbarer ist, als alle andern fragmentarischen Stücke, dann auch des Inhaltes wegen längst die Aufmerksamkeit des Referenten auf sich gezogen hatte. Bereits 1837 wurde darüber in einer Sitzung unsrer Akademie der Wissenschaften Vortrag erstattet und die Bearbeitung später in die Denkschriften aufgenommen, (Gel. Anz. Band IV. S. 1060. Abhandlungen der philos. = philol. Classe dritten Bandes erste Abth. S. 207 — 303. Es wurde bey dieser Herausgabe zugleich beabsichtigt, die Academia Borbonica in Neapel zur Bekanntmachung des Originals und richtigen Textes zu veranlassen **)

Jetzt erscheint dasselbe Buch des Philodemus von einem französischen Gelehrten, der von seinem deutschen Vorgänger noch keine Kunde hatte; durch die Vergleichung dieser zwey von einander ganz un-

*) Angezeigt wurden sie in der Bibliotheca critica von Backe in Holland, und in Deutschland in Seebode's kritischer Bibliothek; unbekannt blieben sie Göttling bey seiner Ausgabe der Arist. Oekonomik, Scholmann u. a. Von den Engländern, den ächten Schülern Porsons erwarteten wir zumeist Erklärung und nähere Nachweisung, nun ist aber von daher nicht einmal der Versuch zu einer Lösung bekannt geworden. Den Vorzug, den anderseits die englischen Copieen vor den Italiänischen besitzen, haben wir in diesen Anzeigen 1839 Nr. 193 näher nachgewiesen.

**) Herr Carl Märcker kündigt in seiner Schrift de Theodectis Phaselitae vita et scriptis commentatio prima, Vratislaviae 1835. praefat. VI. seq. 37. 42. eine Bearbeitung der Rhetorik des Philodemus an, womit wohl nur obiges Buch gemeynt war. Es ist meines Wissens nichts davon im Drucke erschienen. Von deutschen Gelehrten erwähnt nur Meineke historia critic. Comicor. pag. 347 unsere Schrift.

abhängigen Bearbeitungen ist die Möglichkeit zur Berichtigung mancher Irrthümer und zur weitern Feststellung des so entstellten Textes, so wie die Gelegenheit über manches sich deutlicher zu besprechen, gegeben.

Als Einleitung ist, um die Einrichtung des Buches mit wenigem anzugeben, ein Abriß der Geschichte der Rhetorik bis auf Philodemus Zeit: Ad Philodemi de Rhetorica libros dissertatio isagogica pag. I — CXI vorausgeschickt; dann folgt eine Notitia de Philodemo et Herculanensibus Voluminibus, p. CXII — XXXII. worin das bereits erschienene aufgezählt, und das vom Herausgeber bey Herstellung dieses Buches angewandte Verfahren näher bezeichnet wird. Hier folgt auch ein Catalogus litterarum permutatarum in Herculanensibus voluminibus hactenus editis et voces novae ex Herculanensibus voluminibus hactenus editis collectae atque lexicis inserendae. Beygegeben sind lithographirt als: Specimina Herculanensis papyri Oxonii excusae die Columnen II. — V. Dann beginnt der griechische Text mit lateinischer Uebersetzung p. 1 — 91, wobey jede Ergänzung des Herausgebers mit großen Buchstaben angezeigt ist; ihm folgen die Annotationes in Philodemum p. 93 — 198, mit den Indices p. 179 — 206. Als Anhang: Additamentum sind die Fragmente des Philodemus περὶ ῥητορικῆς aus dem vierten Bande der Neapolit. Volum. Herc. p. 207 — 244 unverändert beygegeben.

Die Sprache des Philodemus enthält manches eigene und es ist nicht zu zweifeln, daß viele in der griechischen Litteratur sonst nicht bekannte Wörter hier zum erstenmal auftreten werden; aber es bedarf der größten Vorsicht, um nicht getäuscht zu werden und falsches oder unrichtig geschriebenes als Bereicherung der Sprache zu betrachten. Hier kann der Unterschied zwischen den Copien der Engländer und Neapolitaner nicht genug fest gehalten werden; es ist letzteren das Lob zu ertheilen, daß sie mit besonderer Genauigkeit den Abdruck des Textes leiten; daher giebt es nur wenige Stellen, welche die Einsicht des Originals wünschenswerth machen, und die Fehler, welche sich vorfinden, sind leicht zu erklären und zu heben. Da nämlich der Inhalt

dieser Rollen gewöhnlich von einem zweyten Librarius revidirt ist, so kann man um so sicherer gehen, als ihr Alter bekanntlich weit genug hinaufreicht. Doch läßt sich hiebey noch manche Frage aufwerfen. Ignarra hat in seinem Commentarius de phratriis primis Graecorum politicis societatibus, item de urbis Neapolis regione Herculanensium den Beweis geliefert, daß unter Titus Regierung Herculanum und Pompeii wieder aus ihren Ruinen hervorgegangen waren und selbst noch unter Adrians Herrschaft mit einem Reste von Glanz bestanden hatten, der gänzliche Untergang der beyden Städte erst durch den Ausbruch des Vesuvius 471 erfolgte. Würden nun aber auch unsere schriftlichen Denkmäler nicht der ersteren, sondern der letztern Verschüttung zufallen, so zeugt doch — abgesehen daß selbst dann ihr Ursprung noch immer in sehr alte Zeit zurückgehen und Jahrhunderte früher seyn könnte — die Sache selbst von der Richtigkeit dieser Abschriften. Was man daran getadelt hat, sind Irrthümer der neuern Herausgeber, nicht der alten Schreiber; man verstehe nur nach dem Geiste und Character der griechischen Sprache jede einzelne Stelle und ergänze die etwa fehlenden Buchstaben auf richtige Art, so werden die Ausstellungen, die man an diesen Rollen macht, von selbst verschwinden. Ganz anders ist es mit den Copien der Engländer, das Meiste ist wunderbar verzerrt und es treten oft eigene Gestalten von Wörtern auf, von denen man nie etwas gehört hat. Hier kann nur der Zusammenhang des Gedankens und die Kenntniß der Sprache das Wahre errathen lassen, das wenn man es gefunden hat, gewöhnlich auch nahe liegt. Darum ist die Herstellung von Schriften die bis jetzt nur in den Oxforder Voll. Herc. vorliegen, so vielen Schwierigkeiten unterworfen, und man ist nicht selten genöthigt, auf den genauen Abdruck der Neapolitaner zu warten.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die von Meiningen hätten zwar auf den angesetzten Landtag zur Berathung über die Beschwerden ihre Gesandtschaft geschickt, aber keine Beschwerde daselbst anzuzeigen vermocht und seyen, nachdem sie sich mit einander verabredet, wieder fortgezogen, wären auch trotz allen fernern Abmahnungen von Seite des Fürstbischofs den Empörern zugefallen, die dann im Stifte auf eine entsetzliche Weise gehaust, so daß er, der Bischof, aus demselben „bis vff ain aintzeligs haus (Marienberg)“ vertrieben worden sey. Als er nach dem Siege nach Meiningen gekommen, hätten seine weltlichen edlen Räthe ihm jene 5 Bürger: Holler, Weigand, Knauf und die beyden Cordes, mit als die Urheber der Empörung bezeichnet. Der geflüchteten Güter seyen inventirt, und eingezogen worden. Ungeachtet des Edicts, sich auf Gnad' und Ungnade zu stellen, was Andere auch gethan, sind sie nicht zurück gekehrt und haben durch ihr Ausbleiben den auf sie ruhenden Verdacht vermehrt. Von ihrem confiscirten Gut sind theils ihre Gläubiger befriediget worden, theils haben ihre Weiber und Kinder davon erhalten, das Uebrige ist unter des Fürsten treue, redliche Diener vertheilt worden. Vermöge der Rechte, der bündischen Ordnung nnd des kaiserlichen Landfriedens, so wie der Reichsabschiede habe Er, der Bischof, Fug und Recht gehabt, also gegen jene 5 Bürger zu verfahren, die ihre Eide ihm gebrochen, und ihm nach Ehre, Leib und Gut gestanden. Mit solchen sich in eine Tagsatzung u. dgl. einzulassen, sey er ganz und gar nicht gesonnen.

Am Schluße dieser sehr werthvollen Mittheilungen erlauben wir uns die Anfrage an den historischen Verein von Unterfranken: Ob denn die große Friesische Beschreibung des Würzburger Bauernkrieges, welche nach Gropp, Bd. III, Vorber. S. VII, im fürstbischöflichen Archiv zu Wirzburg hinterlegt worden seyn soll, dort noch vorhanden, oder wo sie sonst sich befinde, und ob sie früher oder in neuester Zeit benutzt worden? — Denn was bey Ludewig und Gropp über diesen Gegenstand zu lesen ist, das ist, wie bekannt, nur der Auszug, welchen der Wirzburgische Dom-Präsenz-Meister Johann Reinhard aus Friesens großem Werke gemacht.

III.

Correspondenz zwischen dem Kaiser Karl V., dem Fürstbischof Conrad III. zu Würzburg und deren Räthen über die 1538 im deutschen Reiche obgewalteten Religionswirren.

(Mitgetheilt vom Hrn. Leg. Rathe Dr. Scharold. Mit dem Facsimile des Matthias Held und Lorenz ries.)

Im Ganzen 9 Briefe vom 19. Februar bis October des Jahres 1538 Als im Februar 1537 der vom kaiserlichen Vicekanzler M. Held auf dem Convente zu Schmalkalden vorgetragene Consiliums-Plan des Kaisers Karl V. von den Protestanten verworfen worden war, und diese auch die begehrte Türkenhülfe abgeschlagen hatten, zeigte sich der Kaiser über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft aufgebracht, und Held reiste fast an allen katholischen Höfen herum, die Gesinnungen derselben hinsichtlich der Protestanten zu erforschen und darnach seine Maßregeln, dem Schmalkaldischen Bunde gegenüber, — der 1536, 29. September erneuert und verlängert worden war, und eine förmliche Verfassung erhalten hatte, — Namens seines Herrn, des Kaisers, zu ergreifen. Er zeigte die Nothwendigkeit eines Bündnisses der mächtigsten katholischen Fürsten gegen den Schmalkaldischen Bund. Dabey verfuhr er mit großer Umsicht und Heimlichkeit, so daß selbst des Bischofs Conrad gewandter Agent, Dr. Conrad Braun dieserhalb bekennt (Brf. Nr. 3.): „was aber durch diese Botschafter (sie sind Eingangs des Briefes aufgezählt; für Herzog Wilhalm von Bayern war am 4. März 1538 „Herr Johann Weyssefelder“ zu Speyer erschienen) gehandelt oder beschlossen hatt bisher kein Mensch erfaren mogen, Ich hab allerlay versucht aber nicht zuwegen können bringen, vnd sonderlich hatt ich vernommen, es wer etwas bajn den schreybern zu erfarn gewesen; — — allein hatt des Vicekanzlers Sekretari sovil heraußgelassen, daß die sach darumb die rathe beyenand gantz wichtig, vnd das alle der gesandten schreyber ain sondern Aid haben thun müssen, die sach ja gehaim zu halten“ ꝛc.: während Held's Brief an Fürstbischof Conrad vom 19. Februar (Nr. 2.) die vorhabende Einigung und deren Nothwendigkeit den Protestanten gegenüber unumwunden, jedoch unter Anempfehlung „in großer Geheim zu handeln“ darlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung.)

Zu diesen gehört unser viertes Buch der Rhetorik des Philodemus, das zwar füglich als ein Ineditum betrachtet werden kann, aber auch der kritischen Räthsel mehr, als ein anderes Buch enthält. Herr Gros scheint diesen durchgehenden Unterschied nicht scharf genug aufgefaßt oder festgehalten zu haben; daher noch manches von den voces novae lexicis inserendae gerechtes Bedenken erregt. Richtig hat er das Wort ἀρετηφόρος an dessen Echtheit ich zweifelte, col. XXXVII, 8 in dem Ausdrucke ἀπὸ διαθέσεως αὐξητικῆς μὲν τῶν ἀρετηφόρων ἀνδρῶν, μειωτικῆς δὲ τῶν πονηρῶν durch eine andere Stelle des Philodemus, die mir entgangen ist, gerechtfertiget; es ist nach der Analogie von καρποφόρος gebildet, daher nicht ἀρετήφορος zu accentuiren. Aber schon die folgende Columne XXXVIII, 20 bietet ein merkwürdiges Beyspiel, wie oft aus zufälliger Entstellung neue Wörter zum Vorschein kommen; Hr. Gr. erwähnt in jenem Verzeichniß neuer Wörter auch δυστελέω — ῶ difficulter ad rem duco. Betrachten wir den Zusammenhang des Gedankens; Phil. sagt, daß die Sophisten und Rhetoren in ihren Prunkreden ohne festes Princip arbeiten, ja nicht einmal wissen, was an sich ἐπαινετὸν und ψεκτὸν wäre; da sie den Zweck der ἀγαθὰ nicht kennen, bleibe ihnen auch alle richtige Beziehung auf diesen verborgen; und nun folgt der Beweis: ὃ δὴ καὶ γινόμενον ἐπὶ τούτων ὁρῶμεν. οὔτε γὰρ ἐπὶ τοῖς ἃ πάντες δυστελοῦσιν, οὔτε ἐπὶ τοῖς παρ' ἡμᾶς ἐπαινοῦσι· πολλὰ δὲ οὐδ' ὅλως ἀγαθοῦ φύσιν ἔχοντα παραλαμβάνουσι, τινὰ δὲ καὶ κακοῦ. So hat Hr. Gros geschrieben und allerdings ist mit deutlichen Buchstaben zu lesen *ΑΠΑΝΤΕΔΥC || ΤΕΛΟΥΟΙΝ* was auf nachstehende Art übersetzt wird: non enim propter illa quae omnes difficulter ad bonum exitum ducunt, neque propter illa quae sunt in nobis (?), laudant. Die Ergänzung von παντε in πάντες wäre nicht auffallend, da oft ganze Buchstaben ausgefallen sind, wohl aber ist es das fremde Wort, das Bedenken erregen muß, und der Gedanke selbst; denn τὰ παρ' ἡμᾶς bedeutet vielmehr, was jenes δυστελοῦσι enthalten soll. Auch ich konnte mich in diese Worte nicht finden und vermuthete ein größeres Verderbniß; eine wiederholte Betrachtung hat mir das wahre endlich an die Hand geboten; es ist nichts als das einfache *ΑΠΑΝΤΙ ΔΥC[Ι] || ΤΕΛΟΥCΙΝ* ἐπὶ τοῖς ἅπαντι λυσιτελοῦσιν, sie loben nicht das was allgemeinen Nutzen bringt, die τέλη τῶν ἀγαθῶν. Ein Beyspiel falscher Erklärung ist: ὅμαισος, ος, ον, qui eadem sorte vel conditione utitur, mit Berufung auf Philodem. περὶ ἠθῶν XII, 17; aber H. Gros folgte der ungeschickten Leitung des neapolitanischen Herausgebers, denn dort ist *ΟΜΑΙCΩΝΦΡΕ[ΝΟ] ΥΜΕΝΟC* die bekannte Person der Komödie ὁ *Μαίσων*, vrgl. Skaliger zu Festus p. 495 Lind. Eine große Anzahl ähnlicher Verstöße von Seite der italienischen Gelehrten aufzuführen, wäre nicht schwer; wir wollen jedoch nach diesen vorläufigen Bemerkungen über die Schwierigkeit der Behandlung unsers Buches den Inhalt näher bezeichnen.

Etwa neun Schriften des Philodemus tragen sämmtlich den Titel περὶ ῥητορικῆς; sie scheinen alle Theile eines größeren Werkes über die Rhetorik, (vielleicht mit Ausnahme eines, welches als ὑπομνηματικὸν angegeben ist), von welchem das

unsere das vierte ist, von vorne herein bedeutend verstümmelt, gegen das Ende aber wie kaum eines aus den bis jetzt bekannten Herkul. Rollen unversehrt. Da im Kataloge ein viertes Buch der Rhetorik die Aufschrift trägt: *Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς Δ τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον* mit neunzehn Columnen, das noch nicht ausgegeben ist, so ist das unsrige die zweyte Hälfte desselben. Inhalt und Zusammenhang des ganzen anzugeben, wird erst dann möglich, wenn alles bekannt gemacht ist; nur so viel kann mit Gewißheit behauptet werden, daß es einen Angriff gegen Rhetorik enthält, zu zeigen, daß diese wenig zur Bildung des Geistes und Herzens beytrage und nicht die Stelle der (Epikureischen) Philosophie vertreten könne. Unser viertes Buch, vielleicht das ganze Werk, war einem nicht näher bezeichneten Gaius gewidmet; (denn deutlich ist col. XLIII. zu lesen *τοιγαροῦν, ὦ Γάϊε, παρὰ πάντων*, wofür die französische Ausgabe *τοιγαροῦν ὦΔέ πΩς ἀπάντων* geschrieben hat.) Dort ist zugleich der Inhalt des Buches im allgemeinen kurz zusammen gefaßt und gegen die übertriebenen Lobredner der Rhetorik, welche in ihr die Krone alles Wissens sahen, richtig, so wenig man auch der einzelnen Ausführung zustimmen kann, dargelegt. Diese rühmenden Ausdrücke, *τὸ μητέρα τῶν μαθημάτων καὶ τεχνῶν εἶναι καὶ παρενθήκην* *) *καὶ ἀφετήριον*, finden sich in keinem der uns bekannten Schriften; Philod. hat wohl seine Zeitgenossen im Sinne; Plato, der so sehr und so oft gegen Rhetorik spricht, würde nicht verfehlt haben, diese Ausdrücke, wären sie ihm bekannt gewesen, namentlich hervorzuheben; auch ist durchgängig die Widerlegung eines bestimmten Gegners sichtbar, es heißt gewöhnlich *λέγει, εἶπε* u. dgl. Den Namen dieses Gegners glaubte ich col. XLII. zu erkennen; doch wird nach der Untersuchung über Rhetorik noch etwas besonderes erwähnt, was nicht allgemein gangbare Meynung war, sondern nur als individuelle Meynung eines einzelnen dargestellt ist. Hier nun finden wir den Namen Demetrius, dieser kann nicht der *Φαληρεὸς* seyn, theils weil dieser gewiß wie früher in diesem Buche, so auch hier mit seinem Demosnamen auftreten würde, theils, und dieses ist der wichtigste Grund, weil Inhalt und Widerlegung ganz genau mit dem vorausgehenden übereinstimmt, so daß wir dadurch auf das Ganze, und damit auf den oft angedeuteten, aber nie genannten Gegner zurückgewiesen werden. Auch das Werk *περὶ μουσικῆς* ist polemischer Art gegen den Stoiker Diogenes und mehreres deutet darauf hin, daß der Rhetor Demetrius gleichfalls ein Stoiker gewesen ist. Nicht selten hat dieser gute und wahre Gedanken, welche Philod. nur einseitig oder falsch aufgefaßt, widerlegt; so ist die Bemerkung col. IX sq. gewiß richtig und erklärt die vorzügliche Form in den Schriften der Alten. Umfassende und gelehrte Kenntniß darf man von unseren Epikureern überhaupt weder in dem einen, noch dem andern Fache erwarten. Es ist mehr der Streit eines Philosophen gegen den Rhetor, der diesen nicht etwa, wenn er seine ihm festgestellten Grenzen überschreitet, und sich in höheres Gebiet wagt, zurückführen und seinen ihm eigenen Standpunct anweisen, sondern diesen gänzlich vertreiben und vernichten will. Es mochte Veranlassung und Grund genug seyn, die eitle Rhetorik welche sonst nichts war, zu zügeln, aber man mußte auch nähere Kenntniß von dem Gegenstande haben; Philodemus hingegen kennt die Schriften des Aristoteles nicht, und gleichwohl ist vieles von dem was er vorbringt, nur leerer nichtiger Streit über Dinge, welche er dort längst abgemacht finden konnte.

Die ersten ganz beschädigten Blätter zeigen, daß von der *λέξις* die Rede ist, und auch das folgende mehr lesbare bestätigt dieses; keineswegs aber wird, wie Hr. Gros meint, von der Rhetorik der Sophisten im Allgemeinen gesprochen. Col. XII, 12 ist der Uebergang von der *λέξις* zur *ὑπόκρισις*; dieses macht wahrscheinlich, daß Philodemus die allgemein angenommene Eintheilung der Rhetorik in Inventio, Dispositio, Elocutio, Memoria, Pronuntiatio nicht verlassen und in dem früheren von der *εὕρεσις* und *τάξις* gehandelt habe; *μνήμη* ist von einigen übergangen, von andern mit der *ὑπόκρισις* zusammengefaßt. Col. XIX. wird das Ende der *ὑπόκρισις* angedeutet und der

*) Im Texte steht *ΤΙΔΙΕΝΘ ΚΗΝ* was sicher nichts anderes als *παρενθήκην* ist, die französische Ausgabe hat *Ἔτι διενθἨκην*.

Umfang der Rhetorik nach der gewöhnlichen Definition, gegen welche manches Beachtungswerthe vorgebracht ist, bezeichnet. Col. XXXI. folgt die Eintheilung der Rhetorik in die drey bekannten Genera, von welchen das δικανικὸν und συμβουλευτικὸν für die folgenden Bücher zurückgelegt werden und Col. XXXIII — XLII nur das ἐγκωμιαστικὸν näher betrachtet, und nachgewiesen wird, wie gehaltlos und sich widersprechend die Sophisten in diesem von ihnen vorzüglich gerühmten und bearbeiteten Fache verfahren. Die letzten drey Col. XLII — V enthalten mit einer kurzen Rückweisung auf das Vorgetragene den Schluß des Buches.

Viele neue Aufschlüsse über die Rhetorik darf man von unserm Epikureer schon seiner Stellung nach, und weil ihm gelehrte Kenntniß und tüchtige Belesenheit in den Schriften der Redner und Rhetoren großentheils ganz abgeht, nicht hoffen, doch treffen wir immerhin einzelne anderswoher nicht bekannte, oder sonst lehrreiche Bemerkungen, und wir glauben wenigstens nicht die Mühe verschwendet zu haben, die es kostete, den Inhalt im allgemeinen verständlich zu machen. Neu ist z. B., um nur einiges hervorzuheben, die Bemerkung aus Demetrius Phalereus col. XVI, daß Demosthenes in seiner Action allzu gekünstelt und nicht natürlich einfach gewesen; bedeutend die Stelle aus dem Peripatetiker Hieronymus col. XVII — XIX über Isokrates, die zwar auch Dionysius Halic. (der sie vielleicht unserm Philodemus entlehnt hat) mittheilt, welche wir aber jetzt erst vollständig kennen lernen. Auch für die Theorie der Rhetorik findet sich col. XLII und sonst manches Beachtenswerthe.

Vergleichen wir die deutsche und französische Bearbeitung mit einander, so ist die Uebereinstimmung groß, und manches was nicht leicht zu errathen war, findet sich in der einen wie der andern ganz gleich; andererseits aber ist die Abweichung noch viel größer. Machen schon die Rollen in ihrer echten Gestalt in der Neap. Ausgabe, weil vieles nur fragmentarisch ist, große Schwierigkeit, den Zusammenhang darzustellen und die einzelnen Sätze richtig zu ordnen, so noch mehr in diesen fehlervollen Abschriften, welchen die englische Ausgabe ihr Entstehen verdankt. Darum kann eine Bearbeitung von Mehreren der Sache selbst nur zuträglich seyn; denn manches wird übersehen und in andern vergebens das richtige, selbst wenn es nahe vorliegt, gesucht, und so hat auch Hr. Gros das Verdienst, einiges richtig erkannt zu haben, was mir entweder entgangen oder unverständlich geblieben ist. Ich erwähne die bedeutendsten Stellen, deren Angabe schon die Billigkeit fordert: col. VII, 11 πλημμελημάτων für das falsche πλὴν μελημάτων, worüber wir nachher noch einiges bemerken werden. Da diese Columne mit *KAI* endet, die achte aber mit *TAI* beginnt, so vermuthete ich, daß eine oder die andere dazwischen, wie öfter, fehle; aber der Zusammenhang wird hergestellt, wenn wir mit H. Gros καίτοι schreiben, und ich zweifle nicht, daß dieses das wahre sey. Col. VIII, 5 αὐτὰς für αὐτὰ. XIV, 24 σκιομαχήσουσι. XXVII, 11 ἐλεγχθείησαν für ἐλεγχθείης ἄν. XL, 8 *KAI ΠΟΛΗΡΟΥΣ*, wo der leere Raum einen fehlenden Buchstaben und damit ein fremdes Wort, wie ἀπολήρους vermuthen ließ; aber es ist nichts als was Hr. Gros richtig gefunden hat καὶ πονηρούς. Sehr wahrscheinlich ist nun XLIV, 26 ἀτιμουμένους.

Der größte Unterschied der französischen und deutschen Ausgabe, und ein in die Augen fallender aber auch nur scheinbarer Vorzug jener vor dieser ist, daß in ihr alle Lücken vollständig ergänzt sind. H. Gros hat selbst die ersten Columnen, an welchen ich gänzlich verzweifelt und deßwegen mit der siebenten den Anfang gemacht habe, aus eigener Divination ergänzt, während Referent das fehlende so wie es einen etwas größeren Raum einnahm, nirgend zu ergänzen wagte. Ist es überhaupt sehr schwer, in diesem Falle das was der Schriftsteller sagen wollte, aufzufinden und dem Zusammenhange die eigenen Worte, von welchen nur einzelne Buchstaben erhalten sind, wieder zu geben, so wird es bey diesen Copien, in welchen auch die wenigen Buchstaben immer unsicher sind, geradezu unmöglich, festen Boden zu gewinnen, um entschieden auftreten zu können.

Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Fortsetzung.)

Das königliche Schreiben dd. Prag, 4. Februar; worin der 4. März zu Speyer als Tag der neuen Einigung angesetzt war, erhielt Fürstbischof Conrad erst den 23. Februar, und, durch Verzögeruug, die näheren Bestimmungen des Bündnisses gar erst am 6. März (Nr. 5.), so, daß er den Tag nicht besuchen konnte. In seinem Schreiben an den römischen König Ferdinand (so muß es wohl heißen statt Karl V.) giebt er als Grund, weßhalb er dem Bunde nicht beytreten könne, an: Er und sein Stift hätten sich, um bey Frieden, Recht und Billigkeit zu bleiben, mit etlichen „anstossenden Chur- vnd Fürsten, zum tail in erbliche, zum tail in andere Ainigung eingelasen, und geen denselben mit ausdrücklicher namhaftiger hilf, so es zu schulden kombt, dermasen verschrieben, das ich bei mir selbs, auch gedachtem meinem Capitel — — — nit finden, noch des bey Inen bewilligung erlangen konnen, vns in weitere Ainigung vnd hilf eintzulasen vnd verpflichten, das wir auch im Werk mit laisten konnten, welches vns nit wol anstunde wir auch vngern thun wollten“ ꝛc. — Und dabey ist es dann auch verblieben, wie aus Nr. 9 zu ersehen. Die Einigung wurde allerdings am 10. Juni 1538 zu Nürnberg geschlossen und führte den Namen des „heiligen Bundes,“ aber unter dessen Mitgliedern findet sich der Würzburger Fürstbischof nicht. —

IV.

Correspondenz des Generals Johann Tserclaes Grafen von Tilly mit dem Fürstbischofe von Würzburg wegen der ihm von der katholischen Liga versprochenen Belohnungen.

Mitgetheilt vom Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Die großen Verdienste, welche sich Tilly durch seine Siege um die katholische Liga erworben, hatten die Glieder derselben anerkannt und zu belohnen sich vorgenommen. Deßhalb wurden ihm auf einer Versammlung zu Regensburg im März und April des J. 1623 erstlich 20,000 Thlr. „vor Ein gnaden recompens“ — und dann auf dem Bundestag zu Augsburg im April und Mai 1624 weitere 100,000 Thlr. auf den 24. Junius selben Jahres, entweder ihm oder seinen Erben zahlbar, versprochen. Als Tillys Erbe betrachtete sich der Graf Werner von Tilly (Statthalter von Ingolstadt),

ein Vetter des berühmten Feldherrn, den er adoptirt hatte. Graf Werner wandte sich, im Begriffe, mit einer Tochter des Fürsten Karl von Lichtenstein sich zu vermählen, an den Fürstbischof Philipp Adolph zu Würzburg mit der Bitte, bey der Liga sich dahin zu verwenden, daß ihm die an Tilly schuldenden 100,000 Reichsthaler unverweilt bezahlt werden möchten (4. November 1626). Tilly selbst betrieb in mehreren Schreiben z. B. d. d. Helmstadt, 10. Nov. 1626. Peina, 16. Febr. 1627 diese seine Angelegenheit, erhielt auch unterm 18. März 1627 eine günstige Antwort, welche er zumeist der kräftigen Unterstützung des Würzburgischen Fürstbischofs verdankte, der den sein Stift treffenden Antheil an der Summe von 39,000 fl. im Betrag von 3008 Reichsthalern überschickte. Mit der völligen Abtragung der Schuld an Tilly, so viel nämlich davon auf Würzburg kam, verzog es sich jedoch bis in den August 1627, nachdem noch am 28. July vorher Tilly zu Würzburg beym Fürstbischof selbst eingetroffen war. Höchstwahrscheinlich vermochte der ligistische Feldherr, wie bey Würzburg, so auch bey den übrigen Bundesgliedern, erst vermittels einer langwährenden Correspondenz zu dem ihm seit Jahren versprochenen Gelde zu kommen. Gewiß! Jeder andere, der in so hohem Grade um die Liga sich verdient gemacht, wie dieß anerkanntermassen bey Tilly der Fall war, hätte in seinen gerechten Forderungen diese Verdienste besser hervorgehoben, als Er, der seiner Leistungen nur im bescheidenen Tone gedenkt und in höflich unterthäniger Bitte wiederholt an das Versprechen mahnt.

V.

Beitrag zur Geschichte des alten fränkischen Criminal-Justizwesens.

Mitgetheilt von demselben.

Der Bischof Lorenz von Bibra läßt die Leichname der hingerichteten Strassenräuber Andres Heß und seiner Gesellen, wie die beyden herzoglichen Brüder zu Sachsen, Friedrich, Churfürst und Johann durch Conrad von Witzleben begehrten, an die sächsische Behörde verabfolgen, um sie am Orte ihrer begangenen Missethat auszustellen oder aufzurichten. Was die herzoglichen Brüder hierdurch bezweckten, besagt ihr Schreiben von 1499: „Domit anndre solche vbeltate zu uermeiden dester mehre Vorcht hetten, vnnd die Wanderer dester sicherer der strassen gebrauchen mogten.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung).

Darum habe ich an solchen Stellen, und ihre Zahl ist sehr groß, nichts geben können und mich in dem Vorworte an die Mitglieder der Academia Borbonica gewandt, sie zur sorgfältigen Herausgabe des Originals zu veranlassen, wodurch sich denn von selbst ergeben wird, was in dieser Beziehung zur richtigen Herstellung noch geleistet werden könne oder nicht. Denn auffallend bleibt es gewiß, daß diese eine Schrift, die im Ganzen in einem Zusammenhange und einer Vollständigkeit erhalten ist, wie keine in den Herkulanischen Rollen, völlig unbeachtet ließen, dagegen unzusammenhängende Fragmente mit unendlicher Mühe und fast immer ohne Erfolg bearbeiteten.

Diesen Theil der Bearbeitung, wie er der schwierigste ist, können wir auch nur als den am wenigsten gelungenen betrachten, und H. Gros scheint, indem er sich von seinen Eingebungen zu sehr hinreißen ließ, die Sache für leichter als sie wirklich ist, gehalten zu haben; dafür wird er sich auch an keiner Stelle der Art der Zustimmung anderer Philologen zu erfreuen haben, und dieses nicht nur weil die Richtigkeit des Gedankens ungewiß bleibt, sondern auch weil die Form diesen selten richtig ausdrückt und die eingesetzten Worte oft nicht das aussagen, was sie seiner lateinischen Uebersetzung zufolge aussagen sollen. Auch finden wir an einigen Orten Erinnerungen aus Aristoteles Rhetorik angebracht, von welchen sich nachweisen läßt, daß Philodemus nicht im geringsten daran dachte, z. B. IV, 12

θαυμάζω δὲ ὅτι
[φησ]ι Κάλ[λιππος] ἐν (τῷ π-]
ρ[ώτῳ τ]ῆς ῥητορ[ικῆς · τῷ προτρέ-]
ψαντ]ί γε προχ[ειρότατόν πως]
ἂν εἶναι διὰ [ταὐτὰ κατηγορεῖν.]
τρα[γ]ι[κ]εύ [ετ]αί [π]η ἐν[ὶ λόγῳ λε]
γειν, καὶ τοιαύτας ἀμ[φι]-
βολίας ἐλεῖν μὲ[ν] τὸν [σ]ύν-
δικον · καὶ τῶν ἄρθρων [φ]η-
[σιν] προ[ύ]ργου μέλον εἶ-
ναι, τοὺς δ' ἐπα[γ]ορεύον-
τας συνδέσμους [σ]υν[ανταπο-
διδόναι, καθάπερ κτλ

Hier hat H. Gros die Erwähnung des Kallippus durch eine sehr unzeitige Erinnerung aus Arist. Rhet. II, 23 eingesetzt; Philodemus aber, wie bemerkt, kennt Arist. Theorie nicht, noch weniger die von diesem citirten alten Schriften; überdieß spricht Arist. von der Inventio, der rhetorischen Topik, hier aber ist, das lehrt der ganze Zusammenhang, von der Elocutio, dem Stile, die Rede; auch vermischt diese Ergänzung das genus deliberativum (προτρέπειν) ganz ungeeignet mit dem judiciale (κατηγορεῖν), so daß sie von keiner Seite die Probe auszuhalten vermag. Vielmehr meynt Philodemus seinen Gegner, der besonders die schöne rhetorische Form und Sprache als unentbehrlich hervorgehoben, und nach der Sitte der Rhetoren die einzelnen Lehren angegeben hat, wie die richtige Anwendung des Artikels, der Conjunctionen u. s. w. wovon auch Aristot. Rhet. III, 5 redet, und noch deutlicher die kleine Rhetorik an Alexander cap. 25. wo wir dasselbe finden; daher bedeuten die Buchstaben Zeile 15 — 16

Τ ΙΓΕ ΠΡΟΧ Ε ΝΠ
ΑΝ ΕΙΝΑΙ ΔΙΑ Τ ΕΙΝΕ

wahrscheinlich, wie die Vergleichung mit ähnlichen Stellen zeigt, nichts anders als

τήν γε πρόχειρον καχεξίαν εἶναι δια[φε]ύγειν

Auch wird diese Sprache Niemand verstehen, daß z. B. καὶ τῶν ἄρθρων φησὶν προὔργου μέλον εἶναι, τοὺς δ' ἐπαγορεύοντας συνδέσμους συναναποδιδόναι bedeuten soll, was die beygegebene lateinische Uebersetzung aussagt, articulisque curam impendere multum prodesse, atque illos qui iam dictis alia insuper addunt coniunctiones disponere, ita ut sibi respondeant; aber das Wort im Originale v. 21 ΠΡΟ ΙΓΟΥΜΕΛΟΝ ist nichts als προηγούμενον, eben so ist ΕΠΑΚΟΡΕΥ ‖ ΤΑΣ nicht ἐπαγορεύοντας, sondern entschieden ἐπακολουθοῦντας und die Lehre, daß die Artikel vorausgehen, die Conjunctionen aber gehörig, wie es die Sprache fordert, sich entsprechen sollen (vielleicht δεῖν ἀποδιδόναι), wie im genannten rhetorischen Büchlein: μετὰ δὲ συνδέσμους οὓς ἂν προείπῃς, ἀποδίδου τοὺς ἀκολουθοῦντας· τὸ μὲν οὖν τοὺς συνδέσμους ἀποδιδόναι τοὺς ἀκολουθοῦντας τοιόνδε ἐστιν· ἐγὼ μὲν παρεγενόμην οὐ ἔφην· σὺ δὲ φάσκων ἥξειν οὐκ ἦλθες. So deutlich jedoch einzelne Worte oder Phrasen sind, so wenig ist es mir gelungen, den zusammenhängenden Gedanken zu entdecken, da alle Buchstaben höchst schwankend sind; um so leichter wird es seyn, wenn in Neapel ein genauer Abdruck erschienen ist, jeden Zweifel zu lösen.

Solche Bedenken von Seite des Sinnes wie der Sprache erregen die von Hrn. Gros gelieferten Ergänzungen nicht nur in den ersten sechs Columnen, auf deren Herstellung eine besonnene Kritik, wenn sie nicht von besonderem Glücke begünstigt ist, gerne ganz verzichten wird, sondern alle Supplemente größerer Art. Philodemus schreibt keinen vorzüglichen Styl, und er, aus Gadara in Obergaliläa, mußte vielleicht die griechische Sprache nicht weniger, als die lateinische erlernen, aber weit entfernt von einem zierlichen und affectirten Ausdrucke, nach welchem sein Zeitgenosse in Rom Dionysius von Halic. hascht, scheint er, ohne in das ganz niedrige und gemeine zu fallen, sich der damals gewöhnlichen Schriftsprache zu bedienen; was aber die Herausgeber, um die Lücken der Herk. Rollen auszufüllen, erfinden, ist oft gar kein Griechisch und kann Niemand verstehen, so daß die lateinische Uebersetzung fast eine Nothwendigkeit wird, um wenigstens zu wissen, was sie sich dabey dachten und was sie wollten. Ich gebe als Beyspiel die erste der vollständigen Columnen, die siebente des Ganzen, wie sie in der französischen Ausgabe erscheint, wobey alle großen Buchstaben als Zusätze und Verbesserungen des Herausgebers betrachtet werden müssen, weswegen die eigenen Namen klein geschrieben sind:

'Αλλά τὸν φοίνικα διδάσκαλον ἀχιλλεῖ συναπεστάλθαι φησὶν ὅμηρος. οὐδὲ τὴν φύσεI καὶ περὶ λόγον ἀρετὴν κατ' ἐξοχήν ἰδίως ἂν ΕΓΗ ἀΓοΡΕυθήσεσθαι ῥητορικήΝ. ΕΙ' δέ τις βουλεΥ'ΟΙΤ' ΑΥ'ΤΗ' πάΝΤ' ὀΡΘΘῦσθαι, διΑΡΡήδην γ' ἂΝ εἴρηκεν, πρὸ τΩ'Ν ῥητορικΩ'Ν διατριβῶν μηΔΕ'ΝΑ Η'φθαι τΩ'Ν πληΜμελημάτων τούτων. οὐδ' οὕτωΣ μὲν οὗΤΟΣ εἶπεν, ἀλλ' ἀπΕΙ'ΡωΣ ἰσχύειν τὰς ῥητορικὰς διατΡΙβάΣ· ΑΤε μηδὲ περικλέΑ ΤΥΧΟΝΤΑ στεφάνου, θουκυδίδην μηδὲ τὸν ὁλόρου, τήν γε ΠρΟ'χειρον ἐκπεφευΓέΝαι καχεξίαν τῆς ἐρμηΝείας· ἀλλὰ μΗδ' ἐπιτεθεωρηκέναι· τάχα γὰρ ἐπὶ Τούτων κατηρχθαι τις ἐρεῖ τὰς διατριβάς· ἰσχυκΕ'ναι δὲ οὐδΕΙ'Σ, εἰ μή τις ΤΩ'Ν ἀναισχύντων.

Betrachtet man diese Ergänzungen auch nur

an sich, ohne Rücksicht auf die Gedanken, so wird sich sogleich zeigen, wie sehr der Character der griechischen Sprache vernachlässigt oder vielmehr welche Gewalt dieser angethan ist, um das zu bedeuten, was sie doch nicht bedeutet. Unerhört ist das Futurum des Verbums in der Umschreibung, ἂν εἴη ἀγορευθήσεσθαι, aber auch ἀγορεύεσθαι nicht das rechte Wort, es wird in dieser Bedeutung nur προσαγορεύεσθαι gesagt; ferner was soll βουλεύοιτο? ist es etwa identisch mit βούλοιτο oder νομίζοι? wer hat je ἂν εἴρηκεν gesagt? Wäre aber auch diesem allem nicht die einfachste Grammatik entgegen, so könnten die Worte doch nicht das ausdrücken, was sie Hr. Gros sagen läßt: quod si quis existimaret per illam omnia ad rectum exitum perduci, hoc idem esset ac si expressis verbis diceret, ante rhetoricas exercitationes neminem eiusmodi peccatis fuisse obnoxium. Nicht gelungener sind die übrigen Supplemente; einzig in seiner Art ist ἅτε mit dem Infinitiv ἐκπεφευγέναι verbunden, auffallend in τυχόντα (für welches Wort selbst der Raum zu klein ist) der Mangel des Artikels, und verbunden mit στεφάνου soll es den berühmten Redner, den Olympischen Donnerer bezeichnen, weil Plutarch im Leben des Perikles cap. 28 sagt, man habe ihn, als er die Leichenrede auf die im Samischen Kriege Gefallenen gehalten, bekränzt. Gleich unmöglich ist, daß Θουκυδίδην μηδὲ τὸν Ὀλόρου für μηδὲ Θουκυδίδην gesetzt werden könne. Von den vielen Ergänzungen ist demnach keine zu brauchen; aber all dieser Versehen ungeachtet, verdanke ich das Verständniß dieses Blattes doch Niemanden, als Hrn. Gros, durch die richtige Verbesserung πλημμελημάτον, wofür im Texte πλὴν μελημάτων steht; jetzt nachdem dieser Stein des Anstosses entfernt ist, glaube ich auch den Zusammenhang zu erkennen. Der Gegner hatte den bekannten Homerischen Vers IX, 443 aus dem Munde des Phönix

μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων

angeführt, um damit die Bedeutung und Wichtigkeit der Rhetorik zu beweisen; zu demselben Zwecke werden in den Rhetores graeci häufig auch die Verse des Nestor Il. I, 249 und Odysseus III, 222 angeführt. Dagegen erinnert Philodemus, daß damit nur die natürliche Rednergabe *) ausgedrückt werde, nicht die gepriesene sophistische Kunst, folglich im eigentlichen Sinne nicht Rhetorik genannt werden könne; er sage ja selbst deutlich, vor Errichtung rhetorischer Schulen habe man die stylistischen Fehler nicht erkannt und gemieden (d. h. erst durch das rhetorische Studium habe sich die reine Prosa ausgebildet); ferner selbst Perikles und Thucydides **) seyen von dieser πρόχειρος κακξεία τῆς ἑρμηνείας nicht frey gewesen, und zu jener Zeit wären diese Schulen, wenn sie auch bereits angefangen hätten, doch noch lange nicht in ihrer Blüthe gewesen. Dieß ist der einfache Zusammenhang der Gedanken, welchem sich auch die sonst zweifelhaften Worte am leichtesten anfügen. Großes Bedenken erregt Vers 10, zumal der Text selbst eine Veränderung erlitten hat:

ΜΗ
ΔΙΑΤΡΙΒΩΝ ΕΙ ΠΑΛΕΦΟΑΙ Τ . .

jenes μὴ nämlich ist als Correctur über den Text gesetzt, und es entsteht die Frage, welches Verbum in der sichtbaren Perfect-Form — έφθαι verborgen liege; gewiß nicht ἦφθαι; ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe ἐπεσκέφθαι, wie X, 4. 26 ἐπεσκεμμένους und dasselbe Tempus XII, 9 ἐπεσκέφθαι.

*) Ganz deutlich hat der Text τὴν φύσει καὶ περὶ λόγον ἀρετήν, und nur das *I* in φύσει ist nicht mehr sichtbar; gleichwohl gestattet die Sprache diesen Ausdruck nicht, man erwartet τὴν φυσικὴν περὶ, oder was wahrscheinlicher ist, καὶ ist überflüssig, und der Verfasser hat nur τὴν φύσει περὶ λόγον ἀρετήν geschrieben.

**) Nach dieser Angabe sollte man glauben, daß es ächte Reden des Perikles bis auf Philodemus Zeit gegeben habe, während alles, was wir davon wissen, vielmehr das Gegentheil bezeugt. Von Thucydides hatte der Verfasser dieselbe Ansicht, wie sie Dionysius in seiner Kritik wiederholt ausspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung).

VI.

Gerichtsordnung zu Theilheim vom Jahre 1473.

Mitgetheilt von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Das Dorf Theilheim gehörte früher zu den Besitzungen des Würzburger Domcapitels. Im Vorliegenden sind nun die Bußen bestimmt, welche für verschiedene Real- und Verbal-Injurien, andere Vergehungen ꝛc. den Herren des Domcapitels, den Schöpfen, Schultheißen in Geld erlegt werden mußten. Groß Gericht war zu Theilheim mindestens zweymal im Jahre, an Sant Walpurgen Tag (1. May) und an Sant Burkharts Tag (14. October); der Gerichtsvorsitzer, in der Regel der „Schultheß oder weme das von der Herrn wegen beuolen wurdt, sol den stab haben vnd frager seyn.“ — Zusätze zu dieser Ordnung wurden noch im December 1520 gemacht.

VII.

Ueber den Geschlechtsnamen des Bischofs Reinhard von Würzburg.

Von Hrn. Dr. F. A. Reuß, Privatdocenten (nun Professor) an der königl. Universität und Vereins-Conservator.

Schon Sprenger, Geschichte von Banz, S. 180, 181 zählt diesen früheren Probst von Neumünster unter Rapoto's von Abenberg Kindern auf. Fries selbst (bey Ludewig S. 524) enthält sich jeder Angabe über Reinhards Abstammung und Geschlecht, worüber jedoch der beygegebene Kupferstich in der Art Aufklärung ertheilt, daß er des Bischofs Vater (irrig) einen Abenberg, die Mutter aus markgräflich meißnischen, den väterlichen Großvater aus anhalt'schen und den mütterlichen Großvater aus einem unbekannten fränkischen Hause seyn läßt. Die genealogische Tafel bey Sprenger gibt dem Grafen Rapoto von Abenberg 3 Söhne, Reinhard, Friedrich I. gest. 1183, 26. July und Conrad, und 2 Töchter, Hedwig an Bertold von Andechs vermählt (wogegen v. Lang, Grafschaften S. 320 behauptet, diese Hedwig sey aus dem Hause Dachau gewesen) und Bertha, Abtissin des Klosters Kitzingen. Zu Rapoto, dem Vater dieser 5 Kinder, der noch in einer Urkunde vom 6. December 1172, zu Würzburg als Zeuge

vorkommt, bemerken wir, daß sein erstes urkundliches Vorkommen in das Jahr 1114 und zwar in der Eigenschaft als advocatus des Klosters Banz fällt (Oesterreicher, Banz II. 19). In den Diplomen dieses Klosters ist er bestimmt bis zum Jahre 1149 und 1152 immer als dessen Schirmvogt genannt. Bey Verhandlungen auf Reichstagen wird er einfach als „Comes de Abenberg“ aufgeführt, seit den 16. März 1157 (Mon. Boic. VI, 173) aber als Comes Rabloto de Fransdorf, was gegen v. Lang beweist, daß die Abenberge fortan im Besitze dieses den Höchstadter Grafen zuständigen Ortes gewesen; wie denn noch sein Enkel Friedrich nach demselben sich benannte, 1189, Comes Fridericus de Vrenstorf. Als Advocatus burgi Babenbergensis tritt Rapoto den 14. Februar 1160 auf: so wie sein vorerwähnter Enkel Friedrich von Frensdorf als advocatus fori in civitate babenberc (1189) erscheint.

VIII.

Mittheilungen aus dem Archive der Stadt Kitzingen.

Von Hrn. Dr. F. A. Reuß ꝛc. Zweyte Lieferung.

1. Luther empfiehlt dem Senate den neuen Pfarrer M. Georg Schmalzing. — Der Rath der Stadt hatte von Dr. Luther einen Pfarrer sich erbeten. Im kurzen Empfehlungsschreiben bittet Luther, man möge dem neuen Pfarrer, der ja doch in ihren Diensten sey, bey der großen Entfernung die Reisekosten zahlen.

2) Paul Eber verehrt dem Senate ein mit Gemälden geziertes Exemplar von Luthers Bibelübersetzung in der Ausgabe von Hans Luft, Wittenberg 1561. Fol.

Nach Ebers Wunsch sollte dieß Geschenk in dem neuerbauten steinernen Rathhause hinterlegt werden.

3. Dankschreiben des Senats für das übermachte Geschenk.

Paul Eber war diesem herzlichen Briefe nach ein Beförderer und Unterstützer derjenigen jungen Leute, die sich ihrer Studien halber nach Wittenberg begaben. Die geschenkte Bibel war in 2 Theile gebunden und derselben einverleibt „etzlicher vil großer christlicher potentaten und gelertter leut abcontrafactur unnd hanndschrifften.“ Demnach hätte Eber dieser, so viel uns erinnerlich, mit Lucas Kranach'schen Holzschnitten gezierten Bibel auch noch die Porträte berühmter Regenten u. s. w., und wahrscheinlich von gelehrten lutherischen Theologen zu deren Bildnissen auch ihre Handschriften beybinden lassen, was allerdings den Werth des Geschenkes bedeutend erhöht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung.)

Darnach heißt der Satz: διαῤῥήδην γὰρ εἴρηκεν πρὸ τῶν ῥητορικῶν διατριβῶν μὴ ἐπεσκέφθαι τῶν πλημμεληµάτων τούτων· d. h. vor Erfindung der rhetorischen Uebungen habe man auf die oben angeführten Fehler der Diction gar nicht geachtet. Einen ferneren Beweis derselben Behauptung enthalten die nächsten Worte; darum kann Philodemus nicht sagen οὐδ' οὕτως μὲν οὗτος, was an sich unangenehm wäre und schon dem Raume nach nicht stehen kann, aber auch nicht, was ich geschrieben habe μὲν οὖν, sondern ΟΥΤΩCMENO> ist οὕτως μόνον als eine Steigerung des vorhergehenden: οὐδ' οὕτως μόνον εἶπεν, ἀλλ' ἁπλῶς ἰσχύειν τὰς ῥητορικὰς διατριβὰς καὶ μήτε Περικλέα . .

Da Referent bey seiner Bearbeitung vorzüglich die Richtigkeit der Sprache beachtete und nichts, was den Gesetzen dieser entgegen ist, aufnahm, so darf man sich nicht wundern, wenn in seiner Ausgabe manche leere Stelle, wo keine Aushülfe zu finden war, zu erblicken und dem größeren Scharfsinne anderer überlassen ist, während die französische äußerlich zwar alles ausfüllt, aber dem der Sprache Kundigen durch solche grammatische Unebenheiten nicht geringern Anstoß gibt, als die deutsche durch ihre sichtbar in die Augen fallenden Lücken. Aber auch da, wo beyde den Text liefern, ist die Abweichung manchmal so groß, daß man zwey von einander ganz verschiedene Schriften vor sich zu haben glauben möchte, z. B. col. XXX, 2*), wo von dem, was die Sophisten leisten, die Rede ist und nach unserer Herstellung zu lesen ist:

ἴσως δέ τις ἐρεῖ μηδ' ὅ-
λως τὴν δύναμιν ἀφ' ἧς ἐσ-
τὶ τὰ πολειτικὰ πάντα καὶ
τὰ σοφιστικὰ τῶν ῥητόρων
ἐξευρίσκειν καὶ λέγειν ὄφε-
λος ἔχειν τι πρὸς τὴν μηθ-
ενὸς ἀνθρώπου μακαρίαν
ζωήν· ἐγὼ δὲ καὶ λέγω τοὺς
σοφιστὰς μηδὲ πολλοστὸν
ἐξευρίσκειν τῶν ἐνδεχο-
μένων ἐν τοῖς πολειτικοῖς.

Dafür hat Hr. Gros vom sechsten Verse an geschrieben:

καὶ λέγειν, κάλ-
λος ἔχειν τι· προτεινόμ-
ενος ἀνθ' ὧν εὑρήκασιν
ζωήν, ἐρῶ ἀσκεῖν ἐκεῖνο τοιούτους
σοφιστὰς, μηδὲ πολλὰ αὐτοὺς
ἐξευρίσκειν κ. τ. λ

Solche bedeutende Varianten könnten leicht dazu führen, jeden Glauben an diese ältesten Denkmäler zu vernichten; es bedarf jedoch nur der eigenen Vergleichung, um die Ueberzeugung, was das richtige sey, zu erlangen, und sie beweisen nichts anderes, als daß bey diesen ungenauen Abschriften große Behutsamkeit erforderlich ist, um mit Erfolg das Ursprüngliche wiedergeben zu können. Dazu

*) Durch ein nicht bemerktes Druckversehen steht in unserer Ausgabe Vers 1 εὑρημένων statt εἰρημένων.

aber ist die Einsicht des englischen lithographirten Exemplars unentbehrlich, und weder in Hrn. Gros Ausgabe noch in der des Refer. konnten die Formen der gebrochenen Buchstaben und andere eigenthümliche Gestalten durch den Druck veranschaulicht werden; gleichwohl hängt von einem solchen Anblicke of die ganze richtige Herstellung ab. So sehr ich mich bemühte, nichts unsicheres in den Text aufzunehmen, und lieber durch offenen Raum mein Unvermögen bekennen, als durch scheinbare Ergänzungen die Sache verwirren wollte, so mag sich doch einiges finden, was einem gegründeten Zweifel uuterliegt; gewöhnlich machen die Anmerkungen selbst darauf aufmerksam. In der lückenhaften Stelle XII, 12 seq., wo von der λέξις zur ὑπόκρισις übergegangen und die Bedeutung dieser hervorgehoben wird, habe ich geschrieben:

με-
στῶν τινὲς μὲν τῆς τέχνης
Ἀθηναῖο[ι τὰ τ]οῦ λόγου τῆς
ὑποκρίσεως

und deutlich sind die Buchstaben *TINEΣ ENT TEXNHΣ* ‖ *AΘHNAIO OT ΛOΓON THΣ*, ich bemerkte aber, daß man nicht einsehe, was die Athener hier sollten. Es ist mir jetzt klar geworden, daß die ganze Ergänzung verfehlt ist, da das μὲν kein nachfolgendes δὲ hat; das richtige aber ist wohl τινὲς μὲν τῆς τέχνης, Ἀθηναῖος δὲ τοῦ λόγου. Gemeint ist Athenäus, Hermagoras Gegner, von dem wir bey Quintilianus im dritten Buche mehreres lesen; dieser hat nach unserer Stelle, was die andern Theile der Rhetorik nannten, die inventio, dispositio, elocutio, pronuntiatio, Theile der Rede μέρη τοῦ λόγου genannt. Was die französische Ausgabe hat, in welcher der Satz vollständig gegeben ist τινὲς [δ]ὲ ἐν τ[αῖς] τέχν[αι]ς Ἀθηναῖο[ι, πλείστ]ου λόγου [τὰ] τῆς ὑποκρίσ[εως ἠξίωσαν.], wird durch den Anblick des Originals widerlegt, und immer bleibt die Frage, warum die Athener angeführt seyen, und wer je so gesprochen habe.

Mehrere Proben der Art mitzutheilen scheint unnöthig; man mag aus dem bereits angeführten erkennen, was diese Bearbeitung geleistet hat, was sie zu wünschen übrig läßt. Sie hat das Verdienst, eine ganz unbeachtete Schrift verbreitet und in ihr vieles richtig hergestellt zu haben — daß eine deutsche zuvorgekommen, mindert, da ihr diese unbekannt geblieben ist, den Werth nicht — aber die Anwendung ist aus den nachgewiesenen Gründen sehr erschwert und großentheils unzuverlässig. Um das möglichste zu leisten, sind mehrere Kräfte nothwendig, das bedeutendste aber ist von einem vollständigen und genauen Abdrucke des Originals zu erwarten, womit hoffentlich die Academia Borbonica in Neapel nicht zu lange zögern wird. Referent ist durch Hrn. Gros zur wiederholten Durchsicht dieses Buches veranlaßt worden und dadurch zu einem bessern Verständniß mancher Stelle gelangt.

Außer diesem vierten Buche des Philodemus über die Rhetorik geben die Orforder Voll. Hercul. noch bedeutende Fragmente einer andern, nicht weniger als siebenzig Columnen (Tom. II. fol. 46 — 116), von welchen einige vollständig leserlich oder leicht herzustellen, andere nur zur Hälfte erhalten oder ganz unheilbar sind. Diese hat Hr. Gros gänzlich mit Stillschweigen übergangen, ich finde nirgends auch nur die geringste Hinweisung auf sie; gleichwohl enthalten auch sie manche merkwürdige Aussage über alte Rhetorik und dürften nicht vernachläßigt werden. Dagegen sind zwey andere Bücher der Rhetorik, oder vielmehr Theile von solchen aus dem vierten und fünften Bande der Neapolitanischen Ausgabe, aber ohne die geringste Aenderung, ganz nach den verkehrten, sinn- und sprachlosen Ergänzungen der italienischen Gelehrten aufgenommen. H. Gros mußte diese völlig übergehen, oder, was nicht viel Mühe gewesen wäre, eine bessere Bearbeitung liefern. Wie schon oben bemerkt ist, kann man auf den hier gegebenen Text bauen und wird nur selten Grund zu gerechtem Zweifel haben, aber viele Columnen sind durch Lücken beschädigt und dadurch ist die Herstellung nicht wenig erschwert. Die erste Schrift behandelt den Gegenstand, ob und welchen Einfluß die Rhetorik oder Sophistik auf die Politik übe. Hier wird col. III — V ein Gedanke des Epikurus aus dessen Buche über die Rhetorik *)

*) Dieses ergiebt sich deutlich aus der nachher anzuführenden Stelle in den Orforder Vol. Hercul.

vorgetragen, worin er erklärt, warum die jungen Leute so gerne sich den Versprechungen der Sophisten hingeben; die bezaubernde Form der Sprache, die Antithesen und alle jene Redefiguren halten den Sinn befangen, und erregen die Meynung, man könne auch in der gerichtlichen und berathenden Rede auf gleiche Art glänzen, was nicht der Fall sey; denn dazu gehöre positive und mehr als formelle Kenntniß; mit Schrecken also fänden sie sich zuletzt in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht. Gemeynt ist damit wohl zunächst Isokrates und seine zahlreiche Schule, obschon dieser nicht verfehlt in seinen Reden den Sophisten ähnliche Vorwürfe zu machen und sich ihnen entgegen zu stellen. Wir theilen diesen Ausspruch des Epikurus zugleich als eine Probe dieses Buches, großentheils nach unsern Ergänzungen *) mit und erwähnen einiges von dem, was die Neapolitanische Ausgabe und H. Gros geben, um den Unterschied darzulegen:

Col. III.

ἀλλὰ ταῖς ἀληθείαις
καὶ πλανῶνται πάντες
οἱ σοφισταῖς ἀργύριον ἀ-
ναλίσκοντες· ὅταν γὰρ
ἀκούσωσιν αὐτῶν ἐν
ταῖς δείξεσι καὶ ταῖς πα-
νηγύρεσι φησὶν ὁ Ἐπί-
κουρος καὶ ψυχαγωγη-
θῶσι, διὰ [τὸ ε]ἶναι πε-
ρὶ συμβο[υλῆς τι]νὸς τὸν
λόγον [καὶ τῶ]ν συμ-
φερόν[των τῶν ἐ]ν ταῖς
ἐκκλ[ησίαις καὶ τ]οῖς δι-
καστηρ[ίοις γίν]εται· ἐν
μὲν γὰ[ρ τοῖς] ὑπὲρ
τοῦ ἐνκειμένου δὴ λε-
γομένοις κινδυνεύον-
τες, ὅταν [μὴ ἀκούω-
σιν, ὅταν δὲ δι[κάζωσι
τὸν ὅρκον φοβούμενοι
προσέχουσι τὸν νοῦν
τοῖς λεγομένοις· ἐν δὲ ταῖς
πανηγύρεσι καὶ δείξε-
σι τῶν σοφιστῶν οὐδὲν
οὔδ' ὑπὲρ ὅρκον φροντίζον-
τες· οὐ γὰρ ὀ]μωμόκασιν

Bis jetzt kannten wir eine Rhetorik des Epikurus nur aus den Scholien zu Hermogenes, vergl. Menage zu Diogen. X, 28. Da beyde Autoren, Philodemus und der Scholiast einfach sagen Ἐπίκουρος ἐν τῷ περὶ ῥητορικῆς, so hat man nur an eine kurze Abhandlung zu denken, in welcher mehr gegen als über die Rhetorik gesprochen wurde.

*) Wir suchen mit diesen mehr den Gedanken zu treffen, als daß wir jedes Wort verbürgen wollten.

V. 12. Neap. διὰ τὸ μὴ εἶναι, die Negation ist nothwendig, scheint aber vor διὰ ausgefallen zu seyn: wenn man die Sophisten gerne anhört, so geschieht es nicht, weil sie συμβουλὴ ertheilen und vom συμφέρον sprechen, sondern aus andern Gründen. Im genus deliberativum hört man gerne zu, weil es sich um die eigene Sache handelt, Aristot. Rhet. I, 1, in dem genus judiciale ist der Richtereid, welcher zur Aufmerksamkeit nöthigt.

V. 13 — 15 Neap. συμβο[υλίου τι]νος τ. λ. [οὐδὲν ἂ]ν συμφέρον [ἐστιν ὡς ἐ]ν

V. 21 — 22 Neap. ὅταν [μὲν διὰ λόγον θέ]σιν, ὅταν δὲ δι' [αὐτὸν] τὸν.

V. 23. Neap. σοβο[ύ]μενοι und allerdings steht im Texte COBO *MENOI*, da aber die Form σοβεῖσθαι statt σέβεσθαι der griechischen Sprache unbekannt ist, so scheint mir die Aenderung von C in Φ, φοβούμενοι unentbehrlich.

V. 28. Neap. φροντίζον[ται, ὅτι οὐχ ὁ]μωμόκασιν was unverändert in der französischen Ausgabe wieder erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung).

4) Der Senat dankt dem M. Johann Hoffer zu Wittenberg für dessen Descriptio urbis Kitzingae, Wittenbergae 1556. 4.

Diese Beschreibung wurde als Programm zur 6ten Stiftungsfeyer des historischen Vereins von Unterfranken zu Würzburg 1836 wieder abgedruckt.

Auffallend und ein Uebermaß von Bescheidenheit bekundend, ist in diesem Danksagungsschreiben des Senats dessen Aeußerung: „Sed gratissimum nobis fecisses, si scriptum non publicasses. Veremur enim (ut nunc sunt mores) plus invidiae et irrisionis, quam favoris et laudis inde ad nos rediturum, et fortasse non defuturos, qui nos luculentam illam tuam descriptionem ambisse et quasi extorsisse credituri sint etc. An Hoffer schickte der Senat für seine treffliche Arbeit als ein munusculum sedecim Joachimicorum.

IX.

Correspondenz der Abtissin Sophia von Neuenburg zu Kitzingen mit der heil. Hildegard.

Von Hrn. Dr. Reuß ꝛc.

Die den beyden Briefen vorangeschickten historischen Andeutungen setzen in Kürze die betrübte politische Lage des Klosters Kitzingen auseinander mit Berufung auf die Urkunden vom 23. November 1151 und 18. August 1165, beyde in den Mon. boic. 29. 1. p. 305—307 und 379 — 381 abgedruckt (Sollte der Ausdruck: „cenobium — — quondam regale“ nicht dem Diplome vom 18. August 1165 Biscopsheim, entnommen seyn? Alsdann wäre das Jahr 1163 wohl ein Druckfehler). Die Tröstung der Heiligen ist ganz im Style einer Seherin gehalten.

X.

Notizen über das Physikat zu Lohr am Main.

Gesammelt von Hrn. G. Höfling.

Diese für die Localgeschichte von Lohr interessanten Nachrichten beginnen mit Karls des Großen Bemühungen um Förderung der Künste und Wissenschaften, und insbesondere der Arzneykunde mit Hinweisung auf das Capitulare von Thionville, December 805, woselbst es bey Pertz III. 132 heißt: „De medicinali arte, ut infantes hanc discere mittantur,“ nämlich in die Klosterschulen. Von der Mitte des 17ten Jahrhunderts an (1654, Dr. Jonas Faber, erster verpflichteter Physicatsarzt zu Lohr) bis auf unsre Tage (Dr. Jacob Goy) sind alle Physicatsärzte aus den Acten angeführt und von ihrem amtlichen Wirken kurze Notizen gegeben.

XI.

Vindicirung einer den bayerischen Herzogen zugeschriebenen Münze für Würzburg.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

In unsrer Anzeige des achten Jahresberichts des historischen Vereins von Mittelfranken äußerten wir uns über die betreffende, dem Rufenhofer Münzfunde angehörige Münze dahin: dieselbe mit dem angeblichen Stockfische sey eher eine fränkische als eine von einem bayerischen Prinzen in Bayern geprägte.

Hr. Dr. Keller hat nun hier über jeden Zweifel hinaus dargethan, daß sie wirklich eine fränkische Münze sey. Ob sie jedoch eine bischöflich-würzburgische Münze genannt zu werden verdiene, dieß hat Hr. Prof. Gutenecker im zweyten Hefte des 6. Bandes dieser Vereinsschrift S. 190, 191 aus dem Grunde zweifelhaft gemacht, weil kein Zeichen des Stiftes Würzburg auf derselben sich befindet, und zugleich hingedeutet auf das vom Könige Ruprecht dem Grafen Johann von Wertheim ertheilte Münzrecht vom 13. Juny 1408 (Chmel Reg. R. Ruperti p. 160 nro. 2578, vergl. Chmel l. cit. p. 8 nro. 132, 1401, 5. Febr. Nürnberg.)

XII.

Nachtrag zu der Bd. V. Hft. I. S. 164—187 abgedruckten Rede über würzburgisch-fränkische Numismatik.

Von Hrn. Dr. Joseph Gutenecker, k. Gymnasialprofessor zu Münnerstadt.

Die in diesem Nachtrage aufgeworfene Frage: „Wer ist der Verfasser der hier genannten Beschreibung der von Erthalischen Münzsammlung?“ — glauben wir nach unserm besten Wissen schon im Junius 1840, S. 976 dieser Blätter dahin beantwortet zu haben, daß es der als Chori director an der obern Pfarre zu Bamberg den 14. Oct. 1790 verstorbene Sebastian Schramm gewesen sey, dessen Epitaph an der äußern Wand auf der Südseite der obern Pfarrkirche nicht fern vom Eingange sich befindet.

Herzlich freut es uns, daß die Zeichnungen zu den oberthurischen Gedächtniß-Münzen, die wir nach der Note zu S. 177 bereits für verloren hielten, aufgefunden und der reichen Sammlung des historischen Vereins zu Würzburg einverleibt worden sind! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Schluß.)

Col. IV.

30 δικαίως κριν]εῖν, οὔθ' ὑπὲρ
τῶν ἐνκειμ]ένων, εἰ συμ-
φέρον ἔσται] ἢ μή· οὐ γὰρ
γίνεται ὑπὲρ πολ]έμου καὶ
εἰρήνης ὁ λόγος, ὑπὲρ
ὧν ἀναγκαῖόν ἐστιν
ἀτταδήποτε ψηφί-
σασθαι. ἐὰν δὲ καὶ ὑπὲρ
5 πολέμου καὶ εἰρήνης ἤ
πη καὶ ἄλλο[υ τ]ινός, ὃ ἐν
ταῖς ἐκκλη[σίαι]ς που[λέγε-
ται, οὐ περὶ κ[ατ]επε[ίγον-
τός τινος, οὐδείς
10 ἐστιν ἐν τῷ παρόντι
ὁ λόγος . . .
. . . . .
ἂν γοῦν ἐν ταῖς πα-
νηγύρεσιν
15 ἀκούωσιν, τοῖς μὲν
λεγομένοις οὐ προσέχου-
σιν, εἴ ἐστι συμφέρον-
τα ἢ οὐ συμφέροντα,
καὶ τὸ σύνολον ἀληθῆ
20 ἢ οὐκ ἀληθῆ, ὑπ' αὐτοῦ
δὲ τοῦ ἤχου καὶ τῶν πε-

V. 30 Neap. τι διακρίν]ειν οὔθ' ὑπὲρ [τῶν λεγομ]-ένων εἰ συμ[φέρει ἡ μν]ήμη, was niemand verstehen kann.

V. 3 Neap. αὐτὰ δήποτε.

V. 5 Neap. ἠγῆ was nichts bedeutet. *H || ΓH* scheint absichtlich für *HIIH* geschrieben, wenigstens konnte ich nichts besseres finden, so ungewöhnlich die Prosa auch ἤ πη seyn mag.

V. 6 Neap. ἄλλο [ἐστ]ιν ὅσον ἐν, die Construction lehrt, daß es ἄλλου τινος heißen muß, dann bleibt aber *ONEN*, was ich nicht verstehe und in ὃ ἐν verwandelt habe.

V. 7 Neap. που [εἴρη]ται das wahre ist schwer zu finden, da das Original selbst eine Verbesserung erlitten hat, dort ist *COY . . . || TAI* (π)

V. 8 Neap. περικ[λοῦς] ἐπέχοντος. Wenn auch in Prunkreden von Krieg und Frieden und anderm die Rede ist, wovon in den Volksversammlungen gesprochen wird, so ist doch die Veranlassung nicht dieselbe; hier sind es dringende Umstände die Rath und That fordern, dort wird nur davon erzählt.

V. 11 — 13 Hier ist zu wenig erhalten, um mit einiger Wahrscheinlichkeit etwas bieten zu können; die Neap. haben ὧν συμφέρει ἔξω ὄντος τοῦ αὐτοὺς ἀναγοῦντος ταῖς was niemand erklären wird.

V. 14 Es fehlt ein Adverbium im Sinne von ἀσμένως, wovon einzelne Buchstaben erscheinen . . . *ΔΟΥ . ΩΣ* Neap. εἰ δ' οὕτως.

ριόδων καὶ τῶν παρί-
σων
καὶ ὁμοιοτελεύτων
ψυχαγωγούμενοι, οἳ
δὴ προσεδόκησαν, εἰ
οὕτω ἀ[νεφάν]ησαν καὶ
ἐν ἐκκλησίαις καὶ δικασ-
τηρίοις ε[ὖ ἀπαλλάττειν,
οὐ συνορῶντες ὅτι οὐ-
δ' ἂν ἠνείχοντο εἰ ἐν ἐκ-
κλησίᾳ καὶ δικαστηρί-

Col. V.

ῳ οὕτω λαλοῦντος
ἤκουον. ὅθεν ἦλθον ἐ-
πὶ τὸ ἀναλίσκειν μισθὸν
τοῖς σοφισταῖς, εἶτ' ἀπο-
λωλέκασι τὸ ἀργύριον

V. 23 im Texte CΩNAAA I YΩ. und am Rande $\overline{H}$, es scheint der Namen einer Redefigur enthalten zu seyn, vielleicht ἀλλοιωτῶν, Neap. ἀλλαττόντων.

V. 24 OMOIO — ENTΩN, das N zwar deutlich, aber sicher falsch für Y, weßwegen ich unbedenklich ὁμοιοτελεύτων geschrieben; ἡμοιοτιθέντων das Neap. ist kein griechisches Wort.

V. 27 Statt ἀνεφάνησαν kann ein anderes Wort gestanden haben, gewiß aber nicht das ἂν οἷοι ἦσαν der Neap. Der Sinn ist: sie glauben, wenn sie diese sogenannten lumina auch in der δημηγορία und δικανολογία anwenden würden, müßte ihnen derselbe Eindruck folgen, ohne zu bedenken, daß sie dort selbst so etwas gar nicht aushalten könnten. Diesen Vorwurf scheinen schon andere vor Epikurus den Sophisten und Rhetoren gemacht zu haben, gegen welche sich Isocrat. Paneg. §. 11. vertheidigt, vrgl. Antidos. §. 46 — 50. Philipp. §. 4.

V. 31 ἠνείχοντο ist das richtige Wort, nicht ἠλίγχοντο der Neap. im Texte hat sich noch H E ONT. erhalten.

οὐθὲν γὰρ οἶμαι αὐτοῖς
συντελεῖται πρὸς τὸ πρᾶ-
γμα ἀλλ' ἢ διατριβὴ καὶ
ἀγωνία.

Denselben Gedanken des Epikurus hat Philodemus in einem andern Buche der Rhetorik wiederholt (englische Ausgabe tom. II. fol. 68. col. XXII.); leider ist dort nur der Anfang des Satzes und dieser sehr verstümmelt zu lesen, sonst würde ihre Vergleichung auch obiger Stelle sehr zu statten kommen; dort heißt es: φησὶν ἐν τῷ περὶ τῆς ῥητορικῆς ὁ Ἐπίκουρος ὅτι τοῖς διατριβικοῖς οἱ προσίοντες ἀπατῶνται καὶ οὐκ ἀπεικότως διὰ τοιαύτην αἰτίαν· ὅταν γὰρ ἀκούωσιν ἐν ταῖς δείξεσιν καὶ πανυγύρεσιν τῶν μήτε περὶ συμβουλῆς μήτε περί τινος τῶν τῇ πόλει συμφερόντων.

Auch von der zweyten Schrift aus dem fünften Bande der Neap. Ausgabe läßt das vorhandene nicht bestimmen, welche Reihe sie im rhetorischen Werke des Philodemus eingenommen habe; nur so viel ist zu sehen, daß ihr Inhalt das Verhältniß der Rhetorik und Philosophie zu einander und das beyder zur Politik nachzuweisen sucht.

Da bey den vielfachen Verstümmelungen dieser Monumente ihre Herstellung durch die genaue Betrachtung der Buchstaben und der Abstand dieser von einander bedingt ist, (oft erscheinen diese nur theilweise und können deswegen leicht verwechselt werden,) so ist die Einsicht in die Kupfertafeln, auf welchen der Text von den Neapolitanern anschaulich wie im Original selbst wiedergegeben ist, unentbehrlich, und gewiß verdient diese eigene in ihrer Art einzige Gattung alter schriftlicher Denkmäler allgemeine Verbreitung. Dieses ist aber bey dem hohen Preise der italienischen Ausgabe nicht möglich, könnte jedoch leicht bewirkt werden, wenn jene Kupfertafeln in einfache Lithographien umgewandelt würden; die fünf erschienenen uns bekannten Folianten *) würden nicht mehr als einen mä-

*) Von dem fünften Bande ist nur der tomus prior erschienen, dessen Vorrede für den tomus posterior die Schrift des Philod. ankündigt: τῶν κατ'

ßigen Band in größerem Octav, welches die Form der Columnen erfordert, umfassen, ein zweyter Band würde den hergestellten Text mit den nöthigen Bemerkungen liefern: von der englischen Ausgabe müßte, weil sie unzuverläßig ist, bis zum Erscheinen der genauern Abdrücke in Neapel völlig Umgang genommen werden. Dadurch würden die vorzüglichsten Talente Deutschlands von selbst aufgefordert werden, ihren kritischen Scharfsinn an diesen ältesten Urkunden zu erproben.

Spengel.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Fortsetzung.)

XIII.

Würzburger Almosen-Ordnung vom Jahre 1533.

Mitgetheilt von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Eine musterhafte, in unsern Zeiten noch zu beherzigende Armenordnung! Für Alles und Jedes, was den Armen betrifft, ist wahrhaft väterliche Sorge getragen und dem Betteln junger, kräftiger, arbeitsfähiger Individuen vorgebaut. Höchst anziehend ist in dieser Verordnung die Art und Weise, wie man Dasjenige vornehmen soll, was wir in unsern Städten mit dem Ausdrucke „Armen-Conscription“ bezeichnen. Auch auf Verpflegung der dürftigen Kranken ist geeignete Rücksicht genommen. Die ganze, sehr ausführliche Verordnung, welche als ein schöner Beweis von Bischof Conrads und seiner Räthe Weisheit zu betrachten ist, schließt mit dem Eide, den jeder Pfleger beym Antritt seines Amtes schwören mußte.

ἐπιτομὴν ἐξειργασμένων περὶ ἠθῶν καὶ βίων ἐκ τῶν Ζήνωνος βίβλων . . ὅ ἐστι περὶ παῤῥησίας. H. Gros fand wenigstens in Paris diesen Theil nicht; dagegen bemerkt er, daß 1839 ein sechster Band ausgegeben worden des Inhalts *Φιλοδήμου περὶ τῆς τῶν θεῶν εὐστοχίας εὐστοχουμένης διαγωγῆς κατὰ Ζήνωνα*, und eine zweyte Schrift, ein Commentar des Metrodorus de sensionibus; letzterer erregt unsere Neugierde, da wir über diesen Gegenstand von Aristoteles und Theophrastus nicht unbedeutende Angaben besitzen; wir hoffen später in diesen Blättern eine nähere Anzeige davon zu liefern.

XIV.

Mannigfaltiges.

a) Von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

1. Auszüge aus der Bürgermeisterrechnung der Stadt Ochsenfurt vom Jahre 1472.

2. Desgleichen vom Jahre 1486. — In diesem Jahre machte die Stadt bedeutende Ausgaben wegen eines Zuges gegen Röttingen und Bütthard, vermuthlich wider Jörg von Rosenberg: In die „Reise“ folgte auch eine Köchin, die besoldet ward, „in der Reise zu kochen.“ Auch in Ochsenfurt bestand dieser Rechnung nach im selben Jahre ein Frauenhaus, dessen Schlot gemacht, das Haus selbst gedeckt wird.

3. Zum Jahre 1437 sind in der Stadtechnung „Ziegeuner“ aufgeführt, die Geld geschenkt erhielten, „daß sie hinweg sollten ziehen.“ Das waren früher noch, als in Ochsenfurt, auch in Bamberg gefürchtete Gäste; wo es in einer Stadtrechnung von 1436 heißt: „7 Pfd. den Zigeunern zur Schankung, darum, daß sie von Stund an hinwegschieden und die Gemeinde unbeschädigt ließen“ (Haas Elisab. Spital. p. 14). Die Ochsenfurter kamen wohlfeiler durch, als die Bamberger (1 Pfd. X ß.). — Für Feuerwaffen (hier 15 Hakenbüchsen) war damals und noch lange hin Nürnberg in fränkischen Landen derjenige Ort, wo man dergleichen am besten fertigte.

4. Inschriften der ehemals in der Abteykirche zu St. Stephan in Würzburg vorhandenen Grabsteine.

Laut der unten stehenden Note, nach handschriftlicher Ueberlieferung des verdienstvollen Chronisten P. Ignaz Gropp. Alle diese Grabschriften wurden bey der 1789 unternommenen Erneuerung der Kirche, welche jetzt der protestantischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienste überlassen ist, hinweggeschafft, was aber wohl hätte unterbleiben sollen.

5. Grabmahl des Bartholom. Arnoldi von Usingen.

Er war im Augustinerkloster zu Erfurt der strenge Exercitienmeister Dr. M. Luther's, nachmals dessen heftiger Gegner. Als Profeß des Augustinerklosters zu Wirzburg befand er sich sammt dem Weihbischof Augustin Marius im Gefolge des Bischofs Conrad III., als dieser 1530 den Reichstag zu Augsburg besuchte,

und disputirte, gleich 19 andern katholischen Theologen, mit mehreren Anhängern Luthers. Er starb 9. Sept. 1532. Sein Grabmahl ward ihm in seiner Klosterkirche errichtet und die Grabschrift gedenkt seiner Verdienste in Vertheidigung der katholischen Kirche. Das Epitaph ging in Folge veränderter Bestimmung der Augustinerkirche aus Nichtachtung zu Grunde. Wo das gemalte Bildniß hingekommen, welches demselben Arnoldi sein Schüler, der Weihbischof Marius widmete, weiß man nicht.

6. Reise ins Bad. Die Abtissin Anna des St. Afra Klosters zu Wirzburg begab sich im Jahre 1605 zur Stärkung ihrer Gesundheit in das Wildbad zu Burgbernheim. Nach ihrer Rückkunft legte sie dem Convente die Rechnung über die Ausgaben vor. Sie beliefen sich für den Aufenthalt im Bade vom 12. May bis 20. Juny, und Hin- und Herreise auf 93 fl. 4 Pfd. 5 dl.

b) Vom Herrn Dr. Reuß.

1. Prinzessinnen aus dem Hause Zollern in fränkischen Klöstern. — Alle Historiker des Zollernschen Hauses berichten, daß Conrad III. († 1314) 2 Töchter von seiner Gemahlin Agnes von Hohenlohe gehabt, die als Nonnen im Kloster Kitzingen gelebt. J. M. Groß S. 75, sagt gleichfalls, ihre Namen fänden sich nicht vor.

Im Würzburger Archiv befindet sich ein Investitur-Instrument des Bischofs Johann von Brunn vom J. 1416, in welchem 2 Gräfinen von Zollern, Agnes de Zolrn, Custos et senior, und Elisabeth de Zolrn, Monialis erscheinen.

Die Tochter des am 14. August 1297 verstorbenen Burggrafen Friedrich III., Anna, kennt zwar Groß S. 122 aus Falkenstein als Klosterfrau zu St. Martin in Wirzburg; allein er erwähnt ihrer Würde als Abtissin des Klosters Schlüsselau nicht. Reinhard Entwurf ꝛc., Stammtafel 3, gedenkt ihrer als Abtissin zu Schlüsselhof (au).

2. Necrologische Notizen. — Ein Missale auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert in der Vaticana, nach Hrn. Reuß wahrscheinlich aus einem rheinischen Kloster herstammend, enthält Bl. 1 — 7 einen Kirchenkalender sammt Necrolog, darunter folgende Namen:

IV. Kal. Jun. obiit Irmintrudis de Lapide.

III. Non. Aug. ob. Philippus senior de Bonland.

XV. Kal. Dec. ob. Philippus de Bonland.

Es dürfte sehr schwer zu bestimmen seyn, welcher Zeit die beyden Philippe hier angehören, wenn nicht das Kloster oder Stift ermittelt wird, dem der Necrolog entstammte. Denn das Reichs-Ministerialen-Geschlecht der Bonlande, welches von 1129 — 1386 geblüht, zählt von der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis zum Jahre 1376 nicht weniger als 5 Philippe. In der Person des Bruders des 5ten Philipp, Namens Conrad von Bolanden; — er nennt sich urkundlich (1362, 29. Nov.) einen „Pastor zu Aldensiemern“ — starb der Mannsstamm aus nach dem Jahre 1380. Im 12. und 13. Jahrhundert hatten die Bolande eine große Zahl von Alodien im Worms- und Nahgau, im Trachgau, Rheingau, Kunigishundra, in der Wetterau, die uns eine Rheingräfliche Urkunde von 1220 aufzählt. Dazu rechne man noch die Reichslehen, die sie als des Reiches Ministeriale auf ihre ältesten Söhne vererbten, ferner Leben von den Kirchen zu Mainz, Worms, von den Pfalzgrafen, den Herzogen von Lothringen, Brabant u. a. m. Die Bolande waren Stifter und Vögte der Abtey Rodenkirchen (Werner I. und seine Gattin Guda von Hohenfels am Donnersberg stifteten dieselbe). All' dieses zeigt zur Genüge, wie reich und mächtig diese Ministerialen gewesen seyen, deren Vor- und Zunamen die italische Kanzley der deutschen Kaiser nach ihrer Mundart umgestaltet: z. B. Guarnerius de Balenda oder Guarnerius de Bolandia, auch Ponlandia etc. Ihr Stammsitz ist ungezweifelt die Burg Bolanden am Donnersberg gewesen, von welcher das in der Nähe liegende Städtchen Kirchheim seinen Namen geschöpft. Gg. Christ. Crollius sagt über den Verfall der Bolande folgendes: „Die öfteren Erbtheilungen, Veräußerungen durch Schenkungen und Verkauf, Verkommnisse durch Erbtöchter brachten die Herrlichkeit des Hauses Bolanden (es hatte selbst einen Lehenhof, und Vasallen aus dem Ritterstande) endlich so sehr herunter, daß ungeachtet noch im 14. Jahrhundert die Herrschaft Bruchsal und die Raugrafschaft Alten-Beimburg durch Heirathen mit Boland vereinigt worden, dennoch die letzten Herren des Geschlechts sich von allem Lande, wie von dem Reichserbtruchsessenamt entblößt sahen, nachdem sie ihre bolandisch-raugräflichen Schlösser an die Pfalzgrafen und Churfürsten im Jahre 1371 und 1381 verkauft hatten.“ —

Wer die Irmintrudis de Lapide sey, vermag ich nicht zu sagen; allem Vermuthen nach, da das Necrologium einem rheinischen Kloster oder Stifte (Speyer? Rodenkirchen?) entstammt ist, war sie aus einer rheinischen Familie.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber die Pseudomorphosen im Mineralreiche und verwandte Erscheinungen. Von Dr. Georg Landgrebe. Cassel, Verlag von J. J. Bohné. 1841.

Bekanntlich versteht man unter Pseudomorphosen in der Mineralogie jene Gestalten, welche auf ein Mineral von zerstörten Organismen oder von Krystallen eines andern Minerals übergegangen und daher seiner Mischung fremdartig sind. Der Verf. rechnet zunächst nur die Afterkrystalle hieher und hat sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt, alles hierauf Bezügliche zu sammeln und zu ordnen und auf diese Weise übersichtlicher und zugänglicher zu machen, als bisher der Fall war.

Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung handelt von der Entstehung der Pseudomorphosen:

I. Durch Abformung.

A. Abformung durch Umhüllung,

B. Abformung durch Ausfüllung.

II. Durch Umwandlung.

A. Umwandlung ohne Abgabe und Aufnahme von Stoffen.

B. Umwandlung mit Verlust von Bestandtheilen.

C. Umwandlung mit Aufnahme von Bestandtheilen.

D. Umwandlung mit Austausch von Stoffen.

Die zweyte Abtheilung handelt von den chemischen Veränderungen, welche die fossilen Pflanzen- und Thierreste bey ihrer Petrification erlitten haben.

In der ersten Abtheilung werden ad I. A. die Quarzkrystalle in Formen von Kalkspath erwähnt, welche von Sommersetshire und von Mies bekannt sind, ferner die Hornsteine in Kalkspathformen von Schneeberg und der würflige Chalcedon von Treszytan in Siebenbürgen. Der Verf. ist der Ansicht, daß die neuen Substanzen sich gebildet hätten, während die alten verschwanden, die Form der letztern bey jenen sich jedoch erhalten habe. Er rechnet hieher auch den Haytorit.

Unter I. B. werden die Speckstеine von Wunsiedel und Göpfersgrün angeführt, welche in Formen von Quarz, Kalkspath und Braunspath vorkommen. Der Verfasser ist der Meynung, daß der Speckstein hier nur den Raum von solchen Krystallen ausgefüllt habe, welche früher vorhanden waren, später aber verschwanden, während Marx die Erklärung in einer chemischen Veränderung der ursprünglichen Quarzkrystalle, d. h. in einer spätern Verbindung ihrer Kieselerde mit hinzugekommener Talkerde suchte. Gegen die Ansicht des Verf. spricht der Umstand, daß jene After-Krystalle von Speckstein in Speckstеinmasse selbst eingeschlossen sind. Annehmbarer scheint es uns zu seyn, daß ein von einem Talkcarbonat eingeschlossener Quarzkrystall allmählig so zerstört wird, daß er die Kieselerde zur Bildung eines Talksilicates liefert, wie es den Speckstein constituirt; übrigens fehlen zur Geltendmachung ähnlicher Hypothesen bis jetzt die Experimente, welche sich mit der Zeit finden werden. —

Unter den Pseudomorphosen durch Umwandlung Abtheilung A. ohne Abgabe oder Aufnahme von Stoffen werden mehrere Beyspiele dimorpher Körper angeführt, bey denen ein Krystall mit Erhaltung seiner Form durch besondere Umstände in ein Aggregat anderer Krystalle zerfällt, welche nicht

mehr demselben Systeme angehören. Auf diese Erscheinung hat zuerst Mitscherlich aufmerksam gemacht und gezeigt, daß die Temperatur hierauf von großem Einfluße sey. Das selensaure Zinkoxyd giebt ein Beyspiel hievon, indem es je nach der niedern Temperatur in Quadratpyramiden oder in rhombisch-prismatischen Gestalten krystallisirt. Letztere, auf ein von der Sonne beschienenes Papier gelegt, verwandeln sich in wenigen Augenblicken mit Beybehaltung der äußern Form in ein Aggregat von Quadratpyramiden. Dabey wird die Mischung nicht verändert. Es gehören ferner die von Frankenheim beobachteten Krystalle von rhomboedrischem Salpeter hieher, welche in prismatische verwandelt werden; ein von Mitscherlich beschriebener Arragonitkrystall, dessen Oberfläche in Kalkspath umgewandelt war und vielleicht das schwefelsaure Nickeloxyd, dessen rhombische Krystalle mit Beybehaltung der äußern Form in Quadratpyramiden verwandelt werden, wenn man annimmt, daß dabey kein Wasserverlust stattfindet. Mehrere andere von dem Verf. citirte Fälle können aber nicht hieher gerechnet werden, wie z. B. das Doppelsalz von jodsaurem Natrum und Chlornatrium, welches Rammelsberg dargestellt hat, wo bey der Umänderung Chlornatrium sich ausscheidet. Auch die Veränderungen, welche glasiger Zucker und zäher Schwefel erleiden, gehören eigentlich nicht hieher, weil dadurch nicht ein Krystall in einen andern, sondern eine amorphe Masse in eine krystallisirte verwandelt wird.

Unter B. Umwandlung mit Verlust von Bestandtheilen, werden gute Beyspiele angeführt am schwefelsauren Zinkoxyd, Bittersalz, blauen essigsauern Kupferoxyd, Hydrat von Chlornatrium, Eisenvitriol, doppelt kohlensaurem Kali u. a. Ferner ein interessanter von Marx beobachteter Fall der Umwandlung eines Krystalls von Rothgiltigerz in Glaserz.

In der Abtheilung C, Umwandlung mit Aufnahme von Bestandtheilen, werden angeführt: Anhydrit in Gyps umgewandelt, Antimon in Weißspießglanzerz, Kupfer in Rothkupfererz, Rothkupfererz in Malachit, Magneteisenerz in Eisenglanz, Bleyglanz in Bleyvitriol. Dagegen gehört streng genommen nicht in diese Abtheilung die angeführte

Zersetzung von Kupferkies in Schwefel und Eisenoxyd (was wurde aus dem Kupfer?) und von Blende in Schwefel und Zinkoxyd.

Unter D, Umwandlung mit Umtausch von Stoffen, werden erwähnt: Barytocalcit in Baryt umgewandelt, Witherit in Baryt, Analcim in Prehnit, Kalkspath in Gyps, Eisenspath in Brauneisenerz, Schwefelkies in Brauneisenerz ꝛc. Eine Menge von Fällen, welche angegeben werden, sind aber so problematisch, daß man nicht weiß, ob sie nicht vielmehr unter die Abformungen, als unter die Umwandlungen gehören. Unter andern wird einer Umwandlung von Feldspath in Zinnstein erwähnt. Stephan Davey hat diese Afterbildung an einem Gange in aufgelöstem Granit der Grube Huel-Coates nordwestlich von St. Agnes Beacon in Cornwallis bekannt gemacht. Nach Fox durchsetzt der erwähnte Gang jedoch nicht den Granit, sondern eine porphyrartige Gebirgsart. Die Wände jenes Ganges findet man theilweise bekleidet mit Zinnstein in der Krystallform des Feldspaths, nämlich der klinorhombischen Säule mit stark abgestumpften scharfen Seitenkanten.

Sehr ausführlich ist die Umwandlung des Feldspaths in Kaolin abgehandelt. Was die Ursachen der Verwitterung betrifft, so stellt der Verf. das hierüber Bekannte zusammen. Wie sehr eine mechanische Vertheilung eine chemische Veränderung begünstigen oder hervorrufen kann, ist bekannt. Von Becquerel sind Versuche mit verschiedenen, theils grob, theils fein gepulverten Mineralien angestellt worden, welche in diesem Zustande einen gewissen Grad leichter Zersetzbarkeit zeigen. So wird eine Rothkraut-Infusion durch Kalksteine, Mergel und Arragonit grün gefärbt. Aehnliche alkalische Reaction zeigen pulverisirte Lava, Mesotyp u. a. Diese Wirkungen dehnen sich noch weiter so aus, daß, wenn man schwefelsaures Kali und kohlensauren Baryt in einem Mörser stößt, sich etwas kohlensaures Kali und schwefelsaurer Baryt bildet. Auf die Wirkungen des Wassers, besonders des mit Kohlensäure imprägnirten, haben Turner und Fournet aufmerksam gemacht und der Verf. rechnet, als den Verwitterungsproceß einleitend, noch die höhere Oxydation des Eisenoxyduls vieler Gesteine hieher.

Außer den Ansichten von Fournet werden weiter die von Forchhammer angeführt, welcher in so ferne seine Analysen genauer anstellte, als er die Proben von Kaolin mit concentrirter Schwefelsäure zersetzte und die erhaltene Kieselerde noch besonders mit kohlensauerm Natrum untersuchte, wodurch er die vom Silicat herrührende amorphe von der als Sand eingeschlossenen krystallinischen Kieselerde zu trennen vermochte. Forchhammer hat als Resultat seiner Analysen gefunden, daß ein großer Theil der Porzellanerden die Formel $A^3\ Si^4 + 2\ Hq$ hat und daß dieses Silicat als Residuum eines zersetzten Feldspaths angesehen werden kann, wenn man annehmen will, daß $K\ Si^8$ daraus aufgelöst und fortgeführt worden sey. Forchhammer hat nun künstlich mehrere Kalisilicate dargestellt und gefunden, daß wirklich die Verbindung $K\ Si^8$ noch im Wasser auflöslich sey. Es werden weiter die hieher gehörigen Untersuchungen Berthiers angeführt, welcher in mehreren Arten von Kaolin noch eingemengten Feldspath nachwies, welcher zum Theil kalkhaltig war. Auch zeigte er, daß die Kaoline von Pamiens und von Seignaux Spodumen eingemengt enthalten und es ergibt sich, daß die Gesteine, deren Zersetzung Kaolin geliefert hat, sehr verschiedener Art gewesen seyn können, wie denn die Kaoline selbst nicht alle gleiche Zusammensetzung haben. Im Zusammenhang werden weiter die Arbeiten von Fuchs mitgetheilt, wobey sich der Verf. mit einigen Zweifeln über den Porzellanspath äußert, welcher ihm also durch Autopsie nicht bekannt zu seyn scheint. — Unter andern werden noch folgende Umwandlungen beschrieben: Flußspath in Steinmark, Rotheisenerz und Brauneisenerz, Kalkspath in Malachit, Speckstein, Eisenglanz (erklärlich durch den Umstand, daß das Eisenoxyd, wie Thon- und Kieselerde aus Auflösungen durch kohlensauern Kalk gefällt wird), in Braunspath, Eisenspath, Galmei ꝛc.; von Kupferlasur in Malachit, Manganit in Pyrolusit und Hausmannit; Eisenspath in Brauneisenerz, Schwefelkies in Göthit; Bleiglanz in Pyromorphit und Mennig u. s. w.

Man findet die Quellen genau angegeben und das Vorkommen solcher Pseudomorphosen ausführlich beschrieben. In Beziehung auf die Erklärung der Entstehung hat der Verf. übrigens wenig Neues geliefert und einige Fälle, die er zwar selbst bezweifelt, wie die Umwandlung von Glimmer in Turmalin, welche Anker beobachtet haben will, hätten nur mit wenigen Worten angeführt werden dürfen.

Am Schlusse dieser Abtheilung werden noch einige Pseudomorphosen erwähnt, welche von Zippe und Haidinger beschrieben wurden und sich vor andern dadurch auszeichnen, daß ihre Formen bis jetzt unbekannten Mineralien angehören. Die eine ist eine Quarz-Pseudomorphose, welche auf den Gängen von Mies gefunden wurde. Sie gehört zum hemiprismatischen System nach Krystallen eines unbekannten Minerals. Die andere ist eine Pseudomorphose, deren Material Apatit ist, von welchem sonst keine Afterbildungen beobachtet worden sind. Die Krystalle, dem hemiprismatischen System angehörig, finden sich auf den Gängen des Schlackenwalder Zinn-Stockwerkes. — Die zweyte Abtheilung des Werkes handelt von den chemischen Veränderungen, welche die fossilen Pflanzen- und Thierreste bey ihrer Petrification erlitten haben. Es werden die Beobachtungen von Defrance, L. v. Buch, Alex. Brogniart und Göppert vergleichend mitgetheilt.

Was die Silicification betrifft, so findet sich wenig Chemisches von Erheblichkeit, die Bemerkung von Bischoff ausgenommen, daß die Quellsäure, ein Product der Verwesung organischer Stoffe, sich sehr leicht mit Kieselerde verbinde und sie auflöse. Freylich ist es nicht Quarz, sondern amorphe Kieselerde oder Kieselerdehydrat, welche sie auflöst. Bischoff vermuthet, daß Schalthiere aller Art in einem kieselerdehaltigen Wasser ursprünglich gelebt haben können und daß sie später eine Silicification erlitten haben, wobey die Quellsäure aus der Verwesung des thierischen Schleims, welcher in dem Gehäuse der Schalthiere so reichlich enthalten ist, entstanden, mit der Kieselerde in Verbindung getreten seyn und so die thierischen Reste ganz oder theilweise silicificirt haben kann.

Man muß, wenn von solchen Auflösungen der Kieselerde die Rede ist, immer beachten, daß, wie eben erwähnt wurde, nur die amorphe Kieselerde oder das Kieselerdehydrat in Wasser oder schwachen

Säuren einigermassen löslich sey, nicht aber die als Quarz krystallisirte. Ein großes Material von auflöslicher Kieselerde dürfte sich aber an den von Ehrenberg entdeckten Infusorienschalen finden, welche als erdige Reste von Organismen wahrscheinlich amorph sind. Durch ihre Vermittlung dürften manche Silicificationen entstanden seyn, wie die von den Quellen des Geysers auch nichts anders sind.

Nachdem die Abhandlungen von Buch und Brogniart über die Kieselringe ziemlich weitläufig besprochen worden, geht der Verf. zu den seltneren Versteinerungsmitteln über. Von Noygerath wurden Planorben-Kerne aus Schwefel bestehend beobachtet, angeblich aus Arragonien. Versteinerungen in Schwefelkies sind nicht selten. Sie werden zum Theil durch Bischoffs Beobachtungen über die Zersetzung von Sulphaten durch organische Substanzen erklärt.

Heuser hat Zinkblende als Versteinerungsmittel an Bivalven beobachtet; Blöde Encriniten in Weißbleyerz versteinert; v. Struve Terebrateln in phosphorsaures Eisenoxydul (Eisenblau) ꝛc.

Ueber den kohlensauern Kalk wird die Abhandlung von Hessel: Einfluß des organischen Körpers auf den unorganischen ꝛc. im Auszuge mitgetheilt, und den Schluß des Werkes macht eine Uebersicht der Beobachtungen von Göppert, welcher auf künstlichem Wege besonders Pflanzenversteinerungen sehr glücklich dargestellt hat, indem er die Pflanzen mit Auflösungen von Eisenvitriol, Kieselflußsäure, essigsauerm Kalk, essigsaurer Baryterde, Metallösungen ꝛc. imprägnirte, dann trocknete und ausglühte. Diesen und ähnlichen Versuchen zu Folge scheint der erste Act der Petrification mit einer Inprägnation begonnen zu haben, worauf alsdann die organische Substanz entweder durch hohe Temperatur oder auf nassem Wege oder durch allmählige Verwesung entfernt ward.

Bey dergleichen Arbeiten wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. nach Anführung der nöthigen Details ein kurzes Résumé darüber gegeben hätte. — Druck und Papier sind gut.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Schluß.)

3. Mythologische Ortsnamen.

Einige dieser Deutungen scheinen uns etwas zu kühn, und lassen sich, ohne germanischer Gottheiten zu gedenken, wohl auch auf dieselbe Weise ableiten, wie die Mehrzahl der deutschen Villen ihre Namen überkommen haben, nämlich vom ersten Gründer, z. B. Weolantesheim (741. 823. 889. 21. Nov. und 1. Dec.) Frichinhusa (903. 9. Juli), Weiuelt (918, 21. April). Das heutige Donnersdorf scheint uns ums Jahr 819, 820 Damphesdorf geheißen zu haben (Eberhardi Summar. bey Schannat p. 281. cap. 1. Nr. 4.) Wir erinnern uns, in einer der Vorreden zum Codex Laureshamensis, 3 Bde., von der Mannheimer Akademie herausgegeben, eine schöne Abhandlung über Ortsnamen und deren Entstehung gelesen zu haben.

4. Verbesserungen einiger Lesearten in dem althochdeutschen Beichtgebete bey Eckhart Comment. de reb. Franc. orient. II. 940, aus der Originalhandschrift.

Jeder Besitzer des Eckhartischen Werkes wird diese Verbesserungen in sein Exemplar mit gebührendem Danke einzeichnen. Den Schluß macht:

5. Walter's von der Vogelweide Epithaphium.

Es fand sich ans rothem Sandstein gearbeitet im Kreuzgange des Neumünsters zu Wirzburg und ist nun zertrümmert. Die Aufschrift bestand aus 4 lateinischen Hexametern.

Dem Hefte ist der 9. Jahresbericht des Vereins für 1838/39 beygegeben, erstattet vom zeitlichen Vereins-Director Hrn. Dr. K. Gottfr. Scharold. Das starke Verzeichniß der Geschenke und Ankäufe von Druckschriften, Handschriften, Urkunden, Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, antiquarischen Gegenständen, Münzen und Medaillen udd Naturmerkwürdigkeiten, endlich die Erwerbungen durch Tausch, gefertigt vom Hrn. Conservator Dr. und Prof. Reuß schließt sich dem Jahresberichte an.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Das Entwicklungsleben im Wirbelthierreiche. Dargestellt von Dr. Karl Bogislaus Reichert mit 5 Kupfertafeln. Berlin 1840. 4.

Unter diesem Titel hat der Verf. eine schöne Reihe von genauen Untersuchungen über die erste Entstehung des Thierleibes im Eye mitgetheilt, welche auf nichts Wenigeres zielen, als auf gänzliche Widerlegung der bisherigen Theorien über diesen Gegenstand, da der Verf. nachweist, daß die Organe des thierischen Leibes aus der Dottermasse entstehen, und nicht, wie man bisher überzeugt war, aus einer Keimhaut ihren Ursprung nehmen. In dieser Beziehung theilt der Verf. die Entwicklungsweise der Wirbelthiere in zwey Normen: die einfachste Entwicklungsweise findet sich bey den Fischen und nackten Amphibien und besteht darin, daß sowohl die Zentralorgane des thierischen Lebens, als auch die nächsten assistirenden Systeme und Organe derselben ohne Vermittlung unmittelbar vom Dotter einzeln abgesondert werden; die zweyte Entwicklungsweise scheint bey den höheren Wirbelthieren allgemein zu seyn. Sie zeichnet sich von voriger sehr aus, indem hier nur die Zentralorgane und eine eigene vom Verf. Membrana intermedia genannte Haut aus dem Dotter unmittelbar entstehen, die membrana intermedia aber, welche zwischen den Zentralorganen und dem Dotter liegt, die Uranlage der assistirenden Gebilde vorstellt.

Um diese Sätze zu beweisen, nimmt nun der Verf. die Entwicklungsgeschichte zuerst des Frosches und dann des Hühnchens genau durch und beginnt zunächst mit der Betrachtung des Dotters im Froscheye.

Der Dotter eines reifen, befruchteten Froscheyes besteht aus zweyerley, an Größe verschiedenen Körperchen: die kleineren sind da, wo der Embryo sich auf dem Dotter bildet (Analogen des Keimhügels), die größeren machen den ganzen übrigen Theil der Dottermasse aus. Beyde Arten von Körperchen sind Zellen von kugliger Gestalt, denen man Zellenmembran, Molekule und Nucleus nachweisen kann; nur ist in der Regel der Kern von den Molekülen so verdeckt, daß er nur dann sichtbar wird, wenn man die Zellen durch Kompression zersprengt uud den Inhalt austreten macht. In der Mitte der Dottermasse finden sich Zellen ohne Kern, die als Mutterzellen zu betrachten sind, aus deren Inhalt die kleineren (jungen) Zellen des Keimhügels sich bilden und immer in demselben Maaße neu erzeugt werden, in welchem sie an der Bildungsstätte des Embryoleibes durch dessen Entstehen verbraucht werden.

Aus diesen Dotterzellen, und nicht aus einer Keimhaut, geht der Leib des Embryo hervor, so daß die Zellen, welche in seiner ersten Anlage bemerkt werden, nichts weiter, als die eigenthümlich an einander gereihten kleinen Zellen des Keimhügels sind; die Organe aber stellen sich, in Beziehung auf die Reihenfolge, in der sie nacheinander entstehen, in folgende Gruppen: 1) das animale System: Die Chorda dorsalis, das Centralnervensystem, das Wirbelsystem, das Hautsystem. 2) Das Ernährungssystem für das gemeinschaftliche Zellenleben, das Blutsystem: Herz, Gefäße, Athmungsorgane, Leber, Pankreas, Wolff'sche Körper. 3) das vegetative, oder Darmsystem, das Darmhautsystem, die Schleimhaut.

Das Allererste, was im Froschey aus der Dottermasse, noch ehe eine Spur des Embryoleibes sicht-

bar wird, erscheint, ist die Umhüllungshaut, Keimhaut der früheren Physiologen. Sie nimmt auf dem Keimhügel und aus dessen Zellen ihren Ursprung, breitet sich anfänglich nur so weit aus, als die Oberfläche des Keimhügels groß ist, umwächst aber bald die ganze Dottermasse, wird eine vollkommene Hülle für sie, und verdrängt die Dotterhaut. Nach ihr entsteht die Wirbelsaite und zu beyden Seiten dieser die Anlagen für die Zentraltheile des Nervensystemes, welche von einer seichten, nach dem Verlauf der Chorda dorsalis gerichteten Rinne in zwey gleiche Hälften abgetheilt werden. Diese Gebilde stellen die zweyte vom Keimhügel ausgegangene Zellenschichte dar, die unter der ersten, der Umhüllungshaut gelegen ist; sie bestehen ebenfalls aus kleinen Zellen und zeichnen sich nur darin aus, daß in ihnen die Zellen mehr unregelmäßig durch einander liegen, während diese in der Umhüllungshaut geregelter neben einander liegen. — Hirn- und Rückenmarks-Anlage begränzt sich jederseits an der Peripherie mit einem Wulste, den man früher Kamm der Rückenplatte genannt hat. Unter den Urhälften des Nervensystemes entstehen, diesen an Ausdehnung und Form entsprechend, als drittes Schichtgebilde des Keimhügels zwey symetrische häutige Blätter, die Urplatten des Wirbelsystemes, und unter der Umhüllungshaut wird das Hautsystem als zarte, eigene Zellenschichte bemerkbar, die ebenfalls in zwey von einander ziemlich weit abstehende Hälften getheilt ist, und nach und nach den Dotter und den Embryo unter der Umhüllungshaut vollkommen umwächst. Bey der weiteren Entwickelung rücken die Urhälften des Nervensystemes näher zusammen und die Urplatten des Wirbelsystemes treten, an Masse zunehmend, unter ihnen nach außen hervor, gelangen an das Hautsystem und bilden mit diesem das Rohr für Hirn und Rückenmark und das unter den Wirbelkörpern gelegene für die Brust- und Bauch-eingeweide, oder die Rücken- und Bauchplatten. *)

*) Ref. glaubt hierin einen sehr gewichtigen Beweis dafür zu sehen, daß Skelet und Hautsystem eine innige Verwandtschaft zu einander besitzen und daß daraus die Entstehung und allgemeinere Bedeutung mancher Theile der Thierkörper: wie Kiemendeckel, Augenringe, Knochenpanzer u. dgl. anschaulich werde.

Die Organe der Ernährung entwickeln sich erst, nachdem der Embryo die Eyhüllen verlassen hat und sein Leib vergrößert sich, ohne daß ihm Nahrung zugeführt wird, indem nun theils die Höhlen im Leibe sich bilden, theils die bereits vorhandenen dicken Gebilde sich mehr dehnen.

Die nun zunächst folgenden Untersuchungen erstrecken sich auf die Entwicklung der einzelnen Organe und des Blutes, worunter manche neue Angaben sich befinden. Ueber die Metamorphosen der Chorda dorsalis stellte der Verf. ebenfalls schöne Beobachtungen an, aus welchen er folgert: daß die Chorda dorsalis ihre hauptsächlichste Funktion nur während der Anlegung des animalen Systemes hat, daß die Wirbelsaite und das Wirbelsystem zwey ursprünglich verschiedene Gebilde sind, in ihrem späteren Verhalten aber eine gleichartige Bedeutung für die Lebensäußerungen des Wirbelthieres in den verschiedenen Entwicklungsstufen verrathen. —

Die Urmembran des Darmkanales entsteht, nachdem schon früher Leber und Pankreas unmittelbar aus der Dottermasse sich herausgebildet hatten, ebenfalls aus dem Dotter, und zwar aus der obersten Zellenschichte desselben, welche an das Wirbelsystem gränzt. Die Zellen treten zu einer Haut zusammen und diese umwächst nach und nach den ganzen Dotter als Dottersack, der hinten mit den Ausführungsgängen der Wolff'schen Körper in den ephemeren After endet, nach vorne aber mit der Membran der Kopfvisceralhöhle, welche früher entstanden ist, in Verbindung tritt.

Später theilt sich der Darmhaut- (Dotter-) Sack durch 2 querlaufende Furchen in 3 Abtheilungen: eine obere, aus welcher der Magen sich bildet, eine untere für den Dickdarm und eine mittlere, welche die größte ist, für die dünnen Gedärme. Aus der Uebergangsstelle des Dick- und Dünndarmes wächst eine Darmschlinge hervor, und der ganze Darmkanal zieht sich nun in die Länge aus, während die ihn ursprünglich formirenden Zellen in der Weise sich umgestalten, daß diejenigen von ihnen, welche in das Lumen des Darmes sehen, zur Schleimhaut ausgebildet werden, die um diese nach außen gelegenen, nur in geringer Anzahl vorhandenen aber

zu den die Verdauung der Nahrungsmittel bewirkenden Drüsen sich entwickeln. Die Ausbildung der Zellen zur Schleimhaut geht aber auf folgende Weise vor sich. Der Dotter ist, nachdem ihn die Urmembran des Darmes umwachsen hat, in dieser, und berührt ihre innere Oberfläche; in der Mitte wird er hohl, und stellt dann eine dicke, anfangs kuglige, später wenn der Darm sich bildet, und in die Länge zieht, röhrige Masse von der Form des Darmes selber dar. Je mehr sich nun die Darmhaut verlängert, desto mehr verlängert sich auch diese Zellenröhre in ihrem Innern, das Lumen in ihr wird größer, ihre Wandungen dünner und endlich so dünn, daß sie nur mehr aus einer einfachen Schicht von Zellen bestehen — und diese ist dann die gefäß- und nervenlose Schleimhaut, das letzte Gebilde des Dotters. Ein Epithelium ist nicht vorhanden. Leber und Pankreas sind anfänglich ein einziges Organ mit einem Ausführungsgange, standen früher in näherer Beziehung zum Herzen als blutbereitende Organe und treten erst später zum Darmkanale.

Die im Bereich des Ernährungssystemes gelegenen Zellengebilde functioniren in der Froschlarve in der Weise, daß die Zellen zugleich assimiliren und secerniren. Wenn die Darmschleimhaut (die, wie oben erwähnt, ganz aus Zellen ohne Gefässe und Nerven besteht) mit Nahrungsmitteln in Berührung kömmt, so assimiliren die Schleimhautzellen daraus das Brauchbare, und scheiden davon das Unbrauchbare als Darmschleim aus. Das Assimilirte häuft sich in Form von Fettröpfchen an der Seite der Schleimhaut an, wo die gefäßreiche äußere Darmhaut liegt und tritt mit dem Blut in Wechselwirkung; es erzeugen sich Niederschläge um den Kern der Blutzelle und mit diesem noch rohen Nahrungsmaterial geht das Blut in die Leber und das Pankreas. Hier wird das bey fernerer Assimilation wieder untauglich Gewordene als pankreatischer Saft und Galle ausgeschieden, wovon besonders letztere zur Ernährung der Schleimhautzellen dient. Die so gereinigten Blutzellen werden dann in den inneren Kiemen gleichsam belebt und von da an die einzelnen Organe vertheilt; was durch die Function unbrauchbar wird, sammelt sich, da Lymphgefässe fehlen, in Massen an verschiedenen

Stellen des Leibes an, und was für den Organismus gänzlich nutzlos wurde, wird durch die Umhüllungshaut, durch den Mund und die Wolff'schen Körper ausgeleert. — Die Blutkörner (= Zellen) sind demnach Träger des Nahrungsstoffes, der liquor sanguinis ist der erkrementelle Theil des Blutes.

Auf diese Darstellung läßt der Verf. seine Beobachtungen über Larvenmetamorphose folgen, worin die weitere Ausbildung der einzelnen Organe beschrieben ist. Die Lungen entstehen nach seinen Untersuchungen aus dem Wirbelsystem und zunächst aus der Membran der Kiemenbogenträger, legen sich an die Darmhaut, jedoch von ihr trennbar bleibend, an und stehen bey ihrer weiteren Entwicklung unter der Leitung des Blutsystemes. Die Leber bleibt blutbildendes Organ; das Pankreas, welches gemeinschaftlich mit der Leber aus ein und derselben Substanzmasse entsprungen ist, und erst später von ersterer sich absondert und eine eigenthümliche Ausbildung erlangt, scheint Hülfsorgan der Leber zu seyn und durch ihr Secret die Galle für die Schleimhaut des Darmkanales assimilirbar zu machen; die Blutzellen werden platter, ihr Kern wird undeutlicher; das Lymphgefäßsystem entsteht erst spät und scheint ebenso ein Vermittler für das Blutsystem zu seyn, wie das Pankreas für die Schleimhaut; — es liefert nämlich ein nothwendiges, wenn auch nicht das einzige Ernährungsmaterial des Blutes; die Schleimhaut des Darmes besteht auch am Ende der Metamorphosen bloß aus den oben erwähnten kegel- oder trichterförmigen Zellen ohne Gefässe und ohne andere Organisation.

Die zweyte Abtheilung des Werkes enthält die Entwicklungsgeschichte des Hühnereyes, worin der Verf. hauptsächlich wieder zu beweisen sucht, daß nicht die Keimhaut mit ihren bisher angenommenen Blättern die Anlage der Organe des Embryo gibt, sondern daß diese sich auch beym Vogel schichtweise aus der Dottermasse herausbilden.

Auch im Dotter des Vogeleyes finden sich über dem Keimhügel in der Keimanlage große, einförmig undurchsichtige Zellen mit kugligem Inhalte, und andere noch größere Zellen, in welchen durch abgerundete dunklere Flecken die Entstehung junger, für

die Anlage des Embryo bestimmter Zellen angedeutet ist; neben diesen sind dann noch kleine Zell n vorhanden, welche für den unmittelbaren Uebergang in die Anlage des Embryo bestimmt sind. Eine zweyte Art von Zellen befindet sich in der Dotterhöhle, im Dotterkanale, im Kerne des Hahnenstrittes und unmittelbar unter der Dotterhaut um die Keimanlage herum. Sie bestehen aus einer weiten Zellenmembran, einem vollkommen durchsichtigen, fettartigen Inhalte mit einem durch scharfe Conturen ausgezeichneten Kern. In der Dotterhöhle sind sie größer als in den anderen Theilen, füllen sich theils bey weiterer Entwicklung mit kleinen Kügelchen, werden undurchsichtiger, und ihr Kern verliert die deutlichen Umrisse, theils schlägt sich auf den Kern nur eine höchst feinkörnige Masse nieder, die nach und nach zunimmt und mitunter den ganzen Zellenraum einnimmt, theils füllen sie sich mit größeren und kleineren Kugeln. Aehnliche, aber mit feinkörniger Masse gefüllte Zellen entstehen später an der zur area vasculosa sich entwickelnden Stelle des Dotters. In der eigentlichen Dottermasse zeigen sich gelbe, mit Molekülen verschiedener Größe gefüllte Kugeln ohne nucleus, welche wahrscheinlich ebenfalls Zellen sind. Diese letzteren Zellen gehen in die Bildung des Embryoleibes nicht ein, vermindern sich aber an Zahl desto mehr, je mehr jener sich entwickelt, scheinen die Thätigkeit in den Zellen der Dotterhöhle zu unterhalten, und zunächst in eine fettartige Flüssigkeit, welche zwischen den Dotterkugeln sich befindet, aufgelöst zu werden, weßwegen sie dann nur die Bedeutung von Fettbläschen hätten.

Der Embryo bildet sich aus der Dottermasse anfänglich unmittelbar, dann mittelbar, so daß seine Genesis in zwey Perioden zerfällt: in die Entwicklung des Embryo direct aus dem Dotter, ohne Vermittlung des Blutsystemes, und in Entwicklung des Hühnchens aus dem Dotter durch Vermittlung des Blutsystemes.

Zuerst entsteht wie beym Frosche die Umhüllungshaut (früher Keimhaut) und dann, sobald diese einige Ausdehnung erhalten hat, das Central-Nervensystem, welches in einer abgelagerten Schichte von Zellen des Keimhügels besteht, durchsichtig, oval gestaltet ist, unten an die Umhüllungshaut sich

anlegt und von einer Furche (früher Primitivstreifen) in zwey Hälften getheilt wird. Die Furche erstreckt sich aber nicht ganz bis zum oberen und unteren Ende des Central-Nervensystemes, so daß dieses hier in gleichmäßigem Zusammenhange bleibt.

Als zweyte Zellenschichte des Keimhügels lagert sich unter voriger die membrana intermedia (früher Schleimblatt), welche in der Mittellinie mit dem Central-Nervensystem unzertrennlich zusammenhängt und dem Wirbelsysteme, Hautsysteme, Blutsysteme und zuletzt allen Gebilden, welche zunächst die Assimilation der Schleimhaut unterstützen, zur Anlage dient. Unter der Primitivfurche bildet sich die Chorda dorsalis als einfacher cylindrischer Strang mit allmählig verschwindenden Enden. Die membrana intermedia schlägt sich zur Kopfkappe um, und die Oeffnung ihrer deßwegen gebildeten Falte fällt in die Magengegend.

An die untere Fläche der membrana intermedia legt sich noch eine, und zwar die letzte Zellenschichte des Keimhügels zur Bildung der Schleimhaut an, welche sich aber nicht in den Kopftheil des Embryo hineinerstreckt. Mit ihrem Erscheinen schließt sich die erste Periode der Entwicklung ab, die erste Anlage des Embryo durch den Dotter ist vollendet, und nun beginnt die weitere Entwicklung.

Die Umhüllungshaut wächst allmählig um den Dotter herum, auf dessen Kosten allein sie sich vergrößert; die Anlagen des Central-Nervensystemes werden durch seitliche, leichte Einbuchtung in einen Hirn- und Rückenmarkstheil unterschieden, die beiden seitlichen Hälften streben sich von vorne nach hinten zu vereinigen, wobey die Primitivfurche umwachsen und zuletzt geschlossen wird, und an der seitlichen Gränze jeder Hälfte erhebt sich die Centralnervenmasse in Form eines Walles (Kämme der Rückenplatten), unter welchem das Wirbelsystem sich bildet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Das Entwicklungsleben im Wirbelthierreiche ꝛc.

(Schluß.)

Die membrana intermedia übernimmt zweyerley Richtungen in ihrer Wirksamkeit: mit ihrem peripherischen Theile wird sie vermittelndes Glied bey der ferneren Entwicklung des Embryo aus dem Dotter, mit ihrem centralen aber wird sie vermittelndes Glied bey der weiteren Ausbildung des Embryo als eines gemeinschaftlichen thierischen Zellenorganismus für ein geschlechtliches Leben. Die Zellen der Cortical-Dotterschichte entwickeln in der area vasculosa junge Zellen, welche als Blutzellen an das Blut abgehen, andere Zellen derselben Masse aber kommen in die area pellucida und werden zur Ausbildung der gefäßlosen Schleimhaut verwendet. Das Herz macht während seiner Metamorphosen die Ortsveränderungen nicht, die man ihm bisher zuschrieb, sondern es bleibt fest an seinem Platze und der Embryo-Leib verändert seine Stellung zu ihm, dreht sich um dasselbe, wie um einen Mittelpunct; die Blutinseln und Blutbahnen entstehen erst in Folge der Contractionen des Herzens; Capillargefässe sind nicht vorhanden.

In der zweyten Periode, welche die Entwicklung des Hühnchens aus dem Dotter durch Vermittlung des Blutsystemes begreift, vollenden zwar Umhüllungshaut und Schleimhaut ihre Ausbildung aus dem Dotter gefäßlos und erhalten niemals Gefässe: aber die weitere Entwicklung der höheren Gebilde geschieht durch Vermittlung des Blutsystemes. Anfänglich kam alle Nahrung aus dem Dotter und in jeder Zelle lag Nahrungsstoff in der Form eines kugligen Inhaltes, aus welchem neue, junge Zellen entstanden; nun aber werden die Blutzellen Träger des Nahrungsstoffes, den sie aber nicht ausschwitzen, sondern von den Zellen in den Anlagen und Geweben durch selbstständige Assimilation aufnehmen lassen. Es existirt daher kein Kytoblastem, indem durch eine Art von generatio aequivoca die neuen Zellen entstanden; diese entstehen nur innerhalb der Höhle von Mutterzellen.

Diese Periode zerfällt in zwey Zeiträume, von denen der erste die Bildungsstufe umfaßt, welche der Verf. mit dem Larvenzustande des Frosches vergleicht, und wird characterisirt: durch die Wasserathmung (Aufnahme des zum Leben der Zellen nöthigen Sauerstoffes aus dem Eyweiß), Blutzellenbildung in der area vasculosa und die Wolff'schen Körper, als Ausscheidungsorgane des Blutsystemes. Außerdem fällt in diese Zeit die wesentliche Ausbildung des animalen und Darmsystemes. Der zweyte Zeitraum entspricht der Larvenmetamorphose. Sein Character ist: Luftathmung durch die Allantois, Blutzellenbildung durch die Leber und Ausscheidung durch die Nieren, Vollendung der Ausbildung des animalen und Darmsystemes, der Generationswerkzenge; Enthüllung des Hühnchens.

Die Beugung des Gehirns, welche im ersten Zeitraume hervortritt, entsteht nach des Verf. Erklärung dadurch, daß die erste Hirnabtheilung sich gegen die zweyte und dritte neigt, mithin alle drey sich mehr einander nähern; sie ist für die Entstehung des Gesichtes von großer Bedeutung. Ursache der Krümmung sind das Streben des Gehirnes, sich über den Kopftheil der membrana intermedia hinüber zu ziehen, und das Hervortreten der Großhirn-Zellen.

Das Amnion entsteht aus der membrana reuniens inferior, erhebt sich zuerst am Kopfe als erhabener Saum, welcher dann, nach aufwärts strebend, den durch die Krümmung des Embryo nach abwärts sich neigenden Kopf als Kopfscheide umfaßt. Wenn nun das Gehirn sich immer mehr entwickelt, so schiebt es sich immer weiter in die Kopfscheide hinein, so daß diese, da sie auch selber wächst, bald die ganze Kopfabtheilung des Embryo umhüllt. Unterdeß erheben sich im Umkreise der Bauchabtheilung ebenfalls die Amnionplatten, welche am hinteren Ende des Embryo sich zu einem, den Schwanz umgebenden Saum vereinigen, und die Schwanzscheide bilden. Diese wächst aber so selbstständig nicht wie die vorige; beide Theile vereinigen sich später, immer länger und dünner werdend, zum geschlossenen Amnion. Die Visceralplatten wachsen jetzt, an das Amnion sich haltend hervor, und dieses zieht sich, ihnen gleichsam den Weg zeigend, mit seiner Basis über die sich entwickelnden Eingeweide der Bauchhöhle herüber, wodurch ein immer mehr sich verengender Hautnabel gebildet wird. Im Amnionsacke wird der liquor amnii abgesondert, welcher in der Art, wie er das Volumen des Embryo vergrößert, dazu dienen mag, um die schwebende Stellung des letztern über dem Dotter und in dem im Dottersacke sich ansammelnden Fluidum zu erleichtern. Die Amnionsflüssigkeit ist als die allgemein unbrauchbare Substanz des animalen Systemes, die im Amnion abgelagert wird, zu betrachten; sie dient dem Amnion selber zur Nahrung, und entspricht der vor dem Erscheinen der Lymphgefässe unter der Haut der Frösche sich ansammelnden Flüssigkeit. — Die Entwicklung und Ausbildung der drey Visceralbogen zum Gesicht, zu den Gehörknöchelchen und zum Zungenbein kann nicht wohl in einem kurzen Auszuge wieder gegeben werden.

Die chorda dorsalis verhält sich beym Hühnchen auf ähnliche Weise wie beym Frosche: sie verkümmert von vorn an und das residuum des vordersten Endes erhält sich als glandula pituitaria. Sie scheint überhaupt keine genetische Beziehung zur Ausbildung der Wirbelsäule und der Schädelbasis zu haben.

Die Allantois entwickelt sich nicht aus der Schleimhaut, noch aus dem Darmsysteme überhaupt, sondern am hinteren Ende der Wolff'schen Körper durch Zellenwucherung aus der membrana intermedia in Form von zwey kleinen Erhabenheiten, welche erst bey weiterer Ausdehnung zu einem Bläschen verschmelzen. Sie umwächst nach und nach unter der Umhüllungshaut sich ausbreitend den ganzen Embryo; letztere aber bleibt noch lange Zeit äußere Hülle.

Die Leber bildet sich deutlich aus Zellen; die Gallenblase ist anfänglich solid, bekömmt erst später eine Höhle, theilt sich in zwey Hautschichten und tritt mit dem Darmkanale in Verbindung. Das Pankreas tritt beym Hühnchen von der Leber gesondert und erst später als diese auf, wächst aus dem Zwölffingerdarm hervor, steht aber mit der Höhle desselben anfänglich in keiner Verbindung. Die Lungen entstehen paarig, auf ähnliche Weise wie beym Frosche; zwey weiße Streifen, welche von ihnen bis zum dritten Visceralbogen hinauflaufen, verwachsen zur trachea. Der Darmkanal entwickelt sich auf ähnliche Weise, wie beym Frosche.

Das Eyweiß sammelt sich am Fundus der Nabelblase als weißgelbliche, dickliche Masse an und scheint durch eine Oeffnung der Nabelblase mit dem Dotter selbst zu communiciren.

Die Zellenhaut im Darmkanal erklärt der Verf. für eine von der Schleimhaut gänzlich verschiedene Membran, welche an der, dem Lumen des Darmes zugekehrten Fläche erst von der eigentlichen, assimilirenden, gefäßlosen Schleimhaut umkleidet ist.

Ref. hat in obigen Zeilen nur die hervorstechendsten Stellen aus Reichards Werk im Auszuge mitzutheilen gesucht, mußte aber dabey vieles, nicht minder Interessantes übergehen, da es im Auszuge nicht klar genug sich wieder geben läßt. — Wenn man die vorliegenden Resultate überblickt, so muß man eben wieder die Schwäche des menschlichen Geistes beklagen, welcher so leicht übersieht, was vor seinen Blicken liegt, und ein und denselben Gegenstand heute so und morgen anders erkennt; man muß insbesondere das Schicksal der Physiologie beklagen, in welcher nun immer der folgende Tag die am vorhergegangenen mühsam errungenen Kennt-

nisse als Irrthümer darstellt — demungeachtet aber kann es, von einem minder beschränkten Standpunkte aus betrachtet, nicht anders als erfreulich seyn, daß in unsern Tagen eine so bedeutende Anzahl tüchtiger Männer den mühsamen Forschungen über Physiologie mit aller Liebe und Hingebung sich widmet, und selbst die Irrthümer haben etwas Tröstliches: denn nur über sie geht der Weg zur Wahrheit, der man desto näher ist, je mehr man geirrt hat. Wie fest war man, seitdem Pander seine Beobachtungen bekannt gemacht hatte, überzeugt, daß der ganze Embryoleib sich aus der Keimhaut herausbilde, und nun ist ihre Existenz in dieser Weise gänzlich geläugnet; wie klar wußte man die Ausbildung der Kämme der Rückenplatten zu den über das Rückenmark sich wölbenden Theilen zu demonstriren, und nun sind sie das Rückenmark selber; ja, konnte es wohl etwas Evidenteres geben, als daß Galle und pankreatischer Saft im Digestionsprozesse die wichtigste Rolle spielen, daß durch diese Flüssigkeiten der Chylus vom Chymus abgeschieden werde, den man in weißen Flecken und Streifen erst dann auftreten sah, wenn die Galle mit dem Speisebrey sich gemischt hat — und jetzt wird die Galle ein Excrement der blutbereitenden Leber, das der außer aller organischen Verbindung stehenden Schleimhaut des Darmkanales zur Nahrung dient!!

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff, von Heinrich Wuttke. Leipzig 1841. 208 Seiten 8.

Die Lebensbeschreibung, aus der Handschrift abgedruckt, welche die Milichische Bibliothek zu Görlitz besitzt, ist nicht eben reichhaltig, hat aber durch den Herausgeber schätzbare Zugaben aus andern Quellen erhalten, worunter der größtentheils ungedruckte Briefwechsel des Grafen von Manteuffel mit W. (auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig) die bedeutendste ist.

Es sind jetzt hundert Jahre seit W. mit großen Ehren von K. Friedrich II. in Halle wieder eingesetzt

wurde, das er auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. im J. 1723 binnen 48 Stunden „bey Strafe des Stranges“ hatte räumen müssen. Den Anlaß zu diesem beyspiellosen Befehle, der um so unerwarteter kam, weil nicht lange zuvor einem Gegner W's Stillschweigen durch die Regierung auferlegt war, giebt W. so an:

„Weil der König zu wissen verlangte, was denn das Fatum für ein Ding wäre, das die Theologi so gefährlich beschrieben, und den bekannten Paul Gundling, der schon instruiret war, darum fragte . . . , gab dieser zur Antwort . . . . Wenn einige große Grenadiere in Potsdam durchgingen, so wollte das fatum haben, daß sie durchgehen müßten und könnten sie nicht widerstehen und der König thäte Unrecht wenn er sie bestrafen wollte. Da nun der König fragte, ob ich dieses lehrte, und er mit Ja antwortete . . . . zu derselben Zeit aber eben viele zugleich durchgegangen waren, so ergrimmete der König auf einmal und ertheilte die fatale Cabinets-Ordre.“ S. 195.

Zehn Jahre nachher hatte sich dieser Zorn so gelegt, daß W. eingeladen wurde, von Marburg, wo er mit großem Beyfalle lehrte, nach Halle zurückzukehren. Damals folgte er dem Rufe nicht, aber seine mächtigen Gönner in Berlin wirkten zu seinen Gunsten fort. Eine zur Prüfung seiner Lehre niedergesetzte Commission that den Ausspruch, in W.s Schriften seyen die Irrthümer nicht zu finden, die ihm beygemessen würden. Die Gegner ließen sich zwar dadurch nicht abschrecken; ein Brief von W. an den Gr. Manteuffel vom J. 1738 zeigt ihre weitreichende Geschäftigkeit.

„Hr. Lange giebt sich alle Mühe um an einigen Orten Theologos aufzubringen, die auf Befehl ihrer Obern wider meine Philosophie eine Sentenz fällen sollen, damit er dieselbe dem Spruche der Berlinischen Commission entgegensetzen kann. Es hat in dieser Absicht unlängst der Kanzler zu Tübingen Hr. D. Pfaff auf dem Landtage die Sache proponiret, in Hoffnung um so viel eher einen widrigen Spruch per majora zu erhalten, weil daselbst die Bürgermeister aus den Städten und die Beamten mit erscheinen, die keinen Verstand davon haben. Es ist ihm aber nicht gelungen. Da nun künftig im Junio die Decani im Anspachischen

ihren Conventum haben werden, und ihnen anbefohlen worden, bey demselben auch ihre Gedanken über meine Philosophie zu eröffnen, so vermeynet er hier um so viel gewißer zu reulsiren, weil unter ihnen der vorige Schul-Rector in Anspach Oeder ist, der sehr heftig sich bisher gegen dieselbe bezeiget, und der Decanus von . . . der vor diesem in Halle unter mir studiret, nach diesem aber aus Hochmuth dahin verfallen, daß er ein Chef von einer neuen Sekte seyn will." S. 34.

Allein W. wußte sich in der Gunst des Königs dadurch noch fester zu setzen, daß er ihm seine Philosophia practica universalis dedicirte. Darauf erfolgte ein Cabinetsbefehl, der den Candidaten des Predigtamts das Studium der Wolffischen Philosophie zur Pflicht machte, und eine wiederholte Aufforderung an W., in den preußischen Dienst zurückzukehren. Nur weil der Ruf nach Frankfurt an der Oder, nicht nach Halle, ging, trug W. Bedenken ihn anzunehmen; ein Bedenken das bald nachher durch den folgenden Monarchen schnell gehoben wurde.

Als Schriftsteller glaubte W. selbst ungleich mehr wirken zu können denn als Lehrer. Das bekannte er mit etwas zu großer Offenheit in seinem ersten Programme zu Halle nach seiner Rückkehr. Durch seine Schriften, sagte er da, gedenke er professor universi generis humani zu seyn. Dieß war nicht sein eigner Einfall, sondern eines Franzosen, wie man aus einem Briefe an den Gr. Manteuffel von 1740 ersieht.

„Der Hr. Hofrath Iarriges, welchem ich, weil es gewiße Umstände so fügten, geschrieben hatte, daß M. de Gua de Malves mich le premier maître de l'Europe nnd andere Franzosen le professeur du genre-humain genannt, und es ohne mein Vorwissen weiter communiciret, schreibet mir, daß es auch Ihro Königl. Hoheit zu Ohren kommen, höchstdieselben dadurch sehr charmiret worden. Wenn es sich schicken wollte, könnte noch mehreres dergleichen anführen." S. 72.

W. hatte Schüler und Bewunderer in ganz Deutschland, in England, Holland, Frankreich und Italien. Kein Philosoph nach ihm ist zu einem so ausgebreiteten Rufe und Beyfalle gelangt. Jetzt sind seine zahlreichen Schriften, die gepriesene Quelle der damals „jetzigen Philosophie" insgesammt vergessen; wenigstens wird Niemand mehr sich rühmen, sie gelesen zu haben; und was noch zuweilen daraus angeführt wird, sind Probestücke der mathematischen Methode, zur Ergötzlichkeit beygebracht.

Nicht zwar jenen Ruf und Beyfall, aber seine Vergänglichkeit zu erklären, können einigermaßen zwey kleine Notizen dienen. W. hatte zu seiner Kraft oder vielleicht nur zu seiner Methode so viel Zutrauen, daß er nicht, gleich Anderen, nöthig fand, Werke seiner Vorgänger in das seinige aufzunehmen.

„In Metaphysicis, Moralibus und Politicis fragte ich nicht viel nach Büchern, sondern ich machte vor mich in jeder Disciplin einen Aufsatz." S. 140.

Allein W. war kein Feuergeist. Sein Lobredner, Baumeister, schreibt über ihn 1742 an einen Vertrauten:

„Ich habe kaum einen solchen phlegmaticum Zeit Lebens gesehen." S. 103.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in insula Java annis 1802 — 1818 legit et investigavit Thomas Horsfield M. D.; e siccis descriptiones et characteres plurimarum elaboravit Joannes J. Bennet; observationes structuram et affinitates praesertim respiciente spassim adjecit Rob. Brown. Londinis apud Gul. H. Allen et socios. 1838 — 40. 4. VIII. et 196 cum tab. XL.

Die Krone der holländischen Kolonien, Java, durch seine Lage so wie durch den Reichthum seiner Production dazu berufen, mit der Zeit der Mittelpunkt des großen indischen Archipelagus zu werden, hat von jeher die Aufmerksamkeit der Politiker, der Kaufleute und der Naturforscher in gleichem Maaße auf sich gezogen, wobey Reibungen aller Art, offen mit dem Schwerte gefühnt oder heimlich in Ränken ausgesponnen, nicht ausblieben. Uns wird indessen hier nur das angenehme Geschäft zu Theil, die friedlichste ja durchaus friedliche und uneigennützige Seite des Getriebes hervorzuheben, indem wir von den Leistungen zu sprechen haben, in welchen zwey große Seemächte auf diesem Boden in Beziehung auf Naturforschung sich begegnen und ablösen. Es gereicht Holland zu großer Ehre, daß es in keiner Zeit und in keiner seiner Kolonien vergaß, auf die Kenntniß der natürlichen Produkte der erworbenen Länder sein Augenmerk zu richten. Es dient aber England zu nicht geringerem Ruhm, daß es, wo Waffenglück oder Verträge ihm die Besitzthümer des Nebenbuhlers einräumten, auf demselben Pfade weiter gieng und das bereits Geleistete ergänzte und steigerte. In Java trat im neunzehnten Jahrhundert der eigenthümliche Fall ein, daß beyde Nationen binnen wenigen Jahren im Besitze des Landes wechselten. Bis zum Jahre 1810 war die Insel ein durch Jahrhunderte vererbtes Eigenthum der Holländer. By right of conquest, wie der Verf. oben genannten Werkes selbst sagt, fiel sie zu dieser Zeit an England und war dessen Kolonie bis 1817, wo sie ihrem alten Besitzer zurückgegeben wurde. Was während der englischen Occupation für Naturgeschichte geleistet wurde, verdient allen Dank, wir dürfen unter andern nur an die mit großen Opfern verbundenen Bemühungen Sir Stamford Raffles erinnern. Auch das vorliegende Werk datirt sich aus dieser Periode, denn obgleich Dr. Horsfield bereits im Jahre 1802 unter den Auspicien der holländischen Regierung seine Untersuchungen über die Arzneygewächse der Javaner begann, so fallen doch seine eigentlichen botanischen Forschungen hauptsächlich in die Periode des englischen Gouvernements. Auf seinen vielen Reisen brachte er der später in England vorgenommenen genauen Prüfung zufolge 2196 Pflanzenspecies zusammen, deren Bearbeitung anfangs R. Brown übernahm. Da sich dieser aber später durch mannigfache Arbeiten vielfach gehindert sah, so wurde die Redaktion seinem Assistenten am Herbarium des britischen Museums, Hrn. J. J. Bennett übergeben, und R. Brown begnügte sich, zu einzelnen Pflanzen Anmerkungen, wie gewöhnlich von hohem wissenschaftlichen Interesse, beyzufügen. Wir werden dieselben nach und nach in Auszügen hier mittheilen. Für heute indessen begnügen wir uns, etwas ausführlichere Notizen aus vorliegendem Werke in Verbindung mit Blume's Rumphia über die javanischen Giftbäume zu geben, deren Naturgeschichte so lange Zeit in Dunkel und Fabeln gehüllt war.

Die ersten Nachrichten über den macassarischen Giftbaum auf Celebes datiren sich schon in das sechszehnte Jahrhundert zurück. Nach Hrn. Bennett wäre De Bry der erste, der desselben Erwähnung that. Nach ihm gaben Herbert, Bontius, Herport, Saar, Tavernier ausführlichere Notizen, welche sich jedoch größtentheils nur auf die Wirkung des Giftes beschränkten, die so furchtbar geschildert wird, daß die geringste Quantität desselben in die Blutmasse aufgenommen nicht allein schleunigen Tod bewirke, sondern daß eine halbe Stunde später das Fleisch bereits so in Fäulniß übergehe, daß es sich von selbst von den Knochen löse. In den Philosophical Transactions von 1666 wird die Frage aufgeworfen, ob wirklich menschliche Exkremente innerlich genommen das einzige Gegengift gegen die Wirkungen des Ipo oder Upas seyen, was damals allgemein behauptet wurde. Die erste Beschreibung des Baumes giebt Neuhof im Jahre 1682. So fürchterlich diese älteren Schriftsteller aber auch das Gift darstellen, so sind ihre Berichte doch noch frey von den monströsen Fabeln, welche spätere Autoren darüber mittheilen. Sie lassen z. B. die Eingebornen den Milchsaft ohne Beschwerde in kleine Röhren auffassen, welche in die Rinde gestossen werden. Zu Ende des 17. Jahrhunderts behauptet aber Gervaise schon, daß das bloße Anrühren oder Beriechen des Giftes schon tödtlich werden könne, und bey Camel (im Jahre 1704) kömmt bereits die Fabel vor, daß die Ausdünstung des Baumes alles Lebende auf eine beträchtliche Strecke rings um ihn her vertilge und daß Vögel, welche sich auf ihn setzen, sterben, wenn sie nicht gleich darauf Krähenaugen fressen, wodurch sie zwar bey Leben bleiben, aber dennoch alle Federn verlieren. *) Nun entstand auch die Sage, daß das Sammeln des Giftes lediglich Verbrechern übertragen sey, welche das Leben verwirkt haben, und straflos werden, wenn sie ihr Geschäft glücklich vollenden. Nur der in allen Dingen klar sehende Kämpfer fügt der Erzählung dieser Fabeln die Frage bey: Quis autem quidquam ex Asiaticorum ore referat, quod figmentis non implicetur? Die erste Abbildung giebt Rumphius (die Valentynsche ist nur verkleinerte Kopie). Er bezeichnet als Vaterland des Baumes ausser Celebes auch Sumatra, Borneo und Bali, und giebt Nachrichten über die Bereitung des Giftes und die üblichen Gegengifte, deren Mittheilung man hauptsächlich den Weibern der Eingebornen theils durch Schmeicheleyen, theils durch die Tortur abgezwungen hatte. Auch findet sich bey Rumphius die erste Andeutung, daß es mehrere Giftbäume gebe, denn er unterscheidet einen männlichen und weiblichen Antsjar und überdieß das Upas Radja, welches er freylich nur für in der Bereitung verschieden hält.

Die größte Masse von Lügen über den Giftbaum brachte erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der holländische Wundarzt Försch zu Markt. Sein Brief über denselben erschien nach Blume bereits 1781, nach Bennett erst 1788 in dem London Magazine, wurde nach und nach in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, und der Inhalt in alle Handbücher aufgenommen. Ganz im entgegengesetzten Sinne berichteten die Komissäre der batavischen Societät Van Rhyn und Palm im Jahre 1789, indem sie nicht allein Försch's Lügen zurückwiesen, sondern sogar die Existenz eines Giftbaumes auf Java förmlich in Abrede stellten. Fast auf gleiche Weise äußern sich Stanton, Barrow und Labillardière. Deschamp dagegen, der sich mehrere Jahre in Java aufhielt, sagt, daß der Upas im Districte von Palambang nicht selten vorkomme, daß aber seine Nachbarschaft nicht gefährlicher sey, als die jeder andern Giftpflanze. Die Fabeln über seine todbringende Atmosphäre seyen durch die Miasmen in den sumpfigen Niederungen, wo er häufig vorkomme, entstanden. Endlich erschien im Jahre 1810 Leschenault's Abhandlung über Strychnos Tieute und Antiaris toxicaria, welche der bisherigen Ungewißheit ein sicheres Ende machte, indem die beyden so oft verwechselten Giftbäume nach ihren Gattungen systematisch bestimmt und erläutert wurden. Bald nachher wurde auch

*) Schon früher hatte Argensola (Conquista de las Islas Molucas) von einem Baume berichtet, in dessen Nähe Jeder einschlafe und sterbe, wenn er von der Westseite darauf zugehe, während die von der Ostseite sich Nähernden gerade durch den Schlaf von der tödtlichen Wirkung befreyt blieben.

durch Magendie, Delille, Brodie u. A. die Beschaffenheit und Wirkung des Antjar-Giftes genau untersucht, und in verschiedenen Gesellschaftsschriften beschrieben.

Aus den Nachrichten von Dr. Horsfield theilen wir nun nachfolgende Notizen mit, welche sich hauptsächlich auf den ihm am Meisten bekannt gewordenen Antjar beziehen.

Der Gebrauch vergifteter Waffen scheint über alle Sunda-Inseln verbreitet. Man bedient sich zweyer verschiedener Gifte; das eine, welches am schnellsten wirksam seyn soll, kömmt von dem Milchsafte des Tshettik oder Strychnos Tieute Lesch., das andere von dem Ipo, Hypo oder malayisch Upas, auf Java Antiar, Antiaris toxicaria Lesch. Letzterer kömmt in den dichtesten Wäldern der feuchten Niederungen von Celebes, Borneo, Sumatra, Java u. s. w. nicht selten vor, und ist einer der größten und stattlichsten Bäume mit cylindrischem völlig gerade und schaftrein bis zu einer Höhe von 60 — 80 Fuß aufwachsendem Stamme. Nur am Grunde ist er stark spanrückig oder mit starken flügelartigen Holzvorsprüngen besetzt, wie bey Canarium und andern tropischen Waldbäumen. Die weißliche und etwas rissige Rinde ist bey alten Bäumen über 1/2 Zoll dick. Aus ihr quillt bey Verletzungen der giftige Milchsaft in großer Menge. Beym Austritt ist er gelblich oder von jungen Bäumen weiß, milchartig, aber dicker, kleberig und etwas schäumend, an der Luft wird er braun. Er ist nur in der Rinde enthalten. Der Bast ist dichtfaserig, wie bey Morus papyrifera und gleicht von der äußern Rinde und andern Anhängseln gereinigt einer groben Leinwand. Man verwendet ihn zu dauerhaften Stricken, und die arme Volksklasse verfertigt aus dem der jüngern Bäume, welcher leichter zu verarbeiten ist, eine Art groben Zeuges zu Kleidern bey der Feldarbeit. Doch muß der Bast sorgfältig gebrochen, gewaschen und vor dem Gebrauche lange Zeit in Wasser geweicht werden, denn selbst wenn er ganz gereinigt erscheint, veranlaßt die daraus gefertigte Kleidung den Leuten, welche sie tragen, bey starkem Regen oft noch ein unerträgliches Hautjucken, wahrscheinlich von einem geringen Ueberreste des Gummi's, welches die wesentliche giftige Substanz des Baumes ausmacht. Auch sollen Mützen aus diesem Zeuge gefertigt, bey längerem Gebrauche die Haare ausfallen machen. Der frische Saft erregt auf der Haut Ausschläge und Geschwülste, wie der von Rhus radicans, die Ausdünstung einer größeren Saftmenge leichte Hitze und Jucken in den Augen. Die Eingebornen fürchten sich deßhalb zum Theil, den Baum zu fällen.

Die halbkugelige etwas unregelmäßige Krone des Antiar, die in einer Höhe von 60 — 80 Fuß beginnt, besteht aus wenigen starken fast horizontalen, unregelmäßig gekrümmten und abermals verzweigten braunrindigen Aesten. Das Holz ist weiß, leicht und schwammig. Die Blätter sind aus herzförmiger Basis länglich-elliptisch, 6 — 8 Zoll lang, kurzspitzig, oben glänzend dunkelgrün unten blasser, beyderseits von kurzen, Borsten rauh. Sie fallen Anfangs Juny ab, und erscheinen wieder mit den Blüthen. Die männlichen Blüthen stehen in erbsengroßen dichten Köpfchen, welche von einer zerschlitzten Hülle umgeben sind. Blume 4 blätterig, Staubgefässe 4 ohne Spur eines Fruchtknotens. Weibliche Blumen einzeln, doch auf denselben Aesten mit den männlichen. Blume fehlt, Fruchtknoten mit der Hülle verwachsen, einfächerig mit einem hängenden Eye. Narben zwey, die Steinfrucht oval, einen halben Zoll lang, fleischig, seidenartigfilzig. Die stärksten Stämme, welche Dr. Horsfield sah, hatten am Grunde mit den Flügeln über 10, oberhalb derselben 3' Durchmesser.

Wie alle Bäume des Urwaldes ist der Antjar immer dicht von Stauden und Kräutern umwachsen; nie sah Horsfield den Boden um ihn her kahl. Windende und kletternde Gewächse in kräftigster Gesundheit wuchern an ihm in die Höhe und strafen die alten Fabeln Lügen.

Die Zeit, in welcher das Gift seine tödtliche Wirkung äußert, ist verschieden nach der Stelle des verwundeten Gefässes und der Quantität des Saftes, und wechselt zwischen 12 und 30 Minuten. Die nach und nach erscheinenden Symptome sind Zittern und Schauern der Extremitäten, Unruhe, Sträuben des Haares, Entleerungen der Gedärme,

Schwäche und Mattigkeit, leichte Krämpfe und Zuckungen, beschleunigtes Athemholen, vermehrter Speichelfluß, krampfhaftes Zusammenziehen der Brust- und Abdominal-Muskeln, Erbrechen, zuletzt der Exkremente, schaumiges Brechen, gänzliche Erschlaffung, heftige und anhaltende Zuckungen, Tod. Manchmal stellen sich schon gleich nach dem vermehrten Speichelfluß Convulsionen und schneller Tod ein. Die größte Zahl der Versuche wurde an Hunden gemacht. Eine Maus starb in 5, ein Affe in 7, eine Katze in 15 Minuten, ein starker Büffel in 2 Stunden 10 Minuten, obgleich in diesem Falle nur wenig Gift in die Wunde gelangte. Im Magen eines Hundes brachte das Gift anfänglich fast dieselben Symptome hervor, wie bey unmittelbarer Mittheilung an die Blutmasse, doch erholte sich das Thier nach einigen Stunden wieder, nachdem der Magen durch heftiges Erbrechen völlig entleert war. Das Fleisch der mit Antjar-Gift getödteten Thiere kann aber ohne allen Schaden genossen werden.

Die Sektion der getödteten Thiere zeigte alle großen Gefäße der Brusthöhle, sowie die Lunge übermäßig mit Blut angefüllt. Weniger war dieses bey den Gefässen des Unterleibes der Fall. Dagegen war das Gehirn nur wenig angegriffen, ganz im Gegentheil von der Wirkung des Tschettik (Strychnos Tieute), welche noch viel rascher und heftiger eintretend vermöge des von Pelletier und Caventon nachgewiesenen Strychnins hauptsächlich Gehirn und Nerven in den heftigsten Entzündungs-Zustand versetzt, auf Brust- und Bauchhöle aber fast keinen merklichen Einfluß ausübt. Das Urari oder Urara-Gift des tropischen Amerika's, welches nach Schomburg ebenfalls von einem Strychnos gewonnen wird, scheint mit dem des Tschettik Aehnlichkeit zu haben.

Im natürlichen Systeme stellt R. Brown die Antiaris in der Familie der Urticeae zwischen Brosimum Swartz und Olmedia Ruiz et Pavon. Außer der sundaischen Art existirt eine zweyte, A. macrophylla, als ein mannshoher Strauch in Australien, und eine dritte, Antiaris innoxia wird von Blume (Rumphia p. 171. t. 54.) beschrieben. Sie wächst auf Timor und Celebes. Ihre Milch ist unschädlich.

Wir reihen diesen Bemerkungen des Dr. Horsfield einen Auszug aus Blume's Abhandlung über denselben Gegenstand (Rumphia p. 46 seqq. an, welche zwar früher erschien als die oben erwähnte Arbeit, aber sich dennoch auf spätere und viel detaillirtere Beobachtungen stützt.

Nach Blume wurde das Gift in früheren Zeiten vorzüglich angewendet, um, wie im tropischen Amerika, ganz kleine und dünne Pfeile zu vergiften, welche aus Blasrohren von Diospyrosholz geschossen wurden, und diese Waffe wurde den Holländern in ihren Kriegen mit den Eingebornen oft verderblich genug. Seit der Verbreitung des Feuergewehres hat auf Java der Gebrauch derselben völlig aufgehört, nur die wildesten Völker in den Gebirgen von Borneo, Celebes und an den Küsten von Neu-Guinea bedienen sich noch vergifteter Pfeile. Jagdpfeile werden nur am zugespitzten Ende vergiftet; Kriegspfeile haben dagegen eine abgesonderte, leicht sich ablösende, aus einem Zahn oder Knochen u. s. w. gefertigte Spitze, welche jedesmal in der Wunde zurückbleibt und somit sichern Tod zur Folge hat.

Im Malayischen heißt das Gift Upas, bey den eigentlichen Javanern Antjar oder Antsjar, auf Celebes und den Philippinen Ipo oder Hipo; Upas und Ipo heißen Gift, Pohon Baum, daher Pohon-Upas Giftbaum. Das Gift des Strychnos Tieute wird mit dem Namen Upas Radja (Fürstengift) als das gefährlichste ausgezeichnet. Wir gehen nicht nochmals in das Detail der Fabeln früherer Schriftsteller ein, welche auch Hr. Blume der historischen Vollständigkeit wegen aufzählt, müssen aber einige Thatsachen daraus nachtragen, welche er selbst bestätiget. So erscheint ihm nicht unbegründet, daß die kleinen malayischen Fürsten früher Verbrecher mit Antjargift hinrichteten, oder auch Versuche an ihnen machten, um Gegengifte zu finden, oder um zu erfahren, ob durch schleunige Amputation des verwundeten Gliedes (z. B. einer Fußzehe) die Wirkung aufgehoben werden könne, welche Versuche jedoch fast immer erfolglos waren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in insula Java annis 1802 etc.

(Schluß.)

Im Widerspruche mit Dr. Horsfield bestätigt er die äußerste Scheue der Javaner, dem Baume nahe zu kommen, ihn zu besteigen, oder gar zu fällen und führt aus Leschenault und aus eigener Erfahrung Fälle an, wo schon das Erklettern des Baumes, um blühende Zweige zu holen, Einzelnen heftige Krankheitsanfälle mit Aufschwellen des ganzen Körpers, anhaltendem Erbrechen, brennenden Augenschmerzen u. s. w. zuzog, während Andere völlig verschont blieben. Referent hat ähnliche Fälle mit dem viel minder giftigen Rhus radicans erfahren. Ein Taglöhner, welcher im botanischen Garten zu München die Wurzeln des Strauches rodete, litt 14 Tage lang auf dieselbe Weise an erysipilöser Geschwulst des ganzen Körpers, einem Andern, welcher die Wurzelstücke auf dem blossen Arm fortrug, blieb der Arm mehrere Tage lang geschwollen, während Referent selbst sich öfters ohne Nachtheil mit dem Safte die Außenseite der Hände und die Arme einrieb. Aus Furcht vor den Folgen des Fällens lassen die Javaner auch den Antsjar stehen, wenn sie zu neuen Plantagen den Wald roden, und man findet ihn deshalb nicht selten völlig vereinzelt in Kaffeepflanzungen u. dgl. Einen auf solche Weise aus Furcht verschonten Baum bildet Blume auch ab.

Die Hauptquelle der Fabeln, welche über die tödtliche Nachbarschaft des Antjar, über die Verödung seiner Umgebung u. s. w. so lange in Umlauf waren, findet Hr. Blume, wie auch schon früher vermuthet wurde, in den Wirkungen vulkanischer Thätigkeit, welche in den Inseln des indischen Archipelagus allenthalben eine so große Rolle spielt. Hier sind außer wirklichen Vulkanen auch Schlamm-Vulkane *), heiße Mineralquellen aller Art, manche darunter eine große Quantität Schwefelsäure führend, andere eine Menge Silicium enthaltend und nahe stehende Bäume versteinernd, oder Alaun und fein vertheilten Schwefel führend und davon milchweiß, allenthalben zu finden. Eben so trifft man an manchen Orten dicht an einander gestellt hohle Gypskegel 3 — 5′ hoch, aus deren Gipfel beständig heisses oder kaltes Wasser sprudelt, welches mit seinen Sedimenten die Kegel fortwährend vergrößert. Große Strecken Landes sind durch die Wirkungen solcher vulkanischer Phänomene verödet. Noch grauenhafter und wahrhaft wie die Hoflager des Todes erscheinen aber die manchmal ausgedehnten Lokalitäten, wo tödtliche Gasarten (schweflichte Dämpfe und kohlensaures Gas) aus dem Boden steigen und jedes Leben vernichten. Unbeschreiblich, sagt Blume, ist das Grauen, womit man aus dem Dickicht

*) Der Raum gestattet uns nicht, ausführlicher von den Schlamm-Eruptionen des Berges Galungung zu sprechen, welche am 8. und 12. October 1822 die Umgegend auf 40 englische Quadratmeilen in eine Wüste verwandelten, 40 — 50 Fuß tiefe Thäler ausfüllten, Flüssen ein anderes Bett anwiesen, und mehr als 11000 Menschen das Leben kosteten. Unzählige Zugochsen gingen dabey zu Grunde, 3000 Acker Reisfeld und gegen 800,0000 Kaffebäume wurden zerstört. Weder Feuer- noch Licht-Erscheinung außer häufigen Blitzen in der Rauchwolke, womit der Ausbruch begann, war dabey bemerkbar.

des Urwaldes vorschreitend, solche Orte unversehens betritt, wo keine Spur eines Pflanzenwuchses sich zeigt und allenthalben zerstreute Thierskelete, selbst von Tigern, und ganze Haufen getödteter Insekten die Namen Todesthal, Giftthal bewähren, womit die Eingebornen diese Lokalitäten bezeichnen. Menschen können übrigens wegen der Schwere der Gasarten, die unmittelbar am Boden haften, ohne Gefahr solche Stellen passiren, wenn sie sich nicht bücken. Diese Wirkungen dieser tödtlichen Dünste wurden unstreitig früher auf den Giftbaum übergetragen, so wie allenfalls noch jetzt im Himalaja die Eingebornen das erschwerte Athemholen auf den Alpenpässen von 15 — 18000 Fuß Höhe den Ausdünstungen giftiger Kräuter zuschreiben.

Ueber die Bereitung des Giftes sagt Blume folgendes. Der Milchsaft wird entweder frisch verwendet oder man bewahrt ihn in Bambusrohren eingedickt bis zur Verwendung, wo er dann in heißem Wasser wieder aufgelöst wird. Dann zerreibt man sorgfältig auf einem Stein frische Kontsjor- (Kaempferia Galanga), Pangley- (Zingiber Cassumunar), und Nampoh- (Aroidea) Wurzel nebst Knoblauch und Zwiebeln, von jedem ungefähr 2 Drachmen, und vermischt den ausgepreßten Saft mit 6 — 8 Unzen Antsjar-Milch in einem irdenen Gefässe. Einige setzen noch andere fein zerriebene Wurzeln von Scitamineen z. B. von Alpinia malaccensis der Flüssigkeit zu. Sodann wird eine halbe Unze sehr fein gestossenen schwarzen Pfeffers zugeschüttet und mit einem Stäbchen umgerührt. Nun legt man ein einziges frisches Samenkorn des spanischen Pfeffers (Capsicum fruticosum) mitten auf die Flüssigkeit, welche davon heftig aufbraust und das Samenkorn eine Minute lang hin und her wirft. Wenn die Unruhe sich gelegt hat, wird der Same herausgenommen, nochmals Pfeffer zugesetzt und ein neues Samenkorn aufgelegt, welches schon geringeres Aufbrausen erregt. So wird fortgefahren, bis keine weitere Unruhe mehr entsteht, worauf das Gift fertig ist. Unstreitig liegt etwas Fabelhaftes in dem wiederholten Aufbrausen, merkwürdig ist aber, daß von der Bereitung des amerikanischen Urari Giftes ganz Aehnliches erzählt wird. Auf Borneo wird der Saft des Antsjar mit dem dem Tshettik vermischt und dadurch seine Wirksamkeit noch gesteigert. Der Zusatz der oben angegebenen heftig reizenden Substanzen scheint nur in so ferne von Einfluß, als solche auf die Blutmasse erregend wirken und die Verbreitung des Giftes beschleunigen. Mit der Zeit verliert das Gift, wenn es nicht sorglich bewahrt wird, viel von seiner Wirksamkeit. Das wesentliche Princip desselben, das Antiarin, wie Blume es nennt, scheint deshalb flüchtig und in dem Milchsaft nur unvollständig gebunden zu seyn. Die engen Wunden, welche von den kaum eine Nadel starken Blasrohrpfeilen herrühren, sind viel gefährlicher als die von großen Geschossen, welche durch starke Blutungen das Gift oft gleich wieder ausstossen. Die Symptome und Folgen der Vergiftung schildert Blume wie Horsfield. Hauptsächlich wird das Gefäßsystem ergriffen und das Blut in den Adern der Brusthöhle angehäuft. Brechmittel sollen in einigen Fällen gute Dienste geleistet haben und deshalb in früheren Zeiten menschliche Excremente innerlich verordnet worden seyn. Auch die Wurzel von Crinum asiaticum, noch mehr aber von Ophioxylon serpentinum L. werden empfohlen.

Strychnos Tieuté, welcher das Upas Radja liefert, kömmt nur in den dichtesten Urwäldern vor, welche die bisher fast unzugänglichen Gebirge des innern Javas bedecken. Wir bedauern, daß wir hier den Lesern nicht Hrn. Blume's meisterhafte Schilderung dieser riesenhaften Vegetation und der Schwierigkeiten, womit ihr Besuch verbunden ist, ausführlich mittheilen können. Wie die Pforten des Allerheiligsten sind alle Zugänge zu diesen Wäldern versperrt und bewacht. Mit Feuer und Axt muß man die undurchdringlichen Gebüsche der Schlingpflanzen öffnen, welche den Saum umschließen. Mit Stacheln, Dornen, schneidigen Blättern, welche wie Messer verwunden, weisen andere Gewächse den Eindringling sogar angreifend zurück, wobey vorzüglich mehrere Nessel-Arten zu fürchten sind, deren Verletzungen temporäre Lähmungen der Extremitäten, Anlaufen der Achseldrüsen, und erysipilöse Geschwulste zur Folge haben. Aeußerst schmerzhaft ist zugleich der Biß großer schwarzer Ameisen, welche in großer Menge diese Dickichte bewohnen. Auf diese Hindernisse folgen noch dichte Verhaue von Bambusgebüschen, deren armsdicke

und bis 50 Fuß hohe Stämme durch ihren fast glasharten Ueberzug (aus Kieselerde) selbst der Axt widerstehen. Hinter diesen erst öffnen sich die majestätischen Dome der eigentlichen Urwälder des Gebirgs, welche, wenn gleich überall unendlich mannigfach in ihren Produktionen, von Blume nach den vorwiegenden Pflanzenfamilien in mehrere Gürtel oder übereinander liegende Regionen der Leguminosen, Artocarpeen, Rubiaceen und Amentaceen getheilt werden. Aber besonders die unteren Lagen dieser Zauberwälder sind nicht so öd und schweigsam wie in Amerika. Eine Menge der verschiedensten Thiere belebt sie als würdige Staffage der kolossalen Vegetation, und erst in den höheren Regionen tritt das animalische Leben zurück und überläßt den alleinigen Besitz bey 10—11000 Fuß Höhe der Alpenflora, welche in dem Erscheinen europäischer Gattungen, Rhododendron, Vaccinium, Swertia, Viola, Gentiana, Ranunculus wehmüthig an die ferne Heimath erinnert. In den niedrigeren Lagen dieser Wälder, in der Region der Leguminosen und Artocorpeen wächst der gefährliche Strychnos, ein windender oder kletternder Strauch mit armsdickem Stamme, die höchsten Bäume überwuchernd, oft von der Wurzel bis zu einer Länge von 100 Fuß völlig einfach und astlos, aber mannigfach gewunden und gekrümmt. Die Blätter sind gegenüber gestellt, elliptisch, spitzig, ganzrandig, glänzend glatt, dreynervig, lederartig und immergrün. Ihnen gegenüber stehen häufig einfache starke Schlingen, welche das Klettern des Strauches erleichtern. Aus den Achseln der Blätter kommen die gabligen Trugdolden grünlich weißer wohlriechender Blumen mit röhriger regelmäßig fünfspaltiger Korolle, fünf Staubgefässen und einem Griffel. Die Frucht ist eine Beere von der Größe einer Pomeranze, kugelig, glänzend glatt, anfangs gelbbraun, dann rosenroth, innen fleischig und vielsamig. Er blüht im Juny und July und reift seine Früchte im September und October.

Das Gift wird bereitet, indem man die gereinigte und zerschnittene Wurzel ungefähr eine Stunde lang in Wasser kocht und den Absud bis zur Consistenz des Syrups eindickt. Zu vier Unzen dieses schwarzbraunen äußerst bittern Extractes wird dann der ausgepreßte Saft aus je zwey Drachmen Wurzel von Kaempferia Galanga, Zingiber officinale, Knoblauch und Zwiebeln und eine Drachme sehr fein gepulverten schwarzen Pfeffers zugemischt, die Mixtur etwas aufgekocht und fleißig umgerührt, womit die Bereitung vollendet ist. Die Javaner bewahren die Masse dann in Bambusröhren, die Einwohner von Borneo, welche dieselbe durch etwas abweichende Zubereitung zu völlig festem Zustand bringen, zwischen Palmblättern auf.

Die Nachbarschaft des Tjettek ist Pflanzen und Thieren eben so wenig im Allgemeinen nachtheilig, als die des Antjar. Aus der Rinde fließt überdieß kein Milchsaft mit schädlichen Ausdünstungen. Schneidet man den Stamm der Quere nach ab, so quillt nicht aus der Rinde, sondern aus dem porösen Holze tropfenweise ein klarer, wässeriger und geschmackloser, völlig unschädlicher Saft. Die Wurzelrinde dagegen enthält eine röthliche, etwas zusammenziehende und widerlich riechende Flüssigkeit. Aus dem Absud dieser Rinde, nicht also durch Einschnitte, wie bey dem Antjar, wird auch das Gift gewonnen, obgleich es in geringerer Quantität auch in dem Samen und der Rinde des Stammes enthalten ist. Es ist viel weniger flüchtig als das des Antjar, verliert daher durch langes Aufbewahren wenig oder nichts von seiner Wirksamkeit, und verdankt diese vorzüglich einem Pflanzenalkali, dem Strychnin. Außerdem enthält es einen höchst bittern Extractivstoff und eine harzige Substanz. Der Zusatz der oben erwähnten erregenden Substanzen ist für seine Wirksamkeit viel nöthiger als bey dem Antjar, da es für sich allein die Thätigkeit der absorbirenden Gefässe viel weniger in Anspruch nimmt, ja solche vielmehr sogar unterdrückt. Daher kann man sich mit dem reinem Safte des Tjettek auch ohne Nachtheil die Haut einreiben, was bey dem Antjar nicht der Fall ist. Wie die Gewinnung, so ist auch seine Wirkung auf animalische Organismen von obigem sehr verschieden, viel heftiger und von ganz andern Symptomen begleitet. Auf die Verwundung folgt in kürzester Zeit Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, Zittern, zuweilen auch Koth-Erbrechen. Die Beweglichkeit des Körpers wird fast ganz aufgehoben, oft stürzt dann plötzlich das Thier, wie vom heftigsten Schwindel ergriffen, auf den Kopf oder auf die Seite nieder, es folgen die hef-

tigsten Zuckungen und ein Starrkrampf-ähnlicher Zustand, die Respiration ist völlig gestört, bald beschleunigt, bald längere Zeit ausgesetzt und unter diesen Symptomen erfolgt der Tod gewöhnlich in weniger als einer Viertelstunde, oft schon nach einigen Minuten. Die Section zeigt Brust- und Bauchhöhle ohne Entzündung oder sonstige krankhafte Veränderung, nur die Hohlvenen strotzen mehr als gewöhnlich von Blut, ebenso wie die Aorta, deren Blut schwarz und leicht gerinnbar ist. Aber die Oeffnung der Hirnhöhle zeigt sogleich die Folgen der heftigsten Congestionen nach dem Gehirne, die dura mater hochroth oder hie und da von gehemmtem Blutlaufe mißfarbig blau, die äußere Hirnsubstanz, das kleine Gehirn und das Rückenmark von der heftigsten Entzündung ergriffen. Durch diese gewaltige Affection des ganzen Nervensystemes, Hirns und Rückenmarkes wirkt das Tjettek-Gift um so vieles heftiger als das Antjar. Daher die gänzliche Lähmung des Körpers, die Anhäufung des Blutes im Gehirn, die gänzliche Störung der Circulation und endlich auch die Lähmung der Lungen. Innerlich genommen wirkt das Gift zwar langsamer aber nicht weniger heftig, die Symptome sind fast dieselben, aber das Gehirn erscheint weniger afficirt als das Rückenmark und dessen Nerven, und die Eingeweide sind heftig angegriffen und entzündet.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo diese furchtbaren vegetabilischen Stoffe von der Arzneykunde mittelst entsprechender Gegengifte sicher gebändigt oder gar ihr als Heilmittel dienstbar gemacht wären. Sie stehen noch als verderbliche Räthsel feindselig dem Menschengeschlechte entgegen, auch von ihrer Seite den Satz bewährend, daß die hellen Lichter der tropischen Produktion eben so schwarze Schatten werfen und daß mehr als ein Drache diese Gärten der Hesperiden bewacht. Z.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

Der Verwendung des königlich bayerischen Gesandten, Herrn Grafen von Luxburg zu Paris, sowie der gütigen Vermittlung des königlich französischen Gesandten Herrn Baron von Bourgoing dahier verdankt die k. Hof- und Staatsbibliothek neuerdings ein bedeutendes Büchergeschenk von Seite der französischen Regierung, nämlich die gesammte neue Folge der seit dem Jahre 1839 erschienenen Bände der

„Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins du Ministre de l'instruction publique,“

wodurch die in Folge gleicher Liberalität in der k. Hof- und Staats-Bibliothek bereits vorhandenen frühern Bestandtheile dieser werthvollen Sammlung ihre erwünschte Vervollständigung erhielten.

Es wurde bereits in dem Jahrgange 1838 dieser Blätter (Bd. VI. Nr. 105) von dem Plane dieses im Jahre 1834 ins Leben getretenen Unternehmens, von den durch die französische Regierung demselben angewiesenen namhaften Fonds, von der Ausscheidung des zu bearbeitenden Quellenmaterials in drey selbstständige Sectionen (I. Série: Histoire politique. II. Série: Histoire des lettres et des sciences. III. Série: Archéologie) u. s. f. Nachricht gegeben; es wurden ferner die nach der Hand während der Jahre 1838 und 1839 der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Bände dieser Sammlung in den Auszügen aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey genannter Bibliothek (Jahrgang 1838 Bd. VII. Nr. 148. Sp. 144. und Nr. 218 Sp. 712. Jahrgang 1839. Bd. IX. Nr. 221 Sp. 735) angezeigt. Wenn wir nun, den halbjährig in diesen Blättern erscheinenden Auszügen aus den erwähnten Zugangsverzeichnissen vorgreifend, die Titel und den Bestand der vorliegenden neuesten Bände der fraglichen Sammlung schon jetzt mittheilen, so geschieht dieses nicht bloß im Interesse der Leser dieser Blätter und jener Besucher der k. Hof- und Staatsbibliothek, welche als Freunde der Geschichtsforschung den hohen Werth einer so bedeutenden Anzahl neu zu Tage geförderter Geschichtsquellen zu schätzen wissen, sondern es soll zugleich gegenwärtige Anzeige dem von Seite der k. Hof- und Staatsbibliothek der k. französischen Regierung zu widmenden Danke, sowie der, dieser großartigen literarischen Erscheinung und der Trefflichkeit und Rüstigkeit ihres Fortschrittes gebührenden Anerkennung zum öffentlichen Ausdrucke dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; containing abridged descriptions of all the known indigenous and naturalized plants growing north of Mexico; arranged according to the natural system by John Torrey, M. D. F. L. S. Professor of Chemistry and Botany in the University of the state of New-York rel. and Asa Gray, M. D. Prof. of Botany in the University of Michigan rel. Vol. I. Comprising the polypetalous division of the dicotyledonous plants. New-York: Wiley and Putnam 1838 — 40. 8. XIV. u. 711 S.
2. Flora Boreali-Americana; or, the Botany of the northern parts of British America: By Sir William Jakson Hooker, K. H,. LL. D., F. R., A., and L. S. Regius Professor in the University of Glasgow etc. Published under the authority of the right honourable the Secretary of state for Colonial affairs. London: Henry G. Bohn. 2 Vol. in 4. 1840. Erster Bd. 351 S. mit einer Karte und 118 Tafeln, 2. Bd. 328 S. und 120 Tafeln.

Jeder Welttheil darf sich glücklich schätzen, wenn ihm gleichzeitig zwey so ausgezeichnete Werke zu Theil werden, welche den Reichthum seiner vegetabilischen Production aufzählen und mit ächt wissenschaftlichem Sinne beleuchten, denn gewiß wird jeder Botaniker die beyden oben angezeigten Arbeiten zu den gelungensten zählen, welche die deskriptive Botanik unserer in dieser Richtung so produktiven Zeit geliefert hat. Sie greifen übrigens so ineinander und ergänzen sich gegenseitig in der Weise, daß ihre gemeinsame Anzeige unerläßlich scheint, und wir nur wenige Details über jede einzelne vorausschicken können.

Das erstere Werk der Herren Torrey und Gray hat sich die größere Aufgabe gesetzt, wie in dem Titel Flora von Amerika nördlich von Meriko schon ausgesprochen liegt. Wir werden später auf die Gränzen und Unter-Eintheilungen des Gebietes zurückkommen. Daß die Verfasser, durch frühere ausgezeichnete Leistungen bereits rühmlichst bekannt, ihr Pensum dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß lösen würden, war bey ihnen vorauszusetzen und sie haben dieses Vertrauen in dem vorliegenden Theil auf das Beste gerechtfertigt. Wir können hier nicht ausführlicher auf die reichen, großentheils in der Vorrede aufgeführten vaterländischen Materialien eingehen, welche ihnen dabey zu Gebote standen, aber ihr Bestreben nach Vollständigkeit geht schon daraus hervor, daß, wenn gleich beyde Verfasser längst im innigen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Botanikern der alten Welt standen, Hr. Gray auch noch in den Jahren 1838 — 1839 Europa persönlich bereiste, alle größeren Museen besuchte und durch seine Kenntnisse sowohl als durch seine liebenswürdige Persönlichkeit die Theilnahme der cisatlantischen Gelehrten an dem Unternehmen verdoppelte.

Sir Jackson Hoocker's Flora Boreali-Americana beschränkt sich auf ein verhältnißmässig kleineres und minder artenreiches Gebiet, indem es nur die englischen und rußischen Besitzungen (nicht allein the northern part of British America) umfaßt. Er hat dabey auch den Vortheil größerer

Gleichförmigkeit in der Vegetation und seine Flora kann eben darum vielleicht auch bereits auf größere Vollständigkeit Anspruch machen, als bis jetzt in den südlichen und westlichen Gebieten der Freystaaten erreichbar ist. Als die Hauptbasis seiner Arbeit giebt er die von Dr. Richardson und Drummond bey der Polar-Expedition unter Kapitän J. Franklin, so wie die von Douglas in Nord-West-Amerika gesammelten Materialien an. Wer aber Sir Hoockers langjährige und innige wissenschaftliche Verbindung mit Nordamerika, sein unermeßliches Herbarium und seine verdiente Geltung bey den Gelehrten beyder Kontinente kennt, und seine in so vielfachen Arbeiten früher erprobte Gründlichkeit zu würdigen weiß, würde schon deshalb nicht zweifeln, daß er bey der Bearbeitung seiner Flora auch alle andern vorhandenen Hülfsmittel erschöpft habe, wenn auch nicht die Citate und Allegationen der einzelnen Sammler im Konterte des Werkes noch weiter davon überzeugten.

Wir enthalten uns aller weitern Details über beyde ausgezeichnete Werke, indem wir übergehen zu einigen allgemeinen Betrachtungen über die Geschichte der Botanik in Nordamerika, über die dort anzunehmenden Florengebiete und endlich über die Relationen, in welchen jene Flora zu der der alten Welt und insbesondere zu der von Nord- und Mittel-Europa steht.

Die Flora von Nordamerika, d. h. des von Mexiko nördlich gelegenen Theiles des Kontinentes, war außer den wenigen Gewächsen, welche zufällige Aufnahme in europäischen Gärten und Kräuterbüchern gefunden hatten, bis zur zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts so viel als gar nicht bekannt. Alle Aufmerksamkeit auch des wissenschaftlichen Europa's war damals noch auf die reichen Besitzungen der Spanier und Portugiesen innerhalb der Wendekreise gerichtet. Vielleicht ist des Pariser Arztes Jak. Phil. Cornutus im Jahre 1651 erschienene historia plantarum canadensium das erste selbstständige Werk über diese Flora. Bald darauf bereisten zwey Engländer John Banister und William Vernon und ein Deutscher, David Krieg, Virginien und gaben ihre Sammlungen an Sloane, Ray, Petiver u. a. Einiges davon haben Letztere publicirt. John Josselyn und William Hughes, welche die nördlicheren englischen Niederlassungen bereisten, gaben 1672 selbstständige Berichte heraus. Von da an haben wir wieder eine Lücke bis zur Publikation der Flora virginica, welche J. F. Gronovius im J. 1739 — 43 nach den von John Clayton gemachten Sammlungen herausgab (zweyte vermehrte Auflage 1762 von dem Sohn Th. Lor. Gronovius). J. Mitchell's Entdeckungen ebenfalls in Virginien enthalten die Acta Naturae Curiosorum. M. Venegas gab 1759 einige Notizen über Kalifornien, Thom. Walther eine dürftige Flora von Karolina (1788). Der Schwede Peter Kalm hatte seine Sammlungen aus Pennsylvanien, New-York und Nordkarolina an Linné geschickt und 1751 seine Reise beschrieben. Auch der Gouverneur von Neu-York, Cadwallader Colden und seine Tochter beschäftigten sich eifrig mit der Flora ihrer Provinz. Als eingeborne Botaniker treten etwas später Vater und Söhne Bartram auf. Der Vater, John Bartram, Gutsbesitzer in Pennsylvanien, bereiste die kanadischen Seen zu naturhistorischem Zwecke, der eine Sohn, William Bartram, die südlichen Provinzen. Seiner und seines Bruders John gedenkt Pursh als Vorsteher eines großen Gartens, den der Vater unter Dr. Fothergill bey Philadelphia gründete. Der hessische Hauptmann, später preußische Oberforstmeister Friedr. v. Wangenheim machte sich sehr verdient um Kenntniß und Uebersiedlung der amerikanischen Holzarten, und Joh. Dav. Schöpf, damals Arzt der deutschen Truppen, (berühmt außerdem durch seine Naturgeschichte der Schildkröten ꝛc.) sammelte mit unermüdlichem Fleiße die Flora von New-York und Rhode Island, worüber das k. Herbarium in München noch schätzbare Manuscripte besitzt. Am umfassendsten für diese Periode erscheinen jedoch die Arbeiten von Andreas Michaux, welcher von 1785 — 96 den größten Theil von Nordamerika bereiste und eine schöne Monographie der zahlreichen Eichenarten herausgab. Seine Flora borealis americana erschien durch seinen Sohn A. F. Michaux, welcher außerdem auch seine Reise westlich von den Aleghanys in Ohio, Kentucky, Teneſſee ꝛc. beschrieb, und ein sehr schönes Werk über die Holzarten Nordamerikas edirte.

Erst im neunzehnten Jahrhundert wird die Geschichte der Botanik in dem weiten Kontinente allmälig so ausgedehnt, und die Leistungen vervielfachen sich so, daß wir sie hier nicht mehr im Detail verfolgen können. Anfangs sind es zwar noch fast ausschließlich Europäer, großentheils Deutsche, welche die Träger der Wissenschaft bilden; so Friedr. Pursch aus Dresden, der von 1799 — 1811 die Freystaaten bereiste und 1814 in London seine treffliche Flora herausgibt; Heinrich Mühlenberg, L. Dav. v. Schweinitz; oder Franzosen wie C. C. Robin und Louis Bosc; aber bald schon beginnt sich auch eine selbstständige amerikanische Litteratur zu entwickeln, wo die Namen Th. Nuttall, John Torrey, Amos Eaton, Lewis und Beck, Riddel, Elliott, Bigelow, Hitchcock, Barton, Darlington u. A. mit Auszeichnung genannt werden müssen. Jetzt drängt Reise auf Reise, Entdeckung auf Entdeckung, die Materialien häufen sich in der raschesten Progression. Die nordwestliche Durchfahrt und der magnetische Pol veranlassen die kühnen englischen See- und Landerpeditionen in die äußersten Polargegenden unter Roß, Parry, Franklin, Back u. s. w., deren botanische Resultate R. Brown, Hooker, Richardson ꝛc. bearbeiten. An der Nordwestküste geben die russischen politischen und Handelsinteressen Anlaß zu Entdeckungen, welche theils auf Landreisen, oder bey den Weltumseglungen unter Krusenstern, Kotzebue, Wrangel, Lütke, Hagemeister u. s. w. gemacht und zum Theil von Chamisso und Schlechtendal, v. Langsdorff, v. Fischer, Bongard, Kaulfuß, C. A. Meyer, v. Bunge, Mertens, Trinius u. A. beschrieben werden. An sie schließen sich die Weltumseglungen der Franzosen unter Freycinet und Duperrey, vor allem aber die kühnen Landerpeditionen von David Douglas und James Drummond, welchen wir die nähere Kenntniß der Kolumbia-Gegenden und Kaliforniens danken, und die beyde, ersterer auf den Sandwich-Inseln, letzterer auf Kuba beklagenswerthen Tod fanden. Gleichzeitig war der eherne Damm gebrochen, welchen der gewaltige Gebirgsgrath, der Amerika bis zum Kap. Horn in zwey ungleiche Längshälften theilt, bis dahin dem Andrängen der vereinigten Staaten gegen den großen Ocean hin entgegen gesetzt hatte. Die westlichen Distrikte wurden gegründet, im Südosten die Floridas erworben, Texa's Emancipirung anerkannt. Damit war der Umfang des Gebietes abgeschlossen, auf das die Flora der Herren Torrey und Gray sich erstreckt, und welches in politischer Beziehung in seiner unermeßlichen Ausdehnung nur drey politische Körper, die englischen Besitzungen im Norden, die russischen Kolonien im Westen, und die amerikanischen Freystaaten im Westen, Osten und Süden ausmacht; denn Meriko's Recht auf Kalifornien ist nur noch in der Eifersucht der mächtigen Kompetenten gesichert, welche den aus ihrer Gränznachbarschaft unvermeidlich entspringenden Entscheidungskampf um solcher Ursache willen nicht beschleunigen mögen.

Glücklicher Weise nehmen die Naturwissenschaften an den Wirren, die sich hier vorbereiten, keinen Antheil; je ängstlicher im Gegentheil die politischen Gränzen fixirt, je mehr sie befestigt und bewacht, also auch bekannt werden, desto leichter gleitet die Forschung über ihre Marken, und ist bemüht, aus politischen Länderanhäufungen natürliche Gebiete herzustellen, wie Gebirgs- und Wasserlauf, unorganische und organische Produktion, Klima ꝛc. es verlangen. Dazu bedarf es aber genauer Kenntniß aller Gebietstheile und darin eben hat Nordamerika in den letzten zwanzig Jahren riesenhafte Fortschritte gemacht. Nicht nur die Küsten sind durch die Bemühungen der Einwohner und europäischer Reisender untersucht worden, es ist auch im Innern fast keine Provinz mehr, welche nicht bereits eine Skizze ihrer künftigen Flora und Fauna aufzuweisen hat. Das Journal von Silliman, die Annalen des Lyceums zu New-York, die Denkschriften der American Phisosophical Society und der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia u. s. w. enthalten hiefür ausser den zahlreichen gesonderten Arbeiten die schätzbarsten Beweise. Nicht minder deutlich ergibt sich dasselbe aus der Aufzählung der Materialien in den beyden Fundamental-Werken, welche den Gegenstand dieses Berichtes bilden. Das Verzeichniß der Männer, welche sich um das nördliche Florengebiet verdient gemacht haben' zählt bey Hooker gegen 50 Namen. Eben so geben die Herren Torrey und Gray eine Aufzählung der speciellen Leistungen für die vereinigten Staaten, aus welcher sich ergibt, daß in

allen älteren Staaten *) bereits Aerzte und Gutsbesitzer sich fortwährend mit der Pflanzenkunde ihrer Heimath beschäftigen, Herbarien anlegen und im Interesse der Wissenschaft mittheilen, und daß in New-York, Massachusetts, Pennsylvanien ꝛc. schon große öffentliche Sammlungen für alle Sparten der Naturgeschichte bestehen. Nur in den großen westlichen Distrikten diesseits und jenseits der Felsenberge konnte bey der geringen Bevölkerung und dem Mangel an Hülfsmitteln die Wissenschaft noch nicht stabil werden und vielfache Reisen vertreten hier vorläufig die Stelle ruhiger Untersuchung in einer Heimath. Mit Recht kann man nach diesen Thatsachen sagen, daß auch in naturhistorischer Beziehung Amerika sich in den letzten Decennien von Europa emancipirt habe. Es wird dem Mutterwelttheil immer verpflichtet bleiben müssen für den Impuls und die Anleitung zu wissenschaftlichen Bestrebungen, aber es hat jetzt bereits die weitere Forschung selbstständig übernommen und aus dem früheren europäischen Uebergewichte ist ein gleichmäßiger Austausch der Erfahrungen und Ideen zwischen beyden Kontinenten zu ebenso gleichmäßigem Nutzen und Frommen beyder geworden.

Der Umfang des Florengebietes von Nordamerika bey Torrey und Gray ist mit wenigen Worten bezeichnet. Nach Osten, Norden und Westen ist dasselbe vom atlantischen, vom Eismeere und vom großen Weltmeere umflossen. Im Nordosten wird Grönland, im Nordwesten sind die Aleuten noch theilweise zugezählt. Die Südgränze bildet der mexikanische Meerbusen von Florida bis Texas; unentschieden bleibt die Gränze quer durch den Kontinent bis Kalifornien, welches aber wieder mit einbegriffen wird, so daß gleichsam der patriotische Wunsch durchschimmert, das Gebiet der Freystaaten in Zukunft lieber durch eine Querlinie von Texas durch Cohahuila und Chihuahua nach der Südspitze von Kalifornien hinüber abzuschneiden, als bis an die Gränzen des Oregan-Distriktes nach Norden zurückzugehen.

Ein so ungeheueres Gebiet, welches vom 75 bis zum 23° n. Br. und 230 bis ungefähr 320° w. L. sich ausbreitet, muß in seinen Naturprodukten eben so große Verschiedenheiten darbieten, als in seiner klimatischen Beschaffenheit, es muß namentlich in seiner Vegetation mehrere wesentlich verschiedene Floren umfassen, es kann, indem es zugleich die Pflanzen der Melville-Insel und der Aleuten mit denen von Florida und Kalifornien aufzählt, kein deutliches Bild irgend einer natürlich abgegränzten Vegetation darstellen. Dieser Vorwurf trifft indessen alle Floren, welche so große Gebiete umfassen, und läßt sich durch am Schlusse des Werkes angehängte Uebersichten der in ihm begriffenen natürlichen Provinzen beseitigen, wie solches auch Kunth in seiner vortrefflichen Bearbeitung der Humboldt'schen Pflanzen gethan hat. In Nordamerika ist jedoch die sichere Begränzung von scharf geschiedenen Florengebieten schwieriger als in der alten Welt, weil nur ein einziger Gebirgsgrath, die Rocky Mountains den Kontinent von Norden nach Süden in zwey sehr ungleiche Hälften theilt, und weil die Flußgebiete in der östlichen Hälfte nur durch niedrige Tragplätze von einander geschieden werden, also keine scharf getrennten Becken bilden.

Oestlich von den Rocky Mountains scheidet sich zunächst eine Polarvegetation aus, welche sich am besten durch das Aufhören des Baumwuchses bezeichnen läßt und westlich von der Mündung des M'Kenzie-Flusses (ungefähr 68°) schräg nach Südosten am Bärensee bey 65, oberhalb des Sklavensees zwischen 63 — 64, an der Hudsonsbay bey 60° den Kontinent durchzieht, in ähnlicher Schräge nach Labrador übersetzend. Ein zweytes Gebiet umfaßt die Hudsonsbay-Länder, bedeckt mit Seen und Sümpfen, die niedrige und oft kaum unterscheidbare Wasserscheide zwischen den Flüssen, welche dem Eismeere, der Hudsonsbay und dem mexikanischen Meerbusen zufließen. Von der Polar-Region unterscheidet sich seine Vegetation eben so wenig plötzlich als z. B. die schwedische von der lappländischen, viele Pflanzen sind noch gemeinsam.

(Fortsetzung folgt.)

*) Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Connecticut, New-York, Pennsylvanien, New-Jersey, Virginien, Nord- und Südkarolina, Georgien, Mittel-, Süd- und Ostflorida, Alabama, Louisiana, Arkansas und Texas, Tenessee, Kentuky, Illinois, Indiana, Ohio, Michigan u. s. w.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; etc.
2. Flora Boreali-Americana etc.

(Fortsetzung.)

In seiner lichtvollen Aufzählung der Imperia florae (Gel. Anz. IV. p. 1046 und VI. p. 650 sq.) nennt unser verehrter Freund, Herr Ritter von Martius diese beyden Gebiete die nördliche und südliche Provinz des Imperii florae canadensis, aber die Polarflora scheint in ihrer wesentlichen Zusammensetzung in den drey nach Norden in hohe Breiten ausgedehnten Welttheilen so übereinstimmend und gemeinsam, daß eine europäische, asiatische und amerikanische kaum noch besonders ausgeschieden zu werden verdient. Der Unterschied z. B. zwischen Asien und Amerika ist kaum schärfer als zwischen der Alpenflora des Berner Oberlandes und der von Kärnthen und Krain. Ein drittes mächtiges Gebiet ist offenbar das des Missisippi-Laufes mit seinen Konfluenten, dessen oberer Theil jedoch nie scharf von dem der Hudsonsbayländer getrennt werden kann. Wir möchten als seine natürlichsten Nord-Gränzen abermals eine schräge Linie von den Quellen des Missouri zu den südlichen Enden des Michigan- und Erie-Sees bis an die Quellen des Susquehanna und die Alleghany's in Pennsylvanien annehmen. Vielleicht ist das Missourigebiet im Westen noch besonders von diesem großen Florenkomplexe auszuscheiden. Nach Süden mag es in seiner Ausdehnung gegen den Golph von Mexiko hin noch in einige Provinzen zerfallen. Nordwestlich scheidet sich als eigene Provinz die große labradorische Halbinsel aus, großentheils noch der Polarzone angehörig und durch eine Querlinie vom südlichen Ende der Hudsonsbay westlich nach Maine herüber abgegränzt. Südwestlich von diesem bilden wohl auch die älteren vereinigten Staaten diesseits der Alleghanny's und blauen Berge ein in nördliche und südliche Provinzen zerfallendes aber schon durch die dichte Urbewaldung charakteristisches Gebiet, welches in den Florida's ausläuft. Oestlich von den Rocky Mountains dürften sich zwey große Gebiete unterscheiden lassen. Das nördliche umfaßt russisch Amerika und streift trotz seiner hohen Breite im Norden nur an die Polarzone, da der Baumwuchs fast bis an das Eismeer reicht. Im Tschuktschen-Lande erinnert es indessen sehr an die nordöstlichste Flora von Asien und damit an die gleichmäßige Verbreitung der Polarflora. Südlich reicht es durch Neu-Norfolk-, Kornwall-, Hannover-, Georgien bis an die Vancouvers-Inseln und Juan de Fuca's Einfahrt. Hier wird es durch jenen Arm der Rocky Mountains abgegränzt, welcher an die Küsten des großen Oceans ausläuft. Das südliche Gebiet hat hier seine Nordgränze und umfaßt in politischer Abtheilung den Oregandistrict und die beyden Kalifornien bis dahin wo der Hauptzug der Rocky Mountains sich ungefähr unter 28° nördlicher Breite dem stillen Ocean wieder nähert, in hydrographischer Hinsicht die Bassins des Columbia und des Rio Colorado mit einigen Küstenflüssen. Ob zwischen dem Missisippi und den Felsengebirgen das Flußgebiet des Rio Bravo del Norte auch als eigenes Vegetationsgebiet noch ausgeschieden werden müsse, wagen wir nicht zu unterscheiden. Als Florenkomplex für Nordamerika möchten wir dem Gesagten zufolge vorläufig unterscheiden: A. Oestlich von den Rocky Mountains: 1. Polargebiet, 2. Gebiet der Hudsonsbayländer, 3. Gebiet der labradorischen Halb-Insel, 4. Missisippi-Gebiet, 5. Gebiet der westlichen Uferstaaten diesseits der Alleghany's. B. West-

lich von den Rocky Mountains: 1. Vom Tschuktschenlande oder von der Mündung des M'Kenzieflusses bis Boca di Juan de Fuca. 2) Flußgebiete des Kolumbia-Flusses und des Rio Colorado.

Die nördlichen und südlichen Abgränzungen der einzelnen Provinzen dieser großen Gebiete können erst ermittelt werden, wenn ihre Vegetation selbst genauer bekannt seyn wird.

Im Vergleich mit der Flora von Europa stellen sich in der amerikanischen eben so viele Verwandtschafts- als Differenz-Punkte heraus. In der Polarregion ist, wie gesagt, die Verschiedenheit am wenigsten fühlbar. Besonders sind die gesellig lebenden Gesträuche, einzig übrig gebliebene Repräsentanten des Holzwuchses, großentheils der alten und neuen Welt gemeinschaftlich, wie z. B. Arctostaphylos, Vaccinium, Andromeda, Empetrum, Salix, Betula, Juniperus u. s. w. nachweisen. Auch die Gräser und Cyperaceen, besonders Carices sind mehrfach identisch. In der kanadischen Flora, im oberen Missisippi-Gebiet und den östlichen Küstenstaaten treffen wir zwar eine große Uebereinstimmung der Gattungen mit unsern europäischen, aber die Arten sind nicht allein meistens verschieden, wenn auch nahe verwandt, sondern es spricht sich auch eine viel größere Mannigfaltigkeit der Species in den einzelnen Gattungen, vorzüglich der Holzgewächse aus. Vergleichen wir z. B. die diesem Theile Amerika's angehörige Anzahl der Pinus, Abies, Betula, Alnus, Corylus, Quercus, Juglans, Ulmus, der Ericeen, Caprifoliaceen, Ribes, Viburnum, Rhamnus, Aesculus, Acer, Clematis u. s. w., so finden wir allenthalben das Uebergewicht der Artenzahl auf amerikanischer Seite. Auffallend ist dabey, daß die Qualität dieser Arten, ihr Nutzen und ihre Brauchbarkeit für den Menschen gegen die europäischen meistens zurücksteht, daß insbesondere Nutzhölzer und Obstarten im Verhältniß zu den unsrigen von schlechterer Qualität sind. Auch bey den krautartigen Gattungen ist die Artenzahl in Amerika selten geringer als in Europa, und insbesondere gilt dieses von denen, welche reich an Species sind. Dabey ist nicht zu vergessen, daß die Flora von Amerika trotz aller Bemühungen der letzten Decennien noch nicht so erschöpfend untersucht ist, als z. B. die deutsche, französische, englische, skandinavische und europäisch-russische, daß wir demgemäß gegewärtig jeder Gattung in Amerika, welche sich bereits als artenreich nnd so weit als wesentlich in der Florenkombination begründet zeigt, mindestens noch ein Viertheil erst zu entdeckender Species zuzählen dürfen. Wenn demgemäß z. B. Hooker in seiner Flora Boreali- Americana 30 Ranuneulus - Arten aufzählt, so dürfen wir auf 40 rechnen und die deutsche Flora (im Koch'schen Sinne, Schweitz und Littorale eingerechnet) zählt deren nur 37.

Eine Vergleichung der bisher in Torrey und Gray's Flora bearbeiteten Dicotyledoneae Polypetaleae mit den bey Hooker und in Koch's Synopsis Florae germanicae aufgeführten Arten derselben liefert nun folgende Resultate:

1. Ranunculaceae bey Torrey und Gray 138, bey Hooker 74, bey Koch 109. *)

Clematis 20, 3, 6, also wie überall mehr südliche Formen in der einzigen zugleich tropischen Gattung der Familie. — Anemone 16, 11, 16. — Hepatica 1, 1, 1. — Adonis 1, 1, 4. — Ranunculus 44, 30, 37. — Myosurus 1, 0, 1. — Caltha 6, 6, 1. — Trollius 1, 1, 1. — Coptis 3, 2, 0. — Isopyrum 2, 0, 1. — Aquilegia 4, 2, 5. — Delphinium 13, 3, 4. — Aconitum 4, 2. 6. — Actaea 3, 2, 1. — Cimicifuga 4, 3, 1. — Thalictrum 7, 5, 12. — Paeonia 2, 1, 3. — Helleborus 1, 0, 5. — Den südlicheren amerikanischen Provinzen eigenthümlich Cryptorhyncha 1, Trautvetteria 2, Zanthorrhiza 1, Hydrastis 1. An deutschen Gattungen fehlen: Ceratocephalus, Eranthis, Nigella.

2. Magnoliaceae 10, Illicium 2, Magnolia 7, Liriodendron 1 fehlen in Kanada und Deutschland.

3. Annonaceae 4. Uvaria 4. Ebenso.

*) Im weiteren Verlaufe bezeichnen die 3 jeder Gattung beygesetzten Zahlen die erste die Artenzahl bey Torrey und Gray, die zweyte die bey Hooker, die dritte die im Koch's Synopsis florae germanicae.

4. Schizandraceae 1. Schizandra 1. Ebenſo.

5. Menispermaceae 3. Coculus 1. Menispermum 2, 1, 0. Fehlen in Deutſchland.

6. Berberideae 12, 8, 2. Berberis und Mahonia 5, 4, 1. — Vancouveria 1, 1, entſpricht dem deutſchen Epimedium. — Leontice 1, 1, 0. — Achlys 1, 1, 0. — Podophyllum 1, 1, 0. — Südlich Diphylleia 1, Jeffersonia 1, Croomia 1.

7. Cabombaceae 2. — Cabomba 1, 0, 0. — Brasenia 1, 1, 0. Fehlen in Europa.

8. Ceratophyllaceae 2, 0, 2. — Ceratophyllum 2, 0, 2.

9. Nelumbiaceae 1. — Nelumbium 1.

10. Nymphaeaceae 5, 5, 6. — Nymphaea 2, 2, 3. — Nuphar 3, 3, 3. Die Anſichten über die Sonderung der Arten differiren.

11. Sarraceniaceae 6. Sarracenia 6, 1, 0. Fehlen in Europa.

12. Papaveraceae 19, 3, 10. — Papaver 3, 1, 6. — Sanguinaria 1, 1, 0. — Chelidonium 1, 0, 1. — Glaucium 1, 0, 1. — Chryseis 5, 1, 0. — In Deutſchland und dem amerikaniſchen Norden fehlen: Argemone 1, Meconopsis 3, Dendromecon 1, Meconella 1, Platystigma 1, Platystema 1.

13. Fumariaceae 12, 11, 10. — Dielytra 5, 5, 0. — Adlumia 1, 1, 0. — Corydalis 5, 4, 6. — Fumaria 1, 1, 4. — Deutſchland hat alſo nur zwey Gattungen gemein.

14. Cruciferae 222, 109, 186. — Cheiranthus 3, 2, 1. — Nasturtium 19, 4, 9. — Barbarea 2, 2, 4. — Turritis 9, 6. 1. — Arabis 18, 7, 20. Cardamine 11, 8, 12. — Dentaria 9, 3, 6. — Hesperis 3, 3, 3. — Sisymbrium 13, 8, 10. — Erysimum 8, 3, 13. — Sinapis 2, 0, 3.; offenbar nur eingewandert. — Vesicaria 10, 3, 1. — Alyssum 1, 2, 10. — Draba 32, 26, 15. — Cochlearia 9, 8, 4. — Camelina 2, 1, 2. — Braya 3, 3, 3. — Subularia 1, 1, 1. (überall dieſelbe Art). — Thlaspi 6, 4, 9. — Hutihinsia 1, 1, 3. — Senebiera 2, 0, 2. — Lepidium 11, 3, 6. — Capsella 1, 1, 3. — Cakile 1, 1, 1. — Raphanus 1, 1, 2. In dem Kreuzblüthigen differiren die beyden Welttheile ſehr. Amerika hat 15 Gattungen mit 44 Arten eigenthümlich, dagegen zählt die deutſche Flora 27 Gattungen mit 43 Arten, welche ſich in Nordamerika nicht finden, und darunter die wichtigen Brassica, Eruca, Armoracia, Isatis, Sinapis, Raphanus, alſo eigentlich alle nützlichen Arten aus der Familie.

15. Capparideae 12, 2, 2. Von 6 Gattungen reichen nur 2, Cleome und Polanisia in einzigen Arten nach Kanada. Dagegen fehlt Capparis im ganzen Florengebiet, deren wichtigſte Art C. spinosa dem Süden von Europa angehört.

16. Resedaceae 1, 0, 3. — Reseda wird in Amerika durch eine einzige Ellimia erſetzt.

17. Polygaleae 25, 7, 6. — Polygala 24, 7, 6 tritt in den ſüdlicheren Staaten überwiegend vor.

18. Violaceae 37, 22, 22. Zu der Gattung Viola, welche in Amerika wie in Europa einen beträchtlichen Reichthum an Arten, 33, 22, 22 aufweiſt, treten im Süden noch die ſubtropiſchen Formen Noisettia, Solea, Jonidium.

19. Droseraceae 13, 8, 5. Drosera 6, 3, 4. — Parnassia 6, 5, 1. — Dionaea ausſchließlich im wärmeren Nordamerika.

20. Cistaceae 12, 4, 9 trotz dieſer Zahlenverhältniſſe iſt die Familie dennoch in der alten Welt bey weitem überwiegend. Amerika hat zwar Lechea und Hudsonia eigenthümlich, aber dagegen keinen Cistus und ſehr wenige Helianthema.

21. Hypericaceae 43, 9, 12. — Hypericum 35, 9, 12. In Amerika vorherrſchend.

22. Frankeniaceae 1, 0, 0. Im Süden von Europa überwiegend.

23. Illecebraceae (Paronychieae) 17, 2, 9.

24. Caryphyllaceae (Sileneae und Alsineae) 82, 56, 129. Wir können hier die Ausſcheidung der Gattungen, wie ſolche beſonders bey den Alsineen neuerlich gemacht wurde, nicht ver-

folgen. Jedenfalls ist aber die Familie in der alten Welt überwiegend, obgleich sie in beyden Kontinenten zahlreiche Repräsentanten hat. Gypsophila fehlt in Amerika völlig, Dianthus zählt nur 3 Arten. Nur Stellaria ist dort zahlreicher repräsentirt.

25. Portulacaceae 27, 12, 2. In Deutschland eigentlich nur durch Montia vertreten. Für Nordamerika sind besonders die zahlreichen Arten von Claytonia 17, 9, 0 characteristisch.

26. Elatinaceae 2, 0, 4.

27. Linaceae 6, 3, 16. Bey weitem in der alten Welt überwiegend.

28. Geraniaceae 8, 4, 23. Ebenso durch Pelargonium im südlichen Afrika, dann aber auch durch Erodium und Geranium um das Mittelmeer.

29. Balsaminaceae 2, 2, 1. Vorherrschend in Asien.

30. Limnanthaceae 2, 0, 0. Amerika eigenthümlich.

31. Oxalidaceae 7, 4, 3. Eigentlich hat ganz Europa nur O. Acetosella als ursprünglich heimisch. O. stricta ist historisch aus Nordamerika, die (mit ihrer Abart O. repens) kosmopolitische O. corniculata sehr früh aus dem Orient als Unkraut eingewandert. Im Ganzen gehört aber Oxalis ausser dem südlichen Afrika vorherrschend dem warmen Amerika an.

32. Zygophyllaceae 1, 0, 1. — Die in Deutschland durch 3 Ruta- und 2 Dictamnus-Arten repräsentirten Rutaceae fehlen in Nordamerika völlig.

33. Zanthoxyleae 6, 2, 0.

34. Anacardiaceae 12, 7, 3. Styphonia ist Amerika eigenthümlich, Rhus über Europa, Asien, Afrika und Amerika verbreitet, Pistacia fehlt in Nordamerika.

35. Amyridaceae (Amyris) 1, 0, 0.

36. Aurantiaceae (Limonia) 1, 0, 0.

37. Ternstroemiaceae 4, 0, 0. Gordonia 2, Stuartia 2. Letztere Gattung mit Japan gemeinsam. Beyde fehlen aber in Europa.

38. Maloaceae 54, 8, 14. Wie allenthalben gehört die Mehrzahl der Arten den südlichern Provinzen an, was auch die Gattungen Malope 1, Sphacralcea 2, Modiola 1, Malvaviscus 2, Abutilon 3, Sida 19, Hibiscus 10, nachweisen. Das in den südlichen Staaten so stark angebaute Gossypium ist G. herbaceum. Die Verf. scheinen die Meynung von Hamilton, Wight, und Arnott zu theilen, daß es eigentlich nur zwey kultivirte Baumwollenarten, G. album Ham. mit weißer und G. nigrum Ham. mit brauner Wolle gäbe, zu welchen alle übrigen von den Autoren aufgezählten als Varietäten zu rechnen wären. In Canada kommen 4 Malven, 2 Sida- und 2 Hibiscus-Arten vor.

38. b. Büttneriaceae 1, 0, 0.

39. Tiliaceae 5, 2, 2. Corchorus fehlt in Europa. Tilia 4 ist in Amerika überwiegend.

40. Meliaceae, Melia 1, 0, 0. Nur aus Asien eingeführt.

41. Cedrelaceae 1, 0, 0. In Südflorida soll nämlich eine Swieteria vorkommen, welche Dr. Leitner für die ächte Sw. Mahagony hielt. Ist es nicht vielleicht Sw. humilis Zuccar., welche auch in Meriko vorkömmt?

42. Vitaceae 6, 4, 0 Vitis 5, 3, 0. — Ampelopsis 1, 1, 0. Die wilden Weinarten, welche schon lange vor der Entdeckung Westindiens durch Kolumbus einem Theil von Nordamerika bey den nordischen Seefahrern den Namen Weinland verschafft haben sollen, sind für diese Gegenden charakteristisch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; etc.
2. Flora Boreali-Americana etc.

(Schluß.)

43. Aceraceae. 13, 9. 5. Acer 11, 8, 5. — Negundo 2, 1, 0. Die Gattung Acer ist zwar in Europa, zum Theil durch ausgezeichnete Nutzhölzer, repräsentirt, aber bey weitem die überwiegende Artenzahl ist in Mittelasien (in Japan allein 25) und Nordamerika heimisch. Vorzüglich wichtig erscheint in letzterem Kontinente A. saccharinum, zu welchem die Verf. auch A. nigrum Mich. rechnen.

44. Hippocastaneae 6, 0, 0. Aesculus (5) ist Amerika und Mittelasien gemeinsam. Die Verf. trennen Pavia nicht und reduciren auch die Artenzahl beträchtlich, indem sie nur Aesc. glabra, parviflora, californica, Pavia und flava annehmen, alle übrigen aber mit Recht als Spielarten oder Gartenformen erklären. Ungnadia Endl. 1. ist von Drummond in Texas entdeckt worden.

45. Sapindaceae. 3, 0, 0.

46. Celastraceae. 9, 5, 4. Staphylea und Evonymus sind Europa mit America gemeinsam, die letztere Gattung aber wieder besonders zahlreich in Mittelasien.

47. Rhamneae, 36, 9, 11. Berchemia 1 und Sageretia sind südlich, so wie auch die Mehrzahl der 13 Rhamnusarten. Charakteristisch ist aber für Nordamerica die große Anzahl (21) von Ceanothus-Arten.

48. Leguminosae. 449, 119, 227. In diesen Zahlen spricht sich deutlich das rasche Zunehmen der Familie gegen die Tropenzone aus, wie es besonders durch die Vermehrung der Rectembryonatae überhaupt und unter den Curvembryonatis vorzüglich der Hedysareae, Phaseoleae und vieler Loteae statt hat. Als südliche Gattungen können wir annehmen: Astrophia 1, Phaseolus 5, Vigna 1, Dolichos 1. Erythrina 1, Wisteria 1, Rhynchosia 5, Pitcheria 1, Galactia 10, Clitoria 1, Centrosema 2, Amphicarpaea 2, Agati 1, Sesbania 1, Daubentonia 1, Glottidium 1, Tephrosia 5, Indigofera 2, Dalea 6., Petalostemon 13, 3, Hosackia 30, 4, Homalobus 10 westlich von den Rocky Mountains, Kentrophyta 2, Zornia 1, Stylosanthes 1, Chapmannia 1, Aeschynomene 2. Desmodium 21 5, Lespedezia 6, 3, Crotalaria 3, Baptisia 14, 2, Thermopsis, 5, 2, Pickeringia 1, Cladrastis 1, Hoffmanseggia 2, Cassia 6, Caesalpinia 1, Guilandina 1, Gymnocladus 1, 1, Gleditschia 2, Algarobia 1, Mimosa 1, Schrankia 2, Darlingtonia 1, Desmanthus 6, Acacia 4. Vaohelia (Acacia Farnesiana) ist eingeführt. Außer diesen sind in Europa nicht einheimisch Robinia 3, 1, Lupinus 45, 20, beyde charakteristisch für Nordamerika; überwiegend Psoralea 30, 5, 1; gemeinsam und zum Theil in Deutschland vorherrschend Vicia 13, 6, 28, Ervum 1, 1, 3, Lathyrus 13, 7, 16, Glycyrrhiza 2, 1, 1, Trifolium 38, 12, 36, Melilotus 4, 1, 6, Medicago 4, 1, 20, Astragalus 41, 16, 18, Oxytropis 16, 10, 8, Phaca 34, 13, 4, Hedysarum 3, 2, 1, Genista 1, 0, 13, Cercis 1, 1, 1. An deutschen Gattungen fehlen in Nordamerika Ulex, Spartium, Sarothamnus, Cytisus, Ononis, Anthyllis, Trigonella (Tr. americana ist eine Hosackia), Dorycnium, Bonjeania, Lotus, Tetragonolobus, Galega, Colutea, Scorpiurus, Coronilla, Ornithopus, Hippocrepis, Securigera,

Onobrychis, Cicer, Pisum, Orobus. Aus dieser Ueberſicht ergiebt ſich, daß die Familie in Nordamerika eine ganz andere Kombination zeigt, als im mittleren Europa.

49. Rosaceae (mit Einſchluß der Chrysobalaneae und Prunaceae) 183, 127, 123. Die Chrysobalaneen (2) fehlen in Europa völlig. Von Prunaceen hat dagegen Nord-Amerika nur Prunus mit Cerasus 15, 11, 10 und es fehlen Amygdalus und Persica, ſo wie unter den Prunus-Arten alles edle Steinobſt. Unter den eigentlichen Rosaceis ſind eigenthümlich Nuttalia 1, 0, 0, Gillenia 2, 1, Cercocarpus 3, 0, Purshia 1, 0, Acaena 1, 0, Adenostoma 1, 0, Chamaerhodus 1, 1 aber auch in Sibirien heimiſch, Horkelia 6, 1, Dalibarda 1, 1; gemeinſam ſind Spiraea 13, 11, 6, Dryas 3, 3, 1, Geum 14, 10, 6, Waldsteinia 2, 1, 1, Sanguisorba 2, 2, 1, Agrimonia 3, 1, 2, Alchemilla 5, 1, 6, Sibbaldia 1, 1, 1, Potentilla 38, 34, 29, Comarum 1, 1, 1, Fragaria 3, 4, 6, Rubus 23, 21, 5, Rosa 15, 10, 18. In Amerika fehlen Tormentilla, Aremonia, Poterium. Von Pomaceen fehlt in Europa Photinia und Peraphyllum 1. Gemeinſam ſind Crataegus 16, 8, 3, Pyrus 7, 3, 11, Amelanchier 1, 1, 1. In Nordamerika fehlen Cotoneaster, Mespilus, Cydonia, ebenſo die Granateae. Die eigentlichen Obſtarten gehören alle der alten Welt an.

50. Calycantheae. (Calycanthus) 2, 0, 0. Abermals nur in Japan durch Chimonanthus und in Nordamerika durch die oben ſtehende Gattung repräſentirt.

51. Myrtaceae beginnen erſt an den ſüdlichſten Gränzen.

52. Melastomaceae (Rhexia) 8, reichen zwar weiter, aber doch in verhältnißmäßig ſehr wenigen Arten nach Norden.

53. Lythraceae 10, 3, 4. Hypobrichia 1, Decodon 1, 1, und Cuphea 1 ſind Amerika eigentümlich, letztere Gattung vorzüglich in der Tropenzone mit Diplusodon ſehr artenreich, wie überhaupt die Familie in der neuen Welt überwiegt. Gemeinſam iſt Lythrum 5, 2, 3; Peplis fehlt in Amerika.

54. Rhizophoraceae. Eine Rhizophora.

55. Combretaceae 2. Combretum 1, Terminalia 1. Die Familie fehlt in Europa.

56. Onagraceae 132, 49, 26. Zauschneria 1, Gayophytum 5, Eulobus 1, Clarkia 4, 2, Eucharidium 1, Stenosiphon 1, Proserpinaca 2, und vor allen Oenothera 62, 18 (in Europa 2 nur eingewandert) ſind Amerika eigenthümlich, Jussieua (5) allen Tropenländern gemeinſam, Epilobium 14, 13, 14, Ludwigia (mit Isnardia) 16, 2, 1, Circaea 2, 2, 2, Myriophyllum 7, 3, 3, Hippuris 2, 2, 2, mit Europa konform. Im Ganzen iſt die Familie vorherrſchend amerikaniſch.

57. Loaseae 13, 3, 0. Mentzelia 12, 3, Cevallia 1, 0. Durchgehends amerikaniſch.

58. Turneraceae 1, 0, 0. Turnera 1. Mit Ausnahme einer afrikaniſchen Gattung ebenſo.

59. Passifloraceae 4. Tropiſch.

60. Cucurbitaceae. Aus dieſer gleicher Weiſe vorzüglich den Tropen angehörigen Familie ſind 8 urſprünglich in Amerika wild, nämlich Bryonia 1, Melothria 2, Sicyos 2, Echinocystis 1, Cucumis 1; Momordica Charantia ſcheint den Verfaſſern nur kultivirt, Lagenaria iſt es gewiß. Echinocystis und ein Sicyos ſind noch im Norden heimiſch. Deutſchland beſitzt wahrhaft wildwachſend nur 2 Bryonia und 1 Ecballion.

61. Grossulaceae. Ribes 28, 22, 5. In Amerika bey weitem überwiegend und auf der Andeskette bis zur Magellansſtraſſe herabziehend.

62. Cactaceae 9. Die Familie iſt wahrſcheinlich ausſchließlich amerikaniſch.

63. Mesembryanthemaceae. Ihr wildes Vorkommen in dem Florengebiete wird von den Verfaſſern ſelbſt bezweifelt.

64. Surianaceae (Suriana) 1. Südlich.

65. Crassulaceae 19, 6, 34. Echeveria 3, Diamorpha 1 und Penthorum (eine Art jedoch in China) ſind eigenthümlich, erſtere Gattung ſubtropiſch. Tillaea 4, 0, 1, Sedum 10, 5, 19 gemeinſam, Bulliarda, Crassula, Sempervivum, Umbilicus fehlen in Amerika.

66. Saxifrageae 96, 64, 49. Trotz der zahlreichen Arten von Saxifraga selbst, welche in gleicher Häufigkeit (46, 41, 46) in den verglichenen Floren auftreten, gehört die Familie, zumal wenn man (mit Recht) ihr auch die Hydrangeaceen und Philadelpheen zuzählt, vorherrschend Nordamerika und Mittelasien in zahlreichen, theils wie in Hydrangea, Philadelphus etc. gemeinsamen, theils geschiedenen Gattungen an. In Europa kömmt nur noch gemeinsam Chrysosplenium 3, 3, 2 und ausschließlich Zahlbrucknera vor.

67. Hamamelideae 2, 0, 0. Hamamelis 1, Fothergilla 1. Ebenfalls nur Amerika und Asien gemeinsam, aber in letzterem Welttheil durch mehrere eigenthümliche Gattungen vorherrschend.

68. Umbelliferae 119, 43, 159. Die zum Theil abweichende Eintheilung der Gattungen macht es zu umständlich, hier eine genaue Vergleichung durchzuführen. Wir begnügen uns deshalb mit einzelnen Bemerkungen. Eryngium in zahlreichen Arten mit linealischen borstig gewimperten Blättern scheint in Amerika gleichsam die Bupleura der alten Welt zu ersetzen, welche dort nur spärlich sind. Hydrocotyle, Sanicula, Helosciadum, Cicuta, Angelica, Archangelica sind zahlreicher in Amerika, aber unsere Nutzdolden, wie z. B. Daucus Carota, Apium graveolens, Petroselinum sativum, Carum Carvi, Sium Sisarum, Anethum graveolens und Foeniculum, Pastinaca sativa, Anthriscus Cerefolium, Coriandrum sativum etc. fehlen alle, oder sind nur kultivirt, selbst der Schierling ist nur eingewandert. Auch Aegopodium, Pimpinella, Seseli, Athamantha, Meum, Orlaya, Torilis, Scandix, Anthriscus, Myrrhis u. s. w. fehlen, wogegen andere Gattungen eigenthümlich auftreten.

69. Araliaceae 8, 7, 2. Aralia 4, 3, 0, Panax 3, 3, 0, Adoxa 1, 1, 0. Nicht allein die größere Artenzahl, sondern vorzüglich auch die weite Verbreitung nach Norden hin bezeichnen die Familie als in Amerika überwiegend. Doch fehlt Hedera.

70. Cornaceae. Cornus 11, 10, 3. Ebenfalls in Amerika vorherrschend.

71. Loranthaceae. Viscum 2, 0, von unserm album verschieden. Arceuthobium Oxycedri, in Europa erst um die Ufer des Mittelmeeres heimisch, kömmt in Nordamerika auf Föhren noch unter 57° an der Hudsonsbay vor. Loranthus dagegen, im tropischen Theile des Kontinentes so reich an Arten, fehlt im Norden völlig.

Weiter reicht der bisher erschienene erste Band der Flora nicht, und wir müssen deshalb hier unsere Vergleichung abbrechen. Um jedoch wenigstens noch ein Bruchstück aus der Reihe der Monokotyledonen zu geben, vergleichen wir noch die nordamerikanischen Cyperaceen mit den unsrigen, indem wir dabey Torrey's Monograph of North American Cyperaceae im dritten Bande der Annals of the Lyceum of Natural History, New York zu Grunde legen. Dieser gemäß zählt das ganze Florengebiet 326 Arten aus der Familie, wovon 252 eigenthümliche, 64 mit Europa, 5 mit Ostindien, 6 mit Westindien und Südamerika gemeinsam. Im brittischen Amerika und der Polarzone kämen nach Torrey 114 Arten, darunter 100 Carices vor. Dagegen hat Hooker für dieses Gebiet 190 Arten, darunter Carex 158, Elyna 2, Elaeocharis 6, Scirpus 8, Eriophorum 8, Dulichium 1, Cyperus 5, Rhynchospora 2. Die mit Deutschland gemeinsamen Gattungen sind Cyperus 44, 5, 7. — Cladium 2, 0, 1. — Rhynchospora 28, 2, 2. — Elaeocharis 19, 6, 5. — Scirpus 15, 8, 20. — Fimbristylis 3, 0, 2. — Eriophorum 10, 8, 6. — Elyna 2, 2, 2. — Carex 164, 158, 108. — Uncinia 1, 1, 1. Die Ueberzahl ist also auch hier beträchtlich bey der amerikanischen Flora.

So ergibt sich demnach, was wir auch schon früher andeuteten, daß die nordamerikanische Flora den Gattungen nach zwar große Uebereinstimmung mit der deutschen habe, daß aber die Arten größtentheils verschieden (bey den Cyperaceen z. B. 256 ausschließlich amerikanische und nur 64 mit Europa gemeinsam, also 4: 1) und in Amerika fast durchgehends zahlreicher sind. Ferner kommen in Nordamerika mehr in Deutschland fehlende Familien vor als umgekehrt. Unter den Floren der übrigen Kontinente hat die von Mittelasien, die

der Himalaya-Länder, von China und Japan die größte oft überraschende Analogie mit der amerikanischen, besonders im südlichen Theile der letzteren. Dagegen ist Amerika unter allen am ärmsten an eigenthümlichen Nutzgewächsen, welche fast alle erst aus der alten Welt übersiedelt worden sind, und die zahlreichen Ziergewächse, welche wir besonders neuerdings aus dem westlichen Theile erhalten haben, entbehren fast alle des Geruches.

Was die äußere Ausstattung der beyden angeführten Werke betrifft, so ist solche der Verlagsorte London und New-York vollkommen würdig. Die Abbildungen bey Hooker sind vortrefflich, Druck und Papier bey beyden ausgezeichnet schön.

Dem zweyten Theile von Torrey und Gray, dessen erste Abtheilung bereits in diesem Sommer erschienen, aber uns noch nicht zugekommen ist, sehen wir mit Ungeduld entgegen.

Z.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

1. Rapports au Ministre. Paris, imprimerie royale 1839. 368 S. 4. Nachfolgende Berichte von Mitarbeitern an dem Gesammtunternehmen enthaltend: I. II. Berichte des Herrn Augustin Thierry über das seiner Leitung unterstellte Geschäft, eine Sammlung der Urkunden der Gemeinden und der Municipal-Statuten der Städte Frankreichs, sowie der Statuten und Ordnungen der alten Städte Frankreichs, sowie der Statuten und Ordnungen der alten Zünfte und Handwerkscorporationen zu veranstalten. III. IV. Berichte des Hrn. Francisque Michel, insbesondere über die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Mission nach England, nebst Beschreibungen der von ihm aufgefundenen und benützten Handschriften und weitläuftigen Auszügen aus denselben. V. Bericht des Hrn. Grafen Beugnot über die ihm übertragene Sammlung und Herausgabe der alten Verhandlungen bey dem Parlamente von Paris. Von der ersten Reihe dieser Akten, „Les Olim“ ist bereits ein Band im Druck erschienen. S. die nachfolgende Nummer 2. VI. Bericht des Hrn. Genin über die Arbeiten des „Comité historique de la langue et de la littérature françaises VII. Rapport de M. Varin sur les travaux du comité historique des chartes, chroniques et inscriptions. VIII. Rapport de M. le baron Thenard sur les travaux du comité historique des sciences. IX. Rapport de M. de Gasparin sur les travaux du comité historique des arts et monuments. X. Rapport de M. Danton sur les travaux du comité historique des sciences morales et politiques.)

2. Les Olim, ou registres des arrêts rendus par la cour du Roi sous les règnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis le Hutin et de Philippe le Long, publiés par le comte Beugnot, membre de l'Institut. Tome I. 1254 — 1273. Paris, impr. roy. 1839. CIII und 1149 S. 4.

3. Lettres de Rois, Reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre depuis Louis VII. jusqu'à Henri IV, tirées des archives de Londres par Bréquigny et publiées par M. Champollion-Figeac. Tome I. Par. impr. roy. 1839 CXLVIII. und 510 S. Die Vorrede des Herausgebers enthält interessante Mittheilungen über den Stand der historischen Studien und der Urkundensammlungen in Frankreich vor Brequigny und über jenen der Gegenwart, insbesondere über die Errichtung des „Cabinet de chartes“ und der „Comités historiques,“ über die Mitwirkung der Mauriner Congregation bey den durch die Regierung veranlaßten geschichtlichen Arbeiten, und über den Briefwechsel Brequigny's mit Bertin.

4. Corréspondance de Henri d'Escoubleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux, Chef des conseils du Roi en l'armée navale, Commandeur du Saint-Esprit, Primat d'Aquitanie, etc. Augmenée des ordres, instructions et lettres de Louis XIII. et du cardinal de Richelieu à M. de Sourdis concernant les operations des flottes Françaises de 1636 à 1642, et accompagneé d'une introduction sur l'état de la marine en France sous le ministère du Cardinal Richelieu, par M. Eugène Sue. Tome I, II, III. Paris, imprimerie de Crapelet, 1839. — XCVI. und 550. 686. 572. S. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Bernardi abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia etc. curis D. Joannis Mabillon. Editio quarta, emendata et aucta. Parisiis ap. Gaume fratres, bibliopolas. 1839. 8. maj. (vielmehr in 4.) Vol. I. P. I. VIII. 1578 S. Vol. I. P. II. 3416 S. Vol. II. P. I. 1438 S. Vol. II. P. II. 2766 S. Preis 23 fl. 28 kr.

Die wackeren Gebrüder Gaume in Paris, welche sich durch die neuen, verbesserten und vermehrten Ausgaben der Werke des Johannes Chrysostomus von Dom Bernh. v. Montfaucon, der des Basilius des Großen von Dom Jul. Garnier und der des h. Augustin nach der Bearbeitung der Mauriner Congregation in unsern Tagen unstreitig das größte Verdienst um die patristische Litteratur erworben haben, faßten nach der Vollendung dieser sehr kostspieligen Unternehmungen den rühmlichen Entschluß, dem letzten der Väter, dem h. Bernhard von Clairvaux, die nämliche Ehre, wie jenen drey Koryphäen, zu erweisen.

Da die früheren werthvolleren Ausgaben der Werke dieses frommen und hochberedten Mannes, welcher den größten Einfluß auf sein Zeitalter übte, sehr selten geworden, so war es sehr verdienstlich, eine neue Auflage der zweyten, am meisten geschätzten, Mabillonschen Ausgabe zu veranstalten.

Dom Mabillon hatte Bernhard's Werke zweymal bearbeitet. Die erste Ausgabe, welche zu Paris bey Friedr. Donard 1667 in 9 Octav-, und zugleich in 2 Foliobänden erschien, wurde von ihm, wie Dom Tassin ((Histoire littéraire de la Congrégat. de Saint-Maur. p. 220) bemerkt, mit so großem Fleiße besorgt, daß sie binnen drey Jahren die Presse verließ. Man hatte ihn nämlich im July 1663 nach S. Denys berufen, um die Handschriften der Werke des h. Bernhard zu vergleichen, und dem D. Claude Chantelou, welcher eine neue Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters angefangen hatte, an die Hand zu gehen. Allein da D. Chantelou zu Ende Novembers 1664 in der Abtey St. Germain des Pres mit Tod abgegangen war, so erhielt Mabillon von seinen Obern den Auftrag, die letzte Hand an die neue Ausgabe zu legen. S. Dom Tassin in dem angeführten Werke S. 207 f.

Darüber äußert sich der eben so gelehrte, als bescheidene Mabillon in der Praefat. general. zur zweyten Ausgabe selbst auf folgende Weise: Et Bernardi quidem Sermones de Tempore ac de Sanctis in secunda forma emendatissimos emisit in lucem (nim. Cantelovius). Verum cum aliis eadem diligentia evulgandis daret operam, hanc ipse mihi provinciam morte resignavit, adolescenti in re litteraria novo et inexperto, cui numquam venisset in mentem cum doctissimo Horstio laborem et industriam conferre, nisi renitentem ac cunctabundum ad persequendum demortui Cantelovii opus Praefectus noster generalis piae memoriae, reverendissimus Bernardus Audebertus, me compulisset. Parui itaque vel invitus, et symbolam in primis ex Cisterciensis bibliothecae exemplaribus conferente religioso viro Jacobo Lannoyo eius praefecto editus tandem Bernardus est in maiori et minori forma, non eo quidem modo quo decebat, sed qualem ferre potuit rudis mea aetas, aut vero qualem a librario, suae magis, quam publicae rei addicto, impetrare licuit.

Unterdessen war der treffliche Mann unabläßig bemüht, von Tag zu Tag Alles sorgfältig zu bemerken und zu sammeln, was zur Verbesserung und Erläuterung der Werke des genannten Schriftstellers dienlich seyn konnte, um dereinst, wenn es Zeit und Umstände verstatteten, eine neue verbesserte und vollendetere Ausgabe zu besorgen. Diese erschien, dreyundzwanzig Jahre später, als die erste, zu Paris 1690 in zwey Folianten bey Joh. Bapt. Coignard.

Die Ordnung der Werke Bernhards ist darin neu. Der Herausgeber schied mit bewunderungswürdigem Scharfblicke die ächten Schriften desselben von den unächten und zweifelhaften, theilte sie nach dem Inhalte in verschiedene Klassen, ordnete sie überdieß nach der Zeitfolge und verbesserte den Text vielfältig. Er bereicherte sie mit mehreren noch ungedruckten Briefen, gab ausführliche Vorreden, in welchen er sich über das Leben und die Schriften des Verfassers und die Geschichte seiner Zeit gründlich äußert, und die dunkelsten und schwierigsten Puncte erläutert, ferner treffliche Einleitungen in die einzelnen Schriften, hie und da abweichende Lesarten, gelehrte Anmerkungen, historische Verzeichnisse und fleißig gearbeitete Indices.

Als er eben im Begriffe stand, eine dritte Ausgabe zu veranstalten, wurde er von dem Tode ereilt. Diese dritte, welche mit Dom Massuet's Zusätzen Dom François le Texier zu Paris 1719 in Großfolio besorgte, ist eigentlich ein wiederholter Abdruck der vorigen; nur zählt sie drey Briefe mehr. Diese sind der 418, 419 und 425. Den Letztern hatte schon Baluze im 4. Bande S. 459 ff. seiner Miscell. bekannt gemacht. Außerdem enthält sie noch zwey Urkunden für die Klöster Luxeu, S. Evre und S. Amand, und den dritten Theil des Briefes an die Brüder von Mont Dieu mit Massuets Vorrede.

Die vorliegende vierte Ausgabe ist mit sechsunddreyßig Briefen aus D. Edm. Martene's Collectio veterum Scriptorum Tom. I. p. 725 — 744 und mit dem auf den h. Malachias verfaßten und von Edm. Martene in der nämlichen Sammlung Bd. I. S. 746 zuerst herausgegebenen Hymnus des h. Bernhard vermehrt. *) Die Herausgeber zogen, wie sie am Ende der Praefat. general. Vol. I. P. I. pag. 79 bemerken, zur Bereicherung dieser Ausgabe nicht bloß die drey Mabillonschen Ausgaben, sondern auch ältere zu Rath, nämlich die Roualdsche der Sermones in Cantica vom Jahre 1494, die Drachsche der varia Opuscula atque Sermones vom Jahre 1501, die Tiraquellsche von 1602 und die Horstsche von 1658, und gaben zu Ende des letzten Bandes ein geographisches Namenregister, in welchem sie den lateinischen Benennungen zugleich die französischen beysetzten. Die Chronologia Bernardina, welche in der zweyten und dritten Ausgabe Vol. I. T. IV. vor Horsts und Mabillons ausführlichern Anmerkungen steht, ist hier Vol. I. T. I. sogleich nach der Praef. gener. p. 81. sqq. eingereiht. Die Citate der Schrifttexte und die Varianten, welche bey Mabillon an den Seitenrändern stehen, sind hier am untern Rande angebracht; Mabillon's Anmerkungen aber, welche dort den untern Rand einnehmen, finden sich am Ende eines jeden Bandes.

Vergleicht man jedoch ihre Ausgabe der Werke Bernhards mit der neuesten der Werke des Johannes Chrysostomus, oder mit der des Basilius, so wird man sich bald überzeugen, daß sie eigentlich nichts Erhebliches geleistet haben; ja man wird finden, daß sie die erste Mabillonsche und andere der oben bemerkten Ausgaben keineswegs planmäßig und genau verglichen haben, da ihnen so unmöglich hätte entgehen können, daß dieselben manche weit bessere Lesart, als die zweyte Mabillonsche enthalten. Warum zogen sie nicht wenig-

*) Die erstern fünfunddreyßig Briefe aus Martene's Sammlung wurden nach dem vierhundertundneunzehnten der dritten Ausgabe eingereiht. Der sechsunddreyßigste, in der vorliegenden als der vierhundertfünfundfünfzigste überschrieben, steht an der Spitze der zweifelhaften oder unächten, nämlich vor dem vierhundertzwanzigsten der dritten Ausgabe, oder dem vierhundertachtzehnten der zweyten. Da nun der Abdruck der vierten nach dieser, ohne Berücksichtigung der dritten, gemacht wurde, so fiel in der neuen der vierhundertfünfundzwanzigste, welchen Massuet aus den Baluzischen Miscellaneen aufgenommen, ganz aus.

stens ein Paar der vorzüglichsten von Mabillon benutzten, und vermuthlich jetzt in der k. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschriften zu Rathe, wie Hr. v. Sinner zu Chrysostomus und Basilius gethan? So würden sie die der Verbesserung bedürfenden Stellen leicht ausfindig gemacht und glücklich hergestellt haben; denn gerade die Textkritik ist es, welche bey den Benedictinerausgaben, wie sich leicht erachten läßt, wenn man die Fortschritte erwägt, welche die philologische Kritik seitdem gemacht hat, nicht selten der Nachhülfe bedarf, da die übrigens ganz vortrefflichen Männer oft etwas zu rasch zu Werke giengen, wie dieß namentlich bey der ersten Ausgabe der Werke des Abtes von Clairvaux der Fall war, und der gelehrte Herausgeber bey der zweyten vorzüglich die höhere Kritik im Auge hatte.

Auffallend aber ist es, daß Mabillon von den Handschriften, welche ihm zu Gebote standen, keine nähere Beschreibung gibt, obgleich er von den Ausgaben, die er benutzte, ziemlich ausführlich handelt, und daß er unter den letztern drey vorzügliche, welche Handschriften gleich geachtet werden können, und wahrhaft kritischen Werth haben, wir meynen die Eggesteynische der Briefe und einiger anderer kleinerer Schriften Bernhards, deren Druck ungefähr in das Jahr 1474 fällt; die erste Ausgabe der fünf Bücher von der Betrachtung an Pabst Eugen III. ohne Ort und Jahr (von Ant. Sorg zu Augsburg in kleinem Folioformat gedruckt), und die ebenfalls ohne Ort und Jahr, nach Placid. Braun (Notit. hist. litter. de libris ab artis typogr. inventione etc. impressis p. 67 nr. 89) von Ulr. Zell; nach Hain (Repertor. bibliograph. p. 377 nr. 2920) von Therhoernen zu Cöln in kl. Fol. besorgte, welche unter andern Schriften Bernhards die de diligendo Deo, de gratia et libero arbitrio und de consideratione enthält, — gar nicht kannte.

Ungeachtet er seinem Schriftsteller, welchem er besonders zugethan war *), die größte Aufmerksamkeit gewidmet hatte, so findet man doch, daß die zweyte, am meisten geschätzte Ausgabe an mancherley Textgebrechen leidet. Dahin rechnen wir besonders die häufigen, aus älteren Ausgaben in die nachfolgenden übergetragenen Interpolationen und die nicht seltene Vertauschung der kräftigeren und gefälligeren Wortstellung mit einer matten und schwerfälligen, ein Umstand, der bey einem Schriftsteller, welcher wegen des honigsüssen Flusses seiner Rede so berühmt ist, vorzügliche Berücksichtigung verdient hätte; ferner einige arge Druckversehen und Auslassungen von mehreren Wörtern, welche auch in die folgenden Ausgaben übergegangen sind.

Damit nun unsere Leser von dem Gesagten sich genugsam überzeugen können, wollen wir, auf die besten Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München und auf die ältesten und andere werthvolle Ausgaben gestützt, einige kritische Bemerkungen beyfügen, und wählen zuvörderst die Hauptschrift Bernhards, die Bücher de consideratione an Pabst Eugen III., seinen ehemaligen Zögling.

Vol. I. Tom. II. p. 1006 heißt es zu Ende des Prologs: Monebo te proinde, non ut magister, sed ut mater. Hier schreiben wir nach neun Münchner Handschriften und nach der Sorgischen, der Cölner und der Vossischen Ausgabe: Monebo proinde te. Denn Bernhard setzt das oft von ihm gebrauchte proinde immer demjenigen Worte nach, auf welchem der Nachdruck liegt. So II. 3. §. (S. 1024 unten): A te proinde incipiat tua consideratio. II. 9. §. 18. zu Anfang: Tolle proinde nunc hereditaria haec perizomata ab initio maledicta. III. 1. §. 3. zu Anfang: Interest proinde tua dare operam. III. 3. §. 13. S. 1047 am Ende: Ad te proinde scripserim ista. In der Vorrede zur Schrift de gratia et libero arbitrio, wo jetzt proinde illud legite primus steht, geben drey Münchner Codd. weit besser: Legite proinde illud primus.

I. 1. §. 1. S. 1007. A: Novi quibus deliciis dulcis quietis tnae non longe antehac fruebare. Non potes his dissuevisse tam cito. Das unnöthige und übel klingende his lassen neun Münchner Handschriften, und die Sorgische, die Cölner, die Tiraquellsche und selbst die erste Mabillonsche Ausgabe mit Recht weg.

*) S. Dom Tassin in dem angeführten Werke S. 250.

Weiter unten lieſt man bey Mabillon: Invitus, ni fallor, avelleris a tuae Rachelis amplexibus; et quoties id pati contigerit, toties dolor tuus renovetur necesse est. At quando non contingit? Quoties vis, et incassum? quoties moves, nec promoves? quoties conaris, et non datur ultra? eniteris, et non paris? tentas et abriperis? Doch ziehen wir mit Gerh. Voß, Tiraquell und Horſt die von fünf Münchner Codd. und von der Sorgiſchen und Cölner Ausgabe beſcheinigte Lesart: eniteris, et non obtines? parturis et non paris? etc. vor.

Im Folgenden bieten acht Münchner Handſchriften und die zwey älteſten Ausgaben: Attritae frontis es, et instar vitulae Ephraim doctus diligere trituram, si pace tua sic se tuae res habent (anſtatt des matten sic se habent res tuae).

I. 2. §. 2. z. A. Noli nimis credere affectui tuo. Kräftiger ſieben Münchner Handſchriften und die Sorg. Ausgabe: Nimis noli credere u. ſ. w.

I. 2. §. 3. S. 1009. A.: Multo prudentius te illis (d. i. occupationibus multis) subtrahas vel ad tempus, quam patiare trahi ab ipsis, et duci certe paulatim, quo tu non vis. Beſſer neun Münchner Handſchriften und die Sorg. und Cöln. Ausgabe: et certe paulatim duci.

I. 3. §. 4. gegen d. E.: Nulla turpior servitus graviorve, quam servitus Judaeorum. Das wiederholte servitus iſt offenbar ein Gloſſem. Alle Münchner Codd. und die zwey älteſten Ausgaben laſſen es mit Recht weg.

I. 5. §. 6. Si item totus vis esse omnium, instar illius, qui omnibus omnïa factus est, laudo humanitatem, sed si plena sit. Nachdrucksvoller ſchreiben ſieben Münchner Codd. esse vis. Die Kaiſersheimer Handſchrift hat totus omnium vis esse. Statt humilitatem, welches aus der zweyten Ausgabe in den von Mabillon auf beſonderes Verlangen des Pabſtes Clemens XI. zu Paris 1701 8. beſorgten einzelnen Abdruck dieſer Schrift, und ſofort in die vierte Ausgabe der ſämmtlichen Werke übergegangen iſt, und einem argen Druckverſehen ähnelt, verbeſſere man humanitatem, wie in der erſten und dritten Mabillonſchen Ausgabe und in allen Handſchriften und früheren Editionen geleſen wird. Auf die Beſeitigung jenes Fehlers hätten, wenn man bey der Correctur der Druckbogen nicht zu eilfertig zu Werke gegangen wäre, die nachfolgenden Worte führen können.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenk aus Frankreich.

(Fortſetzung.)

5. Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier, trouvère du XIV. siècle, publiée pour la première fois par E. Charrière. Tome I. II. Paris, typographie de Firmin Didot frères, 1839. CXXXVI und 465. 616 S. 4. (Tome I. p. 1. — LXXXVI. Introduction. p. LXXXVII — CXXXVI. Sommaire. p. 1 — 465. Tome II. p. 1 — 323. „La vie vaillant Bertran du Guesclin.“ p. 325 — 385. Notes et observations historiques. p. 387 — 419. Pièces justificatives. p. 421 — 560. „C'est le libvre du bon Jehan, duc de Bretaigne.“ p. 561 — 616. Glossaire et table générales des noms et des matières.

6. Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité; par Pierre Varin, ancien secrétaire du comité des chartes et inscriptions et doyen de la faculté des lettres de Rennes. Tome I. Partie 1. 2. Paris, imprimerie de Crapelet. 1839. CCLXXX und 1127. S. 4. (p. I — XXVIII „Esquisse historique.“ p. XXIX — CCLXXX. „Notice bibliographique,“ eine mit ungemeinem Müheaufwand ausgearbeitete Ueberſicht ſämmtlicher in dem Werke theils in Summen und Regeſten theils in extenso mitgetheilten Urkunden.)

7. Archives législatives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pauvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité; par Pierre Varin etc. Première Partie. Coutûmes. Paris, impr. de Crapelet. 1840. 1067. S. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Bernardi abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia etc. curis D. Joannis Mabillon. Editio quarta, emendata et aucta.

(Schluß.)

I. 10. §. 13. gegen d. E.: Quis enim umquam verbi causa avarum avarus, immundum immundus, luxuriosum luxuriosus erubuit? Weit natürlicher ist die von acht Münchner Handschriften gebotene Wortstellung: Quis enim umquam — — avarus avarum, immundus immundum, luxuriosus luxuriosum erubuit? welche auch von der Sorg., der Cöln. und der Voß. Ausgabe befolgt wird.

III. 1. §. 2. a. E.: Ergo et infidelibus debitor es, Judaeis, Graecis et gentibus] Graecis ist offenbar eine Glosse von gentibus. Die Münchner Handschriften und die Sorg. und Tiraquell. Ausg. lassen es demnach mit Recht weg.

Doch genug über die Bücher de Consideratione! Wir gehen nun zu der zu allen Zeiten hochgeschätzten Schrift de diligendo deo über.

Vol. I. T. II. S. 1329. Praef. ist Haimerico, was Mabillon 2. u. 3. mit der Lyoner Ausgabe vom Jahre 1520, welche er in der allgemeinen Vorrede zum ersten Bande für die allercorrecteste erklärt, gemein hat, mit Aimerico zu vertauschen. Die meisten Ausgaben haben Haymerico, die Venediger vom Jahre 1495 und die Drachsche von 1501 Aiemerico; mehrere Münchner Handschriften und die Cölner Ausgabe Almerico, andere Americo. Das richtige Aimerico fanden wir nur in der zweyten Windberger, welche in das XII. Jahrhundert hinaufreicht. So schreibt auch Berengar von Tours in seiner Apologie Abälards (in Abaelardi et Heloisae Opp. p. 316); so derjenige selbst, dessen Namensschreibung hier in Frage steht, in der Ausfertigung eines Privilegiums des Pabstes Innocenz II. de ecclesia Tyriaci vom Jahre 1139 bey Baluze (Miscell. T. IV. p. 459). Vergl. ferner Baluze (Miscell. T. II. p. 212. und die Acta conciliorum etc. ed. Harduin. T. VI. Lib. II. p. 1171. D. 1173. C. 1174. A. u. 1175. A.

C. I. §. 1. S. 1330. B.: Ob duplicem ergo causam deum dixerim propter se ipsum diligendum, sive quia nihil justius, sive quia nil fructuosius diligi potest. Duplicem siquidem parit sensum, cum quaeritur de deo, cur diligendus sit. Dubitari namque potest quid potissimum dubitetur, utrumnam, quo suo merito deus, aut certe quo nostro sit commodo diligendus] Acht unserer Handschriften setzen dixerim deum. Nur die zwey schlechtesten und überdieß zu einer Familie gehörenden, die Ebersberger und die Benediktbeuerer, nebst der Cöln. Ausgabe stimmen mit Mabillon überein. Im Folgenden geben alle Münchner Codd., mit Ausnahme des Oberaltaicher, besser diligi fructuosius, was schon Tiraquell und Horst aufnahmen. Unterhalb alle Münchner Handschriften, außer der Ebersberger und Benediktbeuerer, quaeratur für dubitetur.

II. §. 6. S. 1334. B.: Clamat nempe intus ei (näml. infideli) innata, et non ignorata rationi iustitia, quia ex toto se illum (d. i. deum) diligere debeat, cui se totum debere non ignorat] Anstatt ignorata schreiben wir mit zehn Münchner Codd., mit welchen auch alle Ausgaben, die Cölner und die zweyte, dritte und vierte Mabillon'sche ausgenommen, übereinstimmen, ignota. Nachdrucksvoller geben im Folgenden sämmtliche Münchner Handschriften totum se.

III. §. 7. z. E. heißt es von der Kirche

Christi: Et in his omnibus, illius recordata versiculi: Et refloruit caro mea, et ex voluntate mea confitebor ei, passionis malis, quae de arbore tulerat crucis, cupit vigere, et de floribus resurrectionis, quorum praesertim fragrantia sponsum ad se crebrius revisendam invitet] Alle unsere Handschriften und die Cölner Ausgabe bieten crucis tulerat. Woher Mabillon in der zweyten Ausgabe gegen das Ansehen aller Handschriften und früherer Ausgaben, welche cupit iungere et de fl. res. lesen, cupit vigere, et de fl. res. genommen, ist ungewiß.

III. §. 8. in d. M.: Monimenta siquidem passionis fructus agnosce quasi anni praeteriti] Die Emmeramer Papier-Handschrift und die Cölner Ausgabe lassen quasi weg. Passender aber, als Mabillon und seine Vorgänger, setzen es die übrigen neun Münchner Handschriften nach anni. Auch in der schönen Schrift von der Gnade und dem freyen Willen cap. II. §. 3., wo es heißt: Porro voluntas est motus rationalis, et sensui praesidens et appetitui. Habet sane, quocumque se volverit, semper rationem comitem (gefälliger sechs Münchner Codd. nebst der Eggest. und Cöln. Ausg. rationem semper comitem) et quodammodo pedissequam, non quod semper ex ratione, sed quod nunquam absque ratione moveatur, ita ut multa faciat per ipsam contra ipsam, hoc est quasi per eius ministerium contra eius consilium sive iudicium, ist quasi aus seiner Stelle verdrängt worden. Man schreibe vielmehr nach sechs Münchner Codd. und nach der Eggest. und Cöln. Ausgabe per eius quasi ministerium.

IV. §. 11. S. 1337. D.: Hoc ipsum de se cibus ipse testatur, ita dicens: Qui edit me, adhuc esuriet] Hier wurde dicens an die Stelle des selteneren aiens, welches alle zehn Münchner Handschriften einstimmig anerkennen, gesetzt.

IV. §. 13. S. 1339. D.: Quid magnum enim tanto et tanti repensatur amori?] Wir verwandeln, auf vier Münchner Handschriften gestützt, tanti in tali, und lesen statt representatur mit drey derselben und mit der Cölner Ausgabe recompensatur.

VIII. §. 23. S. 1347 C.: Et est amor carnalis, quo ante omnia homo diligit se ipsum propter se ipsum, sicut scriptum est; Prius quod animale, deinde quod spirituale] Vollständig sämmtliche Münchner Codd. und die Cöln. und Tiraquell. Ausgabe: Et est amor carnalis, quo ante omnia homo diligit se ipsum propter se ipsum. Nondum quippe sapit, nisi se ipsum, sicut scriptum est etc.

Im Folgenden, wo es heißt: At vero si coeperit amor idem, ut assolet, proclivior esse sive profusior etc., versetzen die Münchner Handschriften und die Cöln. und die Tiraquell. Ausgabe die letzten Worte so: esse profusior sive proclivior.

VIII. §. 24. Z. E.: Hoc quippe est primum quaerere regnum dei et adversus peccati implorare tyrannidem: pudicitiae potius ac sobrietatis subire iugum, quam regnare peccatum in tuo mortali corpore patiaris] Hier lese man mit den Münchner Handschriften: Hoc quippe est quaerere regnum dei, eius potentiam adversus peccati implorare tyrannidem, quatenus pudicitiae potius ac sobrietatis libeat subire iugum etc.

X. §. 29. S. 1352. B. XI. §. 33. S. 1355 A. und anderwärts verwandelten die neuesten Herausgeber spiritali ohne Grund in spirituali; denn beyde Formen werden von kirchlichen Schriftstellern in einer und der nämlichen Schrift abwechselnd gebraucht, und die Aufnahme der einen oder andern wird nur durch die Mehrzahl der besten Handschriften bedingt.

X. §. 29. z. E.: Magna vis prorsus amoris illas animas introrsum rapuerat, qua ita sua corpora foris exponere — valuerunt]. Hier hätte der Druckfehler qua für quae aus der zweyten und dritten Mabillonschen Ausgabe nicht aufgenommen werden sollen.

XI. §. 32. S. 1354. B.: Vino enim divini amoris etiam tunc anima suavitatem naturalis immiscet affectionis]. Acht unserer Handschriften und die Cölner Ausgabe bieten: Vino enim divini amoris miscet etiam tunc dulcedinem naturalis affectionis.

XII. §. 34. S. 1356. B.: Itaque et qui timet et capit, utrique pro se agunt] Trefflich die Münchner Handschriften: — et qui cupit, uterque — agunt. — Qui vor cupit, welches auch Tiraquell und Horst anerkennen, ist schon in der ersten Mabill. Ausgabe ausgefallen. Im Folgenden haben alle Mabill. Ausgaben fälschlich quae (nämlich quae in filio est caritas) ab amore sui et mundi convertere (statt avertere).

XV. §. 39. Z. U.: Verum tamen quia carnales sumus, et de carnis concupiscentia nascimur, necesse est ut cupiditas, vel amor noster a carne incipiat] Ut, welches weder die Münchner Handschriften, noch die Cöln. Ausgabe anerkennen, würden wir lieber streichen.

Soviel über diese Schrift.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über die vortreffliche Abhandlung von der Gnade und dem freyen Willen bey.

Dort heißt es zu Anfang der Vorrede: Opusculum de gratia et libero arbitrio, quod illa, qua scitis, occasione nuper aggressus sum, eadem gratia adjuvante peregi, ut potui] Die sonderbare Lesart eadem gratia adjuvante, welche aus der Drachschen Ausgabe in die nachfolgenden übergegangen ist, wird weder von irgend einer Münchner Handschrift, noch von der Eggest. oder von der Cöln. Ausg., welche dafür deo adiuvante bieten, bestätigt.

Cap. I. §. 1. z. A. Loquente me coram aliquando et dei in me gratiam commendante] Wohlklingender setzen alle Münchner Codd. und die Cöln. Ausgabe die letzten Worte so: et dei gratiam in me commendante.

Ebendas. S. 1366 A: Et ego: Bonum, inquam, consilium das, sed si dederis et posse teneri] Da quid enim, inquam, tu consulis? Da, inquit, gloriam deo etc. gerade vorhergeht, so läßt man an der fraglichen Stelle mit den neun Münchner Codd., welche diese Schrift enthalten, und mit der Eggest. und der Cöln. Ausgabe das widrige inquam füglich weg. So Bernhard de dilig. deo cap. I. §. 1. zu A. Vultis ergo a me audire, quare et quomodo diligendus sit deus? Et ego: Causa diligendi deum deus est, modus sine modo diligere.

Ebendas. C. steht bey Horst und Mabillon: Ubi ergo, ais, sunt merita nostra, aut ubi est spes nostra? Audi, inquam, etc.] Alle Münchner Handschriften und alle Ausgaben, welche vor der Horstischen erschienen, lesen ait, welches hier, wie das griechische φησὶν, für man sagt, oder heißt es genommen werden muß.

III. §. 7. z. U.: Cum igitur, prout interim potuit occurrere nobis, triplex sit nobis proposita libertas etc.] Das zweyte nobis ist offenbar zu streichen, da es sämmtliche Münchner Handschriften, die Flores Bernardini und die Eggest. und die Cöln. Ausg. nicht anerkennen.

IV. §. 11. S. 1373 B,: Sicut vero iudicii est discernere quid liceat, vel quid non liceat: sic profecto consilii probare quid expediat, vel non expediat: sic complaciti quoque experiri quid libeat, vel non libeat] Quid vor non liceat lassen sämmtliche Münchner-Handschriften und die Cöln. Ausg. der Symmetrie wegen passender weg.

V. §. 14. S. 1376 A.: Quae (näml. urgens necessitas) si perfecte tollatur e rebus, statim in taedium atque molestiam convertetur ipsa quoque, quae videtur in his esse, iucunditas] Das widrige quoque ist offenbar zu tilgen, um so mehr, als es von den Münchner Handschriften und den zwey ältesten Ausgaben nicht anerkannt wird.

VIII. §. 26. S. 1383. B—C: Sed sane ista perfectio in futura vita exspectetur, quando utraque nunc amissa libertas libero arbitrio plene restaurabitur] Mabillon's erste Ausgabe hat mit Recht plenarie st. plene, mit Zustimmung aller Münchner Codd. und der zwey ältesten Ausgaben, der Eggesteynischen und der Cölner. In der zweyten, dritten und vierten Mabillonschen aber wurde plene, welches unstreitig eine Erklärung des mittelalterlichen plenarie ist, dessen sich Bernhard auch Cap. VII. §. 21. S. 1380. C. und Cap. IX. §. 30. S. 1385 C. und anderwärts bedient, in den Text genommen, und das Letztere als Variante an den Rand gesetzt.

IX. §. 28. u. 29. z. A. verwandelten die neuesten Herausgeber bipertitus in bipartitus. Sonach hätte man erwarten sollen, daß sie Cap. IX. §. 28. auch diminutionem in deminutionem umgeändert haben würden, was jedoch nicht geschah.

IX. §. 30. z. A. Cum ergo istae duae libertates, consilii scilicet atque complaciti, per quas rationali creaturae vera sapientia et potentia ministratur etc.] Kräftiger sechs unserer Handschriften und die Cölner Ausgabe duae istae. Das unnöthige und übel lautende scilicet würde Ref. streichen, da es von der Tegernseer, Raitenhaslacher, Aspacher und Emmeramer Handschrift, so wie von der Eggest. Ausgabe nicht anerkannt wird.

IX. §. 31. a. E., wo es heißt: Quid enim est manuum pedumque ligatio, nisi omnimoda potestatis ablatio? schreiben die Münchner Codd. nebst der Eggest. und Cöln. Ausgabe fast einstimmig weit nachdrucksvoller quid nempe est; nur die Aspacher Handschrift gibt in veränderter Stellung quid est nempe, und in der Alderspacher fehlt est. Ebenso lese man Cap. XIV. §. 40. a. E. in den Worten: In his namque tribus interior renovatio consistit, mit allen Münchner Handschriften, den Florr. Bernard. und den zwey ältesten Ausgg. nempe statt namque.

XII. §. 33. gegen d. E., wo von Petrus die Rede ist, wird von den meisten Ausgg. folgende Wortstellung befolgt: Si Christum non amasset, non negasset invitus; verum si se amplius non amasset, non aliquatenus negasset. Allein die Symmetrie erfordert non negasset aliquatenus, was vier unserer Handschriften und die Eggest. Ausg. bestätigen.

Aus diesen wenigen Bemerkungen wird man zur Genüge ersehen haben, daß die Textkritik in Bernhards Werken durch Mabillon's Bemühungen keineswegs geschlossen ist, wie man etwa glauben möchte, und daß sich die Unternehmer dieser mit ächt typographischer Eleganz veranstalteten Ausgabe, welche sich zugleich durch ungemeine Wohlfeilheit empfiehlt, ein noch weit größeres Verdienst erworben haben würden, wenn sie die Sache mehr von dem wissenschaftlichen, als von dem mercantilen Gesichtspunkte erfaßt hätten.

Nach der Vorrede zu des ersten Bandes zweytem Theile S. 1634 wird von den neuen Herausgebern die Frage wieder berührt, ob der h. Bernhard seine Predigten in lateinischer oder in der Volkssprache gehalten habe. Sie sind der Ansicht, daß die Handschrift der Feuillans zu Paris eine Uebersetzung in die Volkssprache enthalte. Diese Uebertragung aber reicht nach dem Urtheile aller Sachkundigen nicht in Bernhards Zeit hinauf; Andere hingegen behaupten, daß sie nicht über das XIII. Jahrhundert hinausgehe.

Das von Mabillon Bd. I. Thl. III. S. 716. (nach der zweyten Ausgabe) angeführte Fragment der ersten Rede von der Ankunft des Herrn verglichen sie neuerdings mit der Handschrift der Feuillans zu Paris. Sie enthält 44 Sermonen nebst der Vorrede zu den Sermonen zu dem 90. Psalme. Ein nachstehender Index gibt genau nach der Ordnung der Handschrift die ganze Reihenfolge derselben an.

Drollig ist Bd. II. Th. II. S. 2756 in dem von den neuen Herausgebern gefertigten Ortsverzeichnisse die Erklärung des W. Habsburgensis durch d'Augsbourg, v.; Allemagne, und durch d'Habsbourg, château; Suisse; ferner S. 2766. des N. Wirceburgum durch Wissembourg, v.; Alsace (Bas-Rhin), Wurtemberg, duché; Suabe, und Wurtzbourg, v.; Franconie.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie mid Petrefacten-Kunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1840. Mit 9 Tafeln und 12 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart. Schweizerbart's Verlagshandlung 1840.

Das vorliegende Repertorium, unter obigem Titel seit 1833 bestehend, gedeiht unter der Pflege der Herausgeber von Jahr zu Jahr. Wenn man es aufmerksam durchblättert, so kann man nicht verkennen, daß namentlich die Geognosie in unserer Zeit mit einem Eifer bearbeitet wird, welcher nicht zurückbleibt hinter den Bemühungen, die gegenwärtig allen Zweigen der Naturwissenschaften zugewendet werden. Man erkennt zugleich, daß mit dem vielen Neuen, was die Forschung liefert, eine Art von Krisis in der Wissenschaft sich vorbereitet, zum Theil schon eingetreten ist und daß ihr Ausgang keineswegs mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann. Es erinnert der gegenwärtige Zustand der Geognosie und Geologie an den der Atomenlehre in der Chemie. Thatsachen aller Art, den verschiedensten Zweigen verwandter Wissenschaften entnommen, verweben sich mit Hypothesen, um ein erwünschtes Ganzes als Endresultat herauszustellen, es werden sich aber erst später Geborene einer festen Vereinigung der Meynungen erfreuen dürfen. Es sind daher allgemeine zur Zeit entspringende Systeme meistens als unreif zu betrachten, obwohl willkommen zu heißen, wenn man nicht mehr verlangt, als durch sie eine Epoche in der Geschichte der Wissenschaft kennen zu lernen.

Es wäre nicht möglich, auf alle hier enthaltenen Aufsätze und Notizen von Interesse näher einzugehen und wir begnügen uns daher, nur einiger allgemeinen größeren Arbeiten zu erwähnen, in so ferne sie eine kurze Uebersicht zulassen.

Von besonderem Interesse sind Russeggers Beyträge zur Physiognomik, Geognosie und Geographie des Afrikanischen Tropenlandes.

Der Verf. beginnt mit einer Einleitung über die Gebirgssysteme Afrikas. Indem er die Existenz der Mondberge läugnet, welche nach der Ansicht der Alten als ein großes Gebirge Afrika in seiner ganzen Breite aus Ost nach West nahe am Aequator durchziehen sollten, nimmt er für diesen Welttheil zwey Haupt-Gebirgssysteme an, denen sich alle andern in geringerer örtlicher Ausdehnung auftretenden Gebirge unterordnen. Diese sind das Bergsystem der W.- und das der O. Küste, die beyde sich am Kap vereinen und von dort das eine in N.O. und N., das andere in N. und N.W. ziehen und mit der Entfernung von ihrem Vereinigungspunkte immer mehr divergiren. Es ist so zu sagen ein ungeheueres Thal, dessen Ende in N. das weite Becken von Nord-Afrika bildet, über welches sich die Hochebenen des mittleren und südlichen Afrika's erheben. Der östliche Zug erstreckt sich aus dem Lande der Kaffern durch Monomotapa, Mosambique, längs der Küste von Zanquebar in die östlichen Länder der Galla, bildet den großen Gebirgsstock von Abissinien mit seinen hochliegenden Plateau's und zieht sich dann längs dem rothen Meere hin, zu beyden Seiten dessen Küstenland bildend, d. h. nach Arabien übersetzend und endet mit dem großen Granitstocke am Sinai. Mächtige Züge abnormer Fels-Bildungen ziehen sich von dem Hauptzuge der Ostküste ins Innere, besonders aus dem Gebirgsstocke

in Abessinien und verlieren sich gegen W. in die Ebenen des Innern.

Der westliche Zug bildet die Berge von Nieder-Guinea, von Ober-Guinea, den großen Gebirgsstock an den Quellen des Gambia, Senegal und Niger, Abessinien gegenüber, die westlichen Berge der Sahara, z. B. die schwarzen Berge an der Westküste und endet mit dem großen und kleinen Atlas. Auch dieser Zug sendet seine Zweige ins Innere und scheint wie der östliche, ohne Zweifel mit Unterbrechungen, der abnormen Fels-Bildung anzugehören.

Das weite Becken von Nord-Afrika, die Bucht, welche beyde Gebirgssysteme einschließen, ist mit jüngern normalen Felsgebilden erfüllt, unter denen tertiäre Gebilde, die Kreide und der darunter liegende bunte Sandstein die größte Rolle spielen und in einer Entwicklung auftreten, die ihnen sonst vielleicht nirgends zukömmt. Das Hauptansteigen des Nord-Afrikanischen Beckens ist aus N. nach S. ganz sanft. Merklich hebt sich dasselbe gegen den 16. Grad der Breite, der bunte Sandstein verschwindet nach und nach, die abnormen Felsablagerungen werden immer häufiger und endlich mit dem 31 Grad die allein herrschenden.

Der Verf. geht nun über zur speciellen Beschreibung von Aegypten, Nubien und den Flußgebieten des blauen und weißen Flußes mit Kordofan, Tegele, Sennaar, Roserres ꝛc. und schließt die geognostische Skizze mit folgender Uebersicht des bereisten nordöstlichen Afrika vom Mittelmeere bis nahe an den Aequator:

1. Kreide und tertiäre Gebilde. Ebene und gebirgige Wüste. Das Kulturland auf den Nil und auf Oasen beschränkt. Aegypten. Vom 31. bis zum 26. Grad nördl. Breite.
2. Muschelkalk und bunter Sandstein. Durchbrüche, Bergketten abnormer Felsgebilde. Ebene und gebirgige Wüste, im südlichen Theile Uebergang in Savannen-Land. Das Culturland auf den Nil beschränkt. Aegypten, Nubien. Vom 26. bis zum 15. Breitegrad.
3. Bunter Sandstein und Alluvial-Gebilde. Selten Durchbrüche abnormer Felsarten, obwohl sie das Grundgebirge bilden. Savannenland. Ebene, Norden von Kordofan und Sennaar. 15 — 13. Breitegrad.
4. Granite und Porphyre, isolirte Berggruppen bildend, in den Ebenen bedeckt von Alluvium. Savannenland. Ebene 1100 Fuß über dem Meere erhaben. Süden von Kordofan und Sennaar, Roserres. Vom 13. bis zum 12. Breitegrad.
5. Granit, Gneiß, Glimmer- und Chloritschiefer der Alpen, mit Goldführenden Alluvionen. Gebirgsland, südlich von Kordofan und Darfur. Große Ebene am weißen Fluße. Hochgebirgsland am blauen Fluße. Aethiopisches Hochland. Die Plateau's zu 3000 Fuß, die Berge zu 7000 F. ü. d. Meereshöhe ansteigend, alle Fülle der den Tropen eigenen Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt darbietend. Land der Nubas, Ebenen der Dinkas, Fassokl, das Land Berta, das Land der Gumus's und der Galla. Vom 12. bis zum 10. Breitegrad.
6. Weite unbekannte Ebenen, südlich von Nuba und in den Ländern der Dinka und Galla, durchschnitten von großen Strömen. Savannen, jenseits des 10. Grades n. Br. —

In einer ähnlichen Weise hat Russegger eine geognostische Skizze der Cykladen geliefert. Er betrachtet diese als die höchsten Punkte zweyer paralleler Gebirgsketten, welche die unmittelbare Fortsetzung von Attika und Euböa bilden. Beyde Gebirgsketten erstrecken sich aus N.W. nach S.O. und nur ihre Gipfel ragen als Inseln aus dem Meere hervor. Zu der Attischen Kette gehören: Zea, Thermia, Serpho, Siphnos, Polikandros; zu der Euböischen: Andros, Tinos, Mikone, Naxos, Amorgos. Die Inseln Sira, Paros, Antiparos, Nios, Sikinos und mehrere kleinere sind als Gipfel eines Gebirgsstockes zu betrachten, der zwischen beyden parallelen Ketten mitten inne liegt. Am südlichen Ende dieses Bergsystems treten gewaltige vulkanische Erhebungen auf, Produkte der heut zu Tage noch thätigen Vulkane, ja solche selbst. Dahin ge-

hören die Inseln Santorin, Milos, Kimolos, Polinos. Für diese Ansicht spricht nicht nur die Form des Ganzen, sondern auch die geognostische Beschaffenheit der einzelnen Inseln. Wie auf dem Festland und auf Euböa, so bilden auch hier, die vulkanischen Inseln ausgenommen, die herrschenden Gebilde: körniger und dichter Kalk, Glimmerschiefer und Thonschiefer, selten begleitet von Durchbrüchen von Granit und Porphyr.

Die Südspitze von Attika, die ganze Laurea mit dem Cap Sunium besteht aus sehr kalkhaltigem Glimmer- und Thonschiefer, bedeckt von schiefrigem und körnigem Kalk. Beyde Fels-Gebilde führen auf Lagern und Gängen: Braun- und Rotheisenerz, Spatheisenstein und silberhaltigen Bleyglanz. Mitten durch die Schiefer und Kalke steigt der Thorikos empor, eine Kuppe von chloritischem Serpentin.

Die Insel Thermia hat zum herrschenden Gestein sehr kalkhaltige Glimmer- und Thonschiefer, als Fortsetzung der Schiefer-Gebilde von Zea und vom Laurischen Vorgebirge. An der N.W. Seite des Hafens von Erimi treten aus diesen Schiefern, die daselbst in förmlichen Kalkschiefer übergehen, Thermen hervor. Das Wasser derselben hat einen salzigen, laugenartigen Geschmack und eine Temperatur von 40° — 42° R. Es setzt sehr viel eisenschüßigen kohlensauern Kalk ab. Zwey Stunden südlich von den Bädern befindet sich im Glimmerschiefer die höchst interessante Höhle Katafigy, schon deßwegen eine der denkwürdigsten der Erde, weil sie im Glimmerschiefer vorkommt. Sie befindet sich im höchsten Gebirge der Insel, 300—400 Meter über dem Niveau des Meeres, und ist dem Ansehen nach unläugbar vom Meere ausgespült, denn die Spuren der heftigsten Brandung lassen sich Schritt für Schritt an ihr verfolgen. Der Verf. sah ähnliche Höhlen auf Polinos im Horizonte des Meeres, in denen man gegenwärtig weit aus dem Innern des Gebirges das Tosen der unterirdischen Brandung hören kann. Der enge Eingang erweitert sich sehr bald zu einem großen Raum, welcher sich wieder in eine Menge enger Schluchten zertrümmert, die wieder in Weitungen führen u. s. f. Der Boden der Höhle ist überall mit tiefen Alluvionen von Lehm bedeckt, in denen aber keine Knochen zu finden waren. Die Gesteinslagen des Schiefers scheinen senkrecht zu stehen und nach der Ansicht des Verf. sind hier die entschiedensten Merkmale einer bedeutenden Emporhebung des Terrains zu sehen.

Auf der Insel Serpho Schiefergebilde mit vielen Eisenerzlagern; auf Sira Glimmer- und Chloritschiefer mit aufliegendem körnigem Kalkstein; mit den Schiefern mächtige Lager von reinem Quarz und Brauneisenerz. — Das Gestein der nördlichen und westlichen Küste von Naxos bildet ein sehr grobkörniger Granit. Weiter ins Innere folgt Glimmerschiefer mit Lagern von sehr reinem Quarz und mit körnigem Kalk wechselnd. Der Kalk liefert ausgezeichnet schönen Marmor. Die Centralkette der Insel besteht ganz aus körnigem Kalk, der das herrschende Gebilde bis zur O. Küste der Insel bleibt. Charakteristisch für den körnigen Kalk von Naxos sind die vielen und sehr mächtigen Stockförmigen Lager von Smirgel, die besonders auf der O. Seite der Insel in ihm aufsetzen und schon seit lange Gegenstand bergmännischer Bearbeitung sind. Der Smirgel tritt theils in großer Reinheit auf, theils ist er mit Magneteisenerz, Brauneisenerz, Glimmer, Eisen- und Kupferkies gemengt. Das Ausgehende der Smirgelstöcke ragt aus dem Kalk jederzeit als mächtiger Kamm hervor. In dem Smirgel von Gakoriaka findet man auch krystallisirten Korund.

Auf der Insel Paros mit Antiparos ist Glimmerschiefer herrschend, auf welchem körniger Kalk, der berühmte parische Marmor, aufliegt.

Insel Santorin. Der Verf. nennt sie die Schule für das Studium vulkanischer Trümmergesteine und ihrer Beziehungen zu Laven und Lavaartigen Trachyten, und zugleich jener Erhebungskrater, an denen man die Theorie von Buch in ihrer vollendetsten Entwicklung sehe, ja sehen müsse, wenn nicht Eigensinn das Auge blende. Der ganze Norden der Insel ist rein vulkanisch. Im Süden derselben aber steigt das Grundgebirge, körniger Kalk, sichtbar empor und erhebt sich im Berge St. Elias zu beyläufig 3500 Fuß ü. d. Meereshöhe. Die Insel Santorin umschließt halbmondförmig die ganze O. Seite des großen Kraters, der mit Meer erfüllt ist,

eine elliptische Form hat, deren längere Achse drey geographische Meilen beträgt und dessen Rand in W. die Inseln Therasia und Aspronisi bilden. Die drey Inseln Kaimeni gehören spätern Eruptionen im Krater selbst an. Die Straten aller Felsgebilde, welche den Krater umgeben, fallen von demselben. So sieht man auf Santorin alle Straten in O., auf Therasia und Aspronisi alle in W. einschießen, ein unläugbarer Beweis, daß hier eine centrale Erhebung statt gehabt hat. Einen ferneren Beweis dafür sieht man darin, daß die ganze Westküste von Santorin eine an 800 Fuß senkrecht über das Meer hin sich erhebende Felswand bildet, während die O. Küste eine ganz sanft gegen das Meer hin sich neigende Ebene zeigt. Dieß ist auch auf Aspronisi und Therasia, nur in entgegengesetzter Richtung der Fall.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

(Schluß.)

8. Collection des Cartulaires de France. Tome I — III.

T. I. II. Cartulaire de l'abbaye de Saint - Père de Chartres publié par M. Guérard, membre de l'Institut de France. Paris, impr. de Crapelet, 1840. CCCLXX und 848 S. 4. (die Prolégomènes verbreiten sich in einer ausführlichen Abhandlung über Topographie, dingliche und persönliche Rechtsverhältnisse, insbesondere über das Lehenswesen, über Maße, Münzen, Sitten und Gebräuche während des Mittelalters überhaupt, zunächst aber unter Bezugnahme auf die nachfolgenden Urkundenbücher, und schließen nach einer geschichtlichen Skizze der Abtey von Saint = Père zu Chartres mit einem, die Reduction der urkundlichen lateinischen Ortsnamen auf die gegenwärtigen enthaltenden, Pfründen = Register der Diöcese Chartres. Die Urkunden selbst zerfallen in zwey Abtheilungen: Monasterii Sancti Petri Carnotensis codex diplomaticus. Pars prima, quae dicitur Vetus Aganon. Pars secunda, quae dicitur codex argenteus.

Tome III. Cartulaire de l'Abbaye de Saint-Bertin publié par M. Guerard etc. Paris, 1840. C. und 487 S. 4. Das Textwerk hat folgende Abtheilungen: pag. Cartularium Sithiense. Pars prima. Folquini chartularium. Pars secunda. Simonis chartularium. Pars tertia. Continuatores Simonis. pag. 421. Chartularium monasterii Sanctae Trinitatis de Monte Rothomagi.

9. Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le règne de Charles VI. de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaquet, précédée d'une introduction par M. de Barante. Tome I. II. III. Paris, impr. de Crapelet, 1839 — 1840, 1841. XV — 750. 791. 775 S. 4.

10. Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les Manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Tome I. II. Paris, impr. royale. 1841. LVII — 628. 701 S. 4.

11. Procès des Templiers publié par M. Michelet. Tome I. Paris, impr. royale. 1841. VI — 681. S. 4. (die Acten der berüchtigten Untersuchung gegen den Großmeister des Tempelordens und gegen 151 Ritter desselben in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.)

12. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault, Directeur Général du dépôt de la guerre, mort en 1790, revus, publiés et précédés d'une introduction par le Lieutenant Général Pelet, Pair de France, Directeur du dépôt de la guerre. Tome IV. Paris, impr. royale. 1047 S. 4. („Campagnes de Flandre, d'Italie et d'Allemagne en 1704.“) Atlas des mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV, dressé par les soins de M. le Lieutenant Général Pelet etc. Paris, impr. royal. 1838. 27 Bl Royalfol. (10 Schlacht = und Belagerungspläne, zum 3. Bande des Textwerkes, nebst 17 „tableaux des mouvemens et camps des armées belligérantes en 1703.“ Die ersten drey Bände des Textes dieser Mémoires so wie der Atlas zu den Bänden I und II. hat die k. Hof = und Staatsbibliothek bereits in den Jahren 1837 und 1838 empfangen.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Neues Jahrbuch der Mineralogie ꝛc., von Dr. R. C. von Leonhard.

(Schluß.)

Wenn man den Hauptdurchschnitt der ganzen Insel Santorin betrachtet, so ergiebt sich von unten nach oben nachstehende Lagerungs-Folge:

1, Körniger Kalk. Vulkanisch verändert, gebrannt, zerborsten, ohne Verlust der krystallinischen Struktur. Gestein des Eliasberges, Grundgebirge der Insel.

2. Vulkanischer Tuff und verhärtete vulkanische Asche.

3. Grauer Trachyt. Feldstein-Masse; Krystalle von glasigem Feldspath.

4. Trachyt mit röhrenförmigen Oeffnungen, Abzugs-Kanäle für die Dämpfe. An den Wänden dieser Röhren ist der Trachyt 3. zur vollendeten Lava umgestaltet.

5. Pechstein-Conglomerat, zum Theil mit Obsidianartigem Bindemittel.

6. Untere schwarze Lava.

7. Obere rothe bimssteinartige Lava mit Trachyttrümmern.

8. Veränderter Trachyt.

9. Schwarzer fester Trachyt, Lavenartig.

10. Oberste Lage dieses Trachyts. Im Zustande der Zersetzung.

11. Posilipp-Tuff und Puzzolana mit Trümmern von schwarzem Trachyt.

12. Weißer Bimssteintuff.

13. Lapilli. Trümmer von Bimssteinen, Trachyt und Lava.

In dem großen Krater von Santorin erheben sich drey kleine Inseln, Paleo-, Neo-, und Mikro-Kaimeni. Diese Inseln sind Resultate späterer Ausbrüche im Krater selbst und ihre Entstehung fällt in weit jüngere, zum Theil geschichtliche Perioden. So erhob sich Neo-Kaimeni erst in neuerer Zeit, von 1706 bis 1711 aus dem Meere an einer Stelle, wo dasselbe früher über 200 Klafter tief war. — Der Verf. spricht von der Mittheilung eines auf Naxos gefundenen Manuscriptes, welches die merkwürdigen Begebenheiten beym Emporsteigen der Insel schildert. Es ist leider nichts davon im Jahrbuch abgedruckt. —

Das Gestein der Insel Polinos ist Trachyt, ebenso das von Kimolos umgewandelter Trachyt und Bimssteintuff. Das Gebirge im Innern von Kimolos, das Hauptgebirge, besteht aus rothem Trachytartigem Feldstein-Porphyr, aus sogenanntem Mühlstein- und aus Perlstein-Porphyr, ähnlich den Vorkommnissen des Gliniker-Thales in Nieder-Ungarn. —

Auf Milos verbinden sich die Erscheinungen der ältesten Feuerberge, wie sie die Gegenwart nicht mehr entwickelt mit den Wirkungen noch heute thätiger Vulkane auf eine denkwürdige Weise. Die ganze Insel hat die Gestalt eines Hufeisens, dessen innere Seite der große Hafen bildet, groß genug um die Kriegsschiffe von ganz Europa zu fassen. Den nördlichen Schenkel des Hufeisens charakterisiren mächtige Trachyt-Durchbrüche, die bis 1000

Fuß ansteigen. Am südlichen Schenkel fand die höchste Erhebung am Berge St. Elias zu mehr als 3000 Fuß Meereshöhe statt; der ganze Berg besteht aus veränderten Trachyten. Den Eliasberg umgeben am Fuße gürtelartig veränderte Granite, Gneiße und Glimmerschiefer, umgestaltet in ausgezeichneten Trachite granitoide Beudant's und aus diesem Gesteine erheben sich die großen Kuppen von umgewandelten, durch saure Gase zersetzten Trachyte. Den Bogen des Hufeisens, die Verbindung beyder Schenkel bilden niedere, höchstens zu 1000 Fuß Meereshöhe ansteigende Berge, meist kegelförmige Maßen vyn zersetzten Trachyten, bedeckt von vulkanischen Tuffen und Schutt-Conglomeraten, in denen sich die fortdauernde Thätigkeit des Vulkans in vielen Solfataren und Exhalationen von heißen schwefelig-sauern Dämpfen und von Wasserdämpfen ausspricht. — Die Insel Poros ist ein vom Peloponnes losgerissenes Stück Land. Sie besteht in ihren tiefsten Ablagerungen aus chloritischem Grauwackensandstein, der mit Grauwackenschiefer, Thonschiefer und dichtem Kalkstein in ganz dünnen Straten wechselt. Ein grauer dichter Uebergangskalk mit mächtigen Euphotidlagern bedeckt das ganze Grauwackengebilde und setzt sämmtliche Hauptberge der Insel zusammen. —

Halbinsel Methana. Uebergangskalk, von Hippuritenkalk bedeckt; durch beyde erheben sich große Bergmassen von Feldsteinporphyr und Trachyt. Aus dem Kalke treten Thermen hervor, die sehr viel Schwefelwasserstoffgas entwickeln.

Auf Egina bildet das Gestein am Fuße des Berges, worauf das Panhellenion steht, ein junges Tertiärgebilde, ein sandig mergliger Grobkalk mit Resten von Pecten, Cardium, Balanus, Ostrea etc. Dieses Felsgebilde ruht einerseits auf Hippuritenkalk, andrerseits wird es von Trachyttrümmergestein bedeckt, aus denen Massen eines sehr schönen Trachyts emportreten. —

Derselbe Reisende hat schätzbare Bemerkungen über die Geognosie von Rom, Neapel, über den Aetna, die Cyklopen, den Vesuv und Ischia mitgetheilt. — Ehrenberg hat seine Arbeiten und Untersuchungen über die fossilen Infusorien fortgesetzt. Er fand einen Polirschiefer von Zamuto in Ungarn fast ganz aus den Trümmern der Kieselpanzer von 5 Infusorien-Arten zusammengesetzt. Er fand ferner dergleichen in einem Kaolin von der Insel Bourbon und in einem Tripel von der Insel Lucon unter den Philippinen, von Ceypah bey Pont-Gibaud, Puy de Dôme u. s. f. Er berichtet ferner über dem bloßen Auge unsichtbare Kalkthierchen und Kieselthierchen als Hauptbestandtheil der Kreidegebirge. Die Kreide besteht bey 300maliger Vergrößerung nicht nur aus symmetrischen regelmäßig elliptischen gekörnten Blättchen unorganischen Ursprungs und deren Bruchstücken, sondern auch aus einer Menge mikroskopischer Polythalamien, welche zwischen den vorigen liegen und unter dem Mikroskope erst unterscheidbar werden, wenn man die trockene Kreide dünne vertheilt in erwärmten Terpentin der nordamerikanischen Balsam-Tanne. Diese doppelte Art der Zusammensetzung zeigt sich bey der Kreide von Puskarefz in Ostpreußen, von Rügen, Schoonen, den dänischen Inseln, von Gravesand, Brighton und Norwich in England, von Irland, von Moedon bey Paris, von Catolica und Castrogiovanni bis zur Küste von Girgenti in Sicilien. Die Menge dieser, $\frac{1}{24}$ — $\frac{1}{288}$ Linien großen Individuen ist so groß, daß davon auf einen Kubikzoll Kreide weit über 10 Millionen vorkommen. — Bailey entdeckte sowohl lebende als fossile Kiesel-Infusorien in einer Moor-Erde zu Westpoint in New-York. —

Die Auszüge für Mineralogie, Krystallographie und Mineralchemie sind ziemlich zahlreich. Außer den deutschen Journalen von Poggendorf, und Erdmann sind auch die französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften benützt. Als Neuigkeiten sind zu erwähnen: Shepard über den Danburit von Danbury in Connecticut. In schiefen rhombischen Prismen krystallisirend. H. 7, 5. G. = 2,83 Gehalt:

Kieselerde	56,00
Kalkerde	28,33
Thonerde	1,70

Yttererde?	0,85
Kali und Verlurst	5,12
Wasser	8,00
	100,00

Kommt einem Apophyllit mit geringerem Wassergehalt, als der gewöhnliche, sehr nahe. — Ferner der Delvaurit Dumont's. Vorkommen zu Berneau bey Visé. Analyse:

	1.		2.
Phosphorsäure	14,30	„	13,60
Eisenoxyd	31,60	„	29,00
Wasser	40,40	„	42,20
Kohlensaurer Kalk	9,20	„	11,00
Kieselerde	4,00	„	3,60
	99,90		99,40

1. schwärzlichbraune Var. 2. röthlichbraune Var. Turner: Untersuchung der grünen Theilchen, welche dem Grünsand seine Farbe ertheilen. Sie bestehen aus:

Kieselerde	48,5
Eisenoxydul	22,0
Thonerde	17,0
Talkerde	3,8
Wasser	7,0
Kali	Spur
	98,3

Bemerkungen von Levy über den Haydenit und Beaumontit, eine neue Mineralspecies, welche den Haydenit begleitet. Levy hat die Krystallformen dieser seltenen Mineralien beschrieben. Von chemischer Seite sind sie noch nicht gekannt. Jackson nennt ein Kupfersilicat Beaumontit, welches 15,8 pr.Ct. Quellsäure (Crenic Acid) enthalten soll. Es stammt von den Gruben von Cheßy bey Lion. Derselbe hat den Indianischen Pfeifenstein oder

Catlinit von Coteau du Prairie analysirt nnd darin gefunden:

Kieselerde	48,2
Thonerde	28,2
Eisenoxyd	5,0
Manganoxyd	0,6
Talkerde	6,0
Kohlensaurer Kalk	2,6
Wasser	8,4
	99,0

Es sind auch mehrere Felsarten analysirt worden, welche Analysen für den Geognosten von Interesse seyn können, wenn sie mit der nöthigen Rücksicht auf die Mengungen betrachtet werden. —

Die Zeitschrift wird fortgesetzt und bereits sind einige Hefte des Jahrgangs 1841 erschienen.

Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandsteine bey Jena. Von Dr. Karl Koch, Professor und Dr. Ernst Schmid, Privatdocenten an der Universität zu Jena. Jena 1841 12 S. 4. mit 4 Steindrucktafeln.

In die Bearbeitung dieser kleinen Broschüre haben sich zwey akademische Lehrer zu Jena in der Art getheilt, daß Schmid die geognostische, Koch die zoologische Partie übernahm. Der erstere hat auch die 4 schönen Tafeln gezeichnet und was sehr zu loben ist, ganz getreu die Originale wieder gegeben, was sonst nicht immer bey den Ichnologen der Fall ist, die nur zu leicht mehr in die Zeichnung eintragen, als die Steinplatte ausreicht.

Als Fundorte für sogenannte Fährten-Abdrücke sind bisher auf dem alten Kontinente nur der bunte Sandstein von Heßberg bey Hildburghausen und der von Pölzig bey Altenburg bekannt gewesen; ein neuer Fundort ist nunmehr bey Jena ermittelt worden. Am Wege von dieser Stadt nach Kunitz, am Fuße des Jenzigs, bildet das Saalufer einen beynahe senkrechten, bis zu 45 Fuß hohen Abhang. Das Flußbett ist in bunten Sandstein eingeschnitten und dieser erhebt sich ungefähr 10 — 12′ über den gewöhnlichen Wasserspiegel. Auf dem bunten Sandsteine ruhet eine mächtige Geröllmasse, darüber Schutt. Der Sandstein ist der Verwitterung, hauptsächlich dem Zerfrieren sehr ausgesetzt, so daß alljährlich, wenn die Saale anschwillt, größere oder kleinere Sandsteinmassen unterwaschen werden, und überstürzen. Im vergangenen Frühjahre hatten diese Ursachen mit verstärkter Kraft eingewirkt. Neben einander waren zwey Sandsteinmassen 3 — 4 Fuß breit und zusammen 25′ lang losgerissen worden; auf diesen fanden sich die Abdrücke. Nach Schmid's Untersuchung gehören diese den höchsten Schichten des Sandsteines der bunten Sandstein-Formation an.

Den schwierigsten Theil hat Koch überkommen: die Deutung dieser Abdrücke. Er glaubt in ihnen die Fährten von wenigstens vier verschiedenen Thieren zu erkennen, die er nicht unter den Säugthieren, wie die Meisten, sondern unter den Amphibien sucht. In dem Abdruck von vielen Eidechsen-Fährten (aus den Gattungen Alligator, Phrynosoma, und Phrynocephalus) findet er große Aehnlichkeit mit den Abdrücken auf seiner Steinplatte; selbst in den Fährten von Batrachiern, vorzüglich aus der Abtheilung der Molche, erkennt er Aehnlichkeit mit den fossilen Abdrücken. Die kleinen Fährten-Abdrücke von Nr. 4. ist er überhaupt gewiß wegen

der drey Zehen einem Thiere zuzuschreiben, das dem Proteus anguinus nahe stand. Mit Sicherheit wagt jedoch der Verf. keine Meynung auszusprechen.

Bey diesen, wie bey allen ähnlichen Abdrücken wäre jedoch, wie Ref. hinzufügt, vor Allem der Beweis herzustellen, daß wir hier wirklich Fährten vor uns haben. Diese Frage wird freylich den meisten Paläontologen als eine ganz überflüssige erscheinen, da solche Bildungen wie die von Jena, nun ziemlich allgemein als Fährten anerkannt sind, ja auf sie sogar eine ganz neue Wissenschaft, die Ichnologie, begründet worden ist. Indeß die Ichnologen scheinen nach des Ref. Bemessen auf einem so schwachen Fundamente zu ruhen, daß dasselbe jeden Augenblick mit ihnen durchbrechen kann, so daß die Coprologen, die ihren Stammbaum auch noch nicht sonderlich weit hinaufführen können, und überdieß einen nicht sehr gefälligen Namen erhalten haben, jedenfalls eine gesichertere Stellung einnehmen. Ref. kann nämlich diese Abdrücke gar nicht als Fährten anerkennen, weder als Säugthier noch als Amphibien-Fußstapfen; seiner Meynung nach rühren sie von urweltlichen Spongien her, deren seltsame Formen aus der lebenden Welt nicht selten Händen oder Füßen ähneln und daher den Namen Manus diaboli, pes leonis, anatipes und dergleichen erhalten haben. Uebrigens dürfen wir den beyden Verfassern Dank wissen, daß sie uns von diesen seltsamen urweltlichen Formen genaue Darstellungen gegeben haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836. Comprising Sketches of Polynesia, California, the Indian Archipelago etc. With an Account of Southern Whales, the Sperm Whale Fishery and the natural History of the climates visited. By Frederick Debell Bennett, Fellow of the Royal College of Surgeons, London. In two volumes. London 1840. 8. Vol. I. 402 S. Vol. II. 395 S.

Als der große Seefahrer Cook vor wenig mehr als einem halben Jahrhunderte die Schönheit und Fruchtbarkeit der Inseln der Südsee schilderte, beklagte er es in hoffnungsloser Bekümmerniß, daß ihre Küsten für merkantilischen Gewinn nichts Versprechendes darböten, wodurch gebildetere Völker angezogen werden möchten, sich Producte von dorther zu holen und dafür den armen Insulanern, an deren Wohlergehen er das lebhafteste Interesse nahm, die Segnungen der Civilisation mitzutheilen. Der edle Mann hatte damals keine Ahndung davon — und sein frühzeitiges Ende ließ es ihn auch nicht mehr erleben — daß sein sehnlichster Wunsch so bald in Erfüllung gehen sollte, wenn gleich in umgekehrter Ordnung, wie er ein solches Ereigniß für möglich hielt. Zuerst waren es nämlich Missionare, die sich zu den entferntern Bewohnern der Südsee-Inseln aufmachten, um ihnen die Wohlthat der Civilisation, wie sie auf der Unterlage des Christenthums ihre kräftigste und dauerndste Begründung findet, zu überbringen. Wie jene zum Geben geistiger Güter ausgezogen waren, und hieran Leib und Leben setzten, so folgte ihnen der Kaufmann nach, und wagte seine Kapitalien und Schiffe daran, um wo möglich von den Erzeugnissen des fernen Archipels für sich materiellen Gewinn zu erholen. Und der Handelsgeist hatte sich in seiner Hoffnung nicht betrogen. Wenn auch gleich die Producte der Eilande selbst nicht zu großen merkantilischen Spekulationen auffordern konnten, so barg dafür das Meer, das sie umfloß, in seinem Schooße kolossale Erzeugnisse, die großen Gewinn versprachen. Eine Menge Wallfische waren es, die dort bald die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich zogen, und je mehr der Ertrag des Fangs dieser Seeungeheuer in der nördlichen Erdhälfte abnahm, um desto mehr häuften sich die Versuche auf ein besseres Resultat in der Südsee. Diese fielen auch so günstig aus, daß jetzt ganze Flottillen von englischen, amerikanischen und französischen Schiffen die Gewässer des Archipels der Südsee durchkreuzen, um den Fang der Wallfische zu betreiben.

Auf einem solchen Schiffe, dem Tuscan von 300 Tonnen Last, war es, auf welchem sich der Verfasser dieser Reisebeschreibung am 17. Oktober 1833 im Hafen von London einschiffte, um eine Wallfisch-Expedition nach der Südsee mitzumachen. Seine Absicht hiebey war die Anatomie und Lebensweise der südlichen Wallfische, die Betriebsweise des Pottfischfanges, worüber damals noch nichts Schriftliches vorlag, ferner die Verhältnisse der polynesischen Inseln und anderer Länder kennen zu lernen, und naturhistorische Sammlungen anzulegen.

Der Hauptwerth, den man dieser Reisebeschreibung zuerkennen muß, liegt in der genauen Schilderung, wie in den Gewässern des stillen Meeres der Fang auf die Wallfische, namentlich auf die Pottfische betrieben wird, so wie in vielen, höchst

schätzbaren Beyträgen zur Naturgeschichte dieser, in zoologischer Beziehung noch immer so wenig gekannten Thiere. In beyderley Rücksichten müssen wir diese Reise unter die sehr lehrreichen zählen, wenn gleich sie für das größere Publikum nicht immer amüsant genug seyn möchte. Die Erzählung ist einfach und ungeschminkt, und wie man sich bald versichern wird, im hohen Grade treu. Zuerst kommt die Schilderung der Reisebegebenheiten, nachher im zweyten Theile ein großer naturhistorischer Anhang, der von S. 143 — 395 reicht. Daß seine zoologischen und botanischen Untersuchungen zu einem befriedigenden Resultate führten, verdankte der Verf. hauptsächlich dem Kapitän Stavers und den übrigen Officieren des Tuscan, die ihm überall freundschaftlichst an die Hand giengen, obgleich ihr eigentlicher Zweck nichts weniger als ein wissenschaftlicher war. Die französischen Naturforscher haben sich dagegen öfters gar sehr über die Seeofficiere ihrer eigenen Nation zu beklagen gehabt, die selbst auf königlichen Schiffen jenen nicht selten alle Hindernisse in den Weg legten. — In unserm nachfolgenden Berichte von Bennett's Reise werden wir hauptsächlich das Naturhistorische berücksichtigen, da sie hinsichtlich der Bewohner und der geographischen Verhältnisse der von ihm besuchten Inseln und Länder weit weniger Neues darbietet, auch manche der gesellschaftlichen Institutionen, wie uns neuere Zeitungsberichte belehren, sich wieder in manchen Stücken umgeändert haben.

Der Anfang der Reise gieng glücklich von statten. Am 14. November unter 9° nördlicher Breite und 23° westlicher Länge, wurde zuerst ein Trupp von Pottfischen bemerkt und unter den gewöhnlichen Ausrufungen angekündigt. Sogleich war die ganze Mannschaft auf den Beinen, und in wenigen Minuten waren die Boote herabgelassen und über dem Ocean zur Verfolgung ihrer Beute verbreitet, so daß das Schiff fast bewohnerleer und verlassen zurückblieb. Die Walle waren durch die Annäherung des Schiffes allarmirt worden und zeigten sich sehr wachtsam und furchtsam. Ein Individuum wurde jedoch, als es bewegungslos auf dem Wasser lag, von einem Boote überrascht, so daß es zwey Harpunen in den Leib erhielt und durch die Lanze in wenig mehr als einer Viertelstunde abgefertigt wurde. Der todte Pottfisch, welcher ein erwachsenes Weibchen war, wurde ans Schiff gebracht, wo sogleich die Operation des Ausschneidens begonnen und in drey Stunden vollendet wurde. So frühzeitig beym Beginn der Reise Wallrath erhalten zu haben, brachte die ganze Mannschaft in heitere Stimmung und sie versprachen sich eine kurze und ersprießliche Reise. Das glückliche Ereigniß hatte auch eine glückliche Folge für die drey Missionare, welche sich als Passagiere auf dem Schiffe befanden, indem es sie bey den Matrosen von dem Vorurtheil, als ob sie Unglücksleute wären, befreyte, ein Vorurtheil, das der Seemann seltsamer Weise immer geneigt ist auf Religionslehrer zu übertragen, von welchem Glauben sie auch seyn mögen.

Am 24. December wurde in der Nähe der brasilischen Küste ein zweyter Pottfisch harpunirt, dessen man sich aber nicht eher als nach einem Kampfe von fünf Stunden bemächtigen konnte. Da die Nacht einbrach, konnte man nur noch den Rumpf des Thieres zubereiten, den Kopf aber mußte man, da ein heftiger Sturm plötzlich losbrach, den Wellen überlassen. Von nun an wurden häufig Sturmvögel, Albatroße und andere Vögel der höhern südlichen Breite gesehen; gegen die Falklands-Insel zu trieben Eisberge und Pinguine umher. Am 14. Januar wurde die südlichste Breite, nämlich 58° 33′ südwestlich vom Kap Horn erreicht. Obschon hier Mitte des Sommers war, so war die Temperatur doch unangenehm niedrig; Schneegestöber stellte sich häufig ein, und Südwinde brachten mit sich eine schneidende Kälte, wie an einem Wintertage in England, was seltsam mit der außerordentlichen Länge der Tage contrastirte.

Am 19. Januar war das Kap Horn umschifft, und der Kurs wurde nun nordwärts längs der Küste des Festlandes gerichtet. Unter 48° Br. bot der Ocean ausgedehnte Felder von rother Farbe dar, was durch Myriaden von Salpen hervorgebracht wurde. In der Nähe dieses Platzes begegnete man einem französischen Schiffe, das ebenfalls den Wallfischfang betrieb; der Verf. bemerkt es als etwas Ungewöhnliches, daß sein Kapitän ein Franzose war, da die wenigen Schiffe, welche aus französischen Häfen auf den Wallfischfang ausgehen, gewöhnlich von Amerikanern commandirt

würden. Am Nachmittage desselben Tages war die See, in einiger Entfernung hinter dem Schiffe, ganz und gar mit Wasservögeln, hauptsächlich von der Gattung der Albatroße bedeckt; ihre Anzahl konnte auf nicht geringer als einige tausend angeschlagen werden. Sie waren augenscheinlich an diese Stelle durch einige ölige Massen, welche auf dem Wasser schwammen, herbeygezogen worden, und die Schnelligkeit, mit der sie sich versammelt hatten, spricht für die Schärfe ihres Gesichts oder Geruchs.

Während einer dunkeln und ruhigen Nacht, mit vorübergehenden Regengüssen, zeigte die See unter 43° s. B. einen ungewöhnlichen Lichtschein. In der Ruhe strahlte der Ozean einen schwachen Schimmer von Innen aus; wurde er aber durch die Fahrt des Schiffes bewegt, so ergoß er starke Lichtströme, welche die Segel erleuchteten. Als Hauptgrund dieses phosphorischen Glanzes wurden zahllose Medusen erkannt; sie waren jedoch nicht die einzige Ursache, sondern ein kleiner Fisch von ungefähr drey Zoll Länge trug höchst merkwürdiger Weise ebenfalls zu diesem Meeresleuchten bey. Der Verf. bestimmt ihn als eine neue Art, der er den Namen Scopelus stellatus beylegt.

Von der Insel Juan Fernandez an schlug das Schiff die westliche Richtung ein; am 7. März wurde die Pitcairn-Insel vom Mastkorbe gesehen und am folgenden Tage daselbst gelandet. Wegen der merkwürdigen Geschichte der Bewohner dieses kleinen Eilandes, wovon in mehreren Reisen nach der Südsee die Rede ist, wird es manchen Leser interessiren, von dem neueren Stande seiner Bevölkerung wieder etwas in Erfahrung zu bringen; für diejenigen, welche mit diesen Verhältnissen noch nicht vertraut sind, wird folgender kurzer Rückblick auf ihre ältere Geschichte genügen.

Der Lieutenant Bligh hatte von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, junge Exemplare des Brodfruchtbaumes von Tahiti nach den westindischen Kolonien auf dem Kriegsschiffe Bounty zu transportiren. Die Härte, mit der er seine Untergebenen behandelte, verleitete diese zu einer Verschwörung gegen ihn, in deren Folge sie ihn mit einigen seiner Leute auf einem Boote aussetzten, während sie sich selbst des Schiffes bemächtigten und mit aufgenommenen Eingebornen von Tahiti im Januar 1790 auf der Pitcairn-Insel sich niederließen, die damals noch fast ganz unbekannt war, da Carteret sie zwar i. J. 1767 entdeckt hatte, dieselbe von Cook aber sechs Jahre später nicht wieder aufgefunden werden konnte. Obschon die englische Regierung die Meuterer aufsuchen ließ, so wurden sie in ihrem Schlupfwinkel doch nicht entdeckt. Indeß das Strafgericht über sie blieb doch nicht aus. Von 15 Männern und 12 Weibern starben alle eines gewaltsamen Todes mit Ausnahme von zwey Engländern und einigen tahitischen Weibern. Nach wenig Jahren war John Adams, der an der Verschwörung nur einen passiven Antheil genommen hatte, der einzige, der von den englischen Ansiedlern noch am Leben war. Er führte einen musterhaften Lebenswandel, erzog seine Kinder und die der übrigen Kolonisten in strenger Gottesfurcht, und stand als ehrwürdiger Patriarch der kleinen Gemeinde bis zum Jahre 1829 vor, wo er im Alter von 68 Jahren starb, von denen er 39 auf der Insel zugebracht hatte. Die Entdeckung der Kolonie geschah im Jahre 1808 durch das amerikanische Schiff Topaz und 1814 durch die englischen Fregatten Briton und Tagus. Von den nähern Verhältnissen wurden wir aber auf dem Kontinent erst in der Mitte des vorigen Jahrzehends unterrichtet, und die neuesten Nachrichten hierüber sind die, welche uns der Verf. mittheilt.

Schon der alte Patriarch Adams hatte kurze Zeit vor seinem Tode die Besorgniß geäußert, daß der Vorrath von Wasser auf seiner Insel dem Bedarf einer anwachsenden Bevölkerung nicht mehr entsprechend seyn möchte und daß es demnach in Zukunft nothwendig seyn dürfte, den Beystand der englischen Regierung zur Versetzung der Kolonie an einen geeigneteren Ort anzusprechen. Im Jahre 1831 wurde dieser Plan auch wirklich ausgeführt, indem die Insulaner, an Zahl 87, auf einem englischen Schiffe nach Tahiti sich überführen ließen. Ihre Ankunft daselbst fiel aber in eine sehr unglückliche Periode, indem die Tahiter im Begriff stunden einen Bürgerkrieg anzufangen, und deßhalb große Unordnung und Zügellosigkeit herrschte. Zugleich brachen unter den Pitcairn-Insulanern Krank-

heiten aus, die in kurzer Zeit 14 von ihnen dahin rafften, so daß sie sehnlichst die Rückkehr in ihre Heimath verlangten. Vermittelst Geldunterstützung durch die europäischen Residenten auf Tahiti und Darangabe des Kupferbeschlags der Bounty gelang es endlich den unglücklichen Emigranten, auf einem amerikanischen Schiffe die Rückfahrt nach ihrem Eilande zu bewerkstelligen, und nach fünfmonatlicher Abwesenheit den heimatlichen Boden wieder betreten zu können. Zur Zeit von Bennett's Besuch auf Pitcairn waren fast zwey Jahre seit der Rückkunft dieser Leute verflossen; ihr Land war wieder gut angebaut, aber die Berührung mit der größeren Welt, die Bekanntwerdung mit manchen Luxusbedürfnissen hatte einen ungünstigen Einfluß auf sie geäußert, und in das frühere einfache Familienleben waren viele Mißstimmungen eingetreten. Seitdem sie vom Baume der Erkenntniß auf Tahiti gekostet hatten, gieng ihnen das Paradies verloren.

Von der Pitcairn-Insel steuerte der Tuscan nach Tahiti, von nun an in Kreuz- und Querzügen in diesen Gewässern auf den Wallfischfang umher segelnd. So wurden nach und nach Raiatea, die Sandwichsinseln, Königin-Charlotte-Inseln, die Marquesas-Gruppe, Christinas-Inseln, das Cap St. Lukas auf Kalifornien, zum Theile mehrmals besucht. Von allen diesen Inseln gibt Bennett eine Beschreibung ihrer physikalischen Beschaffenheit und der gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Bewohner, wovon das Meiste jedoch schon bekannt ist. Nach zweyjährigem Aufenthalte in diesem Meere trat der Tuscan seine Rückreise von Tahiti an.

Bevor der Verf. Abschied nimmt von den polynesischen Inseln, sucht er sich noch die Frage zu beantworten, von welcher Weltgegend wohl ihre Bevölkerung möchte herzuleiten seyn, worauf wir hier, als von allgemeinem Interesse, näher eingehen wollen. Thatsachen sprechen, wie Bennett seine Betrachtungen beginnt, zu Gunsten der Meinung, daß der Strom der Bevölkerung von Westen nach Polynesien seine Richtung genommen habe, oder mit andern Worten, daß die Südsee-Insulaner hauptsächlich von asiatischen Nationen ausgegangen seyen. Das stärkste Argument, das gegen eine solche Annahme vorgebracht wird, ist, daß die s. ö. anhaltenden oder Passatwinde dem Vordringen nach Osten innerhalb der Tropen ein stetes Hinderniß würden gewesen seyn. Das gelegentliche Eintreten der n. w. Monsun gestattet jedoch dieser Einrede keine Anwendung auf den Raum zwischen dem intertropischen Asien und dem 145° östlicher Länge, und Westwinde, wahrscheinlich als Fortsetzung der n. w. Monsuns, herrschen oft von dieser Länge bis zur östlichsten der polynesischen Inseln auf eine ziemlich lange Dauer. Solche Winde sind um so mehr geeignet, die Bevölkerung in der Richtung, in welcher sie blasen, auszubreiten, als sie gewöhnlich in unerwarteten und heftigen Stürmen losbrechen und den normalen Passatwinden, von welchen die glückliche Fahrt der Polynesier abhängt, diametral entgegen gesetzt sind. Wenn diese ungebildeten Seefahrer ein conträrer und heftiger Sturmwind befällt, so sind sie nicht mehr im Stande ihre Richtung zu halten und werden nun auf's geradewohl an irgend eine entfernte Küste hingetriebeu. Das gelegentliche Vorkommen solcher Ereignisse im Laufe von Jahrhunderten, in Verbindung mit einem abentheuerlichen Sinne und andern Ursachen, welche öfters diese Insulaner von beyden Geschlechtern bestimmen, auf das Suchen unbekannter Länder auszugehen, mag hinlänglich das allmählige Vorrücken der Bevölkerung bis zu den östlichsten Inseln der Südsee oder selbst bis zu den amerikanischen Küsten erklären. Die Papuas-Rasse, auf den Neuhebriden, Neukaledonien u. s. w. einheimisch, kann als voller Beweis aufgeführt werden, daß wenigstens ein Theil der polynesischen Insulaner seinen Ursprung von westlicheren Ländern, als die sie bewohnen, herleiten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836.

(Fortsetzung.)

Ueber die Identität der Sprachen der orientalischen und polynesischen Völker gesteht es der Verf., daß er aus eigner Kenntniß hierüber nur wenig sagen könne. Auf Timor fand er in dem malayischen Dialekt nur wenig Uebereinstimmung mit dem in der Südsee gehörten. Nichts desto weniger meint er, daß manche Thatsachen für eine solche Identität sprechen, unter welchen, als die bezeichnendste, er die von la Perouse anführt, nämlich daß die malayische Sprache, wie sie von einem Eingebornen von Tagayan auf der Insel Luconia, welchen er am Bord hatte, gesprochen wurde und die Sprache der Schiffer-Insulaner, welche ein Dialekt der tahitischen ist, gegenseitig beyden Theilen verständlich war. Auch die Bewohner der Freewill's-Inseln, etwas östlich von der Gilolo-Insel, reden eine Sprache, welche den Sandwichs-Insulanern vollkommen verständlich ist.

Obwohl die Mehrzahl der polynesischen Völkerschaften die hervorstechenden Merkmale der malayischen Rasse zeigt, so erklärt sie doch der Verf. für einen größeren und hübscheren Menschenschlag als die Malayen. Einige Gebräuche und Sitten deuten ebenfalls auf die Verwandtschaft mit diesen hin. Unter selbigen erwähnt er die Gewohnheit des Tatuirens, die Verfertigung von Zeugen aus Baumrinde und den Gebrauch hölzerner Kopfkissen auf Sumatra; die Circumcision, den Gebrauch des Rumé, die Verwendung an einen Stock gesteckter Nüsse zur Beleuchtung, die Ausleger und die allgemeine Form der Kähne, wie sie auf Timor gefunden werden. Der Gebrauch von Haarbändern um die Knöchel, die Länge, bis zu welcher man die Nägel der Hand, als Symbol des Ranges, heranwachsen läßt, und die eigenthümliche Form einiger Gebäude, welche der Verf. auf St. Christina, einer der Marquesa's-Inseln, antraf, kommen mit ähnlichen Stücken unter den Insulanern des östlichen Archipels überein.

Die Naturerzeugnisse, und insbesondere die ursprünglichen Hausthiere einer neu entdeckten Insel, gewähren uns ebenfalls gute Aufschlüsse über den wahrscheinlichen Ursprung ihrer Bevölkerung. Die Schweine, Hunde und das Hausgeflügel, auf allen polynesischen Gruppen vorfindlich und offenbar gleichzeitigen Vorkommens mit dem Menschen auf diesen Eilanden, deuten sehr auf asiatischen Ursprung hin. Zahme Schweine insbesondere waren den Eingebornen Amerika's vor ihrem Zusammentreffen mit Europäern ganz unbekannt; hätten nun die Südsee-Inseln diese Thiere von Amerika bekommen, so müßte dieß in einer spätern Periode als in welcher die Spanier zuerst die Küsten des stillen Meeres besuchten, geschehen seyn. Auch die Vegetation zeigt vieles, was nur den polynesischen und asiatischen Ländern eigen ist, so z. B. die Brodfrucht, Lichtnuß (Aleurites triloba), Sandelholz, Eisenholz (Casuarina), Pfeilwurz (Tacca) und Curcuma (Amomum Curcuma). Die Fächerpalme von St. Christina giebt dieser Insel ein besonders orientalisches Ansehen.

Den Rückweg nahm der Tuscan um das Vorgebirg der guten Hoffnung und St. Helena, wo wie gewöhnlich angelegt wurde. Am 27. November 1836 landete Bennett in Gravesend, inbrünstig dankend der allmächtigen Vorsehung, welche es so

gelenkt hatte, daß eine Reise von drey Jahren und 24 Tagen ausgeführt werden konnte, ohne auch nur einen einzigen Mann durch Krankheit oder ein anderes Ereigniß zu verlieren.

Von nun an folgt der naturhistorische Theil der Reisebeschreibung, die Zoologie, wie die Botanik umfassend. Am ausführlichsten ist der erste Abschnitt, der die Walle behandelt, da der Verf. die beste Gelegenheit hatte, sich mit der Naturgeschichte dieser Thiere bekannt zu machen. Es sey uns gestattet, von dem Erheblicheren hier eine kurze Notiz zu geben, da auch in den besten Schriften, die von der Naturgeschichte der Cetaceen handeln, noch große Irrthümer über die Pottfische sich vorfinden.

Hinsichtlich des strittigen Punktes, ob die Luftlöcher (Nasenlöcher) der Spritzwalle lediglich als Athmungsorgane, oder auch zum Ausspritzen des mit dem Futter in den Mund eingenommenen Wassers dienen, stellt der Verf. zuerst die beyden Meinungen einander gegenüber. Zu Gunsten der Meinung, daß der Spritzstrahl nichts anderes als der Dampf des Athems sey, führt er an: 1) das einförmige Ansehen der Strahlen und das Regelmäßige ihrer Wiederholung, dem gewöhnlichen Rhythmus der Respiration entsprechend; ihr beständiges Vorhandenseyn und successives Fortsetzen, so lang als der Wall an der Oberfläche des Wassers bleibt, obgleich das Thier zu dieser Zeit mit dem Fraße nicht beschäftigt seyn mag, oder selbst mit Schnelligkeit schwimmt, wobey der Kopf über den ruhigen Wasserspiegel emporragt und der Mund geschlossen ist; 3) der Charakter des Strahls, welcher einer Wolke oder einem Nebel ähnlich sieht und keineswegs mit einer Wassermasse verglichen werden kann; 4) der Umstand, daß Robben und andere Wasser-Säugthiere, so wie die Gras fressenden Cetaceen ihr Futter im Wasser ergreifen und verzehren, und des Athmens wegen an die Oberfläche kommen, dennoch nicht spritzen und keine besondere Vorrichtung haben, um den Rachen von zufällig eingenommenem Wasser zu befreyen.

Zur Unterstützung der Meinung, daß das Wasser von den Spritzlöchern ausgeworfen wird, kann angeführt werden, daß obschon in Größe, Geräumigkeit der Lungen und in der Lebensweise die Gras fressenden Cetaceen und einige Robben mit manchen Spritzwallen übereinkommen, sie gleichwohl nicht das Phänomen einer sichtlichen Respiration — wenn das Spritzen anders eine solche ist — wahrnehmen lassen, und daß auch die complicirte Anordnung von Muskeln, Klappen, Höhlen und Röhren in den Luftkanälen der Spritzwalle auf die Vermuthung leite, daß ihre Funktion über das einfache Lufteinnehmen und Ausstossen hinausgienge.

Bennett ist zu keiner entschiedenen Meinung über die Natur des ausgespritzten Strahls gelangt, doch erklärt er es für wahrscheinlich, daß der Spritzkanal beyde Funktionen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Weise ausführen möchte; ein Schluß, zu welchem er durch Beobachtungen am gemeinen Delphin (Delphinus delphis) geführt wurde. Es ist sehr gewöhnlich, diese kleinen Walle mit einem kurzen schnaubenden Tone blasen zu hören, ohne daß ein mitfolgender Strahl wahrgenommen wird, während der Verf. zu andern Zeiten sie bestimmte, aber unregelmäßige Wasserstrahlen aus ihren Spritzlöchern auswerfen sah. Ein Thier dieser Art, das von den Leuten des Tuscan harpunirt und lebendig an Bord gezogen wurde, breitete seine Spritzhöhle aus und brachte bey der Einathmung einen pumpenden Ton und bey der Ausathmung einen explosiven hervor; eine Aushauchung von Dampf war aber nicht sichtlich.

Unter den Wallen der Südsee ist der Pottfisch der größte und geschätzteste; er ist die einzige Art, die von dieser Art in den südlichen Meeren vorkommt. Den Physeter catodon, cylindricus und Microps erklärt der Verf. nur als Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten vom Ph. macrocephalus. An Größe kommt er dem grönländischen Wallfisch gleich und übertrifft ihn noch bisweilen. Die größte Länge des Pottfisches beträgt nach authentischen Angaben 76′, sein Umfang 38′; indeß die Wallfischfänger betrachten im Durchschnitt 60′ als die Länge der größten Exemplare, die sie erhalten. Zu solcher Länge kommt indeß nur das männliche Thier; das weibliche geht nicht über 30 oder höchstens 35′, so daß bey dieser Art ein größeres Mißverhältniß zwischen beyden Geschlechtern als bey allen andern Wallen existirt. Die Wall-

fischfänger bezeichnen die Größe eines Pottfisches nach der Zahl der Tonnen Oels, die sie von ihm erhalten. Ein großes Männchen gibt bisweilen 100 Tonnen, und ein Weibchen 50; diese beyden Quantitäten werden jedoch für etwas Außerordentliches gehalten, da im gewöhnlichen Durchschnitt ein erwachsenes Männchen 70 — 90 Tonnen, und ein Weibchen 20 — 30 liefert.

Die Pottfische leben gesellschaftlich und kommen gewöhnlich in Trupps vor, die von den Wallfischfängern Schools und Pods genannt werden; der erstere Namen bezeichnet die größern, der zweyte die kleinern Gesellschaften. Eine School enthält 20—50 Pottfische, und ist aus Weibchen mit ihren Jungen und wenigstens einem alten Männchen („Bull") bestehend. Die kleinern Gesellschaften oder Pods bestehen aus jungen oder halbwüchsigen Männchen, welche von ihren mütterlichen Schools vertrieben wurden, und bisweilen aus großen und erwachsenen Männchen, obschon diese gewöhnlich allein den Ozean durchstreifen oder sich den Heerden von Weibchen anschließen. Bisweilen stossen zwey oder mehrere Schulen zusammen, und bilden mitunter äußerst zahlreiche Gesellschaften.

Ihr gewöhnliches Futter sind Dintenfische. Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, mitunter auch Zwillinge; die Jungen schwimmen sogleich nach der Geburt munter herum. Beym Säugen legt sich das Weibchen auf eine Seite, und das Junge ergreift die Zitze mit dem Mundwinkel.

Der Wohnort der Pottfische sind vorzugsweise die centralen und unergründlichen Gewässer des Oceans oder die Nachbarschaft der steilsten Küsten; selten besuchen sie seichteres Wasser. Ihre geographische Verbreitung nimmt einen ungeheuern Raum ein, da, mit Ausnahme der Polarmeere, kein Theil des Oceans von ihren Besuchen völlig frey ist. Von der südlichen Halbkugel weiß man, daß ihre Excursionen sich bis zur Höhe zwischen dem 60 und 70° der Breite ausdehnen; in der nördlichen Halbkugel kann ihre Gränze genauer bestimmt werden, nämlich bis ungefähr zum 60° Breite.

Der Pottfischfang ist schon in alten Zeiten betrieben worden, doch nach einem systematischen Verfahren erst seit ungefähr 1690, wo die englischen Kolonien in Amerika sich darauf verlegten, und mit solchem Erfolge, daß von ihnen aus das Mutterland ausschließlich mit den Ergebnissen dieser Fischerey versorgt wurde. Nach der Losreissung der nordamerikanischen Kolonien betrieben ihn aber auch die Engländer, und im Jahre 1775 wurde das erste englische Schiff auf den Pottfischfang ausgeschickt. Mehrere Jahre hindurch war es aber noch nöthig jedem Schiffe einen amerikanischen Kapitän und Harpunirer beyzugeben, bis die englischen Seeleute gehörig eingeübt waren. Zu jener Zeit wurde der Fang hauptsächlich an den Küsten Südgrönlands, Irlands, Afrikas, an der brasilischen Bank, den Falklands-Inseln und in der Straße Le Maire betrieben. Im Jahre 1788 umsegelte die Emilia das Kap Horn, und versuchte zuerst den Pottfischfang im stillen Ocean. Sie machte eine kurze und lohnende Reise, und seitdem wird in diesen Gewässern die Hauptjagd betrieben. Engländer und Nordamerikaner theilen sich darein, indem die übrigen Nationen nur geringe und vorübergehende Versuche gemacht haben, am Pottfischfang Antheil zu nehmen. In letzterer Zeit hat sich die Anzahl der englischen Schiffe beträchtlich vermindert, so daß sie gegenwärtig auf nicht mehr als 30 — 40 Segel geschätzt werden kann; an dieser Verminderung ist schuld, theils der geringe und prekäre Ertrag im Verhältniß der außerordentlich hohen Auslagen, theils die ansehnliche Einfuhr von Wall-Oel aus den neuholländischen Kolonien, welche mit geringerem Aufwande an Zeit und Kapital den Fang betreiben können.

Das Kapital, welches in die Ausrüstung eines Südseeschiffes verwendet wird, beträgt vom Londoner Hafen aus, 8 — 12,000 Pfund Sterling. Die Reise dauert selten kürzer als 2 1/2 — 3 Jahre. Der Werth eines Südseeschiffes nach seiner Rückkehr in den Londoner Hafen, kann bey einer vollen Ladung auf 23,000 Pfund Sterling geschätzt werden, wovon 3000 auf das Schiff und die Vorräthe, 20,000 auf die Ladung von 250 Tonnen Oel (die Tonne zu 80 Pfund Sterl.) kommen. Das Erträgniß von der Reise des Tuscan während 1833 — 36 war eine Ladung von 244 Tonnen Oel. Pott-

flsche wurden während der Fahrt an 90 verschiedenen Tagen gesehen; 78 Walle wurden erlegt und kamen dem Schiffe zu Gute.

Wie wichtig die Einfuhr des Pottfisch-Oels durch englische Kolonial- und auswärtige Fischerey ist, wird am besten aus nachfolgender Tabelle ersehen, welche die Jahre 1820 — 1832 umfaßt.

	Englische Fischerey.	Neu-Südwallis.	Vereinigte Staaten.
Jahre	Tonnen.	Tonnen.	Tonnen.
1820	2264	keine	147
1821	3005	—	—
1822	5009	—	—
1823	5743	247	—
1824	4940	125	—
1825	3609	54	—
1826	5695	388	—
1827	4476	334	528
1828	3216	116	399
1829	4605	818	255
1830	4157	498	137
1831	5939	1576	90
1832	5576	1589	—

Die Amerikaner, welche die Süd-Wallfischerey mit so viel Energie und Erfolg anfiengen, haben sie eifrig fortgesetzt. Die Anzahl von Wallfischen, die sie gegenwärtig besitzen, wird auf 350 geschätzt, wovon ein guter Theil ausschließlich mit dem Pottfischfang beschäftigt ist. Pottfischöl ist in den vereinigten Staaten um so viel wohlfeiler als in England, daß seine Ausfuhr hieher den Amerikanern eine ansehnliche Revenüe gewähren würde, wenn nicht der hohe englische Zoll auf ausländisches Oel dessen Einfuhr zu einem Preis unter 90 Pfund Sterling per Tonne untersagte.

Die Mannschaft eines Südseeschiffes besteht im Durchschnitt aus ungefähr 30 Personen. Mit wenig Ausnahmen hängt der Kapitän und die Mannschaft hinsichtlich ihres Lohnes ganz von dem Ergebniß der Reise ab, indem sie einen bestimmten Antheil an dem Werthe der Ladung haben. Die höchste Bezahlung, oder die, welche dem Kapitän gegeben wird, beträgt 1/11 bis 1/15; die geringste ist zwischen 1/110 bis 1/200. Der ganze Betrag der Löhnung für die Mannschaft eines Südseeschiffes wird auf 1/4 bis 1/3 der vollen Ladung angeschlagen. Jedes Schiff wird auf drey Jahre verproviantirt, wobey der ganze Bedarf von der besten Qualität ist.

Sobald Walle vom Mastkorb aus signalisirt sind, so werden in weniger als zwey Minuten die 4 Boote, welche jedem solchen Schiffe beygegeben sind, in die See gelassen, und die Mannschaft sucht nun so nahe als möglich an einen Pottfisch hinan zu kommen. Ist dieß geglückt, so wirft der Harpunirer die erste Harpune und augenblicklich hernach die zweyte dem Thiere in den Leib. Indem es sich convulsivisch windet, stößt es Dampfwolken und hohe Wassersäulen aus, welche den angreifenden Theil zu versenken drohen, schießt dann mit großer Schnelligkeit längs der Oberfläche des Wassers fort, das Boot nach sich ziehend, oder versenkt sich auch in die Tiefe, aus welcher es jedoch, behufs des Athmens, nach einiger Zeit wieder hervorkommen muß, wo es dann mit der Lanze attakirt und so vollends erlegt wird. Im glücklichsten Fall kann ein Pottfisch in nicht viel über zehn Minuten erlegt seyn; es kann aber auch 6 — 7 Stunden dauern.

Das erlegte Thier wird alsdann an das Schiff gezogen und zuerst der Speck ausgeschnitten, der nach der Größe des Walles oder der Stelle, von der er genommen wird, eine Dicke von 4 oder 8 Zoll bis 8 oder 14 hat. Alsdann werden aus dem Kopf die öligen Bestandtheile herausgenommen, indem der Kopf von einem jungen Thiere aufs Verdeck gezogen wird, oder, wenn dieses an einem alten nicht angeht, wird das Vorderstück, in welchem die Case und der Junk enthalten ist, ausgelöst. Junk wird eine solide Masse von weichem, gelbem und öligem Fette genannt, welche an der Oberlippe sitzt und den vordern und untern Theil der Schnautze bildet, bey einem großen Pottfisch wiegt sie zwischen zwey und drey Tonnen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1840. Af Conferentsraad og Professor H. C. Oersted, Selskabets Secretair.

(Uebersicht über die Verhandlungen der K. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und die Arbeiten ihrer Mitglieder im Jahr 1840) 38 S. 4.

Die Wissenschaft hat sich, Dank sey es den großen Entdeckungen und Erfindungen der letzten vier Jahrhunderte, nach so vielerley Richtungen verzweigt und ausgedehnt, daß ihr der weiland zugemessene, von Kloster- und Schulmauern umschlossene Boden längst zu enge geworden ist. Dieser genügt kaum, das bereits Errungene durch Lehre und Anwendung von Geschlecht zu Geschlecht blos zu überliefern. Neues hinzuzufügen, fühlen oder halten sich unzählige Kräfte berufen, die über Stadt- und Land aller gebildeten Zungen zerstreut sind. Manche dieser Kräfte sind groß und selbstständig genug, um auch vereinzelt ihre ganze Wirkung zu äußern, weit mehrere aber gibt es, die hiezu eines Anhaltes, eines Mittels bedürfen, durch welches auch schwächere Strahlen zum gemeinsamen, und wenn mit starken vereint, um so wirksamern Brennpunkt gebrochen werden. Als solches Mittel haben sich seit langem wissenschaftliche Vereine mehr oder minder erprobt. So mehr haben sie es, je weniger sie sich bey blos äußerer Stellung und Förmlichkeit beruhigt und darüber in sich abgeschlossen, und je lebendiger sie fortwährend nicht blos die anderswo auf ähnliche Weise vereinten, sondern auch die allerwärts zerstreuten einzelnen Freunde des Wissens im Auge behalten haben. Es sind darum die meisten dieser Vereine, statt sich auf blos mündlichen Verkehr in geheimen oder öffentlichen Versammlungen zu beschränken, darauf bedacht gewesen, durch Schrift und Druck auch über bestimmte Orte und Tage hinaus zu wirken. So haben denn viele, besonders solche die sich höherer Gönnerschaft und größerer Mittel erfreuen, mehr oder minder lange Reihen von Bänden aufzuweisen, in welchen ihre Acta, Abhandlungen, Memoiren u. drgl. enthalten sind.

Diese Bände, gewöhnlich auch schon in ihrer äußerlichen Erscheinung durch einen gewissen Umfang vor Verflüchtigung gesichert, sind ohne Zweifel ganz geeignet, für spätere Zeiten Monumente der entsprechenden Vereine und der Thätigkeit zu seyn, welche sie fort und fort entwickelt haben. Allein eine andere Frage wäre, ob diese Bände, wie sie Monumente für die Zukunft sind, so auch für die jeweilige Gegenwart ganz das seyen, was diese an ihnen zu haben wohl wünschen dürfte, ob gerade ihr Umfang, ihr Zusammenhang mit vielen vorangehenden und vielen folgenden sie geeignet seyn lasse, auch in all die kleineren Kreise zu dringen, in denen diese oder jene Partikel ihres oft nur zu vielartigen Inhalts Frucht tragen könnte? Der Umschwung in allen Zweigen des Wissens ist heute ein schnellerer als je, und wird größtentheils durch Blätter und kleinere Schriften vermittelt, die in Hände gelangen, denen das förmliche Buch um so ferner liegt, als es ein kostbareres, bändereicheres ist.

Nun scheint eine Antwort auf obige Frage gewissermaßen darin zu liegen, daß es, wenn nicht alle, doch die meisten wissenschaftlichen Vereine noth-

wendig erachtet haben, abgesehen von ihren fortlaufenden Bänden jener monumentalen Art, auch dem größeren Publikum unter einer Form, die weit schnellere und ergiebigere Verbreitung zuläßt, von allem, was, wie sie glauben, in ihrem Bereich der Wissenschaft neu gewonnen ist, von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Daß jede solche neue Zeitung aus dem Reiche des Wissens allen Freunden desselben im Allgemeinen bedeutsam seyn müsse, ist klar; der Grad von Wichtigkeit aber, die man solch einem Berichte im Einzelnen beylegen darf, mißt sich natürlich an dem Credit des Vereines, von dem er ausgegangen, und so haben wir den in der Ueberschrift genannten nicht anders als einer besondern Aufmerksamkeit werth halten können. Leider ist diese Uebersicht in einem Idiom verfaßt, das sie, wie die Sachen stehen, nur einem kleinen Bruchtheile der wissenschaftlichen europäischen Lesewelt ganz genießbar seyn läßt. Und so haben wir denn versucht, für einen vielleicht größern, wenigstens das, was uns in derselben von allgemeinerem Interesse geschienen, hier zur Anzeige zu bringen.

Naturwissenschaftliche Klasse:

1) Chemie. Prof. Jacobson theilte in Fortsetzung seiner mehrjährigen Untersuchungen über die chemischen und therapeutischen Eigenschaften des Chrom, einige Beobachtungen über die Chromsäure mit. Die Chromsäure gibt mit großer Leichtigkeit ihr Oxygen *) ab, so daß sich Queckſilber, zu concentrirter oder verdünnter Säure gesetzt und damit geschüttelt, schnell in ein Oxyd verwandelt.

*) Im dänischen Original ist, nach der von Oersted vor etwa 30 Jahren vorgeschlagenen scandinavisch-germanischen chemischen Nomenclatur, für Oxygen oder Sauerstoff der Ausdruck Ilt, für Oxyd aber Ilte gebraucht, welche neugeschaffenen Ausdrücke nebst andern, wie z. B. Brint für Wasserstoff oder Hydrogen, immer noch nur von dänischen Chemikern beliebt zu seyn, und auch in die Wörterbücher noch keinen Weg gefunden zu haben scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836.

(Schluß.)

Die Case und ihre Umgrenzung macht den obern und vordern Theil des Kopfes aus. Die Höhle, auf welche letzterer Name sich vorzugsweise bezieht, ist mit einem sehr zarten Zellengewebe erfüllt, das in großen Zellen eine klare und ölige Flüssigkeit enthält. Die Quantität derselben ist öfters sehr beträchtlich, so daß sie 14 Tonnen oder fast 500 Gallonen betragen kann. Um einen gewöhnlichen Wall auszuschneiden, werden 3 — 5 Stunden Zeit erfordert; bey einem Thiere der höchsten Größe 10 — 14. Während der Operation des Zerlegens schwärmt eine Schaar von Haifischen um den Kadaver herum, mit Gier nach jedem Stück Speck schnappend, aber hartnäckig das Fleisch des Walles verschmähend. Das Merkwürdige hiebey ist, daß diese gierigen Thiere niemals einen Wallfischfänger attakiren, sondern sich nur mit ihm in die gemachte Beute theilen. In den höhern Breitengraden kommen auch große Schaaren von Seevögeln (Albatroße und Sturmvögel) herbey, um an der fetten Mahlzeit Theil zu nehmen. Nach dem Ausnehmen wird der Thran gesotten oder ausgelassen; zuerst der Kopf, dessen Inhalt von dem des Rumpfes so geschieden als möglich gehalten wird, indem der eine als Wallrath (Spermaceti), der andere als Wallöl (Spermoil) betrachtet ist.

Das von dem Pottfische gewonnene Oel ist das reinste unter allen thierischen Oelen, die im Handel Anwendung finden; dabey ist es auch fast ganz geruchlos. In dem Zustande, in welchem es von den Wallfischfängern kommt, enthält es einen Theil Wallrath und andere fettige Substanzen, von denen man es befreit, indem es durch wollene Säcke gepreßt wird. Das Wallrath (Spermaceti) ist eine Substanz, die dem Pottfisch nicht ausschließlich eigenthümlich ist, sondern auch mit dem Oele einiger andern Cetaceen in Verbindung gefunden wird; sie

kommt jedoch beym Pottfisch am häufigsten vor und der Handel bezieht es von dieser Art allein. Es ist sehr allgemein durch den Speck verbreitet, doch erhält man es in reichlichster Quantität und im größten Grade der Reinheit aus der Fettmasse des Kopfes, daher sein technischer Name Head-matter (Kopfsubstanz); der einzige Theil des Leibes, der es in einem ähnlichen concentrirten Zustande besitzt, ist der Rückenhöcker. Die Quantität Spermaceti, welche ein Pottfisch liefert, kann auf $\frac{1}{6}$ des ganzen Ertrags des Thieres geschätzt werden. Frisches Wallrath, wie es eben aus der Case erhalten wird, ist flüssig, durchsichtig und fast farblos; in der gewöhnlichen Tropen-Temperatur (77 — 80° im Schatten) gerinnt es nicht, aber in niedrigeren Temperaturen oder in kaltes Wasser geworfen, nimmt es eine trübweiße Farbe und die Consistenz des Specks an. In keinem Theil des Walles findet sich Wallrath ohne eine größere oder geringere Beymischung von Wallöl, und beyde müssen erst künstlich von einander geschieden werden.

Die Ambra (Amber gris) ist das seltenste und kostbarste Product des Pottfisches und ist diesem allein eigen. Lange Zeit hindurch war ihr eigentlicher Ursprung unbekannt. Sie wurde gewöhnlich schwimmend auf dem Meere gefunden und für harziger oder bituminöser Art gehalten; als man sie später in den Eingeweiden der Pottfische entdeckte, war es zweifelhaft, ob sie vom Thiere blos verschluckt oder wirklich producirt sey. In neuern Zeiten hat sowohl die chemische Analyse als die größere Ausdehnung des Wallfanges zur Genüge dieses Problem gelöst und dargethan, daß Ambra eine krankhafte Concretion in den Eingeweiden des Pottfisches ist, die entweder vom Magen oder dem Gallengange herrührt, und in ihrer Beschaffenheit den Gallensteinen oder dem Bezoar der grasfressenden Thiere verwandt ist. Es ist nicht gewöhnlich für den Wallfischfänger, Ambra in dem erlegten Pottfisch zu finden, auch stellt er keine sehr genaue Untersuchung der Eingeweide deshalb an, wenn er nicht besondere Gründe hiezu hat. Ambra kommt in verschiedener Größe vor; als Maximum gilt 30 — 40 Pfund. Der einzige Gebrauch, den man davon macht, ist zu Parfümerien, besonders um andere Sorten stärker und angenehmer von Geruch zu machen. Der Preis in London ist ohngefähr eine Guinee für die Unze.

Das Elfenbein, aus welchem die Zähne des Pottfisches bestehn, ist hart, schwer und nimmt eine gute Politur an; es ist jedoch in seiner Qualität etwas veränderlich und öfters nicht rein von Farbe. Es wird auf dem englischen Markt angenommen, steht aber in Werth dem Elfenbein vom Elephanten und Flußpferd nach.

Die Jagd auf den Pottfisch ist ungleich gefährlicher als auf den Wallfisch. Während dieser nur mit dem Schwanze sich vertheidigt, ohne anzugreifen, geht dagegen der erstere nicht selten offensiv zu Werke und weiß sowohl mit seinem Schwanze als mit seinem furchtbaren Gebiße großes Unheil anzustellen. Und zwar ist dieß nicht bloß von einem harpunirten Thiere, sondern auch von andern Individuen zu besorgen, die ihren angegriffenen Kameraden mit Wuth vertheidigen. Der Verf. führt viele solcher Fälle mit unglücklichem Ausgange für die Seefahrer an. So wurde z. B. der Vater des Kapitäns des Tuscan von einem Pottfisch durch einen gewaltigen Schlag mit dem Schwanze aus dem Boote geschleudert, und obgleich er unmittelbar hernach aus dem Wasser gezogen und kein äusserliches Merkmal von Verletzung wahrgenommen wurde, so gab er doch kein Lebenszeichen mehr von sich und alle Versuche zu seiner Wiederbelebung blieben vergeblich. Einer von der Mannschaft der mit im Boote war, wurde von demselben Schlage getödtet. Als der amerikanische Kapitän Pollard eine Schule Pottfische durch die Boote verfolgen ließ, kehrte sich eines der gewaltigsten Thiere gegen das Schiff und brachte durch zwey Attaken diesem einen solchen Leck bey, daß die Mannschaft kaum Zeit hatte in die Boote zu springen, bevor das Schiff mit Wasser sich füllte und auf die Seite legte. Zwar versank es erst nach einigen Stunden, so daß die Mannschaft noch Zeit hatte, sich mit etwas Proviant zu versehen, gleichwohl hatten sie nun eine so weite und gefahrvolle Reise vor sich, daß nur wenige noch am Leben waren, als sie auf einen englischen Südseefahrer stießen, der sie aufnahm.

Die Jagd auf den Pottfisch gilt daher für die gefährlichste unter allen, die auf Walle angestellt werden.

An commerciellem Werthe steht dem Pottfische zunächst der südliche oder Kap-Wallfisch (Balaena australis), der von dem grönländischen spezifisch verschieden ist. Er wird selten über 50′ lang, doch hat man ihn auch schon von 70′ Länge gefunden. Er besucht die Küsten der südlichen Kontinente, sowie diejenigen Theile des benachbarten Oceans, wo ausgedehnte Strecken andersfarbigen Wassers anzeigen, daß die See von verhältnißmäßig geringer Tiefe ist und große Schaaren von Quallen und Mollusken, welche sein Futter ausmachen, im Ueberfluß vorhanden sind. Er kommt nicht in den centralen Theilen der Südsee vor, wo das Wasser gewöhnlich unergründlich ist, daher auch der Verf. auf seiner ganzen Reise keinen von diesen Wallfischen zu Gesicht bekam. Vom Pottfisch unterscheidet er sich wesentlich durch die Gewohnheit, seichteres Wasser iu der Nähe der Küsten aufzusuchen, um da seine Jungen zur Welt zu bringen. — Eiue kleinere Art von Wallfischen ist der Buckelrücken (Balaena gibbosa? Humpback der südlichen Wallfischfänger), der zwischen 30—40′ lang ist, häufig vorkommt, aber selten erlegt wird.

Andere Arten, deren der Verf. gedenkt, sind der Black Fish (Phocaena sp.), der Delphinus Peronii und delphis; noch andere Arten sind den Seefahrern unter den Namen Grampus, Fin-Backs, Cow-Fish und Killers bekannt. Der Bone-Shark ist offenbar ein Haifisch, dem man mit Unrecht Fischbein im Rachen zugeschrieben hat.

Ueber wenige Vögel hat der Verf. Notizen gegeben; diese beziehen sich auf den Fregattvogel, die Sturmvögel, von denen er eine neue Art oder wohl richtiger Abänderung beschreibt, ferner auf den Tölpel, Prion pachyptila und die Albatroße, unter denen er auch eine neue Art vermuthet. Zweifelhaft stellt er noch eine Sterna coerulea als neue Species auf, doch reicht die kurze Beschreibung nicht aus, um sie als solche anzuerkennen.

Von Fischen sind näher beschrieben: Squalus fulgens (n. sp.), Lophius sandvicensis (n. sp.) Balistes Oiré (n. sp.) und eine andere Art, die vielleicht der B. maculatus L. Gm. ist; ferner Orthagoriscus Mola, Diodon orbicularis, Ostracion pentacornis (n. sp.) Pegasus, Leptocephalus, Hemiramphus argenteus, Echineis remora und australis, Coryphaena socialis, Gasterostuus ductor, Achirus pellucidus (n. sp.), Acanthurus subarmatus (n. sp.), Scomber Germo?, pelamys und carangus, Elagatis bipinnulatus (n. sp.), Exocoetus volitans und nigricans (n. sp.), Scopelus stellatus (n. sp.) Eine interessante Entdeckung ist der leuchtende Haifisch, von dem der Verf. lebende 2 Exemplare erhielt, eines von 10″, das andere von 18.″ Bey Nachtzeit strahlte die ganze untere Seite des Leibes und Kopfes einen lebhaften grünlichen Phosphorglanz aus. Eines andern leuchtenden Fisches, des Scopelus stellatus, ist schon früher gedacht worden.

Unter den Wirbellosen Thieren führt der Verf. auf: den fliegenden Dintenfisch (Loligo sp.), Ocythoe sp., Janthina fragilis, Hyalaea tridentata, Cleodora cuspidata, Carinaria vitrea und depressa, Firola sp., Pyrosoma atlanticum, Physalis pelagica, Velella mutica, Porpita sp., Glaucos hexapterygius, Pentobdella muricata. Die fliegenden Dintenfische können sich vermittelst der großen Seitenlappen am Mantel aus dem Wasser erheben und wie die fliegenden Fische eine Zeitlang sich in der Luft halten.

Am Ende des zoologischen Abschnittes folgen einige Bemerkungen über das Meeresleuchten und seine Abhängigkeit vom thierischen Leben.

Den Beschluß macht ein descriptiver Katalog der während der Reise des Tuscan gesammelten Pflanzen; er ist nach dem Linneischen Systeme angeordnet und enthält über die wichtigeren Arten gute Bemerkungen.

Beygegeben ist eine kleine Karte zur Erläuterung der Fahrten des Tuscan, eine Abbildung der Pitcairn-Insel und Tahiti, so wie mehrere eingedruckte Holzschnitte, welche einige der beschriebenen Thierarten darstellen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Fortsetzung.)

Eben so schnell ist dieß der Fall, wenn der Versuch mit concentrirter Auflösung von sauerm chromsauern Kali vorgenommen wird. Auch mit dem Neutralsalz geschieht es, jedoch langsamer. Dasselbe findet statt bey Einwirkung von Phosphor, wodurch sich ein schönes smaragdgrünes phosphorsaures Chromsalz bildet, das in der Luft zerschmilzt. Phosphor zersetzt auch die Säure in das saure und neutrale chromsaure Kali und scheidet Chrom-Oxyde verschiedenen Grades aus. Vermöge dieser Eigenschaft geschieht es, daß die Chromsäure die blauen und rothen Pflanzenfarben beynahe in demselben Grade zerstört wie das Chlor. Deßhalb kann diese Säure auch die Hydrojodinsäure zersetzen, und Prof. J. hat sie benutzt zur Untersuchung des Urines von Kranken, welche Jodsalze gebrauchen, und findet sie hiezu geeigneter als Chlor.

In Pflanzensubstanzen, die mit verdichteter oder verdünnter Chromsäure durchdrungen, entsteht und erhält sich, wenn sie angezündet werden, ein starkes und stätiges Glühen, das jedoch nicht so stark ist wie das, welches durch neutrales chromsaures Kali hervorgebracht wird. Die Wirkung der Chromsäure auf Alkohol ist bedeutend, obwohl noch nicht hinreichend untersucht. Setzt man concentrirte Säure zu Alkohol, so entwickelt sich eine starke Wärme und es bildet sich ein voluminöser Niederschlag. Bringt man die Säure durch ein, damit sie sich nicht zersetze, vorsichtiges Abdampfen in Pulverform, so erzeugt sie, in Alkohol gestreut, eine so starke Wärme, daß sich Alkoholdämpfe entwickeln, bey deren Berührung das Pulver in starkes Glühen versetzt wird. Diese Beobachtung hat Apotheker Wolf gemacht, der sich zugleich überzeugt hat, daß bey diesem Prozeß kein Aether entsteht. Um der Fäulniß thierischer Theile vorzubeugen, ist Chromsäure ebenso geeigenschaftet wie das chromsaure Kali, und kann daher in sehr verdünntem Zustand mit Nutzen zu anatomischen Arbeiten und zur längern Aufbewahrung anatomischer Gegenstände in derselben verwendet werden. Allein da diese Säure einige Verbindung mit fibrösen und albuminösen Bestandtheilen der thierischen Organe eingeht, so macht sie dieselben etwas hart.

Diese Eigenschaft hat Prof. J. benutzt zu anatomischen Untersuchungen von weichen und zarten Organen, besonders von Augen. Diese Organe, wenn mit Säure durchdrungen, erhalten eine solche Consistenz, daß man das ganze Auge durchschneiden und so die Lage und Verbindung der verschiedenen Theile besser als bisher untersuchen kann. Bey längerer Aufbewahrung thierischer Substanzen in Chromsäure oder in Chromsalzauflösungen hat Prof. J. gefunden, daß die Knochensubstanz bläulich wird, was von einer Zersetzung der Chromsäure herrührt.

Da die Farbe, welche die Knochenerde dadurch annimmt, der des Türkisses oder vielmehr eines Fossils, dem man ebenfalls diese Benennung gibt, (Turquoise odontolithe) ähnlich sieht, und da sich dieses vorzugsweise in Gegenden findet, wo Chrom vorkommt, so will Prof. J. die Aufmerksamkeit der Chemiker darauf gelenkt haben. Was die therapeutischen Eigenschaften der Chromsäure betrifft, so hat Prof. J. gefunden, daß sie, innerlich gebraucht, ein bald zertheilendes bald corrodirendes Mittel ist, welches er mit Nutzen bey mehreren Arten von Ent-

zündungen, Geschwüren, Flechten und bösartigen Wunden anwendet. Innerlich kann sie in größern Gaben als das neutrale chromsaure Kali verordnet werden, verursacht Blähung, zuweilen Erbrechen, aber greift den Magen nicht an, und erweist sich als ein stärkendes Mittel, das bey Schwäche in den Verdauungsorganen, bey Nervenschwäche und bey hektischen Zuständen mit Vortheil angewendet werden mag.

2) Geognosie. Prof. Forchhammer hat Ergebnisse seiner fortgesetzten Forschungen über den Boden Dänemarks mitgetheilt. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Formation der Rollsteine oder Geschiebe des Landes, die er in die der Bernstein-braunkohlen-, der Thon- und der Sand-Formation eintheilt. Die erstere als die älteste findet er gleichzeitig mit der Subappenin-Formation in Ober-Italien (Asti, Castel arquato). Sie führt den auf Dänemarks Küsten so häufigen Bernstein. Die mit skandinavischen Geschieben abwechselnden Versteinerungen von Salzwasserthieren beweisen, daß sich diese Formation nicht als Gletscherschutt (moraine) abgesetzt haben kann. In der Thonformation, welche die größten Geschiebe führt, hat sich noch auch nicht eine Versteinerung gefunden. Diejenigen, welche sich in der Sandformation zeigen, welche die größten Höhen und den eigentlichen Waldboden des Landes bildet, gehören der jetzigen Fauna der Nordsee an. Auch diese Formation kann, in Ansehung ihrer Salzwasser-Versteinerungen, nicht als Moraine betrachtet werden. Aus dem Verhalten der verschiedenen Arten von Geschieben in diesen Formationen schließt Prof. F., daß zur Zeit der Bernstein-Braunkohlenformation eine vergleichsweise ruhigere Entwicklung statt gehabt habe, die jedoch häufig durch Bewegungen unterbrochen wurde, welche skandinavisches Geschiebe in die See gebracht haben, ohne daß gleichwohl der Meeresboden selbst aufgebrochen wäre.

In der Thongeschiebeformation näherte sich die Zerstörung dem höchsten Grade. Massen von Rollsteinen wurden von der skandinavischen Halbinsel herabgeführt, der Meeresgrund ist überall geborsten durch unterirdische Kräfte und hat so das Material zur Mergellage geliefert. Es scheint, daß in diesen beyden Formationen die Bewegung von der skandinavischen Halbinsel aus und in der Richtung von Norden und Osten her statt gehabt habe. Die Bewegung, welche die dritte Art der Geschiebeformation veranlaßt hat, scheint von der Ostsee ausgegangen zu seyn.

3) Zoologie. Dr. P. W. Lund in Brasilien hat fortgesetzte Bemerkungen über Brasiliens ausgestorbene Thierarten mitgetheilt, während er seine mühsamen Untersuchungen über die lebenden Säugethierarten dieses Landes ausdehnt. Unter solchen beschreibt er das Stinkthier (mephitis), sodann die von Fr. Cuvier aufgestellte Felis mitis, deren völlige Verschiedenheit von Felis macroura Princ. Maximil. und von Felis pardalis Lin. dargethan wird, endlich den von ihm sogenannten Canis vetulus, von welchem er der Meynung ist, daß er mit dem Canis Corsac und Canis velox Horl. eine eigene Unterart bilde.

Viel größer ist der Zuwachs, der sich an verschwundenen Thierarten ergeben hat. Reichlicher vorliegende charakteristische Materialien haben einige Classifications-Aenderungen besonders in des Verf. Ordnung Brutae veranlaßt. Die früher im Geschlechte Megalonyx aufgeführten Arten sind nun in zwey Geschlechter Megalonyx und Platyonyx vertheilt.

In der Familie der Dickhäute ist das Geschlecht Nabelschwein (Dicotyles) durch eine neue Art vermehrt, welche bedeutend größer ist als die größte unter den früher gefundenen Arten, so daß dieses Geschlecht, welches nur zwey jetztlebende Arten zählt, in der Vorzeit deren 5 gehabt hat. Höchlich überrascht war der Verf. unter den in jener längst verschwundenen Periode in Brasilien lebenden Thieren das Pferd zu finden; ein Mittelfußknochen hat ihn von diesem merkwürdigen Factum überzeugt. Dieser Knochen, von derselben physischen Beschaffenheit wie die übrigen fossilen Knochen, wurde aus steinharter Knochenbreccie gehauen und in Gesellschaft mit Canis troglodytes, Dasypus punctatus und Chlamydotherium Humboldtii gefunden.

Die Familie der Raubthiere ist vermehrt wor-

den durch eine fossile Art des Katzengeschlechtes von der Größe des Jaguar und mit einer Art vom Geschlecht der Stinkthiere, welche mit dem noch lebenden noch nicht hat verglichen werden können. Auch die Familie der Fledermäuse hat einen Zuwachs von 3 Arten erhalten, welche zu den Geschlechtern Phyllostoma, Dysopus und Vespertilio gehören. Die bisherige Zahl der verschwundenen Affenarten ist von dreyen auf fünf vermehrt worden.

Die ganze Zahl an fossilen Säugethierarten aus dem District von Rio das Velhas steigt dermalen auf 101 Arten, während der Verf. nur 88 lebende Arten gefunden hat. Noch größer ist das Mißverhältniß in Hinsicht auf die Geschlechter, welche wie 50 zu 39 stehen. Es offenbart sich ein immer größerer Reichthum der Vorwelt an Arten und Manigfaltigkeit der Geschlechtsformen in dem Maße als die Untersuchungen umfassender werden.

Prof. Eschricht hat einige Resultate seiner fortgesetzten Untersuchungen über die Wallfische mitgetheilt.

Es müssen wenigstens zwey nordische Arten dieses Geschlechtes unterschieden werden, die grönländische und die bergensche. In den Kiefern eines Foetus der grönländischen Art hat Prof. E. deutliche, in Allem 186, Zähne gefunden.

Derselbe hat auch eine anatomische Untersuchung des Chelyosoma Mac-Leayanum, eines eigenen sehr abweichenden Geschlechts von der Familie der Ascidien mitgetheilt.

Dr. H. Bendz hat einen Beytrag zur vergleichenden Anatomie des Nervus glossopharingeus, vagus, accessorius Willisii und hypoglossus, vor der Hand bey Vögeln, Reptilien und Fischen, eingesendet.

So wurden die Untersuchungen, welche Cand. Steenstrup auf Island über die Entwicklungen des Pagurus bernhardus und Hyas araneus angestellt hatte, zugleich mit mehreren Specimina solcher Krebsthierchen selbst in deren verschiedenen Stadien, mitgetheilt.

4) Physik. Der polytechnische Cand. Jerichau hat der Gesellschaft verschiedene Experimente mitgetheilt, die sie der Belohnung mit ihrer goldenen Medaille würdig gefunden hat. Eines derselben betrifft eine eigene Klasse von Schwingungen und beruht auf dem Grundversuche, daß eine Taschenuhr auf gehörige Weise an Fäden aufgehängt durch die Bewegung ihrer eigenen Unruhe in Schwingungen gesetzt werden kann.

Das andere führt auf einen Thermometer von ganz neuer Einrichtung, er beruht auf Newton's berühmten Entdeckungen über die farbigen Ringe. Wie bekannt wurde der größte Theil seines Versuches hierüber mittels eines Converglases bewerkstelliget, das auf ein anderes oder auf plattes Glas gelegt wurde, wobey eine Menge Farbenringe sichtbar werden. Dadurch, daß er ihren Diameter maß und darnach die Dichtigkeit des Luftringes berechnete, in welchem sich jede Farbe darstellte, war er im Stande, die Hauptgesetze für diese Erscheinung anzugeben. Die Untersuchungen der neuern Zeit haben Newtons Messungen bestätigt, so daß wir aus einem gewissen Farbenverhalten in der Reihe dieser Erscheinungen auf eine gewisse Dichtigkeit der Luftlamelle, also auf den Abstand der beyden Oberflächen, zwischen welchen sie liegt, einen sichern Schluß machen können. Auch hat man längst Tabellen über die Luftlage, die zu jeder Farbe gehört. J. ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, diese Wirkungen zu Längen-Messungen zu benutzen, die wohl fein genug ausfallen können, da der Unterschied zwischen der Dichtheit zweyer Ringe, welche sehr merklich verschiedene Farben gewähren, selten bis zum zweymillionten Theil einer Linie steigt.

Zu diesem Zwecke bedient sich J. einer Vorrichtung, in welcher ein dünner und ungefähr 1 1/2 Zoll langer Streifen Zink angebracht ist, so daß sich über diesem ein kleines Converglas, und über letzterm ganz nahe eine kleine Glasplatte befindet. Wenn man denselben ob auch noch so unmerklich erwärmt, so dehnt er sich doch hinlänglich aus, um bey seiner Annäherung ans Converglas Farbenveränderungen wahrnehmen zu lassen. Dieser, noch näher beschriebene Jerichau'sche Wärmemesser eignet sich zu mancherley Versuchen, wozu Melloni's in andern Hinsichten trefflicher thermoelektrischer Apparat nicht zu gebrauchen ist. Mit Hilfe jener Vorrichtung kann die Ausdehnung der Körper durch

Wärme, selbst wenn nur kleine Stücke von denselben zu erhalten sind, gemessen werden, eben so auch die Ausdehnung der Krystalle nach verschiedenen Richtungen, wodurch Mitscherlichs mittels minder leichter und anwendbarer Versuche gemachte Entdeckung über die ungleiche Ausdehnbarkeit verschiedener Krystall-Achsen auf eine große Menge von Körpern erstreckt werden kann.

Die Versuche über die Wirkung der Haarröhrchen sind bisher auf sehr enge Grenzen eingeschränkt gewesen, da man fast ausschließlich Röhren oder Platten von Glas angewendet hat, obschon es wichtig genug wäre, die Haarröhrewirkungen in Bezug auf undurchsichtige Körper, und namentlich auf Metalle kennen zu lernen. Conferenzrath H. C. Oersted hat ein Verfahren vorgeschlagen, wodurch diese Einschränkung wegfällt.

Er geht von dem Satze aus, daß die Höhe, bis zu welcher die Haarröhre eine Flüssigkeit hebt, nur auf der Weite der Röhre an der Stelle beruht, zu der die Oberfläche der Flüssigkeit gehoben wird, und keineswegs auf der Weite der tiefer liegenden Theile der Röhre. Er verwendet zur Untersuchung eine weite Glasröhre, deren oberste Mündung mit einer durchbohrten Platte jenes Körpers bedeckt wird, dessen Harröhre-Wirkung man kennen lernen will.

Denkt man sich eine solche mit der durchbohrten Platte bedeckte und mit einer Flüssigkeit gefüllte Glasröhre mit ihrer offenen Mündung in eine Flüssigkeit derselben Art gestellt, so wird die in die Deckplatte gebohrte Oeffnung der Sitz der Haarröhre-Kraft seyn, welche die Flüssigkeit innerhalb der Röhre höher hält als die außerhalb derselben. Nimmt man nach der Hand die außerhalb stehende Flüssigkeit allmählig weg, so kann man einen Punkt treffen, auf welchem die Haarröhrekraft die Flüssigkeitssäule in der Röhre nicht länger tragen kann. Der Abstand zwischen der Deckplatte und der Flüssigkeit außerhalb im Augenblick der Trennung ist dann das Maaß für die Haarröhrekraft im gegebenen Falle.

CR. Oe. hat statt dieser ersten einfachsten Vorrichtung nach der Hand einen zusammengesetztern aus drey Röhren bestehenden Apparat zweckmäßig gefunden, der ebenfalls ausführlich beschrieben ist.

Er hat bey seinen Versuchen gefunden, daß gleiche Oeffnungen in Deckplatten von amalgamirtem Kupfer und von Glas das Wasser zu gleicher Höhe heben. Queckſilber wurde mit durchbohrten Deckplatten von amalgamirtem Kupfer ohngefähr $\frac{3}{4}$mal so hoch als Wasser gehoben, woraus wohl folgt, daß die Haarröhre-Kraft über zehnmal so viel Gewicht Queckſilbers als Wassers trägt.

Auch hat CR. Oersted der Gesellschaft eine neue Einrichtung des Wagestangenelektrometers für sehr schwache Elektricitätsgrade vorgezeigt.

Historische Classe.

Conferenzrath Werlauff theilte einen Versuch mit, die Nachrichten des byzantinischen Geschichtschreibers Procopius über die Länder des Nordens zu beleuchten und zu erklären. Procops Kunde vom nördlichen Europa läßt sich beurtheilen aus den Nachrichten, die er sowohl über die Insel Brittia und ihre Bewohner, als über die Insel Thule, wo ein Theil des heruliſchen Volkes zu Anfang des 6ten Jahrhunderts sich soll niedergelassen haben, in seiner Geschichte des gothischen Kriges einflicht. Auf dem erstgenannten Eiland wohnten, nach seinem Berichte, drey zahlreiche Völkerschaften, jede unter ihrem König, Britten, Angeln und Friesen. Eine lange in alten Zeiten aufgeführte Mauer theilte die Insel in zwey Theile, einen fruchtbaren und stark bevölkerten östlichen und einen unfruchtbaren, unbewohnten und unbewohnbaren westlichen. Unter diesem Eiland haben sich die meisten Neuern das gegenwärtige England und Schottland gedacht, wo sich Angeln und einzelne Friesen im 5ten Jahrhundert niedergelassen; die Mauer galt als eine von denjenigen, die in der römischen Kaiserzeit hier aufgeführt worden; übrigens übersah man das Widersprechende, das zwischen der natürlichen Beschaffenheit des brittischen Eilandes und derjenigen liegt, welche Procopius seiner Brittia zuschreibt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Fortsetzung.)

W. glaubt, daß sich diese Widersprüche heben und Procops Nachrichten auf eine weit natürlichere Weise erklären lassen, wenn man sein Brittia für die jütische Halbinsel nimmt, deren östlicher Theil fruchtbar, waldbewachsen, voll von Landseen und Flüssen, während der westliche unfruchtbar ist, zum Theil aus Flugsand besteht und an Wassermangel leidet. Ohngefähr in der Mitte wird das Land von dem bekannten hohen, waldlosen, unfruchtbaren Landrücken durchschnitten, der sich vom Liimfjord an gleichförmig bis zum Harz erstreckt.

Die Sage von dieser Naturbeschaffenheit konnte, bey der weiten Entfernung, der Unbekanntschaft mit den übrigen Ortsverhältnissen, und bey keiner oder höchst eingeschränkter Kenntniß der germanischen Zunge, von Procop leicht mißverstanden werden. Das alte skandinavische und germanische Diki, Deich (Damm) wurde von ihm mit dem verwandten griechischen τειχος (Mauer) verwechselt, und der natürliche Landrücken, dessen erste Entstehung jedes Menschengedenken überstieg, wurde für ihn zu einer von den alten Bewohnern des Landes aufgeführten Mauer. W. hat in einer frühern Abhandlung darzuthun gesucht, daß unter dem Sevo mons bey Plinius der erwähnte Landrücken verstanden werden müsse, und daß sowohl das von Pytheas geschilderte fruchtbare nordische Land, als des Mela Codoniana (Scandinavia), welche an Fruchtbarkeit und Größe alle übrigen Inseln des Codanischen Meerbusens übertraf, zunächst auf den östlichen Theil der genannten Halbinsel zu beziehen sey. Er stellt zugleich die Vermuthung hin, daß die germanische Insel Scandza, wo eine alte englische Sage den Stammvater des sächsischen Königshauses Sceaf als kleines Kind in einem Boote mit einer Getreidegarbe unter dem Haupte landen läßt, nicht, nach der allgemeinen Meinung, für Schonen, sondern für die jütische Halbinsel zu nehmen sey, und daß die Fruchtbarkeit und frühzeitige Bevölkerung des östlichen Theiles derselben vielleicht durch die Sage habe wollen angedeutet werden. Wenn Procop Brittia eine Insel nennt, so erinnert man sich, daß die Alten Inseln und Halbinseln leicht mit einander verwechselten. Er kann darauf gekommen seyn, die Halbinsel Brittia zu benennen, indem er sich eine Namensübereinstimmung zwischen der großen brittischen Insel und diesem Lande dachte, aus welchem eine Auswanderung nach jener stattgehabt hatte, falls nicht etwa nur unrichtig Bri für Vi oder Iu (Brittia für Jutia) gelesen worden. In den drey Völkern auf Brittia erkennt man leicht die Jüten, Angeln und Friesen der Halbinsel, und diese kann man hinwieder in Verbindung bringen mit den Völkern, welche theils in der Vorzeit, theils im frühern Mittelalter hier vorkommen: Guttonen, Teutonen, Cimbern, Hillevionen, Sachsen, Vinulen.

Das hier niedergelegte Zeugniß über das Vorkommen der Friesen auf dieser Insel im 6ten Jahrhundert bestärkt die Hypothese, daß dieselben unter die Urvölker des Eilands zu rechnen seyen. Die Darstellung seiner Bewohner als selbstständiger und zahlreicher Volksstämme kann zugleich den in unsrer Sagenhistorie vorkommenden Wink über inländische

Kriege auf demselben erklären und steht mit den, aus andern, ebenfalls nordischen Quellen, uns bekannten historischen Verhältnissen nicht in Widerspruch. Daß die wachsende Bevölkerung der Halbinsel beständige Auswanderungen veranlaßte, stimmt mit der bey Schriftstellern des Mittelalters gewöhnlich vorkommenden Erklärung dieser Erscheinung überein; die Niederlassung der Auswanderer bey den Franken bezieht sich ohne Zweifel auf die frühzeitigen Beunruhigungen der Küsten des fränkischen Reiches durch die Dänen. Was von Bewohnern eines Theiles der fränkischen Küste gesagt wird, daß ihr Geschäft gewesen sey, die Seelen Verstorbener nach dem Eilande Brittia überzusetzen, kann als ein alter und ausgebreiteter Volksglaube erklärt werden, und ist vielleicht weniger auf die jütische Halbinsel als auf das brittische Eiland mit der entsprechenden französischen Küste zu beziehen.

Auf die Beschreibung der Insel Brittia kommt Procop bey der Erzählung eines Krieges zwischen den Angeln und Varnen, welche letztere gleichfalls ein deutsches Volk waren, von welchem ein Zweig damals zwischen dem Rhein und der Ostsee wohnte. Er gibt bey diesem Anlaß verschiedene anziehende Nachrichten über Regierung, Sitten, Cultur und übrige Eigenheiten dieser Völker, besonders der Angeln; was hier über die Varnen vorkommt, weiset im Ganzen auf Uebereinstimmung derselben mit den alten Scandinaven. Merkwürdig ist jedoch, daß die Bewohner der Halbinsel im 6ten Jahrhundert das Pferd noch nicht sollten gekannt haben. Möglicher Weise kann der Besuch der Angeln am griechischen Kaiserhof im Gefolge der fränkischen Abgesandten, wovon Procop ausdrücklich spricht, den ersten Anlaß zum nachherigen Auftreten der Väringen in Constantinopel gegeben haben.

Ueber ein anderes von den minder zureichend bekannten deutschen Völkern findet sich bey Procop ebenfalls eine interessante Episode, nemlich über die Herulen. Bey Erzählung, wie ein Theil dieses Volkes nach einer Niederlage durch die Longobarden, im römischen Gebiet, ein andrer im Norden Wohnplätze gesucht und sich auf der Insel Thule bey den Gauten niedergelassen habe, woher die Zurückgebliebenen sich später wieder einen König geholt, wird zugleich eine umständliche Beschreibung dieser Insel, ihrer Beschaffenheit und ihrer Bewohner gegeben, die bey keinem Schriftsteller des Alterthums vorkommt. Diese Beschreibung paßt, wie auch alle Neuern angenommen haben, vollkommen auf die große scandinavische Halbinsel. Aber als Folge hievon hat man auch die Herulen für einen gewissen Zeitraum entweder ins südöstliche Norwegen, oder, mit Hinsicht auf Jornandes bekannte Aeußerung über die Vertreibung der Herulen durch die Dänen, nach Schonen und Halland versetzt. Der Verf. setzt als ausgemacht voraus, daß niemals Völker vom eigentlich germanischen Stamme auf der scandinavischen Halbinsel gewohnt haben; daß die Annahme, das südliche Schweden sey die älteste Heimat des dänischen Namens auf unsicherm Grunde beruhe, und daß das von Suhm und in den Schriften mehrerer Neuern angezogene Factum, ein dänischer König Rig habe die Herulen aus Halland vertrieben, gänzlich unhistorisch sey. Er stellt dagegen eine andere Vermuthung auf, nemlich, daß die Herulen auf ihrer Wanderung nordwärts nicht weiter als bis zur jütischen Halbinsel gekommen seyen, wo sie sich unter den Gauten (Jüten) niedergelassen und späterhin unter den verschiedenen Stämmen verloren haben, welche wir in der alten Zeit hier kennen. Procop, der nur eine unbestimmte und undeutliche Vorstellung von den geographischen Verhältnissen des Nordens hatte, mag die jütische Halbinsel mit der großen scandinavischen verwechselt haben, da ja in beyden Ländern Gothen wohnten und zwischen beyden ein frühzeitiger Verkehr stattgehabt zu haben scheint. Diese Erklärung gewinnt vielleicht Bestärkung theils durch die Benennung Brebten (Britten=Jüten), welche der longobardische Geschichtschreiber Paul Warnfrid's Sohn den Herulen beylegt, theils durch die Verbindung, in welcher dieses Volk frühe mit andern Völkern des nordwestlichen Deutschlands oder doch der jütischen Halbinsel vorkommt. Die Ableitung des Namens Herulen sucht man im altgermanischen und scandinavischen Worte Erl, Eorl, Jarl, welches, wie selbst der Name Karl, ursprünglich ein Appellativum für Mann gewesen ist. Was Procop über

dieses Volkes Sitten und Lebensweise berichtet, kann mit der der alten Scandinaven verglichen werden und verschiedenen Winken, die in den alten nordischen Quellenschriften vorkommen, zum Theil größere Bestimmtheit verleihen.

Prof. Kolderup-Rosenvinge hat der Gesellschaft eine Abhandlung vorgelesen, die den Titel führt: Einige Bemerkungen über die Anwendung der Ohrenbeicht im Norden mit Hinsicht auf eine darauf bezügliche Bestimmung im schonenschen und seeländischen Kirchenrecht. Die Vorschrift dieser Kirchengesetze, „daß, wer ein geheimes Vergehen, noch ehe er dessen geziehen oder angeklagt, dem Priester gebeichtet hätte, auf desselben Zeugniß, daß dieses geschehen, aller Inzicht frey seyn sollte," war bereits ein Gegenstand für Kofoed Ancher's Aufmerksamkeit gewesen, und trotz der verschiedenen Gründe, die er für die Deutung anführt, daß auf die Beichte des Verbrechers alle weltliche Zurechnung oder Strafe weggefallen, hält er doch für richtiger die Meinung, daß die Gesetzesstelle nur die Absicht haben konnte, den Büßenden von geistlicher Strafe oder Kirchenzucht frey zu sprechen. Um diese Frage, über die sich im kanonischen Rechte nur wenig findet, gehörig aufzuklären, hat Prof. Kolderup einige allgemeine Betrachtungen über das Verhältniß vorangestellt, das im nordischen Mittelalter zwischen Kirche und Staat obgewaltet. Er entwickelt den großen Einfluß, welchen die geistlichen Synodal-Rechte nothwendig auf die bürgerlichen Verhältnisse haben mußten, und zeigt, wie die Kirchenzucht eine Menge von Vergehungen in ihren Strafkreis zog, die nach der Ansicht späterer Zeiten keineswegs unter das geistliche Forum gehören. Mancherley Belege hiefür werden in der alten norwegischen Kirchensatzung für Vig und im schwedischen östgothländischen Gesetz nachgewiesen, welches letztere auch mehrere interessante Bestimmungen über die geheime Beicht und ihr Verhältniß zur öffentlichen enthält.

Obschon diese Untersuchung ergiebt, daß die angeführte Vorschrift im schonen'schen und seeländischen Kirchenrecht auf Befreyung von geistlicher, nicht von weltlicher Strafe hinziele und ursprünglich also gedeutet worden sey, so glaubt der Verf. dennoch theils aus einzelnen alten Gesetzstellen theils aus historischen Zeugnissen folgern zu dürfen, daß diese Bestimmungen, nach der Hand, da die Conflicte zwischen Staat und Kirche häufiger wurden, von der Geistlichkeit ebenmäßig angewendet worden seyen, den Verbrecher der weltlichen Strafmacht zu entziehen. Die hieher gehörigen Beweise finden sich insonderheit im alten Kirchengesetze für Drontheim cap. 67 und 70, im Stadtrecht der Königin Margaretha cap. 26, und in den Beschlüssen der im Jahre 1425 unter Erzbischofs Peter Lykke's Vorsitz zu Kopenhagen gehaltenen Synode, in welcher ausdrücklich festgesetzt wurde, daß es, sobald diejenigen, die irgend eines geistlichen Vergehens schuldig geworden, sich durch Beicht und Absolution mit der Kirche ausgesöhnt, bey der Strafe des Bannes jedem Weltlichen verboten seyn sollte, sie anzuhalten oder in Gefangenschaft zu setzen oder ihre Güter in Beschlag zu nehmen, ehe deren geistliche Richter sie verurtheilt hätten.

Darüber wird erinnert, daß der Begriff von geistlichen Vergehen nach der Hand in dem Grade ausgedehnt wurde, daß man so ziemlich alle Uebertretungen weltlicher Strafgesetze in den Bereich zog, da sie sich ohne Schwierigkeit unter das eine oder andere der zehn Gebote bringen ließen. Die historischen Belege für des Verf. Behauptung sind entnommen theils aus den Proceßacten in den bekannten Streitigkeiten zwischen den Königen Christoph I. und Erik Menved einerseits und den Erzbischöfen Jacob Erlandsen und Jens Grand andrerseits, theils aus der merkwürdigen Schrift, welche Conferenzrath Werlauff unter dem Titel: Anecdoton historiam Sverreri regis Norvegiae illustrans herausgegeben hat.

Justizrath Molbech hat in der Gesellschaft einen Vortrag gehalten über Kunst und Kultur der alten Aegypter, dessen Inhalt bereits durch des Verf. später erschienene Schrift über Philosophie der Geschichte erster Theil, bekannt ist.

Prof. David hat der Gesellschaft einen Bericht „Ueber das Gefängnißwesen in England und dessen beabsichtete Reform“ mitgetheilt, in welchem die Ergebnisse einer im Sommer 1839 unternommenen Reise zusammengefaßt sind, auf welcher er die meisten englischen Strafanstalten untersucht hatte, in denen eines der neuern Gefängnißsysteme, das philadelphische oder das auburn'sche, eingeführt ist.

Bey den eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche in England der Durchführung eines und desselben Systemes im Wege liegen, geht das Bestreben der Regierung dahin, überall, wo sie über die Einrichtung und Disciplin der Gefängnisse unmittelbar zu verfügen hat, das philadelphische System einzuführen, und da, wo sie communaler Verhältnisse wegen nicht unmittelbar eingreifen kann, die Einführung desselben anzuempfehlen und zu fördern. Durch das Gesetz von 1839 „zur Verbesserung der Gefängnisse“ war schon ein großer Schritt gethan, da dadurch zuerst die abgesonderte Gefangenhaltung (separate confinement) legalisirt wurde. Bis dahin hatte man nämlich in England, wie fast überall, die abgesonderte Gefangenhaltung mit der einsamen (solitary confinement) vermengt, als welche in England, ausgenommen einen Monat lang auf einmal, und nur drey Male im Laufe eines Jahres, anzuwenden verboten ist. Bey dieser Verwechslung der Begriffe war es natürlich, daß der Zweifel über die Gesetzlichkeit des philadelphischen Systems in England sehr verbreitet seyn mußte, und daß die Gemeinden sich nur schwer zur Verwendung großer Summen auf Gefängnißgebäude entschließen konnten, deren Disciplin mit dem bestehenden Gesetze in Widerspruch zu stehen schien. Das genannte Gesetz kann daher als ein wichtiger Schritt zur Einführung des philadelphischen Systems in England betrachtet werden, indem es einerseits genau die Haupt-Erfordernisse solch eines auf Absonderung berechneten Gefängnißsystems genau bezeichnet, andererseits keinen Zweifel übrig läßt, daß das Verbot einsamer Gefangenhaltung sich auf abgesonderte nicht beziehen kann, unter Voraussetzung, daß das dazu verwendete Gefängniß auf die vorgeschriebene Weise eingerichtet ist. Der Verf. hat bey seinen Beobachtungen gefunden, daß es nicht möglich ist, das Stillschweigen und den ideellen Isolirungszustand, worauf das auburn'sche System basirt ist, in der Praxis einzuhalten.

Die Commission zur Ausarbeitung eines Wörterbuches der dänischen Sprache, von welchem im Jahre 1793 der erste, im Jahre 1829 der fünfte mit dem Buchstaben R. schließende Band (in 4.) erschienen ist, hat in 25 Sitzungen des Jahres 1840 den Buchstaben S bis zum 73sten Druckbogen des sechsten Bandes gefördert.

Die Landvermessungs-Commission läßt die Beendigung des Stiches der General-Charte von Dänemark, die von ihr herausgegeben wird, demnächst erwarten.

Von Seite des meteorologischen Comité hat Mittheilung von Instrumenten statt gehabt an Cand. Steenstrup, der eine wissenschaftliche Untersuchungsreise nach Island unternommen, an den Naturforscher Kröyer, welcher an der Expedition der Kriegsfregatte Bellona nach Südamerika Theil nimmt, und an den Botaniker Liebmann, der eine naturwissenschaftliche Reise nach Mexico angetreten hat. Das dritte Heft der Collectanea meteorologica, enthaltend Dr. Trentepohl's und Chenon's Beobachtungen in Guinea, wird vorbereitet.

Das magnetische Observatorium, durch Oersted schon seit dem Herbst 1834 nach A. v. Humboldt's und Gauß's großartigen Anschlägen in Thätigkeit, sollte demnächst in ein ganz neues zweckmäßigeres Local, als das der polytechnischen Anstalt verlegt werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers, Professor an der Universität zu Breslau. Erster Band. Untersuchungen über die Religion der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Götterdienste der heidnischen Israeliten, der Carthager, Syrer, Babylonier und Aegypter. Bonn bey Eduard Weber 1841. 719 Seiten.

Erster Artikel.

Wie tief in das Wesen und die Natur der asiatischen Völker die ursprünglichsten und ältesten Entwickelungen ihrer Religionen und sittlichen Institute eingedrungen waren, zeigt nichts so sehr, als die Festigkeit und Dauer, mit welcher die Züge jenes ursprünglichen Grundcharakters bey manchen Völkern jenes Welttheiles der Gewalt der größten Stürme getrotzt haben und noch jetzt unvertilgbar ihrem ganzen Wesen eingeprägt sind. Es muß in der That eine die innersten Wurzeln ihres Daseyns durchdringende und bewältigende Macht gewesen seyn, welche jenen kolossalen Völkergestaltungen des alten Asiens einen Typus aufdrücken konnte, den weder der Zauber des griechischen Geistes, noch die eiserne Hand des römischen Imperiums, weder Muhameds und seiner Nachfolger alles Alte vernichtende Siegesbegeisterung, noch der Mongolen rohe Brutalität zu verwischen und auszutilgen im Stande war. Man sieht daraus, daß es im menschlichen Geist Gewalten von so eigener, unwiderstehlicher Natur giebt, daß ihren Wirkungen keine Zeit, keine Zwingherrschaft, noch sonstige Einflüße etwas anzuhaben vermögen. Der Himmelssohn, der Bramine, der Dalailama, der Geber, sogar Reste vom Dienste der syrischen Göttin auf dem Libanon sind heute noch redende Zeugnisse von der Unverwüstlichkeit der alten Culte. Nur Ein Leben und Eine Kraft, die den Grund aller jener Gewalten in sich schließt, durch welche jene Völkergestalten heraufgetrieben wurden, giebt es, vor der jene ehernen Züge sich erweichen, durch die jene erstarrten Formen sich auflösen, in die alle jene Richtungen, denen hingegeben jene Völker zum Opfer für die ganze Menschheit wurden, wieder eingehen und zu einem neuen, wahren Leben umgewandelt werden könnten. Dieser lang ersehnte Morgen beginnt in unserer Zeit zu tagen, schon glänzen die alten Häupter des Hindukusch und des Himalaya, ja bald die Höhen des Nanling in den ersten Strahlen jenes Lichtes, in dem einst die Heiden wandeln sollen und die Könige in dem Glanz, der über ihnen aufgehet. Wie einst das alte Phönizien die Brücke war für die Einflüsse der Religion und Bildung von Asien nach Europa, so bahnt sich jetzt das neue Phönizien — Britannien — über das alte hin den Weg in das Herz Asiens, um das neue Leben über die alte Völkermutter zu verbreiten.

Je mehr indeß die alte Kraft und das eigenthümliche Leben Asiens dahinschwindet und als herrschende Gewalt alle Macht verliert, desto tiefer dringt der forschende Geist der occidentalischen Wissenschaft in die, guten Theils noch so dunkeln, Regionen der Geschichte und des Glaubens jener uralten Völker ein und sucht jene untergehende, wunderbare Welt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß und Anschauung gleichsam von Neuem auferstehen zu lassen und zu beleben. Nicht selten kann man in der Weltgeschichte die Beobachtung machen, daß erst wann gewaltige Reiche, merkwürdige Institutionen, großartige Entwicklungen des politischen und geisti-

gen Lebens sich zum Untergange neigen, erkannt und begriffen wird, was die gründenden Gewalten solcher Zustände, was die Seele und Natur dieser Entfaltungen des menschlichen Geistes, was die eigentliche Bedeutung dieses dahinsinkenden und erlöschenden Lebens gewesen sey. Da stand oft am Ende der Herrlichkeit oder der Blüthenzeit eines Volkes noch ein gewaltiger Geist auf, der das ganze Leben desselben noch einmal in einem großartigen Gemälde zu einem ewigen Besitzthume hinzeichnete, oder die ganze geistige Errungenschaft mit Verstandesschärfe feststellte, oder den ganzen reichen Inhalt eines Zeitalters durch den Zauber der Poesie emporhob und in das Reich der idealen Welt zu immer neuem Genuß der staunenden Betrachtung versetzte — also thaten ein Livius, Tacitus, Aristoteles, Dante. Jetzt, wo die Pracht, Herrlichkeit und Geltung des alten Asiens dahinsinkt vor dem Geiste des Abendlandes und vor den unwiderstehlichen Kräften Albions, sucht auch der occidentalische Forschergeist in die Tiefen der ursprünglichen Zustände jener Völker einzudringen und auf wissenschaftlichem Wege — gewiß eine nicht minder ehrenvolle Eroberung — der noch unaufgehellten Regionen, von denen die Geschicke der asiatischen Hauptvölker abhingen, Meister zu werden. Aber welch eine Aufgabe, in ihren innersten Gründen und Tiefen den Ursprung und die Bedeutung jener kolossalen, durch jetzt noch unbekannte Kräfte emporgewachsenen Völkerindividualitäten aufzufinden und den eigentlichen Quellpunct des Geistes zu erforschen, welchem die alles verschlingende Massenhaftigkeit und Einerleiheit des chinesischen Lebens, die Weichheit und Zerflossenheit des träumenden Hindu, die Erhabenheit und Reinheit des „Herrlichkeitsverschlungenen“ Ormuzd, der grause Dienst des Moloch, oder der ernste Todtencultus Aegyptens seinen Ursprung verdankte! Täuscht uns nicht Alles, so wird, wie fast bey allen Forschungen, wo es sich um die eigentlichen Tiefen und Angelpunkte der Wissenschaften handelt, auch hier der deutsche Geist seine Meisterschaft bewähren und die hohe Aufgabe seiner weltgeschichtlichen Mission — vielleicht in Kurzem — lösen.

Daß nun das phönizische Volk und seine Mythologie eine bedeutende Stelle in der Entwicklungsreihe der asiatischen Völker und Religionen einnimmt, hat man von jeher gefühlt. Nirgends fast ist es aber so schwierig, den Hauptpunkt, worauf bey einem Cult Alles ankommt, herauszufinden, als bey diesem, und zwar gerade deßwegen, weil Glaube und Cult bey diesem Volk so deutlich am Tage zu liegen scheinen. Es ist nun jedenfalls ein sehr dankenswerthes Unternehmen, alles, was in Beziehung auf Religion und Geschichte dieses Volkes zu finden ist, vollständig zusammen zu stellen und der Herr Verf. der oben genannten Schrift hat seine umfassende Gelehrsamkeit und allseitigen Kenntnisse auf diesem Gebiet auf eine glänzende Weise bewährt. Können wir auch mit den Resultaten seiner Forschungen in vielen wichtigen Punkten nicht übereinstimmen, so müssen wir jedenfalls die außerordentliche Belesenheit in der alten Literatur, den gründlichen Fleiß in den Sammlungen, die Genauigkeit der Untersuchungen in vielen einzelnen Punkten, die Menge von Aufschlüßen und Belehrungen, welche das Werk besonders in den Einzelnheiten des phönizischen Cultus gewährt, so wie die tiefen Einsichten und Kenntnisse des Verf. in den semitischen Sprachen mit der größten Hochachtung und Anerkennung hervorheben. Bey dem verhältnißmäßig großen Umfange des Werkes und der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände möge es uns gestattet seyn, nur das Bedeutendste — und auch dessen ist nicht wenig — zu referiren, die Hauptpunkte aber etwas genauer zu besprechen.

Der Hr. Verfasser behandelt im ersten Bande seines Werkes die Religion der Phönizier mit nothwendiger Rücksicht auf die Culte stammverwandter Völker, im zweyten will er sich mit den vorhandenen Bruchstücken der phönizischen Geschichte, mit den Kolonisationen nnd dem Handelsverkehr des berühmten Volkes beschäftigen. Er wollte sich, wie er in der Vorrede sich äußert, auf diesem noch wenig erforschten, fast unbekannten Gebiete selbst Licht verschaffen. Von den Exegeten der neuern Zeit seyen die in dem alten Testamente erwähnten Gottheiten mehr oder weniger falsch oder einseitig aufgefaßt worden; sie hätten nur dazu beygetragen, die dürftigsten Vorstellungen von den Religionen des alten Asiens zu verbreiten, indem sie nur herausgebracht, daß alle Asiaten die sieben Planeten —

theils als Glück, theils als Unglück bedeutende Gestirne — verehrten. Die andern Mythologen hätten sich zwar vor solcher Mißkennung verwahrt, aber zum Theil noch andere, größere Mißgriffe, besonders aus Unkenntniß der Sprachen, gemacht. Der Verf. will viele Götternamen zum Erstenmal vorlegen, erklären und durch eine sichere Etymologie deuten, die Begriffe der Gottheiten vollständig entwickeln und gehörig scheiden, sowie den Zusammenhang der ostasiatischen Religionen mit den semitischen und den überwiegenden Einfluß der medopersischen Religion auf dieselben nachweisen.

Im ersten Capitel betrachtet der Verf. das Verhältniß der Phönizier zu den übrigen semitischen Volksstämmen und ihre Verbreitung über die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres durch Uebersiedlung phönizischer Stämme, sowie durch Handelsverkehr. Hier wird zuerst das Verhältniß der kanaanitischen Völkerschaften zu dem großen semitischen Stamme in Untersuchung gezogen. Jene theilt der Verf. in zidonische Phönizier, Syrophönizier und philistäische Phönizier. Die Zidonier seyen aus Nomaden Fischer geworden, daher ihr Name. Sie wären das mächtigste Volk, weßwegen auch Zidon der erstgeborne Sohn Canaans (Genes. 10, 15) heiße. Den Namen der Philister, die ursprünglich Crethim hießen, leitet der Verf. von פלש (äthiopisch falasa) wandern ab, wonach dann das ganze Land Palästina genannt wurde. Der Verf. glaubt, daß der Ursitz der Semiten der Sage gemäß, am erythräischen Meer bey Babel zu suchen sey, von wo auch Herodot bekanntlich die Phönizier herkommen läßt. Palästina war nun überhaupt nach dem Verfasser ein Sammelplatz vieler Völker, deßwegen wurden die kanaanitischen Seebewohner daselbst frühe verdrängt, und nach Cypern, Creta, Aegypten, Libyen getrieben. Es gab ältere Bewohner Canaans, als die zur Zeit Mosis und eine ältere Zerstreuung derselben, als die durch die Israeliten. Das sieht man aus dem Zug des Kedor Laomor und seiner Bundsgenossen, dann drangen die (vorher vertriebenen) Philister, die Midianiter, mit syrischen Völkern herein, wodurch mannigfaltige Erschütterungen Palästinas hervorgebracht und von den Vertriebenen eine neue Heimath aufgesucht wurde. — Der Einfluß der phönizischen Bildung und Religion auf die religiösen Ideen der andern Völker wird darauf als sehr bedeutend hervorgehoben. Wenn hier der Verfasser die Gemeinschaftlichkeit der ältesten Cultusstätten der Canaaniten und der Stammväter der Israeliten nachzuweisen sucht, besonders zur Zeit des Melchisedek, so wäre im Allgemeinen gerade nichts einzuwenden, wenn er aber behauptet, daß die Israeliten schon in Aegypten den Dienst des Moloch von einem phönizischen Stamme angenommen und daraus einen Jehovah Moloch gemacht hätten, so müssen wir sogleich hier uns dagegen erklären, indem ja nach den ausdrücklichen Worten der Schrift (Exod. 6, 3.) Jehovah in seiner vollen Offenbarung dem ganzen Volk als solcher erst durch Moses recht bekannt wurde; wie sollten sie nun schon vorher Jehovah mit Moloch verwechseln? Auch dieser letztere ist ihnen schwerlich schon in Aegypten bekannt gewesen. Der Verf. sagt gleich darauf, daß die Israeliten in Palästina den Baal, Aschera ꝛc. angenommen hätten, Baal ist aber Moloch, wie wir unten sehen werden bey aller Trennung, die der Verf. machen will. Sehr gründlich und erschöpfend wird darauf der Zug der Phönizischen Ansiedlungen über die Inseln und Küsten des Mittelmeeres und Vorderasiens beleuchtet, besonders der Zusammenstoß und die Mischung der griechischen Stämme mit den phönizischen aus einander gesetzt, die Abstammung des Dienstes der Aphrodite auf Cypern aus Askalon, Tarsus als Colonie der Arabier, das Volk der Solymer als phönizisch, und Sarpedon und Bellerophontes (= Baal jarob) als Gottheiten dieser Gegenden nachgewiesen. Den Cult der Lyder bezeichnet der Verfasser als nahe verwandt mit dem phönizischen und die Carier fast als reine Phönizier, indem sie von den Cretern oder Philistern abstammten. Auf jeden Fall hatten die Carier großen Einfluß auf die lelegisch-pelasgischen Ureinwohner der Inseln und Küsten des Mittelmeeres. Darauf sucht der Verf. den Einfluß der semitischen Religion bey den Amazonen, deren Name von dem Cult der Artemis, der starken Mutter (אם עזה) abzuleiten sey, am Pontus, in Thrazien, in Thasus, in Makedonien, (wo Herakles Cultus sehr früh statt fand), in Samothrake (hier besonders wegen des Cultus der Astarte, als Ζή-

ρυνδος), in Thracien wegen des Bacchusdienstes nachzuweisen. Die Ableitung dieses Bacchus von Moloch (dessen Name Bassareus von den Fuchs- und Pferdefellen בְּשָׁרִים herkomme) müssen wir gleich hier als ganz unstatthaft zurückweisen. Der arabische Dionys, den hier der Verf. anführt, ist etwas ganz anderes, als der Moloch. — Wenn in Rhodus die dem Saturn alljährlich dargebrachten Menschenopfer richtig als phönizisch bezeichnet werden, so ist doch schwerlich Helios, der auch als Apollo, Dionysos, Adonis und Attes bezeichnet wird, mit dem Moloch oder Baal-Thureus zusammenzustellen. Daß Phönizische Religion überall in den Inseln, Küsten, ja selbst im Innern Griechenlands verbreitet wurde durch die Ansiedlungen der Phönizier, ist eine unbestrittene Thatsache. Der Verf. hätte noch sprechendere Beweise für die Ansiedlungen von Phöniziern, namentlich im Innern Griechenlands anführen können, wie die Namen der Orte, welche geradezu nach den Phöniziern benannt sind z. B. die Stadt Phonikis bey Onchestos, den Berg Phoinikios daneben, in Epeiros Phoinike bey Buthroton, eben so war auf Creta eine Stadt Phoinikus, bey Halikarnassus eine Stadt Phoinix, bey den Thermopylen ein Fluß Phoinix, wozu noch anzuführen wäre der phönizische Stamm der Gephyräer zu Athen, einst Bewohner von Eretria, sowie der Stamm der Encheleer (vielleicht aus dem canaanitischen Engelahin entstanden.) Creta weist der Verf. als einen der ursprünglichsten Hauptsitze phönizischer Ansiedler nach. Wenn es Amos 9, 7 heißt, daß die Philister aus Caphthor gekommen seyen und Caphthor Jerem. 47, 4 eine Insel genannt wird, so bezieht dieß der Verf. mit großer Wahrscheinlichkeit, wie schon Andere vor ihm, auf Creta. Ehemals verstand man unter Caphthor Cappadocien, aber Lassen hat durch Auffindung der orientalischen Schreibart von Cappadocien (nämlich Katpatuk in den Keilschriften) diese Meynung zerstört. Freylich könnte Caphthor auch Cypern oder Cythera seyn, auf welche Insel auch alles Andere passen würde, wie der Verf. mit Recht zugiebt.

(Fortsetzung folgt.)

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Schluß.)

Zum Schluß wird über eingelaufene Preisschriften berichtet und eine Reihe neuer bis Ende August 1842 zu beantwortender Fragen ausgeschrieben, nämlich

eine mathematische über die Eigenschaften der transscendenten Functionen, welche enthalten sind in der Formel $\int \frac{P dx}{\sqrt[n]{R}}$, wo P eine rationale, R eine ganze Function von x ist, $n = 2$ gesetzt; —

eine chemische: über die zweckmäßigste Methode, Chemie auf Physiologie anzuwenden, und eine zweyte der Art, (für welche der Preis verdoppelt und die Frist um ein Jahr verlängert ist) über die Bildung und das Verhalten des Schwefelbestandtheiles im Senf; —

eine pädagogische: über Wirkung und Einfluß der realistischen Schulbildung auf Entwicklung der Seelenkräfte und des Sinnes für ächte Humanität, und über die Vorzüge und Gebrechen derselben im Zusammenhalt mit denen der klassischen Schulbildnng; —

eine historische: über die Verbindungen und Verhältnisse, welche vom 9ten Jahrhundert an, so wie besonders im 11ten bis 13ten zwischen Fürsten und Volk des scandinavischen Nordens und denen des damaligen Rußlands statt gehabt, und über den wechselseitigen Einfluß dieses Verkehrs, nach Ergebnissen aus nordischen und russischen Quellen; —

einige technologische (aus dem Thottischen und Classenschen Legat zu bestreiten) über Erzeugung von Branntwein aus Kartoffelstärke, über trockne Destillation des Torfes, zweckmäßigere Anwendung des Campecheholzes in der Färberey, Zustand und Verbesserung des Bäckerwesens, Anwendung gebrannten Lettens oder Thons als Düngmittel.

Die Preisschriften können auch in deutscher Sprache verfaßt seyn.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fest stehet auf jeden Fall, daß Creta ein altes Colonieenland Canaans war, und der andere Name der Philister: Crethi im alten Testament, spricht bedeutend für Creta. Von da wurden die Philister durch das sich erhebende griechische Element (durch Minos nach der Sage) vertrieben und giengen nach Palästina zurück, wo sie die Avvim vertilgten, Deuteron 2, 23. Jerem. 47, 4. Außerdem zeugt für phönizische Ansiedlung in Creta auch die phönizische Europa, die an Astarte und den Stierdienst erinnert, der Minotaurus, der deutlich der kinderfressende Moloch ist, selbst Pasiphae als Venus-Mylitta, dann die Sage vom Riesen Talos, der die Fremden in seinen glühenden Armen brät und Kinderopfer erhält. Rhadamanthus erklärt der Verfasser aus der phönizischen Sprache: als Beherrscher des Amenthes (רד - המנת), Minos als Baal-Meon das ist Herr der Himmelswohnung und Sarpedon als Herr der Ebene, (שר - פדן) des Landes, so daß eine Trias herauskäme, ein Herr des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Wir müssen gestehen, daß uns diese Ableitung sprachlich sowohl, als nach dem innern Begriffe dieser Götter (wenn man sie so nennen will) etwas weit hergeholt und ziemlich unbegründet vorkommt, bloß die Ableitung von Rhadamanthus hätte manches für sich, wenn nur der Amenthes nicht ägyptischen Ursprungs wäre. Das hätte übrigens der Verf. als hieher gehörig anführen können, daß Sarpedon auch für Arakus gehalten wurde.

Von größerer Wichtigkeit und Bedeutung, als alle diese mehr äußerlichen Nachweise wäre freylich die Untersuchung gewesen über das Verhältniß der phönizischen Ansiedlungen zu den neu entstehenden griechischen Elementen auf diesen Inseln. Aeußerlich hat der Verf. dieß allerdings gethan, indem er überall sehr gut nachwies, wie das griechische Element über alle diese phönizischen Colonien beym Zusammenstoß Herr wurde oder eine Mischung beyder daraus entstand. Das liegt indeß von selbst am Tage. Die Hauptsache wäre hier, nachzuweisen, wie alle diese Inseln von innen heraus Geburtsstätten einzelner Göttergestalten in stufenweis sich entfaltender Entwicklung geworden sind, was sich nirgends so augenfällig zeigt, als bey ihnen, dann erst kann den phönizischen Elementen ihre wahre Geltung, ihr wirklicher Einfluß und ihre befruchtende Wirksamkeit zuerkannt werden.

Auf diesen Inseln wurde Asien besiegt und das geistige Geschick Europa's bestimmt; hier gieng Asien und Europa auseinander (weßwegen auch Europa hieher entführt wurde) und die wunderbaren Gestalten der hellenischen Götter begannen hier ihre schönen Häupter aus den Fluthen des Meeres zu erheben.

Der Verf. verbreitet sich darauf über die Verhältnisse der Phönizier zu Aegypten. Unterägypten wird als ein gewöhnlicher Zufluchtsort der Nomadenstämme Palästina's (nach Genes. 12, 10) bey Mißwachs nachgewiesen. Aus solchen in größeren Schaaren aus Philistäa 2000 — 1600 vor Christo eingewanderten Phöniziern seyen die Hyksos entstanden, mit deren Herrschaft in Aegypten der Aufenthalt der Israeliten daselbst zusammenfalle. Der Verf. hat hier sehr fleißig die Stellen über die Hyk-

sos gesammelt, deren ursprünglichen Namen (Philister) er in dem Hirten Philitis bey Herod. II. 128 zu finden glaubt. In diesem Aufenthalt der Philister in Aegypten sucht er den Grund, weßwegen in der Genes. 10, 14. die Philister aus Aegypten hergeleitet werden, und Moses habe bey der Angabe, daß Canaan ein Bruder Mizraims sey, von der sprachlichen Verwandtschaft mit den Semiten abgesehen. — Damit hat freylich der Verf. jene so schwierige Hauptfrage ganz unbeantwortet gelassen, wie es denn komme, daß Canaan nebst Mizraim zu dem Stamme Hamms gehört nach Genes. 10 und doch alle Canaaniten oder Phönizier eine Sprache mit den Semiten reden. Dieses Problem aufzulösen setzt höhere Untersuchungen voraus und kann wohl auf dem bloß äußerlich geschichtlichen Weg keine befriedigende Erledigung finden. Ref. will hier bloß die Andeutung aussprechen, daß überhaupt dieses historische Faktum, daß dieselbe Sprache durch zwey ganz verschiedene Hauptstämme sich hindurchzieht, die gewöhnlichen Begriffe über die Art der Verschiedenheit und Getrenntheit jener drey großen Völkerabtheilungen stark erschüttert und daß man sich hier sowohl, als bey der dieser Frage so nahe verwandten Untersuchung über die Verschiedenheit der Menschenracen nach ganz andern Vorstellungen und Erklärungen umsehen müsse.

Ein halbes Jahrtausend hätten sich nun nach dem Verfasser diese Canaaniter oder Hyksos in Aegypten aufgehalten und ihren Einfluß auf die Religion Aegyptens ausgeübt. Zugleich spricht sich hier der Verf. gegen eine Cultivirung Aegyptens von Indien her aus, leitet den Ausgang der semitischen Völker von Babel her und von diesen mittelst jener Canaaniter den phönizischen Einfluß auf die Religion Aegyptens, namentlich alle siderischen Elemente in derselben; es fänden sich hier die Gottheiten der Semiten wieder, nur unter der Thiermaske.

Ref. glaubt, daß in Betreff des religiösen Einflusses der Hyksos in Aegypten die Sache sich ganz anders verhält, daß ihre religiöse Anschauung und ihr ganzes Wesen gerade ein dem eigentlich ägyptischen ganz entgegengesetztes ist, daß eben diese Entgegensetzung den Grund ihrer nachherigen Vertreibung enthält und daß dasjenige, was die ägyptische Religion eigentlich zur ägyptischen macht, der Religion der Hyksos durchaus fremd ist.

Das, was der Verfasser als gemeinschaftliche Elemente nachweisen will, ist ganz allgemeiner oder ganz untergeordneter Natur, ja zum Theil sind es noch ganz problematische Gestalten, von denen man im gewöhnlichen Glauben der Aegypter gar nichts findet. Der Dienst des Molochs, welchen die Israeliten in Aegypten angenommen haben sollen, schreibt sich sicherlich nicht von dem eigentlich ägyptischen Religionssystem her; den Moloch kennt die ägyptische Religion nicht; und schon Herodots Bericht, daß Aegypten keine Menschen opfere, (II, 45), muß jene Ansicht entfernen. Daß die Hyksos die Erbauer der Pyramiden sind, daß sie den ägyptischen Gottesdienst zu zerstören suchten (wie Herodot berichtet), deutet überhaupt auf etwas Anderes hin, und auch den Molochdienst haben die Israeliten schwerlich von ihnen gelernt. Der Einfluß der semitisch-phönizischen Religion auf die eigentlich ägyptische scheint uns daher unbegründet, die nachgewiesene Aehnlichkeit ist nur eine allgemeine, wie man sie fast bey allen religiösen Systemen des Alterthums finden könnte.

Die Vertreibung der Hyksos setzt der Verfasser in Verbindung mit der Verbreitung der Phönizier über die Inseln und Küsten des Mittelmeeres, die Philister seyen von Aegypten nach Caphthor gekommen und von da durch die Hellenen verdrängt nach Palästina. Eine zweyte Richtung geht nach dem Verf. über Rhodus nach dem Peloponnesus. Danaus Einwanderung ist ihm keine bloße Sage, er war phönizisch, der Sohn eines semitischen Stammvaters Belus, und floh vor den Söhnen des Aegyptus, zuerst nach Rhodus, dann nach Argos (wohin die Telchinen aus Rhodus wandern). Der Mord der Söhne (des Aegyptus) durch die Töchter des Danaus (Canaans) sey fälschlich nach Argos verlegt, wo die Mythe keinen Sinn habe, aber wohl in Aegypten. Der Hauptzweck der Mythe bleibe unbestritten: den unglücklichen Ausgang verschiedener Völkerverbindungen in Aegypten zu schildern, in deren Folge zuletzt ein nichtägyptisches Volk über

das Meer nach Argos sich wegzubegeben genöthigt war.

Der Raum gestattet nicht, uns über diese viel besprochene Sage weitläufiger auszusprechen. Des Verfassers Ansicht kann indeß Referent aus vielen Gründen nicht theilen. Ottfried Müllers Zweifel, Bedenken und Einreden in dieser Sache hätte der Verf. doch wohl berücksichtigen sollen, er gedenkt ihrer indeß gar nicht. Dem Ref. scheinen überhaupt alle diese Mythen von Einwanderungen, Umbildungen der alten Stämme u. dgl. einen ganz andern Grund zu haben, als einen reinhistorischen und für das Dunkel dieser alten griechischen Völkergestaltungen muß ein ganz anderes Licht aufgehen, als das aus bloß äußerlichen Combinationen und Auslegungen von Sagen, die man für halb historisch hält, geholt werden kann. Es wiederholt sich hier in Kleinen bey einem Volke, was in Großen in der Aufeinanderfolge ganzer Völker Statt findet. Name, Ursprung und Gestaltung der alten Danaer im Peloponnes wird wohl schwerlich von einem Mord von Canaaniten an Aegyptern in einem fernen Winkel Aegyptens verübt, sich herschreiben. Die ältesten Griechen entwickelten sich so gut, wie andere Völker in und durch sich selbst, und dieß um so eigenthümlicher, je mehr sie an Geisteskraft und Höhe ihres Standpunktes alle andern überragten. — Danaus leitet der Verf. übrigens von (דן אדן) ab. — Darauf verbreitet sich der Verfasser über den Einfluß der Phönizier auf Griechenland in mehr historischen Zeiten, besonders der auf der Insel Cythera angesiedelten Phönizier auf den Peloponnesus, so wie über die große Macht des phönizisch-syrischen Cultus zu den Zeiten der römischen Kaiser, besonders des Elagabal, mit großer Gründlichkeit und historischer Genauigkeit.

Im zweyten Capitel behandelt der Verfasser den Einfluß der ägyptischen, assyrisch-persischen, chaldäischen und griechischen Religion auf die phönizische.

Aus Aegypten bekamen nach der Meinung des Verf. die Phönizier, deren Handelsverbindungen mit jenem Lande er zuerst genau schildert, die Art des Tempelbaus, Priesterkleidung, Symbolik ꝛc., hauptsächlich aber die Beschneidung (Herod. II. 104 cf. 36), letztere jedoch erst später, als die Ausbreitung der großen asiatischen Reiche sie genauer mit Aegypten verband; dadurch hätten die Phönizier mehr Eingang bey den Aegyptern gefunden, eben deßwegen aber diejenigen, welche mit den Hellenen in Verbindung standen, die Beschneidung nicht vorgenommen. In jenen spätern Zeiten hätten auch Osiris, Isis, Serapis ꝛc. in Phönizien Eingang gefunden. Darauf schildert der Verfasser den Einfluß der asiatischen Religionen auf die westlichen Culte. Durch Ammoniter, Moabiter, Edomiter seyen die Gottheiten Assyriens nach Palästina, Phönizien gebracht worden, so Moloch, Ariel, als Feuergötter Assyriens, deßgleichen Astarte, oder Tanais. Dieß sey durch die Eroberungen der Könige von Elam, Sinear, der Chaldäer und Assyrer bewirkt worden. In Palästina läßt der Verfasser den ursprünglichen phönizischen Cult, Baal und Aschera ganz durch den Gestirndienst Assyriens verdrängt werden, dessenohngeachtet nimmt Ahas, als die assyrischen Feuergötter in Palästina bekannt werden, die kanaanische Sitte wieder auf und opfert im Thal Hinnom dem Baal als Moloch die Kinder und damit stehe der reine Gestirndienst, von dem in den früheren Büchern des alten Testamentes bis auf Ahas keine Spur vorkomme und der erst seit Ahas und Manasse recht häufig werde, in genauester Verbindung.

Diese ganze Ansicht müssen wir als gänzlich unbegründet, unhaltbar und der ganzen Grundentwicklung der asiatischen Völker und der Aufeinanderfolge ihrer Religionen widerstreitend aufs entschiedenste zurückweisen. Dem Baal und Molochsdienst geht gerade nach dem Zeugnisse des alten Testaments der Gestirndienst, (daß es verschiedene Arten und Stufen desselben gibt, muß man freylich zugeben, aber der Verfasser unterscheidet diese selbst nicht) die Anbetung des Himmelsheeres lange voraus. Das bezeugt Deuteron. 4, 19, wo ein so strenges Verbot gegen die Anbetung des Himmelsheeres steht und selbst Debora singt: vom Himmel ward wider sie gestritten, die Sterne in ihren Läuften stritten gegen Sissera. Der andere Grundirrthum des Verfassers ist, daß er Baal vom Moloch trennt und letzteren erst seit Ahas und Manasse

Eingang finden läßt, während doch Baal schon so lange in Israel wenigstens seit der Richterzeit herrscht und gegen Moloch schon 3 Mos. 13, 21, 20, 1 und 5, 18, 10 Verbote stehen. Daß Moloch seit der mosaischen Zeit nicht erwähnt werde, wie der Verf. einwirft, thut bey der Identität von Baal und Moloch nichts zur Sache. Die darauf folgende Behauptung des Verfassers, daß die babylonische Religion nur ein Gemisch von assyrischem Magismus oder Chaldäerthum, von syrischem Naturdienst und Bilderverehrung gewesen sey, müssen wir als eben so unhaltbar abweisen. Für's erste hätte er erst erklären sollen, worin denn der assyrische Magismus bestand, zweytens ist ein selbstständiges, ursprüngliches Element der babylonischen Religion, welches derselben ihren Ursprung und Bestehen gab, rein für sich festzuhalten, ein solches Gemisch erklärt keine selbstständige Religion; und wie sollte drittens der syrische Naturdienst in das so uralte Babel kommen? Der letzte Punkt verhält sich wohl gerade umgekehrt. Das Chaldäerthum ist ja aber in Babel selbst zu Hause, abgesehen davon, daß nach biblischem Zeugniß in Babel der Hauptsitz und Ursprung der ganzen Verwirrung des Heidenthums zu suchen ist. — Dem phönizischen Cult wird dann dieselbe Hinneigung zum oberasiatischen Gestirn und Lichtdienst zugeschrieben. Aber angenommen, nicht zugegeben, diese spätere Hinneigung hätte Statt gefunden seit den Eroberungen des assyrischen Reiches, so trägt dieß nicht das Geringste bey zur Erklärung der Entstehung und Beschaffenheit der ursprünglichen, eigentlich phönizischen Religion und jener Licht- und Gestirndienst, den der Verfasser durchaus den Assyrern allein vindiziren will, möchte in ganz andere Zeiten fallen.

Assyrien und Persien hatten nach dem Verfasser in der Hauptsache gleiche Religion, weil sie gleiche Sprache gehabt hätten, Sprache und Glauben seyen aber Eins. Letzteres ist im Allgemeinen ziemlich richtig, aber den beyden ersten Behauptungen muß aus vielen Gründen widersprochen werden. Jablonsky und Lorsbach haben zwar gegen die älteren Forscher, welche (wie Löscher, Simon, denen Adelung, Heeren und Eichhorn folgten) das Assyrische als einen semitischen, sich an das Ostaramäische den Babyloniern anschließenden, Dialekt ansahen, die Ansicht geltend machen wollen, daß die assyrische Sprache dem medisch-persischen Stamme angehöre und Gesenius hat dieser Behauptung seinen Beyfall geschenkt. Allein die Deutungen, die Lorsbach aus der neupersischen Sprache für assyrische Eigennamen gegeben hat, sind nicht hinreichend, um die ganze Sprache dem medopersischen Sprachstamm zu vindiziren und Olshausen (Emendatt. z. A. T. S. 47) hat mit Recht vor den Ableitungen aus dem Neupersischen gewarnt und will nur das Altpersische dabey zu Rathe gezogen wissen. Dagegen sind viele Nomina propria rein semitisch, besonders der technische Ausdruck der assyrischen Sukkoth, Benoth (2 König. 17, 30) als Gegenstand religiöser Verehrung. Dazu kommt dann die ausdrückliche Angabe, daß Assur von Babel ausging (Genes. 10, 11), daß das assyrische und babylonische Reich in ihrer Geschichte so mit einander verwachsen sind, daß sie früher wenigstens fast nur Eines ausmachen, daß ferner die chaldäische Quadratschrift ausdrücklich assyrische Schrift genannt wird, und daß diese assyrische Schrift sicher eine semitische gewesen ist, wie Kreuser (Vorfragen über Homer S. 39 ꝛc.) im Allgemeinen sehr gründlich nachgewiesen hat. Hieher gehört auch, daß der assyrische Feldherr Rabsake (Jesaias 36, 11) gebeten wird, aramäisch zu sprechen und nicht jüdisch, damit es nicht das ganze Volk höre, woraus deutlich ist, daß Aramäisch seine Landessprache ist. So viel kann man indeß wohl zugeben, daß ein medopersischer Dialekt bey der Nachbarschaft beyder Völker auch sich in Assyrien geltend machte, wie Hävernik will (Einleitung in's A. T. 1 Thl. 1 Abth. S. 96), um die persischen Worte zu erklären, aber das Stammvolk und die Stammsprache muß als ursprünglich semitisch-aramäisch anerkannt werden. Noch entschiedener spricht aber für die Verschiedenheit der Sprache die Verschiedenheit der Religion.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers.

(Fortsetzung.)

Der assyrische Cult ist in der Hauptsache mit dem babylonischen gleich, aber nicht mit dem persischen. Hier entscheidet der Dienst der Mylitta, der den Babyloniern und Assyriern gleicher Weise als ihr hauptsächlichster und ursprünglichster (Herod. I, 131, 198: Mylitta heißt bey den Assyrern Aphrodite) beygelegt wird, während es ja bekanntlich bey Herodot (II, 31) heißt: von den Assyrern haben die Perser den Dienst der Urania d. i. der Mylitta gelernt. Daß aber der Dienst der Mylitta und Alles, was damit zusammenhängt, eine von der persischen Religion ganz verschiedene Stufe der religiösen Entwicklung voraussetzt, fällt bey einer genauern Betrachtung des Parsismus von selbst in die Augen. Der Parsismus ist eine dem babylonischen und assyrischen Cult eher gerade entgegengesetzte religiöse Entwicklung und kann mit der assyrischen Religion durchaus nicht als Eins betrachtet werden. Die Bezeichnungen Feuer — Licht — Gestirnreligionen, welche der Verf. für beyde Religionen gebraucht, sind zu unbestimmt und allgemein, als daß damit über den speziellen Charakter derselben etwas Bestimmtes ausgesprochen wäre. Von einem besonderen Magierthum der Assyrer, wovon der Verf. häufig spricht, hat man keine weitern Nachrichten; es können nur die babylonischen Chaldäer damit gemeynt seyn, und diese waren doch von den persischen Magiern, wenigstens ursprünglich, ganz verschieden. Es ist daher jene behauptete Einheit der assyrischen und persischen Religion durchaus abzuweisen, so wie der Versuch eine große assyrische Staatsreligion über ganz Vorderasien uns der Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Religionen bey den alten asiatischen Völkern ganz zu widersprechen scheint. Daß die assyrischen und chaldäischen Könige solche Gelüste hatten, sieht man einestheils wohl aus dem Propheten Daniel, aber anderntheils auch die Möglichkeit, andern Göttern Achtung und Geltung zu verschaffen, ja selbst in manchen Fällen eine gewisse Geneigtheit dafür. Ebenso wenig können wir dem Verfasser beystimmen, wenn er die Aufeinanderfolge der assyrischen, chaldäischen, persischen Reiche bloß für einen Dynastienwechsel hält, wir glauben im Gegentheil, daß sehr reelle, guten Theils religiöse Ursachen und Vorgänge ein Volk zur Herrschaft über das andere erhoben und daß jener Wechsel etwas mehr, als bloß andere Personen auf dem Throne mit sich brachte. Meder und Chaldäer theilten sich bekanntlich in's assyrische Reich, auch diesem Vorgang mag eine religiöse Entwicklung zu Grunde liegen, jedenfalls zeigt sich hierin deutlich die Verschiedenheit dieser drey Reiche in ihren religiösen und politischen Grundprincipien. Unklar ist, was der Verfasser S. 72 mit den Worten sagen will: „durch die unglückliche Schlacht bey Carchemisch fällt das assyrische Reich den Chaldäern zu.“ Geradezu an einen historischen Verstoß zu denken, dazu kann man sich bey den großen Kenntnissen des Verfassers nicht entschließen und doch ist nach allen Forschern das assyrische Reich wenigstens schon 625 von den Chaldäern und Medern zerstört worden, aber jene Schlacht, in welcher bekanntlich Nebukadnezar den König von Aegypten Necho besiegte und dadurch den Einfluß Aegyptens in Vorderasien vernichtete, fällt in's Jahr 604, wie man aus Jeremias ersehen kann c. 46, 2 (vortrefflich hat den Zusammenhang dieser Begebenheiten Perizonius in seinem Werke origines Aegyp-

ticae et Babylonicae t. II. p. 430 aus einander gesetzt). Was sich der Verfasser daher bey obigen Worten gedacht hat, ist Referenten wenigstens nicht deutlich geworden.

Der Verfasser findet im ganzen Westen von Kleinasien bis Aegypten Reste von assyrisch-persischem Cultus. Die Folgen der Berührungen dieser Völker waren ihm Verschmelzungen der phönizisch-syrischen und assyrisch-persischen Gottheiten. So habe sich der syrische Mylittendienst an die assyrische Tanais angeschlossen, in Carthago sey die Astarte eine assyrisch-persische Tanais geworden, der babylonische Bel habe den Charakter des Mitra, der phönizische Herakles den des assyrischen Sandan angenommen und Ormuzd sey ein veredelter Moloch. Der astrologische Anstrich in den Religionen Phöniziens, Aegyptens und andern komme mehr von einem kommerziellen Verkehr mit Babylon her, obgleich die Grundlage davon dem semitischen Religionssystem überhaupt eigen sey. Spuren von Chaldäisirung der ägyptischen Religion enthalte das Labyrinth, dessen 12 Räume den 12 Gottheiten des babylonischen Thierkreises gewidmet gewesen, womit man die Dodekarchen in Verbindung gebracht hätte, die eben dadurch erst in der Sage entstanden wären. So sey also seit dem 8ten Jahrhundert die vorderasiatische und besonders die phönizische Religion mit chaldäischen und ägyptischen Ideen durchsetzt worden, davon hätten die complizirten Begriffe von Gottheiten ihren Ursprung, wie die von Bel und Astarte, doch habe dieß ihre Selbstständigkeit nicht aufgehoben, da sie in ihrem Grundbegriff nicht so verschieden gewesen seyen. Gefährlicher sey für sie der Hellenismus geworden, selbst in der Heimath sey das griechische Leben unwiderstehlich eingedrungen, die orientalischen Ideen seyen so präcisirt zurückgekehrt (z. B. Astarte als Europe) und orientalische und griechische Götter ganz verschmolzen worden.

Alle diese Vermischungen und Vermengungen, so weit und so fern sie wirklich Statt gefunden haben, waren aber bloß spätere, äußerliche Vorgänge, die zur Aufhellung und Erklärung der innern Natur und Eigenthümlichkeit der bestimmten religiösen Gestalten eines Volkes in den früheren Zeiten zunächst nichts beytragen, ja eher zu einer

die richtigen Unterschiede und wesentlichen Kennzeichen derselben verwischenden Ansicht führen könnten. Erst wenn das eigentliche Wesen der Gottheiten eines jeden der früheren Hauptvölker in seiner ganzen Bestimmtheit erkannt und vor aller Verwechslung sicher gestellt ist, wird man zur Aufhellung und Erforschung ihrer Vermischungen, Verwandtschaften und Aehnlichkeiten fortschreiten, so wie die innern Ursachen derselben ableiten können. Zuerst muß man das Ursprüngliche erkannt haben, ehe das Abgeleitete und die Uebergänge, wenn es solche geben sollte, nachgewiesen werden können. Uns scheint überhaupt die Art des Einflusses, den der Verfasser den verschiedenen Religionen nach obiger Weise auf einander zuschreibt, unbegründet und unhaltbar zu seyn und wenn man die Sache tiefer betrachtet, möchte sich wohl eher das Gegentheil herausstellen. Durch äußere Mittheilung, Verpflanzung, kommerziellen Verkehr, kriegerische Eroberungen und dergleichen wurde weder eine von jenen Religionen gegründet, noch in der Hauptsache umgeändert, und wir glauben, daß — spätere Zeiten, wo alle haltende und eigenthümliche Kraft mehr und mehr erlosch, ausgenommen — die Völker im Allgemeinen gerade das Gegentheil von dem thaten, was der Verfasser ihnen zuschreibt: sie stellten sich dem eindringenden, angemutheten fremden Cult mit aller Macht entgegen und nahmen nichts von einem Eroberer an, oder sie gingen als selbstständige Völker unter; selbst die Verpflanzungen konnten ihnen ihr höchstes Gut nicht rauben. Nahmen die alten Völker von einem andern Culte an, so geschah dieß auf eine ganz andere Weise und oft am wenigsten gezwungen, sondern durch ganz eigenthümliche Vorgänge dazu veranlaßt nnd bewogen. Wir glauben, daß durch obige Darstellung des Verfassers, ganz abgesehen noch von den einzelnen Fällen bey den genannten Völkern, die religiösen Verhältnisse, in denen jene Völker zu einander standen, kein Licht erhalten haben, da die innere Natur derselben gar nicht berührt, vielmehr alle Aenderungen bloß äußerlichen Ursachen und Einflüssen zugeschrieben werden.

Die darauf folgende Untersuchung des Verf. über die Religionsschriften der Phönizier, besonders über den Sanchoniathon des Philo, ist höchst gründ-

lich und aufklärend. Der Verfasser hat die ganze Sache, welche vor Kurzem durch das Vorgeben, den übersetzten, griechischen Sanchoniathon wieder aufgefunden zu haben, so großes Aufsehen machte, erschöpfend und allseitig beleuchtet und diesem Funde die gebührende Stelle angewiesen.

Was für's Erste den alten Philonischen Sanchoniathon selbst betrifft, so verhält sich die Sache, nach der Darstellung des Verfassers kurz zusammengefaßt, folgendermassen. Eusebius erzählt aus den verlorenen Schriften des Porphyrius: Taaut habe zuerst die Religionsideen der Phönizier von den rohen Vorstellungen des gemeinen Haufens gereinigt und wissenschaftlich geordnet. Später hätten der Gott Surmubelus oder die Göttinn Thuro die dunkle Theologie des Taut aufgehellt. Gegen diese priesterliche Ansicht trat Philo aus Byblus zwischen Nero und Hadrian mit einem Buch auf, welches ein phönizischer Urweiser Sanchoniathon abgefaßt habe, aber von den Priestern bisher verborgen gehalten worden sey. Philo sagt in der Vorrede: die Schriften des Gottes Taaut hätten die Priester verfälscht, Taaut habe diese Schriften selbst verfaßt oder durch die Kabiren verfassen lassen. Die Allegorien und Mythen am Buche Taaut seyen Zusätze von Priestern, indem diese die wirklichen Begebenheiten aus dem Leben der (angeblichen) Götter anders gedeutet und mit physischen und kosmischen Beziehungen untermischt hätten. Dagegen läßt Philo seinen Sanchoniathon in den frühesten Zeiten auftreten, macht ihn zu einem Zeitgenossen der Semiramis, der die Taautschriften durchforscht, die ächte Gestalt derselben auf den Säulen in den Adytis der phönizischen Tempel wieder entdeckt und die Allegorien daraus entfernt habe. Die Priester hätten aber diesen so gereinigten Taaut wieder versteckt und die Allegorien wieder hineingebracht. Da habe nun Philo das Buch in seine Hände bekommen und übersetzt, um zu beweisen, daß die phönizischen Götter nur Menschen waren. — Das ist natürlich schlecht angelegte Dichtung des Philo, um seinem Taaut Ansehen zu verschaffen. Doch erhellt daraus, daß von beyden Seiten den phönizischen Religionsschriften außerordentliches Alter beygelegt wurde. Nach der Sage soll Taaut, die personificirte Intelligenz, die Thaten des Bel in der geheimen Wissenschaft aufgezeichnet haben; dazu gab es Commentare, auch von Göttern verfaßt, aus uralter Zeit. Ebenso gab es *Βαβυλωνίων ἱερὰ* sc. *γράμματα* des Belus, des Annos oder Dannes und sechs andere Bücher zur Erläuterung derselben. Der Verf. verbreitet sich nun weitläufig über Namen, Eintheilung und Inhalt dieser babylonischen Bücher. Alle hießen *Ἀννήδοτοι*, was nach dem Verfasser Arcana legis bedeutet (aus דת Gesetz und ענן etwas in Geheim thun). — Dann vergleicht der Verfasser die babylonische Tradition in dieser Beziehung mit der ägyptischen. Er nimmt einen alten sich ewig gleich bleibenden Bel an, den Belitan (בל אחן), der als Bel der sich offenbarende Gott sey und Dannes als Vermittler dieser Offenbarung. Dasselbe Verhältniß hat bey den Phöniziern der in Schlangengestalt verehrte Taaut, (daher sein Name טית ותות serpens), mit ihm ist Hermes eins. Die geheime Schrift auf jenen Säulen in dem Tempel, welche die Himmelsordnung enthalte, wird sowohl dem Taaut, als dem Herkules, den die Griechen für den Bel gehalten hätten, zugeschrieben. Dieser Herkules, welcher nach dem Verfasser auch Bel — Chon hieß, finde sich unter den 3 phrygischen Daktylen als Akmon d. i. der Weise חכמון. So sey also dieser Bel — Herkules — Chon — Akmon in Babylon, Aegypten, Phönizien Astronom, Erfinder der Astronomie, Verfasser der heiligen Bücher und der geheimnißvollen Säulenschrift.

Ref. kann nicht umhin, schon hier einstweilen so viel zu bemerken, daß es mit diesen Combinationen etwas bedenklich aussieht, indem jener Akmon von Hesychius nicht Herkules, sondern Kronos genannt wird und die Einheit des Kronos, Bel mit Herkules und Taaut, die hier ohne Weiters angenommen ist, ohne allen Beweis hingestellt wird.

Nach dem Verfasser hieß nun die gesammte Weisheit dieses Bel, Chon oder Herkules: San — Chon — iath, סַן כּוֹן יַחַת, d. i. das ganze Gesetz des Chon, welche Benennung Philo auf den Verfasser des von ihm untergeschobenen Buches übergetragen habe. Diese Ableitung sucht unser

Verfasser sprachlich möglichst zu begründen und die von Bochart (סַן קְנֵ֫ אֶתוֹ lex Zelus ejus) und von Hamaker (שנכון ידו statt אשר נכון d. i. welcher gerade ist in Ansehung seiner Hand) welchem Gesenius beypflichtet, zurückzuweisen. Auf jeden Fall ist die Etymologie des Verfassers einfacher, ungezwungener und verständlicher, als die der andern; nur will uns der Gott Chon mit dem, was er seyn soll und ihm beygelegt wird, nicht genugsam erwiesen scheinen. — Diesen Namen Sanchoniathon habe nun Philo keineswegs erfunden, er sey als Sammler schon dagewesen, und Philo habe ihn als einen bedeutenden Namen der Urzeit aufgegriffen. Es war nach dem Verfasser ein Name der gesammten heiligen Litteratur der Phönizier.

Nach einer eingehenden Vergleichung der babylonischen Religionsschriften mit den phönizischen (wo besonders das in die Bahnen der sieben Planeten geschriebene Gesetz, so wie überhaupt die Zahl sieben als Hauptpunct der Verwandtschaft hervorgehoben wird) kommt der Verfasser auf das Resultat, daß der Inhalt der phönizischen Religionsbücher physiologisch und astrologisch gewesen sey. Philo's Sanchoniathon sey doch nur Kosmogenie, ungeachtet sie Philo in Geschichte verwandeln wolle. Dabey hält der Verfasser die heiligen Bücher der Aegypter, Chaldäer und Phönizier für älter, als die frühesten Schriften des alten Testamentes. Refer. glaubt, daß Gehalt und Fassung jener Bruchstücke, die man dafür anführt, hiezu nicht berechtigen, abgesehen von allen andern Gründen, welche die Geschichte und der Standpunct der Religionen jener Völker, so wie die innere Natur und Stellung des A. T. an die Hand giebt; sich weiter darüber zu verbreiten, gestattet natürlich der Raum nicht.

In der Beschaffenheit, wie Philo diese Schriften vorfand, sind sie auch nach dem Verfasser nicht alt und ihre Umarbeitung dürfte nach seiner Meynung mit der Aegyptisirung der phönizischen Religion zusammenfallen.

Im folgenden verbreitet sich der Verf. weitläufiger über die drey hierher gehörigen Schriften des Philo und die daraus auf uns gekommenen Fragmente.

Da die Unächtheit des philonischen Sanchoniathon ausgemacht ist (durch die Untersuchungen Lobecks, Hengstenbergs, und des Verfassers in den Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie 1836 B. VII. Th. I. 51 — 91, wo auch der Verfasser die Unächtheit des unglücklichen Wagenfeldischen Sanchoniathon nachgewiesen hat), so handelt es sich nur darum, wie viel oder wie wenig für die phönizische Götterlehre brauchbar an Philo's Schrift ist. Philo giebt für seinen Zweck die priesterlichen Urkunden für verfälscht aus, während er sie selbst mißdeutet und verfälscht. Philo macht aus der phönizischen Mythologie eine menschlich-skandalöse Göttergeschichte. Nach ihm hat Sanchoniathon die Verfälschung des Taaut entdeckt, die ächten Taautschriften nach alten Exemplaren auf Säulen wieder hergestellt. Das Buch gieng verloren, Priester hätten es versteckt, aber Philo nach etwa 1000 Jahren hat es wieder neu aufgefunden!

Der Verfasser zeigt, wie dergleichen Betrügereyen und Büchermachereyen etwas sehr gewöhnliches in jenen Zeiten gewesen. Auch Euhemerus hatte den Inhalt seines Buches auf Tempelsäulen entdeckt. Ein Hauptzweck dabey war, nachzuweisen, daß die Geschichte der Phönizier und Barbaren uralt sey, dagegen bey den Griechen Alles neu und von den Phöniziern entlehnt. Man wollte dadurch auch den Pentateuch verdächtigen, wie es Porphyrius mittelst der Angaben des Sanchoniathon unternahm. Der Verfasser sucht es dabey wahrscheinlich zu machen, daß Philo ein in Aegypten verfaßtes hermetisches Buch benützt habe; das gehe aus der ganzen ägyptischen Färbung in der Kosmogonie, und aus den verunglückten semitischen Etymologien ägyptischer Worte hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers.

(Fortsetzung.)

Trotz allen diesen Mängeln, Verkehrtheiten und Fälschungen hat nach der Ansicht des Verfassers Philo's Sanchoniathon doch einen großen Werth. Denn er benützte gewiß einheimische Berichte; was er von dem Aufsuchen und Forschen seines Sanchoniathon sagt, gilt von ihm selbst; er kannte die ph. Quellen, seine Göttergeschichten sind Uebertragungen aus den heiligen Büchern, die sonst zum Theil unbekannten Götternamen sind von Wichtigkeit und etwas Brauchbares liegt überall zu Grunde. Der Stoff ist entlehnt und zu seinem Zweck verarbeitet, wobey Philo Alles rhetorisch ausmahlt, um es recht derb historisch zu machen. Nützliche Erfindungen sind hier häufig die Veranlassung zu den Vergötterungen und Kadmus muß ein Koch der phönizischen Könige werden. Das Ganze ist ein Flickwerk, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Elementen, (aus ägyptischen, phönizischen, hebräischen, hellenischen), getrübt durch euhemeristische Verdrehungen und etymologische Deutungen, so verworren und unzusammenhängend, daß man sich nicht genug wundern kann, wie ein solches Machwerk jemals für uralt angesehen werden konnte. Diese Zusammenstoppelung weist hier der Verfasser im Einzelnen genauer nach.

Im nächsten Abschnitt entwickelt der Verfasser seine Ansicht über das Wesen der phönizischen Religion im Allgemeinen, wobey er zugleich die Art und Weise, wie er die Mythologie aller dieser Völker überhaupt erklärt, deutlich zu erkennen giebt. Es ist dieß so ziemlich diejenige Ansicht über Mythologie, die jetzt als die gangbarste fast in den meisten bessern Werken über mythologische Gegenstände herrscht. Darnach war die Religion dieser Völker, zunächst also der Phönizier, (es wiederholt sich bey Allen das Nämliche, nur etwas anders gestellt) Vergötterung der Naturkräfte und der Naturgesetze. Es ist nach dieser Ansicht die Gottheit bey diesen Völkern nicht eine über die Natur schrankenlos waltende, von ihr verschiedene Macht (wie bey den Hebräern), sondern sie ist die verborgene Kraft in der Natur selbst, wie sie schaffend, erhaltend und zerstörend wirkt. Die Naturvergötterung könne dann auf zweyfache Weise gedacht werden: entweder sind die einzelnen Naturkräfte eben so viele Götter, oder die ganze Kraft wird als ein einziges Wesen gedacht, die nur nach ihren Erscheinungen verschieden ist. So getrennt seyen aber beyde Ansichten nicht zu finden, sondern die eine sey gewöhnlich mit der andern verschmolzen. Am gewöhnlichsten werde die Gottheit als Mann und Weib dargestellt, als active und passive Kraft, jene als Quell des geistigen, diese als Quell des physischen Lebens. Die Einheit stelle sich dar in der Uebertragung der Attribute der einen auf die andere, oder als Hermaphroditenbildung, oder es gäbe ein drittes Wesen als Einheit beyder, wo bald die männliche, bald die weibliche Natur die androgyne Doppelnatur annehme. Die einzelnen Seiten einer Gottheit (z. B. des Baal) wurden auf eine Reihe ihm namensverwandter Götter übergetragen (z. B. Baal Ethom — Chon als erhaltendes, Baal Moloch als zerstörendes, Baal Adonis als erzeugendes Princip), die jedoch bisweilen wieder universell als das Ganze aufgefaßt würden, eben so das weibliche Princip und dadurch würden die einzelnen Gottheiten (wie in Aegypten Osiris, Ammon, Phthas ꝛc.) alle mit einander identisch.

Es kann hier unmöglich unsere Aufgabe seyn, diese ganze Grundansicht von den alten, besonders asiatischen Mythologien einer Würdigung und Beurtheilung zu unterwerfen; dazu würde eine eigene Schrift erforderlich seyn; wir müssen uns nur auf die nothwendigsten Bemerkungen beschränken. Es ist nun nicht zu läugnen, daß diese jetzt allgemein verbreitete Auffassungsweise manche Vorzüge vor vielen andern älteren und neueren Ansichten besitzt, die oft auf ganz flachen, platten, alles tieferen Gehaltes entbehrenden Voraussetzungen des trivialen Aufklärungsverstandes beruhen. Eine wahre Aufklärung und einen befriedigenden Aufschluß auf diesem Gebiet gewährt freylich obige Ansicht ebenfalls nicht, sie läßt uns über alle Hauptpuncte fast nicht weniger im Dunkel, und giebt auf die Hauptfragen: warum denn die alten Völker die Naturkräfte, wenn das anders wirklich so der Fall war, als Götter ansahen, warum denn keine andern Kräfte, — was man sich unter vergötterten Naturkräften zu denken habe — wie sie überhaupt zu Begriffen von Göttern in solcher Weise kamen und warum sie bloß solche Gestalten von Göttern (wie sie nämlich wirklich waren, nicht wie sie sich die Mythologen fingiren) annahmen — also auf alle solche und andere genau damit zusammenhängende Fragen, deren Beantwortung vor Allem versucht werden muß, giebt jene Ansicht ebenfalls wenig oder gar keinen Aufschluß.

Jene Uebertragung und Verwechslung der Götter mit einander findet nun der Verfasser in der phönizischen Religion besonders dadurch erleichtert, daß hier die Götter als persönliche Wesen und zwar in menschlicher Form gedacht würden, ohne daß jedoch die ältere Ansicht von ihnen als bloßen Naturkräften völlig verwischt sey, es sey der Anthropismus in der phönizischen Religion schon vielfach ausgebildet gewesen. Was freylich der Verfasser als Beweis dieser Behauptung anführt, ist, abgesehen von der wahren innern Natur dieser Religion, deren Wesen uns in etwas ganz anderem zu bestehen scheint, wenig dazu gemacht, diese Ansicht zu bestätigen, indem er die Trennung der Naturkräfte in zwey Geschlechter, die Genealogie der Götter, die Unterscheidung von bösen und guten Göttern und dergleichen dafür anführt; das beweist aber noch lange keinen eigentlichen Anthropismus, der sich auf diese Weise eben so gut bey den Religionen aller Völker nachweisen ließe. Es scheint uns vielmehr der Natur der phönizischen Religion geradezu zu widersprechen, wenn der Verfasser sogar behauptet, daß sich Phönizien hauptsächlich zum Euhemerismus hingeneigt habe. Wesen und Verehrung Baals als des Hauptgottes, einfach, wie er sich giebt, aufgefaßt, schlägt ja doch ohne Weiteres eine solche Behauptung nieder.

Die phönizische Religion hatte nach dem Verfasser zugleich ein vorwiegendes siderisches Element, ihre Götter hatten ihre Idole (Bilder und Träger der Gottheit zugleich) an den Lichtern des Himmels. Zwar sey die edelste Art des Gestirndienstes, die persisch-assyrische Lichtreligion, in welcher bloß die Pracht und Schönheit der himmlischen Lichter verehrt worden sey, der phönizischen Religion ursprünglich fremd gewesen. Die syro-phönizische Ansicht habe vielmehr die Gestirne als Urheber alles Werdens und Vergehens in der Natur betrachtet, hier sey die Sonne, als Träger der männlichen Naturkraft, die sich in Adonis personifizire, eine weibliche Gottheit mit mehr tellurischer Bedeutung, deren Träger der Mond gewesen, beygefügt worden. Die einzelnen Kräfte, welche von der Sonne ausgiengen, wurden dann ebenfalls nach dem Verf. als Götterwesen gedacht, so wie die abwechselnden Erscheinungen der Sonne in den verschiedenen Zeiten des Jahres und Tages Begriffe einzelner Gottheiten constituiren. So ist die Sonne am Morgen Seruch oder Memnon, die Frühlingssonne Adonis, die Sonne am Mittag oder im Sommer Baal — Chamman (חמן, חמה Hitze, Mittag, Sommer) der zugleich dem πυρόεις d. i. Mars entspricht; die Wintersonne nebst der Abendsonne wird im Saturnus dargestellt. Eben so erscheint das solarische Element in der Stellung der übrigen planetarischen Götter zum Sonnenbaal, indem die 7 andern Planeten alle Kraft vom Sonnengott erhalten; jene strömen sie in die 7 Himmelssphären aus, wo sie zuletzt vom Monde aufgefangen der Erde zugetheilt werden. Das Feste, Gesetzmäßige in ihrem Gang macht die Gestirne zu Herrscher und Urheber alles Werdens und Vergehens, daher heißen sie die Ka-

biren (כבירים) d. h. die Mächtigen. Der höchste Gott sey bey den Chaldäern und Phöniziern der alte Bel (Belithan), der Alles leitet und beherrscht. Gewöhnlich würde aber die Idee von ihm auf ein Wesen übertragen, das ihm in Allem gleichgedacht, sein Verhältniß zur Welt vermittle und mythologisch als der Kämpfer gegen die der Weltordnung widerstrebenden Elemente auftrete. Das sey Herkules, phönizisch Archal genannt. Der Stammgott der Semiten, Bel, habe auf diese Weise eine solarische Bedeutung, daher sein Stellvertreter Herkules von Tyrus ein Sonnenwesen sey. Beyde aber könnten als gut und bös erscheinen. Hier schildert der Verfasser sehr ausführlich und gründlich das in's Kleinlichste ausgebildete System der Beziehungen aller Planeten auf die Sonne und ihre verschiedenen Einflüsse auf Tage, Stunden ꝛc., wie es im Chaldäismus und Zabäismus sich vorfindet, und Ref. bedauert dieß hier aus Mangel an Raum nicht wiedergeben zu können, da das Ganze auf eine sehr belehrende und aufschlußreiche Weise entwickelt ist. In Phönizien selbst sey keine sichere Spur vorhanden, daß dieser ausgebildete astrologische Planeten-Cultus eingedrungen sey, wohl aber hätten die Juden in der assyrischen Periode (cf. מזלות 2 Regg. 23, 5), Aegypten seit Necho, so wie Syrien sehr vieles davon aufgenommen. Gesenius und mit ihm Leo fasse hier fälschlich Bel als Jupiter auf, so wie überhaupt Gesenius mit Unrecht diesen Astrologismus für das Wesen der orientalischen Religion halte und Leo die Geschichte mit den astrologischen Weltreichen eröffne, da dieser Astrologismus kein primitives Element in irgend einer Religion bilde, und das System als zu gekünstelt und willkührlich, lange Zeit zur Ausbildung, so wie eine Priesterkaste voraussetze. Die höchsten Gottheiten bey den Phöniziern seyen keine Sterne gewesen, wie Gesenius Jupiter und Venus als Hauptgottheiten der Semiten annehme, beyde waren vielmehr nach dem Verfasser der Sonne und dem Mond untergeordnet.

Hier läßt uns der Verfasser einen weitern Blick in seine Ansicht über die Urreligion dieser Völker thun, indem er bemerkt, die Religion der Phönizier und der Semiten überhaupt sey nicht Naturreligion von Haus aus und der Gott des monotheistischen Hebräismus sey auch der höchste Gott aller Semiten gewesen, aber der Naturdienst habe die reineren Gottesideen verdunkelt, doch nie vertilgt.

Hier wäre freylich zu wünschen, der Verfasser hätte die Möglichkeit eines solchen Ueberganges von seinem semitischen Monotheismus, über dessen Natur er uns freylich vor allen Dingen einigen Aufschluß geben müßte, zu dem Naturgott, über dessen eigentliches Wesen man noch ganz im Dunkel gelassen ist, nur in etwas aufzuhellen und nachzuweisen gesucht. So müssen wir diesen außerordentlichen Vorgang, welchen der Verfasser mit so vielen annimmt, eben als eine bloße Versicherung hinnehmen, den inneren Nachweis der Möglichkeit und Wirklichkeit desselben ist er schuldig geblieben.

Indem der Verf. zur Entwicklung der einzelnen Gottheiten übergeht, verbreitet er sich zuerst bey dem Gott Baal über die verschiedenen Formen seines Namens, wobey er über die Bedeutung desselben bemerkt, daß Baal den Herren zunächst nicht mit dem Begriff des Herrschens, Regierens, sondern den Eigenthümer, Besitzer einer Sache bezeichne, so daß seine Verehrer als sein Besitzthum, als seine Knechte erscheinen. Dann wird bemerkt, daß Baal im A. T. immer einen bestimmten Gott bezeichne, daher stets mit dem Artikel stehe, aber nicht jeden Gott bedeuten könne, wie Gesenius will, daher sogar Adon dazu gefügt würde. Der Verfasser zählt die sämmtlichen Namen auf, welche mit Baal verbunden wurden, und sucht sie zu erklären, worunter Baal — Chon — Ithan — Chamman — Moloch — Camos die wichtigsten sind. Bal Ram kennt auch Hesychius als Ῥαμάς ὁ ὕψιστος, ὑψουράνιος bey Sanchon. zu vergleichen mit dem Baalsamin d. i. Baal des Himmels; auch ein Baal Zaphon d. i. Gott der Unterwelt kommt als Name einer Stadt in Aegypten vor Exod. 19. 2. Daß die Griechen überall in ihm ihren höchsten Gott Zeus gefunden, wie der Verfasser hier versichert, ist so ausgesprochen wohl nicht richtig und wird weiter unten durch viele Stellen, die der Verfasser selbst anführt, widerlegt. Diejenigen Alten, welche in diesen Dingen einige Einsicht besassen, sahen hier schon ganz das Richtige. Die Ansicht des Verf. über das Wesen und die Verhältnisse des Baal

selbst kann Ref. durchaus nicht als gegründet anerkennen. Zuerst will der Verf. beweisen, daß der tyrische Olympier Baal mit dem Herkules einerley sey. Was soll denn aber der tyrische Olympier Baal heißen? Daß im Macedonischen Zeitalter, zu den Zeiten des Antiochus, Herkules (vielleicht) als Jupiter Olympius angesehen wurde, wird doch keinen Beweis für die ursprüngliche Natur des Baal oder des Melkarth liefern sollen? Die dafür angeführten Worte der Maltesischen Inschrift: „unsern Herrn Melkarth, dem Bal von Tyrus“ beweisen aber das Gegentheil, nämlich daß dieser Baal nicht der eigentliche alte Baal, sondern ein anderer Gott, Melkarth ist. Der Baal des Ahab und der Jesabel soll in Israel nach dem Verfasser durchaus nicht der eigentliche Baal, der schon in den früheren Zeiten vorkommt, sondern der tyrische Herkules seyn. Wenn aber Name, Cultus und seine weitere Bezeichnung als Moloch ganz für den eigentlichen Baal spricht, hingegen keine Spur von den Eigenthümlichkeiten jenes Melkarth am israelitischen Baal zu finden ist, sondern das Gegentheil von ihm, wie kann man dann den Herkules bey den Israeliten finden? Ganz recht hat daher Gesenius, der von dem Verf. deßwegen getadelt wird, in dem israelitischen Baal ein ganz anderes Subjekt gefunden, als in dem tyrischen Baal = Herkules. Den israelitischen Baal findet Gesenius im Planeten Jupiter, der Verf. nur in der Sonne. Nach ihm hat die Hauptgottheit im Religionssystem der Phönizier nur in der Sonne ihr Substrat; der Baal des Semitismus ist der Sonnengott, und zwar in allen Gestalten, als solcher sey er auch mit dem persisch = assyrischen Mithra eins. Als Beweis hiefür wird nun auch hauptsächlich angeführt, daß der tyrische Baal oder Herkules Sonnengott gewesen sey, und auch als Sol Mithra gegolten habe.

Ref. will in Beziehung auf diesen Punct, ohne hier die Sache tiefer untersuchen zu können, nur zweyerley bemerken. Damit daß ein Gott als Sonnengott charakterisirt wird, ist von seiner Eigenthümlichkeit noch gar wenig erkannt, es ist das eine allgemeine Bezeichnung, wobey der Begriff und die Bedeutung einer Gottheit noch ganz im Dunkel bleibt. Wie viele Götter haben nicht die Sonne zu ihrem Substrat, wie der Verf. sich ausdrückt, und doch weiß man damit von dem, was der Gott selbst ist, noch gar nichts! Mit solchen Beziehungen, von Gestirnen hergenommen, erfährt man überhaupt nicht, was eine Gottheit ist. Wenn man den Baal und Moloch mit seinem Cult etwas genauer betrachtet, so möchten, ohne noch tiefer einzugehen, alle seine Attribute und seine ganze Verehrungsweise allem dem, was mit der Wirksamkeit der Sonne vereinigt gedacht wird, — z. B. ihre belebende, wohlthuende, aufschließende, siegreiche Kraft — geradezu widersprechen. Als Hauptbeweis, daß Baal Sonnengott war, führt der Verfasser an, daß auch Baal = Herakles als Sol = Mithra und der tyrische Herkules als Sonnengott angesehen wurde. Allein Ref. glaubt, daß man gar nicht tief zu gehen braucht, um zu finden, daß Mithra und der tyrische Herkules zwey vom phönizischen = israelitischen Baal total verschiedene Gestalten sind.

Noch bedenklicher sieht es aber mit der Einheit des Herkules und des eigentlichen Baal und der Eigenschaft des letzteren als Sonnengottes aus, wenn die Alten selbst den Baal gewöhnlich für den Saturn erklären, wofür der Verf. die entscheidenden Stellen selbst sehr fleißig gesammelt hat. Und nun wird vollends in Tyrus und Israel die Sonne mit den Gestirnen ausdrücklich neben dem Baal, als eine andere Gottheit verehrt. Der Verf. hält dieß selbst für unerklärbar, hätte er nicht, wie er meynt, einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden. Er hilft sich nämlich damit, daß er behauptet, vor der assyrischen Periode komme keine Spur von einer solarischen Bedeutung des Baal vor. Also erst mit dem Einfluß der assyrischen Macht wurde Baal nach dem Verf. Sonnengott. Hiemit hat sich eigentlich der Verf. selbst widerlegt und gibt das, was Ref. seiner Ansicht entgegnet, selbst zu.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Denn es handelt sich wohl darum, was der Baal ursprünglich, ohne Vermischung und Vermengung mit den Ansichten und Göttern anderer Völker, rein und lauter für sich selbst gewesen ist; war also jene seine Eigenschaft als Sonnengott eine ihm von außen aufgenöthigte, erst hinzugekommene, fremdartige assyrische Idee, so ist er ja gerade das letzte nicht selbst ursprünglich, es ist dann seine Bedeutung als Sonnengott etwas, was nicht ihm eigentlich gehört, sondern bloße assyrische Beymischung ist. Der ursprüngliche Begriff des Baal ist damit auch dem assyrischen Religionssystem mit Recht genommen, und dem phönizischen Stamm zugesprochen.

Baal war nun nach dem Verfasser auch Saturn und Mars zugleich, das sucht er mit vielen Stellen zu beweisen. Die für Mars sind freylich aus sehr später Zeit. Der Verf. hat damit selbst zugegeben, daß Baal ursprünglich Saturn gewesen. Da aber im Alterthum, wo das ganze Seyn eines Volkes lediglich auf seinem Gott beruht, mit dessen Untergang oder gänzlicher inneren Umänderung es aufhörte dieß Volk zu seyn, — da also im Alterthume ein Volk, wie die Phönizier, die bekanntlich der assyrischen und babylonischen Herrschaft den entschiedensten Widerstand *) entgegensetzten, gewiß an ihrem Gott aufs hartnäckigste festhielten, so scheint uns überhaupt jene Umkehrung des alten eigentlichen phönizischen Baal in den neuen assyrischen Sonnenbaal ungegründet zu seyn. Der Verf. gibt indessen ebenfalls den Gegensatz, ja Widerspruch des alten phönizischen und spätern assyrischen Baal selbst zu. Man sieht dieß aus der Art, wie er die sich so widersprechenden verschiedenen Baale in Einen Begriff zu vereinigen sucht und das ist nun die eigentliche Haupt- und Grundansicht des Verfassers von dem Wesen des Baal. Baal ist nämlich dem Verfasser der Abgott der ganzen Natur; er ist nach ihm nicht bloß das erzeugende, sondern auch das erhaltende und zerstörende Princip. Nun erklärt sich Alles. Er ist darnach eben so gut das liebliche Sonnenlicht im Sonnenbaal, als das finstere Princip im Saturn und Mars. Er hat einen Doppelcharakter oder vielmehr ein ganz allseitiges Wesen. Jene dreyfache Auffassung des Baal fällt dann mit der Dreytheiligkeit des Baal als Jahressonne zusammen. Als Adonis ist er die Frühlingssonne, als Mars oder Baal Chamman, der jenen tödtet, die Gluthsonne des Sommers, als Saturn oder Baal Chewan die Sonne im Winter. Auch Mithra und Herkules wären so als τριπλάσιος angesehen und dargestellt worden. Jeder der drey Baal habe seine entsprechende weibliche Gottheit, zum Adonis gesellt sich Baaltis oder Mylitta, Baal Chamman oder Moloch nimmt bald die grausame Melechet oder Astarte, bald die Mylitta als Frau an, und dem Saturn entspreche die Rhea als Göttermutter, die selbst ein Pantheon sey, wie ebenfalls El oder Saturn mit allen dreyen Baaltis, Astarte und Rhea sich vermählte.

Ref. glaubt, daß mit diesem sich zertheilenden und zersetzenden Allgott die schwierigen Fragen, welche bey der Enthüllung der Natur jener Göttergestalten und ihrer Entwicklung zu lösen wären,

*) Nebucadnezar belagerte 13 Jahre lang in der Hauptsache vergeblich Tyrus. Referent kennt recht wohl, was Hengstenberg gegen Gesenius und andere darüber schrieb; es kommt aber hier gar nichts darauf an, ob Nebucadnezar Tyrus einnahm oder nicht; Tyrus blieb doch in Insel Tyrus.

nicht beantwortet sind und auf diesem Wege nicht beantwortet werden können.

Auf diese Weise macht man es sich sehr bequem, jede Erscheinung und Gestaltung einer Gottheit zu erklären, man nimmt einen möglichst weiten, Alles in sich fassenden, Grundbegriff derselben an und dann kann man nie in Verlegenheit kommen, jede Eigenschaft derselben, jede Aeußerung ihrer Wirksamkeit in ihr zu finden. Bey einem solchen Verfahren fehlt aber gerade der Nachweis über die Hauptpuncte: nämlich erstens dafür, daß bey der in Untersuchung stehenden Gottheit wirklich die ihr zugeschriebenen Eigenschaften im Culte und in der Anschauung der sie verehrenden Völker zu finden sind, und zweytens dafür: daß ein solcher Naturallgott wirklich im Glauben jener Völker existire. Es zeigt sich aber, daß weder für das Erste, noch für das zweyte schlagende Beweise geliefert worden sind, sondern daß man der einmal angenommenen Erklärungsweise zu lieb, sowohl jene Eigenschaften zum Theil der einen Gottheit angedichtet, als auch die Existenz eines solchen Allgottes in jenen Religionen erst willkührlich erfunden hat. Umfang und Zweck dieser Anzeigen erlauben aber Referenten nicht, sich noch weiter, als es schon geschehen ist, über diesen vielseitigen Gegenstand zu verbreiten.

Höchst belehrend, gründlich und allseitig ist darauf die Untersuchung des Verfassers über den Cultus des Adonis. Merkwürdig ist, daß Adonis vorzüglich nur in Byblus und in dem Norden von Byblus, aber nicht in den eigentlich phönizischen, sidonischen Städten, so wenig als in den phönizischen Colonien verehrt wurde, sonst aber sein Cult sehr weit verbreitet war. Diese vom Verfasser richtig beobachtete Thatsache scheint uns einen bedeutenden Aufschluß zu geben; der Verfasser hat es aber unterlassen, darauf einzugehen. Es liegt nämlich am Tage, daß, wo Melkarth oder Herkules verehrt wurde, Adonis nicht zu finden war. Es wirft dieß ein bedeutendes Licht auf die Natur beyder Gottheiten. Wir müssen uns aber hier nur auf diese Andeutung beschränken, und wundern uns nur, daß der Verfasser diese so aufschlußreiche Thatsache nicht für seine Forschungen benützen wollte. Im Orient hieß Adonis auch Thammuz, eben so wurde auch der Monat Junius bey den Syrern genannt. Das Wort bedeutet nach dem Verfasser Trennung, Scheidung (von בּוּד נבד scheiden), nämlich des getödteten Adonis von der Baaltis oder das Aufhören der Zeugungskraft der Sonne, als eine gewaltsame Trennung (des Adonis?) von der Sonne dargestellt.

Genau wird dann vom Verf. die 7 Tage währende Todtenfeyer des Adonis beschrieben: das Suchen der Göttin, die Klage der Frauen, welche, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, dabey die Göttin selbst vorstellten, und das Freudenfest nach dem Todtenfest, wo man ausrief: Adonis lebt und ist aufgefahren. Hier wurde gerufen ὑγὶς Ἄττης d. i. חי er lebt, an der Stelle des früheren Klagerufes: Wehe Adonis. Darauf folgte das lascive Mylittenfest. Dieses ganze Fest wurde in Syrien am Ende des Jahres und zu Anfang des neuen Jahres, welches im Orient mit dem October begann, gefeyert, bey andern Völkern am Ende des Frühlings, wo Adonis von der Sonnenhitze getödtet wird. Sehr weitläuftig und erschöpfend verbreitet sich der Vers. über den Mars, der in Gestalt eines Schweines den Adonis tödtet. Das Schwein hatte überhaupt die Bedeutung eines dämonischen Thieres, es war jenen Völkern ein heiliges Thier, aber einer infernalischen Macht geweiht, die Ursache des religiösen Abscheues vor ihm. Bey den Thesmophorien gab es einen aus der phönizischen Religion hergenommenen Gebrauch. Schweine wurden in eine unterirdische Kluft, μέγαρα genannt, gejagt, von denen dann behauptet wurde, sie kämen im folgenden Jahr im Hades an (der Verf. liest nämlich bey Pausan. IX. 8, 1 ἐν Ἅιδῃ εἶναι für ἐν Δωδώνῃ). Jene μέγαρα, welche nach Hesych. die der Proserpina und Demeter gehörigen Klüfte sind, deutet der Verfasser aus dem Phönizischen מערה, d. i. Höhle, indem ע als Ghain ausgesprochen wurde. Der Grund jenes Hineinjagens der Schweine war ein ἱερὸς λόγος. Mit Recht geht der Verfasser bey Deutung altgriechischer Mythen und religiöser Gebräuche auf das Phönizische zurück, wo es sich leicht und ungekünstelt von selbst darbietet; denn nirgends lassen

sich die Berührungen und Verwandtschaften so entschieden historisch nachweisen, als hier. Das Schwein findet sich nun fast immer in Verbindung mit Typhon. In Aegypten wurde Typhon in Schweinsgestalt dargestellt. Auf der Jagd auf ein wildes Schwein fand Typhon den Leichnam des Osiris und zerstückte ihn. Eben so war das Schwein das heilige Thier des Mars. Alles was man vom Schwein Böses sagt, galt vom Mars. Im Arabischen ist der Name des Schweins auch zugleich der Name des Satans, so wie der Samum in der Wüste ein Symbol von ihm ist. Mars heißt bey den Juden auch Samael d. i. Gift Gottes. Plutarch sagt: Mars mit dem Schweinsgesicht regt alles Unheil auf. Das ist Typhon, der in der Gestalt des erymanthischen Ebers erscheint. Diesen erklärt der Verfasser durch ארי מות d. i. Feuer des Todes. Wie Adonis kam Attes durch Adrast, den lydischen Mars, um, der früher (wie Typhon den Herkules) um einer Wachtel willen seinen Bruder Agathon getödtet hat, womit die phönizische Mythe von Pygmalion פעם עלוך d. i. Mörder des Eljon, der auf der Eberjagd den Sichäus den Reinen (זכי) umbringt, merkwürdig übereinstimmt.

Wichtig ist für den Begriff des Adonis, daß der Ackerstier sein Symbol ist, welcher den deutlichsten Gegensatz gegen das Symbol des Mars — Typhon, das Schwein, bildet, so wie daß er in Patäkengestalt, unter dem Namen *Πυγμάιων* im Tempel zu Hierapolis aufgestellt war. Sehr verwandt ist mit Adonis Esmun, der auch Paian heißt, und fast ganz fällt mit ihm Memnon zusammen, wie der Verfasser sehr gut nachweist. Adonis heißt auch der Coische, dem zwey Flüsse geweiht waren: Serach und Plieus. Serach oder Aoos ist Memnon. Serach heißt wörtlich Aufgang (זרח), Plieus ist dasselbe, was Phelis (ein phönizischer König vor Troja, auch Pheles (bey Menander), es ist der Bacchus, der neben Adonis *φλεύς*, *φλευεύς*, *φλοιός* genannt wird (Lobecks Aglaophanios p. 402.). In diesem Pheles möchte der Verfasser wohl glücklich das alttestamentliche פלא, Wunderbarer (Jesaj. 9, 5, wozu der Verfasser die wichtige Stelle Judith. 13, 18 hätte hinzufügen sollen) entdeckt haben, ein gewiß nicht unwichtiger Fund! Auch jener König der Aethiopier Serach im A. T. mag Einfluß auf die Mythe gehabt haben, doch verliert sich hier der Verfasser in Andeutungen über das Mythologische in der Erscheinung jenes Königs, denen Referent nicht beystimmen kann. Merkwürdig ist, daß Memnon den Babys oder Mars — Typhon in Aegypten erlegt. Die Idee des Memnon ist dem Verfasser eine engere Fassung von Baal oder Adonis auf die Frühlingssonne beschränkt. Serach sey die Morgensonne, die von der Hitze des Mittags getödtet werde. Der feindliche Feuergott ist der Zwillingsbruder, der schon im Mutterleib mit dem andern hadert, der Böse tödtet den Guten oder auch umgekehrt. Sehr gut weist der Verf. nach, wie dieß bey vielen Mythen wiederkehrt, bey Usov und Hypsuranius (bey Sanchoniathon), Akrisius (in Phrygien Saturn nach Hesych.) und Prötеus (die im Mutterleib sich zanken), Agathon und Adrastus, Pygmalion und Sychäus, Herkules und Iphikles, Bellerophon und Deliades, Osiris und Typhon, so wie bey den Kabiren und Heliaden, deren einige den frommen Bruder tödteten. So hat auch Memnon einen bösen Zwillingsbruder Emathion, ein Unhold, den Herakles tödtet (auf keinen Fall ist er aber Plieus — Dionysus, wofür ihn der Verfasser unbegreiflicher Weise halten will). Der Verfasser glaubt seinen Namen durch המדי d. i. *πυρόεις* erklären zu können. Merkwürdig genug ist der Name jenem Serach gleich, der Genes. 28, 25 ꝛc. mit Peres um die Erstgeburt streitet. Eben so fließen Adonis Serach und Esmun in einander, von dem Damascius sagt: er habe im weiten Dunkel ein großes Licht angezündet. Bey Plutarch wird Adonis (Symp. IV. 53) geradezu mit Bacchus identificirt. Daß Adonis mit Osiris verschmolzen wurde, ist bekannt. Der Verfasser schreibt dieß nur den spätern Zeiten zu, wo diese Vereinigung von Alexandrien ausgegangen war, wohin die Adonien von Biblus gebracht worden seyen, da der ganze Dienst als phönizisch-syrisch nicht hätte von Aegypten kommen können.

Adonis, dessen Name nach dem phönizischen אדוני mein Herr bedeutet, von seinen Verehrern so genannt, dessen eigentlicher Name aber Baal gewesen sey, wofür der Verf. freylich keinen schlagenden Beweis geben kann — Adonis hatte den Ei-

nyras zum Vater und die Metharme zur Mutter; ersteren Namen leitet der Verf. von כִּנּוֹר κίνυρα; die Trauerflöte bey den Adonien her, letzteren von חרם als Hithpael: sich weihen, also die Geweihte, soviel als Kadescha, geweihte Buhldirne, da hier der Mylittendienst, das Preisgeben an Fremde stets mit verbunden war. Mit diesem ganzen Dienst bringt der Verf. die Klage um Linus, der, auch von Hunden zerrissen, in Argos von den Frauen beklagt wurde, in Verbindung. Der Klageruf *Αἴλινος* oder *Οἴλινος* ist phönizisch und bedeutet: Wehe uns. Auch die Hebräer kannten die Klage um den eingebornen Sohn, ein Ausdruck, der sprichwörtlich geworden sey. Jerem. 6, 26. Amos. 8, 16. Linus war, merkwürdig genug, der Sohn des Moloch-Saturn und der Urania. Die Sitte, den Erstgeborenen des Königs zu opfern, wie II. Regg. 3, 27. wirklich geschieht, steht mit dem Allen in genauer Verbindung. Saturn soll nach Sanchoniathon seine eigene Tochter ums Leben gebracht haben. Die Tochter Jephtas verehrten die Samaritaner selbst als Göttin.

Wir haben das Wichtigste und Bedeutungsvollste aus den so umfassenden und gründlichen Zusammenstellungen des Verf. in Beziehung auf den Adonismythus herausgehoben, sehr Vieles mußten wir natürlich ganz übergehen. Es ist einer der merkwürdigsten, aufschlußreichsten und wunderbarsten Mythen, in dessen Tiefen viel Wichtiges verborgen ist. Er bildet ein Gewebe, dessen Fäden mit den bedeutungsvollsten Vorgängen der tiefern Mythenwelt im genauesten Zusammenhang stehen. Der Verf. hat nur das Eine darin finden wollen, daß die schöne Frühlingssonne mit ihren Blüthen von der Sonnengluth des heißen Sommers vertrieben und vernichtet, oder daß in der getödteten Gottheit die im Winter gehemmte Naturkraft dargestellt werde. Referent glaubt, daß ganz andere Dinge darin verborgen sind. Da jedoch der Raum nicht gestattet, sich weiter hierüber zu verbreiten und noch vieles Andere zu besprechen ist, so muß er zu dem Folgenden eilen.

Im nächsten Abschnitt, der von El, Bel, Belitan oder Saturnus handelt, sucht der Verf. zuerst nachzuweisen, daß dieser Gott der erste und bevorzugte

Gott vor allen andern bey den Phöniziern gewesen sey. Ihm gehörte immer der erste Zeitabschnitt, die erste Stunde, der erste Tag der Woche; ihm waren Januar und December geweiht, er heißt bey den Pythagoräern *ἡγεμὼν τοῦ παντός* oder *ἄρχων τοῦ κόσμου, κοσμοκράτωρ*. Ohne Weiteres nimmt der Verf. an, der Eljon des Melchisedek sey auch der El als Saturn, *Ἶλος* bey Sanchon. genannt. Der Name Belitan, der alte Bel, beziehe sich theils auf seine Manifestationen in der Urzeit, theils auf die Vorstellung von ihm als senex, als ewig sich gleichen, nnwandelbaren Urwesen. Er wohne in einer ummauerten Burg, Kronosburg bey Pindar, seine hohe Himmelsburg werde im Buch Hennoch als heiß wie Feuer, und kalt wie Eis geschildert, daher sein Name Belsebul (בעל זבול) Herr der Wohnung, d. i. Himmelswohnung. Weil ihn der Orphische Hymnus 13, 8 Prometheus nennt, so glaubt der Verf. Prometheus sey Saturn selbst als creator hominum בּרֵאשִׁית Der Verf. vergleicht dann mit diesem alten Bel die babylonische Lehre, in welcher er in zweyfacher Weise gedacht worden sey: als das in sich selbst zurückgezogene, unoffenbare Wesen, und dann als zweyter Bel, der als Demiurg aus jenem hervorgehe. In den jüngern chaldäischen Orakeln sey die Lehre von einem Urwesen, Allvater, Vater des Logos, des Eingebornen als Jao oder Demiurgos deutlich vorgetragen, die Spuren davon gingen aber auf eine höhere Zeit zurück, es sey dieß der Zerovanes Medorum principium ac pater Deorum bey Berochus, die Zerwome Akerrene der Magierreligion, welche die Babylonier als die erste Potenz nennen, welcher durch den Apason (תְּהוֹם) d. i. *πόθος* mit der Altmutter Taauthe (den chaotischen Weltbildungsstoff) den Eingebornen zeugt (Eudemus bey Damascius). Jener Urvater habe also einen eingebornen Sohn, der ihm in Allem gleich und darum wieder er selbst sey, dieser ist der Demiurg Bel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Schluß des ersten Artikels.)

Der Verf. verfolgt nun diese Lehre weiter in den chaldäischen Orakeln der Juliane, wo beyde die alte und die neue Zeit heißen, damit wird die Ansicht des Imperator Julianus verglichen, welcher ein Urgutes annimmt, welches aus sich selbst die intelligible Sonne, ihm selbst gleich, erzeugt, wo also Zeus — Belus oder Sol — Mithra ein Ausfluß aus dem Urlicht ist. Dazu wird Amun angeführt, dem Isis die Füße löst. Der junge Bel ist nach dem Verfasser Baal — Chon oder Herakles Saturn, da ja der karthagische Baal Herakles ein Sohn des Saturn heiße (bey Ampelius). Der Verf. vergleicht dann weiter damit die babylonische Kosmogonie des Dannes und sucht ein Bruchstück einer Kosmogonie der Babylonier zu lösen, welche Damascius aus Eudemus aufbewahrt hat. Die Lösung, an welcher Münter gänzlich verzweifelte, scheint ihm auch durch Erklärung der Namen aus dem Semitischen und Zurückführung ihrer Bedeutung auf das obige Hauptsystem ziemlich gelungen zu seyn und ist als Episode eine der besten Stellen des Werkes. Das ganze stellt drey vorkosmogenische Triaden der Babylonier dar, wo immer eine die Reproduktion der andern ist, bis zuletzt der nun gezeitigte Demiurg als Produkt hervorgeht. Darauf schildert der Verf. den Belitan als Welterhalter und Weltbeherrscher, und glaubt Saturn heiße in dieser Beziehung, Chijun, Chon, Chewan. Die Existenz dieses Namens für Saturn weist der Verf. hier nur aus sehr späten Schriften nach und wenn er ihn in dem Jekun, d. i. dem Satan, im Buch Hennoch findet, so will sich das nicht mit seinem Welterhalter und obersten Gott El oder Belitan reimen. Den Namen leitet er von כּוּן aufstellen, gründen ab, er sey ganz eins mit dem griechischen κίων Säule, eine Säule hätte aber Saturn genannt werden können, weil die Weltordnung ewig gleich durch ihn bestehe. Dasselbe bedeute die eine der beyden Säulen vor dem salomonischen Tempel, Jachin, יָכִין genannt, ein Wort, das demselben Stamme angehöre. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. die Bemerkung, daß der Begriff des den Himmel und die Welt stützenden Gottes auch des Jehovahs nicht unwürdig sey, Saturn und Jehovah gingen überhaupt wohl bey den Hebräern in einander über. Mit jenem Begriff kommen auch die berühmten Spitzsäulen in den Tempeln des Herakles z. B. zu Tyrus zu Gades überein; das seyen jene berühmten Säulen im äußersten Westen. Herakles ist nämlich nach dem Verf. eine Manifestation des höchsten Gottes Saturn, an dessen Stelle er die Welt erhält. Jene Säulen des Herkules hießen auch ehemals Säulen des Saturn oder des Briareus. Der Chijon beym Propheten Amos (5, 26) sey eine solche Herkules- oder Saturnssäule und die dort genannten Bilder ein Götzenapparat, etwa ein Globus, Himmelskugel u. dgl. Also mit dem Urlicht, dem Urguten, dem ewigen Ur- und Grundwesen, dem alten Bel und seinem ihm gleichen, aus ihm durch den Urstoff geboren, Stellvertreter, dem jungen Bel, wie sie beyde in den babylonischen Kosmogonien und in den Darstellungen der Juliane der Verf. gefunden zu haben glaubt — mit diesen soll der historische Baal oder Saturn, wie er in der alten Zeit, wo er herrschte, von Zeitgenossen seiner Verehrung geschildert wird, Eines seyn? Wir wollen sehen. Des Verf. eigne Worte sollen uns diesen Saturn schildern. Er sagt zuerst von ihm: seine

Rache könnte nur durch Hingabe des Liebsten und Theuersten gesühnt werden, ihm wurden deßwegen die erstgebornen, ja bey den Phöniziern die einzigen Söhne der Eltern geopfert; als Lösegeld anstatt des Untergangs Aller wurden sie den furchtbaren Dämonen, wie ein Alter sagt, unter geheimnißvollen Gebräuchen geschlachtet. Kronos schlachtet nach einer alten Sage seinen eingebornen Sohn Zeus, ihm macht es der König der Moabiter nach (I. Chronic. 27, 24, II. Chr. 29, 8). Sogar der Gastfreund wird ihm geschlachtet, der noch mehr als die Kinder galt Dasselbe geschah dem furchtbaren Talaios auf Creta zu Ehren. Und darum frißt Kronos nach der Meynung des Verf. seine eigenen Kinder, weil man ihm Kinder opfert. Nun dazu die Blutsühnungen; Kasteyungen der Baalspriester, die Selbstverstümmlungen der Cinäden, die nach dem Verfasser dem Saturn heilig waren, und wie er Cobab, Kybebe, Kadesch genannt wurden. Die ihm an die Seite gestellte Naturgöttin war dagegen nach dem Verf. freundlich, liebreich, wohlthätig — er ein ernstes, finsteres Wesen; sie hatte eine freudige Verehrung mit Jubel und Lärmen, das hat ein Ende, sobald sein heiliger (!) Dienst beginnt, er hat einen schrecklichen Cult, sie einen ausschweifenden und doch ist er — πνεῦμα: Licht, Lichtäther, der ordnende Demiurg; sie das physische (Materie, Nebel, Finsterniß), er das geistige Lebensprincip, der die Geister von den Schlacken reinigt, dem zu Ehren, wie unmittelbar darauf der Verf. anführt, zu Hierapolis Kinder in einen Schlauch gesteckt, von dem hohen Tempel in die Tiefe geschleudert wurden mit den furchtbaren Worten: das seyen Kälber und keine Kinder. Noch mehr, Saturn ist Unglücksplanet, ein die Zeugung hemmendes, unfruchtbar machendes Gestirn, dessen Constellationen böse Zeichen gaben. In Aegypten ward er, sagt der Verf., zum Typhon und in der Chaldäerlehre selbst, der doch jenes spekulative Urlicht und jener erschaffende, Alles erhaltende Demiurg angehören soll, war er neben Mars böses Princip.

Wir brauchen aus allem diesen wohl nicht erst mit vielen Worten einen Schluß zu ziehen; widersprechendere Merkmale und Begriffe können doch kaum gefunden werden, und diese sollen die Attribute eines Wesens, eines Gottes seyn! Der Verfasser fühlte selbst das ganze Gewicht dieser Widersprüche, indem er bemerkt: ein böses Princip könnte unmöglich oberste Gottheit seyn, oberste Gottheit ist aber El-Saturn im ganzen Semitismus. Und wie hilft sich der Verfasser aus dieser Verlegenheit? Ganz leicht, indem er bemerkt, der phönizische El habe erst später diesen, seinem Grundbegriff ganz fremdartigen, Charakter angenommen. Als ob dem Baal erst zu Zeiten Alexanders die Kinder geopfert worden wären, und nicht schon zu Achabs und Isabels Zeit, und noch viel früher! Wenn es auch früher der Fall gewesen, meynt der Verf., so hätte Saturn doch nicht ausschließlich diese Bedeutung gehabt, es sey später erst aus Assyrien der kinderfressende Moloch mit ihm verbunden worden. Als ob die Assyrer einen Moloch gehabt hätten! Eben so wenig gelingt dem Verf. die Beantwortung der Frage, warum das höchste Wesen El mit einem so unscheinbaren Sterne verbunden wurde, indem er bemerkt: Saturn ist willkührlich und nach einer im Wege bloß äußerlicher Reflexion vorgegangenen gelehrten Beobachtung des Planetenlaufs als höchster Planet auch höchster Gott geworden. Aber auf diese Weise ist keine Verehrung der Gestirne, geschweige denn eine so mächtige, Alles dominirende Anbetung eines Gestirnes entstanden. Der Verfasser holt sich seine Erklärung solcher schwieriger Puncte aus der bekannten Ansicht, daß hier überall ein Rückschritt und Trübung einer früheren, reineren Religion Statt gefunden habe. Der El sey ursprünglich der patriarchalischen, mosaischen Religion näher gestanden, als den Naturgöttern Phöniziens und Syriens. Das Urwesen der Babylonier habe sich dann erst mit dem chaldäischen Zabäismus und mit Phöniziens Naturdienst verschmolzen. Das sind aber lauter unklare und unerwiesene Voraussetzungen und Begriffe, wobey man sich nichts Bestimmtes denken kann. Der Verfasser nimmt in dieser Beziehung 3 Perioden an. El ist nach ihm zuerst oberste und einzige Gottheit, der Gott des Melchisedek, als Lichtwesen, der sich auch zu den Menschen herabläßt, sie belehrt und dergleichen in den Tagen, da der Mensch in Unschuld lebt, trotz dieser Unschuld aber doch die große Fluth schickt. Das soll der El Schadai seyn, welcher der Gott aller Semiten, auch der Israeliten gewesen. In verklär-

ter Weise offenbare er sich dann als Jehovah, trete aber nicht erst durch Moses als deus ex machina, als ein vom ganzen Semitismus abgesonderter, diesem unbekannter und fremder hervor. — Unter vielen Fragen, die wir hier an den Verfasser richten möchten, nur eine: wo ist denn bey einem andern semitischen Volk eine Spur von einer Anerkennung, Anbetung oder Dienst des Jehovah? Jehovah wird ja als Herr aller Herren, und Gott aller Götter überall allen andern Göttern, die als Nicht-Gott (5 Mos. 32, 21) so treffend bezeichnet werden, also auch wohl dem Baal-El des Verfassers entgegengesetzt. Durch Jehovah werden die Israeliten vielmehr von allen andern Semiten abgesondert und Jehovah ist kein Gemeingott aller Semiten, weder in verklärter, noch unverklärter Gestalt. Worauf aber Alles ankäme, nämlich zu entwickeln, was denn ein verklärter El heißen solle — und was denn vorher El selbst ist, das läßt der Verfasser gänzlich liegen. Damit ist aber in der Sache rein nichts geschehen, denn diese allgemeinen, unbestimmten Bezeichnungen geben weder klare Anschauungen, noch richtige, sichere Begriffe, um die es sich doch in jeder Wissenschaft handelt. Eine einzige, richtig abgeleitete Bestimmung, ein einziger, genau bezeichneter Begriff, was freylich immer eine wissenschaftliche Entwickelung voraussetzt ist besser, als breite Umschreibungen, die nie die Hauptsache berühren und in lauter unbestimmten Andeutungen sich bewegen. Wie es mit dem verklärten El als Jehovah aussieht, zeigt der Verf. sogleich selbst, indem er behauptet, der Mosaismus habe sich vielfach an dem Cult des El angelehnt, habe die Weihung des ersten Wochentags (der im ganzen (?) vordern Asien dem Saturn heilig gewesen), als des Sabbats, die Beschneidung in Beziehung auf die Exsectionen im Saturndienst, sowie die Siebenzahl herübergenommen und sich so theils die edleren Elemente nach Bedürfniß des Volkes angeeignet, theils die rohen Formen durch andere ersetzt. In diesem Sinne ist nach dem Verf. der Mosaismus eine Veredlung des Saturndienstes, als eine Restitution der reineren Gottesverehrung der älteren Zeit, aber keine Entwicklung aus dem Heidenthume. Der hebräische Gott sey sonach in der Hauptsache derselbe, wie der Gott der Semiten, Saturnus — Baal. Wir meynen aber, es sey gänzlich unstatthaft und unbegründet, den Jehovah, der da ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte, aus dem finstern, grausamen, vernichtenden Saturn herzuleiten, wenn auch dieser nach des Verfassers Vorstellung, noch so sauber abgewaschen und reformirt wird. Beyde sind toto coelo verschieden. Wir können uns hier auf diese Untersuchung aus vielen Gründen nicht noch weitläuftiger einlassen und müssen die durchgehende, Alles verwirrende Vermischung des Saturn mit dem El, (oder El Schadai) oder des Baal mit dem sogenannten allgemeinen Gott des Semitismus, wobey sich zuletzt beyde zum Jehovah verklären, aufs entschiedenste zurückweisen. Aller Irrthum des Verfassers schreibt sich von dem unrichtig aufgefaßten Begriff des Baal her, den der Verfasser zu einem Allgott machen will, der Alles seyn kann. Baal ist aber nichts weniger, als ein solches Urwesen, das bald als dieser, bald als jener Gott erscheinen kann, je nachdem er eine Seite herauswendet. Das hätte schon der griechische Saturn, der alle seine Kinder d. h. alle weiteren Geburten und Entfaltungen verschlingt, lehren können.

Nach dem Verfasser gehört nun der zum Planeten gewordene Saturn einer spätern Periode an und sey eigentlich in Chaldäa zu Hause. Mit El-Saturn habe sich dann Moloch verschmolzen, der alte Feuergott der chaldäisch-assyrischen Religion, nach seiner siderischen Potenz der Planet Mars. Diesen Moloch hätten die Israeliten in Aegypten verehrt, und im späteren Götzendienst sey Jehovah noch Moloch zugleich gewesen. Erstgeburt und Beschneidung habe Moses aus dem Molochsdienst herübergenommen, um den Rückfall ins Heidenthum zu verhüten und zugleich den Uebergang zu einer reineren Gottesverehrung zu vermitteln. Daher käme der vielfache Gebrauch des Feuers im Dienste Jehovahs, in welchem Feuer und Opfer durch ein Wort (אִשֶּׁה) bezeichnet würde. Das seyen aber doch nur symbolische Formen gewesen und Jehovah wäre darum keineswegs als Feuergott verehrt worden. El-Saturn habe sich übrigens nicht ganz in einen Naturgott verwandelt, wie der tyrische Sonnenbaal. Der alte Bel sey allerdings zum

jüngeren, zum Sol-Bel, zum Naturgott geworden, dadurch habe sich aber die Idee desselben als eines ätherischen geistigen Wesens (sic!), nicht verdrängen lassen, sondern der alte Stammgott habe sich in seinem Range neben und über dem jüngeren Sonnengott erhalten. Aber jemehr der jüngere Bel Naturgottheit wurde, sey die ursprüngliche Bedeutung des älteren in den Hintergrund getreten und endlich — das rein ätherische Lichtwesen, das Urlicht — Urgute! — ein böses Princip, ein Typhon Saturn geworden, ja, als sein Reich vollends ein Ende gehabt hätte, der Satan selbst! In der That eine traurige Metamorphose, vom höchsten Allgott zum Satan herunter zu kommen!

Carl Dorfmüller.

(Ein zweyter Artikel folgt.)

Sancti Patris nostri Joannis Chrysostomi, Archiepiscopi Constantinopolitani, Opera omnia, quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur etc. opera et studio D. Bernardi de Montfaucon, Monachi Ord. S. Benedicti e Congregatione S. Mauri, opem ferentibus aliis ex eodem sodalitio Monachis. Editio Parisina altera emendata et aucta. Parisiis apud Gaume fratres, bibliopolas. MDCCCXXXIV — MDCCCXL. Tom. I — XIII. 4. Preis 364 Fr.

Joannis Chrysostomi Opera praestantissima. Ad fidem optimorum librorum, praesertim ad editionem D. B. de Montfaucon, prooemiis, notis, variis lectionibus illustrata et historia literaria locupletata. Cura Friderici Guil. Lomler. Rudolphopoli. Sumtibus et typis Guentheri Froebel, officinae literar. aulic. possessoris. MDCCCXL. 4. XII. u. 252 S.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß ein gründliches Studium der Kirchenväter, welches nicht

bloß für jeden wissenschaftlich gebildeten Theologen, sondern auch für den Philologen, Philosophen und Geschichtforscher unentbehrlich ist, nur durch kritisch bearbeitete und mit den nöthigen Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgaben mit dem glücklichsten Erfolge getrieben werden könne, unternahm es einst die berühmte Benedictiner Congregation von St. Maurus, eine Menge griechischer und lateinischer Väter auf das Zweckmäßigste bearbeitet zu Tage zu fördern.

Diese musterhafte gelehrte Genossenschaft, welche schon durch die Regel ihres Ordensstifters Kap. 73 an das fleißige Lesen der Kirchenväter gewiesen war, eignete sich ganz besonders dazu, in diesem Zweige der Gelehrsamkeit, für welchen sie die trefflichsten Köpfe bestimmte, etwas Vorzügliches zu leisten.

Wohl erwägend, welche umfassende und gründliche Vorkenntnisse, und welche praktische Uebung und Gewandtheit zu einem so schwierigen und mühsamen Geschäfte erfordert werden, und daß man nur stufenweise das Vollkommnere erstreben könne, trafen die weisen Vorstände der Congregation die sehr zweckmäßige Einrichtung, daß die Ordensglieder, welche hiezu verwendet wurden, um sie zu tüchtigen Arbeitern in diesem Fache heranzubilden, immer einem vorzüglichen Gelehrten, welcher mit der Bearbeitung irgend eines größeren kirchlichen Schriftstellers beschäftigt war, als Gehülfen beygegeben wurden, und daß sie gewisse Probeversuche machen mußten, welche darin bestanden, daß sie irgend eine einzelne Schrift, oder opuscula selecta eines Kirchenvaters, oder auch die sämmtlichen Schriften von Vätern niederen Ranges zu bearbeiten erhielten, ehe man sie an größere Unternehmungen gehen ließ. S. Mabillon in der allgemeinen Vorrede zu dem XI. Bande der Werke des h. Augustin.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Patris nostri Joannis Chrysostomi, Archiepiscopi Constantinopolitani etc.

(Schluß.)

Schon waren nach einigen Vorarbeiten von geringerem Umfang die Werke des hl. Bernhard von Clairvaux von Dom Mabillon in zwey Foliobänden, und zugleich in 9 Octavbänden, Garets Cassiodorus zu Rouen 1679 in zwey Foliob. in den J. 1686 — 90; zu Paris die Werke des h. Ambrosius in zwey starken Folianten, ebendaselbst 1687 ff.; die Gesammtwerke des h. Augustin *) 1690. Mabillons zweyte Ausgabe der Schriften des hl. Bernhard, und Hilarii Opp. von Dom Coustant 1693 erschienen, als die Obern der Congregation den Entschluß faßten, die griechischen Väter bearbeiten zu lassen. Den Anfang wollten sie mit Johannes Chrysostomus machen; allein verschiedne Gelehrte waren der Ansicht, daß zuvörderst die Werke des Athanasius an die Reihe kommen sollen.

Kaum aber hatte Dom Bernh. von Montfaucon seine treffliche Ausgabe dieses Kirchenvaters zu Paris 1698 in drey Foliobänden vollendet, als er von seinen Obern beauftragt ward, den ganzen Chrysostomus zu bearbeiten.

Das erste Erforderniß zu einer genauern Begründung des Textes war die Herbeyschaffung eines reichen kritischen Apparates. Dazu steuerten vorzüglich die königliche Bibliothek zu Paris, die Coislinische und die Colbertische bey. In Italien hatten auf ihren Reisen Mabillon und Montfaucon selbst (Letzterer besonders in der Vaticanischen Bibliothek) gesammelt. Auch Deutschland und England lieferten dazu Beyträge.

Montfaucon ließ binnen dreyzehn Jahren durch Dom François Faverolles, den Schatzmeister zu St. Denys, durch Dom Charl. de la Rue, den nachherigen Herausgeber des Origenes, durch Dom Mart. Bouquet, berühmt durch seine Bearbeitung der Scriptores rerum Gallicarum et Francicarum, und durch Dom Jos. Doussot über dreyhundert Handschriften zum Behufe dieser Arbeit vergleichen.

Der erste Band dieses großartigen Werkes erschien zu Paris 1718; der dreyzehnte und letzte verließ, durch Druckhindernisse verspätet, erst im J. 1738 die Presse.

Dom Bernhard, welcher bey der Erscheinung des ersten Bandes bereits dreyundsechzig Jahre zählte, fühlte das Beschwerliche dieser weitaussehenden Arbeit nur zu sehr und hätte sich gern zurückgezogen, rüstigern Männern das Geschäft der weiteren Vollendung überlassend, wenn ihn nicht der Gehorsam gegen seine Vorstände davon abgehalten hätte.

So große Verdienste sich auch Montfaucons Vorgänger, Heinr. Savile, welcher zu Edinburg 1613 die Werke des nämlichen Kirchenvaters, nach den besten Hülfsmitteln und mit kritischem Geiste bearbeitet, in acht Foliobänden herausgegeben hatte, und der gelehrte französische Jesuit, Fronton du Duc, dessen Ausgabe zu Paris 1633 in 6 und 1636 in 12 Foliobänden erschienen war, um Chrysostomus erworben hatten, so übertraf sie doch der gefeyerte Benedictiner von St. Maurus noch weit, theils durch größere Vollständigkeit, indem er eine Menge noch ungedruckter Schriften zum ersten Male bekannt machte, theils durch die Scheidung der ächten von den unächten, durch die Aufführung

*) In eilf Foliobänden.

derselben in chronologischer Ordnung, durch Ausfüllung der Lücken und Verbesserung der verdorbenen Stellen, durch Ausarbeitung mehrerer neuer Lateinischer Uebersetzungen oder Berichtigung der alten, durch treffliche Einleitungen in jede Schrift, durch gelehrte Anmerkungen, durch genaue Angabe der Varianten, durch eine ganz neu bearbeitete Lebensbeschreibung des großen Kirchenlehrers, und durch vollständige Register.

Da nun diese so sehr geschätzte Ausgabe, von welcher man noch vor ihrer Vollendung zu Venedig einen Nachdruck angefangen hatte, dem in der Folge ebendaselbst zwey andere folgten, seit vielen Jahren im Buchhandel ganz vergriffen war, und nur in Auctionen um einen sehr hohen Preis erstanden wurde, so entschlossen sich die Pariser Buchhändler Gebrüder Gaume, eine neue verbesserte und in bequemerem Formate veranstaltete Auflage zu besorgen.

Anfangs schien dieses großartige Unternehmen in einer Zeit, wie die unserige ist, wo man für ganz andere Dinge Sinn und Neigung hat, zumal in einem Lande wie Frankreich, etwas Gewagtes; doch zeigte sich bald das Ungegründete dieser Vermuthung. Durch die kräftige Unterstützung des gallicanischen Clerus, welcher bey seinen geringen Mitteln mit dem edelsten Eifer und mit wahrer Pietät für das ruhmvolle Werk der hochverdienten Benedictinercongregation von St. Maurus beysteuerte, wurde der Fortschritt des Unternehmens möglich gemacht, und in einem Zeitraume von sechs Jahren das Ganze glücklich vollendet.

Die eigentliche Revision der Montfauconschen Arbeit wurde zwey gelehrten Schweizern, Ludwig von Sinner und Theobald Fix, übertragen. Fr. Dübner aus Gotha übernahm die Correctur der Druckbogen. Die theologische Oberaufsicht führte Abbé Sionnet.

Anfangs beschloß man Montfaucons Ausgabe mit möglichster Sorgfalt wieder abzudrucken; doch so, daß die Druckfehler und andere Versehen, wenn sich irgendwo welche fänden, verbessert werden sollten, und zugleich das hinzugefügt würde, was die Benedictiner selbst, wenn sie es gewußt hätten, aufgenommen haben würden. Um jedoch den Eifer der

Abnehmer durch zu langes Verzögern des Druckes nicht erkalten zu lassen, sollte dieser mit möglichster Raschheit gefördert werden.

Demnach wurde der Druck ungefähr um die Mitte des Jahrs 1834 angefangen und so thätig betrieben, daß täglich ein Bogen, oder dreyzehn Seiten der Montfauconischen Folioausgabe erschienen.

Bey der Redigirung des Textes und der Correctur der Druckbogen hatte man Savile's Ausgabe stets zur Hand, um sie in zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen, und den Montfauconschen Text bey offenbaren Versehen zu verbessern. Allmählig aber zeigte es sich, daß aus der Morellschen Ausgabe, welche Montfaucon zum Drucksatze bestimmt hatte, manches Fehlerhafte, selbst wider seinen Willen, in die seinige übergegangen war. Deßhalb sahen sich die Herausgeber genöthigt, Savile's Text, von dessen ungemeiner Genauigkeit sie sich allmählig zu überzeugen immer mehr Gelegenheit hatten, bisweilen wörtlich zu vergleichen. Dadurch ward es ihnen möglich, eine Unzahl von Verbesserungen anzubringen; doch hüteten sie sich sorgfältig, etwas zu ändern, was entweder unverdorben wäre, oder irgendwie als nicht zu unwahrscheinlich vertheidigt werden könnte. Zugleich nahm Herr von Sinner schon bey den ersten Bänden, ungeachtet sie sehr rasch aufeinander folgten, zu den besten Handschriften seine Zuflucht, verbesserte mit Hülfe derselben sehr viele Stellen, und fügte auch manches Neue hinzu, wie dieß bey der zweifelhaften Rede de beato Abraham, von welcher zu Paris 1835 ein eigener Abdruck in Octav erschien, ganz besonders der Fall war. Da sich die Verleger von dem Nutzen dieses Verfahrens für die Verbesserung und Vervollständigung des Werkes hinreichend überzeugt hatten, und der Absatz durch das Vertrauen des Publikums gesichert war, so gestatteten sie den Herausgebern etwas mehr Musse, welche um so nothwendiger war, als der Fleiß der Benedictiner in den letzten Bänden nachgelassen hatte.

Dieser jedoch ziemlich beschränkten Musse bediente sich Hr. Fix, nachdem ihm und Herrn Dübner vom achten Bande an die Redaction der Ausgabe allein überlassen war, so, daß er zuerst den Savileschen Text, dessen kritischen Werth er voll-

kommen kennen gelernt hatte, wörtlich einsah; dann die Handschriften, so wie es die Umstände erlaubten, entweder ganz verglich, oder nöthigen Falls zu Rathe zog, und überhaupt in der Verbesserung der Chrysostomischen Rede ein bestimmtes und wohl überlegtes Maaß beobachtete.

Besonderer Fleiß wurde auf die genaue Nachweisung der Bibelstellen verwendet; eben so für richtigere Interpunction gesorgt. Die mancherley Versehen in der Orthographie und in den syntaktischen Gesetzen wurden stillschweigend verbessert.

Da wir nicht näher in das, was die Herausgeber bey jedem Bande und jeder einzelnen Schrift geleistet haben, eingehen können, so wird es genügen, auf den Epilog des Herrn Fix zu Ende des letzten Bandes zu verweisen.

Nach dem ursprünglichen Plane der Verleger und Herausgeber hätte das ganze Werk binnen drey Jahren vollendet werden sollen. Da aber eine Feuersbrunst gegen das Ende des Jahrs 1835 die ersten eilf Lieferungen, oder die ersten fünf Bände nebst dem ersten Theile des sechsten Bandes ganz verzehrte, so daß von der eilften Lieferung, welche noch nicht ausgegeben war, nicht ein einziges Exemplar gerettet wurde, so sahen sich die Verleger in die traurige Nothwendigkeit versetzt, beynahe die Hälfte des Werkes neu drucken zu lassen. So waren nun die Pressen mit dem Drucke der früheren und der neuen Lieferungen fast abwechselnd beschäftigt.

Der erste und zweyte Band, welche zuletzt an die Reihe kamen, wurden durch genaue Vergleichung mit Savile's Ausgabe um Vieles verbessert.

Der Index locorum Scripturae sacrae und der Index rerum, welche den zweyten Theil des dreyzehnten Bandes bilden, und von den Benediktinern von Solesmes ausgearbeitet wurden, verzögerten die Erscheinung des ganzen Werkes, welches bis zur Mitte des J. 1839 vollendet worden wäre, noch um ein volles Jahr, weil die Verfasser beym Durchlesen der Correkturbogen alle Seitennumern noch einmal mit der Ausgabe verglichen.

Im ersten Index, welcher wenigstens um die Hälfte stärker, als der Montfauconische ist, bemerkten sie alle Stellen der hl. Schrift, welche von Chrysostomus erklärt oder nur angeführt werden. Das Materien-Verzeichniß bereicherten sie mit mehr, als zweytausend Stellen. Sie suchten den Inhalt der Lehre des Kirchenvaters in jedem Artikel den Lesern in Kürze vor Augen zu stellen, und ordneten die einzelnen Artikel systematisch. Das Bemerkenswerthe, was sie bisweilen aus unächten Schriften aushoben, ließen sie, damit man es leichter von dem Andern unterscheiden könnte, mit Cursivlettern drucken.

Daß der Index rerum nach der lateinischen Uebersetzung angelegt wurde, läßt schließen, daß diese mehrere Leser, als der griechische Text unter dem französischen Clerus finden dürfte.

Hierauf folgt Stiltingi compendium chronologicum gestorum et scriptorum S, Joannis Chrysostomi aus den Actis Sanctorum Mensis Sept. Tom. IV.

So wie die trefflichen Herausgeber durch ihren unermüdeten Eifer und die Umsicht und gewissenhafte Genauigkeit, mit welchen sie in der Behandlung ihres Schriftstellers zu Werke giengen, alles aufbietend, um diese Ausgabe zu einer wahrhaft verbesserten und vermehrten zu machen, ein ausgezeichnetes Verdienst um die patristische Literatur sich erwarben, ebenso verdienen auch die wackern Verleger, welche nichts unterließen, um dem herrlichen Werke ein höchst gefälliges Aeußere zu geben, den wärmsten Dank.

Der Herausgeber von Nr. 2. bestimmte die von ihm gemachte Auswahl der vorzüglichsten Schriften des Chrysostomus für das Leben, wie er in der Vorrede S. V. sagt, nicht für die Bücherschränke, oder zur Uebung in der Kritik und zum Prunken in der Gelehrsamkeit; er besorgte diese Ausgabe vielmehr bloß in der Absicht, daß Theologen, jüngere und bejahrte Geistliche, durch die Lectüre dieser Schriften aufs Neue angefeuert würden, ihr Amt mit Würde zu verwalten, und daß sie sich immer mehr bemühen möchten, sich zu tüchtigen Predigern heranzubilden, obgleich nicht jeder Leser ein zweyter Chrysostomus werden wird.

Daher sey sein Bestreben gewesen, das Nöthige beyzubringen und die einzelnen Werkchen auf

das Angenehmste zu behandeln. Demnach habe er eine solche innere und äußere Einrichtung getroffen, daß der Gebrauch erleichtert und die Lust zum Lesen angeregt würde; er habe einen möglichst verbesserten Text nach Montfaucons Recension, mit Beseitigung der Druckfehler, welche sich hie und da eingeschlichen, gegeben; ferner die lesenswürdigsten Schriften des Verfassers ausgewählt, und außer den Vorreden die wichtigsten Varianten, eine Erklärung schwieriger Stellen, eine neue Lebensbeschreibung, einen Litteraturbericht, Inhaltsverzeichnisse, und was ihm ad voluptatem lectoris nöthig geschienen, beygefügt. An die Vorrede schließt sich ein Conspectus rei litterariae, ad opera Chrysostomi pertinentiae (sic), aus Fabric. Bibl. Gr. und aus Hoffmann's Lexic. bibliogr. entnommen. Hierauf folgt Montfaucons Vorerinnerung zu den Büchern über das Priesterthum, welche der Herausgeber mit einigen Bemerkungen aus neueren Schriftstellern begleitete.

Ueber die Zeit der Abfassung dieses Dialogs äußert er sich in einer Bemerkung S. XII. so: „De mea sententia huncce dialogum pulcerrimum aetate jam provecta auctor composuit. Ita colligo ex ardore et severitate sermonis, amplius etiam ex copia doctrinarum prudentiam pastoralem attingentium, quas nonnisi e longa observatione hausisse potuit Chrysostomus.“

Die vorliegende Sammlung enthält die sechs Bücher über das Priesterthum, die zwey Schriften an eine junge Wittwe, die Paräneſe an den gefallenen Theodorus in zwey Büchern; ferner die zwey Briefe an den Pabst Innocenz und dessen zwey Antwortschreiben. Beygefügt sind der Brief des Kaisers Honorius an seinen Bruder Arcadius in der Chrysostomischen Angelegenheit, und Chrysostomus Schreiben an die wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn eingekerkerten Bischöfe und Priester. Hierauf folgen die siebzehn herrlichen Briefe an die Olympias.

Allen diesen Schriften stehen jedesmal die Vorerinnerungen Montfaucons voran. Der Urschrift gegenüber findet man in der Quartausgabe Montfaucons lateinische Uebersetzung, und unter dem griechischen Texte und der lateinischen Uebersetzung die Varianten und Anmerkungen. In der Octavausgabe aber ist die lateinische Uebersetzung weggelassen und die Varianten sind am Ende angebracht.

Zu dem Schreiben an die eingekerkerten Bischöfe und Priester benutzte Herr L. eine Münchner Handschrift, welche ihm durch allerhöchste Munificenz Seiner Majestät des Königs von Bayern mitgetheilt wurde; und eben so zu den Briefen an die Olympias.

Die zwey Schriften an Therasiüs junge Wittwe und die Paräneſen an Theodorus waren vermuthlich schon abgedruckt, als er die Münchner Codd. erhielt, weil davon kein Gebrauch gemacht ist. Der Dialog über das Priesterthum war ohnehin schon als Probeschrift dieser Ausgabe im Buchhandel. Sonach werden wir das Ergebniß der Münchner Codd. zu diesen Schriften vermuthlich in einem Anhange zu dem noch zu erwartenden Nachtrage einer Auswahl vorzüglicher Stücke aus Chrysostomus erhalten.

Was das Aeußere der vorliegenden Sammlung in der Quartausgabe anlangt, so nimmt sich der Druck für das Auge nicht gar angenehm aus; denn außerdem, daß kein gehöriges Ebenmaaß Statt findet, da der griechische Text mehr Breite hat, als die lateinische Uebersetzung, so ist die lateinische Schrift zu klein und der Satz zu eng angelegt, was allerdings Erwägung verdient hätte, da diese Ausgabe auch für bejahrtere Geistliche berechnet ist.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 116.)

Nachdem der Verf. im ersten Bande die ursprüngliche und durchgängige Bewegung, wie sie dem Seyn und dem Denken eignet, sammt allen ihren Erzeugnissen in dem denkenden Geiste, und sammt allem, was ihr nebenhergeht und anhaftet, in Betracht gezogen und erschöpft hat: so wendet er sich im Beginn des zweyten Bandes zu einem ähnlichen alldurchgängigen, aber höheren und inhaltschwereren Begriff — zu dem Zweck, S. 1 — 71. Jeder Zweck wird erreicht nur allein durch Bewegung; es kommen an ihm alle Kategorien der letzteren zum Vorschein, aber sie alle werden regirt und modificirt durch einen neu hinzutretenden Begriff, wie die Betrachtung der Natur und jedes einzelnen, auch des kleinsten organischen Wesens und der Theile und Glieder desselben augenfällig lehrt. Das Ganze bestimmt die Theile und bildet sie sich ein; aus der Möglichkeit und Anlage treibt es zur Wirklichkeit; zeitlich steht der Zweck voran, macht den Anfang als bestimmende und treibende Absicht; eben derselbe ist das Endziel, wenn man auf die Ausführung sieht. In Thatsachen der Natur wird nachgewiesen, daß die aus der Bewegung entspringenden Kategorien für dieses Gebiet unserer Erfahrung nicht ausreichen. In der Anschauung der Bewegung herrscht die hervorbringende Ursache; in dem Bereich der organischen Natur der Zweck; denn dieser ist nicht bloß auf den menschlichen Willen beschränkt. Wird nun dieser Begriff näher ins Auge gefaßt und zergliedert: so fordert er zunächst Entzweyung und Vielheit, — Entgegensetzung in der Art, daß das Eine für das Andere ist und daß das Eine auf das Andere bezogen wird. Aus der unerläßlichen Beziehung eben geht die Forderung der Vielheit der Dinge oder Elemente hervor. Da aber die Entzweyung eben durch den Zweck auch wieder aufgehoben wird, so ergiebt sich Vielheit für eine Einheit als der nächste Ausdruck für die einfachen Thatsachen. Der Zweck erscheint als die bildende Ursache zuerst in dem Werkzeug. In dem Auge verwirklicht sich der Zweck zu sehen, in den Bewegungsorganen der Zweck der Ortsveränderung, in den Geschlechtsorganen der Fortpflanzung u. s. w. Wo die wirkende Ursache etwas erzeugt, da erzeugen die Theile das Ganze. Wo der Zweck regirt, kehrt sich das Verhältniß um, was sich sogar in der Weise erkennen läßt, wie die geometrische Analysis ihre Aufgaben löset. Alles das belegt der Verf. durch einleuchtende Beyspiele aus der Natur, wie sie von Cuvier, Göthe u. a. aufgefaßt und dargelegt worden sind und bezieht sich nebenher auf Kants Kr. d. Urth. §. 62., auf Aristoteles Politik I. 2, Psychologie u. s. w., auf Platon im Gastmal ꝛc. und erhärtet und befestiget hiedurch den nächsten Hauptsatz S. 21. „Die wirkende Ursache erzeugt das Ganze aus den Theilen, und umgekehrt der Zweck die Theile aus dem Ganzen.“ S. 21. Dort ist die Ursache das Frühere, die Wirkung das Spätere. Hier ist die Wirkung Zweck, und dieser Zweck ist wieder Ursache. Das Nachfolgende wird zu einem Früheren; die Zukunft, die noch nicht da ist, regiert die Gegenwart; das Verhältniß der wirkenden Ursache dreht sich geradezu um; und es verschwindet die Ordnung der Zeit, die sonst in der Causalität als

das Feste angeschaut und als die Ordnung der Dinge gepriesen wird; denn das Ende wird zum Anfang. Nicht allein, daß jeder causale Satz in einen finalen und hypothetischen umgestellt werden kann, so zeigt sich diese Umkehrung und gleichsam Versetzung der Pole häufigst in der Etymologie einzelner Wörter und in deren Bedeutungen. So sagt Aristoteles in der Metaphysik Δ c. 17: ὅτι ὁσαχῶς ἡ ἀρχὴ λέγεται, τοσαυταχῶς καὶ τὸ πέρας καὶ ἔτι πλεοναχῶς. ἡ μὲν γὰρ ἀρχὴ πέρας τι, τὸ δὲ πέρας οὐ πᾶν ἀρχή. Und ebendaselbst im 9. B. (Θ) c. 8. S. 151: ἅπαν ἐπ' ἀρχὴν βαδίζει τὸ γιγνόμενον καὶ τέλος· ἀρχὴ γὰρ τὸ οὗ ἕνεκα· τοῦ τέλους δὲ ἕνεκα ἡ γένεσις, τέλος δὲ ἡ ἐνέργεια, καὶ τούτου χάριν ἡ δύναμις λαμβάνεται· οὐ γὰρ ἵνα ὄψιν ἔχωσιν, ὁρῶσι τὰ ζῶα, ἀλλ' ὅπως ὁρῶσιν, ὄψιν ἔχουσιν. Es ist dieß der Nerv des Aristotelischen Beweises für das Seyn Gottes und des Geistes, daß schlechterdings und in jeder Hinsicht die Energie der Dynamis vorangehe und höher stehe. Im 8. B. der Grundlegung zur Physik cap. 7. §. 58. sagt er: ὅλως δὲ φαίνεται πᾶν τὸ γιγνόμενον ἀτελὲς καὶ ἐπ' ἀρχὴν (= τέλος) ἰὸν· ὥστε τὸ τῇ γενέσει ὕστερον, τῇ φύσει πρότερον εἶναι· τελευταῖον δὲ φορὰ πᾶσιν ὑπάρχει τοῖς ἐν γενέσει. Er wiederholt es an unzähligen Stellen, daß der Zweck in der Natur das erste sey und vorangehe, als letztes Ergebniß aber zum Vorschein komme. Eben so oft wiederholt er, was er End. Eth. II. 11 so ausdrückt: πότερον δὲ ἡ ἀρετὴ ποιεῖ τὸν σκοπὸν, ἢ τὰ πρὸς τὸν σκοπόν; τιθέμεθα δὴ ὅτι τὸν σκοπόν· διότι τούτου οὐκ ἔστι συλλογισμός οὐδὲ λόγος. ἀλλὰ δὴ ὥσπερ ἀρχὴ τοῦτο ὑποκείσθω· οὔτε γὰρ ἰατρὸς σκοπεῖ, εἰ δεῖ ὑγιαίνειν ἢ μή, ἀλλ' εἰ περιπατεῖν ἢ μή· οὔτε ὁ γυμναστικὸς, εἰ δεῖ εὖ ἔχειν ἢ μή, ἀλλ' εἰ παλαῖσαι ἢ μή· ὁμοίως δ' οὐδ' ἄλλη οὐδεμία περὶ τοῦ τέλους. ὥσπερ γὰρ ταῖς θεωρητικαῖς (ἐπιστήμαις) αἱ ὑποθέσεις ἀρχαὶ, οὕτω καὶ ταῖς ποιητικαῖς τὸ τέλος ἀρχὴ καὶ ὑπόθεσις. — — τῆς μὲν οὖν νοήσεως ἀρχὴ τὸ τέλος, τῆς δὲ πράξεως, ἢ τῆς νοήρεως τελευτή. vrgl. π. ξ. μορ. I. 1. p. 3, 10; ακρ. φυσ. II. 9. p. 41 u. a. O. Daher ferner wird vielmals eingeschärft: ἡ φύσις καὶ ὁ θεὸς οὐδὲν μάτην ποιεῖ. Aus allen diesen und vielen gleichlautenden Stellen erhellt, daß der Zweck über die Naturnothwendigkeit — τὰ ἐξ ἀνάγκης γιγνόμενα — hinausgehe und in ein höheres Gebiet, in das des denkenden Geistes überspiele. Wer erinnert sich hiebey nicht an Cicero z. B. Acadd. II. 8 de Nat. D. l. II. de Legg. l. I. u. s. w., an Galenus zumal περὶ χρείας μορίων, an Stoiker und spätere Platoniker unter Griechen und Römern? Die Zweckmäßigkeit tritt in der Natur überall so unabweisbar entgegen, daß nur die Stupidität eines Wilden und das raffinirte Vorurtheil eines Spinoza sie nicht zu sehen oder gar zu läugnen vermag. Eine bewußtlose Zweckmäßigkeit ist nur ein Wort, und löset das Factum, wie es in der Schöpfung vorliegt, durchaus nicht; es ist damit noch nichts begriffen, keine Einsicht gewonnen, wohl aber die Ahndung eines Höheren. Hier mag Ref. den Lesern eine den Sinn und Vortrag des Vfs. vollkommen bezeichnende Stelle, nicht vorenthalten; sie heißt S. 24. fg.:

„Das Alltägliche hört nicht auf, weil es alltäglich ist, ein Wunder zu seyn; denn soll dieses Wort einen Sinn haben, so deutet es das stumme Staunen an, das billig den sich allmächtig dünkenden Gedanken befällt, wenn die Mittel der begreifenden Erkenntniß und die in den Thatsachen herandringende Aufgabe derselben in Widerspruch stehen. Das Wunder ist heutzutage ein verrufenes Wort, und sollte, meynt man wohl, in logischen Untersuchungen nicht vorkommen. Man glaubt es abgefertigt zu haben, wenn man dagegen die „immanenten Naturgesetze“ aufruft. Ob aber diese selbst nicht das Wunder sind?“ „Die Alten waren tiefer, sie leiteten alles Philosophische aus der Bewunderung her. Denn wenn der Geist vor den unbegriffenen Erscheinungen staunt, so stachelt ihn das Staunen zum Erkennen. Jene zog die Größe und Hoheit der Thatsachen hinauf; wir ziehen diese lieber zu uns in die flache Faßlichkeit herab, und setzen dem Anfang der Philosophie, der nach Plato aus der Bewunderung stammt, die consequente Vollendung entgegen, das abgestumpfte nil admirari. Das ist aber für das Erkennen das Ende aller Tage. Daher scheuen wir uns nicht, etwas so lange als ein Wunder auszusprechen, bis es gelöst ist.“ Mit vollem Rechte sagt daher der Hr. Vrf. weiterhin S. 28.“ Es ist ein einfaches aber bedeutsames Ergebniß, daß, so weit der Zweck in der

Welt wirklich geworden, der Gedanke als Grund vorangegangen ist.“

Es entsteht hienach die Frage: ob überhaupt und das Ganze angesehen, die wirkende Ursache dem Zwecke vorangeht; oder der Zweck der wirkenden Ursache? Ref. würde nach seiner Weise freylich hier wiederum in die alte Metaphysik Platons und des Aristoteles hinübergegangen seyn, findet es aber ganz recht, daß H. Trend. dieß unerörtert läßt; und nur dieß Resultat ziehet, daß der Gedanke, wenn er baut und einen Zweck erreicht, zugleich wirkende Ursache ist; wie auch schon Aristoteles im 2ten B. der Physik und an andern Orten bemerkt, daß die Ursachen öfters übereinfallen, z. B. wirkende und Zweck, Zweckursache und Formursache. Der Zweck aber kann sich nirgend realisiren, es sey denn mittels einer Thätigkeit, mittels der Bewegung, als eines Mittels. Eine solche absichtliche Thätigkeit ist aber nach meiner Ansicht nicht zu verkennen schon in der ersten die Linie erzeugenden Bewegung, wie sie der Verfasser beschrieben hat; die Hemmung und Brechung der Bewegung, die Veränderung der Richtung geschieht nicht nothwendig sondern frey, um Winkel, Figuren u. s. w. zu erzeugen. Was der Zweck fordert, damit er sich vollziehe, dieß nach der Voraussetzung Nothwendige (τὸ ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον nennt es Aristoteles) ist in Bezug auf den Zweck die hervorbringende und wirkende Ursache; und heißt Mittel, während es selbst für ein anderes Zweck werden kann. S. 36. Was da ferner gesagt wird: wo die Kraft allein herrscht, da stirbt die Ursache in der Wirkung ab; — die Ursache des Zweckes verhält sich umgekehrt; der Zweck erfüllt und behauptet sich in seiner Wirkung u. s. f. so hätte Ref. dieß gerne von dem Verf. weiter ausgeführt gesehen, obgleich dieses etwas über das Gebiet der rein logischen Untersuchungen hinausgeführt haben würde. Reguläres erzeugt auch die wirkende Ursache, die gestrichene Glasscheibe z. B. Klangfiguren, Lichtenbergische Figuren auf dem Elektrophor; deßgleichen die chemischen Elemente etwa den Dianenbaum, wie in der Natur etwa die Krystalle. Allein alle dieserley Hervorbringungen sind eben nur jedenmals ein perpetuum Immobile; zu einem perpetuum mobile obzwar nicht dem Einzelwesen, doch aber der Gattung nach, kommt es in der Natur erst bey den organisirten Dingen. In ihnen tritt allmählich und stufenweise immer mehr Leben hervor, als eine eigene eingepflanzte, wenn auch von außenher erregte Kraft und Wesenheit; dergleichen eine ist uns nur in unserm Bewußtseyn unmittelbar erkennbar; sie steht aber weit ab von der in der Natur sich kundgebenden.

Das Resultat der Zergliederung des Zweckes faßt der Verf. S. 38 in die Worte zusammen:

„Wo der Zweck erscheint, da unterscheiden wir das Ideale des Gedankens, das Plato das Göttliche in den Dingen nannte, und das Reale des Mittels, die Kraft der wirkenden Ursache, die Plato das Nothwendige nannte. Wir unterscheiden beyde Seiten; aber sie sind innig eins. Der Zweck erreicht durch die Kraft der entgegenstehenden Ursache seine Wirklichkeit, die wirkende Ursache durch den Zweck ihre Wahrheit. Das Ganze ist vor den Theilen, die Wirkung vor der Ursache. Diese invertirte Construction der Zeitfolge ist die direkte des Begriffes.“

Von diesen aus der Erfahrung geschöpften Bestimmungen fortgehend wendet sich der Verf. gegen Baco von Verulam, der den Zweck aus der Physik in die dürre Metaphysik verwiesen wollte, und gegen Spinoza, der die Zweckursachen in der Natur gänzlich verwarf, und läugnete, der sie nur für menschliche Erfindung ansah! Kant in seinem Meisterwerk will den Zweck nur für einen regulativen, ähnlich den Ideen, nicht aber für einen constitutiven Begriff, dergleichen die Kategorien sind, gelten lassen. Dagegen sucht der Verf. zu zeigen, daß der Zweck nicht auf eine bloße subjective und regulative Form der Beurtheilung beschränkt werden dürfe, sondern daß dieser „Begriff die inwohnende gestaltende Seele der Dinge sey, und die Seele, wie Plato sich ausdrückt, früher als der Leib.“ „Die That entspricht unserer Vorstellung. Wir wirken nach der aufgefaßten Zweckmäßigkeit auf die Dinge ein, und die Dinge antworten dieser Entwicklung gemäß. Wir wenden hienach den Zweckbegriff, der nur regulativ seyn sollte, constitutiv an, (z. B. in der Heilung, in der Ausbildung des Leibes, in der Erziehung) und die Natur der Dinge leidet, fordert und bestätiget dieß Ver-

fahren.“ S. 52. Allerdings; aber nur so weit wir die wirkenden Ursachen und den Zusammenhang der Dinge wahrnehmen und erkennen. Das Gemeinsame und Homonyme, das in dem Worte liegt, so fern Zweck sowohl das Endziel der Natur und ihrer Entwickelungen, als auch die freye Absicht, den Vorbedacht (προαίρεσις) umfaßt, führt nicht so in das Verständniß der Naturdinge und ihres Werdens hinein, als die vorausgesetzte gemeinsame Bewegung in die Gestalten und Figuren der Naturdinge gethan hat. Der Zweck als solcher ist das erste Bewegende — τὸ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον, wie Aristoteles zu sagen pflegt, wenigstens vom Νοῦς, — aber er ist nicht τὸ ποιητικὸν αἴτιον, nicht die wirkende aus sich herausgehende Ursache. Wir dürfen, ja müssen überall Zwecke in der Schöpfung voraussetzen und anerkennen, aber erkennen thun wir sie nur durch fortgesetzte Beobachtung und Combination, ohne daß uns für die teleologische Physik eine maßgiebige Mathematik, oder ein Analogon derselben, zu Hülfe kömmt, wie bey der mechanischen Physik. Die Probe von der Einsicht in den Zweck beruht auf dem empirischen Erfolg, z. B. in der Heilkunde, in der Gärtnerey. Mir dünkt daher der Zweck unbeschadet seiner objectiven Gültigkeit mehr ein Regulativ unserer Betrachtung zu seyn, denn daß wir ihn leicht und unbedenklich als constitutives Princip anwenden könnten. Wenn Kant, sagt Göthe, 30, 158, der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Vrgl. Bd. 50. S. 52 flg. zumal was Göthe über anschauende Urtheilskraft sagt, auf welche Kant so oft und vielfältig zu reden kommt. Mit Kant stimmt deßfalls nahe zusammen Aristoteles, wenn er π. ζ. μορ. I. 5 S. 14 zur Betrachtung der Naturgegenstände bis zum niedrigen Zifer herab einladet, mit Heraklit sagend: auch hier seyen Götter; man dürfe nicht ekeln und scheuen; in allen Naturdingen sey je etwas schönes; denn in allen ihren Hervorbringungen verfolge die bildende Natur mit Beseitigung jedes Regellosen, einen Zweck; und eben die Zweckmäßigkeit sey das Naturschöne oder vertrete die Stelle des Schönen. — Daher nimmt er überall auf den Zweck und die Bestimmung jedes Dinges sorgfältige Rücksicht, so jedoch, daß er ihn mehr als einen topischen, denn als einen pragmatischen Begriff anwendet.

Hierauf geht der Verf. über zur Kritik der Bestimmungen, welche Hegel im Betreff des Zweckes gegeben hat, und deckt das Mangelhafte derselben auf. Eben hiedurch hat er sich den Weg zu seiner eigenen Exposition gebahnt, mit der er sich aber S. 62 flg. immer streng innerhalb der Logik, d. h. der Erkenntnißlehre hält, und demnach nur fragt: wie das Denken und Seyn vermittelt, und das Seyn in seiner wirklichen Natur von dem Denken angeeignet wird. — Entweder wirkt das Seyn auf das Denken, die Sache auf den Begriff, oder das Denken auf das Seyn, der Begriff auf die Sache. In dem ersteren Falle ergiebt sich in diesem Verhältniß der Grund des Erkennens, die causa cognoscendi; in dem zweyten hingegen der Zweck, die causa finalis. Dort wird die Wirkung des realen Processes zur Ursache des logischen; hier dagegen wird die Thätigkeit des logischen Processes zur Ursache des realen. „Das Denken, bereits von den Erscheinungen erfüllt, setzt eine Wirkung und fragt, so weit es Einsicht des reelen Processes hat, wie diese zu erreichen ist? Die Wirkung ist das Gewollte, und um dieser Wirkung halber wird die Ursache gewollt, aus der sie hervorgeht. Die Ursache ist nur das Secundäre, aber durch den Zweck Nothwendige.“ Zu diesem Behuf muß das Seyende bereits in Gedanken verwandelt, und durch diesen eine Macht über die Wirkung erworben seyn. In dem einen Fall ist die von außen erregte nachbildende Bewegung, im zweyten die vorbildende das thätige Mittelglied; dort geht der Gedanke rückwärts, hier greift er vorwärts; dort ist der Grund des Erkennens causa cognoscendi —, hier die Erkenntniß des Grundes der lebendige Antrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Zweck stammt aus dem Geiste, der ihn entwirft und vollführt; eben deßhalb vermag der Geist auch rückwärts die entworfenen und ausgeführten Zwecke zu verstehen. Der Zweck bestimmt sogar schon in der reinen Mathematik, wo Inhalt und Form apriorisch sind, die für die jedesmalige Aufgabe vorauszusetzenden Elemente. Er ist eben ein zweytes a priori, das in die Wissenschaften eingreift.

Was nöthigt denn aber den Geist, frägt der Verf. S. 67, die Fährte der wirkenden Ursache zu verlassen, die sich ihm doch in der erzeugenden Bewegung als das erste darbot, und was verbürgt ihm, daß die Form des Zweckes nicht bloß seiner Betrachtungsweise, sondern der Sache selbst angehört? — Die Ohnmacht der wirkenden Ursache selbst, ist die Antwort. So weit sie ausreicht, bedürfen wir keines andern Grundes mehr; wo aber nicht mehr, da muß der Geist einen andern Weg versuchen. „Wenn die Continuität welche das Wesen der wirkenden Ursache ist, in Zeit und Raum abbricht, wenn sich das Unterbrochene nur in einem höheren Gedanken zur Einheit herstellt; so ist dieses wiedergefundene Ganze die eigentliche Bürgschaft. Wirkende Thätigkeiten, die aus einander laufen, mannichfaltige Richtungen, die sich bis zum Gegensatz entzweyen, erscheinen nun in überraschender Verknüpfung; sie bilden ein Ganzes, wie sie von dem Ganzen bestimmt sind. Der Gedanke des Ganzen ist vor den Theilen, der Gedanke der Wirkung vor der Ursache; diese völlige Wechselwirkung zwischen Ganzem und Theilen hat in sich eine sich selbst verkündende Klarheit, sobald sie nur von dem verwandten Geiste beleuchtet wird.“ S. 68. Der Gedanke des Zweckes darf demnach nicht bloß, er muß überall, wo die Erscheinungen aus der Wirkursache allein nicht erklärt noch begriffen werden können, als die Seele derselben vorausgesetzt und so weit verfolgt werden, bis die Erscheinungen und der hypothetische Zweck einander vollkommen decken und congruiren. In allem was der Mensch thut, vom Kleinsten (wenn ich z. B. nur diese Feder spitze) bis zum Höchsten, in allem, was die Natur schafft, unterwirft der Zweck seinem Dienste die Wirkursache, die primitive Bewegung. Gleichwie aber auf diese Weise die Anschauung der Bewegung den Zweck in sich aufnimmt, so werden auch die aus der Bewegung entworfenen Kategorien sich den Zweck aneignen und dadurch aus der Anschauung in Begriffe sich umsetzen. Dieß führt der Verf. in der 9. Abh. S. 72 bis 96 aus. Die wirkende Ursache, τὸ κινητικόν, dem Zwecke dienend, wird zum Mittel. Die Substanz, die früher als ein in sich geschlossenes Ganze erklärt wurde; zeigt sich, wenn durch den Zweck bestimmt, entweder als Mechanismus oder als Organismus. In dem einen wie in dem anderen finden sich Stoff, Form und bewegende Ursache beysammen und vereinigt; auch den Zweck haben sie gemeinsam. Allein in der Maschine ist der Zweck ein von außen, von einem fremden Verstande gegebener; es bleiben daher auch die Theile gegen einander äußerliche; Stoff, Form und bewegende Ursache sind in der Maschinerie wie drey verschiedene Dinge an einander gebracht und für einander bestimmt; ihre Einigung und Wirkung aber erfolgt erst durch einen ihnen fremden Verstand.

„Der Zweck als das inwohnende Princip baut den Leib: der Stoff wird so eigenthümlich angeeignet, daß selbst chemisch die organische Materie ihren specifischen Charakter trägt. Die Form wird nicht von außen dem Stoff aufgedrückt, sondern von innen erzeugt; die bewegende Ursache wird nicht mitgetheilt, sondern ist so vom Zwecke beherrscht, daß sie zur bildenden Kraft wird. — Die Theile werden durch das Ganze und erhalten sich nur im Ganzen; abgelöst verlieren sie mit dem Zweck ihren Bestand. Die Einheit ist eine Einheit der Entwicklung, die aus dem Ganzen geschieht, nicht der Zusammensetzung, die aus den Theilen entsteht.“ S. 74.

So werden überhaupt alle früher erörterten Bestimmungen der Kategorien in dem Zweckgebiet umgesetzt und in eine höhere oder andere Potenz erhoben; namentlich löset sich das alte Problem von der Einheit in der Vielheit auf dem Gebiete des Zweckes durch den Gedanken selbst, wie dieß S. 75 und 76 nachgelesen werden muß. — In der Kategorie der Inhärenz verhalten sich auf dem Standpunct des Zweckes die Theile zum Ganzen, die Accidenzen zur Substanz nicht mehr äußerlich und zufällig; sondern diejenigen Glieder und Theile, ohne welche der Zweck des Ganzen zunichte wird, sind mit ihm eins, während andere, in einem entfernteren Zusammenhang stehend, wechseln können, ohne das Ganze zu zerstören. — Dieß sind die *συμβεβηκότα οὐσιώδη*, die das Wesen constituirenden Beschaffenheiten und Eigenschaften der Alten. Der Zweck wirkt, um, wie der Verf. S. 78 sagt, mit dem Namen an alte Probleme zu erinnern, generalisirend und individualisirend zugleich. Durch den Zweck steigert sich die Kategorie der Wechselwirkung zur Potenz der Organisation, der organischen Wechselwirkung, kraft welcher die Glieder unter einander und gegen das Ganze wechselseitig Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung sind, die der Gedanke als Herr der Kräfte einträchtig verbindet. Die Qualität, die aus der Bewegung als die wirkende Ursache bestimmt wurde, die an der Substanz haftet, prägt sich durch den Zweck zur organischen Thätigkeit aus. Diese strömen hier nicht bloß von dem Ganzen aus, sondern gehen auch in dasselbe zurück, wie sie es auf der ersten Stufe dieser Kategorie nicht thaten. — Die Negation, bis

dahin eine bloße Schranke, erhält hier die Bedeutung des qualitativen Mangels. Deßgleichen die anfängliche Quantität, sowohl extensive als intensive, stätige und schiedliche, die dort noch beliebig und gleichgültig waren, werden hier durch den Zweck gebunden und unter ein festes Maß gestellt, das jedoch zwischen einem Maximum und Minimum schwanken kann; das Maß selbst wird zum verhältnißmäßigen Ebenmaß an der Sache, und wächst an Bedeutung auf dem geistigen und sittlichen Gebiet, wie dieses alle philosophirenden Hellenen, keiner aber reiner und tiefer erkannt hat, als Plato. Im Philebus z. B. S. 66 c. 41. zieht er das Resultat: „daß die Luft nicht das erste Besitzthum ist, auch nicht das zweyte; sondern das erste ist das Maß und das Abgemessene und Rechtzeitige (*τὸ μέτρον καὶ τὸ μέτριον καὶ καίριον*). Und in den Gesetzen B. IV. S. 416 sagt er: „daß nur die gottähnliche That und Handlungsweise Gottgefällig sey; denn nach dem alten Spruch, geselle sich Gleiches zu Gleichem als seinem angemessenen; das Unbemessene aber ist weder je unter einander noch dem bemessenen lieb und werth; demnach wird uns Gott zumeist das Maß aller Dinge seyn, zumal weit mehr, als, wie Protagoras u. a. behaupteten, irgend ein Mensch.“ — Und noch der späte Longinus rühmt, mit welcher Begeisterung das Maß! fragm. 2. *προῆλθε δὲ τὸ μέτρον ἐκ θεοῦ, μέτρῳ τά τε οὐράνια καὶ ἐπίγεια κεκοσμηκότος· ἁρμονία γάρ τις ἐστὶ καὶ τοῖς ἐπουρανίοις καὶ ἐπιγείοις. — εἰ δὲ πάντα (ῥυθμῷ τινι καὶ τάξει διεκεκόσμητο), πολλῷγε μᾶλλον ὁ λόγος, ἅτε καὶ περιεκτικὸς ἁπάντων ὤν.* — fragm. 3. *Μέτρου δὲ πατὴρ ῥυθμὸς καὶ θεός· ἀπὸ ῥυθμοῦ γὰρ ἔσχον τὴν ἀρχήν, θεὸς δὲ τὸ μέτρον ἀπεφθέγξατο.*

Inneres und Aeußeres wird erst durch den Zweck zu einer eigenthümlichen Kategorie, sagt der Verf. mit vollem Recht S. 84; und die Materie, deren Vorstellung wir nicht frey erzeugen, nur empfangen können, die, wenn man vom Seyn ausgeht, das erste und mächtigste ist, erscheint, wenn man vom Zwecke ausgeht, als das Zweyte und Dienende; sie wird Mittel für ihn, der auch die Form gliedert und baut, so daß sie an den Or-

ganismen hervortretend die äußerste Erscheinung desselben, und das Organische überhaupt zum Symbolischen wird, in wie fern nämlich der bildende Gedanke in seinem Erzeugniß erkannt werden kann.

Nur ungern und mit Mühe hat Ref., um nicht zu weitläufig zu werden, sich bey diesen wichtigsten Kapiteln auf die allgemeinsten Andeutungen ihres gründlichen Inhaltes beschränkt, ungern unterlassen hier einiges anzuführen aus des Aristoteles Lehren über die gleichartigen und ungleichartigen Theile im Organismus (ὁμοιομερῆ καὶ ἀνομοιομερῆ) u. a. m., deren Betrachtung recht eigentlich, auch schon im allgemeinsten gehalten, und um so mehr hieher gehört, je leichter man sich über die allgemeinen Sätze einverstanden bekennen kann, dann aber gleichwohl im Hinblick auf das Besondere und Eigenartige sofort aus einander weicht. Nur ungern wird er im weitern Verfolg sich immer mehr ins Kurze zu ziehen genöthigt seyn; dennoch kann er sich nicht entbrechen, eine Stelle mit den Worten des Verfs. ganz mitzutheilen, wo er im 13. §. am Schluß dieser Abhandlung sagt:

„Es öffnet sich hier ein Blick in die ethischen Kategorien. Alle sittlichen Begriffe ruhen auf dem Zweck. Zwar treten Elemente hinzu, die über den Zweck allein hinausgehen — Erkenntniß und freye Gesinnung. Im Sittlichen wird der Mensch das urtheilende freye Organ eines göttlichen Zweckes; seine Kategorien steigern sich daher im Ethischen, und bestimmen sich eigenthümlich. — Was dem göttlichen Zwecke gemäß ist oder widerspricht, wird durch den Character der Gesinnung und Freyheit zum Guten oder Bösen. Die Erkenntniß des Zweckes in seiner ganzen Beziehung wird Weisheit, die hingebende That desselben wird Liebe, das lebendige persönliche Maß wird Besonnenheit, die Intensität des Werkzeuges für den Zweck Beharrlichkeit, das Verhältniß des Gliedes zum Ganzen (Inhärenz) Gehorsam, die Wechselwirkung der Glieder innerhalb eines Ganzen Gerechtigkeit (im Platonischen Sinn) S. 87. 88.

Nachdem der Verf. bis hieher die transscendentale Logik erörtert hat, wendet er sich in den übrigen Abhandlungen, auf diese Grundlegung bauend, zu denjenigen Kapiteln, die auch in den gemeinläufigen Handbüchern der formalen Logik, der analytischen Denklehre vorkommen. Man wird aber nicht anders erwarten, als daß sie alle nach dieen vorgängigen Betrachtungen vielfältig abgeändert und modificirt werden. S. 89 — 96 wird demnach zuerst die Verneinung in Betracht gezogen, ein logischer Hülfsbegriff, der sich objectiv als Begränzung, als Anderes, als Gegensatz zu erkennen giebt, als die ausschließende Kraft einer Bejahung sich zeigt. Denn die Negation ist nirgends das Erste, vielmehr immer erst der Ausfluß eines Anderen; und das Negative als solches keine Arten, wie Aristoteles gegen die divisive Methode Platons u. a. in dem letzten B. der Analytik, im ersten B. von den Theilen der Thiere u. s. w. bemerkt.

„Um mit dem Bösen, einer unbequemen Erscheinung, fertig zu werden, läßt man es wohl in eine bloße Verneinung des Guten aufgehen. Aber das ist nur ein Wort, sagt der Verf. S. 91, wenn man nicht den verneinenden Geist in seiner positiven Gewalt, den sich gegen das Allgemeine in sich selbst steifenden Willen des Einzelnen, die Kraft und Lust der falschen Selbstständigkeit begreift.“

Zu den anziehendsten und lehrreichsten Kapiteln gehört der 11. Abschnitt, die modalen Kategorien überschrieben, von S. 97 bis 138. Wenn die erste Frage war, wie der Geist zu erkennen vermöge? und wenn gezeigt worden, daß die Bewegung als das Gemeinsame, den Gegensatz zwischen Denken und Seyn vermittle: so gilt es jetzt die Untersuchung der Formen, die er auf diesem Wege beschreibt; sie machen die Kategorie der Modalität. Diese erhält hier manche Berichtigungen, sowohl nach ihrer rein logischen, formalen, Bedeutung, als auch in wiefern sie Kant im System der transscendentalen Logik behandelt hat.

Die Wirkursache und der Zweck treten als Grund auf, wenn sie in Bezug auf das aus ihnen Begriffene gefaßt werden. Der Grund, weil er gedacht wird, läßt das Zeitverhältniß zurücktreten, das in der Ursache vorwaltet. Aus der wirkenden Ursache und dem Zwecke erkennen, dieß heißt etwas aus seinem Realgrund erkennen. Was immer zur Hervorbringung einer Sache mitwirkt, fassen wir in Einen Grund zusammen; allein dieß Zusammen ist nicht eine untheilbare Einheit, sondern eine Viel-

heit, eine Zusammensetzung von mancherley Bedingungen, wie schon der Zweck eine Mehrheit und Gegensätze verlangt hat, die er zu seinem Dienste verwendet. In der Erkenntniß aus dem Grunde verwandelt sich die blinde Verkettung der forttreibenden Ursachen und Wirkungen in eine gedachte Nothwendigkeit. Wenn alle Bedingungen erkannt sind, und demnach die Sache aus dem ganzen Grunde verstanden wird, so daß das Denken das Seyn völlig durchdringt: so giebt das den Begriff der Nothwendigkeit. Wenn dagegen nur eine oder einige erkannt sind, aber das an dem Grunde fehlende im Gedanken ergänzt wird: so giebt das den Begriff der Möglichkeit. Beyde Begriffe weisen, um verstanden zu werden, gegenseitig auf einander hin, so wie auch auf das Unmögliche. Das letztere ist nur Gedanke, dem die Wirklichkeit feindlich widerstreitet. Das wirkliche stammt aus der Anschauung und ist bloße Thatsache, bis es durch den Gedanken gebunden zur Nothwendigkeit wird, und hinwiederum den Gedanken bindet. Im Möglichen ist der erzeugende Grund nur theilweise da; im Unmöglichen der verhindernde ganz. Das Unmögliche ist hienach ein Ausfluß des Nothwendigen, aber das Mögliche nur noch ein Spiel des Gedankens. Es wird aber damit Ernst, wenn der Gedanke dadurch das Wirkliche erreichen will, in welchem jenes Spiel sein Maß hat; denn das Wirkliche bringt die fehlenden, und durch das Denken nur vorläufig ergänzten Bedingungen herein. Weil diese Ergänzung der schon daseyenden Bedingungen nur im Gedanken geschehen kann, so ist das Mögliche zunächst auch nur ein gedachtes. Die Natur im ganzen Verband der Schöpfung verfährt immer nur causal, nie hypothetisch; wo sie eine Möglichkeit vorgebildet hat, da ist sie immer nur ein Verein einiger vorhandener Bedingungen; den Rest überspringt das Denken oder setzt ihn, weil das Gegentheil nicht geboten ist. Es bestätigt sich so die Möglichkeit als modaler Begriff.

Der Verf. unterscheidet weiterhin das Mögliche, das aus der wirkenden Ursache stammt, und das Mögliche, das vom Zwecke bestimmt wird; die bis dahin aus einander gesetzte Wirklichkeit des Möglichen, von der Möglichkeit des Wirklichen, die

er auch die innere Möglichkeit nennt. Bey dieser wird nicht gefragt, was möglich, sondern wie etwas möglich sey. S. 109 — 112. Dann betrachtet er die Kategorie der Nothwendigkeit; sie in ihrem letzten Punkte ruht auf der Identität oder Gemeinschaft des Seyns und Denkens, eben wie der Zweck, die Bewegung schon darauf hingeführt haben, eine Uebereinstimmung zwischen dem Object und dem Subject und zwischen ihren beyderseitigen Wirksamkeiten anzunehmen. Was nach den voraus geführten Erörterungen dem Denken und Seyn gemeinsam ist, heißt das Allgemeine, und dieses Allgemeine ist der positive Grund der Nothwendigkeit. Dieß führt dann zur Erwägung des Allgemeinen in seiner mehrfachen Bedeutung und Beziehung zum Grund, zum Nothwendigen u. s. w.; endlich zur Erwägung des Zufälligen und des Zufalls. Zum Schluß läßt sich der Verf. anf eine Prüfung der Lehren Kants und Hegels über diese Kategorien ein.

Die 12. Abh. ist Begriff und Urtheil überschrieben S. 139 — 149. Beyde werden nicht allein formal, sondern gemäß dem bisherigen Vorgang auch nach ihrem objectiven Bezug erwogen; demnach der Begriff sprachlich im Namen, im Substantiv erscheint, was schon der Benennung nach an die Substanz erinnert. Das logische Urtheil aber bezieht sich immer auf eine reale, d. h. auf die Thätigkeit einer Substanz. Nur zwey Bemerkungen, die sich auf die Grammatik beziehen, und die ich hier mit großem Vergnügen gelesen habe, will ich herausheben; die erste betrifft das Verbum impersonale; das subjectlose Urtheil ist der Zeit nach, und in dem Hervorgang des menschlichen wahrnehmenden Denkens, das erste; so wie von Seite des wollenden Denkens der Imperativ. Die zweyte Bemerkung ist; jedem Begriff liegt ein Urtheil zu Grunde; dieß deuten schon alte griechische Grammatiker und Commentatoren an, Herder über den Ursprung der Sprachen S. 60 flg. hat darauf hingewiesen, mit treffenden Beyspielen hat es beglaubiget Gruppe in seinem Antäus und in seiner Schrift: Wendepunct der Philosophie im 19. Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

(Fortsetzung.)

Im 13. Abschnitt S. 150 — 167 wird der Begriff für sich und isolirt von dem Urtheil nach seinen Formen und seiner Bedeutung als das Selbstständige und Beharrliche, Wandellose näher betrachtet. Und eben so werden im 14. Kap. die Formen des Urtheils besonders schärfer und eindringender, als bisher irgendwo geschehen ist, untersucht; namentlich macht Ref. auf die Kritik des negativen und des sogenannten unendlichen Urtheils aufmerksam, und verweiset dazu noch auf Kants Logik (herausgegeben von Gäsche); was da S. 161. 162 Kant selber über diese beyden Formen klar sagt, beweiset offenbar, daß er dem Schematismus der Dreyheit zu lieb die Qualität der Urtheile entdreygetheilt hat.

Was im 15. Kapitel unter dem Artikel Begründung über die Kraft und Bedeutung des inductorischen und syllogistischen, des analytischen und synthetischen Verfahrens, desgleichen was über das Experiment gesagt ist, wird unfehlbar in jedem künftigen Lehrbuch der Logik zur Berichtigung der bisherigen Mißverständnisse und widersprechenden Darstellungen berücksichtiget werden müssen. So viel auch über die Syllogistik seit Aristoteles schon von den scharfsinnigsten Geistern, über die Formen und Arten der Schlüsse, über ihre Figuren, deren Bedeutung, Grund und Anwendung gesagt und geforscht worden ist: so findet auch hier der Verf. nach Lambert, Kant, Twesten u. m. a. noch immer genug zu bereinigen, wobey er wie immer nebenher den neuern Denkern die alten, namentlich hier den Aristoteles zu Rathe zieht, und seine Lehren bewährt. Referent macht nur aufmerksam auf dasjenige, was über die Analogie gesagt, was wider einige Hauptpuncte der Hegelschen Logik treffend vorgebracht, und wie der Aristotelische Satz bewährt wird: daß was im Realen der Grund ist, das ist im Logischen der Mittelbegriff des Schlusses.

So lange die Forschung analytisch zu Werke gehen muß, stehen der reale Grund und der logische Mittelbegriff von einander ab; in der genetischen Erkenntniß hingegen fallen beyde überein, und hiedurch vollendet sich denn die Wissenschaft. Aus diesen Sätzen wird man leicht ahnden, was ihre weitere Ausführung im 17. Kapitel ergeben muß, welches überschrieben ist: die Ableitung aus dem Begriff, und die Begründung durch zufällige Ansicht. Aus dem letzteren Ausdruck erräth jedermann, daß hier ein Hauptpunct des Herbartischen Systems erwogen und auf seine richtige Geltung zurückgeführt wird. Indem hierauf gegen die Hegelsche Methode polemisirt wird, macht Ref. aufmerksam nur auf den einen Punct, wie die Stellung der Religion zum Staat, die beyden Hegel gegeben hat, geprüft und in ihrer Hinfälligkeit aufgezeigt wird.

> „Entweder (heißt es S. 316) beruht der Staat auf der Religion, und dann ist der Staat (in jenem System) nicht begriffen. Oder der Staat ist begriffen, und dann beruht er — nach Hegel, nicht auf der Religion. — So wenig als die Entwickelung des germanischen Staates ohne das Christenthum verstanden werden kann, so wenig ist die Religion eine dialektische Gestalt, die sich erst durch die Negation des Staates erhebt. Wenn das Begreifen den Begriff ausmacht, so ist diejenige Folge des Begriffes, welche den Staat für sich, und die Religion aus dem Staat entwickelt, ein Hysteron-

proteron der Dialektik. Die Inconsequenz verräth sich selbst. Denn in der Philosophie der Weltgeschichte, die die Rechtsphilosophie schließt, und der Religionsphilosophie vorangeht, ist allenthalben tief und sachgemäß die Substanz der einzelnen Staaten aus ihrer Religion abgeleitet. — Dieselbe Inconsequenz widerholt sich in der Kunstphilosophie. Sie geht im dialektischen System der Religion voran. — Aber in der Sache verhält es sich anders. Die Kunst ist in ihrer Größe und Tiefe von der Andacht der Religion empfangen und geboren, und an dem Leben des Cultus gewachsen und gereift. — Der Blick der Sache hat hier richtiger gegriffen, als die künstliche Dialektik."

Zu den Mitteln und Wegen, auf welchen das Denken zur Erkenntniß vorschreitet, gehört auch der indirecte Beweis, von welchem der 18. Abschnitt handelt. Zunächst und eigentlich begründet er negative Urtheile; sodann dient er in der disjunctiven Methode, um durch Ausschluß des Unzulässigen das Positive zu finden; endlich kehrt er als Nothhülfe in der Erkenntniß der Principien wieder. Nachdem der Verf. die verschiedenen Weisen der Begründung mit Scharfsinn und auf mehreren Gebieten des Wissens dargestellt hat, erläutert er, indem er zur nächsten Untersuchung, — über das System — fortgeht, an einem Beyspiel, die Einheit desselben, wie sie einander fordern und im lebendigen Act des Erkennens zusammenwirken, und zu einer größeren logischen Gestalt überleiten. Das Beyspiel ist genommen aus der jedermann von der Schule und den Sprachstudien her bekannten Erklärungsweise eines Buches ꝛc. Der Verfasser sagt S. 332. 333:

„Alles Verständniß ist Interpretation, sey es des gesprochenen Wortes, oder der sinnvollen Erscheinungen selbst. Der innere Vorgang hat in beyden Fällen große Verwandtschaft. Wir vergegenwärtigen uns daher den Gang des Geistes in der philologischen Erklärung, um in dieser leichter zu beobachtenden Thätigkeit die verwickeltere wieder zu finden." —

„Das Verfahren ist dabey in seiner ganzen Richtung analytisch. Aus dem geschriebenen Worte, als der sichtbaren Erscheinung soll der hervorbringende Grund, der Gedanke, gefunden werden. Indem wir aber diese Aufgabe lösen, verfahren wir sogleich synthetisch; denn wir verstehen die einzelne Stelle, indem wir fortlesen, durch die lebendige Nachbildung des Ganzen. Wir stehen daher schon,

wenn uns etwa eine Stelle als schwierig erscheint, mitten in dem hervortreibenden Grunde des Gedankens. Wir stoßen gerade deßhalb an, weil das analytische Verfahren, das aus dem Zeichen den Sinn gleichsam sammelt, mit dem synthetischen, das von dem Ganzen her jeden durch die Analysis entstehenden Theil beleuchtet, in Widerspruch geräth. Der neue Theil will sich nicht in das gewonnene Bild des Ganzen fügen, und die Gewalt der Einheit, in der alles Verständniß geschieht, weist ihn als fremdartig zurück. Sogleich wird die bisherige Synthesis problematisch, und es fragt sich: ist der neue Theil, oder das alte Ganze, oder sind beyde unrichtig genommen, und wie lassen sie sich vereinigen? Die Mittel, die wir in einer solchen Frage anwenden, sind zunächst analytisch. Wir construiren die Stelle etwa nach den Wortformen, die uns wie Erkenntnißgründe, einen Rückschluß erlauben. Nun wird ein Sinn herausgebracht. — Ist es der rechte? — Der Zusammenhang der ganzen Stelle, also die Synthesis, ist die Probe dieses analytischen Ergebnisses. — Die versuchte Erklärung ist vielleicht falsch. — Die Widerlegung erscheint dann in einem indirecten Beweise; denn gäbe jene Ansicht, schließen wir, den richtigen Sinn, so wäre dieß und das, im Ganzen oder im Einzelnen, ungereimt. Der Zusammenhang leistet jenen Widerstand, von dem ein indirecter Beweis überhaupt ausgeht. Die Erklärung wird aufgegeben; eine neue wird versucht, bis das analytische Verfahren, das sich auf die grammatischen Verhältnisse stützt, und das synthetische, das aus dem Ganzen heraus dem inneren Gedanken nachschafft, sich einander gegenseitig bestätigen. Die innere Genesis des Gedankens, die sich mit Nothwendigkeit in die gegebene Form kleidet, ist der directe Beweis. In dem ganzen Vorgange ist der Blick auf das Individuelle gerichtet, und daher verschwindet leicht für die Beobachtung der Syllogismus, der aus dem factisch-Allgemeinen das Einzelne ableitet. Aber er ist stillschweigend vorhanden. Wenn z. B. in dem Verlauf eine allgemeine grammatische Regel angewandt, oder wenn im indirecten Beweis aus einem Allgemeinen argumentirt wird: so geschieht es durch die rasche Verknüpfung eines Syllogismus der ersten Figur. Die Induction ist als Hülfsmacht thätig, indem sie etwa eine lexikalische Bedeutung feststellt, die für das Verständniß versucht wird.

In der raschen Wechselsprache der Gedanken unterscheiden wir diese verschiedenen Richtungen der Methode nicht. Wenn wir aber darauf merken, so bewundern wir unser eigenes Webermeisterstück

Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

„Wir denken in ähnlicher Weise, wie wir uns bewegen. In einem Nu bewegen wir das freye Spiel der Hand. Wie viele Muskeln wirken dazu nicht in einer Einheit zusammen. Wenn der Physiolog uns ihre verschlungene Thätigkeit zeigt, so bewundern wir den Organismus. Die Formen des Denkens wirken geistig, wie leiblich die Muskeln. Wir üben beyde, ohne sie zu sehen und zu kennen. Das Verständniß einer schwierigen Stelle, wie wir es eben zergliederten, ist gleichsam ein Musterbild alles Erkennens. Wenn überhaupt die Nachbildung der Sache aus dem Ganzen (die Synthesis) in die Formen der Erscheinungen (die Erkenntnißgründe der Analysis) dergestalt hineinwächst, daß sich beyde einander bejahen und bezeugen; so wird erreicht, was erreicht werden kann. Es ist nur die Aufgabe des Menschengeistes, daß er auf gleiche Weise die Welt als ein Ganzes verstehe.“

Die Klarheit und Wahrheit des ebengesagten wird die Aufnahme dieser etwas langen Stelle rechtfertigen, da sie einen bündigen Commentar zu dem alten Satz liefert, daß die Grammatik angewandte Logik ist, und da sie gedrängter und deutlicher, als weitläuftigte auch sehr gute Lehrbücher der Hermeneutik den Werth dieserley Sprachübungen und der klassischen Studien überhaupt darlegt. Man vergleiche nur selbst Schleiermachers Hermeneutik und Kritik und seine Abhandlung über die Methoden des Uebersetzens.

Aus allem dem, was bisher Ref. über diese logischen Untersuchungen gesagt, was er aus ihnen so viel möglich mit den eigenen Worten des Verf. beygebracht hat, wird der bedächtige Leser schon abgenommen haben, daß Hr. Trendelenburg nicht Anspruch darauf machen wird, ein absolutes allumfassendes und allerklärendes System der Wissenschaft aufzustellen, weder hier noch jetzo, noch anderwärts und künftighin. „Die Idee der Wissenschaft geht weiter als ihre Verwirklichung, sagt er S. 336. Nicht einmal das Ganze der im großen und kleinen Raum unendlichen Erscheinungen ist zugänglich; viel weniger die Tiefe des ganzen Grundes“ — Wohin wir blicken, da ist Stückwerk. Aber durch den Zug des Geistes getrieben ergreifen wir das Ganze. Dessen Einheit, das Absolute — das Unbedingte und die Idee nun sind der Gegenstand der 20ten Betrachtung. In dem Absoluten allein befestigt sich das Relative, in dem Unbedingten gewinnt das Bedingte Halt und Bedeutung; in Gott die Schöpfung Einheit und Ende. Obgleich das Unbedingte in Wahrheit ist, so ist sein Leben für uns doch nicht zu erkennen. Denn die aus der Bewegung, der ersten That des endlichen Denkens und des endlichen Seyns; dann die aus dem Zweck, und die aus der Gemeinschaft beyder abgeleiteten Kategorien können auch nur für das Endliche gelten. — „Wir strecken an dieser Gränze die Waffen unsers endlichen Erkennens,“ sagt der Verf. S. 339. Und wenn wir auch die Kategorien, indem wir Gott denken wollen, vernichten, so ist was sich auf ihren Trümmern erhebt, doch wiederum nur durch die Kategorien, ist ein Endliches. Es ist uns eben nicht gegeben; mit derjenigen logischen Nothwendigkeit das Wesen Gottes zu entwickeln, mit welcher der Geist die endlichen Dinge zu durchdringen vermag. Alle Construction ist nur ein Bild Gottes aus der Welt. Alle Begründung ist dabey indirect. Wer darüber hinausgeht, dichtet ein theosophisches Gedicht. Der Verf. prüft die verschiedenen Beweise für das Daseyn Gottes, den ontologischen, kosmologischen, den teleologischen und moralischen, ja er fügt, da der ontologische nicht Stich hält, an seine Stelle einen neuen, den logischen Beweis ein, zeigt aber ihnen allen, so viel er sie auch gelten läßt, obiges nach, daß sie das Unbedingte aus dem Bedingten, und daß sie es indirect begründen. Es könnten leicht noch mehr Beweise ähnlich den bisher versuchten, geführt werden; denn jeder Punct der Welt muß zu Gott führen, wie jeder Punct der Peripherie zum Centrum.

„Alle Beweise Gottes gleichen dem Versuch, aus der Farbe, in der das Licht getrübt ist, das reine Licht zu finden, als ob man die Trübung nur abziehen könnte. — Woher aber die Idee Gottes vor dem Beweise, und außer dem Beweise? Die skeptische Kritik hat hier ein weites Feld, aber sie erklärt nicht, was sie wegerklären möchte. Die

tiefsinnige Anschauung des Glaubens und der kräftig vereinigende Geist antworten entschieden." S. 350.

Der Verf. giebt dann noch eine schöne Parallele, deren Wahrheit darauf beruht, daß die Welt ein künstlerisches Ganze ist: Wie der Dichtergeist aus dem Gedicht, so spricht Gott aus der Welt! Diese Parallele führt er sehr geistreich durch, ohne daß er nach der einen oder andern Seite hin das Gleichniß weiter verfolgt, als es die Eigenthümlichkeit der verglichenen Gegenstände verträgt. Er zieht daraus die Folge, daß das Wissen des endlichen Geistes, wie weit es auch vordringe, doch für jeden Einzelnen Stückwerk, und immer der Gedanke Gottes die Ergänzung dieses Stückwerkes ist. S. 352.

„Wir lesen immer noch jenen Anfang, aber in der Voraussetzung, daß sich darin der göttliche Gedanke, aus dem er stammt, spiegele. — Hienach ruht auf der Weltansicht, welche die verschiedenen Erkenntnisse mit einer Einheit zu beherrschen strebt, die eigenthümliche Anschauung des Unbedingten. Jedes System hat seine eigene Weltansicht, und ist nur in dieser ein eigenes System."

Der Verf. stellt deren hauptsächlich zwey, als grundwesentlich verschieden einander gegenüber. Das eine derselben sieht und forscht einzig nach der wirkenden Ursache; verfolgt demnach die physische oder mechanische Weltansicht; das andere System aber verfolgt den Gedanken des Zweckes, und begründet die organische (teleologische) Weltansicht.

„Jene ist von Spinoza am folgerichtigsten und eigenthümlichsten ausgebildet; diese ist das Wesen des Platonismus und aller ihm verwandten Richtungen. Plato und Spinoza sind die entlegensten Puncte in der Bahn des philosophischen Systems. S. 353."

Dieß führt der Verf. weiter aus, und zeigt, daß die Verfolgung der wirkenden Ursache allein nicht über den Begriff hinausführt, nicht zur Idee emporhebt, wie die andere Ansicht thut; diese führt durch die Idee zu Gott. Der Mißbrauch der Teleologie hebt den rechten Gebrauch und den Werth derselben nicht auf; die besten physikalischen und zumal physiologischen Werke lassen die Zweckmäßigkeit, die, ohne einen Geist vorauszusetzen, gar nicht gedacht werden, gar nicht in den Sinn kommen

kann, überall auch da durchscheinen, wo sie nur die physische Erklärung aus den wirkenden Ursachen sich zur Aufgabe gestellt haben, und leisten auf ihrem indirecten Wege für die Verherrlichung des Zweckes mehrentheils mehr, als die absichtlich in dieser Betrachtungsweise geschriebenen. Dieß kommt daher, daß jene in der Regel auf einer Idee ruhen.

„Die französische Philosophie, sagt Hr. Tr. S. 360, in welcher immer die Weltansicht der natürlichen Ursachen überwog, hat folgemäßig die tiefe Bedeutung der Idee eingebüßt, und das Wort bis zum Zufall einer beliebigen Vorstellung abgeflacht. Die deutsche Wissenschaft hat es immer in Ehren gehalten."

Ref. glaubt zur Empfehlung dieses klassischen Werkes nichts besseres thun zu können, als daß er zum Schluß aus diesem Abschnitt noch einige charakteristische Stellen aushebt.

„Ist die Natur ohne den Zweck und versteht man sie ohne den Zweck? Wer diese Frage verneinen will, beweise es. Ist sie aber nicht zu verneinen, so erhebt sich die zweyte Frage; wie kann man den Zweck begreifen? Die Sache steht zum Theil so: Man erkennt das Göttliche in der Natur; aber nennt es Beschränkung, das Göttliche durch Gott zu denken. — Sprich ehrlich: kannst du das Göttliche ohne Gott, den Weltdurchdringenden Zweck ohne den Geist des Schöpfers verstehen? Allerdings, man braucht so hoch nicht zu greifen. Es ist eine freye Erhebung, und Niemand meyne, daß der Glaube etwas anderes sey, als eine freye Erhebung des Geistes. Man kann sich die Welt aneignen, wie man das Brod essen kann, ohne zu fragen, woher es kommt. Man braucht nicht zu den Sternen aufzusehen, und kann doch leben. Du verstehst ein Gedicht, ohne den Dichter zu kennen; du kannst vielleicht die Welt verstehen, ohne Gott zu kennen; so plastisch ist das Gedicht, so plastisch die Welt. Willst du dich aber darauf beschränken? Gerade diese Vollendung haben beyde nur von dem Geiste empfangen, der sie schuf.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

De la Démocratie en Amérique par Alexis de Tocqueville, membre de l' Institut. T. III. IV. Paris 1840. 8.

Der Verfasser dieses lehrreichen Werkes erklärt sich fest überzeugt, daß die Neigung zur Demokratie, von welcher alle Völker des Abendlandes ergriffen seyen, durch keinerley Widerstand mehr gehemmt werden könne; daß es jedoch nicht unmöglich sey, das Gefährliche, das dieser unaufhaltbare Lauf mit sich führe, theils einzuschränken, theils abzuwenden. Voll dieser Gedanken, hat er in den vereinigten Staaten Nordamerica's das Wesen und Wirken einer vollendeten Demokratie beobachtet. In zwey Bänden, die vor mehreren Jahren erschienen und mehrmals wieder aufgelegt worden sind, hat er die Verfassung jener Staaten beschrieben und gewürdigt; die gegenwärtige zweyte und wohl noch gehaltvollere Hälfte seiner Arbeit legt das Wirken der Demokratie auf Denkart und Sitte, auf Wissenschaft und Kunst dar.

Verstände der Verf. unter Demokratie, was mit diesem Worte, seiner ursprünglichen Bedeutung gemäß, in der Staatswissenschaft bezeichnet wird, so stände es übel um seinen Anspruch auf die vornehmsten Eigenschaften des guten Beobachters, Unbefangenheit und Besonnenheit, welche gewiß nicht dem Manne zuzutrauen wären, der sich die heutigen Staaten insgesammt als einer demokratischen Verfassung zueilend vorstellte. Fehlt es doch nicht nur an allen Erfordernissen zu einer solchen Vorstellung, sondern zeugt auch die Geschichte eines halben Jahrhunderts auf das entschiedenste dagegen, indem sie nur mißrathene Versuche der Demokratie, und überall die Monarchie als Siegerin darüber aufweist. Allein der Verf. ist von einer so leeren Einbildung weit entfernt. Gleich mehreren seiner Landsleute vor ihm, (z. B. Argenson in dem, auch von Rousseau gerühmten, Werke: Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France) gebraucht er das Wort Demokratie zur Bezeichnung eines öffentlichen Zustandes, in welchem keinerley Unterscheidung durch Geburt oder Innung ein Vorrecht hat oder einen Vorzug genießt: eines Zustandes allgemeiner Gleichheit, welcher mit politischer Freyheit so wenig zusammenfällt, daß er sich vielmehr selbst mit dem Gegentheile derselben wohl verträgt, zuweilen sogar ihm entgegen kommt. Auch in diesem eingeschränkteren Sinne wird zwar Manchem die demokratische Anlage der Zeit nicht so übermächtig erscheinen als sie in den Augen des, von seiner Heimat auf die übrige Welt schließenden, Verfs. ist; einen sehr starken Hang zur Gleichheit in den heutigen Staaten, bey aller Verschiedenheit ihrer Verfassung, wird jedoch kein Denkender verkennen. Auch hat ein Beurtheiler des Werkes in einer der vornehmsten britischen Zeitschriften (Edinburgh Review Oct. 1840) sogar für England dem Verf. beygestimmt, nur mit dem Unterschiede, der nicht eben erheblich ist, daß er Uebergewicht der mittleren Classe nennt, was jener Demokratie.

Der Gegenstand ist unstreitig einer von denen, die der Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, vorzüglich der an der Regierung auf irgend eine Weise Theil nehmenden, am würdigsten sind. Hr. v. T. zeigt an dem Beyspiele Nordamerica's, zu welchen durchgreifenden Veränderungen in dem ganzen Umkreise der menschlichen Dinge jener überwiegende Hang zur Gleichheit nothwendig führe. Nur zweyerley dürfte

an dieser Darstellung auszusetzen seyn: erstens, daß sie sich nicht genau an America hält, sondern sehr oft andere Länder, hauptsächlich Frankreich, entweder beyläufig oder selbst vorzugsweise in Betrachtung zieht, und von demokratischen Völkern oder Zeiten im Allgemeinen spricht; zweytens, daß der Gegensatz gegen solche Zeiten und Völker, in das Wort: aristokratisch gefaßt, gewöhnlich zu eng auf die strengste Scheidung der Stände begränzt ist.

Die erste Abtheilung hat zur Ueberschrift: Influence de la Démocratie sur le mouvement intellectuel aux Etats-Unis. Darunter begreift der Verf. Glauben, Wissenschaft und Kunst. Der Americaner, sagt er, vertraut in allem, was er denkt, fast ohne Ausnahme dem Vermögen seiner eigenen Vernunft. Dieß erklärt er so:

> In der beständigen Bewegung, worin die demokratische Gesellschaft begriffen ist, erschlafft oder bricht das Band welches eine Generation an die vorangegangenen knüpft; man verliert die Spur der Vorfahren oder läßt sie unbeachtet. Aus Ansichten des Standes, dem man angehört, kann man zu einer festen Meynung auch nicht gelangen; denn es giebt, so zu sagen, keine Stände mehr; und was davon noch übrig ist besteht aus so beweglichen Elementen, daß es nie eine wirkliche Macht über die Mitglieder haben kann. Das geistige Einwirken des Einzelnen auf einen Andern ist nothwendig sehr beschränkt in einem Lande, wo die Bürger, nahezu einander gleich geworden, alle sich sehr nahe sehen. Da sie an keinem unter ihnen Zeichen einer entschiedenen Ueberlegenheit bemerken, so räumen sie keinem auf ihre Meynung einen überwiegenden Einfluß ein, sondern halten sich an die eigene Vernunft als die nächste Quelle der Wahrheit. Nicht nur das Vertrauen zu dem und jenem verliert sich, sondern überhaupt die Neigung, irgend einem auf sein Wort zu glauben. Jeder schließt sich eng auf sich selbst ein und glaubt von da aus über die Welt urtheilen zu können.

Hierin geht der Verf. etwas zu weit. Es reichte hin, den Verfall des Ansehens aller Ueberlieferung anzuführen; in demselben liegt auch der Grund, daß man weder einem Stande noch einem Einzelnen seine Meynung unterwirft; denn solche Unterwerfung ist nur möglich, wo der, welcher sie begehrt, der Träger oder Ausleger einer geehrten Ueberlieferung ist. Wenn diese untergeht oder ihr Ansehen verliert, so wird man zwar davon unabhängig; daraus folgt aber nicht daß man auch selbständig werde. Die Behauptung des Verfs., daß der Americaner fast ohne Ausnahme der eigenen Vernunft vertraue, erleidet durch ihn selbst in Folgendem eine sehr große Einschränkung.

> Vergleicht sich der Mensch in einem demokratischen Lande einzeln mit allen anderen, in deren Mitte er lebt, so ist er stolz darauf, daß er jedem unter ihnen gleich steht; betrachtet er aber die Anderen als ein Ganzes, dem er sich gegenüber stellt, so erkennt er sich alsbald als schwach und unbedeutend. Dieselbe Gleichheit, die ihn von jedem Einzelnen seiner Mitbürger unabhängig macht, setzt ihn in eine unbedingte, unlösbare Abhängigkeit von der Mehrzahl derselben. Das Publikum übt also mit seinem Urtheil eine unbeschränkte Macht, und nicht ohne den Schein von Rechtmäßigkeit; denn wo sich alle einander gleich dünken, ist die Vermuthung nicht abzulehnen, daß die Mehrheit Recht habe. Auch empfangen in America die Einzelnen ihre Meynung über die wichtigsten Dinge ganz fertig von der Mehrheit, und sind dadurch der Mühe, sich eine eigene zu schöpfen, überhoben.

Dabey dürfte nur zu erinnern seyn, daß die Mehrheit nie hervorbringend oder anführend ist, sondern immer annehmend und folgend. Freylich ist sie anzunehmen und zu folgen nur da bereit, wo ihr geschmeichelt, d. i. Lust oder Bequemlichkeit gewährt oder vorgespiegelt wird; gleichwohl besteht ihr Handeln eigentlich nur darin, daß sie nicht widersteht. Man kann daher die sogenannte öffentliche Meynung nicht mit Recht als ein Erzeugniß der Mehrheit ansehen. Vielmehr ist sie das Werk einer klugen Minderheit, welche Vorstellungen in Umlauf zu setzen weiß, die für die große Mehrheit einen Reiz haben, wodurch sie Hausrecht bey ihr erlangen. Wer die Herrschaft dieser öffentlichen Meynung drückend findet, kann sich also nicht einmal damit trösten, daß für ihre Richtigkeit die Vermuthung spreche, weil sie aus der Einstimmigkeit der Meisten hervorgehe.

Das Verhältniß der Demokratie zur Religion ist von dem Verf. nicht ausführlich behandelt. Wo die Meynung der Mehrzahl herrscht, da

erwartet man auch eine herrschende oder doch eine überwiegende Kirche anzutreffen. Statt dessen sind die Bewohner der Vereinigten Staaten unter eine Menge verschiedener Glaubensbekenntnisse und Secten getheilt. Nach dem Verf. ist dieß nur scheinbar eine große Ausnahme von den Wirkungen des Hanges zur Gleichheit. Dieser äußert sich darin, daß alle Bekenntnisse dem Staate gegenüber in einer von ihm gleich unabhängigen und mit gleich wenig Einfluß auf ihn begabten Stellung sind. Ferner darin, daß die Geistlichkeit aller Bekenntnisse, ohne dem Wesen derselben etwas zu vergeben, der öffentlichen Meynung, wo nicht huldigt, doch nicht entgegentritt, Antheil an dem gemeinen Wesen, jedoch nicht an dem Streite der Partheyen nimmt, überhaupt sich nicht absondert noch abschließt, und die größte mögliche Nachsicht gegen die Leidenschaft des Erwerbs, des Gewinns und des Genusses übt.

Die Wissenschaften anlangend, wird der praktische Theil vortrefflich angebaut, und die Theorie so weit, als sie für die Anwendung unmittelbar nöthig ist, fleißig gepflegt; aber fast kein Nordamericaner legt sich auf das rein theoretische des menschlichen Wissens.

> Die Meisten sind begierig nach Genuß, die Meisten unzufrieden mit der Stellung die sie einnehmen; und da sie nichts hindert, diese zu wechseln, so geht all ihr Trachten darauf, daß sie sich eine bessere bereiten. Als das Meisterstück des menschlichen Geistes erscheint so gesinnten Leuten eine neue Methode, die auf einem kürzeren Wege zu Reichthum führt, eine Maschine, wodurch die Arbeit abgekürzt wird, ein Werkzeug, das die Kosten der Erzeugung vermindert, eine Erfindung oder Entdeckung, welche das Vergnügen fördert und vermehrt. In diesem niederen Kreise der Wissenschaften ist die Thätigkeit erstaunlich und höchst fruchtbar. Diese Americaner, von denen nicht eines der allgemeinen Gesetze der Mechanik entdeckt worden ist, haben die Dampfschiffahrt erfunden. Der Glaube an beständigen Fortschritt ist allgemein. Ich fragte einen Matrosen, warum die Schiffe der Americaner nicht dauerhaft gebaut seyen? Er antwortete: weil die Schiffbaukunst in einer so anhaltenden Vervollkommnung begriffen ist, daß das beste Fahrzeug nach wenigen Jahren nicht mehr genügt.

Eine eigene Litteratur hat Nordamerika noch nicht; wenigstens ist das, was dafür gelten möchte, sehr unbeträchtlich; man nährt sich größtentheils von der englischen. Ueber den herrschenden Geschmack sagt der Verf.:

> „Bey weitem die meisten Leser sind mit dem Treiben des Tages so beschäftigt, daß sie für das Vergnügen an Geistes-Erzeugnissen nur Augenblicke übrig behalten. Diese wollen sie dann auch ganz und ohne Mühe genießen. Erwünscht sind ihnen die Bücher, die sich leicht anschaffen und geschwind lesen lassen, keine Nachforschung, keine Anstrengung erfordern. Sie begehren ein Schönes das sich selbst darbietet und sogleich genießen läßt. Vornehmlich Neues, Unerwartetes begehren sie. Das mühsame, einförmige Leben, das sie führen, macht ihnen zu einem Bedürfniß, durch schnelle, lebhafte Erschütterungen, durch plötzliche Erleuchtungen, durch glänzende Wahrheiten oder auch Irrthümer außer sich gesetzt und wie mit Gewalt mitten in eine andere Welt gestellt zu werden."

Ferner:

> „Ich habe oft bemerkt, daß die Americaner, die gewöhnlich eine ganz ungeschmückte, in ihrer Einfachheit oft in das Gemeine fallende Sprache führen, gern schwülstig werden, sobald sie den poetischen Styl ergreifen. Da ist ihre Rede prunkend vom Anfange bis ans Ende; und wenn man diesen ungemessenen Aufwand von Bildern sieht, sollte man glauben, sie verstehen gar nicht, sich einfach auszudrücken. Dieß erkläre ich mir so. Der Bürger in dem Lande der Gleichheit sieht gewöhnlich nur einen sehr kleinen Gegenstand, nämlich sich selbst. Richtet er einmal die Augen in die Höhe, so zeigt sich ihm nur das große Bild der Gesellschaft oder das noch größere der Menschheit. Er hat nur sehr besondere und deutliche, oder sehr allgemeine und unbestimmte Vorstellungen; zwischen beyderley Arten ist eine große Leere. Tritt er nun aus sich heraus, so erwartet er immer daß man ihm irgend etwas Ungemeines zu betrachten gebe; nur dafür läßt er auf Augenblicke sein Geschäft ruhen. Diesem Verlangen kommen die Schriftsteller gern entgegen, schwellen ihre Einbildungskraft an und versteigen sich damit in das Ungeheure. So hoffen sie den Blick der Menge auf sich zu ziehen, und es gelingt ihnen.

(Schluß folgt.)

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

(Schluß.)

„Das Gedicht giebt dir ein Bild des Dichtergeistes, die Welt ein Bild Gottes. — Was wir von ihr kennen, ist immer ein Bruchstück. Die künstlerische That, die aus diesem Bruchstück den bildenden Geist entwirft, beleuchtet die Theilchen menschlicher Erkenntniß mit einer hellen Fackel. Wir schauen nun die Natur mit aufmerksamerem Auge, und lauschen der offenbaren Geschichte mit empfänglicherem Ohre. Das Seyn und jede Entwicklung des Seyns ist nun ein Blick des Geistes. Die Dinge oder Wesen sind nun die in ihren Producten angeschauten Entwicklungsstufen der einen unendlichen Thätigkeit, die gleichsam aufgehaltene oder verweilende (ewige) Idee. Es ist die Aufgabe der Realphilosophie, diesen Gedanken im Einzelnen zu suchen und darzulegen; sie beginnt hier, wo die Logik schließt. Das Unendliche erscheint uns nun im Endlichen wie im Spiegel. Im Menschen empfängt dadurch alles eine neue Bedeutung: wir ahnden schon eine unendliche Bestimmung in dem der Unendlichkeit aufgeschlossenen Auge; — denn die Thiere haben nur ein Auge für das Licht der Erde; — in der verklärenden Phantasie; denn sie entrückt die Wirklichkeit zu der Wahrheit des Ideals; — in dem harmonisch bewegten Gefühl; denn die Lust ist das Frohlocken über den Sieg des göttlichen Zweckes in der Wirklichkeit; — im aufopfernden Willen; denn an ein Höheres glaubend überfliegt er das eigene Ich; — endlich im abschließenden Verstande, denn woher käme ihm das kühne Recht, das Stückwerk der Erfahrung zu ergänzen? Wo der menschliche Geist sich selbst oder der Wirklichkeit voraneilt, da regt sich in ihm die Idee Gottes. Die Wissenschaft vollendet sich allein in der Voraussetzung eines Geistes, dessen Gedanke Ursprung alles Seyns ist. Was im Endlichen erstrebt wird, ist hier erfüllt. Das Princip des Seyns ist ein Princip. Und weil diese Idee Gottes der Welt zu Grunde liegt, wird dieselbe Einheit in den Dingen gesucht und wie im Bilde wiedergefunden. Der Act des göttlichen Wissens ist allen Dingen die Substanz des Seyns! —

In einem Rückblick von S. 363 bis 369 werden dann noch die bisher geführten Untersuchungen mit den aus ihnen sich ergebenden Hauptresultaten in ihrem Zusammenhang, kurz aber in heller Uebersicht vorstellig gemacht. Obgleich diese Anzeige ziemlich ausführlich geworden ist, so vermag sie doch keine Idee von dem wahren Gehalte dieses Buches zu geben. Dieser besteht nicht allein in den gewonnenen Ergebnissen und Einsichten, sondern eben so viel in der reinen hellen Darstellung und dem ruhigen besonnenen ernsten Gange der tiefen Forschung. Obgleich diese Anzeige größtentheils mit den eigenen Worten des Verf. geredet hat, so mußte sie doch eben nur ausziehen und daher leicht fühlbare Lücken lassen, die dieser Schrift nirgend zur Last fallen dürfen. Wenn Ref. seine Anzeige gegen die Wichtigkeit und das Interesse der Sache, gegen Gehalt und Gestalt dieser logischen Untersuchungen abmißt, so kann er nicht anders, als er muß bekennen, daß, was er darüber gesagt hat, nur eine sehr unvollkommene Idee von denselben geben kann. Er hat aber seinen Zweck und Wunsch erreicht, wenn die Leser dieser Blätter durch dieses aufmerksam gemacht und bewogen worden sind, das Werk selbst zu lesen, welches in Form und Materie deutschem Ernste, deutscher Gründlichkeit und Bildung zur Ehre gereicht, was auch sogar diejenigen kaum in Abrede stellen werden, die im Ganzen oder theilweise von andern Ansichten ausgehen. Die Befangenen und von der Methode besessenen, die weder auf das Wort noch den Geist ihres Meisters schwören, nur ihrem Geist Capriccio vertrauen, werden dieses Buch vielleicht ignoriren, oder nach ihrer desultorischen Manier herunterreißen; aber die spätere Zeit wird anerkennen, daß die philosophische deutsche Literatur von Herrn Trendelenburg mit einem klassischen Meisterwerk bereichert worden ist auf einem Felde, dessen Anbau nach den Erschütterungen, welche die ganze Philosophie und auch dieser Theil derselben seit Kant erlitten hat, vor allem Noth thut, wenn irgendwie Verständigung über den wissenschaftlichen Gang eintreten soll. Denn die Logik gilt ja noch immer, und mit Recht als die Propädeutik zu jeglicher Wissenschaft, insbesondere aber zur Philosophie.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

De la Démocratie en Amérique par Alexis de Tocqueville, etc.

(Schluß.)

Die Vorliebe für allgemeine Begriffe, auch eine Wirkung des Gleichheitstriebes, der die Unterschiede verbannt oder übersieht, ist von großem Einflusse auf die Sprache, die mit abstrakten Ausdrücken, (z. B. Capacitäten, Celebritäten, anstatt: tüchtige, berühmte Leute) überladen wird. Andererseits kommen fremde Worte, auch aus todten Sprachen, in Gebrauch, indem die Eitelkeit, gebildeter als man ist zu scheinen, darnach hascht und die gemeinen Dinge, die sie vorbringt, durch den gesuchten, vornehmen Ausdruck zu veredeln meynt. (Auch bey uns ist diese Art bereits einheimisch; z. B. ein Violin-Heros, ein Cyclus von Productionen u. dgl.) Andere Eigenheiten der Sprache lernte der Verfasser durch urtheilsfähige Engländer kennen.

> Sie tadelten nicht sowohl, daß die Americaner viele neue Worte gebrauchten, als daß diese neuen Worte aus der unreinen Sprache des Partheykampfes oder aus dem Geschäftsstyle oder aus dem Wörterbuche der mechanischen Arbeiten genommen seyen. Die alten englischen Worte, sagten sie, würden von den Americanern oft in einer neuen Bedeutung gebraucht. Auch mischten diese auf eine seltsame Art die verschiedenen Gattungen des Styls und verbänden manchmal Worte mit einander, die in der Sprache des Mutterlandes einander mieden.

Auch die übermäßige Redseligkeit der meisten Mitglieder des Congresses bringt der Verf. auf die Rechnung des Gleichheits-Triebes.

Gewöhnlich ist der Abgeordnete bloß durch seine Stellung in der Versammlung ein wichtiger Mann. Es drängt ihn daher beständig, Aufmerksamkeit auf seine Person zu erregen. Triebe ihn dazu auch nicht eigener Ehrgeiz an, so müßte er es gleichwohl thun, um nicht die Zuneigung seiner Wähler einzubüßen. Denn verliert er einmal diese, so hat er keine Aussicht mehr, weil er nicht bedeutend genug ist, um die Augen der Wähler eines andern Bezirkes auf sich zu ziehen. Er muß sich also anhaltend bemühen, die Erwartungen zu erfüllen, in welchen er von den Leuten seiner Heimath gewählt worden ist. Diese haben ihn nur aus Rücksicht auf die Vorzüge, die er nach ihrer Meynung besitzt, erkohren und halten sich zum Voraus versichert, er sey ein Redner. Das muß er auch nun wider Willen seyn, er mag die Fähigkeit dazu haben oder nicht. Daher kommt nicht leicht ein Mitglied des Congresses nach Haus zurück ohne sich mit wenigstens einer Rede ausweisen zu können. Darin sind gewöhnlich zuerst große, allgemeine Wahrheiten vorgetragen, die der Redner nicht sehr inne hat und nur unklar abzuhandeln weiß, sodann kleine, besondere, örtliche Verhältnisse, mit denen er wohl bekannt ist und die er desto umständlicher auslegt. Die Americaner wissen, das könne nicht anders seyn, und hören mit entschlossener Ergebung die langweiligen Reden an, durch welche die Berathung träg und schleppend wird.

Ueber die Kunst in Nord-America faßt sich Hr. v. T. sehr kurz. Sie hat für viele Liebhaber zu arbeiten, worunter sehr wenige im Stande sind, ansehnlich zu lohnen. Gleich dem Handwerke muß sie daher sich der Wohlfeilheit befleißigen, wobey zwar Gründlichkeit nicht aber Glanz und Schimmer versäumt werden darf.

> Als ich das erste mal nach New-York kam, war ich verwundert, längs dem Ufer, etwas entfernt von der Stadt, eine Anzahl kleiner marmorner Paläste, zum Theil in antikem Baustyl, anzutreffen. Tags darauf besah ich sie in der Nähe; die Mau-

ern waren von weißen Backsteinen und die Säulen von weiß angestrichenem Holze.

Die zweyte Abtheilung ist überschrieben: Influence de la Démocratie sur les sentimens des Américains.

Zwey Hauptzüge sind nach dem Verf. das Für-sich-Seyn (l'individualisme) und das Streben nach Wohlstand und Behaglichkeit (le goût du bien-être matériel.) Das erstere ist nicht zu verwechseln mit der Eigensucht (égoïsme), die sich überall, und nicht weniger in der alten als in der neuen Welt findet. Nicht gerade aus Neigung ergiebt sich der Americaner dem Für-sich-Seyn; er wird dazu durch die Verhältnisse geführt, welche durch die allgemeine Gleichheit gegeben sind. Ihn umfängt kein Stand, keine Innung, keine erbliche Verbindlichkeit; wie er, sind auch die Andern unabhängig, die ihm in Masse gegenüberstehen. Zur Hingebung nicht aufgefordert, ohne Anlaß und Gelegenheit sich eng anzuschließen, zieht er sich in sich selbst und auf die kleine Welt seiner Familie zurück. Es ist leicht einzusehen, wie austrocknend diese Gewohnheit wirken müßte, wenn ihr nicht durch andere einigermaßen die Wage gehalten würde. Dieß geschieht einestheils durch den öffentlichen Beruf, der sehr mannigfacher Art ist, von dem Mitgliede des Congresses bis zum Bezirks- und Gemeinderath herab; theils durch die lebhafte, von eigenem Vortheile nicht weniger als von der Sitte gebotene, Theilnahme an Vereinen, die wohl nirgends so häufig und so wirksam sind als in Nord-America. Das, im Stande der Ungleichheit viel minder allgemeine, Streben nach Wohlstand und Behaglichkeit wird durch die Religion allein, die an der strengen Feyer des Sonntags eine gute Stütze hat, in Schranken gehalten. Diesem Streben ist es zuzuschreiben, daß eine viel größere Thätigkeit auf den Handel und die mit demselben verwandten Gewerbe als auf den Ackerbau gerichtet wird, der zwar einen sichereren aber weniger schnellen und beträchtlichen Gewinn verspricht, und daß der Ackerbau selbst großentheils in das Gebiet des Handels fällt, indem sehr viele das Land nur bauen, um es angebaut zu verkaufen. Uebrigens erkennt die öffentliche Meynung keiner Beschäftigung

einen Vorzug vor einer andern zu, sondern stellt sie alle einander gleich, in der Voraussetzung, daß sie alle nur des Erwerbs halber getrieben werden.

Die Dienstboten in Nordamerica betrachten sich nicht als niederen Stand weil sie für Lohn arbeiten; auch der Präsident der Vereinigten Staaten arbeitet ja für Lohn; er wird für das Befehlen, sie werden für das Dienen bezahlt. In America ist jedes ehrbare Geschäft auch ehrenhaft.

Man muß gestehen, weiter kann die Gleichheit nicht gehen. Atqui licet esse beatis. Aber weit gefehlt!

Ich sah in America sehr gebildete Leute, in der glücklichsten Lage von der Welt, auf deren Gesichtszügen ich gewöhnlich eine Art Wolke zu bemerken glaubte, die mir ernst und beynahe traurig selbst in ihren Vergnügungen zu seyn schienen. Dieselbe Fieberhitze mit welcher der Americaner dem Wohlstande nachjagt, quält ihn immer mit einer dunkeln Besorgniß, er möchte nicht den rechten Weg dazu gewählt haben. Er hängt sein Herz an die Güter dieser Welt als wäre er gewiß, nicht sterben zu müssen, und greift nach denen, die er erlangen kann, mit einer Hast, als fürchtete er jeden Augenblick, zu sterben bevor er sie genossen hätte. Er ergreift alle, hält sie aber nicht fest, sondern läßt bald einen Genuß fahren und geht auf einen neuen aus. Ein Americaner baut sich ein hübsches Haus für seine alten Tage und verkauft es wenn der Giebel fertig ist; er pflanzt sich einen Garten an, und sind die Früchte reif so vermiethet er ihn; er macht ein Stück Land urbar und tritt Anderen die Erndte ab. Er fängt ein Geschäft an und giebt es auf. Er wählt sich einen Wohnsitz und kehrt ihm den Rücken. Hat er Muße, so treibt es ihn in's Weite; er macht in einigen Tagen eine Reise von fünfhundert Meilen. Solch eine Unruhe mitten im Ueberflusse ist auch anderwärts nicht gar selten; hier aber hat sie ein ganzes Volk befallen. Als erste Ursache derselben darf man den Hang zu sinnlichem Genuß betrachten. Wer sich dem hingiebt, hat immer Eile zuzugreifen und zu genießen, um so viel als möglich dem kurzen Leben abzugewinnen. Nie genügt ihm was er schon besitzt; immer kommt ihm so viel anderes wünschenswerthes in den Sinn, das ihn, wo er nicht eilt, der Tod nicht wird erreichen lassen. Dieser Gedanke ängstigt ihn und hält seine Seele in der zitternden Bewegung die ihn zu beständigem Wechsel drängt. So leidenschaftlich und so allgemein kann jedoch ein solches Treiben nur in dem

Stande der Gleichheit werden. Sind alle Vorzüge der Geburt und des Vermögens abgethan, steht jede Laufbahn jedem offen, und kann jeder an das Ziel von selbst gelangen, so scheint es leicht, ein großes Glück zu machen. Allein die Erfahrung beweist das Gegentheil. Eben die Gleichheit, welche jedem Bürger erlaubt, ungemessene Hoffnungen zu schöpfen, setzt ihrer Erfüllung unermeßliche Hindernisse entgegen. Die Vorrechte sind aufgehoben, wodurch Einzelne begünstigt waren; jetzt tritt die Mitwerbung Aller ein. Die Schranke ist von anderer Gestalt, aber nichts desto weniger eine Schranke. Wo auf einem Wege sehr Viele gehen, unter denen keiner vor dem andern viel voraus hat, da ist es nicht leicht, daß einer die einförmige Menge, die ihn umdrängt, durchbreche und einen Vorsprung gewinne. Dieser beständige Widerspruch zwischen der Größe der Begierden, welche die Gleichheit aufkommen läßt, und der Schwäche der Mittel zu deren Befriedigung, quält und ermüdet die Gemüther. So demokratisch eine Verfassung seyn mag, alles einebnen kann sie nicht; gewiße Höhen bleiben oder entstehen wieder, und darauf allein ist der Blick jedes tiefer stehenden beharrlich gerichtet. Im Stande der Ungleichheit erregte die größte Auszeichnung keinen Neid; die geringsten fallen den Entbehrenden empfindlich, wo Alles beynahe gleich gemacht ist. Darum wird das Verlangen nach Gleichheit immer unersättlicher je größer sie schon ist.

Die Ueberschrift des dritten Abschnittes lautet: Influence de la démocratie sur les moeurs proprement dites: des vierten und letzten: Influence qu' exercent les idées et les sentimens démocratiques sur la société politique. So reich an feinen Beobachtungen und lebendigen Schilderungen auch diese Abschnitte sind, so dürften sie doch an Gehalt nicht den zwey ersten gleich befunden werden, da der Verf. sich hier weit mehr über die europäischen Länder, wo der Gleichheitstrieb vordringt, am meisten über Frankreich, das er besser als die übrigen kennt, verbreitet, und darüber oft die Eigenthümlichkeit America's aus dem Auge verloren hat. Nicht allein dieses hält den Ref. ab, mit Auszügen aus den genannten beyden Abschnitten fortzufahren, sondern auch die, hier ungleich mehr als in den ersten, einfallende Weissagung; eine Zugabe, die nur etwa denen willkommen seyn mag, von welchen neuerlich die Zukunft in das Gebiet der Geschichte gezogen wird. Nur so viel sey aus diesen Gesichten mitgetheilt, daß der Verf. den Stand der Gleichheit, welchem er die Zukunft verfallen glaubt, und den er mit vollem Recht einen ganz neuen nennt, theils mit Wohlgefallen, theils aber auch mit Kummer betrachtet und davon beynahe gleich viel hofft und fürchtet.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Den 24. July hielt die Akademie eine allgemeine Sitzung, welche mehrere Wahlen von Ehrenmitgliedern, ordentlichen, außerordentlichen, und auswärtigen Mitgliedern zum Gegenstand hatte.

Vorgelegt wurde nachstehendes:

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

I. Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Verein von Oberbayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, des II. Bandes 1. 2. und 3. Heft. — Des III. Bandes 1. Heft. 8.

Dritter Jahresbericht für das Jahr 1840. München 1840. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Combinirter Jahresbericht desselben für die Jahre 1839 und 1840. Augsburg 1840. 4.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv desselben VI. Band. 3. Heft. Würzburg, 1841 4.

X. Jahres-Bericht desselben pro 1839/40. Würzburg 1841. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Centralblatt desselben Monat July u. August 1840. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Appellationsgerichts-Rath Arnold in Eichstädt:

Beyträge zum deutschen Privatrechte. I. Thl. (Familien- und Erbrecht). Ansbach 1840. 4.

Von dem Hrn. Dr. Heine, Cantonsarzt in Germersheim:

Die organische Ursache der Herzbewegung. Germersheim 1840. 4.

Von dem Hrn. Professor Dr. Plank in München:

Grundrisse der Veterinär-Botanik. München 1840. 8.

Von dem Hrn. Med. Dr. Singer in Amorbach:

Orb und seine Heilquellen. Amorbach 1840. 8.

II. Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August 1838 bis July 1840. IV. Basel 1840. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

Abhandlungen derselben aus dem Jahre 1838. Berlin. 1839. 4.

Dergleichen aus dem Jahre 1832. III. und IV. Theil. Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java von Humboldt. Berlin 1838 — 1839. 8.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen:

a. aus dem Jahre 1840. (Jänner bis December.) 8.

b. aus dem Jahre 1841. (Jänner bis inclus. May.) Berlin 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersichten der Arbeiten und Veränderungen derselben im Jahre 1839. Breslau 1840. 4.

Dergleichen im Jahre 1840. Breslau 1841. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletins de l'Académie etc. Tome VI. 1. et 2. Partie. Bruxelles 1839. 8.

Von der k. dänischen Societät der Wissenschaften in Kopenhagen:

Det kongelike danske videnskabernes selskabs naturvidenskabelige og mathematiske afhandlinger. I. — VII. Deel. Kopenhagen 1824 — 1841. 8.

Oversigt over det kongelike danske videnskabernes selkabs forhandlinger. Aaret 1839 u. 1840. 4.

Von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthums-Kunde in Kopenhagen:

Jahres-Versammlung derselben 1840. Kopenhagen 1840. 8.

Supplement to the antiquitates americanae. Copenhagen 1841. 8.

Von der Royal irish Academy of Dublin:

Transactions of the royal irish Academy. Vol. I — XIX. (Pars I.) Dublin 1787 — 1841. 4.

Proceedings of the royale irish Academy 1836 — 1839. Part. I. II. III. Dublin. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Procedings of the royale society of Edinburgh. Nr. 1 — 18. (1832 — 1841). Edinburgh. 8.

Transactions etc. Tome I — XIV. Edinburgh (1788 — 1840).

Von der Société de Physique et d' histoire naturelle à Genève:

Mémoires de la société etc. Tome IX. 1. Partie. Genève 1841. 4.

Von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen:

Ueber den Gebrauch der Knochendüngung. (Von Karl Th. von Natorp, königl. preuß. Landesgerichts-Rath). 4.

Commentationes societatis Regiae scientiarum göttingensis. Volumen VII. Göttingae 1832. 4.

Von dem Ferdinandeum in Insbruck:

Neue Zeitschrift desselben. VII Bändchen. Innsbruck 1841. 8.

Von der Linnean Society of London:

The transactions etc. Volume XVIII. (Part the Third.) London 1840. 4.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part VII. 1839. London 1839.

Reports of the council and auditors of the zoological Society, April 29. 1840. London 1840. 8.

Transactions etc. Vol. II. Parte 4. London 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson, Doctor und Professor der Theologie in Neu-York. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. Erster und zweyter Band, Halle 1841.

Für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse von Palästina und den angränzenden Landstrichen ist in der ganzen neueren Zeit kein anderes Unternehmen so folgenreich und wichtig gewesen, als die Reise der Herren Robinson und Smith, welche in dem ebengenannten Werke beschrieben wird. Hr. Robinson hatte das seltene, ja in seiner Weise einzige Glück, statt eines gewöhnlichen Dragomans an seinem Landsmann und gewesenen Schüler, dem Hrn. El. Smith einen Begleiter zu finden, welcher sich durch seinen vieljährigen Aufenthalt und seine öfteren Reisen in und durch Syrien eine vertraute Bekanntschaft mit dem Volke des Landes so wie mit seiner Sprache erworben hatte, und welcher von Jugend an durch eine besondere Neigung zu geographischen und historischen Untersuchungen sich hingezogen fühlte. Namentlich hat sich auch Hr. Smith durch seinen langen Umgang mit jenem Volke eine Geschicklichkeit erworben, den Arabern die Auskunft über allerley fragliche Gegenstände zu entlocken und das Wahre aus ihren Aussagen heraus zu finden, wie dieselbe bey einem gewöhnlichen Dolmetscher vergeblich gesucht werden würde. Aber auch Hr. Robinson selber war durch seine vorhergegangene längere Beschäftigung mit der Geographie von Palästina, und durch die vorschriftlichen Anleitungen, welche ihm einige Meister vom Fach für die Hauptrichtung seiner Forschungen gegeben hatten, aufs Ausgezeichnetste zu seinem Unternehmen vorbereitet. Von ganz besonderer Wichtigkeit mußte es hierbey für ihn seyn, daß er in Jerusalem mit Landsleuten von wissenschaftlicher Bildung zusammentraf, welche dort schon seit längerer Zeit gelebt hatten, und die eine Kenntniß der Lokalitäten der Stadt so wie ihrer Umgegend besaßen, welche weder bey den Mönchen der gastfreyen Klöster noch bey andern gewöhnlichen Führern gefunden wird. Diese günstigen Umstände benutzte denn auch unser Reisender so treulich und so geschickt, daß er für die Aufhellung des Dunkels, das bis dahin über die Landeskunde von Palästina noch geherrscht hatte, mehr leistete als alle seine Vorgänger in der neuern und neuesten Zeit.

Hr. Robinson schrieb sein Werk in Berlin, wo ihm die reiche königliche Bibliothek und die schätzbaren Privatsammlungen von Ritter, Neander und Hengstenberg alle litterarischen Hülfsmittel in Fülle darboten. Er schrieb dasselbe zuerst englisch, ließ es aber dann unter seiner Aufsicht ins Deutsche, dessen er schon längst mächtig war, übersetzen und prüfte diese Uebersetzung aufs Sorgfältigste. So ist dieses klassische Buch gleich bey seinem ersten Erscheinen ein Eigenthum unsers Vaterlandes so wie unserer Muttersprache geworden. Ein Ereigniß, welches wir als ein ganz besonders erfreuliches betrachten dürfen, da nicht bloß der reiche Inhalt, sondern die einfach schöne Form, in welche dieser Inhalt durch die meisterhafte Darstellung gekleidet ist, ihm einen bleibenden Werth in

unserer Literatur verleihen wird. Wir geben in der nachstehenden Anzeige eine kurze Uebersicht über den Inhalt des Robinsonischen Werkes und führen gleich zum Anfang den Verfasser in Beziehung auf die Hauptbewegungsgründe zu seiner Reise selber redend ein (nach Th. I. S. 51):

„Wie es bey den meisten meiner Landsleute der Fall ist, besonders in Neu-England, hatten die Scenen der Bibel von Jugend an einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht; und nachher, in spätern Jahren waren diese Eindrücke zu einem dringenden Verlangen herangereift, die in der Geschichte des Menschengeschlechtes so merkwürdigen Orte selbst zu besuchen. Kaum ist in irgend einem andern Lande der Erde dieß Gefühl so verbreitet, als in Neu-England; in keinem Lande ist die heilige Schrift bekannter und geschätzter. Von frühester Jugend an liest das Kind die Bibel nicht bloß für sich, sondern hört sie auch in den häuslichen Morgen- und Abendandachten vorlesen, so wie in der Alltagsschule im Dorfe, in der Sonntagsschule, in der Bibelklasse, und beym Gottesdienst in der Kirche. So wie es aber größer wird, sind die Namen Sinai, Jerusalem, Bethlehem, das Land der Verheißung mit den frühesten Erinnerungen und ersten Gefühlen der Frömmigkeit verwoben. — Zu alle dem gesellte sich bey mir nachher noch ein wissenschaftlicher Zweck. Ich hatte schon lange an die Vorbereitungen zu einem Werke über biblische Geographie gedacht, und wünschte mich selbst durch eigne Anschauung über Vieles zu belehren, worüber ich in Reisebeschreibungen keinen Aufschluß finden konnte. Das wurde nun in der That der Hauptzweck meiner Reise; der Kern, an den sich all unsere Nachforschungen und Beobachtungen anschloßen.

Wir gehen nun zu dem eigentlichen Geschäft unserer Anzeige über, indem wir in wenigen Hauptumrissen unsern Reisenden auf dem Wege seiner glücklichen Forschungen begleiten.

Herr Robinson hatte schon bey seinem ersten Aufenthalt in Europa, in den Jahren 1826 bis 1830 den Wunsch und Plan zu einer Reise nach Palästina lebhaft in seinem Herzen gefühlt; die damaligen kriegerischen Bewegungen in jenem Lande ließen jedoch den Wunsch nicht zur Erfüllung kommen. Ein Besuch des schon erwähnten Herrn Eli Smith, amerikanischen Missionärs zu Beirut, in seinem Vaterlande, weckte indeß jenes Verlangen von neuem, und schon damals beschlossen die beyden Männer die gemeinsame Reise. Am 17. July 1837 schiffte sich Hr. Robinson mit seiner Familie in Neuyork ein und landete schon nach 18 Tagen seiner sehr begünstigten Fahrt in Liverpool. Er ließ seine Familie bey Verwandten in Deutschland und trat am 1. December die eigentliche Reise nach dem Orient in Triest an. Seine Seefahrt durch das adriatische Meer traf bereits in jene glücklichere Zeit, worinnen auch dieses für Segelschiffe öfters so hemmende Gewässer von Dampfschiffen befahren wurde, er landete deßhalb schon am 8. Dec. im Piräus, fuhr dann, nach einem 17tägigen Aufenthalt in Athen und nach einem kürzeren Verweilen in Syra und Candia nach Alexandria, in dessen Hafen er am 30. December ankam. Am 5ten Januar 1838 trat er die Nilfahrt nach Kairo an, und kam von hier nach einer 19tägigen Wasserreise zu den Ruinen von Theben. Am 28. Februar war er von dieser oberägyptischen Reise nach Kairo zurückgekehrt, brachte noch einige Wochen unter dem gastfreyen Dache des Herrn Lieder, des allgemeinen Wohlthäters auch so manches andern europäischen Reisenden zu, besuchte in dieser Zeit die Pyramiden und lernte zugleich, so weit dieß möglich war, den dortigen Zustand der Dinge unter Mehemed Ali's Regierung kennen. Sein Urtheil über diesen Gewalthaber und dessen Wirken ist durchaus nur gesund und gemäßigt zu nennen. Selbst das hartbedrückte Volk des Landes, so berichtet er, erkennt es ganz allgemein an, daß Mehemed Ali, obwohl scharf und streng, dennoch von Natur weder grausam, noch rachsüchtig sey. In gewisser Beziehung, so urtheilt er, verdient die kräftige Regierung Mehemed Ali's alles Lob, obgleich die Härte, welche sie begleitet, nicht immer zu rechtfertigen seyn mag. Er hat den Ländern, die unter seiner Herrschaft stehen, Sicherheit gegeben, so daß Reisende, ob Orientalen oder Franken, in ihrer eigenen Tracht durch Aegypten, Syrien und selbst unter den Beduinen in den angränzenden Wüsten eben so sicher reisen können, als in vielen Theilen des gebildeten Europa's. Aus all seinen, zum Theil nicht ganz gelungenen Versuchen seinem Lande die Vorzüge der europäischen Cultur zu gewinnen, ist wenigstens der günstige Erfolg hervorgegangen, daß sich die Ueberzeu-

gung von dem Vorzuge des christlichen Europas vom Herrscher auch auf das Volk verbreitet hat, und daß hiedurch die Bollwerke muhammedanischer Vorurtheile und der Verachtung gegen die europäischen Christen umgestürzt wurden. Unter diesen günstigen Verhältnissen, welche auch von Aegypten aus auf das Benehmen der türkischen Regierung ihren Einfluß geäußert haben, erwachen bereits die morgenländischen Kirchen theilweise aus ihrem Schlummer und bald wird auch Aegypten einer bessern Zukunft entgegen gehen.

Herr Robinson und seine Gefährten hatten sich mit Allem versorgt, was zu einer Reise durch die Wüste nöthig ist; die Kameele waren sogleich bis Akabah gemiethet worden; unter den drey Karavannenstraßen welche von Kairo nach Suez führen, hatte man sich für die kürzeste, mittlere entschieden, welche über Ajrud geht. Es war wie gewöhnlich, schon der Mittag vorübergegangen, als endlich am 12. März die Kameele ankamen und zum Fortziehen aus der Stadt geschickt waren. Am andern Mittag erreichte man den Wady el Ankebieh, von welchem diese ganze Carawanenstraße ihren Namen (Ankebieh-Straße) hat. In diesem Wady war vor einigen Jahren ein Versuch gemacht worden, einen Artesischen Brunnen zu bohren; mau erbohrte auch wirklich eine geringe Quantität Wasser, welche jedoch in Kurzem wieder verschwand. Die Regenzeit fällt für jene Gegend auf den December und Januar, hält aber zuweilen abwechselnd mit heitern Tagen bis in den März, ja bis in den April an; im Jahr 1838 jedoch als unsere Reisenden hier waren, hatte lange Trockenheit geherrscht.

In der Nähe des Dschebel Aweibid, dem Nachbar des Atakah, eine Stunde von jenem Punkte, an welchem sich die Besatinstraße mit der von Ankebieh vereint, erinnerten die vielen Steinhaufen und Zeichen von Gräbern an den Raubmord, welchen eine Schaar von Beduinen aus der östlichen Gegend der sinaitischen Halbinsel an einer Carawane von Schawaghiriyeh-Beduinen begangen hat, die mit einer Ladung von Kaffee friedlich ihres Weges dahinzog. Dergleichen Unthaten, welche namentlich durch die Amran-Beduinen verübt wurden, hatte die strenge Herrschaft und gute polizeyliche Aufsicht des Mehemed Ali seit längerer Zeit verhütet; man reiste durch die Wüste mit derselben Sicherheit, welche die Gassen von Kairo gewähren, und nur noch die Beynamen mancher Gegenden, z. B. des Muntulapaßes, der den Beynamen el Mukhafeh (Furcht) trägt, und welcher bergab gegen Suez hinführt, erinnern an die vormaligen Gefahren dieser Einöde.

Die Festung Ajrud liegt 4 Stunden von Suez entfernt, unsere Reisenden berührten diese Station der Hadsch-Carawanen, welche den geraden Weg nach Akabah ziehen, nicht, sondern wendeten sich nach Suez (arabisch Suweis). Sie hatten zu dem Wege von Kairo hieher, welcher 32 1/4 Wegstunden beträgt mit Einschluß der 3 Nachtlager 71 1/3 St. gebraucht, während ihn die Briefpost aus Indien in 22, Mehemed Ali mit untergelegten Pferden in 13 Stunden zurücklegt. Suez, welches in unsern Tagen durch die englisch-ostindische Dampfschiffahrt sich mehr denn jemals zu heben anfängt, ist erst seit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt worden und war noch zu Niebuhrs Zeiten ohne Mauern. Früher lag hier, zum Schutz des Landungsplatzes Kolzum, und etwas früher Klysma, sowie selbst die noch ältere Stadt Arsinöe oder Kleopatris; sie alle wahrscheinlich auf oder bey jenem durch Ruinen von Gebäuden und Scherben ausgezeichnetem Schutthügel, der sich unter dem noch fortbestehenden Namen Tel Kolzum in einer Entfernung von etwa 10 Minuten (500 bis 600 Schritt) nördlich von der Stadt findet. Fünf Viertelstunden von Tel Kolzum in NON. zeigen sich die Erdwälle des alten Nilkanales.

Unser gelehrter Reisender theilt hier, bey Gelegenheit seiner Betrachtungen über die Gegend von Suez, seine Ansichten und Vermuthungen mit, über den Anfangspunkt und die Richtung des Auszuges der Heere Israels aus Aegypten und den Ort ihres Durchganges durch das rothe Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

Von dem East India Company's observatory in Madras:

Result of astronomical observations made at the East India Company's at Madras. Vol. I. — incl. V. Madras 1832 — 1839. 4.

Von der litterärischen Gesellschaft des Stifts Fühnen in Odense:

Aktslykker om Danmarks indre Forhold i oeldre Tid. Odense 1841. 4.

Von dem Institut de France, Académie royale des inscriptions et belles lettres in Paris.

Séance publique annuelle (25. Sept. 1840). Paris 1840. 4.

Mémoires de l'Institut royal de France, (Académie des inscriptions et belles lettres. Tome onzième. Paris 1039. 4.

Tome douxième et treizième. (1. et 2. partie). Paris 1837 — 1839. 4.

Tome quatorzième (2. partie). Paris 1840. 4.

Von der Société géographique in Paris:

Extrait du rapport annuel fait à la société de geographie de Paris. Pour l'année 1839. Paris 1840. 8.

Von der k. rußischen Academie der Wissenschaften in Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie. Année 1838. Petersburg 1840. 4.

Bulletin scientifique publié par l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg. Tome IV — VII. (Nr. 16. 17.) 4.

Recueil des artes de la Séance publique de l'académie etc. Tenue le 29. Decembre 1838. St. Petersbourg 1839. 4.

Recueil des actes etc. Tenue le 29. Decbr. 1839. St. Petersbourg 1840. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI. Serie. Science politique, histoire, philologie Tome IV. 4 — 5. Livraison. St. Petersbourg 1839. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome IV. I. Partie: Sciences mathématiques et physiques 3 et 4 Livraison. St. Pétersbourg 1839. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI Serie. Sciences mathématiques, phys. et naturelles. Tome V. II. Prtie. Sciences naturelles. Tome III. 1. 2. 3. et 4. Livraison. St. Petersbourg 1840. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

Årsberättelse om framstegen i Füsik och Kemie. Stockholm 1838. 8.

Årsberättelse om Technologiens framsteg etc. Stockholm 1839. 8.

Årsberättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter. Stockholm 1839. 8.

Kongelik Vetenskaps academiens Handlingar for Ar 1838. Stockholm 1839. 8.

Tal om juridisk statistik och grunderne för lagstiftningen. Stockholm 1840. 8.

Tal om k. Seraphimer-ordens Lazarettet i Stockholm. Stockholm 1840. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. B. Biondelli in Mailand:

Influenza delle nazioni Germaniche, Slave e Finniche sugli studi d' all' epoca del risorgimento delle lettere fino a noi. Milano 1840. 8.

Dei Goti e della loro lingua. Milano 1839. 8.

Sulla gramatica di tutte le lingue germaniche del Dott. J. Grimm. Milano 1840. 8.

Origine e sviluppo della lingua italiana. Milano 1840. 8.

Von dem Hrn. Dr. Medicinae Brefeld in Hamm:

Das Zahnen als krankmachende Potenz. Hamm 1840. 8.

Grundriß der Apotheken-Visitation zum Gebrauch für Medicinal-Beamte, Apotheker ꝛc. Münster 1840. gr. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paläſtina und die ſüdlich angrenzenden Länder von E. Robinſon ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die Gründe welche ihn bewogen, von den andern auf Joſephus ausdrückliche Ausſage gegründeten Annahmen abzugehen, nach welchen der Auszug nach der Wüſte bey Heliopolis und von der Nachbarſchaft des ägyptiſchen Babylon ſeinen Anfang nahm, ſind vornämlich die weite Entfernung jener Punkte vom rothen Meere und der Waſſermangel in der zwiſchen ihnen und dieſem Meere gelegenen Wüſte. Freylich dürfte hiebey nicht außer Acht gelaſſen werden, daß die Regenzeit, die ſich, wie dieß H. Robinſon ſelber erwähnt, in dieſen Gegenden zuweilen bis in den März und April verlängert, die letztere Schwierigkeit ſehr verringert haben könnte, indem dann die Beſatinſtraße bey Ghandely nicht ohne Waſſer geweſen wäre, doch iſt es nicht zu läugnen, daß der andere Weg des Auszuges, den unſer Reiſender annimmt, der Erklärung des großen Ereigniſſes eine anlockendere Erleichterung gewährt. Das Land Goſen lag, nach der gewöhnlichen Anſicht der Gelehrten unſrer Tage, dem Peluſiſchen Arme des Niles enlang an der Oſtſeite des Delta und war mithin ein Theil von Aegypten, nahe an der Gränze von Paläſtina, welcher anjetzt unter der Provinz eſch Surkiyeh mit inbegriffen iſt. Noch jetzt hält man dieſe Provinz wegen ihrer großen Fruchtbarkeit für die beſte von ganz Aegypten, aus welcher die Regierung die meiſten Einkünfte bezieht. Sie enthielt im Jahre 1376 nach einer von Sylveſter de Sacy überſetzten arabiſchen Urkunde 383 Städte und Dörfer, und würde bey beſſerer Benützung des leicht zu bewäſſernden Bodens auch jetzt wenigſtens eine Million Einwohner mehr ernähren können als wirklich in ihr leben. Der gerade und einzige Weg von dieſem Lande Goſen nach dem rothen Meere gehet durch das Thal des alten Nilkanals. Wenn die Lage von Rameſes, von welcher nach Moſes der Auszug begann, an das Thal des Kanales, nicht weit von dem weſtlichen Ende des Waſſerbeckens der Bitterſeen geſetzt wird, dann betrug ſeine Entfernung von der Spitze des Meerbuſens bey Suez nur 35 engliſche Meilen oder 7 1/2 deutſche Meilen. Wenn wir für jeden Tagmarſch eines aus wenigſtens 2 Millionen Menſchen beſtehenden Heereszuges mit allen zu ihm gehörenden Viehheerden ohngefähr 5 Wegſtunden annehmen, dann konnte der Weg von Rameſes bis zum rothen Meere bequem in 3 Tagen zurückgelegt werden. Etham, vorn an der Wüſte, lag nach H. Robinſons Anſicht nicht weit von der jetzigen Spitze des Meerbuſens von Suez und zwar öſtlich von der Stelle des alten Kanales, an der Gränze der öſtlich ans Meer gränzenden Wüſte, welche im 2ten Buche Moſis unter dem Namen Sur, im 4ten Buche als Wüſte Etham benannt wird. Von hier aber, wo ſie ſchon auf dem geraden Wege nach dem Sinai waren, lenkten ſie wieder rechts nach der Weſtſeite des Meerbuſenarmes hin, wo ſie dann vor ſich und links das Meer, zu ihrer Rechten den ſteilen Atakah, hinter ſich die verfolgenden Aegypter hatten. Und hier, etwas ſüdwärts von Suez, geſchahe dann nach Rob. Anſicht der Durchzug, nachdem ein ſtarker Oſt (Nordoſtwind) zur Zeit der Ebbe das Waſſer aus dem kleinen Meeresarme bey Suez hinausgedrängt hatte, wobey dennoch in dem nördlichſten Theile desſelben noch Waſſer zurückbleiben, und ſo auch nach dieſer Seite hin eine Mauer (Schutzwehr) gegen die verfolgenden Feinde bilden

konnte. Wenn dann mit dem Nachlassen des Windes zugleich die Fluth eintrat, mußte Pharaos Heer nothwendig in ihren herandrängenden Wogen den Untergang finden. So weit Robinson; doch vergleiche man mit seiner Darstellung jenes Auszuges und Durchzuges vor allem das was C. v. Raumer in seinem „Zug der Kinder Israel durch die Wüste.“ (Leipzig 1837) über denselben Gegenstand gesagt hat.

Statt des etwas weiteren Weges, welcher durch das schöne Engthal Tayibeh hinaus zu dem Lagerplatz der Israeliten am Schilfmeer (8 Stunden jenseits Ghurundel oder Elim) dann durch Wady Schellall, Mukkateb und Feiran zum Sinai führt, wählten unsere Reisenden den Weg durch den Wady Humr. Im Verlauf dieses Thales, welches jenseits einer breiten Ebene sich in gleicher Richtung tiefer in das Gebirge fortsetzt, zeigte sich zum ersten Mal auf diesem Wege Sandstein. Die hier wachsenden Manna-Tamarisken (Turfa) und stachlichen Mimosen (Tuhl oder Seyal) erscheinen durch die Dürre des Bodens verkrüppelt, denn dieses Thal ist außer der Regenzeit ohne Wasser, während sich in dem seitwärts (westlich) von ihm abgehenden Wady Nusb eine Quelle mit sehr gutem Trinkwasser findet. Der Wady Humr, welcher sich von da an, wo die Reisenden ihn betraten, ohngefähr 9 Stunden weit meist gegen Ost-Süd-Ost fortzieht, endet zuletzt an einem felsigen, mit losem Sande bedeckten Abhange, auf dessen Höhe sich eine weite Aussicht über die ganze Umgegend eröffnet. Von hier gelangten die Reisenden nach fast 5 Stunden Weges zu den sonderbaren und geheimnißvollen Denkmälern von „Surabit el Khadim.“ Diese Denkmäler, welche schon Niebuhr im Jahre 1761 entdeckte, und welche Laborde in seinem Werke als Grabsteine einer bey den Kupferminen von el Nusb angesiedelten ägyptischen Colonie abgebildet hat, finden sich auf einem Bergrücken des Sandsteines, der nach allen Richtungen von tiefen Gründen durchschnitten ist, und welcher ähnliche Gruppen von Pfeilerfelsen zeiget, als jene der sächsischen Schweitz sind. An der Stelle wo die Denksteine sich finden, ist der Zug des Bergrückens zu beyden Seiten von tiefen Abgründen begränzt; eine kleine, wallartige Einfassung, bestehend aus Steinhaufen, welche die Trümmer von zusammengestürzten Mauern oder niedrigen Gebäuden seyn mögen, umgiebt, in einer Ausdehnung von 160 Fuß von Ost nach West und 70 Fuß von Nord nach Süd den Raum, auf welchem sich etwa 15 noch aufrecht stehende und mehrere umgestürzte mit Hieroglyphen bedeckte Steine so wie die Ueberreste eines kleinen Tempels zeigen, dessen Säulen mit dem Haupt der Isis als Kapitäl verziert sind. Auf der östlichen Seite findet sich ein unterirdisches Gemach in den massiven Felsen ausgehauen, ähnlich einem ägyptischen Grabmahle; seine Decke gestützt von einer viereckten Säule, die man von der Felsenmasse stehen ließ, an jeder Seite des Gemaches eine kleine Nische, alle Wände des Gemaches so wie die Flächen der Seite mit Hieroglyphen beschrieben. Ueberdieß liegen auf dem ganzen eingehegten Raum eine Menge umgefallener Säulen und viele Bruchstücke von Bildhauerarbeit.

Die äußere Aehnlichkeit, welche die erwähnten ursprünglich allesammt aufrecht stehenden Denksteine mit den Grabmählern unserer westlichen Länder haben, gab Veranlassung zu der Hypothese, daß der erwähnte Raum eine Art von Todtenacker gewesen sey. Nirgends jedoch finden sich in Aegypten ähnliche Grabmähler, und es ist kein Anschein da, daß auch hier gemauerte Gräber unter den Denksteinen sich befunden hätten, vielmehr erkennt man in den hieroglyphischen Bezeichnungen jener Denksteine die Namen verschiedener ägyptischen Könige, namentlich jenen des Osirtisen I., welchen Wilkinson für den Zeitgenossen und Freund des Altvater Joseph hält. Herr Robinson spricht deßhalb, übereinstimmend mit Lord Prudhoe die sinnreiche Hypothese aus, daß Surabit el Khadim mitten in seiner romantisch schönen Felsenwüste ein geheiligter Wallfahrtsort der alten Aegypter gewesen sey, wohin sie, wie die Mohamedaner nach Mekka, zogen und wo selbst Könige die Erinnerungszeichen ihrer Anbetung hinterließen.

Unmittelbar aus jener geheimnißvollen Scene uralter Menschenwerke führt uns der Verfasser zu einer andern Scene des lebendigen Verkehres der jetzigen Bewohner des Landes. Die Beduinenbegleiter, nach der mühseligen Besteigung der Felsen, hatten eine Erquickung verdient; die Reisenden kauf-

ten im Thal Suwuk von den dort wohnenden Beduinen ein Böcklein, das jene, beym Nachtlager angelangt schlachteten und zum Nachtmahle sich bereiteten. Aber in dem Augenblick als sie mit der Bereitung fertig waren, stellten sich als Gäste fünf bis sechs jener Beduinen ein, welche das Böcklein verkauft hatten. Nach der Sitte des Gastrechts gebührten den Gästen die besten Stücke des gebratenen Thiers und so geschah es, daß die Verkäufer desselben auch seine Esser wurden, und daß die, für welche die Gabe eigentlich bestimmt war, hungrig von dem Mahle aufstunden.

Der letzte Theil des Weges berührte noch das weidereiche Thal Solaf, und zog sich dann durch die Felsenschlucht des Wady Radhwah hinan. Dieser, mit Felsentrümmern bedeckte Engpaß heißt bey den Arabern Nukb-Hawy oder Windpaß, er führt hinab zu der weiten Ebene des Wady er Rahah, über welche der Horeb mit seinen Fesenwänden sich erhebt. Unsere Reisenden kamen am 23. März 1838 im Katharinenkloster des Sinai an. Der Aufenthalt in diesem lieblichen Sitz der Ruhe machte auf sie einen ähnlichen tiefen Eindruck als auf die meisten andern Reisenden, sie blieben indeß beym Genuß dieser geistigen wie leiblichen Erquickung nicht müßig, sondern benützten die Tage ihres hiesigen Verweilens zu vielfachen topographischen Untersuchungen, von denen wir hier das Wichtigste mittheilen.

Nach Herrn Robinsons durchaus wohlbegründeter Ansicht konnte kein andrer Berg auf der ganzen peträischen Halbinsel die Stätte der Gesetzgebung gewesen seyn als der Sinai; auf keinem andern würden die Beschreibungen und Fingerzeige, welche die heilige Schrift uns giebt, passen. Er nimmt den ganzen Berg, nicht bloß seinen südlichen, höheren Gipfel, der im engern Sinne diesen Namen führt, als den Sinai an und hält den Wady Rahah für den Lagerungsplatz der Heere Israels bey Verkündigung der Gesetze, obgleich man von dort aus nur den Theil des Berges sehen und demselben sich nahen kann, welcher jetzt Horeb genannt wird, nicht den eigentlichen, höheren Sinaigipfel. Der Wady Rahah, mit oder selbst ohne seine Ausbreitung nach dem Wady Scheikh, bot Raum genug für eine solche Volksmasse dar, als jene der Zeugen und Hörer der Gesetzgebung war, denn mit Einschluß der gegen Norden ansteigenden Erhebung umfaßt sie nahe einen Raum von 2 englischen Quadratmeilen.

Den Gipfel des Berges, den durch die lange Reihe von Jahrhunderten eigentlich sogenannten Sinai bestieg unser Reisender am 26. März. Er theilte hier nicht die Gefühle der andern Pilgrime früherer und späterer Zeiten. Denn da er sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Heere Israels an keiner andern Stelle gelagert seyn konnten als im Wady Rahah, weil ihm das unmittelbar an den Fuß des Sinai gelegene Sebaiyeh-Thal sammt dem Warahthale hiezu zu klein schienen, konnte ihm diese Stätte, „auf welche die Völker der Christen wie der Mohamedaner und Israeliten seit uralter Zeit mit anbetender Ehrfurcht blickten“ nur, als ein Ort der „mönchischen Täuschung“ erscheinen. Auch die Aussicht nach der hier so weit geöffneten Landschaft erschien ihm nach manchen Richtungen hin begränzter denn andern Reisenden, welche allerdings in einigen Fällen Bilder der Luftspieglung oder sandige Flächen für Theile der Meeresfläche gehalten haben mögen.

Zurückgekehrt auf die Höhe des „Horeb“ bestiegen die beyden Reisenden auf mühsamen Pfade den so selten von Reisenden besuchten nördlichen Theil dieses Berges. Es finden sich hier mehrere Kapellen und alte Höhlenwohnungen der Einsiedler. Mit großer Gefahr und Anstrengung kletterten beyde auf eine der schroffen, gähen Felsenspitzen des Horeb, welche gegen das Rahahthal hin liegt: auf die gegen 500 Fuß hohe Spitze Sußafeh, und fühlten sich für alle diese Mühe durch den Gedanken belohnt, daß diese oder eine ihr nahe Felsenpyramide die Stätte des großen Ereignisses gewesen seyn könne, welches für die Zeit des alten Bundes ein Vorbild des noch größern Ereignisses des Pfingsttages war.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Hrn. Pfarrer Dr. Diefenbach in Solmsaubach.

Celtica. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. I. und II. Stuttgart 1839 — 1840. 8.

Von dem Hrn. Professor Dove in Berlin:

Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperatur-Verhältnisse auf der Oberfläche der Erde in dem Zeitraume von 1789 bis 1838. Berlin 1840. 4.

Von dem Hrn. Gustav von Eichthal in Paris:

Recherches sur l'histoire et l'origine des Foulahs ou Fellans. (Extrait du bulletin de la Société de géographie). Novbre. 1840. 8.

Von Hrn. Dr. Med. Elliotson in London:

Dissertatio medica inauguralis: de inflammatione communi. Edinburgh 1810. 8.

Numerous cases illustrative of the efficacy of the Hydrocyanic or Prussic Acid. London 1820. 8.

The introductory lecture of a course upon State-medicine. London 1821. 8.

On the recent Improvements in the art of distinguishing the various disaeses of the Heart. London 1830. gr. fol.

Address delivered at the opening of the Medical Session in the University of London. October 1. 1832. London 1832. 8.

Von Hrn. Dr. Fölix in Paris:

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et de l'économie politique 7. Année. Deuxième Serie. Tome III. Nr. 8 — 12. (Août — Decbr. 1840), 8. Année. Nr. 1 — 7. (Janvier — Juillet 1841).

Von Hrn. Fresenius in Frankfurt:

Ideologie des Verb mit besonderer Beziehung auf die französische Sprache. Frankfurt a. M. 1836. 8.

Von dem Hrn. Grafen von Giovanelli, Podesta in Trient:

Das römische Strassenmonument von Maretsch. Innsbruck 1825. 8.

Alterthümliche Entdeckungen in Süd-Tyrol im Jahre 1837. Innsbruck 1839. 8.

Ueber die in der k. k. Bibliothek zu Innsbruck befindliche Ara Dianae und die Richtung der Römerstraße Claudia augusta von Trient bis Vipiteno. Botzen 1824. 8.

Ueber den Saturnus Dienst in den tridentinischen Alpen.

Ueber 3 Portale der Schloßkapellen zu Tyrol und Zenoberg bey Meran. 8.

Der eingestürzte Berg bey dem Dorfe Marce unter Roveredo, i Slavini di Marco genannt.

Ueber ein rhätisches Gefäß und über rhätische Paläographie. 8.

Intorno all' origine e condizione antica die Trento. Trient 1824. 8.

Dell origine dei sette e tredici comuni e d'altre populazioni alemane. Trient 1826. 8.

Alterthümliche Entdeckungen im Süd-Tyrol im Jahre 1838 und über eine auf das tyrolische Münzwesen bezügliche Urkunde Kaiser Heinrichs VII. Innsbruck 1840. 8.

Intorno all antica zecca trentina e a due monumenti reti. Trient 1812. 8.

Würdigung der Abhandlung: „Ueber die Campii Raudii des Vellejus von Reinhard."

Von dem Hrn. Professor Grunert zu Greifswalde:

Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik. II Theile. Brandenburg 1840. 4.

Von Hrn. Dr. Med. Häser, Professor in Jena:

Historisch-pathologische Untersuchungen. II Thle. Dresden und Leipzig 1841. 8.

Von Hrn. Jomard, membre de l'Institut de France in Paris:

Notation hypsométrique ou nouvelle manière de noter les altitudes. 8.

Notice sur les gallas de limmou. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von dem Kloster El-Arbain im Ledschathale nach dem Katharinenberge entdeckte Hr. Robinson an zwey großen Felsen des Nebenthales Sinaitische Inschriften, welche dem sonst so gründlich forschenden Burckhardt entgangen seyn mußten, da derselbe behauptet, daß im Thale Ledscha oberhalb des Mosisfelsens nichts dergleichen gefunden werde. Es war unsrer, an neuen Entdeckungen dieser Art so reichen Zeit vorbehalten, auch jenes alte Räthsel zu lösen, welches diese Sinaitischen Inschriften den Paläographen der letzten Jahrhunderte aufgaben. Professor Beer in Leipzig hat nach langem, mühsamen Forschen das Alphabet aufgefunden, in welchem die Inschriften verfaßt sind und ihm ist es gelungen, alle diejenigen unter ihnen zu lesen, die mit einiger Genauigkeit copirt waren. Die Buchstaben jenes Alphabets sind theils ganz eigenthümlich, theils den Palmyrenischen und besonders denen der Estrangelo und der Kufischen Schrift verwandt, welche letztere sich vielleicht aus jenem älteren Alphabet entwickelt hat. Sie sind von der Rechten zur Linken geschrieben; so viel Beer die Inschriften bisher zu entziffern vermochte, enthalten sie meist nur Eigennamen, denen das Wort „Friede“ oder „es werde sein gedacht“, in einigen wenigen Fällen auch das Wort „gesegnet“ vorausgeht. Zwischen den Namen findet sich öfters das Wort Sohn, hinter ihnen stehen zuweilen noch ein oder zwey Worte, namentlich auch das Wort Priester. In einigen wenigen Fällen folgen auf die Worte noch ganze Sätze, welche jedoch bisher noch nicht entziffert werden konnten. Unter den bisher gelesenen Namen findet sich kein einziger jüdischer oder christlicher, sondern sie lauten gleich solchen, welche unter den Arabern gebräuchlich sind und dennoch scheint das so oft den Inschriften ein- oder beygefügte Kreuz darauf hinzudeuten, daß die Schreiber Christen waren. Die Worte, welche keine Namen sind, scheinen zu einem aramäischen Dialecte zu gehören, welcher wahrscheinlich die herrschende Sprache der Bewohner des steinigen Arabiens (der Nabathäer) war, ehe sich das jetzige Arabische über diese Gegenden verbreitete. Aus mehreren sehr einleuchtenden Gründen vermuthet Prof. Beer, daß wenigstens die meisten jener Inschriften nicht nach dem 4ten Jahrhundert geschrieben seyn konnten. Ihm scheinen sie von Pilgrimen herzurühren, welche von der ägyptischen Seite hieher kamen, weßhalb auch nur auf der westlichen, nicht auf der östlichen Seite der Halbinsel solche Inschriften gefunden werden. Der erste Schriftsteller, welcher derselben erwähnte, war Cosmas, um 535. Er hielt sie für ein Werk der alten Hebräer; keine sichere Ueberlieferung über ihr Entstehen war auf seine Zeit gekommen.

Zu dem Besteigen des Katharinenberges hatte unsern Reisenden zunächst nur der Wunsch veranlaßt, eine weitere und freyere Aussicht über die Halbinsel zu gewinnen, als die vom Sinai ist. Und dieser Wunsch wurde auch auf dem um 1000 Fuß höheren Katharinenberg reichlich gewährt, obgleich dieser Berg übrigens ohne historische Bedeutung erscheint, da, auch nach Robinsons Urtheil „nicht die allerentfernteste Wahrscheinlichkeit da ist, daß er mit der Gesetzgebung Israels in Verbindung gestanden sey.“ Nur eine einzige Bergspitze der Halbinsel, der südwärts vom Katharinenberg gelegene, nach Burckhardt unersteigliche Um Schaumer scheint höher, oder doch eben so hoch als dieser empor zu ragen.

Den merkwürdigen Felsenblock im Thale Ledscha, welcher nach der Aussage der Mönche der wunderbare wassergebende Felsen des Thales Raphidim seyn soll, betrachteten und beschrieben unsere Reisenden mit großer Genauigkeit. Allerdings erscheint es merkwürdig, daß bey diesem ganz eigenthümlich gebildeten Felsenblock eine so große Menge der schon erwähnten Sinaitischen Inschriften gefunden wird, welche darauf hindeuten, daß derselbe schon in sehr früher Zeit ein Gegenstand frommer Betrachtung gewesen sey, übrigens ist nicht ein einziger haltbarer Grund vorhanden, dieses Ledschathal mit dem Raphidim der heil. Schrift in Beziehung zu setzen, vielmehr sprechen die gewichtigsten Gründe gegen eine solche Annahme und es ist wahrscheinlich, daß Raphidim an dem gegen 5 Stunden vom Horeb entfernten Punkte des Wady Scheikh lag, wo dieser aus den Felsenklippen hervortritt. Von dem sogenannten Sinaitischen Manna zeigt auch H. R., daß es fast in keiner einzigen seiner Eigenschaften mit dem Manna der hl. Schrift übereinstimme.

Die früheste Kunde über den Aufenthalt christlicher Einsiedler am Sinai findet sich bey Dionysius von Alexandrien etwa vom Jahr 250. Nach dem Zeugniß dieses Kirchenschriftstellers war jenes Gebirge die Zufluchtsstätte der ägyptischen Christen in Zeiten der Verfolgung gewesen, obgleich ihnen dieser Zufluchtsort keine große Sicherheit gewährte, da sie in ihm öfters von den Sarazenen überfallen, ermordet oder zu Sklaven gemacht wurden. Der früheste Anachoret auf dem Sinai, der mit Namen genannt wird, war der Abt Silvanus, der um 365 aus Aegypten hieherkam, später aber nach Gerar gieng, wo er das Haupt eines großen Vereins von Asceten wurde. Um 373, als der ägyptische Mönch und Pilgrim Ammonius, von Jerusalem hieher reisend, den Sinai besuchte, fand er daselbst eine ziemlich große Anzahl von Anachoreten, unter einem Vorsteher mit Namen Doulas, einem Manne von außerordentlicher Frömmigkeit und Milde. Sie nährten sich nur von Datteln und einigen andern Früchten, genossen weder Wein noch Oel, noch Brod. Sie verlebten die ganze Woche einsam und schweigend in ihren Zellen bis zum Sonnabend Abend, dann versammelten sie sich in der Kirche des feurigen Busches, brachten die Nacht im gemeinsamen Gebete zu, empfiengen am Sonntag Morgen das hl. Abendmahl und kehrten dann wieder in ihre Zellen zurück. Eben damals als Ammonius sich hier aufhielt tödteten die Sarazenen in einem plötzlichen Ueberfall 40 dieser Anachoreten, deren Andenken seitdem unter dem Namen der 40 Martyrer bey den Kirchen des Abendlandes erhalten, vor allem aber nahe an der Stätte der That selber, im Kloster Erbain gefeyert wird. Auch Nilus war um 390 Zeuge einer solchen blutigen Niederlage der Anachoreten unter der Mörderhand der Sarazenen. Damals war Faran im Thale Feiran ein Bischofssitz und eine nicht unbedeutende Stadt; in vielen Gegenden der Halbinsel wurden Klöster begründet, in denen zu Anfang und im Verlaufe des siebenten Jahrhunderts die als Schriftsteller bekannt gewordenen Mönche Johannes Climacus und Anastasius Sinaita lebten. Die Tradition des Katharinenklosters, daß zur Zeit der Eroberung durch die Mohamedaner sechs bis siebentausend Einsiedler uud Mönche auf dem Gebirge zerstreut lebten, ist nicht unwahrscheinlich. Anjetzt scheint die gesammte Bevölkerung der Insel, die mit Ausnahme des äußerst geringen Restes der Christen ganz mohamedanisch ist, nicht viel über 4000 zu betragen, erreicht mithin bey weitem nicht die der damaligen Mönche. Ein Viertel dieser gesammten Bevölkerung bilden die Dschebahleye Beduinen, welche ursprünglich Leibeigne des Klosters sind und deßhalb von den andern Arabern nicht als eigentliche Beduinen anerkannt werden; diese Letzteren, die wahren, ursprünglichen Beduinen des Berges Sinai oder vielmehr der ganzen Halbinsel zerfallen in die fünf Stämme der Savalihah, der Aleikat, Aulad, Suleiman, Beni Wasel und Muzeiny, welche zuletzt genannten als gewaltsam Eingedrungene betrachtet werden.

Am 29. März traten unsere Reisenden den Weg von dem Sinaikloster nach Akaba an. So weit auch die Jahreszeit schon vorgerückt war, sank dennoch die Temperatur, wenigstens in den Morgenstunden, sehr tief herab; am 30. März stund das Thermometer bey Sonnenaufgang in der Nähe des Wady es Suweieiyeh nur $2\frac{2}{3}^{\circ}$ R. Herr Robinson stimmt mit Burckhardts Ansicht, daß die Gegend der Quelle Hudhera das Hazeroth der hl. Schrift sey, ganz überein. Der bessere Richtweg

nach Akabah, welchen er geführt wurde, geht nicht an der Quelle (Ain el Hudhera) selber vorbey, sondern zieht sich 1/2 Stunde rechts von dieser durch die unter sich verbundnen Wady's, welche den Namen Mawanid el Hudhra führen (Pfade zur Quelle Hudhra). Burckhardts Entdeckung der Gegend von Hazeroth hält unser Reisender mit Recht für eine ganz besonders wichtige, denn durch sie ist die eigentliche Richtung des Weiterzuges der Israëliten vom Sinai aus gefunden, welche keine andere seyn konnte als die nach Akabah und dann durch die Arabah nach Kadesch.

In Akabah, wohin Hr. Robinson am 4. April kam, hatte sich Manches anders gestaltet, als frühere Reisende, selbst noch ein Jahr vorher es gefunden. Der vorige Gouverneur war wegen der vielen Grobheiten, die er an Fremden verübt hatte, von seinem Posten abgerufen worden; seine Stelle bekleidete seit 4 oder 5 Monaten ein junger Mann, der sich ziemlich höflich anstellte. Dennoch war diese Festung Akabah auch für unsern Reisenden und seine Begleiter ein widerwärtiger Punct des Verweilens. Man hatte die Fremden innerhalb der schmutzigen Festung in eines jener Zimmer einquartirt, über deren Beschwerden Lord Lindsay mit Recht klagte. Sie hatten noch kaum von dieser Wohnung Besitz genommen, da brach ein Feuer aus, welches eines der ihnen gegenüber gelegenen Dächer von Palmenblättern verzehrte. Die Gefahr für die Festung und ihre Bewohner wurde noch dadurch vermehrt, daß sich, wie man sagte, ein Pulvermagazin in dem brennenden Theil des Gebäudes befand. Dennoch verhinderten die dicken Mauern und das reichlich zum Löschen angewendete Wasser ein Weitergreifen der Flamme und der junge Gouverneur selber hatte bey dieser Gelegenheit viele Entschlossenheit so wie Gewandtheit bewiesen.

Es war der anfängliche Plan der Reisenden gewesen den Weg von Akabah über Wady Musa nach Hebron zu machen. Auf diesem Wege hätten sie durch keine andern Beduinen geleitet werden können als durch die Alawin, einen Zweig des großen Stammes der Haweitat. Denn die Alawin sind im Besitze der Arabah und haben mithin allein das Recht, die Fremden durch ihr Gebiet zu leiten. Es sind auch dieses dieselben, welche den Lord Lindsay so wie andere Reisende von Akabah nach dem Wady Musa brachten; ihr Scheikh Hussein oder sein Vetter Salem übernahmen gewöhnlich die Führung. Diese Beduinen-Scheikhs, welche den Fremden so hohe Preise zu setzen wußten, fanden sich damals eben zu Maan, zwey Tagreisen von Akabah entfernt. Der Gedanke, daß man, um diese Begleiter herbeyzuholen und abzuwarten und die mühsamen Unterhandlungen mit ihnen zu Stande zu bringen, vielleicht noch 5 Tage in dem unheimlichen, einem „Gefängniß“ gleichenden Kastell verweilen müßte, fiel unsern Reisenden unerträglich, sie entschlossen sich deßhalb den noch so unbekannten Weg durch die westliche Wüste, gegen Gaza hin einzuschlagen, denn auf diesem Wege durften ihre bisherigen Führer, die sanften, civilisirten Tawarah-Beduinen sie begleiten. Die Dauer der Reise bis Gaza oder Hebron war auf 5 bis 6 Tage angeschlagen und der Preis für jedes Kamel, worüber man mit den Tawarah's einig ward, betrug nur 2/3 so viel denn jener, welchen die Alawin's als den mindesten begehren. Die Vorsicht, womit der junge Gouverneur sich von den Reisenden einen Schein darüber ausstellen ließ, daß er die Befehle des Habib Effendi in Beziehung auf sie zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit erfüllt habe, war ein Zeugniß für die gute polizeyliche Zucht und Achtung, welche sich die ägyptische Regierung selbst in diesem abgelegenen Winkel ihres Reiches zu erhalten wußte. Auch wagten es die Hauptinhaber jenes Harpyiennestes (wie Robinson Akabah nennt) nicht mehr so, wie sie früher gethan, die Geschenke der Reisenden zu ertrotzen, sondern bezeigten sich auch hierbey bescheidener oder furchtsamer.

Während Akabah selber an der Stätte des alten Elath oder Ailah liegt, wo in den früheren christlichen Jahrhunderten ein Bischofssitz war, läßt sich von dem ganz nahe bey Elath gelegenen Ezion-geber keine sichere Spur mehr entdecken. Desto deutlichere, unverkennbarere Reste von andern, in den Zeiten der Römerherrschaft benannten Städten fanden die Reisenden auf ihrem weiteren Wege, den sie, geführt von 2 Amram-Beduinen, welche in Abhängigkeit von der Festung und ihrem Gouverneur stehen, zuerst auf der Strasse der Hadschis,

gegen Cairo hinantraten, dann aber von dieser nordwärts durch die Wüste fortsetzten. Schon der Anfang dieses Weges ist beschwerlich genug, da wo die Strasse an der Westseite der hier nur wenig breiten Mündung der Arabah auf den steilen Paß von Nukb hinansteigt. Die älteste Anlage dieser zickzackförmig emporsteigenden Strasse war schon zwischen 868 bis 884 von Sultan Ibn Ahmed Ibn Tulun gemacht worden und dieselbe hat im weitern Verlauf der Zeit viele Verbesserungen erhalten, dennoch ist sie für Menschen wie für Thiere so gefährlich und verderblich daß sie von den Knochen der gefallenen Kamele wie besäet und an beyden Seiten von Gräbern der Hadschis eingefaßt ist. Der eigentliche, letzte Gipfel der Anhöhe wurde erst nach 1 1/2 Stunden erreicht und hier scheidet sich der Weg nach Gaza von der Straße der Hadschis. Robinson schätzt die Erhöhung der Hochebene 1500 Fuß über dem Niveau des Meeres. Es herrschte hier am 6. April eine so empfindlich kühle Witterung, daß die Beduinen vor Frost zitterten und früher denn gewöhnlich Halt machten, um sich an den angezündeten Feuern zu wärmen. Am 7. April stellte sich ein starker Regenguß ein, der unsern Reisenden als ein Zeichen der Annäherung an Palästina erschien, wo die Spatregen öfters bis zu dieser Zeit anhalten. Schon auf diesen ersten Tagreisen bemerkte Hr. Robinson die merkwürdige Richtung der Thäler und Rinnsale des Wassers gegen Norden hin, welche ihm bey einer späteren Gelegenheit Stoff zu mehreren interessanten Betrachtungen über die alte wie neuere Richtung des Wasserlaufes in der Arabah gab.

Die Wüste, durch welche der Weg der Reise mehrere Tage lang führte, ist unter dem allgemeinen Namen Tih bekannt. Alle Wege, welche von Akabah und vom Sinaikloster nach Hebron und Gaza durch diese Wüste führen, müssen nothwendig in der Mitte derselben in einem Hauptweg zusammenkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Hrn. Kopitar, k. k. Bibliothekar in Wien:

Hesychii glossographi discipulus et Επιγλωσσιστης Russus etc. Vindobonae 1840. 8.

Von Hrn. Lebrun, Pair von Frankreich und Director der k. Buchdruckerey in Paris:

Baghavata Purana. Paris 1841. gr. fol.

Von dem Hrn. Legations-Rath Dr. Fr. Kindner in Stuttgart:

Skythien und die Skythen des Herodot. Stuttgart 1841. 8.

Von dem Hrn. A. F. Manduit, Architekten in Paris:

Découvertes dans la Troade. Londres 1840. 4.

Repouse à Mr. Raoul-Rochette. Paris 1841. 4.

Von Hrn. Professor Ch. Morren in Lüttich:

Mémoire sur la formation de l'indigo dans les feuillers de polygonum tiuctorium. Bruxelles 1839. 4.

Recherches physiologiques sur les hydrophytes de la Belgique. Bruxelles 1838. 4.

Observations sur l'anatomie et la physiologie de la fleur du cereus grandiflorus. 8.

Observations sur l'anatomie des Hedychium. 8.

Observations sur l'epaississement de la membrane végétale dans plusieurs organes de l'appareil pileux. 8.

Observations sur la formation des huiles dans les plantes. 8.

Recherche sur le mouvement et l'anatomie du style du Goldfussia anisophylla. 4.

Morphologie des ascidiers. 8.

Observations sur l'anatomie des musa. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung).

Denn die ganze Gegend am Thal Arabah, nördlich vom Dschebel Araif und el Mukrah ist gebirgig, und besteht aus steilen, parallel laufenden Bergrücken, die sich meist von Ost nach West hinziehen und beynahe unübersteigliche Hindernisse einem Wege entgegen stellen würden, der mit dem Arabahthale parallel liefe. Deßhalb kann weder jetzt noch konnte jemals früher eine große Straße diese Richtung nehmen, sondern die Wege von Aila oder Akaba, die von Wady el Arabah heraufkommen, und die Hochebene südlich vom el Mukrah berühren, müssen sich der Natur des Bodens nach gegen Westen wenden, und, nachdem sie um den Fuß des Dschebel Araif herumgekommen, auf der westlichen Seite dieser Gebirgsgegend weiter fortlaufen. Dieses giebt denn auch einen deutlichen Fingerzeig zum Auffinden der alten Strasse, namentlich in den Zeiten der Römer und beweist zugleich, daß der Zug der Israeliten nicht, wie man häufig angenommen, durch die Wüste Tih gegangen seyn könne, weil dieselben sonst gleich nach Berseba, nicht nach Kades gekommen seyn würden, welche letztere Stadt den Gränzen Edoms nahe lag.

Die erste Spur jener alten, römischen Stationen, die sich auf der Karawanenstrasse fanden, welche durch die Wüste nach Jerusalem führte, zeigte sich unseren Reisenden im Wady Cussan. Sie lagen am jenseitigen Fuße jener Hügelreihe, welche jenseits der Gränze der Wüste Tih im engeren Sinne ihren Lauf nimmt und wurden von Hrn. Robinson für die Unterbaue von Häusern gehalten, welche zu der alten Station Lysa gehörten. Die darauf folgende Tagreise am 11. April führte durch eine Gegend, welche, wie dieß einzelne Gerstenfelder bezeugten, selbst dem Getreidebau günstig war. Einen besonders erfreulichen Anblick dieser Art gewährte der Wady Seram. Zum ersten Male seit langer Zeit hörten die Reisenden hier wieder den Gesang der Vögel, vor allem der Lerche. Dort, in Wady Seram fanden sich denn auch Ruinen von größerem Umfang; auf dem Hügel die einer Art von Akropolis, unten ein viereckiger Thurm und die Mauern vieler Gebäude, unter andern auch jene einer griechischen Kirche. In einiger Entfernung von diesen Resten der alten Stadt finden sich die Gemäuer eines festen Kastelles. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier die Stadt Eboda oder Oboda stand, deren Ptolemäus erwähnt, und welche auf Peutingers Tafel als 23 Milliarien unter Elusa gelegen angegeben wird. Selbst der Name Abdeh, welchen die Ruinen noch jetzt führen, deutet dieses an, und als auf der Weiterreise auch die Ruinen von Elusa entdeckt wurden und ihr Abstand von den vorigen (17 englische Meilen) so genau mit der Peutinger'schen Tafel übereinstimmte, ward die anfängliche Wahrscheinlichkeit zur vollen Gewißheit. Fünf Stunden von Abdeh oder Eboda entfernt, im Wady er Ruhaibeh trafen unsere Reisenden abermals auf die Ruinen einer alten Stadt, welche ihrem Umfang und der Zahl der Häuser nach wohl von 10 bis 12000 Menschen bewohnt seyn konnte. Die Häuser waren meist klein, alle massiv gebaut von bläulichem Kalkstein in Quadern, öfters bloß an der äußern Oberfläche behauen. Viele dieser Häuser hatte jedes seine eigene Cisterne. Ein Steinhaufe, größer als die übrigen, schien der Ueberrest eines Tempels (Kirche?) zu seyn, denn hierauf deuteten die abgebrochenen Säulen und Gesimse hin; eine andere große Masse lag etwas nördlicher. Von Stadtmauern zeigte sich keine Spur. Welcher Ort hier einst gestanden habe? das bleibt ungewiß, denn obgleich der Name des Wady Ruhaibeh an Rehoboth erinnert, muß dennoch die Lage von die-

sem, wenn es anders mehr als ein bloßer Brunnen oder Tränkort war, ungleich weiter nach Norden gewesen seyn.

Im Thale Ruhaibeh scheidet sich die Straße nach Gaza (das eine starke Tagreise von hier entfernt liegt) von jener nach Hebron. Unsere Reisenden wählten den letzteren Weg, als den für sie interessanteren und kürzeren nach Jerusalem. Sie fanden alle Ursache, sich über ihre getroffene Wahl zu freuen, denn schon nach einem dreystündigen Wege von den oben erwähnten Ruinen von Ruhaibeh trafen sie auf neue, sehr große und augenfällige, welche ihre arabischen Begleiter el Khulasah nannten. Diese Mauertrümmer sind, wie schon ihr Name, noch mehr aber ihre Entfernung von Eboda und von Jerusalem im Vergleiche mit Peutingers Tafel es erweiset, offenbar die Ueberreste der Stadt Elusa, welche vor der christlichen Zeit von Heiden bewohnt war, die mit den Sarazenen der angränzenden Wüste in Verbindung stunden und dieselbe Religion mit ihnen hatten, später aber, wenigstens zum großen Theile, das Christenthum annahmen, weil Elusa oder wie Antoninus Martyr es nennt Eulatia ein Bischofssitz war, dessen Bischöfe bis zum Jahre 536 bey mehreren Concilien als Beysitzer erschienen. Das Material, aus welchem die Häuser von Elusa gebaut waren, ist ein Kalkstein, welcher sehr zur Verwitterung geneigt ist, deßhalb war der zerstörende Einfluß der Witterung an ihm ungleich bemerkbarer als an den Ruinen von Eboda. Die Stadt hatte Umfang und Raum genug für 15 bis 20000 Menschen; sie muß, den größern Steinhaufen und Trümmern von Säulen wie Gesimsen nach zu schließen, mehrere öffentliche Gebäude von bedeutendem Umfange enthalten haben; zu St. Hilarions Zeiten stund hier ein sehr besuchter Tempel der Venus. Auch mehrere große, öffentliche Plätze lagen, wie die Trümmer zeigen, im Umfange der Stadt, welche, wie es scheint, ihr Wasser nicht aus Cisternen sondern aus einem noch jetzt vorhandenen, großen gemauerten Brunnen empfieng, in dessen Tiefe ein lebendiger Quell ist. Die Gegend von Elusa wäre noch jetzt für den Landbau wohl geeignet, namentlich ist der nicht weit von hier entlegene Wady Khubarah sehr fruchtbar an Getreide und Melonen.

Jenseits einer Anhöhe, über welche der Weg noch etwa 4 Stunden von Elusa ausführte, zeigten sich dem Auge unserer Reisenden zum ersten Male die Gebirge Juda. Am jenseitigen Abhang der Anhöhe war der Boden mit Gras bedeckt; Araber weideten hin und wieder ihre Kamele. Fünf Stunden jenseits Elusa betritt man den Wady es Seba: die Gegend des alten Berseba. Die zwey Brunnen, welche hier dicht an den nördlichen Ufern des Winterstromes liegen, heißen noch immer Bir — es — Seba; der größte von ihnen hat über 12, der andere, 300 Schritt davon entlegene, 5 Fuß im Durchmesser; beyde sind sehr gut gemauert (eine Arbeit, wie es scheint aus uralter Zeit) und enthalten in einer Tiefe von einigen vierzig Fuß eine Fülle des reinsten, wohlschmeckendsten Quellwassers. Auf dem Hügel in der Nachbarschaft liegen die Trümmer von Häusern, welche nicht wie in den Städten nahe bey einander sondern weit zerstreut lagen, denn Berseba war keine Stadt, sondern nur ein Dorf. Rudolph von Suchem und Wilhelm von Baldensel fanden in der Mitte des 13. Jahrhunderts hier noch die Mauern einiger Kirchen, welche anjetzt, wie die andern Gebäude, zu Steinhaufen zusammengestürzt sind. Auch jenseits Berseba, etwa 3/4 Stunden von diesem entfernt, führte der Weg an den Trümmern eines Dorfes vorbey, von welchem unsere Reisenden keinen Namen erfahren konnten. Die Gegend erschien nun immer fruchtbarer und angebauter; im Wady Khulil (5 Stunden von Berseba gegen Hebron hin) fanden sich Getreidefelder und Aecker, welche so eben gepflügt wurden, Viehheerden und ein Mann zu Pferde, ein Anblick, der unsern Reisenden während ihres Verweilens in der Wüste nie gekommen war; am 13. April gegen Mittag war endlich das erste bewohnte Dorf von Palästina: Dhoheriyeh erreicht. Die Gegend umher hat gutes Weideland; der wohlgenährte Zustand der zahlreichen Viehheerden bezeugte es, daß hier noch jetzt, wie zu den Zeiten der Altväter, das Land der Viehzucht günstig sey. Das Dorf selber ist in einem sehr verfallenen Zustande; es enthielt nach einer Abschätzung der Regierung 100 erwachsene Männer, von welcher Zahl zu drey verschiedenen Malen, ehe der Nachwuchs noch herangereift war, 38 Mann für die ägyptische Armee ausgehoben wur-

den. In Dhoheriyeh verließen die treuen Tawarah-Beduinen unsere Reisenden und diese wurden von hier an durch syrische Beduinen weiter geführt. Schon in der dritten Stunde nach Mitternacht brachen sie mit diesen andern Begleitern auf, weil sie noch an diesem Tage (es war der 14. April, der Osterheiligabend des Jahres 1838) Jerusalem erreichen wollten. Das Blöcken der Heerden, das Krähen der Hähne schien an einer Stelle des Weges die Nähe eines Dorfes zu verkünden, es kam jedoch nur von der thierischen Hausgenossenschaft jener Bauern, welche im Sommer mit den Ihrigen die Höhlen des Gebirges und die Ruinen der zerstörten Ortschaften bewohnen, um in der Nähe ihrer Heerden zu seyn. Bald zeigten sich die Weingärten mit einzelnen Thürmchen oder Wachthäusern, die sich in der Umgegend von Hebron finden und den Bewohnern dieser Stadt namentlich während der Weinlese zur Wohnung dienen. In Hebron selber hielten sich für jetzt unsere Reisenden nur eine Stunde auf; ihr weiterer Weg führte sie an dem Gebäude vorbey, das nach der alten Ueberlieferung für Abrahams Wohnung gehalten wird, dann am Neby Junas, dem alten Halhul, weiterhin an den Teichen Salomos und an Rahels Grabe, welches unsere Reisenden auch in seiner jetzigen neueren Gestalt als ein Erinnerungszeichen an die wirkliche Stätte des Begräbnisses jener Aeltermutter betrachten. Der Wunsch, noch an diesem Tage das Ziel der Reise zu erreichen, wurde erfüllt; Abends um 6 Uhr, nach einer 16 stündigen Tagreise, gerade vor Thorschluß kamen sie in Jerusalem im Hause ihrer da wohnenden Freunde und Landsleute an.

Der 15. April des Jahres 1838, der erste Tag des Aufenthalts der Herren Robinson und Smith in Jerusalem, war für diese Stadt ein besonders festlicher, weil an ihm das Osterfest der römischen mit jenem der morgenländischen Christen zusammentraf. Die ganze Stadt war voller christlicher Pilger, meist Armenier und Griechen, wenig Lateiner und noch weniger Kopten. Wer sich etwa nach dem Berichte früherer Reisender Jerusalem als einen Ort voll armseliger Häuser, seine Straßen schmutzig, die Einwohner in Lumpen gehüllt vorstellte, der sieht sich angenehm enttäuscht, eben so wie Jener, welcher das alte, schmutzige unter türkischer Herrschaft stehende Kairo im Sinne hatte und nun auf einmal hineintritt in das durch Mehemed Ali's Polizey von Aas und Moder gesäuberte jetzige Kairo. Denn wenn auch manche der älteren Beschreibungen von Jerusalem für ihre Zeit nicht unwahr seyn mochten, so passen sie doch nicht für die unsrige; die Strassen sind reiner als jene des türkischen Smyrna und Konstantinopel; die Häuser des armen Gesindels hat Mehemed Ali durch seine Aushebungen zum Militär bedeutend gelichtet; nach Robinsons Urtheil ist unter allen von ihm gesehenen orientalischen Städten Jerusalem nächst Kairo die reinlichste und bestgebaute. Selbst an den gewöhnlichen Häusern ist das Dach über den einzelnen Gemächern zu Kuppeln gewölbt; eine Bauart, welche für die Städte von Judäa charakteristisch erscheint.

Auf dem Begräbnißplatz der Lateiner, welcher auf dem Berge Zion liegt, den Hr. Robinson gleich am ersten Tage seiner Wanderungen, am 17. April besuchte, verweilte er mit Theilnahme bey dem Grabe Costigan's, jenes irländischen Reisenden, welcher im Jahre 1835 in Folge eines romantischen und unvorsichtigen Versuches starb, das todte Meer in einem offenen Boote in der Mitte des July zu untersuchen. Sein kleines Fahrzeug hatte er sich von den Ufern des mittelländischen Meeres nach dem See Tiberias durch Kamele hinübertragen lassen und fuhr dann mit ihm auf dem Jordan nach dem todten Meere hinunter. Hier stach er, nur von seinem maltesischen Bedienten begleitet, in den See hinein, und es gelang ihm das südliche Ende desselben zu erreichen, aber die Einrichtungen, welche die Beyden getroffen hatten, waren so mangelhaft, daß sie 2 bis 3 Tage kein trinkbares Wassen hatten und so, den brennenden Strahlen einer unbewölkten Sonne ausgesetzt, sich gezwungen sahen unausgesetzt zu rudern um nur wieder an das nördliche Ende zu kommen. Als sie das Ufer erreicht hatten, fühlten sie sich so schwach, daß sie sich nicht aufrecht halten konnten; sie lagen am Boden und wuschen sich gegenseitig mit dem salzigen Wasser des Sees, um sich zu stärken. Endlich raffte sich der Diener auf und schleppte sich hin nach Jericho, wo Hr. Costigan sein Pferd gelassen hatte. Dieses

wurde alsbald sammt einem Vorrath von frischem Wasser seinem Herrn gesendet und man brachte diesen nach dem Dorfe. Herr Nicolavson, nach empfangener Botschaft, eilte sogleich von Jerusalem zur Hülfe herbey, er fand Costigan von einem heftigen Wechselfieber ergriffen; nur mit großer Mühe brachte man den Reisenden nach Jerusalem, wo er am dritten Tag nach seiner Ankunft im lateinischen Kloster starb. Man fand unter seinen nachgelassenen Papieren gar keine Nachricht oder kurze Notiz von seiner Reise, und der Bericht, welchen der maltesische Bediente, der seinen Herrn überlebte, später dem Herrn Stephens in Beirut von der unglücklichen Reise mittheilte, war so verworren und unrichtig, daß er durchaus ohne topographischen Werth ist.

Höchst schätzbar ist für die Kenntniß der Localitäten des alten und neuen Jerusalems Herrn Robinsons Bemühen, nicht nur die natürliche Beschaffenheit der einzelnen Stellen genau zu untersuchen, sondern auch den Ueberlieferungen, die an ihnen haften, bis zu ihren ältesten Quellen nachzugehen. Jenes Stück der Mauer an der westlichen Seite der Area der großen Moschee, an welchem es den Juden erlaubt ist sich der Stätte ihres alten Tempels zu nähern und über seinen Trümmern zu beten und zu weinen, wurde schon zu den Zeiten des Benjamin von Tudela, im zwölften Jahrhundert von ihnen für einen Ueberrest vom alten Vorhof des Tempels gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Observations sur la circulation dans les poils corollins du Marica caerulea (Ker) 8.

Notice sur l'histologie de l'agaricus epixylon. 8.

Rapport sur la mémoire de Mr. Trinchinetti de Monza de odoribus florum. Bruxelles 1839. 8.

Horticulture et Philosophie. Liège 1838. 8.

De la spécialité des cultures propres aux etablissements horticoles de Liège. Liège 1838. 8.

Observations anatomiques sur la congélation des organes des végétaux. 8.

Expériences et observations sur la gomme des cycadées. 8.

Notice sur une nouvelle espèce de Malaxis. 8.

Quelques remarques sur l'anatomie de l'ascaride lombricoïde. 8.

Notes sur l'extabilité et le mouvement des feuilles chez les oxalis.

Von dem Hrn. Dr. Rigoni-Stern in Verona:

Cenni storico-statistici sul vajuolo. Verona 1840. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Roß in Athen:

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. I Band. Stuttgart und Tübingen 1840. 8.

Von Hrn. Fr. Carl von Savigny in Berlin:

System des heutigen römischen Rechts. II. III. und IV. Band. Berlin 1840 — 1841. 8.

Von Hrn. August Wilhelm Schlegel in Bonn:

De zodiaci antiquitate et origine. Bonn. 1839. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Steiner in Seligenstadt:

Georg I. Landgraf von Hessen-Darmstadt. Darmstadt 1828. 8.

Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Darmstadt 1841. 8.

Von dem Hrn. Professor Van der Hoeven und de Vriese in Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie. Zwende Deel. 1 — 4. Stk. Achtste Deel 1 Stk.

Von Hrn. Professor Elie Wartmann:

Mémoire sur la Diathecmansie électrique des couples métalliques. 4.

Von Hrn. Ferdinand Wolf in Heidelberg:

Ueber die Lais Sequenzen und Leiche. Heidelberg. 8.

Von Hrn. Professor Achille de Zigno in Padua:

Sopra alcuni corpi organici che si osservano nelle infusione. Cenni. Padova 1839. 8.

Sulla giacitura dei terreni discedimento del trevigiano. Memoria. Padova 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das sogenannte Coenaculum wird schon von Cyrillus im vierten Jahrhundert als die Kirche der Apostel erwähnt, in deren Stätte diese am Pfingsttage, bey der Ausgießung des hl. Geistes versammelt waren. Ungefähr um dieselbe Zeit spricht Epiphanius unter dem gleichen Namen von ihr, ein Zeichen, daß man dieselbe schon damals für älter als Constantins und Helena's Zeiten hielt. Um 697 gedenkt ihrer auf dieselbe Weise Adamnanus und zugleich auch als jener Stätte, an welcher das hl. Abendmahl gestiftet sey. Eine der allerfrühesten Ueberlieferungen ist jene, welche die Gegend der jetzigen Himmelfahrtskapelle auf dem Oelberge als die Stätte bezeichnet, an welcher Christus von seinen Jüngern hinweg und aufgenommen ward gen Himmel. Sie war, wie dieß unser Reisender zugiebt, sicher schon im dritten Jahrhundert vorhanden und dennoch hält sie derselbe für falsch, weil sie ihm zwar nicht mit Apostelgesch. 1. V. 12, wohl aber mit Luc. 24 V. 50, 51 im Widerspruch zu stehen scheint. Uebrigens führt ein Weg zu dem so nahen Bethania bekanntlich an jener Stelle vorbey.

Die jetzigen Mauern von Jerusalem, welche, wie dieß eine arabische Inschrift über dem Jaffathore bezeugt, auf Befehl des Sultan Suleiman i. J. 948 der Hedschra (1542 n. Ch.) wieder erbaut wurden, scheinen im Ganzen die Lage der Mauern des Mittelalters einzunehmen, welche während der Kreuzzüge mehrere Male zerstört und wieder aufgebaut wurden. Nur etwa um den Nordwestwinkel herum, sowohl an der westlichen als an der nördlichen Seite derselben macht sich eine geringe Abweichung zwischen beyden merklich; selbst die Materialien, aus denen die jetzigen Mauern bestehen, sind wahrscheinlich dieselben aus denen die frühern Mauern gebaut waren, und stammen wohl großentheils aus dem Alterthum her. Namentlich geben die Mauersteine mit eingeschnittenen Rändern nach Robinsons Untersuchungen ein Alter zu erkennen, welches wenigstens bis an die Zeiten der Römer hinanreicht. An der Ostseite, sowie an der Südseite der Stadt bildet die Mauer der Area der großen Moschee zugleich auch einen Theil der Stadtmauer und hier erscheint diese älter, als die übrige Mauer. Auch jene vier Löwen, welche über der Außenseite des erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert sogenannten Stephansthores, das bey den eingebornen Muselmännern Bab el Subat (Thor der Stämme) bey den Christen Bab Sitty Mariam, Thor meiner Frauen Maria heißt, können kein Werk der Mohamedaner seyn, eben so wenig als der Bau der sogenannten goldnen Pforte, welche unmittelbar zur Area des Tempels führte und die offenbar aus römischen (aus Hadrians) Zeiten herstammt. Der ganze Umfang der jetzigen Stadtmauern beträgt $1\frac{1}{6}$ Wegstunde oder etwas über $2\frac{1}{3}$ englische Meilen.

Das Thal Josaphat, im Osten von Jerusalem, wird sowohl im alten wie im neuen Testament und von Josephus nur als Bach Kidron benannt, doch wird ihm der erstere Name schon in den frühesten Zeiten der christlichen Aera beygelegt, denn man findet ihn bey Eusebius und andern Schriftstellern des vierten Jahrhunderts. Das Wasserbett dieses Thales, der Bach Kidron, ist jetzt nichts mehr als das tiefe Bett eines Winterstromes, ja selbst im Winter giebt es hier keinen ununterbrochenen, Tage lang strömenden Bach, sondern nur auf einzelne

Stunden nehmen die Fluthen der starken Regengüße dort ihren Ablauf. Das Thal setzt sich fort bis zum todten Meere und erhält bey den Arabern weiter abwärts bis zum Kloster S. Saba den Namen Mönchsthal (Wady er Rahib) und noch weiter hinab den Namen Feuerthal (Wady en Nar.) Die Grabmähler, welche unten im Thale Josaphat an der Ostseite des Kidron, gegenüber der S. O. Ecke der Area der großen Moschee gefunden worden, sind, in der Ordnung, in der sie von N. gegen S. beysammen liegen unter dem Namen der Gräber Josaphats, Absaloms, St. Jakobus und Zacharias bekannt. Das Itinerarium Hierosolymitanum erwähnt der beyden monolithischen Monumente (jetzt Absaloms und Zacharias Grab) als der Gräber des Jesaias und Hiskia; Adamnanus im J. 697 erwähnt nur des einen dieser Monolithen und nennt ihn Josaphats Grab, in dessen Nähe sich Simeons und des Pflegvaters Joseph Grabhöhlen befänden; erst Benjamin von Tudela bezeichnet das eine dieser Grabmähler als Grab des Absalom, das andere als jenes des Königes Usia.

Unser Reisender welchem die große Aehnlichkeit dieser meist ganz aus der Felsenmasse gehauenen Bauwerke mit denen von Petra im Wady Musa auffiel, setzt die Zeit ihres Entstehens in die von Herodes und seinen Nachfolgern, welche selbst von idumäischer Abkunft waren und, namentlich durch die Verbindung Herodes des Vierfürsten, mit der Tochter des Königs des peträischen Arabien Aretas im Verkehr mit Petra blieben. Man erkennt an jenen Monumenten, wie an andern des spätern Alterthumes eine Vermischung der griechischen Ordnungen mit dem massiven, ägyptischen Baustyl.

Eine der wichtigsten Entdeckungen welche H. Robinson in Jerusalem zu machen das Glück hatte, waren die Ueberreste des Bogens jener alten Brücke, welche von der Area des Tempels hierüberführte nach dem Xystus: dem freyen Platze im äußersten Theile der Oberstadt oder des Zion. Er fand sie in der Nähe des Klageortes der Juden, 39 englische Fuß von der S. W. Ecke der Area der großen Moschee entfernt; ihre Länge von der alten Tempel Area bis hinüber nach dem Zion mußte 350 engl. Fuß betragen haben. Zusammengehalten mit der Beschreibung bey Josephus giebt jene Brücke den deutlichen Beweis dafür, daß die Mauer, an der sich ihre Spuren zeigen, ein Theil der Area des alten, und zwar des Salomonischen Tempels selber sey, denn für dieses hohe Alter zeugen auch die riesenhaften Massen ihrer Bausteine. Nach Josephus und dem Talmud war die Area des jüdischen Tempels ein Viereck, dessen Länge und Breite die gleiche Ausdehnung hatten, während die jetzige Area der großen Moschee mehr denn noch einmal so lang als breit ist. Diese Abweichung der jetzigen von der alten Form der Area erklärt Hr. Robinson auf eine vollkommen einleuchtende, wohlbegründete Weise durch die Annahme, daß die vormalige Grundstätte der alten Festung Antonia mit in den Umfang der spätern Area aufgenommen worden sey. Denn diese Festung stund an der Nordseite der Area des Tempels und nahm einen Raum ein, welcher wenigstens eben so groß als der Platz des Tempels war. Von dem Berg Bezetha war sie durch einen tiefen Graben getrennt, der zwar während der Belagerung der Stadt durch Titus und bey der Zerstörung derselben großentheils ausgefüllt wurde, von welchem aber demohngeachtet noch ein Theil unter dem fälschlichen Namen des Teiches Bethesda übrig ist. Das vormalige Haus des Gouverneurs, in welchem jetzt eine Caserne ist, nimmt einen Theil der Stätte jener alten Akropolis Antonia ein, aus welcher man durch Treppen nach dem Tempelplatz hinuntersteigen konnte, so daß die römischen Soldaten ganz leicht den Aufstand der Juden zu den Zeiten des Apostel Paulus stillen und diesen aus ihren Händen entreissen konnten.

Auch für die übrigen Hauptpunkte des alten Jerusalems findet unser Reisender mit großer Wahrscheinlichkeit die Stätten, welche sie in oder bey dem jetzigen Jerusalem einnehmen. Den Thurm Hippikus findet er im sogenannten Thurme Davids wieder, der sich beym Jaffa- oder Bethlehemthor findet; die Thürme Phasaelus und Mariamne sind ganz zerstört und verschwunden, die Stätte vom Thurme Psephinos sucht er auf der Anhöhe, welche 700 Fuß von der jetzigen N.W. Ecke der Stadt, in N. N. W. von dieser Ecke liegt, wo sich noch Spuren von Gemäuer zeigen.

Aus uralter Zeit, sind nicht bloß in Jerusalem, sondern in allen Städten Judäas und an den Landstraßen desselben die Cisternen und größeren Wasserbehältnisse, in denen während der Regenzeit von den Dächern und Felsen her das Regenwasser aufgefangen, und bey sorgfältiger Verwahrung 6 Monate und länger süß und wohlschmeckend erhalten wird. Selbst die Privathäuser der Stadt haben mehrere Cisternen, jenes des H. Lanneaud, welches unser Reisender bewohnte, zählt deren 4, davon die größeste bey 20 Fuß Tiefe 30 Fuß Länge und eben so viel Breite hat. Das lateinische Kloster enthält 28 Cisternen und ist deßhalb so reichlich mit Wasser versehen, daß es in Zeiten der anhaltenden Dürre dem Bedürfniß aller christlichen Bewohner der Stadt Genüge leisten kann. Außen, vor den nördlichen Mauern der jetzigen Stadt, da wo in alten Zeiten die Häuser des Stadttheiles von Bezetha stunden, zeigen sich ebenfalls noch eine Menge der jetzt verschütteten Cisternen und zeigen, daß das alte Jerusalem nach allen Seiten hin mit diesen wohlthätigen Einrichtungen versorgt war. Außer diesem besaß dasselbe vor seinen Mauern den obern Teich (Gihon) so wie den untern Teich im Thale Hinnon, dann innerhalb oder nahe bey der 2ten Mauer den Teich des Hiskia, sowie den kleinen Wasserbehälter nahe bey dem Thurme Hippikus (den sogenannten Teich der Bathseba) und den Schafteich. Die einzigen Quellen des lebendigen Wassers, welche H. Robinson kennen lernte, sind die Brunnen des Nehemia oder des Hiob, in welchen er den Brunnen Rogel der hl. Schrift wieder erkennt, dann die Quelle Siloam und die Quelle der Jungfrau, welche beyde unter einander verbunden und mithin nur als eine zu betrachten sind, ja welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer andern von unserm Reisenden selbst beobachteten künstlichen Quelle unter der Area der Moschee im Zusammenhang stehen, die ihren Zufluß zuletzt von der außerhalb der Mauer gelegenen durch Hiskia zugedeckten und nach der Stadt geleiteten Quelle Gihon erhalten mag. Die Quelle Siloa oder noch deutlicher der Brunnen der Jungfrau zeigen das Eigenthümliche, daß ihr Wasser, zuweilen mehrmalen in einem Tage, zuweilen seltner plötzlich anschwillt und über seine gewöhnliche Höhe herantritt; dann sich wieder senkt, eine Erscheinung, welche die eingebornen Mohamedaner von dem Vorhandenseyn eines großen Drachen herleiten, welcher, nur wenn er schläft, dem Wasser seinen Ausgang verstattet, womit der Name Drachenbrunnen in Beziehung steht. H. Robinson setzt die merkwürdige Erscheinung des plötzlichen Hervorwallens des Wassers mit der in Verbindung, die uns von dem Teiche Bethesda berichtet wird und stellt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Vermuthung auf, daß hier, in der Nähe des Jungfrauenbrunnens der Teich Bethesda gewesen sey. Die Quelle der großen Moschee, aus deren Wasser zum Theil ein Bad in der Nachbarschaft versorgt wird, findet sich in einem 82 1/2 Fuß tiefen Brunnen. Das Wasser steht in diesem 3 1/2 Fuß hoch. Es kommt zu diesem Brunnen durch einen gemauerten, 4 — 5 Fuß hohen Gang, der unter der großen Moschee hinführt; einer der Männer, welcher das Wasser aus dem Brunnen schöpfte, war seiner Aussage nach öfters durch diesen gemauerten Gang hineingedrungen, zuerst in ein Gewölbe, das von 14 Säulen mit Kapitälen gestützt sey, dann in ein andres unter der Moschee gelegenes viereckes, ganz in Felsen eingehauenes Gemach, in welchem das Wasser aus dem Felsen in ein Becken auf dem Boden hervorquelle. Die oberen Räume der großen Moschee werden durch jene Wasserleitung, welche von der Quelle Etham: den Teichen Salomons, auf dem Wege nach Hebron herkommt, mit Wasser versorgt.

In den sogenannten Gräbern der Könige, welche in einer Entfernung von ohngefähr 15 Minuten nördlich vom Damaskusthore liegen, erkannte Hr. Robinson mit Recht das von Josephus erwähnte Grabmahl der Helena, Königin von Adiabene, welche zum Judenthum übertrat und eine Zeit lang in Jerusalem lebte. Pausanias, wo er von Grabmählern spricht, die er selber gesehen, rühmt vor allem zwey als besonders bewundrungswürdig, nämlich jenes des Königes Mausolus in Karien, und das der Königin Helena zu Jerusalem. Das letztere beschreibt er als merkwürdig wegen seiner Thür, welche aus demselben Felsen und so künstlich gearbeitet war, daß sie nur geöffnet werden konnte, wenn jedesmal das Jahr denselben Tag und dieselbe Stunde wieder herbeyführte.

Alsdann öffnete sie sich von selbst, durch Mechanismus und verschloß sich wieder nach kurzer Zeit; wenn einer es versucht hätte sie zur andern Zeit zu öffnen, so würde er sie erst mit Gewalt haben aufbrechen müssen. (Pausan. Graeciae descript. Lib. VIII. c. 16 am Ende). Offenbar ist hier, bey aller Uebertreibung, auf die merkwürdigen aus Stein gehauenen, mit Täfelwerk verzierten Thüren hingedeutet, deren Trümmer jetzt noch in den genannten Grabeskammern zu sehen sind. Diese Thüren wurden von innen zugemacht; sie waren oben und unten durch Zapfen eingehängt, welche entsprechenden Löchern in den Felsen eingepaßt waren, wobey der untere Zapfen ganz natürlich nur kurz seyn konnte. Uebrigens war es auch jenes Grabmahl durch seine künstlerische Vollendung und Pracht werth die Aufmerksamkeit des länderkundigen Alten in so besonders hohem Grade auf sich zu ziehen, denn es erinnerte selbst unsern Reisenden in etwas an die Gräber des ägyptischen Theben. Auch Eusebius berichtet dann, daß Helena ein Grab errichten ließ, dessen berühmte Stelae oder Cippi noch zu seiner Zeit in den Vorstädten Jerusalems gezeigt wurden, und die Angabe des Hieronymus, daß als Paula von Norden her sich der Stadt nahte, das Mausoleum der Helena zur Linken oder im Osten lag, stimmt mit der noch fortwährenden Richtung der Strasse und mit der Lage der sogenannten Gräber der Könige überein.

Die Frage, ob die jetzige Kirche des heiligen Grabes wirklich an der Stätte stehe, wo die Grotte des Grabes Christi war, sucht unser Reisender vor allem durch seine Untersuchungen über den vermuthlichen Lauf der zweyten, zur Zeit von Christi Tod bestehenden Mauer zu beantworten. Diese Mauer begann am Thore von Gennath, nahe am Thurme Hippikus und lief nach der Festung Antonia auf der Nordseite des Tempels. Dürfte man nun annehmen, daß diese Mauer in einer geraden oder fast geraden Linie von dem einen dieser beyden Puncte zum andern lief, dann würde allerdings die jetzt angebliche und der christlichen Andacht seit 1500 Jahren geweihte Stätte von Golgatha und vom heiligen Grabe außerhalb der Stadt gelegen seyn, aber Josephus sagt, daß jene Mauer in einer Krümmung verlaufen sey, und wenn der Teich des Hiskias innerhalb der Stadt lag, dann mußte auch die Mauer sowohl diesen als die Stätte der jetzigen h. Grabeskirche mit umschließen. Auch die Stellen aus Eusebius, Hieronymus und Sozomenus Berichten über die unter Constantin wieder aufgefundene Stätte des hl. Grabes und Golgathas unterwirft unser Reisender hierauf einer scharfen Prüfung, aus welcher für ihn wenigstens das Resultat hervorgeht, daß kein fester Grund für die Identität der jetzigen Grabeskirche und der wirklichen Stätte des Grabes vorhanden sey.

Bey dieser Gelegenheit wendet Hr. Robinson seinen kritischen Blick auch auf die Ueberlieferung, welche an der Grotte zu Bethlehem als an der Stätte der Geburt Christi haftet. Er giebt es zu, daß diese Ueberlieferung wenigstens schon in der Mitte des zweyten Jahrhunderts vorhanden und angenommen war, denn Justinus Martyr, der um diese Zeit lebte, spricht mit klaren Worten davon, daß der Ort, wo Christus geboren ward, eine Höhle bey Bethlehem gewesen sey; im darauf folgenden Jahrhundert bezeugt Origenes dasselbe, als eine so allgemein bekannte Sache, daß selbst die Heiden jene Höhle als den Geburtsort dessen betrachteten, den die Christen anbeteten, und Eusebius erwähnt jenes Ortes der Geburt mehrere Jahre vor der Reise der Helena, welche dann über der geweihten Stelle eine Kirche erbaute. Der Hauptgrund aber, welcher unsern scharfsinnigen Forscher zum Zweifel bewegt, ist der, daß der Evangelist nichts davon sage, daß der Stall, in welchem Christus geboren ward, eine Höhle gewesen sey. Denn daß noch jetzt in Palästina Höhlen zu Ställen benutzt werden, bezeugt die Erfahrung der Reisenden, und gerade der Umstand daß die Stallgrotte nicht in der Stadt selber, sondern in einiger Entfernung von derselben war, spricht für die Ueberlieferung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den Erkundigungen, welche unser, in seinen statistischen und topographischen Forschungen so glücklicher Reisender über die Zahl jener männlichen Einwohner von Jerusalem einzog, welche nach dem ägyptischen System der Besteurung und Militärconscription waffenfähig sind, und nach den hierauf gegründeten Berechnungen betrug zu seiner Zeit die Gesammtzahl der Einwohner der Stadt nur 11000, worunter 4500 Mohamedaner, 3500 Christen, 3000 Juden sind. Bey dieser bleibenden Bewohnerzahl ist weder das Militär noch weniger aber die große Schaar der Pilgrime in Anschlag gebracht, welche namentlich zur österlichen Zeit sich in Jerusalem versammelt. Der Pascha von Aegypten hatte alle die lästigen Zölle und Abgaben aufgehoben, welche während der türkischen Herrschaft von den christlichen Pilgrimen erhoben wurden. Hängt doch von dem Besuch derselben vornämlich der Wohlstand der an sich armen Stadt ab, welche außer ihren Seifen- und Balsamöl-Fabriken, so wie den Kunsterzeugnissen, welche von den Pilgrimen gekauft werden, keinen andern Erwerbzweig hat, während das Landvolk noch immer, wenn der Winter ihm günstig war, im Ertrag des Bodens sein Brod findet. Denn vornämlich die Jahreszeit vom October bis März, welche mit einzelnen Unterbrechungen durch heiteres Wetter vorherrschend eine regnige ist, giebt den Ausschlag für die Fruchtbarkeit des Sommers. Die Landsleute unsers Reisenden, welche seit mehreren Jahren in Jerusalem lebten, schilderten das dortige Klima sowohl im Winter als im Sommer als ein sehr gemäßigtes. Zwar fällt im Januar und Februar der Schnee oft Fußes hoch, aber er bleibt nicht lang liegen, und wenn sich auch einmal auf dem Wasser der Teiche auf einen oder etliche Tage eine dünne Eiskruste erzeugt, gefriert doch der Boden niemals. Eben so sind auch im Sommer wenigstens die Nächte so kühl, daß man der Decken nicht entbehren kann. Zwischen dem Klima von Jerusalem und dem einiger anderer Gegenden des Landes ist übrigens der Unterschied so bedeutend, daß schon am 12. May bey Jericho der Weizen fast ganz ausgedroschen war, während am 19. May die Ernte bey Gaza, am 4. und 5. Juny die bey Hebron statt fand und am 11. und 12. Juny auf dem Oelberg der Weizen gedroschen ward.

Zu den geographischen Forschungen, welche Hr. Robinson von Jerusalem aus in verschiedenen Gegenden von Palästina anstellte, waren Vorbereitungen von so zweckmäßiger Art getroffen, wie dieselben noch kein Reisender der neueren Zeit angestellt hatte. Hr. Eli Smith hatte schon im Jahre 1834 den Anfang gemacht von verschiedenen Seiten die einheimischen Namen aller der bewohnten oder auch nur in Ruinen vorhandenen Orte zu sammeln, die in den Landestheilen lagen, welche die schon so lange projectirte Reise berühren sollte. Namentlich hatte man in Jerusalem von den Scheikhs und andern verständigen Personen, die von verschiedenen Gegenden her zusammen gekommen waren, in jener Beziehung manche brauchbare Angaben erhalten. Die erste Forschungsreise, in Begleitung mehrerer in Jerusalem ansässiger, der Gegend kundiger Landsleute, nahm ihre Richtung nach N. O. über den Oelberg, in ein Gebiet, das von keinem neueren Reisenden besucht war. Auf diesem Wege kam man

in einer Entfernung von 1 1/4 Stunde von Jerusalem nach dem armen Dorfe Anata, welches sich unter den ansehnlichen Ruinen des alten Anathoth angebaut hat. Während die gewöhnliche Straße nach Nabulus (Sichem) mehr oben, längs der Wasserscheide der Gebirge sich hinzieht, von welcher die Thäler, freylich oft sehr durch einander laufend, auf der einen Seite nach dem Jordan, auf der andern nach dem Mittelmeere abfallen, nahmen unsere Reisenden eine östlichere Richtung, welche über gähe, tief eingerissene Thäler des Kalksteingebirges hinüberführte. Sie beobachteten hiebey die Vorsichtsmaßregel, jedesmal nach wenig Stunden einen neuen Führer aus der Gegend zu nehmen, weil die Landleute nur selten weit über ihren Wohnort hinaus der Namen der Orte oder Ruinen kundig sind, und auf die Aussage der meist unwissenden Mukarys oder Maulthiertreiber noch weniger zu bauen ist. Fast anderthalb Stunden jenseits Anata berührte man Dscheba, das alte Gibea Benjamin, dann das tiefe Felsenthal es Suweinit, in welchem zwey ziemlich isolirte, rundliche Felsenhügel an Bozez und Senne und hiemit an Jonathans Heldenthat erinnern; hierauf Muckhmas, das alte Michmas. Der Weg nach dem modernen Dorfe Deir Diwan führt an den Ruinen von Ai vorüber; das hoch auf einem Hügel gelegene, von Christen bewohnte, wohlhabende Dorf Tayibeh könnte nach Robinsons Vermuthung Ophra von Benjamin seyn. Der zweyte Tag der Reise war zunächst der genauen Betrachtung der Ruinen von Bethel, dem jetzigen Beitin bestimmt. Jene Ruinen, unter denen auch die Reste von griechischen Kirchen bemerkt werden, liegen auf einem Hügel, 3/4 Stunden weit von Bireh, nahe zur Rechten der Straße von Nabulus. Westwärts im Thale bey Beitin finden sich die Ueberreste von einem der größesten Wasserbehältnisse, welche Hr. Robinson in Palästina sahe; es ist 314 Fuß lang und 217 Fuß breit. In Bireh erkennt man leicht das alte Beeroth; von hier wurde der Weg über das 20 Minuten westwärts gelegene, von Christen bewohnte Ram-Allah vorüber an Beit-Ur (Bethhoron) nach Dschib (Gibeon) genommen. Eine halbe Stunde von Dschib entfernt liegt Neby Samwil, das vermeyntliche Grab des Propheten Samuel, unter dem Obdach einer kleinen Moschee auf einem hohen Hügel, welcher eine Aussicht bis an die Küsten des Mittelmeeres gewährt. Mit vieler Wahrscheinlichkeit nimmt unser Reisender an, daß Neby Samwil an der Stätte des alten Mizpa gelegen sey, obwohl keine deutliche Kunde über die Stelle jenes Ortes sich erhalten hat.

Nach einer kurzen Zeit des Verweilens in Jerusalem begaben sich die Reisenden auf eine andere Wanderung nach Ain Dschidi, dem todten Meere und dem Jordan. Das Kloster von Bethlehem hatte sich so eben wegen des Ausbruches der Pest gegen den Besuch von Fremden abgesperrt, nach einem kurzen Verweilen auf der Anhöhe bey der Stadt zogen deßhalb die Reisenden hinab in das tiefe Thal Taamirah, welches gegen Süden den Berg der Stadt umgränzt und sich nördlich von dem Frankenberge nach dem todten Meere hinzieht. Die Gegenden, welche auf der Weiterreise besucht werden sollten, wurden gerade damals für sehr unsicher gehalten; man hörte häufige Berichte von Räubereyen und Mordthaten. Hr. Robinson hatte sich deßhalb einen Scheikh der Taamirah-Araber, welche den Distrikt zwischen Bethlehem, Thekoah und dem todten Meere inne haben, nebst zweyen seiner Leute zu Schützern und Führern gewählt, und hatte alle Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn, obgleich jener Stamm, der ungefähr 300 Mann zählt, als ein sehr räuberischer und zu Empörungen geneigter in üblem Rufe steht. Nachdem die Reisenden die Teiche Salomonis, dann das, bey den sogenannten Gärten Salomo's gelegene Dorf Urtas, hierauf den Frankenberg, in welchem sie das Herodium anerkannten, besucht hatten, übernachteten sie in vollkommener Sicherheit in dem Lager jener Beduinen. Dasselbe fand sich am Fuße des Hügels, auf welchem die Ruinen des alten Thekoah liegen. Diese ansehnlichen Ueberreste alter Gebäude aus der jüdischen und christlichen Vorzeit nehmen einen Raum von 4 — 5 Morgen Landes ein; die nächste Umgegend zeigt sich eines reichlichen Anbaues fähig und auch die Thäler, durch welche der Weg nach dem 4 Stunden von hier entfernten Hebron führt, sind mit Strauchwerk und Bäumen bewachsen. Unsere Reisenden verließen diesen Weg, um eine bisher noch undurchforschte Gegend zu besu-

chen; sie nahmen ihre Richtung längs der Theilungslinie der Gewässer des todten und des mittelländischen Meeres, nach dem ansehnlich aussehenden Dorfe Beni Naim. Die Bewohner desselben waren jetzt eben, nach der Sitte der dortigen Landleute hinausgezogen in die Zelte und Höhlen, um dort ihre Ernte und Heerden zu bewachen, nur im Herbst und im Winter leben sie in den wohlgebauten, steinernen Häusern ihres Dorfes. Eine sehr hoch gelegene, zugleich zur Festung eingerichtete Moschee findet sich bey Beni Naim, welche eine sehr weite Aussicht beherrscht. Nach der Sage der Moslims soll sich Lots Grab unter dieser Moschee befinden, eine Sage, welche sich unfehlbar aus Veranlassung einer älteren christlichen gebildet hatte. Denn Beni Naim liegt offenbar an der Stätte von Caphar Barucha, d. h. Segensdorf, auf dessen Höhe, wie Hieronymus erwähnt, Abraham den Herrn begleitet hatte und von wo aus er später sein Angesicht gegen Sodom und Gomorra wandte und den Rauch von ihrem Brande aufsteigen sahe. Auf dem Wege von Beni Naim nach dem etwa 1 1/4 Stunde entfernten Tell Zif, bey welchem die Ruinen von Siph liegen, bekamen unsere Reisenden Yutta (das Jutta des alten Testamentes) zu Gesicht. Die beckenartige Ebene, welche sie von dort aus, an der Straße, die von Hebron nach Kurmul führt, durchzogen, zeichnet sich durch ganz besondere Fruchtbarkeit aus, sie war mit den Feldern des eben (am 9. May) reifenden Waizens bedeckt. Mehr als die Naturschönheit zog jedoch die alt-geographische Bedeutung der Gegend die Aufmerksamkeit der Reisenden an. Als sie am Abend bey den Hirten von Main (Maon) ihre Lagerstätte nahmen und am andern Morgen von der Anhöhe die Gegend überblickten, sahen sie sich umgeben von einer bedeutenden Anzahl der Städte Juda's, welche, wenn auch zum Theil in Ruinen, noch jetzt ihre alten, wenig veränderten Namen behalten haben. Es waren ihre 9: Maon, Carmel, Siph, Jutta, Esthemoah (jetzt Semua) und das nahe dabey gelegene Jathir (Attir), Socho, Anas und Hebron. Kurmul (das Carmel des Gebirges Juda) bildet die ansehnlichste Masse von Ruinen, welche nächst jenen von Bethel unsern Reisenden in Palästina zu Gesicht kam. Das Kastell der vormaligen Stadt

ist offenbar von römischer Bauart; auch die Gemäuer einer alten christlichen Kirche zeigen sich unter den übrigen Resten und in einem Amphitheater der Felsen, das bey der Stadt, am Ende des Thales liegt, ist ein Wasserbehältniß von 117 Fuß Länge und 74 Fuß Breite, das sein Wasser aus einer benachbarten reichen Quelle empfängt. Hier fand in den Zeiten der Kreuzzüge König Amalrich Wasser genug, um sein ganzes Heer zu tränken.

Die Landleute jener Gegend zeigten sich sehr gefällig gegen die Reisenden, obwohl sie die Meynung hegten und auch gegen einander aussprachen, die Fremden seyen gekommen, damit jeder von ihnen sich sein Eigenthum aufzeichne. Denn unter dem dortigen Volk herrscht die Meynung, daß, seitdem einst das Land in den Händen der Franken war, ihre Nachkommen noch immer Urkunden über alle Ländereyen hätten, und daß sie nun in der Absicht hierher reisten, um sich einmal nach ihren Grundstücken umzusehen.

Von Kurmul aus zieht sich der Weg nach dem todten Meere immer bergab und in dem Maße, in welchem man tiefer hinabkam, steigerte sich die Hitze. Das Gras, das um Kurmul noch so reichlich grünte, war hier versengt und nach wenig Stunden sahen sich die Reisenden in einer Wüste der öden Kalksteinfelsen, auf denen nur hin und wieder die Gesträuche der südlichen Wüsten sich zeigten. Ein Beden oder Steinbock des arabischen Gebirges, welcher vorübersprang, erinnerte an den „Felsen der Gemsen", auf welchem hier, in der Wüste Engedi David mit seinen Leuten verweilte. Es dauerte unerwartet lange, ehe man das todte Meer wegen der tiefen Lage desselben zu Gesichte bekam, zuletzt fand man sich unmittelbar über ihm, auf einer senkrecht abstürzenden Felsenklippe. Der Paß, welcher von hier hinabführte über die glatten Felsensteine nach Ain Dschidi erschien unsern Reisenden als der beschwerlichste und gefährlichste unter allen, welche sie jemals bestiegen hatten. Desto lohnender war das Verweilen bey der schönen reichen Quelle von Ain Dschidi, welche ein zwar 21° R. warmes, dabey aber sehr wohlschmeckendes Wasser enthält und von einem üppig grünenden Dickicht südlicher Gewächse, so wie von einzelnen alten Gemäuern um-

geben ist. Dieser Punct schien wenigstens noch 400 Fuß über dem todten Meere zu liegen. Da wo der Bach, der aus dem Quell kommend, sich hinabstürzt nach dem Meere, seinen Lauf nimmt, sind überall Gärten angelegt, in denen vor allem Gurken gezogen werden; hier finden sich auch die Ruinen der eigentlichen alten Stadt Engedi, welche in frühester Zeit Hazezon Thamar hieß.

Die Länge des todten Meeres wird von unserm Reisenden auf 10, seine Breite auf 2 bis 2 1/2 deutsche Meilen geschätzt. Auch er benimmt durch seine Beschreibung diesem Meere einen Theil jener Schrecknisse, welche die übertriebenen Berichte der Araber oder die Phantasie der Reisenden demselben angedichtet hatte. Ueberall wo Süßwasserquellen zu der Nähe des Ufers treten, ist dieses grünend und blühend; Hr. Robinson hatte nie einen üppigeren Pflanzenwuchs gesehen als um Ain Dschidi; dort gab es auch Schaaren von Vögeln und viele von ihnen flogen über das todte Meer hinüber. Während ihres fünftägigen Aufenthaltes am Ufer desselben bemerkten unsere Reisenden niemals etwas von den „verpesteten Dünsten", welche von ihm aufsteigen sollen, nur die Hitze fanden sie, wegen der tiefen Lage, als eine wahrhaft ägyptische. Diese Hitze ist es auch, welche die Verdünstung so beschleunigt, daß der während der Regenzeit ansehnlich anwachsende Wasserstand in wenig Wochen wieder zu seiner vorigen Tiefe herabsinkt. Kleine Stücken von Asphalt finden sich zwar an vielen Stellen des Ufers zerstreut, in größern Massen kommt jedoch derselbe nur nach Erdbeben an die Oberfläche des Wassers herauf. Nach dem Erdbeben von 1834 wurde eine solche Menge Asphalt nahe bey dem S. W. Theile des Meeres ans Ufer geworfen, daß die Dschehalin gegen 60 Kantars (einen zu 93 3/4 preußischen Pfunden) davon zu Markte bringen konnten. Nach dem Erdbeben vom 1. Januar 1837 ward eine Masse von Asphalt bey dem Salzberge Usdum am südlichen Ende des Meeres ans Ufer getrieben, welche von der Größe eines Hauses, einer kleinen Insel glich. Die Dschehalin-Beduinen und die Bewohner von Jutta schwammen nach dieser Asphaltinsel hin, und hieben sie mit Aexten in Stücken, welche sie ans Land brachten und durch ihre Kamele weiter schafften. Als die Taamirah-Beduinen hievon hörten und ebenfalls ihren Antheil an der Ausbeute nehmen wollten, fanden sie gegen 70 Leute mit dem Zerschlagen und Wegschaffen beschäftigt. Dennoch trugen sie noch einen Gewinn von 500 spanischen Thalern davon, während andere Stämme der Araber aus dem Verkauf des von ihnen gesammelten Asphaltes 2000 bis 3000 Thaler lösten, (von jedem Kuntar gegen 16 1/2 Thaler). Für die Sodomsäpfel des todten Meeres hält Hr. Robinson die Kapselfrucht der Asclepias procera (bey den Arabern Oescher genannt).

Auf der weitern Reise längs den Ufern des todten Meeres, welche noch einmal an den früher erwähnten, höchst beschwerlichen Paß hinaufführte, wurde die Ueberzeugung gewonnen, daß die südwärts von Ain Dschidi, auf einer nur durch Fußgänger ersteigbaren Felsenkippe gelegenen Ruinen, welche die Araber Sebbeh nennen, nichts anders sind als die Reste der alten, berühmten Festung Masada, die zuerst von den Makkabäern erbaut, dann von Herodes dem Großen auf eine fast unüberwindliche Weise befestiget wurde. Zwar hatten sich ihrer, kurz vor der Zerstörung Jerusalems, die Sicarii oder Räuber durch List bemächtigt, aber nachdem schon Herodium und Machärus in den Händen der Römer war, widerstund noch Masada, bis zuletzt die hart umlagerte Besatzung, um dem langsamen Verschmachten zu entgehen, sich selber den Tod gab. Die Aussicht von der Felsenhöhle über der salzigen Quelle Ain Terabeh, welche in gerader Linie etwa 7 englische Meilen von Ain Dschidi entfernt ist, beherrscht das todte Meer in seiner ganzen Ausdehnung und auch Karek ist hier deutlich sichtbar. Der weitere Weg von hier nach Ras el Feschkhah, dem nördlichsten Vorgebirge des westlichen Ufers, führte auf höchst beschwerliche Weise durch mehrere enge Felsenthäler mit steil abstürzenden Wänden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Q. Horatii Flacci opera omnia. Recensuit et illustravit Fridericus Guil. Doering. Editionem novam curavit Gustavus Regel. Tomus primus. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXXXIX. XXXVI. u. 444 S. 8.

Bey Gelegenheit der Beurtheilung des Orellischen Horaz (Gel. Anz. 1840. Nr. 33 ff.) hat Ref. kein ganz günstiges Urtheil über die Döring'sche Ausgabe dieses Dichters ausgesprochen. Dieses zurück zu nehmen sieht er sich jetzt um so weniger veranlaßt, da Hr. Regel, Döring's Enkel, so wenig er die Pietät gegen seinen Großvater außer Augen setzt, doch nicht umhin kann, anzuerkennen, daß sie manchfach hinter der Zeit zurückgeblieben ist, und besonders in Betreff der Kritik Vieles zu wünschen übrig läßt, da sich Döring zu sehr zu dem scheinbar Einfachsten und Deutlichsten hingezogen fühlte, und dadurch allzu oft verleiten ließ, mit Hintansetzung der handschriftlichen Autorität Conjecturen aufzunehmen, die bey genauerer Prüfung unnöthig erscheinen. Wenn demungeachtet dieser Ausgabe, die schon unter Döring's Hand vier Auflagen erlebt hat, eine Verbreitung zu Theil geworden ist, wie wenigen in unsern Tagen, so ist es wohl großentheils dem zuzuschreiben, daß sie bis zu dem Erscheinen der Orelli'schen die einzige war, welche den Bedürfnissen der Mehrzahl entsprach. Nach dem Erscheinen dieser mochte der Verleger wohl selbst die Nothwendigkeit einsehen, eine nach dem Tode des Verf. nöthig gewordene fünfte Auflage von den Gebrechen der früheren möglichst reinigen zu lassen; er übergab daher H. Regel, von dem er eben so viel Schonung gegen den Verstorbenen als Gründlichkeit in der Prüfung seiner Arbeit erwarten mochte, das nicht leichte Geschäft, in einem beschränkten Zeitraum die Ausgabe so umzuarbeiten, daß sie dem jetzigen Stande der philologischen Studien entspräche, und er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, indem Hr. R. durch die Geschicklichkeit, mit welcher er den ihm ertheilten Auftrag vollführte, die Hoffnungen auf das Schönste rechtfertigte, welche schon seine Erstlingsschrift: Diversa virorum doctorum de re tragica Romanorum judicia sub examen vocata, Goettingae 1834, (vrgl. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1836. S. 976) erweckt hatte.

Ueber sein Verfahren spricht er sich in der Vorrede etwa folgendermassen aus. Sein Hauptaugenmerk war auf die Kritik gerichtet, aus den schon oben angeführten Gründen. Wie er hier einerseits dem leichtfertigen Aufgeben der handschriftlichen Lesart entgegen arbeitete, so suchte er sich aber auch von der Sucht ferne zu halten, dieselbe überall und um jeden Preis zu vertheidigen. Da ihm keine neuen Hülfsmittel zu Gebote standen, benützte er die Ausgaben von Jahn, Meineke und Orelli so, daß er die in denselben ausgesprochenen Ansichten einer nochmaligen Prüfung unterwarf, und nur dann eine derselben annahm, wo ihn nicht seine Untersuchung auf etwas anderes führte. Wo er von Döring abwich, gab er seine Gründe kurz an, und setzte auch bey anderen Stellen, an denen er der Lesart seines Vorgängers treu blieb, hier und da (nur etwas allzu sparsam und nur selten mit näheren Bezeichnungen) die Abweichungen der Handschriften, wie auch der wichtigeren Ausgaben bey. Nur an zwey Stellen wich er von allen früheren Herausgebern ab, und zwar unter Beyrath des

ehrwürdigen Veteranen, Fr. Jacobs, dessen Name allein hinreicht, im Voraus die Ueberzeugung zu gewähren, daß der hier eingeschlagene Weg kein ganz falscher seyn kann; doch werden wir unten noch darauf zurückkommen.

Die Erklärungen, welche sich auf Lesarten bezogen, die in den früheren Auflagen aufgenommen waren, in dieser aber beseitigt wurden, mußten natürlich weggelassen und theilweise durch andere ersetzt werden, welche durch Klammern von den Döring'schen ausgeschieden sind. Außerdem wurden nur offenbare Irrthümer berichtiget; alles noch Zweifelhafte unangetastet gelassen, Nachlässigkeiten in der Latinität aber mit E. F. Wüstemann's Beyhülfe abgeändert. Für die beyden ersten Bücher überließ ein Leipziger Gelehrter, Koch, der selbst eine neue Ausgabe des Horaz vorbereitete, Hrn. R. seine Aufzeichnungen, die, wenn man nach den neueren Bemerkungen, die in diesen Büchern viel zahlreicher sind, als in den folgenden, urtheilen darf, nicht unbedeutend gewesen seyn mögen. Im Uebrigen hatte er sich noch der Unterstützung des Lehrers am Josephinum zu Hildesheim, Jos. Müller, zu erfreuen, der namentlich die metrische Einleitung umarbeitete.

Die Zugaben sind nämlich außer der erwähnten Vorrede, dem Aeußern nach ganz dieselben, wie früher; die Widmung Döring's steht, ohne mit dessen Namen unterzeichnet zu seyn, voran, so daß sie auf den ersten Blick dem jetzigen Herausgeber anzugehören scheinen könnte; dieser folgen die fünf Vorreden, das Leben des Horaz nach Sueton und die Einleitung über die Metra der lyrischen Gedichte; diese letztere ist aber ganz neu, und nach besseren Grundsätzen bearbeitet, dem größten Theile noch mit Munk's Metrik übereinstimmend, deren Abweichung an einer Stelle (S. XXV.) angeführt wird. Die allgemeinen Grundbegriffe werden, auf billigenswerthe Weise zusammengestellt, vorausgeschickt, wobey man nur die Erklärung der Cäsur und der Diäresis vermißt, die jedoch bey Angabe der einzelnen Metra richtig geschieden, nicht, wie früher, unter dem gemeinsamen Namen Cäsur zusammen gefaßt sind. Die Schemata der einzelnen Verse sind so dargestellt, daß die möglichen Veränderungen über und unter den Stellen des Grundschema, und zwar so angegeben sind, daß bey einer Auflösung die zwey Kurzen nirgends mehr Platz einnehmen, als die Länge, aus welcher sie entstanden gedacht werden müssen, was nicht wenig zu einer klaren Anschauung des Metrums beyträgt, wenn man es mit der Weise der früheren Auflagen vergleicht, wo oft ganze Versfuße so unter einander gesetzt sind, daß man statt eines Verses das Schema einer Strophe vor sich zu haben glaubt. Zu leichterer Uebersicht wäre nur noch zu wünschen, daß bey dem Grundschema immer strenge die gerade Linie eingehalten wäre, und nicht manchmal durch ein Versehen des Druckers, einzelne Veränderungen mit demselben in eine Reihe treten, und dadurch die Bezeichnung der Stellen des Grundschema's nach oben oder nach unten gedrängt würde, wie gleich anfangs bey den jambischen Versen. Die in den früheren Auflagen unter Nr. 4. und 16. angeführten Verse (Ithyphallicus und Alcmanius) sind weggeblieben, weil sie bey Horaz nur als Verstheile, nicht als selbstständige Verse vorkommen. Die Messung nach Choriamben ist im Allgemeinen mit Recht beschränkt; doch ist hierin zu weit gegangen, wenn selbst die asklepiadeischen Versmaße als logaödische betrachtet werden und der Choriambus nur in Parenthesen dabey eingeführt erscheint. Warum der Adonius und Pherekrateus den einfach daktylischen Versen, nicht den logaödischen, beygezählt sind, ist nicht recht einzusehen. Der Grundsatz, daß alle Oden in vierzeilige Strophen zu theilen seyen, ist in der Einleitung gegen die Ansicht des Ref. angenommen, bey der Anordnung des Textes aber nicht befolgt worden, indem z. B. bey den dem ersten und zweyten asklepiadeischen Versmaße angehörigen Oden, wie bey der ersten und dritten des ersten Buches, keineswegs eine Abtheilung in je vier und vier Verse sichtbar ist; doch beruht dieß nicht etwa auf einer verschiedenen Ansicht des Herausgebers und des Verfassers der Einleitung über die Metrik, wie aus der kritischen Bemerkung zu Od. IV. 8. 17. abzunehmen ist, wo H. R. selbst ausspricht: Huc accedit, quod cum reliqua omnia Asclepiadea carmina τετράστροφα sint, hoc unum lege illa metrica non adstrictum est. Bey der Erklärung des alcäischen

Versmaßes werden zwey Stellen angeführt, wo sich am Schluße der trochäischen Dipodie im alcäischen Verse Kürzen finden sollen, und zwar Od. III. 4, 53 und III. 5, 17. Bey Hermann und Munk findet sich nur die zweyte dieser Stellen angegeben; die Ursache der Differenz liegt aber wohl darin, daß hier unrichtig Typhoe-us abgetheilt ist, statt Typho-eus; auf eine andere Weise ist wenigstens eine kurze Silbe dort nicht zu ermitteln. Dagegen sind die beyden Fälle, wo eine an sich kurze Sylbe durch Synekphonesis an dieser Stelle verlängert wird, Od. III. 4, 41. und III. 6, 6. hier gar nicht erwähnt. Auch in den Anmerkungen zu dem ersteren Verse sucht man vergeblich danach; bey dem zweyten ist die Notiz auch für den ersten nachgetragen, aber nicht so deutlich, wie es für die Leser einer solchen Ausgabe wünschenswerth wäre, angegeben, daß durch die Lesung consiljum und principjum die an sich kurze drittletzte Sylbe dieser Wörter hier vermittelst Position lang wird.

Was die Art und Weise betrifft, mit der Hr. R. bey der Umgestaltung des Textes verfahren ist, so ist zuvörderst die bey jungen Männern eben nicht häufig zu findende Bescheidenheit zu rühmen, mit welcher er seine Meynung ausspricht. Nirgends läßt er sich in ein Polemisiren ein; wo er von seinem Großvater abweicht, zeigt er die von jenem gewählte Lesart meistens nur in einer Parenthese an, und legt die Gründe, die ihn zu einer Aenderung bewogen, mit wenigen schlichten Worten dar, und diese sind in den meisten Fällen von der Art, daß man ihnen seine Zustimmung nicht versagen kann. Um zuerst von den beyden oben berührten Stellen zu sprechen, welche er in der Vorrede als solche bezeichnet, an denen er von allen übrigen Herausgebern abgewichen ist, so findet in der ersteren Od. 3. 9 ff. eigentlich nur eine Veränderung der Interpunction Statt. Hr. R. hat nämlich mit Beybehaltung der handschriftlich wohl begründeten Lesarten Quo und Quid als Frage geschrieben: Quo pinus ingens albaque populus Umbram hospitalem consociare amant Ramis? Quid obliquo laborat Lympha fugax trepidare rivo? und vergleicht damit Epist. I, 5, 12. Quo mihi fortunam, si non conceditur uti? indem er anführt, daß schon Porphyrion zu dem einen Theile des Satzes die Worte si ea non utimur ergänzen wollte. Ref. wüßte keine der sonst gegebenen Erklärungsweisen vorzuziehen, muß aber bemerken, daß nach der Orellischen Ausgabe schon Vanderburg hier eine Frage annahm, und nur ramis, quid schrieb, statt hier schon ein Fragezeichen zu setzen. — An der andern Stelle Epod. 9, 17 hat Hr. R. nach einer Handschrift At hunc frementes geschrieben, was er so erklärt: hunc tam degenerem Romanum aspernantes, indignantes. Betrachtet man die beygegebenen Beweisstellen, so passt die erstere nicht ganz, weil sie ein sächliches Object, imperia, hat; die zweyte aber, Tac. Annal. XIII. 13, weil libertam aemulam, nurum ancillam mit Ergänzung von esse zu erklären ist, wie Cic. ad Att. II. 7. 3. Jam vero Arrius consulatum sibi ereptum fremit, und dgl., die Beweisführung ist also, wie sie hier vorliegt, unzureichend; doch hat Jacobs in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1840 S. 523 aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit so viel dafür beygebracht, daß kaum mehr ein Grund zu einem Zweifel an der Richtigkeit dieser Construction vorhanden ist; ist diese aber zuläßig, so ist nichts von Bedeutung gegen diese Anordnung der schwierigen Stelle einzuwenden. — Im Uebrigen könnten wir eine nicht geringe Zahl von Aenderungen und Bemerkungen hervorheben, um zu zeigen, mit welchem richtigen Tacte und welcher Besonnenheit Hr. R. meistentheils verfahren ist, indessen wir müssen deßhalb auf die eben berührte Beurtheilung verweisen, um für die Besprechung einiger Stellen Raum zu behalten, über welche wir mit Hrn. R. nicht gleicher Ansicht sind. Od. III. 11, 15 ff. nämlich, wo nach den Worten immanis ianitor aulae der Cerberus genannt und weiter beschrieben wird, behauptet Hr. R., diese Worte seyen an sich bezeichnend genug und die folgende Strophe sey daher als ein Einschiebsel zu betrachten. Doch kann sich Ref. hiermit nicht einverstanden erklären, da die Bezeichnung der Unterwelt, welche in ianitor aulae gänzlich fehlt, durch das Beywort immanis keineswegs ersetzt wird, was deutlich daraus hervorgeht, daß Gratius Faliscus von wirklichen Hunden (Cyneg. v. 265) sagen konnte: pecus hoc immane. Hätte Horaz nichts zur Erklärung hinzufügen wollen, so hätte er wohl iani-

tor Orci geschrieben, wie Od. II. 18, 34, Charon satelles Orci genannt wird. — Od. IV. 4. 65 hat Hr. R. die gewöhnliche Lesart beybehalten: Merses profundo, pulchrior evenit, bey welcher jedoch dem Verf. der Wechsel der Zeiten in evenit proruet, geretque so bedenklich erscheint, daß er die von Orelli aufgenommene ungewöhnliche Form exiet keineswegs geradezu verwerfen möchte, wenn es gleich in der classischen Latinität an beglaubigten Analogien dafür fehlt, indem die in Stallbaums Note zu Ruddimann's institut. grammat. lat. Thl. I. S. 281 angeführten, bey Tibull (I. 4, 23) transiet, und bey Cicero (in Rull. I. 25, extr.) inietur in den neueren Ausgaben auf handschriftliche Autorität hin geändert sind. Uebrigens möchte Ref. in keinem Falle exiet mit Orelli einen Archaismus nennen; denn die Form des Futurums auf ibo ist gewiß die ältere, die sich bey ire als die gewöhnliche erhalten hat, während die in der regelmäßigen Conjugation gewöhnliche auf iam die neuere ist, so daß man diese Form bey ire eher einen Neologismus nennen könnte.

(Schluß folgt.)

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Schluß.)

Am Fuße jenes Vorgebirges entspringt ein reicher Quell von klarem, jedoch etwas salzigschmeckende Wasser, dessen Abfluß bis zum Ufer hin durch ein grünendes Dickig von Rohrgewächsen bezeichnet ist. Von hier wendeten sich die Reisenden nach El Helum: der untersten Furth des Jordans, welche weit südwärts von der Furth der Pilgrime ist. Die Breite des Stromes, welcher damals gerade sehr gefüllt war, schätzte Robinson auf 80 — 100 Fuß, seine größte Tiefe mochte in diesem Augenblick nach der Angabe der Araber 10 — 12 Fuß betragen, denn nur im Sommer ist der Fluß so seicht, daß man ihn an manchen Stellen durchwaten kann. In einer Entfernung vom Jordan, welche in einer Stunde durchritten ward, kam man, in N.W. Richtung zu Ain Hadschla, einen Quell des reinsten, wohlschmeckendsten Wassers, umgeben von einem Walde des Rischrasch (Vitex agnus castus). Selbst der Name Hadschla erinnert daran, daß hier die Stätte von Beth Hagla war. Zwanzig Minuten hievon liegen auf einer Anhöhe die Ruinen eines Klosters, von den Arabern Kusr Hadschla genannt.

Hier so wie bey Riha (Jericho) fanden unsre Reisenden ihre alten Bekannten: die christlichen Dorfbewohner aus Tayibeh, welche in dieser Gegend große Weizenfelder hatten, solchem Ertrag so eben geerntet und gedroschen wurde. Von diesem Ertrag gehört die Hälfte ihnen, ein Viertheil geben sie davon an die Bewohner des Dorfes, ein andres an die Garnison des kleinen Kastelles ab. Die Bewohner von Riha sind viel zu träge um ihre Felder selber zu bauen. Das jetzige Dorf und Kastell liegen am nördlichen Ufer des Bettes eines Bergstromes (Wady Kelt), welcher der Bach Crith d.h. Schrift ist, 3/4 Stunden unterhalb des Punktes, an welchem dieser Bach aus der engen Felsenschlucht hervorbricht. Die Stätte des ältesten biblischen Jericho setzt unser Reisender in die Nähe der Quelle Ain Sultan, welche 1/2 Stunde N.W. von Riha liegt, und deren Wasser durch die eine, noch bestehende Wasserleitung in die Ebene geführt wird, jene des späteren Jericho in Süden von jener Quelle. Die Umgegend von Jericho zeigte sich nach allen Seiten hin als eine höchst fruchtbare, welche noch jetzt von Wasser und einem hohen Grad von Wärme begünstigt eines reichlich lohnenden Anbaues fähig wäre.

Wir verlassen hier, am Ende des zehnten Abschnittes seines Werkes unsern Reisenden, indem wir, wie so viele Leser dieses gehaltreichen Buches den Wunsch nicht unterdrücken können, daß doch auch der dritte Band bald in unsern Händen seyn möchte, von dessen Inhalt wir zu seiner Zeit Bericht zu erstatten gedenken.

Schubert.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Q. Horatii Flacci opera omnia. eic.

(Schluß.)

Man vergleiche außer dem eben angeführten Werke J. B. Mannhart's lateinische Grammatik S. 166, die in so ferne als Autorität angeführt zu werden verdient, als sie die Resultate der Vorlesungen des Herrn Hofrath Thiersch enthält. — Epod. 1, 26 ist noch zu bemerken, daß Hr. R. wider seine sonstige Weise sich in der Note für die aus dem Texte verdrängte Vulgata meis ausspricht, ohne sie wieder aufzunehmen.

Bey der Erklärung hat Hr. R. mehr, als es von Döring geschehen ist, auf die Grammatik, den Sprachgebrauch und die eigenthümlichen Ausdrucksweisen des Dichters Rücksicht genommen. Man sehe nur die Erklärung von Od. I, 37, 4. nunc tempus erat; die Citate zu flavus Tiberis, I, 2, 13, wo nur zu bemerken ist, daß der Zusatz a flavo arenarum lutosarum colore epitheton eben nicht dazu dient, eine richtige Vorstellung von der Farbe dieses Flusses zu erzeugen, die nur im angeschwollenen Zustande schmutzig gelb, im Uebrigen aber mehr grünlich ist; zu serus Od. I, 2, 45. Besonders haben die Partikeln eine genauere Beachtung gefunden, zu I, 1, 35. quodsi zu I, 3, 1. sic, wo erst Hr. R. die Parallelstellen aus den übrigen Horazischen Gedichten hinzugefügt hat, zu I, 3, 16. das einfache seu, wo man das doppelte erwartete, Hr. R. aber nicht eine eigentliche Auslassung, sondern eine Umstellung annimmt, tollere seu ponere vult freta für si tollere ponereve vult freta, und ähnliche Fälle für ne und que anführt; zu I, 11. 2 über nec für neve. Außerdem sind Od. I, 2, 15 die Worte monumenta regis weit genügender erklärt, als in den früheren Auflagen. Bey Od. I, 28 hat Hr. R. wohl mit Recht die Ansicht Döring's von dem Gespräche zwischen einem Schiffer und den Manen des Archytas aufgegeben; Od. II, 2, 23 ist oculo irretorto gut von dem gleichgültigen Blicke verstanden, der sich nicht von einem Gegenstande so fesseln läßt, daß er immer wieder darauf zurückfällt; Od. III, 27, 37 ist unde quo veni richtig mit Orelli als Frage mit doppelter Fragpartikel, nach griechischer Weise, gefaßt; Od. IV, 2, 49 ist Teque dum procedis gut erklärt und gegen Angriffe geschützt; Epod. 5, 58 wird adulterum Latrent Suburanae canes nicht, wie gewöhnlich, von dem Wegtreiben des Alten von dem Hause einer anderen Geliebten, sondern von dem Anbellen bey dem nächtlichen Besuche verstanden, den er durch Canidia's Zaubermittel angelockt bey ihr machen will, was allerdings besser in den Sinn paßt. Mehreres ist auch in dieser Beziehung in der oben erwähnten Beurtheilung zusammen gestellt zu finden.

Nicht gleicher Ansicht mit Hrn. R. ist Ref. in folgenden Erklärungen.

Od. I, 1, 30 ff. ist in der Note zu den Worten: Me gelidum nemus Nympharumque leves cum Satyris chori secernunt populo, die Erklärung Döring's me distinguunt a populo, ultra vulgarem hominum sortem extollunt, in societatem deorum me adducunt weggelassen, und nur die vor diesem mit den Worten: possis explicare eingeleitete andere Erklärung: seiungunt a consortio et consuetudine cum aliis hominibus, me in solitudine, (quam amant poëtae) delectant nebst zweyen neu hinzugefügten Parallelstellen: Ep. II, 2,

77, Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes und Ep. I, 19, 13 ut male sanos adscripsit Liber Satyris Faunisque poëtas aufgenommen. Damit ist aber der Sinn dieser Worte noch nicht recht deutlich gemacht. Besser sind sie von Orelli erklärt: dum longe remotus sum a volgo molesto atque rudi, me beatum puto, und von Ramler übersetzt: „mich trennt vom großen Schwarm.“ Populus bezeichnet nämlich hier und in ähnlichen Stellen keineswegs geradezu die Menschen, sondern den gemeinen Haufen, durch dessen Drängen und Treiben die Unruhe und das Geräusch in einer Stadt verursacht wird. Man vergleiche, was Ref. a. a. O. S. 283. über Sat. I, 6, 79. In magno ut populo bemerkt hat, und Juven. III, 244 magno populus premit agmine lumbos, wo im Folgenden (v. 256) populus mit agmina (258) dann mit vulgus (260) synonym gebraucht wird. — Od. I, 2, 17 hat Döring zu den Worten Iliae dum se nimium querenti Jactat ultorem bemerkt: nimium sey nach seiner Ansicht zu ultorem zu beziehen; Hr. R. dagegen bezieht es mit Orelli auf querenti, giebt als Grund dafür die Stellung an, und erklärt es so: der Flußgott habe nur den allzuhäufigen Bitten der Gattin nach längerem Widerstreben nachgegeben, da er wohl gewußt habe, daß ihm eine nicht von Jupiter befohlene Rache nicht zustehe. Was die Stellung betrifft, so macht Ref. auf olim (Od. I, 10, 9) aufmerksam, das Hr. R. selbst auf das zwey Verse weiter unten stehende voce dum terret bezieht, Orelli aber mit Recht als Zeitangabe für die ganze Periode faßt. In ähnlicher Weise möchte auch hier nimium, (dem das Pronomen se, wie dort te dem olim vorausgeht, wodurch der Satz noch enger in sich verknüpft wird), auf das Ganze zu beziehen seyn, zunächst aber auf iactat, da dieses Verbum auch in der Prosa gerne mit diesem nimium vergleichbare Comparative von Adverbien bey sich hat, wie Cic. Catil. II, 9 sumtuosius insolentiusque se iactare und de Orat. II, 52. se intolerantius iactare. — Nicht mit Recht ist Od. I, 7, 29 die Erklärung von ambiguam Salamina futuram beybehalten, nach welcher diese Worte auf das alte Salamis bezogen und umschrieben werden obscuratum iri. Besser bezieht es Orelli auf das neue Salamis, mit der Erklärung, ut cum Salaminis quis meminerit, ambiguum futurum sit, de qua agatur, wofür die beyden von ihm angeführten Stellen Lucan. III, 183, und Seneca Troad. 844, sprechen, wo das alte Salamis das wahre genannt wird; in der dritten Manil. V, 50 hat Ref. wohl den Namen Salamis, aber nichts hieher Gehöriges gefunden. — Od. I, 12, 34 spricht sich Hr. R. für die Ansicht Mitscherlich's, Jahn's und Orelli's aus, daß superbos Tarquini fasces auf den Tarquinius Priscus zu beziehen sey, gegen welche sich Refer. a. a. O. S. 271. erklärt hat; doch geschieht es nur mit einem recte, opinor. Auch ist die ganze Note Döring's, in welcher diese Worte auf Tarquinius Superbus bezogen werden, stehen geblieben; Hr. R. scheint daher nicht recht mit sich einig geworden zu seyn. In Betreff der damit in Verbindung stehenden Worte Catonis nobile letum ist die Note Döring's, in welcher dieser zu zeigen sucht, daß Horaz vor Augustus den Tod des Cato habe nobile letum, einen edlen Tod, nennen können, ohne bey ihm anzustoßen, ohne irgend einen Zusatz aufgenommen; Ref. findet aber für seine a. a. O. ausgesprochene Ansicht, daß nobile letum nur die factische Berühmtheit des Todes des Cato bedeute, gewisser Massen eine Bestätigung in dem, was (nach einer Relation in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik XXXI. 3. S. 348 f. zu schließen) Dr. Debeke in seinem Programm Quaestiones Horatian. fasc. I. Aachen, 1839, dazu bemerkt hat, welcher annimmt, daß der Dichter in diesen Worten eine absichtliche Amphibolie gesucht habe. Od. II, 7, 12 spricht sich Hr. R. gegen die von Orelli angenommene Erklärung Hofmann-Peerlkamp's aus, daß turpe solum tetigere mento das Bitten der Besiegten bedeute, indem er sagt, in solcher Erniedrigung habe der Dichter römische Bürger und noch dazu seine Kampfgenossen nicht darstellen können; allein die Worte cum fracta virtus sprechen offenbar dafür, so wie das damit im Gegensatz stehende minaces, und gewisser Massen auch turpe solum, indem dieses so eine nachdrücklichere Bedeutung erhält, als wenn man es mit: sanguine tur-

piter pollutum erklärt; Ref. hält daher diese Erklärung doch für die richtigere, wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Ausdruck ziemlich hyperbolisch ist. — Od. III, 24, 6 folgt dagegen Hr. R. der Ansicht Orelli's, wo Ref. diese nicht für hinlänglich begründet hält, indem er summis verticibus auf den Giebel eines Hauses bezieht und als Grund gegen die gewöhnliche Erklärung, nach welcher es auf das stolz erhobene Haupt eines Menschen bezogen wird, nur angiebt, daß die Nothwendigkeit, welche ihre Nägel in das Haupt der Menschen einschlage, ein allzu widerliches Bild gäbe. Allein dieser Grund fällt weg, wenn man nach der a. a. O. S. 282 vom Ref. gegebenen Erklärung verticibus nicht „in den Scheitel," sondern „dem Scheitel," übersetzt, d. h. über denselben, so daß er sich nicht höher erheben kann. Außer der dort angeführten Stelle Od. I, 1, 36 läßt sich noch dafür geltend machen: Od. I, 10, 15 Et tollens vacuum plus nimio gloria verticem. — Od. IV, 4, 18 ff. hat Hr. R. zu den Worten: quibus Mos unde deductus per omne Tempus Amazonia securi Dextras obarmet, quaerere distuli: Nec scire fas est omnia die ziemlich lange Bemerkung Döring's beybehalten, ohne etwas hinzuzufügen. Indessen darf wohl als Vorbild zu dieser Wendung die von Orelli nach Scaliger angeführte Stelle Pindars (Nem. v. 16) gelten, und wenn man sie genauer betrachtet, erscheinen diese Worte keineswegs inhaltslos und unbegründet, wenn wir auch Vermuthungen, wie eine Aufforderung August's, dieß zu erwähnen, u. dgl. unberücksichtigt lassen. Wir brauchen nichts anderes vorauszusetzen, als daß es eine bekannte Sache war, daß die Vindeliker Streitärte führten; so läßt sich annehmen, daß der Dichter mit Beziehung auf jene pindarische Stelle sagte: „Er hat die Vindeliker geschlagen, deren Tapferkeit nach ihren Streitärten zu schließen, sich von irgend einer Verbindung mit den Amazonen in der mythischen Zeit herleiten ließe; doch ist es dem Menschen nicht verstattet in alles Entfernte einzudringen," um die Tapferkeit der Vindeliker durch Einhüllung in ein mythisches Dunkel noch größer erscheinen zu lassen, als es in den folgenden Worten geschieht,

wo mit dem einlenkenden sed das historisch Bekannte eingeführt wird, daß sie seit lange und weithin Sieger waren.

Sollen wir nun nach Darlegung des Einzelnen ein Gesammturtheil über die Leistungen des Hrn. Regel aussprechen: so ist nicht in Abrede zu stellen, daß in kritischer Hinsicht der Döring'sche Horaz durch ihn auf den Standpunct erhoben worden ist, der für die Leser, welchen er bestimmt ist, billiger Weise in Anspruch genommen werden kann; daß ferner in Betreff der Erklärungen Vieles für die Berichtigung und die bestimmtere Fassung der einzelnen Bemerkungen geschehen ist; daß aber dem ungeachtet, wie es von einer solchen Revision nicht anders zu erwarten war, im Ganzen der Character dieser Ausgabe sich in so weit gleich geblieben ist, daß die Orellische auch jetzt noch den Vorzug vor derselben verdienen möchte.

Das äußere dieser Auflage ist den früheren auch fast ganz gleich; der Druck des Textes ist nur etwas compresser und zwischen diesen und den Noten sind die kritischen Bemerkungen, wo solche nöthig schienen, mit kleinerem Drucke und ungebrochenen Zeilen eingesetzt. Druckfehler hat Ref. außer den am Schlusse berichtigten noch folgende in den Noten gefunden: S. 1. Sp. 1. Z. 2. v. u. ubi für ut. — S. 7. Sp. 1. in dem Citat Ovid. Amor. III, 3, 35. iaculatur für iaculatus; S. 437. Sp. 1. Z. 7. v. u. Od. VI. 6 statt IV, 6; auf ähnliche Weise steht auf S. 327. über der Seite Lib. V. statt Lib. IV. Außerdem wäre noch das Versehen zu berichtigen gewesen, daß S. 34 in der Note zu Od. I, 9, 9 die Döring'sche Erklärung diota est vasculum duas aures habens stehen geblieben ist, während Hr. R. unter diota nicht, wie Döring, ein kleines Schöpfgefäß, sondern eine Amphora versteht.

L. v. Jan.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

I. Hälfte. Januar — Juny.

A. Ch. Renouard, Traité des droits d'auteurs dans la littérature, les sciences et les beaux arts. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Lownde's British librarian or book collector's guide to the formation of a library in all branches of literature, science and art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects. Part 9. Class. I. Religion and its history. London 1839. 8.

J. M. Quérard, La litérature française contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. I. livr. 5. Paris 1840. 8.

Hoffmann von Fallersleben, Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8.

M. Brosset, Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. Pétersb. 1840. 8.

Nominal = und Realkatalog der k. Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen, dann der Oberbau = und Central = Forst = Behörde. München 1840. Fol.

Swensk Bibliographi eller Allmän Förteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalier, Kartor, Kopparstick och stentryck. 1840. Nr. 7 — 12. Stockholm. 8.

Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New series. Vol. 1. 2. 3. Londou 1840. fol.

Lijst van nieuw uitgekomen Boeken in den Jare 1840. Nr. 1 — 5.

Paulin Paris, Les manuscripts français de la bibliothèque du Roi, leur histoire, et celle des textes allemands, anglois, hollandois, italiens, espagnoles de la même collection. Vol. 3. Fin du format in folio magno. — Commencement du format in folio mediocri. Paris 1840.

Bibliotheek, nieuwe Nederlandsche. Deel 1 — 8. Rotterd. 1781 — 88. 8.

Nederlandsche Bibliotheek. Deel 1 — 8. Amsterd. 1774 — 80. 8.

Nieuwe algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Voor 1791 — 1811. Voll. 41. Amsterd. 1791 — 1811. 8.

Vaderlandsche Letter - Oefeningen voor 1814 — 1839. 50 Voll. Amsterd. 1814 — 1839. 8.

Algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1797 — 1785. 8.

Nieuwe algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 5. Amsterd. 1786 — 90. 8.

Vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1761 — 67. 8.

Hedendaagsche vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1772 — 78. 8.

Tijdschrift van Kunsten en wetenschappen. 1812. 1813. 4 Voll. Amsterd. 1812 — 13. 8.

Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti. Nuova serie. Vol. 27. Napoli 1840.

G. H. M. Delprat, die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beytrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des 14. 15. und 16. Jahrhunderts. Leipzig 1840. 8.

W. M. Wade, Walks in Oxford: comprising an original, historical and descriptive account of the colleges, halls and public buildings of the university. Oxford 1812. 8.

J. J. Ampère, Histoire de la littérature française au moyen age, comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris 1841. 8.

M. V. Cousin, Recueil des principaux actes du ministère de l'instruction publique du I. Mars au 28. Octobre 1840. Paris 1841.

Wilh. Unger, Systematische Darstellung der Gesetze über die höheren Studien in den gesammten deutsch-italienischen Provinzen der österreichischen Monarchie. Th. 1. 2. Wien 1840. 8.

Ch. Richomme, Histoire de l'université de Paris. Paris 1840. 8.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1839. Hamburg 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Voyage en Arabie, sejour dans le Hedjas, campagne d'Assir, accompagné d'une Carte par Maurice Tamisier, l'un des auteurs du voyage en Abyssinie. Paris 1841. Vol. I. 399 p. Vd. II. 402 p.

Der Verfasser des eben genannten Werkes scheint bey dem Verfertigen desselben in Ungewißheit gewesen zu seyn, ob er einen Roman, ein Drama oder eine Reise schreiben solle und hat sich endlich dahin entschieden allen diesen Anforderungen zu gleicher Zeit zu genügen, indem er mit, neben und in der Reisebeschreibung auch den Roman und das Drama gab. Hierdurch hat er den Leser seines Buches nicht selten in eine Verlegenheit gebracht, indem dieser kaum weiß, wie und wo er den fortlaufenden Faden der eigentlichen Reisebeschreibung zwischen den andern ihnen anklebenden Elementen herausfinden und festhalten solle. Denn obgleich man es den nur zu häufig eingestreuten dramatischen Stellen sogleich ansieht, daß sie zunächst nur Dichtung sind, indem namentlich die Araber, welche der Verf. redend einführt, ihre Rolle so durchaus unnatürlich und französisch spielen, wie etwa die Acteurs eines französischen Dorf- und Jahrmarkts-Theaters die Rollen von Roms und Griechenlands Heroën, so bleibt dennoch der Roman mit der Reisebeschreibung auf eine Weise verwebt, daß man beyde kaum auseinander zu wirren vermag. Es mag deßhalb im Ganzen ungewiß erscheinen, ob man das eben genannte Buch mit seinen leichtfertigen Liebesgeschichten und Beschreibungen von Liebesintriguen, wie sie der Verf. angeblich selbst aus dem Munde des Schiffsbarbieres vernimmt, mehr in das Gebiet der alltäglichsten französischen Romane oder der wirklichen Reisebeschreibungen verweisen solle und wir entheben demselben für die gegenwärtige Anzeige nur einige Hauptzüge.

Herr Tamisier, bekannt durch seine in Verbindung mit Combes gemachte und beschriebene Reise in Abyssinien, dem Lande der Gallas, Schoa und Ifat, fand gegen Ende des Jahres 1833 Gelegenheit als Sekretär des Oberarztes der Armee an jener Expedition Theil zu nehmen, welche damals Mehemed Ali gegen den kriegerischen Stamm der Hassir-Beduinen in den Hedschas in Bewegung setzte. Das Truppencorps, unter welchem er sich befand, verließ in Begleitung der großen Carawane der Mekkapilger Cairo am 9. December. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Suez, schiffte sich der Reisende am 18. des Abends mit mehreren seiner Landsleute und Reisegefährter auf einem arabischen Fahrzeuge nach Dschidda ein. Bey Gelegenheit seiner Vorüberfahrt an den bekannten Brunnen Moses, einige Meilen südwärts von Suez, macht Herr Tamisier die gelehrt seyn sollende Bemerkung „das jene Quellen eine Art von Artesischen Brunnen seyen, welche der gewandte Gesetzgeber der Juden dadurch fließend machte, daß er mit seinem Stabe ein Loch in den Boden stieß.“ So geschickt weiß der Mann das, was er einmal von einem Wassergebenden Felsen, den Moses zu Raphidim mit seinem Stabe schlug, gehört hatte, mit den sogenannten Brunnen Mosis bey Suez in Verbindung zu bringen!

Das arabische Schiff, überfüllt von Mekkapilgrimen und ägyptischem Militär, lief nach einer dreywöchentlichen Fahrt im Hafen von Dschidda ein. Die Wichtigkeit dieses Landungsplatzes in Beziehung auf jenen Handelsverkehr der Länder und Völker des Westens mit denen des Ostens, welcher seine

nähere Richtung durch das rothe Meer nimmt, erkennt unser Reisender mit Recht an. Der Hafen von Dschidda ließe sich durch einen verhältnißmäßig nicht sehr hohen Aufwand von Kosten und Arbeit zu einem der bequemsten und besten des rothen Meeres einrichten. Die hier besonders große Unduldsamkeit der Mohamedaner war damals durch die Furcht vor Mehemed Alis Macht und polizeylicher Strenge so im Zaum gehalten, daß es dem französischen Reisendeu so wie einigen seiner Begleiter, in ihrer orientalischen Kleidung gelang, sogar in das Innere des vorgeblichen Grabmahles der Mutter Eva vorzudringen, welches den Gläubigen nahe bey Dschidda gezeigt wird. Als der alte Marabu, welcher das Grab hütete, seine Selbsttäuschung in Beziehung auf die Fremdlinge, die er für Mohamedaner gehalten hatte, gewahr wurde, faßte er sich bald und sprach: „nun wohl, Eva ist die Mutter aller Menschen.“

In der Mitte der ägyptischen Truppen befand sich jetzt der Heerführer derselben: Achmed Pascha, der Schwestersohn des Mehemed Ali, ein Mann von nicht unbedeutendem militärischen Talent, welcher durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Hedschas den Arabern jenes durch Mekka und Medinah geheiligten Landstriches ziemlich befreundet worden war. Doch hinderte ihn dieses nicht, auch auf den Fall hin, daß es seinen Glaubensgenossen das größte Aergerniß geben mochte, sich seiner Neigung zu den Europäern und ihren Sitten ungehemmt zu überlassen; namentlich hatte er, wenigstens früher, den Wein und andere geistige Getränke leidenschaftlich geliebt, und gerade damals als H. Tamisier sich in Dschidda aufhielt nahm der Feldherr ohne Bedenken eine Einladung zu einem Diner bey einigen französischen Staatsoffizieren an.

Dschidda liegt auf einer Ebene, die sich von Nord nach Süd so weit ausdehnt, als das Auge reicht; gegen Osten aber von einem Höhenzug begränzt wird, der dem Meeresufer parallel läuft. Vom Oktober bis zum April ist jene Ebene von Kräutern bedeckt, welche zahlreichen Heerden ihre Nahrung geben, während auch zu gleicher Zeit die Einwohner des Landes Gurken und anderes Gemüse anbauen; in der heißen Jahreszeit, vom May bis zum Wiedereintreten des Herbstregens verschwindet das Grün und der größeste Theil der Küstengegend wird zu einer öden Sandwüste. Der Höhenzug im Osten erhebt sich schon in einer Entfernung von 2 Stunden jenseits Dschidda; durch seine Thäler zieht sich eine ziemlich bequeme Straße nach dem etwa 18 Stunden weit abgelegenen Mekka hin. Ueber Mekka selber giebt uns Hr. Tamisier nichts weiter als eine Uebersetzung aus Burkhardts Reisen, von denen er voraussetzt, daß sie seinen französischen Lesern nicht zur Hand seyn möchten; desto ausführlicher beschreibt er uns den Weg von Dschidda nach Tayif und von hier weiter in die östlicher gelegenen Gegenden. Hadda, gegen 5 Lieues nordöstlich von Dschidda, liegt nahe an der Mündung des Fatmathales, welches Mahomed der Prophet seiner Tochter zum Erbtheil gab. Hier wie an mehreren anderen Punkten der Richtung gegen Tayif hin liegen Gärten, welche durch Quellen oder Cisternen gewässert werden. Das Fatmathal gehört schon zu jenem geheiligten Lande, welches in der Regel von den Ungläubigen nicht betreten werden darf; unsern französischen Reisenden war dennoch wenigstens der Eingang in das Thal gestattet, weil sie im Schutz und Geleite eines Armeecorps ihn unternahmen. Der Zug wendete sich indeß bald südwärts, von jenem Thale hinweg, gegen Madrag und Bir el Barut hin. Die Hitze war jetzt in der zweyten Hälfte des May's sehr drückend; am 20. des Monats zeigte das Thermometer im Schatten um 11 Uhr 38° nach Mittag 40° R. an. Bey Bir Barut finden sich ansehnliche Ruinen, welche von hohem Alter zu seyn scheinen. Zeima, mit einer ziemlich verfallenen Festung steht an der Ostseite eines steil abfallenden Bergabhanges, es hat einige Dattelpflanzungen, durch welche der Abfluß eines Quelles sich ergießt, welcher weiterhin im Sande versiegt. Der eigentliche Hochrücken des Höhenzuges, der die östliche Ebene gegen Tayif hin begränzt, erhebt sich erst jenseits Seyl, welches gegen 25 Lieuen jenseits Dschidda, 14 dießseits Tayif liegt. Diese letztere Stadt wird von zwey östlichen Ausläufern des Gebirges hufeisenförmig umgeben; nach Osten öffnet sich das Thal gegen die sandige Ebene. Mehemed Ali hatte diesen wegen seiner Lage leicht zu befestigenden Ort, wieder in ziemlich guten Stand gesetzt,

doch waren die Verheerungen, welche der Einfall der Wechabiten hier anrichtete, noch allenthalben bemerkbar, nur die Moschee des Abul Abbas stund als Rest der älteren Bauwerke da; obgleich auch sie durch die Hand jener feindlichen Krieger ihre vormaligen schönen Kuppeln verloren hatte. In ihrer Nähe zeigt sich das Grabmahl des Abul Abbas, des Zeitgenossen des Propheten. Die Häuser der Stadt sind kleiner und minder elegant als die zu Dschidda, die Bewohner sind großentheils Beduinen und Fellahs, unter denen nur noch wenige Familien der vormaligen, von den Wechabiten und von der Cholera fast ausgerotteten Bürger der Stadt leben. Dagegen wird Tayif in der heißen Jahreszeit, vom Anfang des Juny an sehr häufig von den Bewohnern von Mekka besucht, welche dort an der kühleren Luft, und an der Fülle der Früchte sich erquicken, die in der Umgegend der Stadt wachsen. Unser Reisender fand während seines Hierseyns die Wärme im Mittel am Morgen 18°, am Mittag 28°, am Abend 22°, um Mitternacht 18° R.; das Wasser in den Brunnen hatte nur 14° Wärme. Während des Winters zeigt sich öfters Reif und das Wasser bedeckt sich zuweilen an freyen Orten mit einer dünnen Lage von Eis; Schnee fällt nur selten.

Tayif, mit seinen fruchtbaren, in den Seitenthälern und Schluchten der Berge gelegenen Gärten, erscheint in gewisser Hinsicht nur wie ein Anhängsel von Mekka, denn jene Gärten sind zum großen Theil ein Privateigenthum der hohen, mohamedanischen Geistlichkeit, welche in der Stadt des Propheten herrscht. Das vorwaltende Urgebirge der Umgegend gewährt auch in der trockenen Jahreszeit einigen Zufluß von Quellwasser, welches meist sich in der Tiefe der Brunnen findet; außer diesem wird das Regenwasser in gemauerten Behältnissen gesammelt und auf solche Weise für die beständige Unterhaltung der Vegetation in den Gärten gesorgt. Es gedeihen hier alle edlern Obstsorten des wärmeren Europas; mit ihnen zugleich wachsen die köstlichsten Weintrauben, welche theils frisch, theils getrocknet verspeist, theils aber zur Destillation eines Branntweins benutzt werden, den die Bewohner von Mekka, auch gegen das Verbot ihres Propheten, sehr lieben. Die Bananen gedeihen hier gut; den Dattelpalmen scheint das Klima von Tayif nicht so gut zuzusagen, wie jenes der heißeren, sandigen Ebenen. Zweyerley Landplagen lernte unser Reisender während seines hiesigen Aufenthaltes kennen: die eine sind die Heuschrecken, die andere jene Wirbelwinde, welche den Staub und feinen Sand zuweilen bis zu einer Höhe von 600 Fuß in Thurmesgestalt emporwirbeln und Zelte, so wie andere leicht bewegliche Gegenstände umstürzen. Scorpionen sind hier seltner als in den Küstengegenden, ihr Stich erregt heftige Zufälle, welche ohne ärztliche Hülfe tödtlich werden können. Die Beduinen pflegen das gestochene Glied zu unterbinden und legen die noch rauchenden Eingeweide eines eben geschlachteten Lammes auf die Wunde, wovon sie Heilung erwarten.

In der zweyten Hälfte des Juny 1834 setzte sich die ägyptische Armee von Tayif aus in Bewegung. Sie bestund damals noch aus 9000 Mann Linientruppen, 1200 Mann unregelmäßiger Reiterei, 400 Mograbins, 100 Artilleristen, 100 Sapeurs und 6000 Mann arabischer Hülfstruppen; sie führte mit sich 3 Kanonen und 1000 Congrevsche Feuergewehre. Der damalige, vom Vicekönig von Aegypten ernannte Gouverneur oder Scherif des Hedschas war Mohamed Ibn Aroun, von Geburt ein Araber. Die Armee mußte wegen des zu befürchtenden Mangels an Trinkwasser in zwey Colonnen getheilt marschiren; die eine von diesen stund unter dem Oberbefehl des Pascha, die andere kommandirte Scherif Mohamed Ibn Aroun. Unser Reisender befand sich bey dem Armeekorps des Pascha. In mäßigen Tagmärschen rückte man über Lyeh und Bessel, in dessen Nähe bey einem früheren Feldzuge die Wechabiten eine große Niederlage durch die Aegypter erlitten, nach Medallale vor. Dieser Ort fand sich durch die Cholera so entvölkert, daß nur noch einzelne Spuren seines vormaligen blühenden Zustandes zu bemerken waren. Die Marschroute zog sich von hier aus zum Theil durch Thäler, welche eines einträglichen Anbaues fähig wären, sie werden jedoch nur in der günstigen Zeit des Jahres, wenn der Boden durch den Regen befruchtet ist, von Beduinen aus dem Stamme der Beni Hanet besucht, welche dann hier ihre Heerden weiden. Anjetzt waren sie meist verlassen und verödet, weil alle

Bewohner der Landschaft vor der ägyptischen Armee so sehr als möglich auszuweichen suchten. In den Betten der Winterströme Seyl Derra und Seyl Terabe fand sich beym Hineingraben in den Boden eine, dem Bedürfniß der Armee genügende Menge Wassers, auch weiterhin ward auf diese Weise oder durch Cisternen dem Mangel abgeholfen. Nach 11 Tagmärschen, jeder im Mittel zu 6 1/2 Stunden langte die erste Colonne zu Akik an, wo man ihr einige Rasttage gönnte, damit die zweyte Colonne Zeit gewänne sich mit ihr zu vereinen. Ein großer Theil des aus Aegypten mitgenommenen Proviants war bereits aufgezehrt, denn die Proviantlieferungen, welche man zur Hälfte bezahlte, zur andern Hälfte als Contribution erpreßte, langten bey weitem nicht zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse hin. Ueberdieß hatte man alle Ursache an der redlichen Gesinnung des Scherif von Mekka zu zweifeln. So war die Lage der Armee keineswegs eine sehr günstige. Dennoch durfte man, als nach einigen Tagen der Scherif mit seinem Truppencorps eingetroffen war, an das Vorrücken denken. Die kriegerischen Schaaren der Hassir-Beduinen, welche an der Gränze zwischen Hedschas und Yemen wohnen, hatten sich zurückgezogen, man setzte ihnen zuerst in östlicher Richtung über Turah und Seyl Raniah nach; zog hierauf südwärts über Tsania und Nemeran nach Melhe. Unser Reisender glaubt im dortigen Granitgebirge Spuren von Zinn entdeckt zu haben. Der Zug nahm jetzt eine westliche Richtung nach Khradra und Maden, dann von neuem die vorherrschend südliche nach dem fruchtbaren, dattelreichen Wady Schabran, von dort wieder südwestlich nach Jamsour. Nicht ferne von dieser damals meist in Trümmern liegenden gewesenen Festung hatte der Feind hinter den Verschanzungen und Forts von Khamys Mischnyd seine Stellung genommen. Ein schlimmerer Feind als diese Krieger hatte sich in der ägyptischen Armee selber eingefunden: dieß war der Mangel an allen Lebensbedürfnissen; es galt nur die Wahl hier im Angesichte der reichen mit einer Fülle der Lebensmittel und mit Wasser versehenen, vom Feinde besetzten Höhen vor Hunger zu sterben oder zu kämpfen und zu siegen. Selbst der Scherif, so partheyisch er auch sonst für seine Landsleute und gegen die Türken (Aegypter) eingenommen war, that seine Pflicht; er leitete die Unternehmungen der Artillerie gegen die nur durch Erdmauern geschützten Festungen, während sein älterer Bruder durch die Thore derselben eindrang. Auch die Armee der Beduinen mußte der überlegenen Macht der Congrevschen Raketen weichen, obgleich der tapfere Fürst des Hassir-Stammes, Ait, an ihrer Spitze kämpfte. Nach all diesen glücklich bestandenen Mühseligkeiten genoß das Heer der Aegypter, welches in der Schlacht selber wenig Menschen verloren hatte, eine nur kurze Zeit des Ausruhens. Ait hatte sich mit seinen tapfersten Kriegern nach dem stark befestigten Menadee zurückgezogen und die ägyptischen Belagerer jenes Ortes mußten noch mehr von Mangel und Noth leiden als die eingeschlossenen Belagerer.

Hier bricht das voluminöse Werk des H. Tamisier plötzlich ab, derselbe verspricht jedoch zwey andere Werke folgen zu lassen, deren eines den weitern Verlauf des Feldzuges beschreiben, das andere die Geschichte und Geographie von Arabien umfassen soll.

S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Hermanni Sauppii epistola critica ad Godofredum Hermannum philologum principem ante hos quinquaginta annos magisterii honores rite adeptum. A. D. XIV. Kal. Januar. A. MDCCCXLI. Lipsiae impensis Weidmannorum. 174.

Die Schriften der Alten haben im Laufe der vielen Jahrhunderte der Nachtheile zu viele erlitten, als daß ihr Genuß uns rein und ungetrübt zu Theil werden könnte; daher die Nothwendigkeit des Critisirens und Interpretirens als des Mittels zum richtigen Texte und richtigem Verstehen. Hätten wir die Original-Handschriften der Autoren, so würde Critik im gewöhnlichem Sinne von selbst verschwinden und der höhere Zweck, die Sache zu betrachten, Verstand und Geschmack aus den Alten zu bilden, richtige Kenntniß des Alterthums zu erlangen, diese mit der neuern Zeit zu vergleichen, könnte ohne jenem mühsamen Vorweg sogleich eintreten; jetzt aber, da man von dem richtigen Verständniß des einzelnen zu dem des ganzen gelangen muß und die häufige Entstellung des Textes falsche Erklärung mit sich bringt, wird Critik unentbehrlich; man sehe nur, in welch unheilbarem Zustande die Handschriften z. B. die Gedichte des Catullus überliefert haben. Da nun überdieß auf diesem Gebiete Scharfsinn und Kenntniß der Sprache wie der Sache sich zumeist thätig bewähren kann, so haben von jeher die geistreichsten Männer, welche im Alterthum lebten, sich mit besonderer Liebe der Ausübung der Critik hingegeben. Aber diese muß, wenn sie nicht Spiel des Zufalls werden soll, ihre festen Principien haben; und noch ist man über den Begriff der Hermeneutik und philologischen Critik theoretisch nicht einig. Erster Anfang ist die Grammatik, welche die Richtigkeit des Ausdrucks im Allgemeinen, und die Individualität des Autors beachtet; diese Grammatik selbst aber kann erst aus dem richtigen Texte gewonnen werden; das ist allerdings eine Bewegung im Kreise, führt jedoch richtig angewandt nicht minder zum sichern Ziele. Bekkers zahlreiche Vergleichungen der besten und ältesten Handschriften waren von entschiedenem Einfluß auf Grammatik, durch sie ist vieles Neue für die Sprache entdeckt, noch mehr berichtigt worden.

Wenn es ausgemacht ist, daß man in neuerer Zeit die früher vernachläßigte Grammatik mit mehr Sorgfalt betrieben hat, so ist eben so entschieden, daß G. Hermann um sie die meisten Verdienste sich erworben hat. Seine Schule trägt durchaus diesen Charakter, und allerdings liegt hierin der Anfang zu allem weitern Verständnisse, ohne welches kein glückliches Gedeihen im Gebiete der Alterthumswissenschaft möglich ist. Hr. S. liefert in dieser Schrift, die in aller Pietät seinem Lehrer gewidmet ist, Beweise einer gründlichen Kenntniß der Sprache, wie des feinen und richtigen Tactes; auch verweilt er nicht allein in der grammatischen Critik, sondern ganz unverständliche Stellen werden auf einleuchtende Art verbessert. Die Stellen sind größtentheils aus den Rednern genommen und das ganze kann als ein schätzbarer Commentar zu der Zürcherausgabe der Oratores Attici vom Verf. und seinem Freunde Baiter gelten. Daß Demosthenes eine Ausnahme macht — nur die erste Philippische Rede ist als Probe behandelt, — beweist, daß H. S. diesen Redner noch nicht in der Art wie die übrigen kritisch bearbeitet hat; dieses bedauern wir sehr, denn auch hier giebt es ungeachtet der trefflichen Handschrift viele Stellen die einer bessernden Hand

bedürfen. Außerdem sind zu Theognis und Aristophanes, zu Plato, Thukydides und Aristoteles Emendationen mitgetheilt, die entweder unbestritten anerkannt werden müssen oder doch alle Aufmerksamkeit verdienen; wir erlauben uns nur einiges anzudeuten.

Die ersten drey §§. sprechen von der Wichtigkeit, die Handschriften gehörig zu würdigen und geben ein Beyspiel das in der griechischen Litteratur einzig ist. Die Codices des Lysias sind in einem trostlosen Zustande überliefert, nur in einem Florentiner fand Bekker vieles Dunkle erklärt und die Sprache in anderer und reinerer Gestalt wiedergegeben; er hatte diesen seiner Recension zu Grunde gelegt, und die spätern Herausgeber sind ihm hierin gefolgt. Hr. S. führt den Beweis, daß alle bekannten Handschriften des Lysias aus der Heidelberger (Palatinus), welche Bekker gleichfalls verglichen hatte, abgeschrieben sind, die Florentiner aber nur kühne jedoch geistreiche Interpolationen enthalte, die Critik also bey diesem Schriftsteller wieder auf den Text vor Bekker zurückgehen müsse. Dieses ist unwiderlegbar aus nachstehendem bewiesen: der Heidelb. Cod. ist unvollständig, der 17 Quaternio fehlt ganz, von 5 drey Blätter; aber er war einst ganz und das vorne angehängte Inhaltsverzeichniß lehrt, daß in jenem Quaternio eine Rede κατὰ νικίδου ἀργίας gestanden habe. Außerdem ist manche Seite beschädigt und unleserlich. Alle andern Handschriften aber haben nicht nur dieselben Lücken, welche der Palatinus, sondern auch das dort nicht oder schwer leserliche findet sich in ihnen nicht, und so folgt, daß sie nicht nur Abschriften aus jenem einen Coder sind, sondern erst zu einer Zeit verfertigt wurden, als die Heidelb. Handschrift bereits in demselben schlimmen Zustande sich befand, in welchem sie jetzt besteht. Die Florent. stammt, wie man aus Bandini sieht, aus dem XV. Jahrh. und die gelehrten Griechen jener Zeit in Italien, ein Gaza, Chalkondylas, Argyropulos, hatten Kenntnisse genug, um sich einen Lysias in ihrer Art lesbar zu machen; vielleicht, daß eine nähere Ansicht der Schrift auch den Urheber entdecken ließe. In einer Reihe von achtzehn Beyspielen zeigt H. S., daß diese Interpolationen unrichtig und dem fehlerhaften Texte des Urkoder auf andere Art nachzuhelfen sey, z. B. Or. 13 §. 31 ἐβούλοντο τοίνυν, ὦ ἄνδρες δικασταὶ, ἔτι πλειόνων αὐτὸν τὰ ὀνόματα ἀπογράψαι· οὕτω σφόδρα ἔρρωτο ἡ βουλὴ κακόν τι ἐργάζεσθαι, αὐτὸς οὐκ ἐδόκει αὐτοῖς ἅπαντα τἀληθῆ πω κατηγορηκέναι. so der Palat. (X), der erste Herausgeber Musurus schrieb αὐτὸς δ'οὐκ, die Florent. Hdschrft. giebt ἐργάζεσθαι αὐτὸν ὥστ' οὐκ, eine Aenderung, auf welche auch Jakobs, noch ehe man von diesem Coder Kunde hatte, gefallen war, aber das richtige ist was H. S. vermuthet ἐργάζεσθαι καὶ αὐτὸς, nur daß die Abtheilung des Satzes anders zu stellen ist; denn die Worte καὶ αὐτὸς oder κἀυτὸς οὐκ beziehen sich auf ἐβούλοντο τοίνυν, während οὕτω . . ἐργάζεσθαι eine Parenthese bilden. Dagegen ist nicht zu billigen was zu 24 §. 8. gesagt wird νῦν δ'ἐπειδὴ καὶ γῆρας καὶ νόσοι καὶ τὰ τούτοις ἑπόμενα κακὰ προσγίνεταί μοι, wie Bekker ohne Bemerkung geschrieben hat; dieses ist Verbesserung Reiskes, vor ihm las man ἐχόμενα und so steht auch in X. Gegen Reiskes Note: aut τούτοις ἑπόμενα legendum videtur, aut τούτων ἐχόμενα erinnert H. S., auch τὰ τούτοις ἐχόμενα entspreche dem richtigen Sprachgebrauche mit Hinweisung auf Grasers Advers. Plat. p. 89; dieser aber hat durch zwey Platonische Beyspiele nichts bewiesen, der allgemeine Gebrauch dieser Formel steht entgegen, und der Grund, weil ἑξῆς mit dem Dativ verbunden wird, könne es auch eben so gut ἐχόμενον ist ganz verwerflich; man darf der Sprache keine Gewalt anlegen, und am wenigsten ist dem Redner gestattet, sich von dem herkömmlichen zu entfernen.

§. 4. bezieht sich auf Demosthenes und die älteste Recension dessen Reden, wie sie in einer Pariser Handschrift erhalten ist. Der Verf. zeigt die Vorzüge derselben, indem er die erste Philippische Rede durchgeht und nicht weniger als an fünf und zwanzig Stellen von Bekker abzuweichen Veranlassung findet. Wir haben uns darüber öfter erklärt und würden selbst §. 11 ἐπηύξηκεν im neutralen Sinne, (wie im N. T.) statt ἐπηύξηται zu halten suchen; gewiß ist es nicht Zufall, daß dieselbe Quelle auch 3. §. 29 ηὔξηκεν statt ηὔξηται bietet. Allerdings bleiben noch andere Stellen wo das Passivum ohne Abweichung steht, und nicht zu glauben ist, daß der Redner abwechselnd active und passive Form angewendet habe; aber diese Erscheinung ist

zu eigenthümlich, um sie für absichtliche Interpolation zu halten; und wäre dieses hier, so gäbe es gewiß in jener Handschrift deren noch viele andere. Wichtig ist die Nachweisung, daß den alten Grammatikern diese Recension der demosth. Reden wie sie im Σ erscheint, nicht unbekannt war, und Harpokration sie dreymal unter dem Namen ἐν τοῖς ἀττικιανοῖς. Dagegen zweifeln wir sehr an Hemsterhuis Erklärung, daß damit der von Lukian genannte Ἀττικὸς bezeichnet sey; derselbe wird dort nur als Kopist schöner Handschriften erwähnt, als βιβλιογράφος, wie sollte von diesem die merkwürdige Recension der demosth. Reden ausgehen?

Die Worte bey Isaeus 6 §. 16 S. 79 πρᾶγμα πλάττοντες ἀναιδείᾳ ὑπερβάλλον καὶ οὐδὲ γενόμενον ὡς ἐγὼ ὑμῖν ἀποφανῶ. waren schon Schömann nicht ohne Anstoß; Hr. S. schreibt mit leichter Aenderung οὐδ' ἐγγενόμενον. Wir wünschten aus Rednern Beyspiele von dem Gebrauche des Wortes in diesem Sinne für ἐνδεχόμενον und würden dann gerne unsere Vermuthung in derselben Bedeutung fahren lassen: οὐδ' ἂν γενόμενον, wie bey Thukydides VI, 38 οὔτε ὄντα οὔτ' ἂν γενόμενα λογοποιοῦσι.

Auch zur Politik des Aristoteles liefert der Verfasser zwey Beyträge; diese Schrift gehört zu denen des Philosophen, welche in einem weit schlimmern Zustande liegen, als man gewöhnlich glaubt; die neueste Bearbeitung des Hrn. Stahr, von dem wir durchgreifendes erwarteten, hat nicht das mindeste geleistet, während nur einige Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch und Zusammenhang der Gedanken vieles entfernen konnte. So heißt es, um nur ein Beyspiel zu geben V, 10 p. 1313, 3 οὐ γίνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν, ἀλλ' ἄνπερ γίνωνται, μοναρχίαι καὶ τυραννίδες. Dem Aristoteles ist durchgehend μοναρχία der generelle Ausdruck, dessen zwey Arten die βασιλεία und τυραννὶς bilden. Erwägt man dieses, so wird das sinnlose jenes Satzes jedem einleuchten, aber auch jeder sogleich erkennen, daß Aristoteles nur sagen konnte: ἀλλ' ἄνπερ γίνωνται μοναρχίαι, τυραννίδες. Hrn. S. Verbesserungen S. 94 zu II, 9 ἐκ δήμου παντὸς statt πάντες, und S. 147 zu V, 6 καὶ οὐχ ὁμοίαν für die Vulgata καὶ ὁμοίαν können wir so wenig als die zu Platons Laches S. 89 billigen, wo wir den gewöhnlichen Text als völlig genügend finden. Richtiger sind die Worte im Oekonom. cap. 4, wo Verhaltungsregeln des Mannes gegen die Frau angegeben werden, πρῶτον μὲν οὖν νόμοι πρὸς γυναῖκα· καὶ τὸ μὴ ἀδικεῖν. geändert in πρῶτος .. νόμος πρὸς γ. κεῖται τὸ, nur ist κεῖται nicht der geeignete Ausdruck; so spricht Arist. nur vom gegebenen und bestehenden, nicht von dem was seyn soll; er würde κείσθω sagen, wahrscheinlich ist καὶ hier wie oft falscher Zusatz und es hieß einfach: πρῶτος μὲν οὖν νόμος πρὸς γυναῖκα τὸ μὴ ἀδικεῖν. — Zur Rhetorik des Anaximenes macht Hr. S. gelegentlich S. 148 auf mehrere Lücken aufmerksam. Dieß ist ein Buch streng dogmatischen Inhalts, und bey der stereotypen Form des Werkes ist es leicht mittelst aufmerksamer Lectüre den nothwendigen Zusammenhang und die gehörige Folge, auch wenn sie mancher Verwirrung unterworfen seyn sollte, aufzufinden und selbst die Worte des Autors herzustellen. Wir haben daher, da uns dieses Büchlein seines Inhalts wegen, von jeher höchst wichtig war, längst dieselben Bemerkungen mit geringer Abweichung gemacht und könnten diese um vieles vermehren.

Den Schluß macht ein von Quicherat aufgefundenes lateinisches Gedicht de figuris vel schematibus, woraus wir erfahren, daß es bey den Römern eine Zeit gegeben, in welcher man auch die Rhetorik poetisch zu behandeln suchte. Die gewählten Beyspiele sind großentheils von den Griechen, und mehrere von ihnen bereits bekannt; so die bekannte Demosthenische Stelle, welche die Rhetoren nie müde werden als Exempel der Steigerung, κλίμαξ, anzuführen, hier als ἐπιπλοκή, connexio gebraucht.

Fit connexio posterius se necto priori.
Cum sensi, dixi; cum dixem, deinde suasi;
Cum suasissem, abii; simul atque abii, indupetravi.

Hr. S. hat überall das Original, wo es vorhanden ist, nachgewiesen und das Verständniß die-

ſer eigenthümlichen Schrift bedeutend befördert. — Eine ausführliche Anzeige dieſer reichhaltigen Epistola critica, aus welchen wir ſo viel neues gelernt, in anderem das unſrige beſtätigt gefunden haben, müſſen wir den Blättern vom Fache überlaſſen.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

X. Marmier, Histoire de la littérature en Danemark et en Suède. Paris 1839. 8.

Ach. Jubinal, Rapport à M. le ministre de l' instruction publique sur les manuscripts de la bibliothèque de Berne; suivie des pièces inédites tirées de ces manuscrits. Paris 1838. 8.

Baron de Reiffenberg, Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique. Deuxième année. Bruxelles 1841. 8.

J. Marie Guichard, Notice sur le speculum humanae salvationis. Paris 1840. 8.

Maurer = Conſtant, Verzeichniß von Inkunabeln aus den Jahren 1465 — 1499 der Bibliothek der Stadt Schaffhauſen. Schaffhauſen 1840. 8.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers, pendant l'année 1839. Paris 1841. 8.

Teyler, Verhandelingen, raakende den natuurlyken en geopenbaarden godsdienst, uitgegeeven door Teyler's godgeleerd genootschap. Deel 1 — 31. Haarlem 1781 — 1832. 4.

Teyler's tweede genootschap. Deel 1 — 9. Haarlem 1781 — 1795. 4.

Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'académie des sciences. Vol. 8. 9. Paris 1839. 4.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für Meklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von G. C. F. Liſch und A. Barth. Jahrg. 4. 5. Schwerin 1839 — 40. 8.

Journal of the asiatic society of Bengal. Vol. 6. p. 1. 2. Calcutta 1832. 8.

Proceedings of the zoological society of London. Part. VI. London 1838. 8.

Transactions of the American philosophical society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. 6. 7. p. 1. Philadelphia 1838 — 39. 4.

Transactions of the association of fellows and licentiates of the king's and queen's college of physicians in Ireland. Vol. I. Dublin 1807.

M. H. Tydeman en N. G. van Kampen, Mnemosyne. Mengelingen voor wetenschappen en fraaije letteren. Vol. 1 — 10. Dordrecht 1815. 8.

Revue orientale par E. Carmoly. Livr. 1. 2. Bruxelles 1840. 8.

Flud van Giffen, Verzameling van alle de Werken nagelaten en uitgegeven van David Flud van Giffen . . . door Albert Voget. Groningen 1753. 4.

Dier. Volck. Coornherts, Wercken. Deel 1 — 3. Amsterd. 1630. fol.

Leibnitz, Deutſche Schriften, herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Bd. 1. 2. Berlin 1840. 8.

Mémoires, correspondance et ouvrages inédites de Diderot. Publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

André Chénier, Oeuvres en prose. Par. 1840. 8.

Fr. Creuzer, Deutſche Schriften. Bd. 1 — 3. H. 1. Leipzig 1840 — 41. 8.

Eginhard, Oeuvres complètes, réunies pour la première fois et traduites en français avec les notes nécessaires à l'intelligence du texte par A. Teulet. Vol. I. Paris 1840.

Alex. Puſchkin, Werke. Th. 1. 2. Petersburg 1838. 8.

Walpoliana. Vol. 1. 2. Lond. s. a. 8.

Swiftiana. Vol. 1. 2. Lond. 1804. 8.

Addisoniana. Vol. 1. 2. Lond. 1804. 8.

Theod. Mundt, Dioskuren für Wiſſenſchaft und Kunſt. Bd. 1. 2. Berlin 1836. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, Dr. ph. Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Zwey Theile I. p. 462 II. 268 und VIII. Leipzig. T. O. Weigel 1840.

Der Verfasser dieser Schrift, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Homerischen Epopöen ihrer Anlage nach das Werk Eines Dichters seyn müssen, hat sich die Aufgabe gestellt, sowohl die Einheit jener Gesänge darzuthun, als auch die Interpolationen nachzuweisen, welche in kleinerer oder größerer Ausdehnung dem Urtext sich angeschlossen haben. Um hier die von den Alexandrinischen Kritikern obelisirten Verse einstweilen zu übergehen, nennen wir die größeren Parthien, welche von Hrn. G. als unächt bezeichnet werden. Diese sind in der Iliade die Rhapsodieen *K*, *Λ*, 1 — 283, *T*, *Ψ*, *Ω*, in der Odyssee alle von *O*, 193 an bis zu Ende des Epos. Desto entschiedener erklärt er sich gegen eine weiter gehende Skepsis, und indem er Koes, Wilhelm Müller, Hermann (de interpolationibus Homeri) endlich Lachmann als Vertreter einer solchen Kritik anführt, sagt er unter andern p. 57: „Es scheint durch diese Schriften das Princip verfolgt zu seyn, daß alles, was nur durch die Abrundung des Stoffes, oder durch irgend eine Art von äußerm Abschluß für sich ein verständliches Ganze bilden kann, sofort als eignes Stück verselbständigt und anerkannt werde; wie sehr indessen die Kritik dadurch gefährdet und fast gänzlich zur Sache subjectiver Ueberzeugung wird, bezeugt uns am meisten der Umstand, daß man uns bis jetzt wenigstens keine inneren unterscheidenden Merkmale angegeben hat, die ein Lied von dem andern zu trennen im Stande sind. Man müßte, um diese Meynung zu begründen, viele zwar individuell verschiedne, geistig aber ganz gleiche oder bis zum Verwechseln ähnliche Sänger voraussetzen, und dieß ist es, was unserer Meynung nach, die Kritik unmöglich macht.“ Wer wird aber glauben wollen, daß die epische Poesie in ihrer Blüthe nur Einen hervorgebracht, der den Zorn des Achilles und die Klugheit des Odysseus würdig besang? Und wenn der Verf. selbst annimmt, daß Homer durch spätere und geringere Dichter theils verdrängt, theils diaskeuasirt wurde, warum sollte es ihm denn unmöglich seyn, Mittelstufen gelten zu lassen, und uns die Voraussetzung zu erlauben, daß der dankbarste Stoff auch von gleichzeitigen Sängern, oder wenigsten von geistesverwandten Nachfolgern fortgebildet wurde? Was aber die Förderung betrifft, unterscheidende Merkmale anzugeben, die ein Lied vom andern zu trennen im Stande sind, muß vor allem die Methode der Interpolation in Erwägung gezogen werden, die nach der Erklärung unsers Verfasiers selbst die ächten Gesänge umbildete, nur um ihren Einschiebseln eine Stelle zu verschaffen; überdieß aber auch die Form der Epik selbst, welche dem Dichter gestattete, die Sage nach seinem Belieben abzuprägen, und durch die poetische Behandlung Anfang und Ende zu bestimmen. Daher ist es an sich nicht undenkbar, daß wir eine aus mehreren Rhapsodieengruppen, welche ursprünglich isolirt waren, compilirte Ilias besitzen. Schwierig ist allerdings die Aufgabe, bey dieser Verfassung des Epos die verschiedenen Gruppen darzulegen, aus denen unser Text durch die Bemühungen der Rhapsoden und Diaskeuasten zusammengesetzt worden ist. Wenn z. B. Herr G. die Ilias mit dem Tode Hectors schließen zu können glaubt, da nach seiner Ansicht die zwey letzten Gesänge von einer

pätern Hand herrühren, so ist doch diese Achilleis in dem Zusammenhang gedacht, daß Achill dem Patroklus 12 trojanische Jünglinge wirklich zum Todesopfer darbringt (vrgl. Il. Φ, 27 mit Ψ, 181), so wie die Mißhandlung, welche derselbe dem Leichnam Hektors anthut, eine Vorbereitung zum Inhalte der Il. Ω ist. Demnach dürfte hier eine neuere Dichtung die ältere theilweise ersetzt haben. Wenn ferner Agamemnons Aristie und seine Versöhnung mit Achilles ebenfalls dem Verfasser der Iliade mit Recht abgesprochen werden, so entstehen Lücken, die ursprünglich durch andere Gesänge ausgefüllt seyn mußten; noch mehr haben wir, zufolge den Resultaten dieser Schrift, in der Odyssee von dem nächsten Epos eingebüßt, wofern nicht etwa angenommen wird, daß der Dichter sein Werk nicht mehr vollenden konnte. Durfte einmal selbst schlechte Waare — dafür erklärt nämlich Hr. G. die genannten Bücher der beyden Epen — an die Stelle des vollendeten und Einzigen treten, warum soll dieß nicht auch durch Mittelgut bisweilen verdrängt worden seyn? Dazu gehören wenigstens theilweise die Gesänge, welche offenbare Nachahmungen enthalten, Nachahmungen die mitunter selbst der Sprache Gewalt anthun, oder die poetische Wahrscheinlichkeit verletzen. So verräth sich Il. I. durch den aus Il. B. entlehnten Eingang der Rede Agamemnons vs. 17. Deßgleichen Il. H. durch die Beziehung auf Il. A, 124 und B, 235. Diese Wiederholungen klingen fast wie Travestieen. Fehlerhaft, oder doch undeutlich ist die Versetzung des Verses Il. Π. 40 nach Il. Λ, 798 mit der nothgedrungenen Abweichung *καί τοι τεύχεα καλὰ δότω πόλεμόνδε φέρεσθαι*, wodurch der Hauptgedanke „*τὰ σὰ τεύχεα*“ völlig zu Grunde geht. Die ganze Stelle aber von der Aufmunterung des Patroklus durch Nestor scheint durch die Verse Π, 20 — 45 veranlaßt zu seyn. Wenn ferner die Worte *Αἴας δ'οὐκέτ' ἔμιμνε, βιάζετο γὰρ βελέεσσιν*, sowohl in Il. O. 727 als in Π. 102 vorkommen, was eigentlich nur einmal der Fall seyn durfte, so erhellt daraus, daß zwey Gedichte hier nicht geschickt genug zusammengefügt wurden. Dagegen sind an andern Stellen Lücken leicht zu entdecken, welche also die Diaskeuase auszufüllen versäumte. Ein interessantes Beyspiel bietet der Uebergang vom

11. zum 12. Gesang dar. Hier erfahren wir nicht, wie die Griechen über Wall und Graben in ihr Lager getrieben werden; plötzlich sind sie darin, den Defect der Erzählung vermag der Bericht von der später erfolgten Zerstörung der Veste nicht zu verbergen. Hinsichtlich des Lagerbaues kann Rec. nicht umhin, die Vermuthung aufzustellen, daß die Erzählung nur der Erklärungsversuch eines Spätern sey, der die Verschanzungen der Griechen nicht mehr auf dem Trojanischen Boden entdecken konnte. G. Hermann hat schon darauf hingewiesen, wenn er in den Interpol. Homericis sagt (Op. VI, 58): „Graeci cur bene gestis rebus munimenta exstruant, non intelligitur.“ Auch der Unwille des Poseidon gegen jenes Bollwerk ist befremdend, da der Gott sich gleich darauf, wie nur Zeus die Augen vom Kampfplatz abwendet, so kräftig seiner Achäer annimmt. Ist unser Verdacht gegründet, so dürfen wir wohl zugleich annehmen, hier habe ebenfalls Aechtes dem Unächten Platz machen müssen.

Außer diesen Merkmalen der Behandlung des Mythus durch verschiedene Sänger finden wir andere in abweichender Erzählung derselben Begebenheiten. Der Wendepunkt der Ilias ist die Gesandtschaft an Achill. Von ihr existiren nun in dem Epos selbst zwey verschiedene Darstellungen. Zuerst die im 9. Gesang, dann die im 18ten. Jene als Gegenstand einer ganzen Rhapsodie darf als bekannt übergangen werden. In Il. Σ, 446 aber erzählt der Dichter, daß die Achäer von den Trojanern gedrängt und nicht im Stande, einen Ausfall zu machen, (*οὐδὲ θύραζε εἴων ἐξιέναι*, nicht eben bestätigt durch Θ 345 und widerlegt durch I, 708) an Achilles die Geronten geschickt hätten, worauf dieser zwar seinen persönlichen Beystand verweigert, doch dem Patroklus erlaubt habe, mit seinen Myrmidonen in den Kampf zu ziehen. Im 16. Gesange endlich weiß Achilles von keiner Gesandtschaft des Agamemnon etwas, er hofft auf die Rückgabe der Briseis und auf Geschenke, (die er doch kurz vorher abgelehnt hatte) und würde, wenn Agamemnon ihm gut wäre, bald die Trojaner zurückgetrieben haben. Vergebens wird man sich bemühen, diese Widersprüche theils aus einer poetischen Freyheit, theils aus dem Charakter des ersten

Helden zu erklären und dadurch zu beseitigen. Vrgl. Geppert I. p. 221. Dieser war übrigens auf dem besten Wege, wenn er p. 412 schrieb; „Thetis erzählt in der Hoplopöie, daß Patroklus einen ganzen Tag vor dem Skäischen Thore gefochten habe, was auch freylich schon in der Ortsangabe eine Ungenauigkeit enthält, aber doch auch darauf hinzudeuten scheint, daß man den Kampf des Patroklus ebenfalls zu einem selbständigen Gedicht gemacht hatte, ja wenn die Spuren eines anderweitigen Zusammenhanges aus der Erzählung des Dichters der Hoplopöie folgen wollte, so würde sich ergeben, daß wahrscheinlich in einem andern Gedichte, welches diesen Gegenstand besang, Achill schon bey der Gesandtschaft eine ganz andere Antwort gab, wie es bey Homer geschieht, daß, wie der Dichter sagt, er selbst zwar auszuziehen verweigerte, aber, um die Achäer nicht ganz ohne Unterstützung zu lassen, den Patroklus am nächsten Morgen mit seinen Myrmidonen ausschickte, wo denn nach einem Kampfe, der den ganzen Tag über währte, der Sohn des Menoetius getödtet wurde. Jedenfalls paßt diese Zeitbestimmung nicht in die jetzige Erzählung Homers. Nur ist sehr die Frage ob der Homer, dessen Darstellung in Il. Σ sciззirt wird, jünger war, als der in Il. I. erhaltene. Jene war ohne Zweifel gemäßigter und würdevoller; die in dem neunten Gesang macht sich sowohl durch die schon oben besprochene Nachahmung, als durch die etwas verwirrte Episode des Meleager, die selbst Hr. G. I. p. 248 als „spätere Einschiebung“ bezeichnet, verdächtig. Die entgegengesetzte Ansicht äußert freylich der Verf. I. p. 27. wenn er, (mit Bezug auf das Scholion zu Il. Σ 444, welche diese Stelle als Einschiebsel obelisirt) in jenen Worten das Werk eines Rhapsoden sieht, „welcher den Kampf des Patroklus sowohl wie den um seine Leiche als Werke, von denen ein jedes einen ganzen Tag erforderte, einzeln besangen,“ indem er so die uns überlieferte Anlage des Epos als die ursprüngliche ansieht.

Uebrigens müssen wir die Methode, einzelne Verse und Stellen, die entweder dem nächsten Zusammenhang oder der angenommenen Anlage des ganzen Epos entgegen sind, zu obelisiren, fast durchgängig bestreiten. Diese Kritik giebt das relativ Aechte geradezu für unächt aus, in der ungegründeten Voraussetzung, daß das Uebrigbleibende einem bessern Style angehöre. Wenn z. B. den Alexandrinern Il. Υ, 205 — 209 und 251 — 256 mißfiel, so scheinen sie nur das Auffallendste getilgt zu haben, statt in dem ganzen Zweykampf des Aeneas und Achilles ein späteres Product zu erkennen. Wir führen noch das Urtheil Aristarch's über Θ, 164 — 167 und über Θ 420 — 424 an, welches unser Verf. nicht gut heißt, während Lachmann mit Recht auf die in den 252 ersten Versen dieses Buches herrschende Verwirrung und Flüchtigkeit aufmerksam macht. Der Versuch der Here aber, den Beschluß des Zeus zu vereiteln, wurde wohl nur einmal ausgeführt, nämlich in Il. Ξ. Darnach fällt die Episode 350 — 484, in der die unziemlichen Reden der Iris gegen Here den Tadel des Alexandrinischen Kritikers erregt haben, einem andern Verf. zu. Auch der Neptun in Θ 208 sqq. ist ein anderer als in N. Die Verse Θ, 385 sqq. verwarfen Aristophanes und Aristarch nach Zenodot's Vorgang als Wiederholung von Il. E. 734, worin sich eben der Nachahmer zeigt.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Brookiana. Vol. 1. 2. London 1804. 8.

Dr. G. Ph. Christ. Kaiser, Ueber die Ursprache oder über eine Behauptung Mosis, daß alle Sprachen der Welt von einer einzigen der noachischen abstammen. Erlangen 1840. 8.

Dr. J. K. Fr. Rinne, Die natürliche Entstehung der Sprache aus dem Gesichtspuncte der historischen und vergleichenden Sprach = Wissenschaft. Erfurt 1834. 4.

M. A. Bruce-Whyte, Histoire des langues Romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIV. siècle. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Le Prince Alexandre Handjéri, Dictionnaire français - arabe - persan et turc, enrichi d'exemples en langue turque avec des variantes et de beaucoup de mots d'arts et des sciences. Vol. I. Moscou 1840. 4.

Will. Jones, A grammar of the Persian language. 8. Edit. London 1823. 4.

Berswordt, von der, Neueste Grammatik der türkischen Sprache für Deutsche zum Selbststudium. Berlin 1839. 4.

Grammatica Marastta. Lisboa 1805. 8.

Grammatica Indostana. Lisboa 1805. 8.

Wilhelm von Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Th. 2. Kawi-Sprache. Malayischer Sprachstamm im Allgemeinen und dessen westlicher Zweig. Berlin 1838. 4.

Thl. 3. Südsee-Sprachen, als östlicher Zweig des Malayischen Sprachstammes. Berlin 1839. 4.

Panini's 8 Bücher grammatischer Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Böhtlingk. Bd. 2. Bogen 15 bis Ende. Bonn 1840. 8.

N. L. Westergaard, Radices linguae Sanscritae ad decreta grammaticorum definitae atque copia exemplorum exquisitiorum illustratae. Fasc. 1. 2. Bonnae 1841.

E. L. von Leutsch, Grundriß zu Vorlesungen über die griechische Metrik. Göttingen 1841. 4.

Vic. Salva, Diccionario de la lengua Castellana. Paris 1838. 4.

Fr. Ludw. K. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. Bd. 1. Mainz 1840. 8.

Henr. Hageman, Verzameling van Nederduitsche byvseglyke Naamwoorden. Deel 1. 2. Amst. 1771. 8.

Jak. Grimm, Deutsche Grammatik. 3. Ausgabe. Th. 1. Göttingen 1840. 8.

George Crabb, English Synonymes explained, in alphabetical order; with copious illustrations and exemples drawn from the bestwriters. Edit. 6. Lond. 1837. 8.

P. Marin, Dictionnaire hollandais - français et français - hollandais. Vol. 1. 2. Rotterdam 1762. 4.

Urban Jarnik, Versuch eines Etymologikons der Slowenischen Mundart im Inner-Oesterreich. Klagenfurt 1832. 8.

Jos. v. Marton, Praktisch ungrische Sprachlehre. 9. Auflage. Wien 1840. 8.

J. N. Remele, Lehrbuch der ungarischen Sprache. Wien 1840. 8.

H. C. v. d. Gabelentz, Grundzüge der syrjänischen Grammatik. Altenburg 1841. 8.

C. Rose, Wendisch-deutsches Handwörterbuch nach dem Oberlausitzer Dialekte. Grimma 1840. 8.

Jos. Dobrowsky, Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur. Prag 1818. 8.

Joh. Ocskovszky, Der praktische Ungar. Th. 1. Tirnau 1840. 8.

Joh. Ferd. Massmann, Libellus Aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae in Fodina Auraria apud Abrudbaniam, oppidulum Transylvanum nuper repertae. Lipsiae 1840. 4.

Alph. Chassant, Paléographie des chartes et des manuscrits du XI au XVII. siècle. Evreux 1839. 8.

C. G. Firnhaber, Die Verdächtigungen Euripideischer Verse beleuchtet und in den Phoenissen und der Medea zurückgewiesen. Leipzig 1840. 8.

Eliazaar Soesman, De kandelaar des ligts, met deszeles zeven lampen. Deel 1 — 4. Amst. 1756. 8.

Aben Esra's handschriftlicher Commentar über Exodus. Prag 1840.

Joh. Nicholson, An account of the establishment of the Fatemite Dynasty in Africa, etc. Bristol 1840. 8.

Will. Ouseley, Persian Miscellanies: an essay to facilitate the reading of Persian Manuscripts etc. London 1795. 4.

The Mitákshará: a compendium of Hindu law; by Vijnanes'wara. Founded on the texts of Yájn'awalkya. Edited by Sri Lakshmi Náraya-an'a Nyayalancára. Calcutta 1829.

A. Langlois, Monumens littéraires de l'Inde, ou mélanges de littérature sanscrite. Paris 1827. 8.

L. Langlés, Instituts politiques et militaires de Tamerlan, proprement appellé Timour. Paris 1787. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert. 2c.

(Schluß.)

Man sieht aus diesen Proben, daß der Forderung, Unterschiede in den Rhapsodieen aufzuweisen, genügt werden kann; ja Hr. G. selbst hat durch seine Vorarbeiten das Geschäft erleichtert. Offenbar ist er auf dem halben Wege stehen geblieben, aber auch so sind die von ihm gewonnenen Resultate sehr dankenswerth. Mit vielem Fleiß und sorgfältiger Forschung nach allen Seiten des Grammatischen und Realen hin ist in diesem Buche herausgestellt, wie sehr die als unhomerisch erkannten Theile von dem ächten Homer sich entfernen. Namentlich befriedigte Rec. die Beurtheilung des letzten Theiles der Odyssee. Nur sollte die Ausführung, ins besondere im ersten Band weniger weitläuftig seyn. Denn indem der Verfasser bey jeder Person eines Gottes oder Heroen, die bey Homer und seinen Nachahmern vorkommen, den Stoff aus der ganzen Ilias nnd Odyssee immer wieder von neuem zusammenträgt, entstehen unzählige Wiederholungen bekannter Dinge. Freylich ist selbst diese Charakteristik bisweilen unrichtig ausgefallen, wo der Verf. gewisse vorgefaßte Meynungen durchsetzen will. Dazu rechnen wir die Ansicht, (I. p. 70) Zeus habe anfänglich nur dem Achilles Satisfaction verschaffen wollen, werde aber dann durch den Ungehorsam der Here und Athene gereizt, die Achäer noch weiter zu verfolgen. Aber der Gott vollstreckt nur den Wunsch des griechischen Helden, den dieser in Il. A, 408 ausspricht, vrgl. auch Il. B, 4. Ganz gegen den Sinn der Homerischen Theologie heißt es I. p. 71: „Zeus, der anfangs mit einer Ruhe und Bedächtigkeit handelte, die ihm den Vorwurf der Vergeßlichkeit gebracht hat“ (nämlich von W. Müller, Homerische Vorschule,) „geht jetzt über das von ihm selbst gesteckte Ziel hinaus, doch nicht ohne durch den Tod seines eignen Sohnes und den Untergang seines Lieblings dafür zu büssen.“ Hätte der Verf. Nägelsbachs vortreffliches Werk über diesen Gegenstand noch benutzen können, besonders den Abschnitt, wo dargethan wird, daß Zeus und Moera bey Homer oft identisch sind, er würde wohl in diesen Behauptungen vorsichtiger gewesen seyn. Uebrigens fließt diese Ansicht aus derselben Quelle, nämlich aus der Vorstellung, Zeus lasse sich über die Gränzen seines einmal gefaßten Beschlusses zu verderblichen Ausbrüchen seiner Rachsucht hinreißen. Weiterhin soll auch Here auf ähnliche Weise zu spät die Folgen eines unzeitigen Schrittes eingesehen haben, wenn sie den Achilles vermochte, die Versammlung wegen der Pest zu berufen. Il. A, 55. Da lesen wir denn I. p. 92: „Nichts zeigt den Charakter der Here in einem richtigern und unzweydeutigern Licht, als dieses erste Auftreten. Sie war erzürnt gegen Agamemnon, der die Seuche über sein Volk herbeygezogen hatte; sie wollte ihn strafen und vor den Achäern öffentlich bloß stellen, wenn schon daraus kein offener Krieg entstehen sollte;“ (von allem dem steht kein Wort in der Ilias) „aber daß gerade dadurch den Achäern der empfindlichste Verlust bereitet wurde, war ihr entgangen, und so war das Ende dieser Rachlust der Schaden für diejenigen, die sie beschützen wollte.“ Schwerlich hat der Dichter geglaubt, daß die Entfernung des Achilles dem griechischen Heere verderblicher seyn könne, als die Fortdauer der Pest. Das Wunderlichste ist wohl, was über Achilles selbst ge-

sagt ist, I. p. 221: „Den Gipfel aller dieser Eigenschaften erreicht Achill endlich in seinem Verhältniß zu den Göttern. Alle andern Helden sind ihnen untergeordnet; er allein steht neben ihnen; er bedurfte ihrer nicht mehr, denn er allein war selbstständig. Achill handelt in allen Dingen, die für ihn von Wichtigkeit sind, ganz nach seinem eigenen Gutbefinden, ohne daß ein Gott seine Schritte lenkt," (mit Ausnahme von Il. A, 55 194, B, 166. X. 15) „die Götter stehen ihm zwar bey, kämpfen mit ihm, täuschen ihn, doch mit dem größten Recht entläßt sie Zeus ihrer Fesseln (?) und sagt: Geht hin und helft, wenn ihr wollt! denn Achill wiegt Euch alle auf; ihr werdet ihn keinen Augenblick aufzuhalten im Stande seyn." Man traut seinen Augen kaum, wenn man auf eine so handgreifliche Entstellung der einfachen Worte Il. Υ, 25 — 27 stößt. Eben so verkehrt urtheilt der Verf. über das Gebet Il. II, 233. „Es ist nicht, als ob ein Mensch zu einem Gotte spricht, sondern als ob der Bruder zum Bruder, der Freund zum Freunde redet." In den Worten des Chryses an Apollo Il. A, 451 sqq. nehmen wir ganz dasselbe Verhältniß des Menschen zum Gott wahr, hier wie dort denkt sich der Betende die Gottheit als einen Schuldner, der durch das Dargebrachte gleichsam verpflichtet ist, es auch an sich nicht fehlen zu lassen. Die hohe Würde Apollo's, des Gottes, „der niemand tödtet" (vrgl. dagegen Il. X, 359 und *II.* 849) erreicht nach dem Urtheile des Verfassers (I. p. 114) den höchsten Grad im Götterkampf, Il. Φ, 461, wo doch die Worte Apollo's nur eine Ausrede enthalten, da er dem Kampf mit dem Oheim auszuweichen sucht.

Uebrigens ist es längst anerkannt, daß die Θεομαχία als eine Ausführung der herrlichen Stelle Il. Υ. 31 — 74 zu betrachten ist, die ihrem Vorbilde nicht gleich kömmt, und in Il. Φ. 385 — 514 ganz zwecklos angebracht ist. Auch müssen wir es überhaupt für ein ungegründetes Vorurtheil halten, daß Hr. G. die Gesänge Υ — X für die Krone des Epos erklärt, wozu alles Uebrige nur Vorspiel sey. Schon an mehreren Stellen hatten wir Gelegenheit, eine spätere Ueberarbeitung dieses Theils nachzuweisen. Die Erzählung streift öfters an das Uebertriebene — Wunderbare, vrgl. Υ, 326, die Reden haben nicht mehr die Kraft und Frische, die in den früheren Rhapsodien herrscht, endlich sind Wiederholungen so häufig, daß man oft nur ein Mosaik von Homerischen Sätzen vor sich hat. Vrgl. Il. X, 265 — 276. Unter die Wiederholungen ist auch X, 179 — 181 zu zählen, welche Verse von *Π.* 441 — 443 entlehnt sind. Das will zwar der Verf. nicht zugeben, (I. 35) da er mit Zenodot den ganzen Dialog von Zeus und Here für eingeschoben hält. Zenodot nahm von seinem Standpunct aus mit Recht Anstoß an der Erscheinung der Here auf dem Ida, da sich die Göttin bereits in Il. O. 79 von dorther auf den Olymp begeben hatte, und schwerlich wird die Entschuldigung Aristarch's: ὅτι πολλὰ κατὰ συμπέρασμα λέγει ὁ ποιητὴς σιωπωμένως γεγονότα καὶ οὐ δέον ἐπιζητεῖν πως ἢ μικρὸν ἔμπροσθεν ἐπὶ τὸν Ὄλυμπον παρακεχωρηκυῖα νῦν ἐπὶ τῆς Ἴδης ἐστὶν, ausreichen, um dieß Verfahren des Dichters zu rechtfertigen. Uns ergiebt sich vielmehr hieraus die Differenz der Verfasser von *Διὸς ἀπάτη* und der *Πατρόκλεια*. Anderst Hr. G. Er sagt a. a. O.: „Wenn Zenodot keine andere Ursache für die Tilgung dieser Verse gehabt hätte, als die, daß Here, welche noch in O, 79 nach dem Olymp gegangen ist, hier ohne Weiteres neben Zeus auf dem Ida erscheint, so würde dieses allein zu geringfügig scheinen müssen; doch die Vorwegnahme eines Faktums, welches der Höhrer doch nach wenigen Versen erfährt, die ganz ähnliche Situation in X, 179 und die Erzählung von dem Blutregen, der große Aehnlichkeit mit *Λ*, 53 hat, eine Stelle die aus vielen Grüden verdächtig ist, endlich die Dürftigkeit in der Darstellung des ganzen Zwischenspieles machen es uns wahrscheinlich, daß hier eine fremde Hand im Spiele gewesen ist. Man vergleiche überdieß *Π*, 440 mit E, 25, 441 — 443 mit X, 179 — 181, *Π*, 444 mit E, 39, ferner *Π*, 454 — 457 mit 671 — 675, um einzugestehen, daß der Dichter dieser Verse den eigentlichen Inhalt derselben bereits vorfand, so daß er nur nachzusprechen brauchte." Hier sind die außer in X nachgewiesenen Parallelen theils Verse ganz allgemeinen Ausdrucks, die auch sonst vorkommen, und *Π*, 671 — 75 enthalten eine natürliche Fort-

setzung der Begebenheit; spricht aber der Verf. gar von Vorwegnahme des Faktums und von Dürftigkeit in der Darstellung des Zwischenspiels, so trifft dieser Tadel auch das angebliche Vorbild in dem 22. Gesang. Bey ruhiger Betrachtung mußte einleuchten, wie schicklich der Gott den Tod des eigenen Sohnes, des einzigen, der vor Troja kämpfte, mit besondern Zeichen des Mitleids betrauert. —

Diesen ersten Theil des Werkes leitet der Verf. mit einer Abhandlung über „die Chorizonten, die Alexandriner, Wolf und seine Nachfolger" ein. Wenn er glaubt, die Alexandriner seyen darauf bedacht gewesen, ein poetisches Ganze wieder herzustellen; so stützt sich diese Vorstellung schwerlich auf ein sicheres Zeugniß. Eher gingen sie darauf aus, die Pisistratische Redaction nach ihrem Geschmack und grammatischen Wissen mit Zuziehung anderer Texte zu revidiren. Allerdings haben sie auch unnütze Wiederholungen und Widersprüche obelisirt, doch bezogen sich diese Ausstellungen mehr auf das Einzelne, auf den nächsten Zusammenhang oder auf vermeyntlich widersprechende Angaben von einer und derselben Person oder Sache. (Vrgl. Il. B, 45 mit Il. *Λ*, 30 mit den Scholien.) Sehr zu bedauern ist der Verlust von Aristarch's Schrift *πρὸς τὸ Ξένωνοις παράδοξον*, welche in dem Schol. zu Il. M. 435 citirt wird, sie enthielt ohne Zweifel eine klare Darstellung des Chorizontenstreites. Eigentlich stand den Alten Homer zu nahe, (etwa wie unserm Volk die Bibel,) um auf solche Zweifel zu verfallen, wie sie unsere Zeit in Masse hervorbringt. Ihr Zeugniß ist deßwegen für uns nicht bindend, auch die größten kritischen Autoritäten des Alterthums, Aristoteles und Aristarchus, dürfen wenigstens den philologischen Forschungen über die Entstehung der Homerischen Gesänge kein Ziel setzen; aber ihre Ansichten und Lehrsätze müssen uns bekannt geworden seyn, ehe wir es wagen, aus eigenen Mitteln die Kritik jener ehrwürdigen Urkunden zu versuchen. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß die Urtheile des Xenon und Hellanikus, ferner die Athetesen der Alexandriner hier gesammelt sind. Nur vermißt man eine genaue Benutzung der Scholien, die vor manchem Irrthum bewahrt haben würde; auch scheinen Hrn. Geppert die zur Kenntniß der Homerischen Kritk unentbehrlichen Schriften von Ritschl, Lehrs u. a. unbekannt geblieben zu seyn. Er begeht darum den Fehler, die Aussprüche des Aristarch mit denen seiner Vorgänger überall zu vermengen, und ihn allgemein unter dem Namen der Kritiker, Grammatiker, Scholiasten und ähnlichen mit zu begreifen, wo er nach Anleitung des Werkes von Lehrs leicht zu erkennen war. Die Sammlung hat dadurch an Werth für den philologischen Leser wesentlich verloren.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Religiöse Vorstellungen und Sitten der Homerischen Welt (die Erinnyen, die Keren, die Mören, die Eilithyien,) Lebensweise, Kleidung, Wohnung der Heroen; sociale Verhältnisse." Der fünfte: „Ort und Zeitangaben. Gang der Handlung. Character beyder Epopöen." Hier wird ebenfalls die Vergleichung der ächten und unächten Rhapsodieen fortgesetzt, und im letztern versucht, die von mehreren Gelehrten gemachten Bemerkungen über auffallende Discrepanzen in den Hom. Zeitbestimmungen zu widerlegen.

Der zweyte Theil zerfällt in sechs Abschnitte, die sich über Homerischen Versbau, Wortbildung, Lexilogie, Syntax, Styl und zuletzt über die in den Homerischen Gesängen vorkommenden Nachahmungen verbreiten. Mit dem emsigsten Fleiß und einem oft erfreulich hervortretenden Scharfsinn ist das Charakteristische in den ächten und unächten Rhapsodieen gesammelt, zu leichter Uebersicht geordnet und so eine Fülle schätzbarer Beobachtungen dargelegt worden. Wir zeichnen hier namentlich aus, was Hr. G. über den hexameter spondiacus, über Stellung und Betonung der mehrsylbigen Wörter, über die Natur der epischen *σύνδετα*, über die Veränderung in den Bedeutungen, der Syntax und der Wortstellung gelehrt hat. Diese Beyträge sind sowohl für die Bearbeitung des Homer selbst, als auch für die Geschichte der griech. Sprache und Poesie von Bedeutung. Es versteht sich jedoch aus dem Obigen, daß Rec. mit den Gränzen, welche hier der nachahmenden Epik gesteckt werden, nicht einverstanden seyn kann. So ist, um nur auf das 22. Buch der Iliade die Anwendung in einigen Beyspielen zu machen v. 490. das

Adjectivum παναφῆλιξ nicht weniger anstößig, als die II, p. 51. von dem Verf. als Unhomerisch verworfenen παναπόπμος und παναώριος, und es thut nichts zur Sache, daß es „in sehr bewegter Rede“ vorkömmt. Auffallend ist die Bedeutung von φρονέω leben, v. 59. von ἁρμονίαι, wofür Homer sonst δεξιαί, συνθεσίαι, ὅρκια u. dgl. sagt, v. 255, deßgleichen das dort beygefügte ἐπίσκοποι, auffallend der Gebrauch von ἐπιδόσθαι θεοὺς, v, 254, von τιμήσασθαι für τιμῆσαι v. 235, ferner die Bildung des Adverb's ἀνουτητί, v. 371, da nach der Analogie von ἀναιμωτί es passiven Sinn haben sollte. Die weitere Anführung wird man uns hier gern erlassen, da das Angegebene schon genügt, um zu zeigen, daß die an den Rhapsodieen K, T, Ψ, (mit welchen übrigens X gar vieles gemein hat) gemachten Bemerkungen auch auf die von dem Verf. als das non plus ultra epischer Poesie gepriesene Ἕκτορος ἀναίρεσις angewandt werden können, diese also ebenfalls einer spätern Epoche angehört, mag auch mancher Glanzpunct älterer Poesieen sich darin erhalten haben. Dasselbe gilt von den beyden vorhergehenden Gesängen. Dieser Dichter sinkt in unserer Achtung und steigt wieder, je nachdem er sich selbst überlassen war, oder vorzog, seinem Vorgänger zu folgen. Und so trägt Recensent kein Bedenken, wenigstens das 23. Buch, in welchem die Epanaphora wiederkehrt (641, vrgl. T, 371. X, 127), so sehr Hr. G. sich bemüht, Unterschiede aufzuzeigen, noch demselben Homeriden zuzueignen, der aber, hier öfter als im Vorhergehenden und bey den Kampfspielen insbesondere, ohne Vorbild arbeiten mußte, und so genöthigt war, Alles aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Den Schluß des ganzen Werkes macht ein Verzeichniß der unächten Bücher und Verse. Ungern vermißt man einen Real- und Verbal-Index und ein Verzeichniß der behandelten Stellen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Kayser.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Yajn'adattabada, ou la mort d'Yadjnadatta, épisode extrait du Ramâyana, poème épique Sanscrit, donné avec le texte gravé, une analyse grammaticale très-détaillée; une traduction française et des notes par A. L. Chézy. Paris 1826. 4.

Kalidasa, Meghadûta et Sringâratilaka, ex recens. J. Gildemeisteri. Bonnae 1840.

Sadi's Rosengarten. Aus dem Persischen durch Dr. Phil. Wolff. Stuttgart 1841.

Histoire d'Aroudi et de Khaïr-Ed-Din Fondateurs de la Regence d'Alger, chronique Arabe du XIV siècle. Publiée par A. Rang et Ferdinand Denis. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

The Rája Tarangini, a history of Cashmir;
I. The Rája Tarangini, by Kalhana Pandita, 1148, A. D.
II. The Rajavali, by Jona Rája (Deffective) to 1412, A. D.
III. Continuation of the same, by Sri Vara Pandita, Pupil of Jona Raja, A. D. 1477.
IV. The Rajávali Pataka, by Prajya Bhatta, brought up to the conquest of the valley by the Emperor Akber. Calcutta 1835. 4. (Sanscrit)

F. Bopp, Glossarium Sanscritum; in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, slavicis, celticis comparantur. Berolini 1840. Fasc. I. 4.

G. W. Freytag, Arabum proverbia vocalibus instruxit, latine vertit, commentario illustravit et sumtibus suis edidit. T. 1. 2. Bonnae 1838 — 39.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke. In deutschen Uebertragungen, unter Mitwirkung von Fr. K. von Strombeck, Friedrich Jacobs, J. G. Droysen, A. Westermann, A. W. Zumpt u. A. m. herausgegeben von Reinhold Klotz. Erster Band: der philosophischen Schriften erster Theil. Mit Cicero's Büste in Stahlstich. Leipzig 1840. Verlag von Carl Focke. XII. u. 676. S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Cicero's philosophische Schriften. In deutschen Uebertragungen u. s. w. Erster Theil.

Nach der Vorrede des Herausgebers ist die Uebersetzung des Cicero, deren erster Band vorliegt, nicht als eine vereinzelte Erscheinung zu betrachten, sondern als der Anfang einer größeren Reihe von Uebersetzungen, in denen ein Verein von Gelehrten den Gebildeten deutscher Nation eine Auswahl der noch immer unübertroffenen Meisterwerke der alten Classiker darzubieten den Entschluß gefaßt hat. Wird die Frage aufgeworfen, ob ein wirkliches Bedürfniß diesen Plan hervorgerufen habe, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß es im Allgemeinen an Uebersetzungen der alten Classiker nicht fehlt, unter denen so manche wohlgelungen sind: es wird sich also ein solches Unternehmen nur dann rechtfertigen lassen, wenn die dadurch zu Tage geförderten Uebersetzungen vor den bisher vorhandenen entschieden den Vorzug verdienen.

Zieht man die Schönheit der äußeren Form in Betracht, so wird Niemand Anstand nehmen, anzuerkennen, daß hierin dieses Unternehmen alle ähnlichen früheren weit hinter sich zurückläßt. Doch bürgt der Name des Herausgebers, wie der Mitarbeiter, dafür, daß das Aeußere von ihnen nur als Nebensache betrachtet wurde, und daß vielmehr der Verein bey seinem Zusammentreten sein Bestreben dahin gerichtet hat, gediegenere Uebersetzungen zu liefern, als sie uns bisher dargeboten worden sind, auch spricht es die Vorrede deutlich aus, daß die Schriften Cicero's in einem zwar treuen, aber auch in stilistischer Hinsicht den gesteigerten Ansprüchen der Nation entsprechenden deutschen Uebertragungen gegeben werden sollen. In wie fern der erste, bis jetzt uns allein zugekommene, Band diesen Verheissungen entspreche, haben wir also nunmehr zu untersuchen.

Daß mit Cicero der Anfang gemacht worden ist, unterliegt an sich keinem Anstande, und der Herausgeber hat die Gründe dafür in seiner Vorrede auf eine Weise auseinandergesetzt, daß man ihm seine Zustimmung nicht versagen kann. Warum aber von Cicero's Werken die zuletzt geschriebenen zuerst erscheinen, dieß ist eine Frage, über welche kein Aufschluß gegeben wird, welche aber, so unbedeutend sie auch Manchem erscheinen mag, doch um so weniger ohne Weiteres von der Hand zu weisen ist, da die Willkührlichkeit der Anordnung sich über die Hauptabtheilungen hinaus auch auf die Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften erstreckt. In diesem Band sind nämlich nicht etwa die der Zeit nach frühesten philosophischen Schriften aufgenommen, oder die aufgenommenen so zusammengestellt, wie sie ihrem Inhalte nach sich aneinander anreihen, sondern man findet in einer ganz zufälligen Ordnung, die, wie es scheint, auf nichts

anderem beruht, als auf der Zeit der Einreihung von Seite der Verfasser: 1) S. 1 — 136. Die Bücher von der Divination. Von Friedrich Jacobs. 2) S. 137 — 326. Die Bücher vom höchsten Gut und höchsten Uebel. Von Johann Gustav Droysen. 3) S. 327 — 352. Die Schrift vom Schicksal. Von Friedrich Jacobs. 4) S. 352 — 504. Die Bücher von den Pflichten. Von Aug. Wilh. Zumpt. 5) S. 505 — 676. Die Bücher von dem Wesen der Götter. Von Johann Friedrich Schröder. Die Willkührlichkeit der Anordnung fällt besonders auf, wenn man in der Einleitung zum zweyten Buche von der Divination (S. 74.) die Aufzählung seiner philosophischen Schriften in chronologischer Ordnung von Cicero selbst liest, welcher er kurze Bemerkungen über die einzelnen hinzugefügt hat, aus denen schon zu ersehen ist, daß es keineswegs gleichgültig ist, wie man sie zusammenstellt. So wird unter andern das hier an den Anfang gestellte Buch von der Divination als eine Ergänzung der Bücher von der Natur der Götter bezeichnet, welches hier die letzte Stelle einnimmt. Daß die Ordnung gleichgültig sey, läßt sich aber von den philosophischen Schriften Cicero's schon deßhalb, weil so oft von der einen auf die andere verwiesen wird, gewiß eben so wenig oder noch weniger behaupten, als von den Reden, bey denen Hr. Klotz in der Vorrede zu dem ersten Theile seiner Ausgabe das Ungeeignete einer von Zufälligkeiten abhängigen Ordnung selbst anerkannt, und seinen Fehler in der Gesammtausgabe zu verbessern versprochen hat. Es ist demnach zu verwundern, daß er hier die Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften so wenig beachtet hat.

Sehen wir hievon ab und gehen auf unsere eigentliche Aufgabe über, so ist vor allem auszusprechen, daß ein Gesammturtheil über die hier vorliegenden Uebersetzungen abzugeben fast unmöglich ist, weil sie in jeder Hinsicht sehr verschieden von einander sind, ja mehr, als es bey Uebersetzungen, die ein Ganzes bilden sollen, der Fall seyn sollte. Am Besten wäre es in dieser Beziehung gewesen, wenn die Hauptabtheilungen immer je einen Bearbeiter gefunden hätten, da bey allen vorausgegangenen Verständigungen die Persönlichkeit verschiedener Uebersetzer immer eine gewisse Verschiedenheit herbeyführen muß. War aber eine Vertheilung in so großen Partieen nicht thunlich, so wäre es wenigstens zu wünschen gewesen, daß die Gelehrten, welche sich in die Arbeit theilten, sich über die dabey zu beobachtenden Grundsätze möglichst vereinigt hätten. Hiervon findet sich aber keine Spur, wenn man nicht die Worte des Hrn. Droysen am Schluße seiner Einleitung zu der Uebersetzung der Bücher vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel hieher rechnen will, wo er sagt: „Der Uebersetzer glaubt bemerken zu müssen, daß seine Aufgabe war, die Darstellung ihres Römischen Gewandes nicht zu entkleiden, sondern die eigenthümliche Auffassung Cicero's auch im Deutschen erkennbar bleiben zu lassen;“ vielmehr findet auch in solchen Punkten, über welche eine Vereinbarung möglich gewesen wäre, eine mitunter auf den ersten Blick hervortretende Verschiedenheit Statt. Wir wollen hier nur einen berühren, der allerdings zu den schwierigeren gehört, die Erklärungen und Ableitungen lateinischer Wörter. Hier ist im Einklange mit der Aufgabe für den Uebersetzer, die wir so eben berührt haben, gewiß der Grundsatz aufzustellen, daß man die Schrift, welche man übersetzt, immer als in der Sprache, in welcher sie ursprünglich geschrieben ist, verfaßt betrachtet, und sie nicht ganz als Produkt der Sprache, in welche sie übersetzt wird, hinzustellen sucht; daß man also nur in so weit übersetzt, als dieser Grundcharakter nicht verwischt wird, im Uebrigen aber lieber den gegebenen Ausdruck läßt, wie er ist, oder, wenn die Uebersetzung, welche ein Wortspiel, und drgl. verwischt, nicht zu umgehen ist, ihn derselben in Klammern beysetzt. Dieser Grundsatz ist aber hier keineswegs auf gleiche Weise in Anwendung gebracht, und namentlich fehlt Hr. Droysen am meisten dagegen, wie aus folgendem zu ersehen ist. Der allverehrte Uebersetzer der Bücher von der Divination und vom Schicksal verfährt hierin mit sicherem Tacte. So setzt er, um nur ein Beyspiel anzuführen, de Div. I, 31, wo es sich um die Redensart praesagit animus handelt, den Vers, in welchem sie steht, lateinisch hin, läßt darauf die Uebersetzung folgen, und fährt dann fort: „Denn sagire heißt: scharf wahrnehmen; daher sagae anus, weise Frauen, weil sie vieles zu wis-

sen glauben, und sagaces canes (Spürhunde). Wer also eine Sache, ehe sie ihm vor die Augen kommt, spürt, sagit, von dem sagt man, er spüre, ahnde Künftiges vorher.“ Hier ist ohne allen Zwang der Sinn des Schriftstellers wiedergegeben; nicht so an vielen Stellen bey Hrn. Droysen. Er ersetzt in ähnlichen Fällen oft geradzu den lateinischen Ausdruck durch einen deutschen, und bringt dadurch, ohne irgend etwas zu gewinnen, Undeutlichkeiten hervor; so de fin. II, 3, wo er übersetzt: „auf griechisch ἡδονή, in unserer Sprache Lust,“ und Hr. Klotz bemerkt: „So der Uebersetzer mit Recht. Im Originale lautet das Sätzchen: auf lateinisch voluptas.“ In wie ferne er Hrn. Droysen Recht giebt, sieht Ref. nicht ein; denn hier war zu einem solchen Abgehen vom lateinischen Ausdrucke eben so wenig ein Grund vorhanden, als cap. 4., wo sich dieselbe Gegenüberstellung des griechischen Wortes ἡδονή und des deutschen „Lust“ noch zweymal wiederholt; am auffallendsten ist aber II, 23. die Uebersetzung: „welche alle, die Lateinisch sprechen, Lust nennen.“ Im folgenden Kapitel sind die unbequemen Worte: e quo nomen ductum amicitiae est, nach amare ganz weggelassen; II, 34. ist bey der auch sonst ungenauen Uebersetzung der Worte: Sed lustremus animo non has maximas artes, quibus qui carebant, inertes a majoribus vocabantur: „Doch wir wollen nicht von jenen wichtigsten Rubriken des Könnens und Kennens sprechen, deren Mangel den macht, welchen wir einfältig nennen,“ die Ableitung des einen Wortes aus dem andern nicht einmal angedeutet. An einer anderen Stelle (III, 12.) hält dagegen Hr. Dr. die Annomination in den Worten: Quod enim vituperabile est per se ipsum, id eo ipso vitium nominatum puto, vel etiam a vitio dictum vituperare, auf Kosten des Sinnes fest, indem er übersetzt: „Denn was unmittelbar an sich eine Last ist und Lästerung verdient, das heißt eben darum glaube ich ein Laster, oder vielleicht ist auch lästern aus Laster entstanden.“ — III, 4. findet man in der Uebersetzung: „Will man anders dergleichen nicht für Bibliothek oder Comödie lieber zugestehen, als für Proegmena und Apoproegmena,“ und in der dazu gehörigen Anmerkung des Hrn. Dr.: „Im Lateinischen stehen als damals alltägliche griechische Wörter: Ephippien (Saumzeug) und Akratophoren (Gefäße für den ungemischten Wein.)“ Hier ist die Einsetzung ganz beliebiger anderer Wörter durchaus nicht zu billigen, da es ja doch nicht darauf ankam, den Deutschen geläufige Ausdrücke zu wählen, sondern die bey den Römern alltäglichen als solche beyzubehalten. — Hr. Zumpt hat, wo es sich um Erklärung einzelner Ausdrücke handelt, (außer I, 12. wo er übersetzt: „der festgesetzte Termin mit einem hostis,“ statt: „wo es z. B. für den festgesetzten Termin mit einem Fremden heißt status dies cum hoste“) durchgehends die rechte Weise befolgt, wie de off. I, 27, wo er übersetzt: „Hierher gehört das, was man Lateinisch decorum (den Anstand) nennen kann; griechisch heißt es πρέπον.“ Dagegen verfällt er bey der Bemühung lateinische Etymologieen oder Wortspiele nachzubilden, mitunter in eine gewisse Spielerey, bey welcher der Sinn immer mehr oder weniger leidet, was er durch beygegebene Anmerkungen zu verhüten sucht, in denen er die lateinischen Worte anführt. So übersetzt er de off. I, 7 die Worte, credamusque quia fiat, quod dictum est, appellatam fidem: „daher hat die Redlichkeit ihren Namen, weil die Rede verwirklicht wird;“ III, 14. Die Worte, quum se Syracusas otiandi, ut ipse dicere solebat, non negotiandi causa contulisset: „hatte sich, um zu leben, wie er selber sagte, nicht um zu streben nach Syracus begeben,“ wo offenbar der Gleichklang (der in der Uebersetzung durch begeben weiter geht, als Hr. Zpt. selbst wollte) weit weniger Bedeutung hat, als der Gegensatz, der durch die hier gewählten Worte fast ganz verwischt ist, während er festgehalten wird, wenn man, wie im Lateinischen, mit Wörtern gleichen Stammes übersetzt: „um in Ruhe, nicht in unruhiger Thätigkeit zu leben.“ — Hr. Schröder hat in dieser Beziehung im Ganzen den richtigen Weg eingeschlagen, doch geht er an einer Stelle in der Beybehaltung des lateinischen Ausdruckes zu weit, indem er, de nat. deor. II, 27. schreibt: welche auch Diana omnivaga (die allerwärts Herumschweifende) heißt, nicht von venari (jagen), sondern weil sie unter die sieben herumschweifenden

Sterne gerechnet wird;“ denn hier handelt es sich offenbar nicht um eine Ableitung von dem lateinischen Worte venari, sondern um den Begriff des Jagens, der den des Herumschweifens in sich faßt, so daß hier nur eine förmliche Uebertragung ins Deutsche: „nicht vom Jagen“ am rechten Orte ist. An einer andern Stelle (III, 10.) hat er sich der Nachbildung einer Etymologie zu Liebe einen Provincialismus „der Quesenkopf“ erlaubt, der noch dazu nicht einmal, wie er selbst sagt, im Munde des Volkes genau das bezeichnet, was der Schriftsteller bezeichnet wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Kalidasa, Malavika et Agnimitra. Drama indicum Kalidasae adscriptum. Textum primus edidit, latine vertit etc. Otto Fr. Tullberg.

Fasc. I. textum Sanscritum et varietatem scripturae tenens. Bonnae 1840.

F. G. Aynès, Nouveau dictionnaire universel de géographie ancienne et moderne. Vol. 1 — 3. Lyon 1804. 8.

K. Th. Wagner, Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland. Leipzig 1840. 8.

H. Ternaux-Compans, Archives des voyages ou collection d'anciens relations inédites ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documents rélatifs à la géographie et aux voyages. T. 1. 2. Paris 1840. 8.

Henri Ternaux, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Paris.

Vol. 20. Recueil de pièces sur la Floride. Inédit. Paris 1841. 8.

J. Baillie Fraser, Travels in Koordistan, Mesopotamia etc. including an account of parts of those countries hitherto unvisited by Europeans. With sketches of the character and manners of the Koordish and Arab tribes. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

W. B. Stevenson, A historical and descriptive narrative of twenty year's residence in South America. Vol. 1 — 2. London 1835. 8.

André Thouin, Voyage dans la Belgique, la Hollande et l'Italie. Redigé sur le journal autographe de ce savant professeur par le Baron Trouvé. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

J. Emerson Tennent, Belgium. Vol. 1. 2. London 1841.

Simone Sigoli, Viaggio al Monte Sinai. Firenze 1829. 8.

Lewis and Clarke, Travels to the source of the Missouri river and across the American continent to the pacific ocean. Performed by order of the government of the united states in the years 1804, 1805 and 1806. London 1814. 4.

A picturesque tour through France, Switzerland, on the banks of the Rhine and through part of the Netherlands in the year 1816. London 1807. 8.

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkey, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Bd. 1 — 3. Stuttgart 1841.

Dr. Moritz Wagner, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhang und einem Atlas. Bd. 1 — 3. Leipzig 1841.

Will. Moorcroft and George Trebeck, Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab; in Ladakh and Kashmir, in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara; from 1819 to 1825; prepared for the press from original journals and Correspondence by Hora Hayman. Vol. 1. 2. London 1841. 8.

Fred. Debell Bennett, Narrative of a whaling voyage round the Globe, from the year 1833 to 1836. Vol. 1. 2. London 1840.

John G. Kinnear, Cairo, Petra and Damascus in 1839. With remarks on the government of Mehemet Ali and on the present prospects of Syria. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey dieser Verschiedenheit der einzelnen Theile bleibt nichts Anderes übrig, als diese nach einander zu betrachten, und zwar wollen wir dieses, nach Anleitung des oben angeführten Ausspruches des Hrn. Klotz, in zweyerley Beziehung thun, einmal in Rücksicht auf die Treue der Uebersetzung, und dann in stilistischer Hinsicht.

Wenn man unter der Treue der Uebersetzung das möglichste Anschließen des deutschen Ausdruckes an den lateinischen im Allgemeinen versteht, so ist schon aus dem oben Angeführten ersichtlich, daß sämmtliche Uebersetzer sich diese zur Aufgabe gemacht haben; versteht man aber darunter auch die Richtigkeit und Genauigkeit der Uebersetzung im Einzelnen, so muß das Urtheil über die einzelnen Theile sehr verschieden ausfallen.

Die Uebersetzung der Bücher von der Divination giebt nur in einigen Einzelheiten Anstoß, die Ref. nicht übergehen will, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als habe er sich durch seine Verehrung für den Verfasser derselben zur Parteylichkeit hinreißen lassen. Außer dem Versehen, daß I, 5 statt in secundo libro in der Uebersetzung steht: „im dritten Buche," sind I, 44. die Worte insolenter disputavit übersetzt: „und doch behauptet er nachher ganz unerwarteter Weise." Dieß liegt aber wohl nicht in den lateinischen Worten, die vielmehr einen Tadel über die Art zu disputiren enthalten möchten; etwa; „mit großer Dreistigkeit." — I, 56. sind die Worte primum quidque replicantis übersetzt: „Denn nicht plötzlich entsteht, was zukünftig ist, sondern, wie beym Abrollen eines Taues, so entwickelt sich auch die Zeit, die nichts Neues bewirkt, sondern immer das Erste wieder abrollt." Hier ist in die Uebersetzung der Begriff der Wiederholung gelegt, der nur scheinbar in dem lateinischen Ausdrucke liegt. In anderer Weise unrichtig sind diese Worte: „und immer nur das Ursprünglichwahre (das von jeher Nothwendige) zur Entfaltung bringt," in der Stuttgarter Uebersetzungssammlung wiedergegeben, in welcher der Ausdruck primus quisque auch bey Seneca nicht gehörig übersetzt ist, wie Ref. kürzlich anderswo dargethan hat. Hr. Droysen übersetzt de fin. II, 32. prima quaeque richtig: „eine nach der andern." Vrgl. Dietrich in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. S. 372. und Hase zu Reisig's Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft S. 350. Nach dieser Erklärung ist der Sinn unserer Stelle: „sondern das Vorliegende nach einander abrollt." — II, 2. liest man; „und fremdes Glück so anstaunte, als ob ich mit dem meinigen schmollte;" hier ist aber wohl ita ut, im Gegensatze zu dem vorausgehenden ita quasi, so zu fassen: „und fremdes Glück so anstaunte, daß ich mir dadurch meine Lage ganz verleidete." — Wenn es II, 6. von dem Schatten der Erde heißt: „welcher die Kegelspitze der Nacht ist," so sind die Worte: quae est meta noctis, deren Sinn ist: „welcher die kegelförmige Nachtregion bildet" (vrgl. Plin. N. H. II. 10. s. 7. Neque aliud esse noctem, quam terrae umbram. Figuram autem umbrae similem metae ac turbini inverso), nicht ganz deutlich wiedergegeben, weil man einen Partitivgenitiv vor sich zu haben glauben könnte. — Die Uebersetzung der Worte (II, 12.) At id, praeterquam quod fieri non potuit, ne fingi quidem potest: „Außerdem aber, daß dieses unmöglich ist, kann man es nicht einmal als wahrscheinlich annehmen," muß dem Leser, der das Latei-

nische nicht vor sich hat, ganz unlogisch vorkommen. Es ist hier wohl die prägnante Bedeutung von fieri mehr hervorzuheben, im Gegensatze zu fingi: „abgesehen davon, daß es in Wirklichkeit nicht geschehen konnte, läßt es sich nicht einmal erdichten.“ Eben dasselbe giebt die Uebersetzung: „das allerbedeutsamste Eingeweide“ den lateinischen Ausdruck argutissima exta nicht ganz genau wieder; der Sinn ist wohl, „welche Alles am schärfsten andeuten,“ vergl. Cic. de legg. I, 9. 27. Nam et oculi nimis arguti, quemadmodum animo affecti sumus, loquuntur. — Das Versehen: „die Tetrarchie Trogmorus“ (II, 37.) läßt sich aus Orelli's Onomast. Tullian. s. v. Trogmi, verbessern.

Auch in der Uebersetzung der Bücher vom höchsten Gut und höchsten Uebel ist die Zahl der zu beanstandenden Stellen verhältnißmäßig gering; unrichtig sind jedoch gleich im ersten Kapitel die Worte: quum id, quod quaeritur, sit pulcherrimum übersetzt: „wenn das, was man sucht, das Schönste ist.“ Unpassend ist eben daselbst curiosi übersetzt: „zu wenig harmlos.“ Das Wort, welches in unserer Sprache den hier bezeichneten Begriff am genauesten wieder geben möchte, „naseweis,“ ist freylich in einer solchen Uebersetzung nicht zu brauchen; vielleicht ließe es sich aber umschreiben: „so gehen diese zu weit.“ Im zweyten Kapitel ist die Uebersetzung des Wortes fabellas „Stücke“ im Gegensatze zu den ernsten philosophischen Untersuchungen zu nichtssagend.

Im 10. Kapitel, wo es sich um die Beweggründe handelt, die den Manlius Torquatus bey der Besiegung des Galliers leiteten, dem er die Kette abnahm, von welcher er seinen Beynamen erhielt, liest man: „Er nahm dem Feinde die Halsberge ab; allerdings, er legte sie an als Deckung um nicht umzukommen.“ Es wird ihm also die Absicht untergeschoben, sich damit zu schützen. Die lateinischen Worte: Et quidem se texit, ne interiret bedeuten aber offenbar nicht dieses, sondern was sich in der Stuttgarter Uebersetzung findet: „Nun, er hat sich gedeckt, um nicht umzukommen“, nämlich, indem er dem Feinde die Kette abnahm, hat er sich doch dabey zu schützen gesucht und hoffte also (nach der Ansicht des Sprechenden) einen Vortheil zu erlangen, ohne einen Nachtheil zu erleiden. Daß dieses der Sinn ist, zeigen auch die darauf folgenden Worte, At magnum periculum adiit, die Hr. Droysen ganz unübersetzt gelassen hat, der bey der Uebersetzung dieser Stelle auch darin gefehlt hat, daß er die Gegenüberstellung von Satz und Gegensatz schon durch die gewählte Interpunction gänzlich verwischte. Auffallend ist dabey, daß Hr. Klotz nicht nur hier nichts bemerkt hat, während er sonst, was ihm in der Uebersetzung unrichtig schien, in beygegebenen Bemerkungen verbessert hat, wie kurz vorher im 6. Kapitel (S. 150), sondern auch einer Note des Herrn Zumpt (S. 500), wo dieser den Ausdruck Halskette für torques braucht, in Klammern folgendes eingeschaltet hat: „oder richtiger Halsberge, da sie zugleich den Hals schirmen sollte,“ was auf die Vermuthung führt, daß er an unsrer Stelle die Ansicht des Herrn Droysen theile. — II. 10. werden die Worte in rosa übersetzt: rosengekränzt. Abgesehen vom Undeutschen im Ausdrucke, ist hier wohl das Richtigere „der unter Rosen zechende,“ wie die Stuttgarter Uebersetzung hat, wenn man nicht im Gegensatze zu dem Vorhergehenden: vigiliis et fame lieber: auf Rosen“ sagen will. Madvig vergleicht Sen. ep. 36. 9. in rosa iacere. Am Schluße dieses Kapitels hat sich Hr. Droysen ein „Du weißt wie“ einzuschalten erlaubt, das noch dazu die Construction ganz unterbricht. — IV. 1. sind die Worte tribus horis perorare undeutlich: „in drey Stunden die Schlußrede halten“ übersetzt. Offenbar unrichtig sind aber diese Worte in der Stuttgarter Uebersetzung mit: „drey Stunden lang sprechen“ gegeben. Es kann sich nach dem Zusammenhange und nach dem, was wir von dem hier berührten Gesetze sonst wissen, wohl nur darum handeln, daß dem Vertheidiger nachdem der Ankläger seine Rede gehalten hatte, zur Ueberlegung und zum Halten seiner Rede nur drey Stunden verwilligt waren; der Sinn dieser Worte ist also wohl: „in drey Stunden mit der Rede zu Ende seyn.“ — IV. 3 ist die corrupte Stelle (nach Orelli nec more hominum acu spinas vellentium, nec ossa nudantium) so übersetzt: „keineswegs nach Art der Leute, die den Splitter mit der Nadel heben,

oder das Fleisch vom Knochen schaben, wie die Stoiker.“ Die letzten Worte sind wohl mit Unrecht auf das Ganze bezogen, statt, der Stellung im Lateinischen gemäß, nur auf den ersten Theil, der auch mehr im Gegensatze mit dem Folgenden erscheinen sollte. Eben daselbst ist dicendi exercitatio ganz ungenau mit: „Weise der Darstellung“ übersetzt. — V. 27. ist ebullire nicht gut mit: herausstolpernd gegeben, denn dieses Wort bezeichnet eine Unbeholfenheit im Ausdruck, jenes dagegen (vrgl. Madvig zu dieser Stelle, und Davis. zu Tusc. III. 18, 42) eine Prahlerey mit leeren Worten.

In der Uebersetzung des Buches vom Schicksal ist dem Verf. nur die Stelle aufgefallen (c. 8.): „Nicht sind auf der Kugel größte Kreise, und diese schneiden einander nicht in der Mitte,“ was freylich die möglichst wörtliche Uebersetzung des Lateinischen ist, wie auch Moser anerkennt, der freyer übersetzt: „Es giebt auf einer Kugel keine größten Kreise, die einander in der Mitte nicht durchschneiden.“ Die Schwierigkeit liegt in dem für uns unübersetzbaren et – et, welche das Nebeneinanderbestehn des Einen und des Andern, auf welches es hier vorzugsweise ankommt, am Einfachsten ausdrückt, so daß non et-et eigentlich bedeutet: „Es läßt sich nicht vereinigt denken, daß“ u. s. w. Wollen wir diesen Ausdruck nicht brauchen, so können wir, wenn wir uns streng an das Lateinische halten wollen, etwa nur sagen: „Es findet nicht Statt, daß auf einer Kugel größte Kreise sind, und sie einander nicht in der Mitte schneiden.“

Die Uebersetzung der Bücher über die Pflichten, durfte sich im Betreff der Partikeln mitunter genauer an das Lateinische anschließen. So steht I, 11. „auch noch“ an der Stelle des lateinischen quidem; I, 29. „niemals“ an der Stelle von nequidem. Außerdem ist die Uebersetzung nicht immer deutlich genug, wie I, 11. „Wäre man mir gefolgt, so würden wir, wenn auch nicht die beste, so doch irgend eine Verfassung haben, von der jetzt nichts vorhanden ist,“ wo der Sinn ist: „so würde die freye Verfassung unsres Staates, welche jetzt ganz vernichtet ist (d. i. quae nunc nulla est), wenn auch nicht unter den besten Umständen, doch einiger Maßen fortbestehen,“ denn res publica ist dem Cicero eine solche Staatsverfassung, bey welcher den Bürgern ein Antheil an der Regierung zugestanden ist. So auch I, 15: „aber (eine Wohlthat) unvergolten zu lassen ist einem braven Mann nicht erlaubt, falls er dieß ohne Unrecht thun kann.“ Hier ist im Lateinischen aus non reddere unten zu dem allgemeinen Verbum facere, das affirmative reddere zu ergänzen; es läßt sich aber nicht eben so aus „unvergolten lassen“ zu dem folgenden „dieß“ das noch nicht ausgesprochene Verbum „vergelten“ ergänzen. — Unrichtig ist nach unserer Ansicht eine andere Stelle übersetzt, bey der wir um so mehr etwas länger verweilen zu dürfen glauben, als, nach den Uebersetzungen von Garve und Uebelen zu schließen der hier begangene Irrthum weiter verbreitet zu seyn scheint. Hr. Zumpt übersetzt nämlich I, 29 die Worte (nach der Zumptischen Interpunction): multaque multorum faceta dicta; ut ea, quae a sene Catone collecta sunt, quae vocant ἀποφθέγματα folgendermaßen: „Ueberdem giebt es Sammlungen von witzigen Einfällen verschiedener Personen, z. B. die, welche der alte Cato unter dem Titel ἀποφθέγματα gemacht hat.“ Mit Recht sind hier die Worte multa dicta . . . collecta sunt, gegen die obige Interpunctionsweise zusammen bezogen, daß aber die Worte quae vocant ἀποφθέγματα als Angabe des Titels eines Werkes betrachtet werden, darin liegt wohl ein Irrthum, der, auch abgesehen von unserer Stelle, schon aus dem allgemeinen Sprachgebrauche der Römer sich nachweisen ließe, die unsers Wissens nie die Angabe eines Titels mit der dritten Person des Plurals einführen. Hier möchten aber diese Worte auf den allgemeinen Satz: multa multorum facete dicta collecta sunt, zu beziehen und so zu erklären seyn: „solche Sammlungen nennt man ἀποφθέγματα.“

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Fred. Hornemann, Voyages dans l'intérieur de l'Afrique. Paris 1802. 8.

F. Arundale, Illustrations of Jerusalem and mount Sinai; including the most interesting sites between grand Cairo and Beirout. Lond. 1837. 8.

Fr. Jacq. Jaubert de Passa; Voyage en Espagne dans les années 1816 — 1819, ou recherches sur les Arrosages, sur les lois et coutûmes qui les régissent, sur les lois domaniales et municipales, etc. Vol. 1. 2. Paris 1823. 8.

John Wood, A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, Kabul and Badakhshan, etc. London 1841. 8.

Der Orient in seinem gegenwärtigen Zustande mit Rückblicken auf die Vergangenheit, dargestellt in einer Reise über Konstantinopel, Kleinasien, Syrien und Palästina. Wien 1840.

F. W. Dethmar, Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Th. 1 — 3. Essen 1840. 8.

J. G. Kohl, Reisen in Südrußland. Th. 1. 2. Dresden 1841.

Edouard Blondel, Deux ans en Syrie et en Palestine (1838 — 1839); Paris 1841. 8.

H. Azaïs, Un mois de séjour dans les Pyrenées. Paris 1809. 8.

M. Perrin, Voyage dans l'Indostan. Vol. 1. 2. Paris 1807. 8.

Journal of voyages and travels by Daniel Tyerman and George Bennet, deputed from the London Missionary Society to visit their various stations in the South Sea islands, China, India etc. between the years 1821 and 1829. Compiled from original documents by James Montgomery. Vol. 1. 2. London 1831. 8.

Le Vicomte de Marcellus, Souvenirs de l'Orient. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Dr. J. C. Kröger, Reise durch Sachsen nach Böhmen und Oesterreich mit besonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtswesen. Th. 2. Altona 1840. 8.

G. Parthey, Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Th. 1. Sicilien und Malta. Th. 2. Das Nilthal. Berlin 1834 — 1840. 8.

M. Bapt. Poujoulat, Voyage à Constantinople, dans l'Asie mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte. Vol. 2. Paris 1841. 8.

Ed. Robinson, Palästina und die südlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und Smith. Bd. 1. 2. Halle 1821.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité, commandée par M. Vaillant.

Physique par M. B. Darondeau et M. E. Chevalier. Observations météorologiques T. II. p. 1. Album historique par Lauvergne. Livr. 5 — 8. Paris 1841. fol.

Histoire naturelle. Zoologie par Eydoux et Souleyet. Livr. 1 — 5. Paris 1841. f.

Edm. Lodge, Genealogy of the existing British Peerage, with sketches of the family-histories of the nobility. London 1840.

Aug. Bernard, Les d'Urfé, souvenirs historiques et littéraires du Forez au XVI. et au XVII. siècle. Paris 1839. 8.

Dr. Chr. Th. Bernd, die Hauptstücke der Wappenwissenschaft. Th. 1. Das Wappenwesen der Griechen und Römer und anderer alten Völker. Bonn 1841. 8.

K. D. Hüllmann, Griechische Denkwürdigkeiten. Bonn 1840. 8.

Dr. Chr. R. Köstlin, Die Perduellio unter den römischen Königen. Tübingen 1841. 8.

Dureau de la Malle, Economie politique des Romains. Paris 1840 Vol. 1. 2.

Rud. H. Klausen, Aeneas und die Penaten. Die italienischen Volksreligionen unter dem Einfluß der Griechischen. Bd. 2. Hamburg 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke.

(Schluß.)

Hr. Zumpt sagt in der Note zu dieser Stelle, Macrobius erwähne zu Anfang des zweyten Buches seiner Saturnalien das hier angeführte Buch des Cato; allein sieht man dort näher nach, so findet man nur Witzreden des Cato angeführt. Macrobius sagt nämlich (Sat. II. c. 1.): Novius vero Pomponiusque iocos non raro dicta nominant: Marcus etiam Cato ille Censorius argute iocari solitus est. horum nos ab invidia muniret auctoritas, etiam si nostris cavillaremur; at cum veteribus dicta referamus, ipsa utique auctorum dignitate defendimur, und c. 2. hinc Catonis iocus est. Im dritten Kapitel geht er dann auf die Scherze des Cicero über, welche, wie Hr. Zumpt selbst mit anführt, von seinem Freygelassenen, Tiro, in einem besonderen Buche bekannt gemacht worden sind. Sollte man also nicht dem analog annehmen dürfen, daß auch die Scherzreden des Cato auf ähnliche Weise gesammelt worden seyen, und daß sich Cicero auf diese Sammlung beziehe, so daß also die Worte ut ea, quae a sene Catone, mit der Ergänzung von dicta, zu erklären seyen: „wie diejenigen, welche man aus dem Munde des Cato gesammelt hat?“ Die Präposition kann bey dieser Erklärungsweise wohl eben so wenig auffallen, als in folgenden Worten (ep. ad fam. IV, 13, 1): quibus ego a tali viro contentus sum. — II, 7 ist sibi adurebat capillum übersetzt: „sich seinen Bart selber absengte, wo das „selber“ weder in den Worten liegt, noch in der historischen Ueberlieferung brgründet ist, da Valerius Maximus (IX, 1, 3. extr.) erzählt, Dionysius habe sich seinen Bart von seinen Töchtern absengen lassen. Dieses „Lassen“ kann aber bekanntlich das lateinische Verbum in sich schließen, und ein Gegensatz der Person ist nicht nöthig, da im Vorhergehenden nur cultros tonsorios, nicht tonsor, steht. — Im Uebrigen ist uns keine Unrichtigkeit von Bedeutung aufgestoßen.

In der Uebersetzung der Bücher von dem Wesen der Götter ist die Zahl der Ungenauigkeiten im Einzelnen ziemlich groß, und mitunter sind sie sehr auffallend. So wird I, 32 tuo iure übersetzt: „wie es bey dir Rechtens ist,“ I, 33 nec magis „nicht weniger,“ I, 35 in terrestri „in der der Erde,“ indem aus dem Vorhergehenden „Figur“ ergänzt wird; besser Moser: „in einem auf der Erde befindlichen Wesen,“ wie die folgenden mit nisi in eo, qui eingeleiteten Sätze zeigen. — II. 2 liest man: „wenn wir zum Himmel aufblicken (suspeximus) und, was am Himmel ist, beobachtet haben.“ II, 17. „die Unhaltbarkeit dieser Annahme, schon widerlegt von Cotta, bedarf von mir keiner Erörterung,“ wo, abgesehen von der Steifheit des in Apposition gestellten Participiums, confutare bey dem Objecte, in welchem die Fehlerhaftigkeit ausgesprochen ist, mit „nachweisen,“ nicht mit „widerlegen“ hätte übersetzt werden sollen. II, 35 „herauf vom Meer“ für ex alto; II, 39. „der Quellen unversiechbaren, kühlen Lauf,“ wo eine Umstellung der Attribute dem Lateinischen fontium gelidas peremnitates näher kommen und an sich erträglicher seyn würde, obschon ein Wort, wie „Strömungen“ mehr zu billigen wäre. Daselbst ist fluitantium, zumal dem vorausgehenden submersarum gegenüber, offenbar unrichtig „sich ringelnd“ übersetzt. Auffallend ist II, 42 f. die Schreibung: „die sieben Trionen“ namentlich in dem Satze: „Dem klei-

neren der sieben Trionen aber folgt Cepheus.“ — II, 56 übersetzt Hr. Schröder: „Es sind nämlich die Menschen, nicht wie Insassen und Bewohner, sondern gleichsam von der Erde aus Beschauer des Ueberirdischen,“ indem er mit Orelli die Worte e terra mit spectatores verbindet. Dieses scheinen aber die dazwischen stehenden Worte non ut incolae atque habitatores zu verbieten. Wir möchten daher die Stelle lieber so erklären: „Sie gehören der Erde, als aus ihr entsprungen, an, nicht als“ u. s. f. — Daß III, 4. die Worte in hac subtilitate sermonis unrichtig übersetzt sind: „in einer so scharfsinnigen Untersuchung“ zeigt schon die Gegenüberstellung der Worte in causis forensibus; eher läßt sich III, 24. die Uebersetzung: eine scharfsinnige Beweisführung“ rechtfertigen, obgleich auch dort die Worte subtiliore ratione nicht genau wiedergegeben sind. — Ganz unrichtig ist III, 10. die Uebersetzung der Worte: a natura confirmatum „daß sie (die Welt) von Natur sich gebildet habe.“ Man vergleiche nur in der Uebersetzung selbst die Worte des folgenden Kapitels: „Sie hängt aber zusammen und besteht fort durch die Kraft der Natur selbst, nicht der Götter.“ — III, 18 ist fanum übersetzt: „eine Capelle;“ die richtige Uebersetzung ergiebt sich aus dem Griechischen *Εὐμενίδων τέμενος*, (vrgl. Apollodor. biblioth. III, 5. 9. und die zweyte Inhaltsangabe zu Sophocl. Oedip. Colon.) — Die Unrichtigkeit der Uebersetzung der Worte: parumne semper in ratione versantur: „handelt sich's da immer um ein Wenig von Vernunft“ ist schon aus der bey Cicero allein gebräuchlichen Bedeutung von parum zu ersehen. Der stärkste Verstoß ist aber der noch zum Schlusse zu Erwähnende, nämlich die Uebersetzung der Worte (III, 37.) Reges enim si scientes praetermittunt, magna culpa est, mit: „Wenn nämlich die Könige einsichtsvolle Männer übersehen, so sind sie in großer Schuld,“ und dieser ist um so auffallender, da unmittelbar darauf die Worte folgen: At deo ne excusatio quidem est inscientiae, welche deutlich zeigen, daß scientes auf reges zu beziehen ist, von Hrn. Schröder aber nicht weniger falsch übersetzt sind: „Aber Gott hat nicht einmal eine Entschuldigung für sein Nichtwissen.“

Hieraus ergiebt sich, daß bey der Mehrzahl der in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen die Genauigkeit keineswegs so groß ist, daß diesem Unternehmen dadurch der Vorrang vor allen ähnlichen gesichert würde. Wir wenden uns nun zur Betrachtung derselben in stilistischer Hinsicht, in welcher Hr. Klotz, wie wir oben gesehen haben, die gesteigerten Ansprüche der deutschen Nation durch dieselben befriedigt zu sehen hofft.

In dieser Beziehung steht Hr. Jacobs, wie sich von diesem würdigen Veteranen, der als Stilist und Philologe gleich ausgezeichnet ist, nicht anders erwarten läßt, als Muster da, und es möchte, selbst dem strengsten Richter kaum gelingen, einige Ausdrücke oder Wendungen aufzufinden, gegen die er einen gerechten Tadel aussprechen könnte. Ihm schließt sich am nächsten Herr Zumpt an, in dessen Uebersetzung dem Ref. nur einige einzelne Ausdrücke aufgefallen sind, wie S. 373. „Kriegs- und Friedensämter“ für imperia et honores; S. 378. „Unrecht empfangen.“ Bey Hrn. Droysen finden sich öfters undeutsche Wörter, wie S. 169. 188. 190. 264. „überseitigt,“ S. 170. 193. 207. 316. „darohne,“ S. 266. über Seite lassen, S. 318. zurückweislich, S. 319. preislich; Fremdwörter, selbst wo sie den Begriff, der sich im Originale findet, nicht genau wiedergeben, wie S. 159., nüanciren für distingui, was sich S. 176. als Uebersetzung von variare wiederfindet, wo es weniger anstößig ist; oder sonderbare Zusammenstellungen, wie S. 175. „und irrt darin gründlich“ (vehementer), S. 185. „verdünnen“ (für extenuare) im Gegensatze von anpreisen, S. 237. „gefeilte Nüchternheit“ (limata tenuitas); mit unter auffallende Constructionen, wie S. 182. „was hat es also zu sagen“ für quid attinet dicere, S. 191.„ viele nachher Vertheidiger“ für multi postea defensores, was ja auch im Lateinischen nicht in dieser der griechischen Sprache eigenthümlichen Weise zusammenzufassen ist. S. 214. „Es ist nach einem sehr liebenswürdigen Mann“ für est viri; mitunter steife, fast unverständliche Sätze, wie S. 169 f. „Und so wie Haß, Neid, Verachtung der Lust zuwider ist, so ist Freundschaft nicht bloß die treueste Fürsprecherin, sondern auch Schöpferin von Freu-

den, deren man nicht bloß gegenwärtige genießt, sondern auch in nächster und späterer Zeit erwartete sich mit Recht den Sinn erheitern läßt.“ Am meisten läßt aber in dieser Hinsicht Hr. Schröder zu wünschen übrig, der abgesehen von einzelnen unpassenden Ausdrücken, wie S. 640. „daß die Götter durch den Opfertod der Dacier gesühnt worden seyen,“ S. 641. „solcher Feldherrn, welche, dem Vaterlande zu dienen kein Leben schonten“ (vitae non parcerent), mitunter ganz in den Schulton verfällt, indem er auf ungehörige Weise die lateinische Wortstellung und Satzfügung beybehält. Um dieses zu können, erlaubt er sich ganz undeutsche Inversionen, wie S. 540. „Darauf Cotta, freundlich, wie er pflegte; Ei nun, sagte er, Vellejus“ u. s. w., ähnlich in der Frage: S. 562. „Jedoch jene ganze Gestaltung der Dinge, auf welche Weise nimmt sie von untheilbaren Körpern ihren Ursprung?“ nach Adverbien: S. 573. „Nicht einmal, weil nicht alle Kranke genesen, gibt es deßhalb keine ärztliche Kunst.“ Mit vorausgestelltem Objecte nebst einer Apposition, S. 601. „und Alles, wie als ihre Glieder und Theile saugt sie auf, und giebt ihnen (?) Bestand.“

Außerdem stellt er das die Copula enthaltende Verbum ganz gewöhnlich hinter die eingeschalteten Zwischensätze, statt vor dieselben; so S. 542 „Denn der Abderite Protagoras, dessen von dir so eben Erwähnung geschehen ist, ein in jenen Zeiten sehr angesehener Sophist, als er im Anfange seines Buches folgendermaßen geschrieben hatte: ... wurde auf Befehl der Athenienser aus der Stadt und aus ihrem Gebiete verjagt,“ S. 545. „Er sagt, ein Atom, wenn es durch sein Gewicht und seine Schwere in gerader Linie abwärts falle, weiche etwas zur Seite.“ Endlich achtet er überhaupt auf den Bau der Perioden viel zu wenig, so daß es nicht schwer halten würde, eine ganze Sammlung von solchen anzulegen, die so schwerfällig sind wie (S. 570) folgende: P. Vatinius nämlich, der Großvater des jetzt im Jünglingsalter stehenden, als ihm, da er von der Präfektur zu Strata nach Rom gieng, bey Nacht zwey Jünglinge auf weißen Rossen gesagt hatten, daß der König Perses an diesem Tage gefangen genommen worden sey, verkündigte es dem Senate, und wurde anfänglich, als hätte er unbefugter Weise über Staatsangelegenheiten gesprochen, in's Gefängniß geworfen; später aber, als vom Paullus ein Brief angelangt war und der Tag zutraf, sowohl vom Senate mit einem Grundstücke als mit Freyheit von Staatslasten beschenkt.“

Wer so übersetzt, giebt den Feinden der Philologie die Waffe selbst in die Hand, und hat sich bey Erhebung von Anklagen gegen die undeutschen Uebersetzungen deutscher Philologen, wie kürzlich in einer nicht gelehrten Zeitung eine zu lesen war, ohne Weiteres als Mitschuldiger zu betrachten; auf keinen Fall erreicht er aber was H. Klotz in der Subscriptionsanzeige von diesem Unternehmen in Aussicht gestellt hat, daß die Schriften des Alterthums in unserer Sprache naturalisirt werden, so daß sie einen integrirenden Bestandtheil unserer Nationallitteratur bilden, und es auch den nicht gelehrt Gebildeten möglich wird, das classische Alterthum im eigentlichen Sinne des Wortes zu studiren. Solche Uebersetzungen, die neben andern, gediegenen, sich um so übler ausnehmen, sind also für die Zukunft ferne zu halten, wenn diesem Unternehmen, dessen schönes Aeußere keineswegs ausreicht, um für den, im Verhältniß zu anderen, hohen Preis zu entschädigen, ein glücklicher Fortgang gesichert werden soll, und wenn der Herausgeber sich den Dank seiner Landsleute erwerben will, auf den er bey strenger und gewissenhafter Durchführung seines ursprünglichen Planes sicher rechnen kann.

Den einzelnen Schriften sind ziemlich ausführliche Einleitungen; den in sachlicher Beziehung schwierigen Stellen, oder auch solchen, bey welchen eine ganz wörtliche Uebersetzung nicht möglich war, Anmerkungen beygegeben. Die letzteren sind in den Büchern vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel meist von der Hand des Herausgebers, der im Uebrigen nur das Gegebene, wo es nöthig schien, vervollständigte oder berichtiget hat. Herr Droysen hatte sich nämlich, wie aus der Vorrede zu erfahren ist, strenger als die übrigen Uebersetzer an den in dieser Beziehung von Anfang beschränkteren Plan gehalten, und dann, um den Druck nicht aufzuhalten, Herrn Klotz beauftragt, die Gleichförmigkeit

herzustellen. Die Zweckmäßigkeit im Allgemeinen ist nicht in Abrede zu stellen; auch hier auf das Einzelne einzugehen, müssen wir uns in Berücksichtigung des Raumes versagen, um so mehr, als ein Punkt zu besprechen ist, auf den bey einer Uebersetzung, welche, wie die vorliegende, vorzugsweise für Leser bestimmt sind, die das Original bey der Lesung derselben nicht zur Hand zu haben pflegen, ein besonderes Augenmerk zu richten ist, nämlich die Correktheit des Druckes.

Diese läßt hier leider viel zu wünschen übrig, wenn anders alles, was dahin zu gehören scheint, wirklich dem Correkor zur Last fällt.

Hier und da sind ganze Stellen ausgefallen. So, außer den beyden schon oben erwähnten de divin. II. 8. die Worte: nullum est fatum; de fato 10. Causas enim efficientes quod non habebit, id nec verum nec falsum erit; de offic. I, 29. ne immodestum sed ingenuum, de nat. deor. III. 16; qui Belus dicitur. Sextus hic ex Alcumena, daſ. III, 22 quartus Nilo patre, quem Aegyptii nefas habent nominare. Aber auch außerdem ist die Zahl der Druckfehler gar zu groß, von denen wir die wirklich sinnstörenden hier aufzuführen für unsere Pflicht halten, während wir die unbedeutenderen durch Auslassung oder Versetzung einzelner Buchstaben u. dgl. dem Leser selbst zu verbessern überlassen. S. 31. Z. 3. v. u. steht beobachtender für beobachteter. S. 43 Z. 3 v. u. „an dem Denkmal“ für in. S. 117 Z. 8 v. u. schalten für schelten (dicere solent). S. 136 Z. 13 wenig für weniger, (minus neben magis). S. 144. Z. 6. „wenn es uns eben Mühe macht“ für aber (sin); daſ. Z. 6. v. u. „Soll er, sagt er,“ für: Soll ich S. 190. Z. 9. „was dasselbe“ für derselbe. S. 201 Z. 17. thaten für thäten. S. 233 Z. 11 v. u. Bestimmungen für Beystimmungen, (assensus). S. 237 Z. 9. bestimmte für beystimmte. S. 264. Z. 9. „das eben daß“ für „daß eben das.“ Daſ. Z. 18. „wenn das Leben . . . berührt würde“ für bereichert (si ad illam vitam . . . accedat). S. 280. Z. 10. v. u. „nannten sie“ für nennten (se . . . appellare). S. 295. Z. 5 v. u. Geschöpfen für allen Geschöpfen. S. 315 Z. 3 das für daß. S. 316 Z. 6 v. u. „Nun hiervon“ für Nur (Hoc uno). S. 323 Anm. **) Z. 2. Sinnenlicht für Sonnenlicht. S. 427 Z. 13 v. u. „Indeß die Götter, glaubt man, können nicht schauen“ für schaden. S. 451 Z. 13 „das Verfahren wieder gutmachen“ für Versehen. S. 518 Z. 19. „den sie liebt“ für der (amante), S. 523 Z. 10 „wenn es mit dem glänzendsten Ausdrucke bezeichnet wird,“ für gelindesten (minima ex parte). S. 534. Z. 1. „Gott sey das verwaltende Princip derselben“ für vorwaltende (? ejus ipsius principatum). S. 553 Z. 16. „Wie denn so eben Schritt für Schritt?“ für aber (autem). S. 558 Z. 7 „Gesetzt, er ist nun sterblich“ für unsterblich. S. 574. Z. 5 v. u. „der Herrlichkeit“ für die. S. 594. Z. 7. v. u. „was den Namen der Feldfrüchte bezeichnen soll,“ für Samen. S. 602 Z. 1. „Wenn . . . die Kunst nicht ohne Vernunft zu Stande bringt“ für nichts. S. 615 Z. 22 „mit dessen Freyheit und Wärme gemischt“ für Feinheit (tenuitate). S. 651 Anm. 46. lapedunculae für Capedunculae. S. 954 Z. 10 u. Z. 7 v. u. zweymal Juno für Ino. Demnach ist zu wünschen, daß auf die Fortsetzung in dieser Beziehung mehr Sorgfalt verwendet werden möge.

L. v. F.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, tirés des plus authentiques documents de l'art graphique, chartes et manuscrits, existant, dans les archives et les bibliothèques de France, d'Italie, d'Allemagne et d'Angleterre; publiés d'après les modèles écrits, dessinés et peints sur les lieux mêmes par M. Silvestre, et accompagnés d'explications historiques et descriptives par MM. Champollion-Figeac et Aimé Champollion fils. Paris, typographie de Firmin Didot frères. 1839—1841, (Livr. I. — XXXVI.) gr. Fol.

Wir bringen hier ein Werk zur Anzeige, welches an Pracht, Großartigkeit und Kostenaufwand nur wenige seines Gleichen hat, in jener speciellen Sphäre aber, der es angehört, einzig dasteht, und das große unbestrittene Verdienst, welches sich die Franzosen auf dem Gebiete der Handschriftenkunde überhaupt und auf jenem der Diplomatik insbesondere erworben haben, um ein Bedeutendes vermehrt.

Ehe wir auf eine nähere Erörterung desselben eingehen, glauben wir über den Begriff der Paläographie und über die im Zusammenhange der Wissenschaften ihr zukommende Stelle einige Bemerkungen vorausschicken zu sollen.

So sehr auch der Begriff von Paläographie für eine einfache und allgemeine Deutung dem Wortlaute nach von selbst sich darbietet, so bemühte man sich doch schon früh, diese Wissenschaft einseitig aufzufassen, und ihren Umfang willkührlich abzustecken, indem man einerseits ihre Benennung nur für die Kenntniß und kritische Erforschung der römischen und griechischen Inscriptionsdenkmäler gelten lassen wollte, andererseits aber Paläographie entweder für gleichbedeutend mit Diplomatik hielt, oder dieselbe der Diplomatik und umgekehrt die Diplomatik der Poläographie subordinirte. Während z. B. Ebert die gesammte Paläographie in drey Hauptabschnitte theilte: Epigraphik, Diplomatik nnd Bücherhandschriftenkunde, ist hingegen H. A. Erhard, (dessen „Kritische Uebersicht der Diplomatik“ *) zuverläßig das Gediegenste ist, was über diesen Gegenstand und namentlich über logische Entwicklung und Feststellung der hier obschwebenden Begriffe geschrieben worden), geneigt, freylich einem großen Vorgänger, Mabillon, folgend, die Paläographie ganz und gar für die Diplomatik in Beschlag zu nehmen, und dieselbe einen Bestandtheil, ja, das „historische Eigenthum“ der letzteren zu nennen. Das Unstatthafte dieser Annahme fühlend lenkt zwar Erhard in die Alternative ein, entweder die allgemeine Schriftkunde völlig in die Diplomatik oder Urkundenwissenschaft aufzunehmen, oder beyde als coordinirte sich unmittelbar an einander anschießende Theile eines höheren Ganzen zu betrachten. Dieses höhere wissenschaftliche Ganze erkennt Erhard in einer Geschichtsquellenkunde im weiteren Umfange, welche er in Archigraphik, Numismatik und Technematik abtheilt. Wenn man den ausführlich dargeleg-

*) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte. Herausgegeben von Höfer, Erhard u. Medem, Bd. II. S. 217 — 317. 371—445.

ten Motiven, auf welche Erhard diese Hauptabtheilung baut, seine Zustimmung nicht versagen kann, so wird man sich doch schwerlich mit dem Resultate zufrieden stellen, zu welchem die von ihm aufgestellte weitere Unterabtheilung und Gliederung der Archigraphik führt. Diese nämlich (die Schriftenkunde) zerfällt er wieder in drey besondere Theile: 1) Graphik oder Schriftlehre; 2) Diplomatik oder Urkundenwissenschaft; 3) Historematik, die Lehre von den Werken der Geschichtschreiber. Der Graphik werden aber wieder folgende drey Unterabtheilungen gegeben: a) Graphologie oder Schreibkunde, welche die historische Lehre von der Verrichtung des Schreibens überhaupt, von dessen Entstehung, Ausbildung und Verbreitung ꝛc. behandelt; b) Grammatologie oder Schriftkunde im engern Sinn, welche von den verschiedenen Schriftarten (Bilder- Zeichen- Buchstabenschrift) nach ihren verschiedenen Entwicklungsperioden, von den Abkürzungen, Zahlzeichen, musikalischen Zeichen ꝛc. handelt; c) Bibliologie oder Bücherwissenschaft, d. h. die Lehre von den Schriftwerken überhaupt, und den Bücherhandschriften insbesondere, nach ihrer Gestalt und äußern Einrichtung im Allgemeinen, ihren Verzierungen im Innern, ihrem Einband, von der Vervielfältigung der Schriftwerke durch die Buchdruckerey und dem hieraus hervorgegangenen neueren Bücherwesen, von der Sammlung der Bücher in Bibliotheken und deren Verwaltung oder dem Bibliothekwesen. Also so ziemlich die gesammte Bibliothekwissenschaft ein Unterordnungszweig der — Graphik! — Es ist dieß ein lehrreiches Beyspiel, wie weit und wohin das scharfsinnigste Systematisiren führen kann, und wie sehr sich auch hier die Extreme berühren. Denn es liegt doch wahrhaftig nahe genug, klar einzusehen, daß umgekehrt die Graphik in ihrer Bezugnahme auf das Bibliothekwesen nichts sey, als ein untergeordneter Zweig der Bibliothekwissenschaft, ein Gegenstand der Ausbildung des Bibliothekars.

Nach einfacher und natürlicher Auffassung ist Paläographie die Kunde des Schriftalterthums, vereinigt daher die s. g. Graphik und Grammatologie in sich, und erscheint je nach dem Standpunkte ihrer Uebung und Anwendung als allmeine oder besondere. Die allgemeine Paläographie als selbständig behandelte Wissenschaft hat die Erforschung und Darstellung der Beschaffenheit aller Schriftarten der Vorzeit, sohin die Geschichte der genetischen Entwicklung aller existirenden Schriftarten zur Aufgabe, ein Gebiet, das in seiner Totalität die Schranken menschlicher Kraft weit überragt, und daher nur theilweise und innerhalb relativ bemessener Gränzen zum wirklichen Anbau kommen konnte und kann. In ihrer speciell angewandten Behandlung ist die Paläographie eine Elementar- und Hülfswissenschaft für alle wissenschaftlichen Fächer, deren Gegenstand auf Schriftdenkmälern fußt, also für alle Zweige der Geschichte, der Rechtswissenschaft, der Theologie, der Philologie, und so wird sie je nach den Hauptgruppen der Anwendungsobjecte und zwar in ihrer ausschließlichen und nicht mehr bloß formellen Anwendung auf Inscriptionsdenkmale der bildenden Kunst zur Elementarwissenschaft der Epigraphik, in ihrer Anwendung auf Urkunden zur Elementarwissenschaft der Diplomatik, in ihrer Anwendung auf Bücherhandschriften zur Elementarwissenschaft der Handschriftenkunde im engern Sinne, (notitiae manuscriptorum i. e. librorum,) und in so ferne zum Bestandtheile dieser Wissenschaften selbst.

Um nun auf den Gegenstand vorliegender Anzeige im Hinblick auf die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem fraglichen Felde zurückzukommen, so tritt auch bey ihnen das Unsichere und Schwankende in der Auffassung des Begriffes der Paläographie allenthalben hervor, und zwar um so auffälliger, als gerade sie in den letztverflossenen Jahren die Paläographie mit besonderer Vorliebe monographisch behandelten. Zu diesen neuesten literarischen Bestrebungen gehört unter andern das von Natalis de Wailly, Vorstand der Central-Administration der Archive Frankreichs herausgegebene Werk: Eléments de Paléographie. Paris, imprimerie royale. 1838. Zwey Bände in größtem Quartformat, 716 und 452 Seiten. Dieser sehr allgemein klingende Titel erhält auf dem beygegebenen Schmutz- oder Nebentitel den modificirenden Zusatz: „pour servir à l'tude des documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi“ etc., wodurch sich denn erst der bey aller Reichhaltigkeit höchst einseitige Inhalt dieses umfas-

senden Werkes erklärt und rechtfertigt. Es zerfällt nämlich dasselbe in vier Abschnitte, von welchem der erste die Chronologie, der zweyte den Urkundenstyl, und das Formelwesen mit einer Uebersicht der notarii, referendarii und cancellarii des fränkischen Reichs ꝛc.; der dritte die eigentliche Palävgraphie (paléographie proprement dite) und der vierte die Urkunden-Siegel behandelt. Also nur der dritte Abschnitt des Werkes betrifft das, was der Haupttitel desselben aussagt, die Paläographie, und dieses nur in Bezug auf französische und lateinische Urkunden und Bücherhandschriften — (die diesem Theil beygegebenen Facsimile sind sehr zweckmäßig und instructiv eingerichtet, —) alles Ubrige fällt der Diplomatik anheim. Das kleine Schriftchen: Paléographie des chartes et des manuscrits par Chassant. Evreux, 1839. 8. scheint als Leitfaden zum Unterricht vom französischen Standpunkte aus nicht unbrauchbar zu seyn. Eine anerkennende Erwähnung verdient hier auch das Werk: Bibliographie paléographico - diplomatico - bibliologique générale ou repertoire systematique indiquant tous les ouvrages relatifs à la paléographie, à la diplomatique, à l'histoire de l'imprimerie et de la librairie, à la bibliographie, aux bio - bibliographies et à l'histoire des bibliothèques par P. Namur. Liege 1838. 2 Bde. 8. Der Hr. Verfasser, der zwar leider seinen Namen durch frühere literarische Freybeuteryen befleckt hat, (Vrgl. Serapeum, 1840. Nr. 14. S. 213) gehört zu den wenigen französischen Schriftstellern, die deutsch verstehen und deutsche Literatur zu schätzen und zu benutzen wissen. Hinsichtlich der innern Anordnung, der Verlässigkeit und angeblichen Vollständigkeit dieses Werkes ließe sich sehr viel erinnern; in letzterer Beziehung würden die zugänglichsten deutschen Bücher Nachträge und Berichtigungen nach Hunderten liefern. Hinsichtlich der französischen uns hier zunächst beschäftigenden Literatur haben wir die Vollständigkeit des Buches nur in Bezug auf ein einziges Werk erproben wollen. Wir suchten nach der an sich nicht sehr hoch anzuschlagenden Facsimile-Sammlung: E'critures anciennes d'après des manuscrits et les meilleurs ouvrages executées à la plume par J. Midolle. Strasbourg, 1834 qu. Fol., und fanden dieselbe betreffenden Ortes nicht vorgetragen. Noch eines in die Reihe der neuesten französischen paläographischen Bestrebungen gehörenden Werkes wollen wir hier gedenken, und zwar zunächst deßhalb, weil es von den beyden Verfassern des erklärenden Textes zu dem Silvestre'schen Werke herrührt. Es führt den Titel: Paléographie des classiques latins d'après les plus beaux manuscrits de la bibliothèque royale de Paris. Recueil de Fac-simile fidelement exécutés sur les originaux et accompagnés de notices historiques et descriptives. Par M. A. Champollion. Avec une introduction par M. Champollion-Figeac. Paris, Ernest Panckoucke, 1837, 106 S. kl. Fol. So vielversprechend dieser Titel auf den ersten Blick zu seyn scheint, so dürfte doch schon die Angabe, daß hier eine Paläographie der lateinischen Classiker bloß nach den schönsten Manuscripten der Pariser Bibliothek geboten werde, Zweifel an der Gründlichkeit und erschöpfenden Tendenz des Inhalts erregen. Und wir müssen gestehen, daß bey näherer Durchsicht des Werkes dieser Zweifel nur zu sehr gerechtfertigt erscheint. Zwölf Schriftmuster-Tafeln, von welchen die zwey ersten 7 kleine Proben der ältesten lateinischen Schriftarten (vom IV. bis zum VII. Jahrhundert), die dritte bis eilfte Facsimile aus Pariser Handschriften vom VIII. bis zum XV. Jahrhundert enthalten, die zwölfte Tafel aber das Facsimile eines Holzdruckes der ars moriendi begleitet von den eigentlichen Fragepunct fast ganz außer Berührung lassenden Literar-Notizen vermögen wahrhaftig nicht sich als eine Paläographie der römischen Classiker geltend zu machen, und wir können mit dem beßten Willen dem Werke keinen höhern Werth einräumen, als welchen ihm die Schlußworte der Einleitung selbst beylegen: „le lecteur pourra par le rapprochement de ces facsimile se faire une idée génerale des principaux élemens de la paléographie latine.“ *)

*) Das unter der Leitung des Grafen August von Bastard erscheinende Prachtwerk Peintures et ornements des manuscrits wird zwar, in so

Was nun das Silvestre'sche Werk selbst betrifft, so kündigt es sich an als allgemeine Paläographie, und identificirt diesen Titel mit dem Beysatz: Sammlung von Facsimile der Schriften aller Völker und aller Zeiten ꝛc. Der Anlage nach soll dasselbe aus zwey Foliobänden und diese zusammen aus 50 Lieferungen bestehen; jede Lieferung enthält sechs colorirte von Hrn. Silvestre nach den Originalien gezeichnete von vorzüglichen Künstlern theils auf Kupfer, theils auf Stahl en taille-douce gestochene Schriftmustertafeln, jede Tafel enthält eine volle Schriftseite und ist mit einem Blatte erklärenden Textes von derselben Größe wie jene der Tafeln begleitet. Der Subscriptionspreis einer Lieferung beträgt 30 Francs; das ganze Werk wird sohin den Subscribenten auf 1500 Frcs. zu stehen kommen. Die Auflage wurde nur anf 200 Exemplare gestellt; jedes Monat erscheint geringstens eine Lieferung; uns sind bis jetzt 36 Lieferungen zugekommen; das Ganze wird sohin binnen Jahresfrist vollendet seyn.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. J. H. Krause, Ἑλληνικά oder Institute, Sitten und Bräuche des alten Hellas mit besonderer Rücksicht auf Kunstarchäologie. Th. 1. 2. Leipzig 1841.

G. F. Ruperti, Handbuch der römischen Alterthümes. Th. 1. Länder des römischen Reiches. Die Hauptstadt Rom. Das römische Volk ohne Beziehung auf den Staat. Hannover 1841.

J. Gardiner Wilkinson, A second series of the manners and customs of the ancient Egyptians, including their religion, agriculture... derived from a comparison of the paintings, sculptures and monuments still existing, with the accounts of ancient authors. Vol. 1. 2. 3. London 1841. 8.

Charles Lenormand, Musée des antiquités Egyptiennes. Paris 1841. 8.

Dr. Dorow, Die indische Mythologie erläutert durch 3 noch nicht bekannt gewordene Original-Gemälde aus Indien. Wiesbaden 1821. 4.

— — — Die assyrische Keilschrift erläutert durch 2 noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon. Wiesbaden 1820. 4.

J. Stuart and Nicholas Revett, The antiquities of Athens and other monuments of Greece. London 1837. 8.

Hamilton Gray, Tour to the sepulchres of Etruria in 1839. London 1840. 8.

O. Jahn, Telephos und Troilos. Kiel 1841.

de Caumont, Cours d'antiquités monumentales professée à Caen. Vol. I. Paris 1830. 8.

Charles Texier, Description de l'Asie Mineure faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837 et publié par le ministére de l'instruction publique.

Première partie. Beaux arts, monuments historiques, plans et topographie des citès antiques. Livr. 11. 12. Paris 1840. f.

Adrien de Longpérier, Essai sur les médailles des rois perses de la dynastie Sassonide. Paris 1840. 4.

Th. G. v. Krajan, Beyträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter. Wien. 1840.

Luigi Cibrario, Della economia politica del medio Evo libri III, che trattano della sua condizione politica morale economica. Torino 1839. 8.

Dr. H. v. Sybel, Geschichte des neuesten Kreuzzuges. Düsseldorf 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

---

ferne es auch Schriftmuster enthält, nicht verfehlen, auch der Paläographie Behelfe der entschiedensten Wichtigkeit zu liefern; da jedoch der Hauptzweck dieses Werkes ein kunstgeschichtlicher ist, und die paläographischen Zugaben als bloße Nebensache erscheinen, so kann dasselbe um so weniger in den vorliegenden Kreis gezogen werden, als es gegen die Würde eines so ganz ausgezeichneten Unternehmens wäre, seiner nur im Vorbeygehen zu erwähnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, etc.

(Fortsetzung).

Betrachtet man das bereits Vorliegende des Werkes zunächst nur als Schriftmustersammlung, so führt schon der bloße Anblick einiger Blätter zu der entschiedenen Ueberzeugung, daß bisher als Sammlung nichts Aehnliches existirt hat. Sämmtliche Tafeln sind mit bewunderungswürdiger Schönheit, Reinheit und Wahrheit gefertigt. Hr. Silvestre ist in der Kunst der Facsimilirung ein vollendeter Meister. An seinen Schriftmustern ist jenes Starre und Verzerrte, das die meisten Facsimile in größerem oder geringerem Grade an sich zu tragen pflegen, nirgends ersichtlich; er versteht es ganz, sich in die Hand- und Kielführung des ursprünglichen Schreibers zu versetzen; mit einem Worte: seine Facsimile lassen nichts zu wünschen übrig; sie geben mit der gewissenhaftesten Treue das Bild und den Character, — den Totaleindruck der Originalien, und das ist es, was man von Schriftmustern als solchen fordern kann und muß. Und so ist uns denn durch den Besitz dieses großartigen Werkes für theoretische Belehrung wie für praktische Berathung im Gebiete der Schriftkunde ein wahrer Schatz erschlossen. Die ältesten wichtigsten und interessantesten Handschriften der reichsten Manuscriptensammlungen der Welt, — der Pariser Nationalbibliothek, der Vaticana, des brittischen Museums, der Bibliotheken zu Wien und München, sind hier in vollgültigen Repräsentanten vereiniget; das in den ungeheuersten Entfernungen durch ganz Europa Zerstreute liegt hier zur bequemen, gemeinsamen, vergleichenden Benutzung beysammen; ein längst gehegter und beynahe für unausführbar gehaltener Wunsch ist in Erfüllung gebracht.

Schriftmuster können aber, wenn sie von wahrem Werthe seyn und ihrem eigentlichen Zwecke entsprechen sollen, nicht für sich allein bestehen; sie müssen die Rechtfertigung und den Grund ihres Vorhandenseyns mit sich führen; sie sind Urkunden-Abdrücken vergleichbar, welche einer geschichtlichen Ausführung als die überzeugenden und entscheidenden Belege und Beweise zur Seite stehen, oder ausserdem wenigstens das Gepräge eines ihnen zum Grunde liegenden selbstständigen Planes an sich tragen müssen, und sodann einen wohlgeordneten aus treuen Abdrücken interessanter Originalien bestehenden Codex diplomaticus bilden.

In dieser Beziehung jetzt schon über das Silvestre'sche Werk absprechen zu wollen, wäre ungerecht, da selbes noch nicht vollendet ist, die einzelnen Schriftmuster-Tafeln durch keine unter sich fortlaufende Bezeichnung zusammenhängen, und die dem Werke voranzuschickende Einleitung und Ordnungs-Uebersicht, mithin die Seele und der Odem, der die jetzt noch chaotisch durch einander liegende Masse beleben und zum organischen Ganzen gestalten soll, zur Zeit noch fehlt.

Demungeachtet können wir nicht umhin, im Interesse der Sache und der Wissenschaft Einiges über den Umfang und Bestand der bis jetzt erschienenen Lieferungen zur Kenntniß unserer Leser zu bringen, und eben jetzt schon das anzudeuten, was wir in Hinsicht auf den Plan und die Anlage des Werkes, insbesondere aber bezüglich des den Schriftmustern beygegebenen erklärenden Textes erinnern, und — ehe noch das Werk seiner vollen Beendi-

gung zugeführt wird, — eine Berücksichtigung von Seite der Hrn. Herausgeber gewürdigt wünschen möchten.

Nach dem Unterschiede der Sprache, in welcher die Originale der vorliegenden Facsimile abgefaßt sind, gehören unter den bis jetzt gelieferten 216 Schriftmustertafeln beynahe die Hälfte der lateinischen Sprache an; 82 gehören der griechischen, 19 der slavischen, 13 der altdeutschen, 11 der altfranzösischen, 3 der angelsächsischen, 3 der ungarischen, 2 der isländischen, 1 der gothischen, 1 der englischen, 1 der irländischen, 1 der spanischen und 29 verschiedenen orientalischen Sprachen, darunter 8 der arabischen, 6 der ägyptischen, 4 der koptischen, 3 der persischen, 3 der hebräischen, 1 der phönizischen, 1 der armenischen, 1 der georgischen, 1 der bengalischen, 1 der Sanskrit-Sprache an. Ausserdem findet sich eine Tafel mit babylonischer und persischer Keilschrift, 1 mit Runen, 1 mit tironischen Noten und 1 mit peruvianischer Zeichenschrift.

Von den lateinischen Handschriften sind 2 aus dem IV. Jahrhundert, 3 aus dem V., 8 aus dem VI., 7 aus dem VII., 8 aus dem VIII., 13 aus dem IX., 7 aus dem X., 8 aus dem XI., 5 aus dem XII., die übrigen aus spätern Jahrhunderten; von den griechischen Handschriften ist eine aus dem II. Jahrhundert vor Christus, 1 aus dem I. Jahrhundert vor Christus, 2 sind aus dem IV — V. Jahrhundert nach Christus, 3 aus dem VI., 1 aus dem VII., 2 aus dem VIII., 5 aus dem IX., die andern aus dem X — XVII. Jahrhundert.

Nur vier von sämmtlichen Schriftmustern sind aus eigentlichen Urkunden, einige wenige aus Stein- und Metall-Inschriften und aus Papyrus-Rollen, alle übrigen aus Bücherhandschriften entnommen.

Aus dieser dem Werke faktisch gegebenen Basis erhellt, wie viel das noch rückständige Drittheil desselben nachzuholen hat, wenn der dem Werke vorgesetzte Titel: „Paléographie universelle," „écritures de tous les peuples et de tous les temps," auch nur einigermassen gerechtfertigt

werden soll; (an wirkliche und vollständige Erfüllung jener Verheißung konnte ohnehin im Ernste nie gedacht werden, da man Niemanden die Leistung des Unmöglichen zumuthen kann.) Es leuchtet nach dem bereits Gegebenen ein, daß die Bezeichnung „allgemeine Paläographie" nur im relativen Sinne, nämlich in vorzugsweiser Bezugnahme auf Bücherhandschriften zu verstehen sey; denn eine gleichmäßige Berücksichtigung der Kunstschrift (Inscriptionen) und der Urkundenschrift scheint uns im Hinblick auf die selbst noch bezüglich der Bücherschrift obwaltenden Lücken, durch die noch rückständigen 84 Schrifttafeln auf keine Weise mehr ausführbar zu seyn. Es kann übrigens auf solche um so leichter Verzicht geleistet werden, als insbesondere der Urkundenschrift in mehreren ausgezeichneten Werken über Diplomatik eine treffliche Bearbeitung zu Theil geworden ist, während hingegen die Bücherschrift einer ihr ausschließlich gewidmeten Behandlung im Ganzen, d. h. eine umfassende und systematische Beleuchtung der stufenweisen Ausbildung der in Bücherhandschriften vorkommenden Schriften nach ihren sprachlichen und nationalen Verschiedenheiten zur Zeit noch entbehrt. Und diesem Bedürfnisse zu begegnen, erscheint als die vorzüglichste Aufgabe des Silvestre'schen Werkes, deren genügende Lösung von demselben bey den ihm zu Gebote stehenden Mitteln mit Bestimmtheit zu erwarten eben keine zu unbillige Forderung seyn dürfte. Diese Erwartung wird um so sicherer in Erfüllung gehen, wenn sich die Hrn. Herausgeber angelegen seyn lassen wollten, in den noch rückständigen Lieferungen recht viele Facsimile von datirten Handschriften zu geben, d. h. von solchen, welche über die Zeit ihrer Abfassung ausdrückliche Angaben enthalten. Eine Sammlung der datirten Schlußschriften (Epiphoneme) bloß aus sämmtlichen Pariser Handschriften herzustellen, ähnlich jener, welche Casley mitgetheilt, würde den HH. Herausgebern in Folge ihrer amtlichen Stellung ein Leichtes seyn, den Werth und die Verdienstlichkeit ihres Unternehmens aber ungemein erhöhen.

Der höhere oder geringere Grad von Brauchbarkeit des Werkes wird ferner auch davon abhängen, welche Reihenfolge den einzelnen Tafeln

gegeben werden wird; (wir wollen nämlich nicht hoffen, daß diese bereits durch die am untern Rande der Textblätter von der dritten Lieferung an erscheinenden arabischen Ziffer angedeutet sey; denn diese würden das Werk zum Chaos gestalten). Wir sind sehr begierig zu vernehmen, wie in dieser Beziehung die HH. Herausgeber verfügen werden. Die einfachste und zweckmäßigste Ordnung würde nach unserm Dafürhalten darin bestehen, die Gesammtmasse der Schriftmuster zuvörderst in zwey Hauptgruppen zu scheiden, in jene des semitischen und in jene des nicht semitischen Sprachstammes, die einzelnen Tafeln sodann nach den Sprach-Unterabtheilungen in genetisch-chronologischen Reihen sich folgen zu lassen, deren nähere Nachweisung und Motivirung die mit dem Schluße des Werkes erscheinende Einleitung enthalten könnte.

Was endlich den bisher vorliegenden Text des Werkes anbelangt, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir denselben im Allgemeinen den wissenschaftlichen Anforderungen nicht vollkommen entsprechend finden. Der Gedanke, jeder einzelnen Schriftmustertafel auch ein einzelnes Großfolioblatt Text beyzugeben, scheint uns schon von vorne herein kein glücklicher gewesen zu seyn. Es ist bey literarischen Erzeugnissen immer ein höchst mißlicher Umstand, durch fest abgegränzte Raumverhältnisse angewiesen zu seyn, wie viel Zeilen die vorgesetzte Erörterung betragen dürfe. Es ist nicht möglich die Erläuterung einer interessanten und wichtigen Schriftmustertafel anders als auf Kosten des Gehaltes und der Vollständigkeit der Erläuterung selbst in diesen mechanischen Rahmen einzuzwängen, und es lassen sich bey minder wichtigen oder unter gemeinsame Gesichtspunkte zu stellenden Schrift-Tafeln schwerlich zwey Folioseiten anfüllen, ohne in Wässerigkeit und müssige Wiederholungen zu verfallen.

Da die eigentliche Aufgabe des erklärenden Textes zu einem Werke wie das vorliegende wohl nicht bloß darin bestehen kann, über die Handschriften, aus welchen die Facsimile entnommen sind, Nachrichten zu ertheilen und Literarnotizen zu geben, sondern vielmehr in der paläographischen Würdigung der gegebenen Schriftmuster, in der Hervorhebung und kritischen Beleuchtung der charakteristischen Merkmale derselben und in der Nachweisung der geschichtlichen Schrift-Ausbildungsstufe, welcher die betreffenden Originale angehören; eine Erörterung und Nachweisung dieser Art ist aber ohne vergleichende Bezugnahme auf zeit- und gattungsverwandte Handschriften nicht gedenkbar, setzt ein gleichzeitiges Vorhandenseyn der nöthigen Vergleichungsobjecte voraus, und war daher in Folge des lieferungsweisen und zusammenhangslosen Erscheinens des Hauptwerkes und der erwähnten Zersplitterung des Textes geradezu unausführbar, und somit ein Hauptzweck des Werkes schon durch die Art der Herausgabe vereitelt. Es hängt nun noch von der dem Werke voranzustellenden Einleitung und, wie gesagt, von der den vereinzelt vorliegenden Blättern zu bestimmenden Aufeinanderfolge ab, in welchem Grade das Gesammt-Unternehmen brauchbar, und den keineswegs nieder gespannten Erwartungen entsprechend erachtet werden könne.

Indessen nicht bloß in paläographischer, sondern auch in mancher anderen Beziehung giebt der von den beyden HH. Champollion bearbeitete Text zahlreichen Wünschen und Berichtigungen Raum. Wir wollen zum Schluße und gleichsam beyspielsweise einige Belege für vorstehende unsere Behauptung liefern, und wählen hiezu den Text zu solchen Schriftmustern, welche aus Handschriften der hiesigen k. Hof- und Staatsbibliothek entnommen sind.

Livr. I. Pl. 4. Commencement du XVI. siècle. Allemagne. Typographie. Albert Durer. Unter dieser seltsamen Aufschrift ist ein Facsimile aus dem hiesigen auf Pergament gedruckten Gebetbuche mit Dürer's und Lucas Kranach des ältern Federzeichnungen v. J. 1515 begriffen. Wie die HH. Herausgeber dazu gekommen, ein Facsimile aus einem gedruckten Buch in ihr Werk aufzunehmen ist uns nicht klar. (Es ist dieß ein Gegenstück zu der oben erwähnten xylographischen Ausgabe der ars moriendi in der Paläographie der lateinischen Classiker).

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Ludw. Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Stuttgart 1841.

Ed. Gibbon, The history of the decline and fall of the roman empire. An entirely new edition with notes by the R. Milman. Vol. 1 — 8. Paris 1840. 8.

Dr. Peter von Kobbe, Römische Geschichte. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Otto von Mirbach, Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Neue Folge. Bd. 1. 2. Mitau 1841. 8.

Gust. Seyffarth, Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. Heft 7. Leipzig 1840. 4.

Jos. Schneider, Naturhistorisch = topographisch = statistische Beschreibung des hohen Rhöngebirges. Fulda 1840. 8.

J. E. v. Koch = Sternfeld, Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute und ihren Zweck als eine der fürwährenden Aufgaben der bay. Akademie der Wissenschaften. München 1841. 4.

Dr. Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland. Th. 1. 2. Hamburg 1840. 8.

Deutschland und Rußland. Mannheim 1839. 8.

G. B. Depping, Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672, 1673 und 1674. Münster 1840. 8.

Neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Leipzig 1841. 8.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten.

J. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Th. 1. Urgeschichte und Wachsthum des Reiches bis zum Jahre 1453. Hamburg 1840. 8.

W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 1. Hamburg 1840.

Duarte Nunnez do Lião, Chronicas dos reis de Portugal. T. 1 — 4. Lisboa 1774 — 80. 4.

Est. de Corbera, Cataluña illustrada. Napoles 1678. fol.

Wilh. Bar. v. Rahden, Cabrera. Erinnerungen aus dem Spanischen Bürgerkriege. Frankfurt 1840. 8.

Marquis de Miraflores, Essais historiques et critiques pour servir à l'histoire d'Espagne de 1820 à 1823, trad. par A. F. Couturier de Vienne. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Histoire de la révolution d'Espagne de 1820 à 1823. Par un Espagnol témoin oculaire. Vol. 1. 2. Paris 1814. 8.

Carlo Baudi di Vesme, Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell' imperio romano fino allo stabilimento dei feudi. Torino 1836. 4.

Will. Spalding, Italy and the Italian islands from the earliest ages to the present time. Vol. 1 — 3. Edinb. 1841. 8.

P. Zagata, Cronica della cittá di Verona, colla continuazione di Jacopo Rizzoni ampliata e supplita da G. Biancolini. Vol. 1. 2. Verona 1747. 4.

M. Miége, Histoire de Malte, précédée de la statistique de Malte et de ses dépendances. Vol. 1 — 3. Paris 1841. 8.

Dr. G. F. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt = Italien. Heft 3. Der Römer älteste Sagengeschichte von Italien. Hannover 1840. 4.

Eugène Sue, Histoire de la Marine française. Vol. 1 — 5. Paris 1835 — 37. 8.

Paul L. Jacob, Histoire de l'homme au masque de fer. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, etc.

(Schluß.)

Was die dem vorliegenden Facsimile beygegebene Erklärung betrifft, so hat die hier ausgesprochene Meynung, daß dieses Gebetbuch aus Dürer's eigener Presse hervorgegangen, unter den Vermuthungen über die Entstehung und Veranlassung dieses nicht nur in artistischer sondern auch in typographischer Beziehung höchst interessanten Produktes wohl am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich. Daß von Dürer die Zeichnung der Typen herrühre, hat zwar bereits Bernhart vermuthet (Aretin's Beyträge V, 90), und daß Dürer eine Buchdruckerey besaß, ist bekannt; die Angabe aber, daß die Typen dieses Buches jene des Theuerdanks von 1517 seyen, ist geradezu falsch und durch den Augenschein widerlegt. Auch die Bibliothektradition, daß dieses Gebetbuch ein Probedruck für Kaiser Maximilian I. gewesen, um sich zu überzeugen, wie sich diese Typengattung (große Canon-Fractur! —) für seinen bey Schönsperger in Augsburg in Bestellung gegebenen Theuerdank ausnehmen würde, scheint uns sehr zweifelhaft zu seyn und beruht vielleicht auf einer Verwechslung mit dem ehemals Joschischen Diurnale v. J. 1514 aus Schönspergers Officin. (Heller, Beyträge zur Kunst- und Literaturgeschichte. S. CXVII. Desselben Leben und Werke A. Dürers S. 49 — 61. Jedenfalls hat die Ausgabe des Theuerdanks nichts als die geschweifte Verzierung der Buchstaben (Schreibzüge) mit dem Dürer'schen Gebetbuch gemein, was denn auch, sowie die Aehnlichkeit der Typen der 4 Titel-Linien des Theuerdanks mit jenen des Gebetbuchs für eine gemeinsame Officin, die Schönsperger'sche nämlich, spricht. Daß das fragliche Gebetbuch für einen regierenden Fürsten bestimmt war, erhellt aus der Stelle F. 12: „dominus dominantium, qui me exiguam creaturam tuam ut populo tuo preessem, ex nihilo constituisti etc.“; das Werk kann aber auch als Erbauungsbuch für Regenten überhaupt berechnet und vorliegendes (unvollständiges) Exemplar ebensowohl für einen bayerischen Fürsten (wie Docen in der Vorrede zur Strixner'schen Ausgabe der Randzeichnungen vermuthet), als für Kaiser Maximilian bestimmt gewesen seyn.

Zu bedauern ist, daß die fragliche Champollion'sche Erklärung durch den wiederholten Druckfehler: Theuerdanek und die Aufschrift des Facsimile selbst durch den häßlichen Schreibverstoß: „Albrecht Dürers weitberhüembten Maters Hundrüsz“ statt „ . . . . . Malers Handrüsz“ entstellt sind.

Das vorliegende Textfacsimile ist übrigens nicht das erste dieses interessanten Buches; die englische Zeitschrift „Repository of arts, literature, fashions etc. II. Series, Vol. IV. pag. 220, London 1817, lieferte bereits ein solches; der damals in England vorbereitete Plan, den ganzen Text des Buches lithographiren zu lassen, und so die Strixner'schen Randzeichnungen (passender als mit dem polyglotten Vaterunser) zu ergänzen, wird gegenwärtig von Hrn. F. X. Stöger durch die Cotta'sche liter. art. Anstalt dahier zur Ausführung gebracht.

Livr. IV. Pl. 4. Écriture minuscule saxonne VIII. siècle Homélies de Saint Augustin. (Cimel. IV. 5. d. nicht n. 5. d. wie es in der Ueberschrift des Facsimile heißt.) Die Heraus-

geber verstehen unter sächsischer Schrift die angelsächsische, welche nach der auch hier adoptirten Ansicht der Benedictiner *) nichts anderes ist, als eine von den alten Britonen herrührende Entstellung der römischen Schrift; sie theilen dieselbe in die angelsächsische im engern Sinne, in die sächsisch-irländische, sächsisch-französische und in die deutsch-sächsische, und halten die Schrift des vorliegenden Facsimilie, — aus einem Freysinger Codex der Homilien des hl. Augustinus für sächsisch-französisch, d. h. für angelsächsische Schrift, wie diese in Frankreich vor dem allgemeinen Durchdringen des karolingischen Schrifttypus vorkam. Die Haltbarkeit der hiefür geltend gemachten Gründe kann erst bey gemeinsamer Vergleichung der in den verschiedenen Ländern unter dem Einfluß angelsächsischer Missionäre entstandenen Schriftdenkmale einer nähern Prüfung unterstellt werden. Der schwächste dieser Gründe ist übrigens gewiß der, daß der Name des Schreibers des fraglichen Codex „Amalricus" ein in Frankreich häufig vorkommender sey, so wie auch dieser Name nur beweiset, daß der Codex nicht, wie bisher angenommen werden wollte, von dem hl. Corbinian selbst oder von einem seiner nächsten Nachfolger auf dem Freysing'schen Bischofsstuhle geschrieben worden sey.

Livr. VI. Pl. 4. Écriture minuscule caroline penchée. IX. siècle. Paraphrase de l'évangile (Messiade) en langue theotisque.

Die Freysinger Handschrift von Otfried's Evangelien-Paraphrase. „L'Alsacien Otfride, moine de Wissembourg (sic) entreprit de polir et de regler la langue vulgaire des Germains, encore irreguliere et barbare; affligé de cette barbarie il voulut la faire disparaître." Aus dem Munde von Franzosen können solche Aeußerungen nicht befremden, da noch vor sehr kurzer Zeit selbst sonst achtbare deutsche Schriftsteller derley vernehmen ließen. Die angeblich aus Lambeccius entnommene, zunächst eben gegen jenen ehrenwerthen Mann des Alterthums, dem wir die vorliegende Handschrift des Otfried verdanken, gerichtete Anschuldigung, daß Otfried's Werk schon gleich bey seinem Erscheinen die Beute von Plagiatoren geworden „s'il est vrai que Sigefroi prêtre de Freysingen qui a composé un ouvrage en rhythmes aussi sur le cantique des cantiques (!) n'a été que le copiste d'Otfride" hätte doch sehr leicht aus der sowohl bey Kollar. I. 703. als auch von Graff, (Krist, Vorrede S. XV, Note) vollständig mitgetheilten Schlußschrift der hiesigen Handschrift die nöthige Berichtigung finden können.

Livr. VIII. Pl. 4. Écriture min. caroline allemande. X. siècle. Évangeliaire latin, écrit par Saint Udalrich. (Cimel. IV, 2. a. nicht VI. 2. a.)

Die Hrn. Herausgeber lassen die lediglich nur durch das in dem vorliegenden Codex vorkommende Epiphonem: „Deus propitius esto Vdalrico peccatori" veranlaßte Vermuthung, daß dieser Codex von dem hl. Ulrich († 973) eigenhändig geschrieben sey, dahin gestellt seyn. Es wundert uns sehr, daß sie dieselbe nicht geradezu als unstatthaft erklärten, da doch der Character der Schrift offenbar nicht mehr dem X., sondern dem XI., wenn nicht sogar dem XII. Jahrhundert angehört, und übrigens während dieser letztgenannten zwey Jahrhunderte mehrere Canoniker des Domstifts Augsburg mit dem Namen Ulrich beurkundet sind, auf deren einen jenes Epiphonem etwa bezogen werden könnte. (Vrgl. Khamm, hierarch. August. T. I. p. 525. 576. 579. 584.)

Livr. IX, Pl. 5. Écriture minuscule caroline penchée. IX. siècle. Paraphrase de l'Évangile en vers theotisques.

Der erklärende Text giebt eine kurze Geschichte dieses höchstwichtigen aus der Bamberger Dombibliothek stammenden altsächsischen Sprachdenkmals aus Gley, langue et litt. des anciens Francs, erwähnt aber der Schmeller'schen Ausgabe des Werkes nicht. Hrn. Silvestre scheint sie aber be-

*) Lehrgeb. der Dipl. Bd. IV. S. 404. §. 672. Sieh dagegen Turner, the history of the Anglo-saxons. Paris 1840. Vol. I. pag. 138. Rask, a grammar of the Anglo-Saxon tongue. Translat. by Thorpe. Copenh. 1830. p. XLVI.

kannt gewesen zu seyn, weil das betreffende Facsimile die Ueberschrift hat: „Heliand, poeme en langue Saxonne.“

Livr. XII. Pl. 5. Écriture minuscule gothique allemande. XVI. Siècle. Constitution imperiale, de la bibliothèque de Ratisbonne. Ueberschrift des Facsimile: XV. Siècle. Allemand. verso du 88. fol. de Kaiser-Recht Westph. Frey Gerichte.

Diese wunderlichen scheinbar unter sich im Widerspruch stehenden Aufschriften beruhen auf einer Mißdeutung des Inhalts der fraglichen Handschrift. Diese nämlich enthält 1. das sogenannte kleine Kaiserrecht in hochdeutschem Dialecte (Senkenberg, Corp. j. germ. T. I. P. I. p. 1 — 124). 2. Eine undatirte Aufzeichnung des Weisthums der Freygrafen des Vehmgerichts unter Kaiser Ruprecht (Senkenberg, l. c. T. I. P. II. p. 71 — 76.). Zum Gegenstande des Facsimile ist die Formel des Judeneides gewählt. Der erklärende Text enthält fast nichts als eine Expectoration gegen unsere arme Fracturschrift, (l'écriture gothique moderne) gegen ihre lettres carrées, tremblantes, écrasées, inégales, bizarres, indéchiffrables,) gegen die systematische Halsstarrigkeit der Deutschen, zum römischen Character zurückzukehren ꝛc. Nach diesem Gallenerguße, der drey Viertheile des Textes einnimmt, und welchen zu tadeln wir uns um so weniger unterfangen, als er die entschieden größte Autorität auf dem Gebiete deutschen Sprachwesens für sich hat *), wird endlich versöhnend auf das vorliegende Facsimile eingelenkt, dessen Schrift sogar als schön in ihrer Art befunden, weil sich Annäherungen an die weichen Formen der römischen in derselben fänden: „dans le gothique parfait, c'est-à-dire le plus laid, l'o a jusqu'à six angles ou pointes: celui de notre manuscrit n'en a que deux.“ Ueber den Inhalt des Codex sagen die Herausgeber: „Ce curieux volume contient la Loi imperiale (das Kaiser-Recht); on ne dit pas le nom de l'empereur qui la donna.“ — In Folge Schreibversehens heißt es am Schluße, daß das Manuscript in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sich befinde, obschon die Aufschrift richtig München als Aufbewahrungsort angiebt, nur ist hier die Signatur Cod, germ. 26. Ratisb. cim. LXV. dahin zu berichtigen, daß es „. . . . Ratisb. civ.“ etc. heißen muß.

Livr. XXII. Pl. 5. Écriture onciale gallicane, VI ou VIII. Siècle. Breviaire d'Alaric; abrégé du code Theodosien. Aufschrift im Facsimile: VI. Siècle. Code Theodosien.

Die Herausgeber glauben diese Handschrift, das älteste Schriftdenkmal der hiesigen Bibliothek, unter Bezug auf das Lehrgebäude der Diplomatik und auf Schannat wegen der hier und da vorkommenden sogenannten deutschen Capitalen in die Mitte des VIII. Jahrhunderts setzen zu müssen, indem Initialen der Art erst um diese Zeit der Uncialschrift beygegeben worden seyen. Allein dieses einzelne Motiv der Altersbestimmung vermag nichts gegen die überwiegenden aus der Gesammtcharacteristik der Handschrift hervorgehenden Gründe, welchen zufolge dieselbe wenn nicht noch dem VI. zuverläßig dem VII. Jahrhundert angehört. (Vrgl. Hufeland, Vorläufige Nachricht von den jurist. Schätzen der Würzburger Universitätsbibliothek ꝛc. S. 24. Haubold, opuscula acad. T. II. pag. CXXX. n. 56.) Die Aeußerung der Hrn. Herausgeber über den Inhalt der Handschrift: „les pratiques des barbares s'y mêlent quelquefois à la raison romaine“ etc. scheint auf einer Verwechslung der Lex Wisigothorum mit dem Breviar zu beruhen.

Livr. XXVIII. Pl. 5. Écriture onciale caroline. VII. Siècle. Évangeliaire latin avec le nom du copiste.

Die Stelle in der Schlußschrift des Schreibers dieses Codex: „quia tribus digitis scribitur (nicht scribetur, wie es in dem Textabdrucke heißt) halten die HH. Herausgeber für eine „particularité fort curieuse, c'est-a-dire qu'il n'avait que trois doigts à la main, avec la quelle il a écrit ce manuscrit,“ während doch die fragliche Stelle

*) Grimm, deutsche Grammatik 3. Ausg. I. 29. „wer die sogenannte deutsche schrift braucht, schreibt barbarisch.“

ganz einfach auf das Geschäft des Schreibens zu beziehen ist, zu dessen Verrichtung man wohl nie mehr als drey Finger nöthig hatte. Die Bezeichnung in der Ueberschrift „écriture onciale caroline erscheint durch die beygegebene Altersbestimmung (VII. Siècle) von selbst als unstatthaft, wenn man auch die Benennung „karolingische Schrift“ schon für die erste Hälfte des VIII. Jahrhunderts gelten lassen will.'

Livr. XXX. Pl. 4. Écritures romaines allemandes. IX. Siècle. Invention de la croix et prière de Wessobrunn en theotisque. (Cimel. III. 4. m. nicht III. 4 M.

Von dem unter dem Namen des Wessobrunnergebetes in der Literatur bekannten äußerst wichtigen Sprachdenkmale war bisher neben einer langen Reihe von Ausgaben nur ein Facsimile vorhanden, das Ellingersche dem Gräterschen Abdrucke beygegebene, an welchem ein sonst sehr strenger Kritiker nichts zu tadeln wußte, als daß es zu dem Lesefehler mitman statt mit inan Veranlassung gegeben. Das heurige Jahr führte uns gleichzeitig zwey an Treue und Trefflichkeit der Ausführung mit einander wetteifernde Schriftnachbildungen dieses Denkmals zu, das vorliegende Silvestresche Facsimile nämlich, und das der Gessert'schen Beschreibung des betreffenden Wessobrunner Codex beygefügte von der Hand des Hrn. Progel. (Serapeum, 1841 Nr. 1.) Die Notizen, welche die HH. Champollion in ihrem erklärenden Texte zu dem Silvestreschen Facsimile mittheilen, sind aus der Gley'schen Ausgabe des Gebetes entnommen. (Langue et litt. des anc. Francs p. 155.) Die geographische Unrichtigkeit: „Wessobrunn est le nom d'une ville de la haute Bavière, Weissenbrunn,“ was die Namensentstellung betrifft, bereits in zwey früheren Ausgaben vorkommend, berührt weniger empfindlich als die Schreibfehler maista statt meista und pareg statt pereg in den Probezeilen des erklärenden Textes.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des français. Vol. 24. Paris 1840. 8.

C. L. Ring, Denkmäler der Römer im mittäglichen Frankreich. Karlsruhe 1841. 4.

A. Comarmond, Antiquités de Lyon. Dissertation sur trois fragmens en bronze, trouvés à Lyon. Lyon 1840.

A. E. Poquet, Histoire de chateau Thierry. Vol. 1. 2. Chateau-Thierry 1839. 8.

Ad. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtige Zeit. Lief. 1 — 7. Straßburg 1840. 8.

Documents inédits concernant l'histoire de France, et particulièrement l'Alsace et son gouvernement sous le règne de Louis XIV, tirés des manuscrits de la bibliothèque du roi, des archives du royaume et autres depôts par M. Vanhuffel. Paris 1840. 8.

Philippe de Commynes, Mémoires. Nouvelle édition, revue sur les manuscrits de la bibliothèque royale et publiée, avec annotations et éclaircissements par M. Dupont. Vol. I. Paris 1840.

Martin Doisy, Manuscrit inédit de Louis XVIII, précédé d'un examen de sa vie politique; avec pièces justificatives et correspondance de Louis XVIII. Paris 1839. 8.

M. Berryer, Souvenirs de M. Berryer, doyen des avocats de Paris de 1774 à 1838. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

H. J. Pairhans, Militärische Stärke und Schwäche von Frankreich. Stuttgart 1841. 8.

Capefigue, Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques 1830 à 1835. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836.

Lieut. Colonel de Baudus, Etudes sur Napoléon. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, Kabul and Badakhshan, in the years 1836, 1837 and 1838. By Lieut. John Wood. London 1841. *)

Wahrhaftig sey der Mensch, gründlich und tüchtig in Allem, was er treibt und schafft; dann ist es gleichgültig, ob von der Mitwelt er verkannt oder gepriesen wird. Es wird ohne Zweifel einmal die Zeit kommen, wo jedes wahre Verdienst gewürdigt, und die gebührende Anerkennung finden wird. Welche Schmähungen haben nicht Herodot und Marco Polo von ihren unkundigen Landsleuten und Zeitgenossen erfahren, und welch eines großen Ruhmes erfreuen sie sich nicht bey der unterrichteten, erfahrenen Nachwelt! Je besser wir die Länder, welche diese berühmten Reisenden durchzogen, kennen lernen, desto mehr werden wir in den Stand gesetzt, alles Einzelne, auch die früher unscheinbarsten Bemerkungen und in Sagen eingehüllten Thatsachen deuten und begreifen zu können, und desto höher steigt der Ruhm dieser vielkundigen Männer, des Griechen und des Venetianers. Freylich giebt es auch jetzt noch Gelehrte, an welchen die Erfahrungen und Forschungen der neuern Zeit spurlos vorübergehen, denen Marco Polo jetzt noch „eine kirchengeschichtliche Dichtung ist, die ungeschickt zusammengesetzt und dann als Reisebeschreibung eingekleidet wurde; erfunden im Geiste der Zeit überhaupt, und im Vortheile sowohl der Geistlichkeit als des Handelsstandes insonderheit."

Marco Polo ist im Gegentheile so fern von aller Dichtung und Ruhmrednerey, daß wir jetzt, mit wenigen Ausnahmen, alle Städte und Lokalitäten nachweisen können, welche von ihm beschrieben wurden; daß jede gründliche Forschung über die Länder, die er besuchte, jede wissenschaftliche Reise in die Gegenden, die er durchzog, ein Blatt ist in dem Ruhmeskranze des edlen Venetianers. Doch ward dem trefflichen Manne niemals zuvor eine solche Rechtfertigung, ein solches wohlverdientes Lob zu Theil, wie durch das vorliegende, lehrreiche Tagebuch einer Reise zu den Quellen des Oxus. Der Marine-Lieutenant Wood ist seit dem dreyzehnten Jahrhundert wiederum der erste wissenschaftliche Reisende, welcher Wachan und Pamir besuchte, das Quellgebiet des berühmten Flusses, der vom Beginne der Geschichte die Wasserscheide bildete zwischen Iran und Turan, und er hat wie er uns mündlich versicherte (vrgl. auch Journey S. 355), die Beschreibung dieses guten alten Reisenden (that good old traveller) im Einzelnen so richtig und auch im Ausdruck so passend gefunden, daß er sich der eigenen Worte des Polo hätte bedienen können.

Bekanntlich erhalten alle die öffentlichen beglaubigten Agenten, so wie die geheimen Kundschafter, die Asien und Afrika nach allen Richtungen im Interesse der ostindischen Compagnie durchstreifen, um Land und Leute zu erforschen, ihre offenen Kreditive und geheimen Verhaltungsbefehle von dem politischen Departement (dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) der ostindischen Kompagnie; sie werden mit allen Mitteln, die zur Er-

*) Dieses Werk erhielt eine der zwey Preismedaillen, welche die Königl. geographische Gesellschaft zu London jährlich vertheilt.

reichung der vorgesteckten Zwecke nothwendig scheinen, ausgestattet, und wenn ihre Sendung gelingt königlich belohnt. Diese Sendboten sind dagegen verpflichtet, alle ihre Erfahrungen ihren Brodherren mitzutheilen, und dürfen, ohne die ausdrückliche Erlaubniß ihres Vorgesetzten, auch nicht das Geringste, weder in einer Zeitschrift noch in einem selbstständigem Werke bekannt machen. Die Censur der Tagebücher solcher im Auftrage der ostindischen Kompagnie reisenden Emissäre wird einsichtsvollen, staatsmännisch gebildeten und wissenschaftlichen Männern übertragen, welche Alles ausmerzen, das den Zwecken der regierenden Gesellschaft hinderlich seyn und ihre fernern Absichten verrathen könnte. In Wood's Reise ist selbst an einer Stelle (S. 72) solch eine Censurlücke angedeutet, unseres Wissens das erste Beyspiel aus der neuern Zeit in einem englischen Werke. Ist diese Feuerprobe bestanden, dann ist es den Reisenden freygestellt, wenn sie es noch der Mühe werth halten sollten, ihre unbarmherzig zugeschnittenen Tagebücher der Oeffentlichkeit zu übergeben. Solch einen, vom Herrn Direktor Wilson, der jetzt die Stelle eines literarischen Censors in London bekleidet, purgirten Bericht, über eine Reise von den Mündungen des Indus aufwärts nach Kabul, dann über Kundus an den See Sirikol, aus dem der Oxus fließt, haben wir in dem vorliegenden Reisewerke des H. Lieutenants Wood. Wood und ein gewisser Lieutenant Leech, dem wir eine Grammatik mehrerer Sprachen des westlichen Indiens verdanken — sie ist in dem Journale der asiatischen Gesellschaft von Bengalen erschienen — waren der geheimen Mission des Sir Alexander Burnes nach Afghanistan, in den Jahren 1836, 37 und 1838, beygegeben, deren letztes Resultat, die Eroberung Afghanistans durch die Engländer, bekannt genug ist. Das eigentliche Getriebe der Mission und die Begebenheiten, welche dadurch endlich herbeygeführt wurden, durften natürlich nicht erwähnt werden*); doch sind wir hierüber durch die dem Parlamente über Afghanistan vorgelegten Papiere *) so ziemlich genau unterrichtet. Auch wissen wir überdieß von anderer Seite her, daß die Engländer in allen Theilen Mittelasiens ihre Agenten haben; daß ihr politischer Einfluß sich bereits über das Chanat Chiwa erstreckt und bis zu den sichelförmigen Zelten der Kirgisenhorden.

Wood und Leech erhielten am 12. December 1836 ihre Instructionen von Kapitän Burnes. Sie sollten den Indus aufwärts segeln bis gen Attok, um über die Beschaffenheit des Flusses und der Bewohner seiner Ufer, sowohl in Betreff des Handels wie des Krieges, einen ins Einzelne eingehenden Bericht zu erstatten; die Längen und Breiten aller Hauptorte sollten bestimmt und die umliegende Gegend in geologischer Beziehung, ob man nämlich Kohlen oder anderes für Dampfschiffe taugliches Brennmaterial hier finde oder nicht, untersucht werden. „Die Erfüllung dieser Pflichten lasse sich übrigens," fügte der treffliche Burnes hinzu, „unter solchen Umständen, wo man so wenig bekannte Gegenden durchzieht, leicht mit der Erweiterung der Wissenschaft vereinigen." Seitdem Lieutenant (jetzt Obrist-Lieutenant Sir Alexander) Burnes i. J. 1830 den Indus aufwärts bis gen Lahor fuhr, hat die englische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf den Fluß und seine Nachbarlande gerichtet; sie wendet alle Mittel an, um sichere Angaben über den Lauf und die Wassermasse des Indus, wie über die Ver-

*) Man wird nach der obigen Auseinandersetzung die Worte der Vorrede zu deuten wissen: „Es wird überflüßig seyn hinzuzufügen, daß die Verrichtungen dieser Mission und die Ereignisse, zu denen sie Veranlassung gab, mit der Erzählung meiner Erlebnisse nichts zu thun haben."

*) Die Aktenstücke, welche jährlich dem Parlamente vorgelegt werden, bilden eine Hauptquelle der Geschichte, der Völker- und Länderkunde; sie sind zur Kenntniß der modernen Weltverhältnisse unentbehrlich. — Die offiziellen Aktenstücke über Afghanistan, auf die wir uns hie und da in der Recension beziehen werden, sind folgende: Correspondence relating to Persia and Afghanistan. Foreign office. 206 Seiten F.; Indian Papers IV. V. VI. VII. Correspondence relating to Afghanistan gedruckt 26. März 1839 100 Seiten F.; Indian Papers Treaties, gedruckt 11. März 1839 19 S. F.; Papers relating to the war in Afghanistan, gedruckt 21. Jan. 1840 26 S. F.; Extracts relating to the Expedition of Shah Shooja-ol-Moolk into Afghanistan in 1833 — 34, gedruckt 21. März 1839. 43 S. F.

hältnisse der Bewohner seiner Ufer zu erhalten. Lieutenant Wood ist, wie Malcolm, Leyden, Erskine, Morrison, Marschman und viele andere Schriftsteller, Gelehrte und Missionare, denen wir die Erweiterung unserer Kenntniß der asiatischen Zustände verdanken, ein Schotte; er besitzt, wie dieß bey seinen Landsleuten gewöhnlich, gute Schulkenntnisse, praktischen Verstand und den nothwendigen Grad von Schlauheit und List, welcher in dem Verkehr mit Orientalen unentbehrlich ist. Wood ist überdieß in einigen östlichen Sprachen erfahren, was sich besonders bey der Schreibung der fremden Namen zeigt, welche gewöhnliche Reisende nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln.

Ein persischer Kaufmann zu Bombay war der erste, welcher es versuchte, aus der neueröffneten Schiffahrt auf dem Indus Vortheil zu ziehen. Seit Alexander dem Großen ist dieser Fluß, so viel wir wissen, weit aufwärts von seiner Mündung, bis gen Thatha fuhren auch die Portugiesen, nicht mehr von den Schiffen fremder entfernter Nationen befahren worden. Der unternehmende Kaufherr wünschte, Herr Wood möchte die Führung des Fahrzeuges übernehmen; der Marinelieutnant willigte ein, nachdem die Regierung ihre Erlaubniß hiezu gegeben hatte, und Sonnabend am 31 Oktober 1835 erlebte er die Freude, die Flagge des ersten Dampfschiffes auf dem Indus wehen zu sehen. Wood verweilte ungefähr ein Jahr an den Mündungen und dem untern Laufe des Flusses, und stellte daselbst allerley Beobachtungen an, welche der Regierung zu Bombay mitgetheilt wurden. Dieß hatte die Folge, daß er der politisch-commerciellen Mission beygegeben wurde, welche Burnes, wie gesagt, im Jahre 1836 vom Generalgouverneur aufgetragen wurde. Am 26. November dieses Jahres verließ die Mission Bombay und segelte nach Katschh — dieß ist die richtige Benennung des sumpfigen Moorlandes, welches gewöhnlich Cutch geschrieben wird; Katschh bedeutet Sumpf, Morast — und lief am 16. December in den Indus ein, durch die Hajâmari oder westliche Mündung des Flusses. Wood's klarer Verstand läßt ihn kein großes Gewicht legen auf die Zusammenstellungen der geographischen Angaben Arrian's mit den heutigen localen Verhältnissen des Bodens und des Flusses, die Burnes

und seine unkritischen Nachbeter in Deutschland so häufig versuchten. In dem Alluvialboden des untern Laufes des Indus verändert sich Alles so schnell, „daß es vergebene Mühe ist, in dem Delta eines solchen Flusses die vorhandenen Localitäten mit den Beschreibungen, welche uns von den Geschichtschreibern Alexanders des Großen überliefert wurden, ausgleichen zu wollen.“ Seine niedrigen Ufer gestatten dem Indus, sich mit großer Freyheit zu bewegen und, gleichwie unsere Isar in den verschiedenen Jahreszeiten sich bald dahin bald dorthin zu wenden, bald einen kleinen, bald, wenn die Regenzeit und der geschmolzene Schnee die Wassermasse vermehrt, einen sehr großen Raum einzunehmen. Wood erklärt die abentheuerlichen Angaben Arrians über die Breite des Indus (V. 20 Vl. 14), gleich wie Mannert (Geogr. der Griechen und Römer 1829 V. S. 56) durch das Austreten des Flusses. Die Messungen der Griechen beziehen sich auf den im Monat September und Oktober überschwemmten Landgürtel, und nicht auf das gewöhnliche Rinnsal des Flusses, der seines unregelmäßigen Laufes wegen für die Schiffahrt nur wenig geeignet ist *) Die Engländer, welche in der nächsten Zeit den Indus bis über Ladakh hin beherrschen, werden sicherlich auch Mittel finden, dieses wilde Bergwasser zu zähmen. **)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dieß ist auch der Grund der verschiedenen Angaben der neuern Reisenden über die Breite des Flusses. Wilson zu Moorcroft's Reisen II. 325.

**) Unser trefflicher Mannert hat sich in seiner Geographie der Griechen und Römer zu wenig um neuere Forschungen und Reisende bekümmert; er würde sonst nicht in so auffallende Irrthümer verfallen seyn. Wie konnte er im Jahre 1829 noch drucken lassen (a. a. O. S. 52), daß wir jetzt mit vieler Wahrscheinlichkeit wissen, daß der Indus nördlich über Kleintibet (Baltistan) in nicht großer Entfernung von dem Ganges aus dem Gebirge komme. Sehr lehrreich ist in Betreff des Quellengebietes des Indus, wie einiger anderer Flüsse eine Stelle in Kapitän Gerard's Reisen (Narrative of a Journey from Counpoor to the Boorendo Pass. By Major Lloyd. London

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.

Alexis Dumesnil, Histoire de l'ésprit public en France depuis 1789; des causes de son altération et de sa décadence. Paris 1840.

M. Dupin, Révolution de Juillet 1830. Son caractère légal et politique. Paris 1835. 8.

P. D. Urquhart, La Crise. La France devant les quatre puissances; Paris, le 20. Sept. 1840. Paris 1840. 8.

M. Raudot, La France avant la révolution, son état politique et social en 1787 à l'ouverture de l'assemblée des notables et son histoire depuis cette époque jusqu'aux états-généraux. Paris 1841. 8.

Bar. de Lascases, Journal écrit à bord de la frégatte de Belle-Poule. Paris 1841. 8.

Général Rémond, De la défense de Paris tant sous les rapports de la fortification que sous ceux de la stratégie, de la tactique et de la politique. Paris 1840. 8.

M. L'Audiffret, Systéme financier de la France. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

K. Bade, Napoleon im Jahre 1813. Bd. 1. 2 — 4. Altona 1840. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1841. Paris 1841. 8.

Franz von Florencourt, Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Leipzig 1840. 8.

Dr. Fr. W. Barthold, Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. Th. 1. 2. Königsberg 1830 — 31. 8.

Dr. Jos. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds. Bd. 2. 3. Hamburg 1841. 8.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. 1. Paris 1841. 8.

Dr. W. Doenniges, Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV. 1308 — 1378. Abth. I. Abschn. 1. Berlin 1841. 8.

Fr. Richter, Geschichte des deutschen Freyheitskrieges vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1815. Bd. 1 — 3. Berlin 1839. 8.

Ph. A. F. Walther, Literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen. Darmstadt 1841. 8.

Dr. N. A. Westphalen, Hamburgs Verfassung und Verwaltung in ihrer allmählichen Entwickelung bis auf die neueste Zeit. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

Le Comte de Corberon, De la réaction gouvernementale en Hanovre. Stolberg 1841. 8.

Fr. Menk, Des Moselthales Sagen, Legenden und Geschichten. Coblenz 1840. 8.

Mich. Bormann, Beytrag zur Geschichte der Ardennen. Th. 1. Trier 1841. 8.

Dr. H. Döring, Die Thüringer Chronik. Lief. 1 — 5. Erfurth 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

1840 II. 183), die wir deßhalb ihrem wesentlichen Inhalte nach hier mittheilen wollen. Die Lama, sagt Gerard, welche Kaiser Kang hi sandte, um die Quellen des Ganges zu erkunden, hatten ganz Recht, dem Strome, welcher von der westlichen Seite des Sees Manasarowar ausfließt, einen langen Lauf zuzuschreiben; es ist dieß aber nicht wie jetzt allgemein bekannt, der Ganges, sondern die Setledsch, welche hier Lang Tschu oder Langsching Chamba heißen. Tschu und Chamba sind Wörter der tibetanischen (Gerard sagt fälschlich der tatarischen) Sprache, und bedeuten Wasser. So heißt auch der Indus in seinem obern Laufe durch Ladakh, Sing ke Tschu oder Singsching Chamba. Der verstorbene Lieutenant Macartney hat zuerst gefunden, daß der Indus nahe bey der Stadt Ladakh vorüberfließt; seine Quelle nordöstlich des Chailasgebirges (Tiseri oder Kailasa auf der Karte Mittelasiens von Klaproth) entdeckte zuerst (1815) Moorcroft. Der Brahmaputra heißt hier Tamju Chamba oder Eretschumbu; einer seiner Nebenflüsse entspringt südöstlich des Manasorawar. Die Straße von Garo oder Gardoch nach Djaschi Lhumbo und Lhassa zieht sich längs seiner Ufer; ich habe, fügt der Kapitän hinzu, mehrere Leute gesehen, welche diesen Weg machten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus by the route of the Indus etc.

(Fortsetzung.)

Gleichwie in wissenschaftlichen, so zeigt W. auch in religiösen Dingen einen kräftigen menschlichen Sinn, der sich aus den anerzogenen Vorurtheilen wiederum durcharbeitete. Obgleich er das muhammedanische und indische Bettelvolk, Fakir, Jogi und wie sonst dasselbe heißen mag, mit Recht eine Pest der bürgerlichen Gesellschaft nennt, so weiß er doch, daß hinter dem widerlichsten Aberglauben die Anbetung des höchsten Wesens schlummert.

„Wenn man Menschen auf den Knieen vor einem mit Farben beschmierten Götzenbilde, in der dunkeln Nische irgend einer dumpfen feuchten Zelle, Flüche oder Zauberformeln murmeln sieht, so ist es ganz natürlich, daß die Aufgeklärteren solch eine Herabwürdigung des höchsten Wesens nur mit Abscheu ansehen können und diejenigen, welche so handeln, als ein Volk von Götzendienern brandmarken. Dagegen aber wenn wir sehen, wie Leute in der Dankbarkeit ihres Herzens an den Ufern eines edlen Flusses sich niederwerfen, der der Träger und die unmittelbare Ursache der Fruchtbarkeit des Landes ist, so sind wir geneigt, ein weniger hartes Urtheil zu fällen.“ (S. 57).

Die Hindu an den West-, Nord- und Ostgränzen Hindostans bewegen sich in religiöser Beziehung, wie wir dieß bereits früher bemerkten (Gel. Anz. 1841 Nr. 74), viel freyer als die Bewohner Madhyadesas oder des Mittellandes.

„Sie wurden (S. 106) durch den religiösen Aberglauben nicht so sehr in Fesseln geschlagen und sind von der Furcht vor den Brahmanen befreyt; auch sind sie in ihren Speisen nicht so streng und verschmelzen sich überhaupt mehr mit ihren muhammedanischen Nachbarn. Uebertritte zu dem Glauben der letztern sind unter ihnen gar nichts Seltenes, obgleich in den meisten Fällen die Beweggründe unwürdig sind, — Geldgier und Ehrgeiz bey den Männern, Liebesangelegenheiten bey den Frauen. Doch haben auch die Hindu am Indus ihre eigenthümlichen Gewohnheiten und abergläubischen Gebräuche. Die Leichname werden, gleich wie bey allen übrigen Bekennern Brahma's, verbraunt; nur Kinder welche am Zahnen sterben, werden ins Wasser geworfen. Sehr groß ist die Zahl der Sühnopfer, welche zu jeder Stunde dem Indus dargebracht werden. Ein paar Stücke Rohr werden mit Lehm zusammengekittet und so ein kleines Floß gebildet, auf das der Andächtige so viel Lichter stellt, als nur immer darauf Platz finden; in die Zwischenräume werden Reis oder andere Getreidekörner gestreut; dann murmelt der Opfernde einige zauberkräftige Worte über dieses reich befrachtete Feuerschiff und läßt dasselbe in den Fluß gleiten.

Unter der Herrschaft der Sikh genießen die ihnen in religiöser Beziehung befreundeten Hindu vollkommene Religionsfreyheit; ganz anders die Muhammedanen, die sehr gedrückt sind und deßhalb einen tödtlichen Haß gegen jeden Anhänger des Guru Nanak haben.

„Unser Führer, sagt Wood (S. 115), war ein Muhammedane und haßte seine Herrn, die Sikh, aus tiefstem Herzen. Er sprach selten, und da nur um den Bann auszusprechen über die Kaffirs; auf der ganzen Reise rief er immerfort den Fluch herab auf ihr Geschlecht. Ich fragte den Mann, was er thun würde, wenn er einem unbewaffneten Sikh begegnete? „Ihn ermorden“, war seine lakonische Antwort.“

Alle diese Völkerschaften und Glaubensgenossen die sich gegenseitig hassen und verfolgen: Hindu,

Afghanen, Parsen und Turkomanen; Buddhisten *) Brahmanen, Schiiten, Sunniten und Sikh glauben aber sämmtlich, daß ein Europäer Alles durch übernatürliche Zauberkraft bewirken könne, was er wünsche; denn sie haben keinen Begriff von der menschlichen natürlichen Zauberkraft unserer Civilisation. Mußte sich Wood doch eines feurigen Liebhabers entwehren, der alles Ernstes einen Talisman von ihm verlangte, um sich das Herz seiner grausamen Schönen geneigt zu machen.

Von Dost Mohammed, welcher damals (1838) noch in Afghanistan herrschte, wird (S. 171) folgende Schilderung entworfen:

„Dost Mohammed Chan ist ungefähr fünf und vierzig Jahre alt, ist abgelebt und hat vor der Zeit gealtert. Seine Gestalt ist groß und knochig, und alle seine Züge stark markirt. Im Ganzen tragen seine Züge den Ausdruck der Härte an sich, der noch vergrößert wird durch den wallenden, schwarzen Bart; seine Augen sind geistvoll und funkeln mit eigenthümlichem Glanze; wenn er sie auf diejenigen, welche mit ihm sprechen, richtet, so sieht man es bald, ob Beyfall oder Mißbilligung aus ihnen blitzt. Daß er ein gutes Gedächtniß haben müsse, davon zeugt die Leichtigkeit, womit er die Namen aller der von Kapitän Burnes in den Jahren 1832 — 33 besuchten Orte herzuzählen wußte; die mannigfaltigen Gegenstände, über die er sprach, das Treffende seiner Bemerkungen, Alles dieß bewies, daß er eine nicht gemeine Gabe der Unterhaltung besaß. Wenn einer von uns ihn anredete, so saß er da, die Augen auf den Sprechenden geheftet, und seine ganze Seele schien in dem Gegenstand versunken; obgleich er aber weder mit dem lebhaften Gebärdenspiele eines Persers, noch mit der Gravität eines indischen Radscha sprach, so war doch in seinem Benehmen und in dem Tone seiner Stimme ein Etwas, welches einen unwillkührlich zur Aufmerksamkeit anspornte."

Das Heimathland der Afghanen erstreckt sich, nach den Angaben östlicher Schriftsteller, im Westen bis zum Ilmenflusse bey Herat, im Norden gen Kaschgar, im Süden nach Beludschistan und im Osten gen Kaschmir. Die Gränzen ihres Reiches waren aber natürlich, nach der wechselnden Macht und Herrschaft des Volkes, verschieden; es herrschten die Afghanen zu einer Zeit von Sirhind gen Mesched, vom Oxus bis zum persischen Meerbusen, wo dann das ganze Fünfflußgebiet ihrem Scepter gehorchte. Nicht selten wird selbst ganz Chorasan zu Afghanistan gerechnet, oder auch der Name Chorasan auf die Heimath des Puschtuvolkes übertragen. Zu den glücklichen Zeiten Feridun's reichte ja, der Sage nach, das Sonnenland, dieß bedeutet Chorasan, bis zum Attok; erst in den unkräftigen spätern Zeiten haben aufrührerische Horden in Kabul, Dschellalabad, Schikarpur und Multan sich vom Reiche Irans losgetrennt und besondere Herrschaften gegründet. Dieses Land besteht aus einer Anzahl großentheils von Westen nach Osten streichender Thäler, die von kahlen, unfruchtbaren Bergen begränzt werden, von welchen zu gewissen Jahreszeiten wilde Gewässer sich herabstürzen und in die durch die Thäler ziehenden Flüßchen sich ergießen. Auch diese schmalen, häufig kaum eine halbe Stunde breiten Thäler mußten erst durch Menschenhand fruchtbar gemacht werden; selbst die Fruchtbäume mußten gepflanzt werden. Solch ein Land kann natürlich bloß durch überwiegende Einsicht und eine kräftige Hand zusammengehalten und von den Räuberbanden, die sich in diese engen Thäler und Bergschluchten verkriechen, gesäubert werden. Die Thäler erhalten gewöhnlich von den sie begränzenden Bergen ihre Namen, so das Thal Koh Daman oder Berg Daman genannt, unfern Kabul, wo die reichen Bewohner der Hauptstadt ihre Sommerpaläste und Gärten haben. Sie sind fest gebaut und bilden in der That ein Gegenstück zu den alten Ritterburgen in unserm Lande. Leben und Eigenthum sind hier äußerst unsicher; und es ist die Meynung Woods, daß es schwer halten würde, irgend zwey benachbarte Kastelle zu finden, deren Eigenthümer nicht entweder in geheimer Feindschaft oder in offener Fehde mit einander leben. Dadurch und durch die Bedrückungen Dost Mohammed Chans hat eine Anzahl Familien sich veranlaßt gefunden, das Land zu verlassen und jenseits des Hindokuh sich nieder-

*) Wir finden auch hier in der Reise Wood's (S. 361) wiederum die alte Verwechslung des Buddhismus mit dem Christenthum. In Badakschan nannte ein Muhammedane die rußischen Kirchen Butchana, Idolentempel. But, eine Abkürzung Buddha's, hat nämlich im Persischen die Bedeutung Idol.

zulassen, woselbst W. später viele Eingeborne dieses Thales traf, deren Herzen noch immer nach dem lieblichen Heimathlande ihrer Jugend sich zurücksehnten. An dem östlichen Ende des Thales erstreckt sich die Ebene Beghram, wo vor kurzem eine so große Menge alter Münzen aufgefunden wurden:

„sie hat einen Flächenraum von ungefähr vier und zwanzig (engl.) Quadratmeilen, und ist, einige leichte Erhöhungen abgerechnet, welche offenbar der Schutt zerstörter Gebäude sind, eine so vollkommen ebene Fläche, daß das Regenwasser stehen bleibt, wo es niederfällt. Obgleich bereits viele tausend Münzen gesammelt wurden, so ist der Schatz dennoch keineswegs erschöpft. Während der paar Stunden unseres Aufenthaltes brachten uns einige Kinder, die wir um nach Münzen zu suchen ausgeschickt hatten, fünf und dreyßig Kupferstücke."

Während des Aufenthaltes der Mission in Kabul erschien ein Gesandter des Murad Ali, Beg oder Fürsten von Kundus, und bat, daß ein Frengidoktor sich zu ihm, dem Herrscher aller Länder, die ehemals unter dem Chan von Badakschan standen, begeben möchte; denn Mohammed, sein Bruder, leide an einer Augenkrankheit. Burnes beorderte den trefflichen Dr. Lord, welcher vor kurzem bey dem Kampfe gegen Dost Mohammed in dem Parwanpasse sein Ende gefunden hat, dahin zu reisen; Wood sollte ihn begleiten, um in den Ländern des Usbeken Herrschers, welche, wie wir später hören werden, wegen ihres Mineralreichthums wichtig sind, allerley geographische und physikalische Beobachtungen zu machen. Auf dem Wege dahin lernte man die interessanten Klane der Aimak und Hasara — das Wort Hasara heißt hundert, und dann auch im Allgemeinen eine Menge — kennen, die ausführlich beschrieben werden. Die Wohnungen der Hasara erstrecken sich von Kabul bis gen Herat. Sie sind ein rein tatarisch-mongolischer Stamm, und die widerliche Gesichtsbildung dieser Nomadenrace tritt bey ihnen noch viel stärker hervor, als bey den Usbek im Thale des Oxus. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Kirgisen der Hochebene Pamir. Die Beschaffenheit der Wohnsitze übt aber einen starken Einfluß auf die Physiognomien, selbst bey solchen, die zu einem und demselben Volksstamme gehören. Eine niedrig gelegene Ebene mildert und verwischt die charakteristischen Züge, während in Gebirgsgegenden dieselben in ihrer vollen Schärfe und Härte hervortreten.

Manchmal erkennen die Hasara die Oberhoheit von Kundus, zu andern Zeiten die von Kubul an; gegenwärtig sind sie dem erstern Staate unterthan, und müssen dem Murad Bey jährlich einen Tribut an Sklaven entrichten. Um diese unmenschliche Abgabe zu bezahlen, pflegen immer eine gewisse Anzahl von Familienvätern Beyträge zusammenzulegen, bis sie so viel beysammen haben, daß sie dafür einen Sklaven kaufen können. In Jahren, wo großer Mangel herrscht, wie z. B. gerade in dem Jahre, wo die Mission dieses Volk besuchte, ist es nichts Ungewöhnliches, daß eine Hasara-Familie freywillig eines oder mehrere Kinder verkauft. Dieß thun sie aber nur dann, wenn sie durch die bitterste Noth dazu gezwungen werden. Im Allgemeinen verabscheuen sie den Menschenraub und Menschenhandel, und sprechen von den Usbeken, welche ihnen, um sie zu Sklaven zu machen, nachstellen, nie anders als in Ausdrücken des tiefsten Eckels und Hasses.

Die Hasara sind Schiiten, also Ketzer in den Augen ihrer sunnitischen Nachbarn, welche ihnen daher alles mögliche Schlimme nachsagen und ihren Glauben eine Pfütze für jedes Verbrechen nennen. Nichts aber setzte den denkenden Reisenden mehr in Erstaunen, als die gänzliche Verschiedenheit so benachbarter Völker und Stämme. Die Afghanen und Usbeken sind Nachbarvölker, bekennen sich zu demselben Glauben, selbst ihre Gewohnheiten treffen in vielen Stücken überein; gleiche Beschaffenheit der Wohnsitze und gleiche Lebensart macht, daß viele Verhältnisse bey beyden gleichförmig sind, — und dennoch wie verschieden sind sie fast in jeglichem Gefühle, das den Menschen eigen ist! Der Nationalcharakter hat sich bey beyden ganz verschieden entwickelt. Von der Freyheit, deren der Afghane sich erfreut, wissen die Usbeken nichts. Gleich wie sie mit dem Sklaven, den sie einfangen, schalten dürfen, wie sie wollen, so schaltet auch der Häuptling oder Beg mit ihrem eigenen Leben und ihrer Habe nach Willkühr. Liebe zum Vaterlande, ein Gefühl, das in der Brust jedes Afghanen glüht

und von dem alle Völker, von der Sahara bis hinauf zu den Eskimos, erfüllt sind, ist dem Usbeken völlig fremd. Die Gewohnheit des Menschenraubens scheint jedes bessere Gefühl in ihm erstickt zu haben; selbst in die Einrichtungen des Familienlebens ist der Handel mit menschlichen Wesen von Einfluß; denn die Frauen sind eben so gut Handelsartikel wie die Sklaven, und werden mit derselben unempfindlichen Gleichgültigkeit gekauft und verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. L. Fr. Heyd, Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beytrag zur Geschichte Würtembergs und des deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation. Th. 1. Tübingen 1841. 8.

Dr. Fr. Alb. von Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Saxonia. Museum für sächsische Vaterlandskunde. Bd. 2. Dresden 1840. 4.

Dr. H. Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Bd. 2. Heidelberg 1839. 8.

Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. I. II. Kassel 1838 — 39. 8.

Ignaz Lenk von Treuenfeld, Siebenbürgens geographisch-topographisch-statistisch-hydrographisch- und orographisches Lexicon. Bd. 1 — 4. Wien 1839.

Jos. Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des Kaiserthums Oesterreich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Heft 1. 2. Wien 1840. 8.

Herm. von Ohnesorge, Geschichte des Entwicklungsganges der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie. Leipzig 1841.

Dr. K. Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Königsberg 1840.

J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839. 8.

Borussia. Museum für preußische Vaterlandskunde. Bd. 3. Dresden 1840. 4.

A. Fr. v. Harthausen, Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Bd. 1. Königsberg 1839.

Ludw. von Rönne, Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates. Lief. 1 — 4. Breslau 1840. 8.

Joh. Casp. Zellweger, Geschichte des Appenzellischen Volkes. Bd. 1 — 3. Urkunden Bd. 1 — 3. Trogen 1830 — 39. 8.

G. van Hasselt, Arnhemsche Oudheden. Deel 1 — 4. Arnhem 1803.

Kronyk van Groningen en de Ommelanden. Groningen 1743. 8.

Verzameling van alle stukken, betreffende de afscheiding der Kerk van den staat in Nederland. Leyden 1796.

Foeke Sjoerds, Historische Jaarboeken van oud en nieuw Friesland. Deel 1 — 5. Leeuwarden 1768.

Js. An. Nijhoff, Bijdragen voor Vaderlandsche geschiedenis en Oudheidkunde. Deel 1. 2. Arnhem 1836 — 1840.

W. Bilderdyk, Geschiedenis des Vaderlands, uitgegeven door Prof. H. W. Tydeman. Deel 1 — 12. Amsterdam 1834 — 39.

Groen van Prinsterer, Beschouwingen over Stats — en Volkerenregt. Deel 1 — 3. Leyden 1834 — 1840.

Abbée J. H. Janssens, Histoire des Pays-Bas, depuis les temps anciens jusqu'à la création du royaume des Pays-Bas en 1815. Vol. 2. 3. Bruxelles 1840. 8.

Peter Roberts, The Cambrian popular antiquities; or, an account of some traditions of Wales with observations as to their origin etc. London 1815. 8.

James Vernon, Letters illustrative of the reign of William III. from 1696 to 1708. Addressed to the duke of Shrewsbury. Now first published from the originals. Ed. by G. P. R. James. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Fortsetzung.

Ferner entdeckt man unter den Usbeken, obgleich die Stämme derselben zahlreich und deutlich von einander geschieden sind, nicht eine Spur von jenem Zusammenhalten zwischen den Mitgliedern eines und desselben Klans, oder von jener Anhänglichkeit an das gemeinschaftliche Oberhaupt, welche doch überall und zu allen Zeiten, wo die menschliche Gesellschaft sich noch in diesem patriarchalischen Zustande befindet, das Alle erfassende und zusammenhaltende Band gewesen ist. Zwar wenn der Kattaghan von seinem Klane spricht, so thut er dieß mit einem stolzen Selbstgefühle seiner Ueberlegenheit; aber Murad Beg, der Herrscher von Kundus, ist ein Kattaghan, und der Stolz des Kattaghan gründet sich darauf, daß er zu dem Klane seines Oberherrn gehört, nicht aber auf den Ruhm und die Thaten der Vorfahren.

> Ich habe nie, sagt W., einen Usbeken von einem der andern Stämme sich seiner Abkunft rühmen hören. Gleich wie bey allen halbbarbarischen Nationen, so ist auch unter diesem Volke immer derjenige Klan am geehrtesten, welcher den kräftigsten Häuptling an seiner Spitze hat; denn wer sich furchtbar machen kann, vor dem und nur vor dem hat man Achtung.

Kundus, obgleich die Hauptstadt des Murad Beg, ist der elendeste Ort seines Landes. Die ganze Bevölkerung wohnt in fünf bis sechshundert zerstreuten Häusern, zwischen welchen eine Masse Zelte, Gärten und Kornfelder sich befinden. Murad, das Haupt dieses neuen Usbekenstaates ist einer jener hervorragenden politischen Charactere, welche in heftig bewegten Zeiten und bey völliger Auflösung aller Ordnung in den Staaten sich emporarbeiten.

Seine Kriegsmacht besteht beynahe ganz aus Reiterey, und ist daher zu Raubzügen wohl geeignet; denn dazu braucht man weder Fußvolk noch Kanonen. Die Pferde sind klein, aber kräftig und vermögen zehn Tage lang nach einander die größten Strapazen auszuhalten, wobey sie außer dem Reiter und seinen Waffen noch das Korn zu ihrer eigenen Nahrung tragen. Die Gewohnheiten seiner Unterthanen passen vollkommen zu dieser Lebensweise, und die unumschränkte Gewalt, die er über dieselben hat, stellt zu allen Zeiten ihre Dienste zu seiner Verfügung. Kein Mann befindet sich im Umfange seiner Besitzungen, mag er auch eine noch so hohe Stellung einnehmen, der nicht auf den Wink des Mir gehorchen müßte. Sein eigener Klan hängt mit der tiefsten Ergebenheit ihm an, und selten wird sein Name erwähnt ohne den Ausruf: Choda daulut syada, möge Gott seine Reichthümer mehren. Nicht so beliebt ist er in den von Tadschik bewohnten Gebirgsstaaten, die er sich unterjocht hat; aber unter ihnen ist aller Widerstandsgeist so vollständig gebrochen, daß, so lange Murad Beg lebt, keine Hoffnung vorhanden ist, daß sie ihre Freyheit wieder erlangen, außer es müßte eine fremde Macht sie unterstützen. Obgleich über des Mir Willkührherrschaft erbittert, lassen sie doch seinen großen Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren, und erheben besonders sein Talent, die Plane anderer Menschen zu durchschauen. Aber trotz seiner hohen Eigenschaften ist Murad Beg nichts weiter als das Haupt einer organisirten Räuberbande, eines Banditenvolks, welches zu vertilgen noch keinem der benachbarten kleineren Völker gelungen ist und auch nie gelingen kann. Da er im Stande

ist, binnen einer sehr kurzen Zeitfrist ein Corps von 15,000 Reitern aufzubringen, die zu dem Räuberleben und den heimlichen Ueberfällen, wodurch Usbeken und Turkomanen gleich berüchtigt sind, von Jugend auf erzogen werden: so fürchtet er nichts von dem vereinzelten Angriffe irgend eines der ihn umgebenden Häuptlinge; ja diese würden selbst dann, wenn sie sich alle mit einander gegen ihn verbänden, ohne Zweifel den Kürzern ziehen. Da Murad Beg wohl einsah, daß seine Heeresmacht nicht ausreichen würde, um alle eroberten Plätze zu besetzen, so schleifte er alle Bergfestungen, die in seine Hände fielen, und behielt bloß die usbekischen Sicherheitsplätze in der Ebene. Letztere werden, Tasch Kurghan allein ausgenommen, sämmtlich von Mitgliedern seiner Familie oder von Männern verwaltet, deren Interesse mit dem seinigen auf das engste verwachsen ist. Den Besiegten widerfuhr eine günstigere Behandlung, als man von Seite der Usbeken, in deren Character Milde eben keinen Grundzug bildet, hätte erwarten sollen. Wenn Murad Beg auch nicht gerade muthwillig grausam ist, so ist er doch nicht selten unnöthig strenge. Ein nicht uninteressanter Zug zur Characterisirung dieses Mannes ist der Kontrast zwischen seiner wohlgeordneten, ruhigen Regierung im Innern und dem gleichzeitigen, ununterbrochenen Fortgange der Plünderungen, welche von ihm und seinen Unterthanen handwerksmäßig nach außen betrieben werden; ihre Raubzüge umfassen den ganzen obern Lauf des Oxus, von der Gränze China's im Osten bis westlich zu dem Flusse, der die Stadt Balkh, „die Mutter der Städte" durchströmt. Seine Regierung ist streng despotisch, aber selten wird unumschränkte Gewalt weniger mißbraucht. Das Eigenthum und die Rechte der Unterthanen werden geachtet, die Kaufleute beschützt und der Handel auf alle Art aufgemuntert. Das Verfahren bey Verbrechen, mögen diese nun gegen Einzelne oder gegen den Staat begangen werden, ist höchst summarisch; auf Diebstahl und Strassenraub, vorausgesetzt daß das Verbrechen im eigenen Lande begangen wurde, denn das macht einen mächtigen Unterschied, steht ohne Unterschied die Todesstrafe. Der Missethäter entgeht, wenn er entdeckt wird, niemals seiner Bestrafung, und kaum ist das Urtheil gesprochen, so wird es auch

schon vollstreckt. Die Gewißheit der Bestrafung hat die Zahl der begangenen Verbrechen beträchtlich vermindert. Länder, die sonst dem Wanderer verschlossen waren, können jetzt eben so sicher, wie Indien, bereist werden. Die Mullah oder Priester haben hier einen Alles überwiegenden Einfluß, doch zum großen Nachtheil für die Bildung des Volkes; denn sie sind die größten Sklavenhändler und feuern ihre Gläubigen immer an, gegen die Schiah Raubzüge zu unternehmen, damit sie neue Sklaven für den Markt in Tschitral, Dschil bey Edrisi, *) erhalten möchten.

*) Herr Jaubert, Mitglied des Instituts, hat den Edrisi zum ersten Mal vollständig übersetzt; er war aber nicht im Stande, wie er selbst erklärt, die nothwendigen Erläuterungen hinzuzufügen, welche diesem berühmten geographischen Werke aus dem eilften Jahrhundert allgemeine Brauchbarkeit verliehen hätten. Ein junger Orientalist könnte sich durch solch eine Arbeit ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erwerben. Wir werden hie und da in unsern Anzeigen, wenn sich Gelegenheit dazu giebt, die Namen des Edrisi deuten oder verbessern. Wie viel aber noch zu leisten ist, kann man daraus ersehen, daß Hr. Jaubert nicht wußte, daß es in Badakschan zwey Orte giebt, wovon der eine Talichan und der andere Taischchan heißt, und deßbalb die zwey ganz verschiedenen Beschreibungen bey Edrisi (I. 468. 475) für eine und dieselbe hält und einen Fehler bey dem Geographen muthmaßt. Edrisi liefert uns auch (II. 370) keinen uninteressanten Beytrag zur Geographie Bayerns im eilften Jahrhundert. Wir wollen die ganze Stelle zum Frommen unserer vaterländischen Historie hieherseßen. „Regensburg, zu Babir oder Bavir gehörig, ist eine Stadt von großem Umfange, deren Gebiet mit einer Fülle Weinstöcke bedeckt ist. Sie liegt auf dem südlichen Ufer der Donau. Was Bayern selbst betrifft, so ist dieß ein großes Land, übersäet mit Wohnungen, Dörfern und festen Schlössern. Seine vorzüglichsten Städte sind: Rendschburg oder Reinschburg (Regensbnrg), Batsau (Passau), Eisencartha (wohl Freysingen) und Gharmaischa (Garmisch?). Im Osten gränzt Bayern ...., im Westen an Schwaben, im Süden an Karantara (Kärnthen) und Norden an Deutschland. Diese Provinz

Im December 1837 trat Wood mit Erlaubniß Murad's die Reise in das Gebirgsland Badakschan an, um die Quellen des Oxus zu erforschen. Wir wollen nun die betreffenden Stellen aus Marco Polo hieher setzen und die nothwendigen Erläuterungen hinzufügen, damit man sich im Verlaufe unserer Darstellung von der am Eingange gerühmten, wundervollen Genauigkeit dieses merkwürdigen Mannes selbst überzeugen könne.

„Balachschian, sagt der Venetianer (I. 25), nach dem besten Texte in der Sammlung des Ramusio, ist ein Land, dessen Einwohner das Gesetz Muhammeds beobachten und eine eigene Sprache haben. Es ist in der That ein großes Reich, das in der Länge wohl zwölf gute Tagreisen einnimmt; es wird durch Erbfolge regiert, das heißt alle die Könige sind einer Abstammung, die vom König Alexander abgeleitet wird und einer Tochter des Darius, des Königs der Perser. Alle diese Könige nennen sich Sulkarnein, das Alexander bedeutet (richtiger Zweygehörnter). Hier finden sich die kostbaren Steine, welche Balassi heißen, sehr schön und von hohem Werthe sind, — sie werden in den großen Bergen gegraben. Aber dessen ungeachtet giebt es nur einen Berg, der Sikinan heißt, in welchem der König Gruben machen ließ, gleichwie die sind, wo man Silber und Gold gewinnt, — und auf solche Weise findet man diese Steine. Kein Anderer darf, wenn ihm hiezu nicht eine besondere Erlaubniß vom König gewährt wird, bey Todesstrafe nach diesen Steinen graben lassen. Manchmal schenkt er einige davon den angesehenen Leuten, welche hier durchziehen; sie dürfen aber von Andern weder solche Steine kaufen, noch ohne seine Erlaubniß sie außerhalb des Reiches mitnehmen. . . . Es giebt hier auch Berge, wo man die Ader dieser Steine findet, aus welchen man die blaue Farbe bereitet, es ist dieß das schönste Blau von der Welt. Hier werden auch Adern von Silber, Kupfer und Bley in großer Menge gefunden. Es ist in diesem Lande sehr kalt . . . In den Bergen dieses Landes halten sich heilige Falken auf, die sehr gut sind und ausgezeichnet fliegen, dann auch Falken von der Gattung Laneri *), vortreffliche Habichte und Sperber. Die Einwohner machen Jagd auf wilde Thiere und Geflügel. Sie haben gutes Getreide und eine Art Gerste ohne Grauen; sie haben kein Olivenöl; sie machen es aus Nüssen und Sesam, welcher dem Leinsamen gleicht, nur daß der Sesam weiß, das Oel davon besser ist und einen vorzüglichern Geschmack hat als jedes andere . . . . In diesem Lande giebt es sehr enge Pässe und stark befestigte Oerter, so daß die Einwohner gar keine Furcht haben, es möchte Jemand in ihr Land einfallen und ihnen Leides zufügen. Diese Leute sind gute Bogenschützen und vortreffliche Jäger; sie kleiden sich sämmtlich in Thierhäute, aus Mangel anderer Kleidung . . . . Es ist die Eigenschaft dieser Berge, daß sie sehr hoch sind, so daß man von Morgen bis Abend zu thun hat, um diese Höhen zu ersteigen, auf welchen große Ebenen sind, ein üppiger Graswuchs, Bäume und Bächlein des klarsten Wassers, die zwischen den Felsen und Schluchten sich hinabstürzen. In diesen Bächen findet man Forellen und andere vortreffliche Fische. Die Luft ist auf diesen Höhen so rein, und so gesund ist es hier, daß Menschen, welche in der Stadt, in der Ebene oder den Thälern wohnen, wenn sie von einem Fieber oder irgend einer andern Krankheit befallen werden, die Berge besteigen; verweilen sie hier nur zwey oder drey Tage, so fühlen sie sich wiederum gesund. . . . . Reist man von Balachschian gen Osten, so kommt man zu dem Ufer eines Flusses, wo viele Kastelle und Wohnungen sind . . . nach dreyen Tagreisen betritt man das Land Wochan (Wachhan), welches drey Tagreisen lang und breit ist; die Bewohner beobachten das Gesetz Muhammeds, sind Leute eines guten Lebenswandels und tapfere Krieger. Geht man von hier noch drey Tagreisen gen Osten, immer Berge steigend, so kommt man am Ende so

---

ist wegen der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Fülle ihrer Erzeugnisse merkwürdig.“ Herr Jaubert wundert sich, daß bey Regensburg vom starken Weinbau die Rede ist; doch ist bekannt, daß bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts in ganz Bayern sehr viel Wein gebaut wurde; auch hielt er Eisencartha für Stuttgart, das zu keiner Zeit zu Bayern gehörte und, so viel ich weiß, im eilften Jahrhundert noch gar nicht gebaut war. Es entgieng dem Pariser Gelehrten, daß nach den Worten: im Osten gränzt Bayern, im Texte eine Lücke ist.

*) Die Jäger des Mittelalters unterschieden nach dem Tesono des Brunetto Latini siebenerley Gattungen von Falken, wovon die Laneri die größten waren; die sechste Gattung ist die der heiligen Falken; sie sind ebenfalls sehr groß und gleichen einem Adler. Polo war ein großer Freund der Jagd und hatte deßhalb ein besonderes Augenmerk auf die Falken.

hoch empor, daß es heißt, der Gipfel dieser Berge sey der höchste Ort der Welt. Hier oben, zwischen zwey Bergen, ist ein großer See, aus welchem ein schöner Fluß in eine Ebene fließt, worin die besten und üppigsten Wiesen sind, die man finden kann. Hier giebt es auch eine große Menge Wild und vorzüglich schöne Schaafböcke, die Hörner haben sechs Palmen lang, und wenn wenig vier oder drey, wovon die Schäfer Schüsseln machen und große Gefäße, aus welchen sie essen . . . Man macht auf dieser Ebene, welche Pamer heißt, zwölf Tagreisen; auf dem ganzen Wege findet man keine Wohnung, weßhalb es nothwendig ist, daß die Reisenden die Lebensmittel mit sich nehmen. Auch trifft man hier, ob der Höhe der Berge, gar kein Geflügel, und es ward ihm (nämlich Marco Polo) erzählt, was ein Wunder ist, daß wegen der außerordentlichen Kälte das Feuer weder so hell brennt wie an andern Orten, noch dazu diene etwas zu kochen. Man reise nun durch das unfruchtbare Bergland, Belora geheißen, wo wilde Götzenanbeter wohnen, die bloß von der Jagd leben, vierzig Tagreisen weiter gen Osten und kommt dann nach Kaschgar, welches ehemals ein selbstständiges Reich gewesen, jetzt aber dem großen Chan (Chubilai) unterworfen ist.“ So weit Polo.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

John Hayward, Annals of the first four years of the reign of Queen Elizabeth. Ed. from a Ms. in the Harleian collection by John Bruce. London 1840. 4.

Jabez Allies, On the ancient British, Roman and Saxon antiquities of Worcestershire. London 1840. 8.

Henry Cavendish, Debates of the house of Commons during the thirteenth parliament 1768 — 1774, commonly called the unreported parliament. Part 1. 2. London 1840.

Th. Carlyle, Chartism. London 1840.

Matthieu Paris, Grand chronique, trad. en français par Huillard-Bréholles, accompagnie de Notes. T. 1 — 7 — 9. Paris 1840. 8.

Fr. Ludw. von Rango, Geschichte Gustav Adolphs des Großen, Königs von Schweden. Ronneburg 1835. 8.

Rechenschafts = Berichte über die Verwaltung Schwedens. Von der Regierung vorgelegt auf dem Reichstage von 1839 — 1840. Aus dem Schwedischen. Leipzig 1841.

An historical and descriptive account of Ireland, Greenland and the Faroe islands; with illustrations of their natural history. Edinburg 1840. 8.

Dr. Ferd. Philippi, Geschichte von Dänemark. Leipzig 1840. 8.

Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquariorum Septentrionalium. Vol. 6 — 8. Havniae 1835 — 37.

Wilh. Müller, Russen und Mongolen. Bd. 1 — 4. Köslin 1838 — 40. 8.

Materialien zur Statistik des Russischen Reiches, herausgegeben mit allerhöchster Genehmigung durch die statistische Sektion des Ministeriums des Innern. Mit einem Atlas in Fol. Petersburg 1839.

Felix Fonton, La Russie dans l'Asie mineure ou campagnes du maréchal Paskévitch en 1828 et 1829 et tableau du Caucase. Paris 1840. 8.

J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen. Th. 1. 2. Dresden 1841. 8.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkey aus den Jahren 1835 — 39. Berlin 1841.

E. Bybilakis, Neugriechisches Leben verglichen mit dem Altgriechischen zur Erläuterung beyder. Berlin 1840. 8.

M. Ternaux-Compans, Recueil de documents et mémoires originaux sur l'histoire des possessions Espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquéte. Paris 1840. 8.

Mounstuart Elphinstone, A history of India. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Dr. Ferd. Philippi, Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Bd. 1 — 3. Leipzig 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus by the route of the Indus etc.

(Fortsetzung.)

Man begreift nicht, warum Ritter sagt (VII. 3. 789), Polo habe Balachschian auf „wundervolle Weise“ besucht. Das Land heißt bey den östlichen Schriftstellern (Herbelot unter dem Worte) Badakschan oder auch Belachschian, welche letztere Schreibart sich auch bey Polo findet; das x muß im dreyzehnten Jahrhundert ein Kehlenlaut gewesen seyn; jetzt hat es im Italienischen, wie bekannt, den Werth eines ss. Von dem Lande haben nnn auch die kostbaren Steine den Namen Balasse erhalten; sie werden übrigens auch Balchasch oder Balsteine genannt (Chasch heißt Stein im Türkischen), wie wir aus der Beschreibung der Reiche und Länder von Schehab-eddin ersehen (Notices des manuscrits XIII. 246). Der Name Sikinan wird bey Edrisi (I. 480) Saghanian geschrieben, und von Hrn. Wood Schagnan. Wir ersehen aus Polo, daß ein Berg diesen Namen führt, von welchem dann wohl Stadt und Umgegend ihren Namen erhalten haben. Ritter sagt ungenau „in einer Grube zu Sikinan.“ Die Sagen in Betreff der Abstammung von Alexander haben wir schon früher zurückgewiesen (Gel. Anz. 1841 Nr. 76), und Wood ist ganz derselben Meynung, wie wir später sehen werden. „Es nimmt sich allerdings schön aus“ bemerkt Hügel (Kaschmir und das Reich der Siekh II. 471) mit vollem Rechte, „an einem Platze, von dem man nichts zu sagen hat, mit großen Buchstaben zu lesen: Bevölkert durch die Abkömmlinge Alexanders des Grosen; allein ich vermuthe, daß darin nicht mehr historische Wahrheit liegt, als in der Idee Berniers, der Salomon einige Zeit auf dem Tacht i Soliman in Kaschmir seinen Hof halten läßt.“ Wir ersehen ans Polo, daß schon im dreyzehnten Jahrhunderte die Bewohner Badakschans die höchste Hochebne der Erde Bhami, Dach nannten oder vollständiger Duni Bhami, Dach der Erde; denn Pamer bey ihm und dann bey allen spätern Reisenden und Geographen ist ohne Zweifel bloß aus diesem persischen Worte entstanden. Man erinnere sich nur deß Tadjik die ursprünglichen Bewohner des Landes sind. Die Einwohner mögen hinter dem Worte Bhami eine nichts bedeutende Endpartikel, welche, wie im Chinesischen orh, r lauten mochte, hinzugefügt haben, aus deren Verschmelzuug dann mit Bhami, Bhamer oder Pamer entstanden ist. Was Polo in Betreff des Feuers hier von andern erfahren hat — gli fu affermato — von eigener Beobachtung, wie man behauptet, (Ritter a. a. Orten 501), spricht der Venetianer nicht — ward später von vielen Reisenden namentlich von Alexander von Humboldt (Ueber Innerasien in Poggendorff's Annalen 1830 Bd. 94 S. 17.) durch wiederholt angestellte Versuche vollkommen begründet gefunden. In welchem ganz andern Lichte würden wir das unsterbliche Werk des venetianischen Kaufmanns betrachten, wenn es nach allen Seiten hin vollständig erläutert, wenn die verdorbene Orthographie der Eigennamen entfernt und diese selbst sämmtlich gedeutet wären; Marsden und Graf Valdelli haben, von ihrem Standpunkte aus, sehr viel geleistet; beyde waren jedoch der Sprachen des östlichen und Mittelasiens unkundig. In diesen Ländern hat sich nun aber Polo am längsten aufgehalten nnd diese hat er am ausführlichsten beschrie-

ben. Es wäre jetzt an der Zeit, eine neue, unserer erweiterten wissenschaftlichen Kenntniß Asiens angemessene Ausgabe Polo's zu unternehmen, wozu auch die acht theils vollständigen theils mangelhaften Handschriften unserer Hof- und Staatsbibliothek benutzt werden könnten. Klaproths handschriftlicher Nachlaß zu Marco Polo befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris, ist aber, wie mir Kenner versicherten, kaum der Beachtung werth. Durch solch eine Ausgabe Polo's, wie wir sie im Sinne haben, würde auch ein Wunsch Göthe's *) in Erfüllung gehen.

In Chanaibad, an dem Flusse gleiches Namens gelegen, fand Wood zwey Madrasa oder Studienanstalten, wo Theologie und Jurisprudenz gelehrt wird; auch werden hier persische Dichter gelesen. Der Unterricht findet unentgeltlich statt; aber die Studenten müssen sich selbst ernähren. Auch ward der einige englische Meilen von Talichan wohnende Sayid Mohammed Kassim Chodja, der sich so menschenfreundlich gegen Moorcroft benahm, aufgesucht; er freute sich darüber, daß seine gute That in Frengistan bekannt und bewundert wurde. Burnes hat diesem wackern Manne später eine öffentliche Urkunde über sein treffliches Benehmen ausgestellt.

Zu Taischchan kämpften die Bewohner Badakschans im Jahre 1823 das letztemal für ihre Unabhängigkeit. Murad Beg stand selbst an der Spitze seines Heeres, das aus 10,000 Reitern bestand; der Tag gehörte der neuen Macht von Kundus, und zwey Jahre später mußte ganz Badakschan der Oberhoheit des grausamen Usbeken sich unterwerfen. Murad ließ die einst im ganzen Orient so berühmte Hauptstadt des Landes, Feisabad, zerstören und verpflanzte deren Bewohner nach dem ungesunden Flecken Kundus, wo der größte Theil in wenigen Jahren eine Beute des Todes ward. Von Feisabad sieht man jetzt kaum etwas Anderes als die Bäume, welche einst seine herrlichen Gärten zierten. Die Usbeken, welche sich dem Ackerbau widmen, schlagen ihre Kirgah oder Wohnungen an Orten auf, welche die meisten übrigen Menschen vermeiden würden. Obgleich die grünbegrasten Hügel ringsum ihnen die freundlichsten, gesündesten Wohnplätze darbieten, ziehen sie dennoch den Sumpf und seine Stickluft vor, weil es ihnen ein zu hoher Preis dünkt, wenn sie sich Gesundheit um den Preis einer etwas größeren Beschwerde bey Feldarbeit erkaufen müßten. Ohne Zweifel ist es für sie sehr bequem, in der Mitte ihrer angebauten Felder zu wohnen; aber gerade die Umstände, welche die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Felder verursachen, machen, daß sie den Menschen tödtlich sind, denjenigen wenigstens, welche sich noch nicht stufenweise akklimatisirt haben; gewiß sind aber die Vortheile, welche das Wohnen in den Sumpfgegenden dem Landwirth bringt, kein Aequivalent für die Lebensgefahr, welche damit verbunden ist. Seit dem Jahre 1830 hat man Badakschan und die Murad Beg unterworfenen Länder auf dem nördlichen Ufer des Drus entvölkert, und die Bewohner in die Ebenen von Kundus und Hasrat Imam verpflanzt. Die Gesammtzahl der Fremden, welche von dem angegebenen Jahre bis auf die jetzige Zeit, gewaltsam in diese ungesunden Marschländer übergesiedelt wurden, beläuft sich nach der Schätzung der Usbeken auf 25,000 Familien, in runder Zahl also beyläufig 100,000 Seelen; und es ist sehr die Frage, ob im Jahre 1838 noch 6000 davon am Leben waren; so groß war unter ihnen die Sterblichkeit in dem kurzen Zeitraume von acht Jahren. Ganz wahr heißt es im Sprichworte: Wenn du sterben willst, so gehe nach Kundus. Badakschan litt aber, nach der Meynung seiner Bewohner, deßhalb so furchtbar, weil der unglückliche, vor den Chinesen fliehende Chodja von Kaschgar es verfluchte. Jerm ist jetzt der bedeutendste Ort in Badakschan, hat aber kaum eine Bevölkerung von 1500 Seelen.

Die Lapis lazuli werden in dem Thale von Koktscha gefunden, wo es ungefähr zweyhundert Yard breit ist. Die Berge auf beyden Seiten sind hoch und nackt. Der Eingang zu den Minen befindet sich in der Vorderseite des Berges, auf dem rechten Ufer des Flusses, ungefähr 1500 englische Fuß über seinem Wasserspiegel erhaben. Die Gebirgsart, in welcher der Lapis lazuli gefunden wird,

*) In den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans.

ist der weiße und schwarze Kalkstein, der zwar nicht in ganzen Schichten, wohl aber in mächtigen Adern vorkommt.

Das Verfahren zur Gewinnung der Lapis lazuli ist sehr einfach. An der auszubeutenden Stelle nämlich wird ein Feuer von getrocknetem Ginster angeschürt, um das Gestein durch die Flamme mürbe zu machen. Ist der Felsen genug erweicht, so wird er mit Hämmern abgeschlagen und jedes abgeschlagene Stück zerklopft, bis man den gesuchten Stein entdeckt; dieser wird dann mit Brecheisen herausgelöst.

Die Bergleute unterscheiden drey Arten Lapis lazuli; nämlich den Nili oder indigofarbigen, den Asmani oder lichtblauen und den Suvsi oder grünen, wovon der Nili am kostbarsten, der grüne aber am wohlfeilsten ist. Die reichsten Farben trifft man in dem dunkelsten Felsen; auch soll der Stein um so reiner seyn, je näher dem Flusse zu er gefunden wird. Bloß im Winter giebt man sich mit dem Lapislazuli-Graben ab. In den letzten vier Jahren hat Murad Beg sowohl in den Lapislazuli als in den Rubinenminen alle Arbeit einstellen lassen, wie man sagt, weil sie bisher keinen seinen Erwartungen entsprechenden Ertrag gegeben haben. Schon in früher Zeit waren die Minen dieses Landes bekannt; die persischen Dichter haben von den Rubinen Badakschans mehr als ein Gleichniß hergenommen. Daß aus dem Lapislazuli das schöne Ultramarinblau gefertigt werde, ist wohl Jedermann bekannt. *)

Die Rubinenminen befinden sich zwanzig (englische) Meilen von Ischkaschm entfernt, in dem Distrikt Gharan, welches Wort Höhlen oder Minen bedeutet, auf dem rechten Ufer des Oxus. Sie liegen gegen den Strom zu, und der Eingang zu ihnen soll zwölfhundert Fuß über dem Spiegel desselben erhaben seyn. Die Gebirgsformation ist entweder rother Sandstein oder Kalk. Die Minen sind leicht zu bearbeiten, denn es ist kaum schwerer, als wenn man Gruben in den Sand macht. Oberhalb Ischkaschm ist das Wasser des Oxus schön durchsichtig; sobald er aber unterhalb Darwas das

*) Vergl. oben die Stellen aus Marco Polo.

Gebirge verläßt, nimmt es eine schmutzigrothe Farbe an. Die Stollen sollen zahlreich seyn und auf den Fluß zulaufen. Die Arbeiter werden sehr belästigt durch das von oben in die Minen sickernde Wasser, so wie durch den Rauch aus ihren Lampen, der keinen Abzug hat. Auch diese Minen werden schon, seit Badakschan in die Hände des Fürsten von Kundus fiel, nicht mehr bearbeitet; denn dieser, über ihren geringen Ertrag erbittert, führte die Einwohner des Districts, ungefähr fünfhundert Familien an der Zahl, nach Kundus ab, und verkaufte sie als Sklaven.

In ehemaligen Zeiten ward Badakschan wegen der Geselligkeit und Gastfreundlichkeit seiner Bewohner viel gerühmt; Spuren dieses edelmüthigen Geistes finden sich auch jetzt noch, aber wenige besitzen mehr die Mittel, gastfrey zu seyn; und dazu hat ihre, seitdem sie unter der Zuchtruthe der Usbeken stehen, immer weiter greifende Verarmung einen Egoismus hervorgebracht, welcher unter den noch freyen Tadschik sich nicht vorfindet. Bey den Gemeinden, welche mit dem Namen der Jaghi oder aufrührerischen belegt werden, erfreuten wir uns immer eines herzlicheren Willkomms, als bey ihren Stammesgenossen in den niedriger gelegenen Thälern, welche, obgleich wohlhabender, durch den Druck ihrer usbekischen Gebieter finster und mürrisch geworden sind. Wo die Unabhängigkeit mangelt, da behält der Mensch selten einen freyen, edelmüthigen Sinn. Jetzt wenn der Fremde ein Dorf in Badakschan betritt, wird er nicht mehr wie ehemals bewillkommt; es sucht jeder so schnell als möglich des Ankömmlings los zu werden und ihn seinem nächsten Nachbar zuzuschieben. Nach alter Gewohnheit befindet sich in jedem Dorfe ein Mehman Chanah, und der Aksichail oder Dorfschulze muß für die Bequemlichkeit des Gastes sorgen, der, wenn er ein angesehener Mann ist, oder in Aufträgen der Regierung reiset, über Mangel an Aufmerksamkeit sich nicht zu beklagen hat; dem Armen dagegen weist man bloß eine Schlafstelle an, und wenn er etwas zu essen haben will, so muß er sehen, ob Jemand so barmherzig ist, ihm etwas zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

G. Flügel, Die Geschichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad. Th. 1 — 2. Leipzig 1840. 8.

John Dunmore Lang, Religion and education in America, with notices of the state and prospects of American Unitarism, Popery and african colonization. London 1840. 8.

H. Meredith, An account of the gold coast of Africa. London 1812. 8.

Edw. Thornton, Chapters of the modern history of British India. London 1840. 8.

Aristide Guilbert, De la colonisation du Nord de l'Afrique, nécessité d'une association nationale pour exploitation agricole et industrielle de l'Algérie. Paris 1839. 8.

A. B. Clot-Bey, Aperçu général sur l'Egypte. Vol. 1 — 2. Paris 1840. 8.

The American Almanac and repository of useful Knowledge for the year 1840. Boston 1840. 8.

M. Dupin, Jésus devant Caiphe et Pilate. Réfutation du chapitre de M. Salvador, intitulé: jugement et condemnation de Jésus. Paris 1840. 2 Edit.

Joh. Wtenbogaerts leven, Kerkelijcke bedieninghe endezediche Verantwoordingh. s. l. 1645. 4.

Dr. Fr. W. Riemer, Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Bd. 1. 2. Berlin 1841. 8.

G. R. Gleig, Memoirs of the life of the right hon. Warren Hastings, first governor-general of Bengal. Compiled from original papers. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

Oresb. Agieó, Vita di Girolamo Gigli Sanese, con aggiunta delle lettere delle principali Accademie d'Italia scrittegli. Firenze 1746. 4.

Christ. Wolff, Eigene Lebensbeschreibung. Leipzig 1841.

Leben des k. preuß. Staatsministers Carl Frhr. vom und zum Stein. Leipzig 1841. 8.

Général Matthieu Dumas, Souvenirs du Lieutenant-Général Comte Matthieu Dumas de 1770 — 1836 publiés par son fils. Vol. 1 — 3. Paris 1839. 8.

Wilh. Broes, Filip van Marnix, Heer van St. Aldegonde, bijzonder aan de hand van Willem I. ter inleiding Margareta van Parma en Katharina de Medicis, Willem I. en Hendrik IV. Deel 1. 2. Amsterd. 1838 — 39. 8.

Frédéric Pluquet, Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace, poète Normand du XII. siècle. Rouen 1824. 8.

Dr. Fel. Papencordt, Cola di Rienzi und seine Zeit. Hamburg 1841. 8.

M. Ortolon, Notice biographique sur M. Dupin. Paris 1840. 8.

Dr. Ph. Doddrige Leben. Aus dem Englischen. Greitz 1830. 8.

H. F. Uhden, Leben des William Wilberforce ꝛc.„ The life of Will. Wilberforce, by his sons Rob. J. and Samuel Wilberforce. 5 Vols. Lond. 1838.“ Mit einer Vorrede von Dr. A. Neander. Berlin 1840.

Memoria sulle cifre arabiche attribuite fino a' giorni nostri agl' Indiani ma inventate in una paese piu rimoto dell' India. Milano 1813. 4.

C. F. Gauß, Dioptrische Untersuchungen. Göttingen 1841. 4.

J. Wetter, Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Theaterbaukunst. Mainz 1829. 4.

Ch. F. Zimpel, Das Eisenbahnbauwesen von Nordamerika, England und andern Ländern praktisch und populär dargestellt. Mit Atlas. Wien 1840. 8.

C. A. Rosenthal, Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte. Th. 1. Berlin 1841. 4.

Quatremère de Quincy, Geschichte der berühmtesten Architekten und ihrer Werke vom XI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von Fr. v. Heldmann. Bd. 1. 2. Darmstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Fortsetzung.

Am ersten Tage des Jahres 1838 besuchte die Mission Ahmed Schah, den Pir oder ersten Mullah — Pir bedeutet eigentlich einen Heiligen — von Jerm, der zur Zeit, als die britische Gesandtschaft vom Jahre 1809 unter Elphinstone zu Peschawar sich befand, aus Hindostan ausgewandert war. Er hatte viele Reisen gemacht und sich längere Zeit in China aufgehalten, welches Reich er auf der Strasse über Wachan betrat und auf der über Chokand wiederum verließ.

Von der die Chinesen charakterisirenden Eifersucht, ihrer Furcht und Mißtrauen gegen Fremde, dann der Wachsamkeit und Sorgfalt, mit der die Gränzen gehütet werden, so wie endlich von der Wirksamkeit ihrer Prohibitivmaßregeln wußte Ahmed viele Anekdoten zu erzählen; dagegen pries er, gleich wie alle andern Landeseingebornen, mit denen man über diesen Gegenstand sprach, ihre Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit. In Jerkend dürfen die fremden Kaufleute, gleichwie in Kanton, mit den Unterthanen des Mittelreiches Handel treiben. Niemand, der Statthalter allein ausgenommen, darf aber von hier aus so wenig wie ein fremder Kaufmann von Kanton weiter in das Innere des Landes gehen, und selbst der Statthalter besucht nur einmal des Jahres, so berichtet uns wenigstens Wood, eine Gränzstadt Ikla. *)

Alle die Kaufleute, welche die Engländer sahen, sprachen mit dem größten Lobe von Jerkend, und konnten das Klima wie die Bewohner des Ortes nicht genug rühmen. Von den Sonderbarkeiten der Chinesen wußte man vieles zu erzählen, son wie von dem Kontraste, der sich darbietet, wenn man sie mit anderr Völkern vergleicht. Von allen den Leuten, welche die Mission zu Jerm besuchten, war aber Niemand willkommener, als ein Siahpusch oder schwarz gekleideter Kaffir. Er war ein ungemein schöner Mann, ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt, mit offener Stirne, blauen Augen, buschigen gewölbten Augenbraunen, schwarzem Haupthaar und Knebelbart, wohl gebaut von Gestalt und lebendig. Er brachte manchmal ein paar Rebhühner zum Geschenk, erwiederte den muhammedanischen Salam, mit dem man ihn begrüßte, und setzte sich dann ohne weitere Umstände ans Feuer. Mit gekreuzten Beinen konnte er nicht sitzen; denn in dieser Beziehung unterscheiden sich die Kaffir von allen Völkern des Ostens, und ziehen, gleich den Europäern, einen Sessel oder einen andern über den Boden erhöhten Sitz vor. Er machte eine lebendige Schilderung von seinen Landsleuten und drang in W. und seine Begleiter, daß sie, wenn die Pässe geöffnet seyen, sie besuchen möchten. Um sie dazu anzulocken, versprach er Honig in Hülle und Fülle und Ströme Weines. Seine Schwester war an Mirsa Soliman verheirathet; obgleich er aber auf diese Weise mit Muhammedanen in nähern Ver-

*) So steht dreymal bey Wood S. 279. Von der Geographie und den Verhältnissen der Länder, welche der Marine-Lieutenant nicht selbst besuchte, scheint er nur geringe Kenntniß zu haben. Ily und nicht Ikla ist der bekannte Hauptort der Markgrafschaft gleichen Namens, von dem Fluße Ily so geheißen. Sie liegt 42° 46′ nördl. Br. 80° 28′ östl. Länge von Paris und ward 1754 von Kien long, Hoai juen tsching genannt. Wir haben mehrere dergleichen Unrichtigkeiten stillschweigend verbessert.

hältnissen stand, hegte er dennoch gegen sie den tödtlichsten Haß, und pflegte sogar in ihrer Gegenwart triumphirend die Zahl derer herzuzählen, welche durch den Bogen oder Speer seiner Landsleute gefallen waren. Der Statthalter von Badakschan hat dahin gewirkt, daß die wilden Leidenschaften auf beyden Seiten beschwichtiget wurden, und seit seiner Ernennung bestanden zwischen seinem Volke und den Kaffirn bereits mehrere Waffenstillstände, während deren Dauer den letzteren im Tausche gegen ihren Honig und ihr Wachs, Salz geliefert werden durfte. Er war mit mehreren der mächtigsten Häuptlinge des Kaffirlandes im besten Vernehmen, und dieses ward durch die oben erwähnte Heirath noch mehr befestiget. Aber bey einer Regierung, wie die von Kundus, welche einzig und allein durch Raub und Plünderung sich erhält, ließ sich erwarten, daß sie das milde Verfahren des Statthalters von Badakschan nicht billigen würde. Mirsa Soliman ward bedeutet, er müsse alle Jahre einen Zug gegen die Kaffir unternehmen oder auf seine Statthalterschaft verzichten. Wie ein rechtschaffener Mann, wählte er das letztere, und noch ehe die Mission das Land verließ, ward ihm ein Nachfolger gesetzt, von dem zu erwarten war, daß er den Befehlen des Mir besser nachkommen werde.

Die Muselmanen spenden unwillkührlich diesem Volke ein hohes Lob, indem sie selbst gestehen, daß ein Kaffirsklave so viel werth sey als zwey von einem jeden andern Volke. Sie fügen noch hinzu, daß die Kaffir, was den Besitz großer Geisteskräfte betrifft, den Europäern sehr nahe stehen, und aus Allem, was die Engländer von ihnen gesehen oder gehört haben, sind sie überzeugt, daß sich bey ihnen für die Thätigkeit der Missionen ein viel schöneres Feld darbiete, als in irgend einem andern Lande des asiatischen Kontinents. Sie selbst rühmen sich, daß sie, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, Brüder der Firingi seyen, und schon diese Meynung wird den Dienern des Evangeliums den Weg bahnen. Auch beruht ihr Glaube nicht, wie der der Hindu und Muhammedanen, auf einer Offenbarung; sondern, so viel man bemerken konnte, glauben sie einfach an einen einzigen Gott, der die Welt regiert, und daß die Menschen, welche gut und gastfreundlich sind auf Erden, dafür im Himmel belohnt würden. Ob ihr Anspruch auf Verwandtschaft mit den Europäern auf eine Ueberlieferung sich gründe oder eine bloße Erdichtung von ihrer Seite ist, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Was meine eigene Meynung betrifft, sagt der Reisende, so glaube ich, daß sie zu demselben Volksstamme, wie die Eingebornen Badakschans, das ist also zu den Tadschik, gehören und daß sie bey dem Hereinbrechen der Muhammedanen in die unzugänglichen Gebirge flohen, während die übrigen Theile ihrer Landsleute den Eindringlingen sich unterwarfen, den Islam annahmen und so ihre Besitzungen in der Ebene sicherten.

Verbindungen und Waffenstillstände, wie zwischen den Kaffir und den Bewohnern Badakschans, finden auch zwischen den Bewohnern der Bergdistricte (Kohistani) Afghanistans, namentlich den Pentschschiris und den Kaffirn statt. Dieselben sind für die Dauer des Sommers in Kraft und beym Ausgange dieser Jahreszeit werden die Geiseln gegenseitig zurückgegeben. Alle Jahre, sobald die Pässe gangbar sind, werden die Bündnisse erneuert. Friedensbrüche kommen manchmal vor, doch nicht so häufig, daß die kontrahirenden Theile alles Vertrauen auf einander dadurch verlören. Ist der Waffenstillstand abgelaufen, so beginnen die Feindseligkeiten von neuem. Bey Raubzügen und nächtlichen Angriffen giebt dem Kaffir seine Schlauheit und List den Vortheil, am hellen Tage aber ist die Sache umgekehrt; denn der bloß mit einem Speere bewaffnete Kaffir ist dann dem mit Feuergewehr versehenen Pentschschiri nicht gewachsen.

Die Masse der Bewohner Badakschans gehört, gleichwie die des östlichen Persiens, Afghanistans und Mittelasiens zu den Tadschik, deren Sprache die persische ist. Doch ist von der früheren Geschichte des Landes, einige zufällige Notizen bey den arabischen, persischen und chinesischen Geschichtschreibern ausgenommen, nichts vorhanden.

Keiner der drey großen tatarischen Eroberer, weder Tschingis Chan noch Tamerlan oder Schebani Chan, scheint im Thale des Orus so hoch hinauf gedrungen zu seyn; obgleich einige von Babers Leuten hier eine Zuflucht suchten, nachdem sie von den Usbeken aus den reichen Gefielden Sog-

diana's vertrieben waren; die Nachkommen derselben haben sich bis jetzt in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten und ihre Namen wie ihr Aussehen rein bewahrt, was daher kommt, daß sie sich streng abgesondert hielten und keine Heirathen mit den Badakschis eingingen.

Die Tadschik sind ein zahlreiches Volk und über eine ausgedehnte Landstrecke sowohl nördlich als südlich des Hindu kuh verbreitet. Sie gehören zur kaukasischen Race und sind ein schöner Menschenschlag; wo immer sie sich auch finden, reden sie die persische Sprache; innerhalb der Gränzen der alten persischen Monarchie wohnend, theilten sie auch meist die Schicksale jenes einst so ausgedehnten Reiches. Die Tadjik bezeichnen Arabien und die Gegend um Bagdad als die ursprügliche Heimath ihrer Vorältern, und da dieser Glaube allgemein verbreitet ist, so muß er wenigstens erwähnt werden. Die wirklichen Nachkommen dieser ersten arabischen Ausbreiter des Islam sind zwar noch immer sehr zahlreich in diesen Landen, aber die Tadschikbevölkerung ist bey weitem zahlreicher.

Nach meiner Meynung, sagt W., gehören die Bewohner Kaffiristan's und der andern Gebirgslandschaften, deren Schlupfwinkel fast niemals noch von Feindesmacht betreten wurden, zu demselben Volke, wie die Tadschik, und die letztern sind überall, wo sie sich jetzt noch finden, die ersten und ursprünglichen Bewohner des offenen Landes.

Von allen diesen Stämmen haben die Kaffir allein mit Erfolg den Fortschritten der muhammedanischen Religion sich entgegen gestemmt und den alten Glauben bewahrt. Im Besitze eines von Natur gegen alle Angriffe gesicherten Landes führen sie einen Kampf auf Leben und Tod mit den Muhammedanen, und haben an den Gläubigen zehnfache Rache geübt für alle die Unbilden, welche ihre Vorältern erdulden mußten, zur Zeit als überall die Götzentempel zerstört wurden und den Moscheen Platz machen mußten.

Die Tadschik sind gute Gesellschafter, besonders die Mullahs, welche viel freyere Gesinnungen haben als ihre nicht gereisten Gläubigen. Es war ihnen immer sehr lieb, wenn die Reisenden sie besuchten. Nichts ist gewöhnlicher, als sie am Schlusse eines mit Geist geführten Gespräches ausrufen zu hören: „Es ist ein guter Gesellschafter; er spricht gut."

Das Thal des Oxus, kann man sagen, hört zu Issar auf; bis zu diesem Orte zieht es sich von Isch Kaschm aus (36° 42′ 42″) in nordöstlicher Richtung. Issar liegt unter 37° 2′ 10″ nördl. Breite und gegen 10,000 Fuß über der Meeresfläche. Hier theilt sich das Hauptthal in zwey Aeste, wovon das erstere nach Tschitral, Gilgit und Kaschmir führe, das andere über das Tafelland des Pamir hinweg nach Jekend in China. Man mußte sich nun entschließen, welchen von beyden Strömen man weiter verfolgen wollte.

„Einer von ihnen, das war gewiß, mußte ohne Zweifel, zur Quelle des Oxus führen, aber welcher von beyden? Dieß herauszubringen, war eben die Schwierigkeit. Die Kirgisen hatten uns gleich ohne langes Bedenken gesagt, daß der Gegenstand unserer Nachforschung in einem See auf dem Bham-i-Duniah oder Dach der Welt, zu finden wäre, und der Weg dahin führe durch den Durah — dieses Wort bedeutet ein enges Gebirgsthal, eine Schlucht — des Sir-i-kol hinauf. Obgleich schon aus der nördlichen Richtung dieses Thales sich mit fast völliger Gewißheit schleßen ließ, daß der Sir-i-kol, und nicht der Sirhad — so heißt der Fluß, welcher aus dem Mastutsch oder dem Thale von Tschitral kommt — der wahre Quellfluß des Oxus seyn müsse, so hielt man es doch für angemessen, den Vereinigungspunkt der beyden Ströme zu besuchen. Es schien zwar dem Reisenden, als ob der Sirhad beträchtlicher wäre, die Wachhanis aber, welche ihn begleiteten, waren der entgegengesetzten Meynung. Der Sir-i-kol war in mehrere Arme getheilt und zugefroren, so daß sein Wasserreichthum sich nicht wohl schätzen ließ; doch konnte man an einer eisfreyen Stelle im Hauptarme wenigstens so viel beobachten, daß seine Schnelligkeit doppelt so groß als die des Sirhad, seine Temperatur aber um fünf Grad niedriger war; denn sie betrug nur 32°, während die des andern Flußes 37° betrug. Daß die Quelle des aus Pamir kommenden Flusses in einer viel größeren Höhe entspringe, als die des andern, dieß bewies schon der Umstand, welcher außerdem unerklärlich seyn würde, daß der erstere Strom gerade am Vereinigungspunkte zugefroren war, während der Sirhad keine Eisdecke hatte, und sein Lauf langsamer und die Temperatur seines Wassers höher

war. Es ward erzählt, daß im Sommer der Sir-i-kol viel wasserreicher ist als der Sirhad, obgleich letzterer viele Nebenflüsse hat, in den erstern aber nur zwey unbedeutende Bäche, der Langer Kisch nämlich und der Sersumen, sich ergießen. Unter den Zuflüssen des Sirhad befindet sich der Pirchar, ein Name, welcher in der Geographie dieser Gegenden eine bedeutende Rolle spielt, seitdem Macartney ihn als den wahren Quellfluß des Oxus bezeichnet hat."

Die Reisenden wanderten nun eine Strecke vorwärts an dem rechten Ufer des Sirhad Flusses und stiegen dann eine niedrige Anhöhe hinauf, die augenscheinlich das Thal gegen Osten begränzte; als man sie erstiegen hatte, am 19. Februar 1838 Nachmittags 5 Uhr, standen sie auf dem Bhami-Duniah oder Dach der Welt, während vor ihnen eine herrliche, aber zugefrorene Wasserfläche sich ausbreitete, aus welcher gen Westen zu der hier noch schwache Oxus floß.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

Tavole idrometriche per la dispensa delle acque correnti per uso della regia cittá di Bergamo. Bergamo 1825. fol.

Francis Whishaw, Analysis of railways: consisting of a series of reports on the railways projected in England and Wales in the year 1837. London 1838. 8.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1843. Paris 1840. 8.

J. F. Encke, Berliner astronomisches Jahrbuch für 1843. Berlin 1841. 8.

J. F. Encke, astronomische Beobachtungen auf der k. Sternwarte zu Berlin. Bd. I. Berlin 1840. Fol.

F. G. W. Struve, Observationes astronomicas institutas in specula universitatis Caesareae Dorpatensis. Vol. 7. Observationes annorum 1827 — 1830. Dorpati 1838. 4.

Carl Lyell, Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt oder Geschichte der durch Ueberlieferungen nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen. Aus dem Englischen von C. Hartmann. Weimar 1841.

Dr. Steph.-Kutorga, Einige Worte gegen die Theorie der stufenweisen Entstehung der organischen Wesen auf der Erde. Bonn 1839. 8.

Fr. Kries, Von den Ursachen der Erdbeben. Eine Preisschrift. Utrecht 1820. 8.

Léon de Laborde, Recherches sur ce qu'il s'est conservé dans l'Égypte moderne de la science des anciens magiciens. Paris 1841. 4.

N. Gerber, Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, zur Aufklärung und zum Christenthum. Lief. 1 — 10. Mergentheim 1839 — 40.

Dr. A. Robert, Traité théorique et pratique du rheumatisme, de la goutte et des maladies des nerfs. Paris 1840. 8.

Dr. C. Löwig, Allgemeine organische Chemie. Bd. 1. 2. Zürich 1840. 8.

Annales de Chimie et de Physique par M. M. Gay-Lussac et Arago. 3. Série. Vol. I. Paris 1841. 8.

A. de Quatrefages, Considérations sur les caractères zoologiques des rongeurs et sur leur dentition en particulier. Paris 1840. 4.

F. Cuvier, Histoire naturelle des cétacés. Livr. 1. 2. Paris 1836. 8.

Edward Forbes, A history of British starfishes and other animals of the class Echinodermata. Part. 1 — 6. London 1840. 8.

A. Graf Keyserling und Prof. J. H. Blasius, Die Wirbelthiere Europas. Buch I. Die unterscheidenden Charactere. Braunschweig 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Schluß.)

Dieser schöne See *) hat die Gestalt eines Halbmondes; er ist von Osten nach Westen gegen vierzehn (engl.) Meilen lang und ungefahr eine Meile breit. Auf drey Seiten wird er von sanft ansteigenden Hügeln begränzt, auf der vierten, der südlichen Seite dagegen, thürmen sie sich zu Bergen empor, die sich zu einer Höhe von 3500 Fuß über dem Spiegel des Sees oder 19000 Fuß über der Meeresfläche erheben und mit ewigem Schnee bedeckt sind, aus dessen nie versiegender Quelle der See gespeist wird. Nach Beobachtungen an der Westspitze des Sees fand man durch die Meridianhöhe der Sonne, die Breite zu 37° 27′ N., und die Länge durch eine von Langer Kisch, woselbst die Reisenden zuletzt chronometrische Beobachtungen angestellt hatten, gezogene Linie zu 73° 40′ O. von London. Die Höhe über dem Meere beträgt, vermittelst der Temperatur von kochendem Wasser gemessen, 15,600 Fuß; denn der Thermometer zeigte 184° Fahrenheit. Die Temperatur des Wassers unter dem Eise stand auf 32°, gerade auf dem Gefrierpunkt. Dieses ist also die wahre Lage der Quellen dieses berühmten Flusses, der nach einem Laufe von zweyhundert deutschen Meilen in die Südseite des Aralsees sich mündet. Pamir ist nicht bloß der Mittelpunkt im Flußsysteme Mittelasiens, sondern auch der Heerd, wovon dessen vornehmste Gebirgszüge ausgehen. Die Ebene, an deren Südseite der See sich ausbreitet, hat einen Umfang von ungefähr drey (engl.) Meilen; und von diesem hochgelegenen Plateau aus gesehen, scheinen die Berge keine große Höhe zu haben. Das Tafelland Pamir ist, wie bereits angegeben wurde, 15600 Fuß hoch, also bloß zwey und sechzig Fuß niedriger als der Gipfel des Montblanc; die Höhe der von dieser Ebene emporsteigenden Berge, welche zu 3400 Fuß angegeben wurden, beruht bloß auf einer beyläufigen Schätzung. Die Wachanis nennen diese Ebene, wie gesagt, Bham i Duniah, d. h. Dach der Welt, und es scheint, daß sie das höchste Tafelland in Asien, ja auf der ganzen Erde ist. Von Pamir aus senkt sich die Fläche in jeglicher Richtung, bloß gegen Südosten nicht, woselbst ähnliche Plateaus längs der Nordseite des Himalaja nach Tibet hinein sich erstrecken. Wood glaubt, der Hindokuh sey höher und dichter als der Himalaja, denn der erstere bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen Mittelasiens und dem Süden dieses Erdtheiles und ist ein ohne Unterbrechung fortlaufender Gebirgszug; der Himalaja hingegen wird zweymal durchbrochen, einmal vom Indus und dann vom Kunerfluße; auch fließt von allen Flüssen, die in ihm entspringen, keiner in nördlicher Richtung.

Der Jakochse ist für die Einwohner Tibets und Pamirs, was dem Lappländer im nördlichen Europa sein Rennthier. Wohin man zu Fuß gelangen kann, ist auch für den Jak der Pfad zugänglich. Gleich dem Elephanten weiß er mit bewunderungswerther Genauigkeit, wie viel er zu tragen im Stande ist. Wenn Reisende sich verirrt haben, so wird eines dieser Thiere vorausgetrieben, und man sagt, daß es mit wundervoller Spürkraft den verborgenen Tiefen und Abgründen ausweicht. Sein Tritt ist fest und sicher. Wenn ein Schnee-

*) Vrgl. oben die Stellen aus Marco Polo.

fall einen Gebirgspaß für Mann und Roß unzugänglich macht, so wird eine Heerde Jaks vorausgetrieben, und diese stellen, wie ein Kirgise sich ausdrückte, „eine königliche Heerstraße“ her, als ob sie gelernte Wegmacher wären. Doch muß, wenn sie wirksame Dienste leisten sollen, der Schnee frisch gefallen seyn. Nur wo das Queckſilber nicht über Null steigt, ist das Klima dem Fortkommen des Jak günstig. Wenn auf den hohen Bergflächen ihm der Schnee zu tief liegt, so daß er nicht zu den darunter verborgenen Grasern gelangen kann, so rollt er sich den Abhang hinab und frißt dann die so von Schnee entblößte Stelle ab, bis er wieder oben ist. Ist er auf die Spitze gekommen, so wiederholt er dieses Manöver zum zweyten Male, bis er gesättigt ist. Während der Sommerhitze schickt man das Thier zu dem sogenannten alten Eise, d. i. in die Regionen des ewigen Schnees. Das Kalb behält man unten als ein Pfand für die Rückkehr der Aeltern, und diese unterlassen auch niemals sich wiederum einzustellen. Die Frauen ziehen, gleichwie unsere Alpenbewohner, während des Sommers in die höher gelegenen Thäler, die zwischen die Schneegebirge eingestreut sind, und widmen ihre ganze Zeit der Sommerwirthschaft. Die Männer bleiben in der Ebene und bestellen ihre Felder, besuchen aber von Zeit zu Zeit die Wirthschaft auf den Bergen; von diesen Sommerwanderungen sprechen sie alle mit dem höchsten Entzücken. Die Jak, auch Raschkühe genannt, leben in Heerden beysamen und bieten den Wölfen Trotz, von denen es hier wimmelt. Ihr Haar wird einmal des Jahres, nämlich im Frühling geschoren. Der Schweif dieses Thieres ist der in Hindostan so gebräuchliche Tschaury; hier zu Lande aber verfertigt man aus den starken, eisenfesten und biegsamen Schwanzhaaren Seile, die, was Stärke betrifft, den aus Hanf gefertigten nicht nachstehen. Aus den Haaren des Körpers werden Matten gewoben, und auch ein starker Zeug, der zu Reithosen vortrefflich ist. Die Milch der Jak ist kräftiger als die der gemeinen Kuh, aber letztere giebt eine größere Quantität. Dem Kurut, welcher daraus gemacht wird, räumt man den ersten Rang ein, und zieht ihn sogar dem in ganz Afghanisten geschätzten Kurut vor, der in den Gebirgsdistrikten Kabuls fabricirt wird. Die Butter rühren die Kirgisen niemals aus. Die Reisenden sahen zum ersten Male einige Jaks, als sie durch den Ischkaschm Paß zogen, woselbst sie oben auf dem höchsten Gipfel weideten; im Dorfe gleiches Namens kaufte man gleich einen für Dr. Lord und schickte ihn unter der Obhut zweyer Männer nach Kundus. Aber diese sonderbaren Thiere brauchen ein so kaltes Klima, daß obgleich in der Ebene von Kundus noch der Winter herrschte, dennoch die Wärme zu groß war und der Jak ein oder zwey Tagreisen vor der Stadt starb. Einige Jahre früher war es einem afghanischen Edelmann gelungen, drey dieser Thiere nach Kabul zu bringen; aber obwohl diese Stadt 6000 Fuß über dem Meere liegt, so war selbst diese Temperatur zu ihrem Gedeihen nicht kalt genug. So wie der Schnee wegschmolz, siechten sie hin und starben bald im Frühjahr.

Der Fürst von Wachhan leitete seinen Stammbaum bis zu Alexander dem Großen hinauf, und auf diesen seinen Ahnherrn that er sich nicht wenig zu gute. Muhammed Rahim betrachtete seine erlauchte Abkunft als eine unbestreitbare Thatsache, und bey allen seinen Nachbarn zweifelt auch wirklich Niemand an der Richtigkeit derselben. Doch ist diese Ehre, wie dieß bereits andere Reisende bemerkt haben, nicht auf Wachhan beschränkt, sondern auch die Herrscher von Badakschan, Darwas, Tschitral machen Anspruch darauf. Was die ehemalige Herrscherfamilie von Badakschan betrifft, so entdeckte man bey genauerer Nachforschung zu Ferm, daß ihr Anspruch auf griechische Abkunft einzig und allein auf einer Verschwägerung mit der königlichen Familie von Tschitral beruht, deren Blut für besonders edel gilt und deßhalb, wie das sich von selbst versteht, von keinem andern herstammen kann als von Sikender; die Muhammedaner haben diesen Helden selbst unter die Zahl ihrer Heiligen versetzt. Auch in den Alpenlandschaften Schagnan und Roschan, welche im Thale des Drus nördlich von Darwas gelegen sind, nehmen die Fürsten dieselbe klassische Abstammung in Anspruch: jedoch die Mullahs, welche allein mit antiquarischen Untersuchungen sich abgeben, behaupten, daß ihre Ansprüche nicht besser begründet seyen als der des gefallenen badakschan'schen Fürstenhauses.

Unterhalb Wachhan sind Roschan, Schagnan und Darwas die am stärksten bevölkerten Gebiete an diesem Strome. Der Reisende, welcher stromabwärts geht, kommt zu ihnen in der Ordnung, in welcher sie aufgeführt wurden. Sie sind alle von Natur stark geschützt und bloß während der Mitte des Sommers zugänglich, und selbst dann ist den Pässen nicht immer zu trauen.

Wenn der Oxus zugefroren ist, kommt man am besten in diesen Ländern längs des Flusses von Ischkaschm aus, und zwar auf der Straße über Gharan und die Rubinminen. In Rhagnan soll sich ein See befinden, der eine halbe Tagreise im Umkreise hält und alle Gewässer des Landes auf dem linken Ufer des Pandsch — so heißt hier der Oxus — in sich aufnimmt; aus ihm fließt ein ziemlich starker Bach, der zwey Mühlen zu treiben im Stande wäre, und mündet in den Oxus. Die drey Landschaften haben Ueberfluß an Steinobst, und auch der Maulbeerbaum gedeiht in allen vortrefflich. An Getreide werden Waizen und Gerste gebaut. Die Heerden bestehen aus Kühen und Schafen, beyde von der gewöhnlichen Art; Pferde sind nicht zahlreich; das kirgisische Kameel ist das gewöhnliche Lastthier. In Roschan und Schagnan sind die Einwohner Schiiten, ihre Kleidung ist der der Wachhanis ähnlich und auch ihre Häuser sind ähnlicher Bauart. Gegenwärtig zählt Schagnan ungefähr dreyhundert Familien; früher aber, ehe es noch von Murad Beg ausgeraubt und entvölkert wurde, zählte es gegen tausend. Roschan ist besser bevölkert, und hat noch immer gegen tausend Familien. Beyde Districte zusammen entrichten alle Jahre an Kundus einen Tribut von fünfzehn Sklaven, und erhalten dafür Gegengeschenke von ungefähr gleichem Werthe. Sie sprechen einen eigenen Dialekt, welcher von dem der andern Districte verschieden ist. Darwas hingegen ist von Kundus unabhängig, und der Verkehr zwischen beyden Staaten beschränkt sich auf den Austausch von Geschenken; dieß Land ist äußerst gebirgig; steile, Schwindel erregende Pfade, auf denen man nur zu Fuß fortkommt, führen von einem Orte zum andern. Das wenige Erdreich ist mit Baumwolle beflanzt; es werden daraus Tücher gewebt, die einen Gegenstand der Ausfuhr bilden und für Getreide und Schießpulver vertauscht werden. Sämmtliche Ortschaften liegen auf dem linken Ufer des Oxus. Der Schah oder König von Darwas unterhält eine Art Hofstaat und ein großes Heer, — groß erscheint dasselbe wenigstens im Vergleiche mit den Streitkräften seiner schwächeren Nachbarn. Die Einwohner von Darwas gehören ebenfalls zu den Tadschik und sind größtentheils sunnitische Muhammedanen. Ihre Sprache ist das Persische. Nordnordöstlich von diesem Staate ist der District Karategin, welcher bald von Chokand bald von Kundus abhängig ist.

Auf der Rückreise von Kundus nach Kabul besuchte Dr. Lord den Wallfahrtsort, Masar oder das Grab genannt, sieben deutsche Meilen westlich von Chulm gelegen, wo der letzte Reisegefährte Moorcroft's gestorben ist. Es wurden Lord bereitwillig alle Bücher, die sich hier vorfanden, übergeben; doch fand man darunter keine handschriftlichen Bemerkungen des berühmten Reisenden. Westlich von Chulm gleicht das Oxusthal, die Ufer ausgenommen, einer Wüste, aber östlich der Felsenpässe von Darwas findet sich auch auf allen hochliegenden Gegenden des Thales üppiger Graswuchs, von zahllosen Blumen durchschlängelt. Diese Bergbekleidung bildet auch den Unterschied zwischen dem Lande Kundus und Kabul. Hier steigen die Hügel kühn empor, sind spitzig und eckig, nackt und kahl, während die niedrigen, wellenförmig gestalteten Berge von Kundus so lieblich anzuschauen sind, wie der grünen Rasen an ihrem Fuße. Zu Inderab fand man den freundlichen Tora Chan, Fürsten der Tadschik, welche das eiserne Joch Murads verwünschen und mit Freuden unter die Hoheit Afghanistans (d. h. jetzt Englands) sich begeben würden. In den Gebirgsgegenden Afghanistans, in der Sprache Persiens Kohistan genannt, herrschten damals große Unordnungen, namentlich ließ sich der Klan der Pantschschiri, welche gleichwie die übrigen Bewohner Kohistans Tadschiks sind, große Ausschweifungen zu Schulden kommen. Sie erkannten zwar die Oberherrschaft Dost Mohammed's, ohne aber irgend Abgaben zu entrichten. Sie sind vortreffliche Krieger und können leicht, wenn sie zusammenhalten, 10,000 Bewaffnete stellen.

Als die Reisenden am 1. März 1839 nach Kabul zurückkamen, fanden sie, daß Kapitän Bur-

nes bereits die Stadt verlassen hatte. Die Rothkappen oder persische Parthey freute sich über das Zerwürfniß mit England, während die Afghanen und Tadschik sehr ungehalten darüber waren. Verdrüßlich wegen der guten Aufnahme, die der russische Agent gefunden hatte, besorgt wegen der Abreise des englischen, betrachteten sie den Mir als die einzige Ursache des drohenden Sturmes und wünschten Schah Schudscha zurück. „Doch scheint es," fügt der einsichtsvolle Reisende hinzu, (S. 422), „daß wir jetzt in Afghanistan uns nicht mehr eines so guten Leumundes erfreuen, wie ehemals. Könnte es auch wohl anders seyn? Die Eroberung und Besitznahme des Landes durch brittische Truppen; die glänzenden Waffenthaten von Gisni (Ghasna) und Kelat werden zwar unsern Namen von dem Indus bis zum Kaspisee verbreiten; ehemals erfreute sich England einer freywillig gezollten Ehrfurcht unter allen Völkern Asiens; an deren Stelle trat jetzt die Furcht vor unsern Waffen. Wenn nur unser jetziger Gewinn später nicht zu einem Verlust umschlägt." Wir wissen, aus einer mündlichen Aeußerung des Herrn Wood, daß Burnes dem Kriegszug gegen Kabul sehr entgegen war. Wollte man, sagte Burnes, Dost Mohammed ein Drittel des Geldes geben, welches der Krieg gegen ihn kostet, so würde er der treueste Verbündete Englands seyn; man könnte leichter unter seinem Namen das Land beherrschen, als unter dem des elenden verhaßten Schah Schudscha. Lord Aukland und namentlich Macnaghten waren aber anderer Ansicht. Und so ward der folgenreiche Zug nach Afghanistan unternommen, welcher die englische Herrschaft in Asien bis unfern des russischen Reiches und seines Einflusses erweiterte.

Carl Friedr. Neumann.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la zoologie et à la géologie. Text in 4. Mammifères. Fasc. 8. Atlas in fol. — — Fasc. 8.

William Jardine, The natural history of the Pachydermes, or thick-skinned quadrupeds. Edinb. 1836. 8.

The natural history of the ordinary cetacea or whales. Edinb. 1837. 8.

Will. Macgillivray, A history of British Quadrupeds. Edinb. 1838. 8.

Rob. Hamilton, The natural history of the amphibious carnivora, including the walrus and seals, also of the herbivorous cetacea etc. Edinb. 1839. 8.

Chas. Hamilton Smith, The natural history of dogs. Canidae or genus canis of authors. Including also the genera hyaena and proteles. Vol. 1. 2. Edinb. 1839 — 40.

James Duncan, Introduction to entomology. Edinb. 1840. 8.

— — — The natural history of beetles. Edinb. 1835. 8.

— — — The natural history of british butterflies. Edinb. 1835. 8.

— — — The natural history of british moths, sphinxes. Edinb. 1836. 8.

The natural history of bees. Edinb. 1840.

Will. Jardine, The natural history of Gallinaceous birds. Vol. I. Edinb. 1836. 8.

— — — The natural history of game-birds. Edinb. 1834. 8.

Prideaux John Selby, The natural history of pigeons. Edinb. 1835. 8.

— — — — The natural history of parrots. Edinb. 1836. 8.

Will. Swainson, The natural history of the birds of Western Africa. Vol. I. Edinbourg 1837. 8.

Will. Jardine, The natural history of the birds of Great Britain and Ireland. Part I. Birds of prey.

Part II. Incessores. Edinb. 1838 — 39. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; publiée sur le Manuscrit autographe par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. Première partie 1836. Deuxième partie 1838. fol. XXIII. 460.

Sur l'alphabet hiéroglyphique: Lettre à Monsieur le Professeur Hippolyte Rosellini, par le Dr. R. Lepsius. (Annales de l'Institut de correspondance archéologique, tome IX. cah. 1. Rome 1837. 8. mit zwey Steindrucktafeln.)

Zweyter Artikel.

Wir geben unsern Lesern im Folgenden, wie wir ihnen versprochen hatten, eine freye, von Champollions eignem Versuche vollkommen unabhängige wissenschaftliche Bearbeitung des in dem Champollionischen Werke zusammengebrachten altägyptischen Sprachmaterials, und zwar zuvörderst eine Darlegung der vier ersten und wichtigsten Theile der altägyptischen Grammatik, nämlich der Lautlehre, Wortentstehungslehre, Schriftlehre und Wortunterscheidungslehre, indem wir bey dieser Bearbeitung besonders immer den Zweck im Auge behalten haben, jenen wichtigen durchgreifenden Zusammenhang der ägyptischen Sprache mit dem sogenannten indogermanischen Sprachstamm, ein Zusammenhang, der dem Hieroglyphischen in dem von uns behandelten Theil seiner Grammatik die bisher von dem Sanskrit behauptete Stelle einer grammatischen Principienlehre für unsern gesammten Sprachstamm anweist, vor den Blicken unserer Leser so viel als möglich hervorzuheben und in seiner ganzen sprachwissenschaftlichen Bedeutsamkeit erkennbar zu machen. Der Leser wird es uns dabey nicht verargen, wenn wir uns, um den Lauf unserer Entwicklung nicht ungebührlich zu verlängern, der, in einer größern Abhandlung vielleicht nothwendigen, kritischen Seitenblicke auf Champollions vielfache Irrungen und Nicht-erkenntnisse fast durchgängig enthalten haben und somit unserm eigenen Wunsche gefolgt sind, das Andenken dieses, in der Unermüdetheit seines philologischen Angreifens, Zusammenraffens und Combinirens, um die ägyptische Philologie so hoch verdienten Mannes, anstatt es durch die nachträgliche Anlegung eines seinem Studienkreise fremden Maßstabes zu verkleinern und herabzusetzen, vielmehr durch ein entschlossenes Weiterdringen auf der von ihm geöffneten Bahn sprachgeschichtlicher Entdeckungen nach Kräften zu rechtfertigen, zu ehren und wirkungsreich zu machen. Die Fälle, in denen Hr. Lepsius, von der Darlegung seines Vorgängers abweichend, das Verständniß der ägyptischen Grammatik weiter gebracht hat, haben wir besonders angemerkt. *)

---

*) Nicht zurückhalten indessen dürfen wir hier die, für den jetzigen Zustand der hieroglyphischen Philologie in Frankreich nicht ehrende Bemerkung, daß der im ersten Theil so correcte Druck des Champollionischen Werks von der Mitte des zweyten Theils an durch eine Menge den Text der hieroglyphischen Beyspiele betreffender Nachläßigkeiten, Verwirrungen und offenbarer Fehler entstellt wird, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil das nachgelassene Champolli-

I. Altägyptische Lautlehre.

Das altägyptische Lautwesen, sowie wir dasselbe in der Schrift festgehalten erblicken, ist überaus einfach: es unterscheidet nichts als die allerwesentlichsten Hauptstufen in den nachahmenden Bewegungsweisen der Stimme und des Mundes, nämlich, die Laute eben nach diesen fünf Bewegungsweisen oder Lautgattungen eingetheilt, folgende 15 Lauter:

1) Die vier Haucher, oder – nach eingetretener Zusammenziehung eines jeden derselben mit dem ihm inwohnenden Stimmlaute — 4 Grundvocale ā *), j (ī) w (ū, ō) h (ē) **); 2) die drey Stoßlauter p, k, t, ohne Unterscheidung der dem lateinischen b, g, d entsprechenden tönenden Form eines jeden dieser Lauter. (Das griechische δ wird in der spätern Schrift zuweilen durch nt ausgedrückt, wie das deutsche d im Neugriechischen); 3) die beyden Nasenlauter n und m; 4) die 4, später, 5 Streichlauter (geriebenen Lauter) v, ***) f, s, ch, und, aus letzterem entwickelt, sch: also auch hier eine Unterscheidung des Tönens und Nichttönens nur bey dem Zahnlippenlauter; 5) der Zungenzitterlauter r. — Stellen wir die Bewegungsweisen oder Lautgattungen mit den Lautstellen oder Bewegungsmitteln (den handelnden einzelnen Theilen des nachahmungsthätigen Mundes) der Reihe nach zusammen, so ordnen sich diese Lauter in folgender Uebersicht:

	Gesammter unveränderter Mund.	Lippen- bewegung.	Zungen- bew.	Klappen- bew.	Kehldeckelbew.
Hauch und Grund-Vocale	ā	w, ū	j, ī	*)	h (ē)
Stoßlauter		p	t	k	
Nasenlauter		m	n		
		tönend	dumpf		
Strichlauter		v	f	s, sch	ch
Zitterlauter			r.		

Eine theilweise Vervollständigung dieser Lauttafel bietet uns das neuägyptische oder koptische Alphabet, insoweit wir nämlich — besonders mit Berücksichtigung der in ihrer mehrfachen nachahmenden Bedeutung noch als wesentlich erkennbaren Mehrformigkeit gewisser Lauter — voraussetzen dürfen, daß diese im koptischen Alphabet unterschiednen Nebenformen auch schon im Altägyptischen, wenn nicht in der Schrift, doch in der Aussprache, unterschieden wurden. Die koptischen Nebenlauter, von denen diese Voraussetzung am sichersten ist, sind die beyden Nebenstoßlauter des k (vrgl. Erst. Art. S. 550. Note), nämlich, erstens, das sogenannte Djanja, eine (allmählich in die Aussprache des französ. j übergegangen) vordere feinere Nebenform des Klappenstoßlauters, die wir durch c schreiben wollen; und zweytens das sog. Schima, eine (all-

---

onische Manuscript gegen das Ende hin flüchtiger und nachläßiger abgefaßt ist und bey der Correctur niemand vorhanden war, der auch nur diese groben materiellen Fehler hätte verbessern können.

*) Für den mit seinem Vocale noch nicht zusammengezognen Mundhaucher (das hebräische א) besitzt die allgemeine Schrift noch kein passendes Zeichen. — Wenn wir übrigens hier die Wurzelhaftigkeit oder Länge des Vocals nicht, nach Grimm's und Bopp's Vorgang, durch einen Circumflex (â, û u. s. w.) sondern vielmehr durch einen einfachen Strich ausdrücken, so geschieht dieß, weil die in jener Grimm'schen Bezeichnungsweise enthaltne ungrammatische Verwirrung der Quantität mit dem Accente für unser Sprachgefühl etwas verletzendes hat.

**) Diese, aus der alphabetischen Geschichte des griechischen H hinlänglich bekannte Zusammenziehung des he in ē scheint im Aegyptischen nur sehr selten eingetreten zu seyn; ein Beyspiel ist das koptische ēi Haus, entstanden aus dem hieroglyphischen hi Haus.

***) Daß dieser, hieroglyphisch durch ein Bein geschriebene und durchgängig dem koptischen Vita entsprechende, Laut nicht rein lippenhaft (wie das französische b) sondern lippenzahnhaft (wie das franz. v) gewesen, erhellet besonders aus der nachahmenden Bedeutung der diesen Laut enthaltenden äg. Wörter ĩv Zahn, Elfenbein und ō-vah Zahn, ungar. fag, irisch fece, vgl. kopt. eir Nagel.

*) Hieher gehört das der äg. Sprache unbekannte hebräische ע, nebst seinem Vocale o.

mählich in die Aussprache des französ. ch übergegangene) hintere Nebenform desselben Lauters, die wie durch q ausdrücken. Was die koptische Spaltung des Zungenzitterlauts in r und l betrifft, so wird das Nichtvorhandenseyn derselben im Altägyptischen, — außer durch die Analogie des Zend —, nicht nur durch viele aus dem Aegyptischen ins Griechische übertragene, sämmtlich das l entbehrende Wörter und Eigennamen *), sondern auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß das Baschmurische, als die unentwickeltste und älteste der drey Mundarten des Koptischen (Baschmurisch, Thebanisch und Memphitisch) diese Spaltung gleichfalls nicht kennt, sondern den Zungenzitterlaut auch nur durch einen einzigen Buchstaben, nämlich das l, ausdrückt. — Wenn übrigens die ägyptische Sprache, wie aus obiger Uebersicht erhellt, sowohl der tönenden als der mit h zusammengesetzten Stoßlauterform ermangelt, so darf man diesen Mangel nicht etwa — (zufolge eines in die neueste Sprachforschung eingerissenen Mißverständnisses der Ausdrücke mediae (στοιχεῖα μέσα) tenues (ψίλα) und aspiratae (δασέα), die, während sie bey den alten Grammatikern vollkommen sach- und wortgemäß nichts anders bezeichnen als die drey verschiedenen an jedem Lauter haftbaren Luftstärkengrade (δυνάμεις), bey unsern heutigen, von diesem δυνάμεις nichts mehr wissenden, Grammatikern dagegen als Bezeichnungen des Tönens, Dumpfseyns und Kehlhaftigwerdens eines Stoßlauters angewandt werden *), — man darf, sag' ich, diesen Mangel nicht etwa so verstehn, als ob die ägyptische Sprache damit zugleich der Unterscheidung eben dieser, einen jeden Laut auf dreyfache Weise belebenden, Luftstärken ermangelt hätte: wie hätte auch dieses gewissermassen wesentlichste und geistigste Mittel der Wortschöpfung, dessen dunkel gefühltes Bewußtseyn selbst noch in dem untern Stromlauf unsrer heutigen Sprachen ungestört fortwirkt, dem schöpferischen Urquell der ägyptischen Sprache abgehn können! — vielmehr ist sicher, daß diese Sprache jene drey Stärken, obwohl an ihren Stoßlautern mit keiner anderweitigen Unterscheidungsform, nämlich einer besondern Stimmung oder Gestaltung, verknüpft und deßhalb auch in der Schrift nicht angezeigt, doch in der lebendigen Rede aufs deutlichste unterschieden haben wird, und daß auch wir folglich noch heute beym Lesen und Aussprechen der ägyptischen Stoßlauter, selbige, je nachdem wir sie in einem Worte, entweder aus dessen Sinn oder aus dem Vergleich mit andern Sprachen, als mediae, aspi-

*) Von Eigennamen, so viel uns erinnerlich, alle; von andern Wörtern z B. das aus dem Aegyptischen rar Kind (koptisch lilu) stammende äolische (wegen seines schwach behauchten ρ bekannte) Wort ῥάρος, das, als gebildet von einer das kindliche Züngeln und Sargen nachahmenden Wurzel, in jeder des l theilhaftigen Sprache, diesen Lauter, wenn irgend eins, festgehalten haben würde. — In vielen ihrem ägyptischen Ursprung entfremdeten Wörtern dagegen, namentlich mehreren von dem griechischen Mythus aufgegriffenen Eigennamen, zeigt sich die (vielleicht eher von den Pelasgern als Hellenen selbst herrührende) Verwandlung des r in l: z. B. in Α-χιλεύς von cher, cher-ũ Kind; Μενελᾶς (auf etruskischen Vasen Menle) aus Me-n rã d. h. der von der Sonne Geliebte (ein viel gebräuchlicher ägpt. Königstitel); Ἀπολλών (etruskisch „E-pul," bey Pacuvius „A-perta") wahrscheinlich von per Sonne (koptisch pire die Sonne gieng auf), irisch beal (Belus) Sonne (das hebr. bayal?)

*) Das Mißverständniß entsprang daraus, daß in den unserer Linguistik zum Grunde liegenden sogenannten klassischen Sprachen die verschiedenen Luftstärkengrade sich mit den verschiedenen Stimmungen und Gestalten des Lautes allerdings gewöhnlich in der, bey dem Mißverständniß als nothwendig vorausgesetzten, Weise verbunden finden (mit durchgängiger Ausnahme indessen der im Sanskrit, wie im Englischen, tönenden Aspiraten), und zwar gegenwärtlich zu den, von andern Verbindungsweisen ausgehenden, germanischen Sprachen: wobey es aber freylich der unserer modernen Philologie (wie allen unsern modernen Wissenschaften und Künsten) anklebenden Abgekehrtheit vom Leben bedurfte, um überhören zu lassen, daß der Deutsche z. B. sein tönendes d in „du", und der Engländer sein th in „thou" eben so gut als tenuis sprechen wie der Italiener und Franzose sein t in „tu"; oder umgekehrt beyde ihr dumpfes t und tönendes d in „Tag" und day eben so gut als aspirata, wie der Grieche sein θ in θάομαι.

ratae, oder tenues erkennen, auch je als eine ſolche, ſtärker oder ſchwächer, vernehmbar machen müſſen: als z. B. in folgenden, mit dem Indogermaniſchen verglichenen Wörtern, bey denen wir, Deutlichkeitshalber, die ſtarke aspirata auch in der Schrift durch ein nachgeſetztes ', die ſchwache tenuis durch ein vorgeſetztes ' von der reinen, nicht gekennzeichneten media unterſcheiden wollen.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

W. Swainson, The natural arrangement and relations of the family of flycatchers or mscicapidae. Edinb. 1838. 8.

W. Jardine, The natural history of the ruminating animals. Containing Deer, Antalopes, Camels, Goats, Sheep. Part 1. 2. Edinbourgh 1839. 8.

Joh. Conr. und Ed. Suſamihl, Abbildungen der Vögel Europas. Text nach Temmink's manuel d'ornithologie und den vorzüglichſten neueren Schriften und mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforſchern bearbeitet von Dr. Gergens. Lief. 1 — 4. Stuttgart 1840. 8.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 13. London 1841. 4.

Dr. M. S. Krüger, Bibliographia botanica. Handbuch der botaniſchen Literatur in ſyſtematiſcher Ordnung nebſt kurzen biographiſchen Notizen über die botaniſchen Schriftſteller. Berlin 1841. 8.

J. P. Vaucher, Histoire physiologique des plants d'Europe ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement. Vol. 1 — 4. Paris 1841. 8.

John Lunan, Hortus Jamaicensis, or a botanical description and an account of the virtues

of its indigenous plants hitherto known, as also of the most useful exotics. Vol. 1. 2. Jamaica 1814. 4.

Horsfield, Plantae Javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in insula Java, annis 1802 — 1818, legit et investigavit Thomas Horsfield; e siccis descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Robertus Brown. Part 1. 2. London 1838 — 40. fol.

Ed. Pöppig, Nova genera ac species plantarum quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra amazonica legit et cum St. Endlicher descripsit iconibusque illustravit. Vol. I. II. III. Lips. 1835 — 1840. fol.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Sectio I. plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 17 — 20. Lugd. Bat. 1841. f.

S. C. Fiſcher, Handbuch der Mineralogie. 2. Aufl. Wien 1840.

L. A. Necker, Etudes géologiques dans les Alpes. Vol. I. Paris 1841. 8.

Fr. Ad. Römer, Die Verſteinerungen des norddeutſchen Kreidegebirges. Lief. 2. Hannover. 1841. 4.

M. E. Chevreul, Recherches sur la teinture. Leçons de chimie, appliquée à la teinture. Vol. 1. 2. Paris 1829 — 30. 8.

Der ungariſche Wechſel-Codex. Nach der Geſetzgebung des ungariſchen Reichstages von 1840 überſetzt von H. Klein. Peſth 1841. 8.

G. Sandifort, Tabulae craniorum diversorum nationum. Fasc. 1. 2. Lugd. Batav. 1840. f.

Charles Coleman, The mythology of the Hindus with notices of various mountain and island tribes, inhabiting the two peninsulas of India and the neighbouring islands, and an appendix, comprising the minor Avatars and the mythological and religious terms of the Hindus. London 1832. 4.

Chr. G. Thomaſſon, Finniſche Mythologie. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Chr. J. Peterſen. Reval 1821. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

1) Die drey Stoßlauter als mediae.

t, tā geben, nehmen: sanscr. dā, lat. dā, gr. δω (d. zu, nur als Präposition erhalten). — tm, tam (copt. tom) einschließen, einzäunen (Zaun, Stadt), sich ziemen, fromm: sanskr. dam, gr. δεμ, δόμος. lat. domare, domus, engl. town, (vrgl. hebr. ātam.). — rat (copt. rōt). sprossen, Wurzel, Stamm: lat. rad-ix, gr. ῥίζα engl. root — wit (copt. oeit u-s-oeit) weiß, hell seyn: sanskr. wid, gr. ειδ; lat. videre. engl. white. (z. vrgl. das sanskr. çwit weiß.) cat Gefäß: gr. κάδος, lat. cadus (hebr. cad.—

και Feld, Erde (koptisch kaie) sanskr: gō, gr. γαῖα. cn, cnā, Beugung, Knie (copt. cne): sanskr. 'gānu, gr. γόνυ; lat. genu, engl. knee. — cr, crā dasselbe: irländ. glun, cymr. glin. (das engl. glen.) — an-ak (hebräisch ānoki) ich: gr. ἐγ-ων (die beyden Wurzeln in umgekehrter Folge) goth. ik. (sanskr. ah-am mit h als media). — mok-h den Nacken neigen, arbeiten, sich abmühen: gr. μογεῖν.

Pacht (Name einer Göttinn) gr. Βούβαστις. Anup: gr. Ἄνουβις. Apt: gr. Θῆβαι (umgestellt). hip (oder hiv): gr. ἴβις.

2) Die drey Stoßlauter als aspiratae.

t', t'e, thun, machen, seyn: sanskr. dhā gr. τιθημι. althochd. tuon. t'n, t'an (copt. θην) gedeihen: sanskr. dhan, gr. εὐ-θενεῖν. — t'o Land, Erde Welt, gr. χθω-ν; auch griechisch überschrieben in dem von Homer dem Apollon beygelegten bekannten Beynamen des Rā, Men-to oder Smen-to d. i. Befestiger der Welt, bey Homer Σμινθεύς. — net' weben, Göttin Neith. gr. νήθω' Νηϊθ (Ἀθήνη).

k'ij zeugen, Stier: gr. πά-χυς. q'r, q'ir, nehmen, rauben sskr. hr, gr. χῆρος. q'or hinken (stehlen) gr. χωλός. kák' neben hak' jauchzen gr. ἰάχω,

p'ū zeugen, seyn, sanskr. bhū gr. φυ latein. fu (bo) althochd. pi-m. — p'e aufblicken, leuchten, Himmel: sanskr. bhā gr. φαός, lappländ. bev, sehen beive Tag. (Φοῖβος) (in der von diesem Worte abgeleiteten Präpos. hü-pe-r (d. i. auf gen Himmel) sanskr. upari, gr. ὑπέρ, haben alle indogerman. Sprachen die nicht mehr gefühlte Aspirata zur Tenuis werden lassen). — p'ah brechen, theilen; sanskr. bhāg' armen. pegel.

3) Die drey Stoßlauter als tenues.

'tr durchboren: sanskr. tṝ. gr. τορεῖν, τιτρᾶν. — 'tm abziehn (Schaale, Hülle, Dunkel) zerschneiden, verletzen: sanskr. tm (tamas Dunkel) gr. τέμνειν lat. contemno. d. ver-dammen (Dämmerung) — kwat' kōt' platt schlagen, (Kelle, mauern, bauen): lat. quatio (das sanskr. cut-a verachten?) — set' spinnen, Faden: lat. seta die Seide. — fat-ū (plur. von fat (pat) Thierfuß) die vier Füße, vier. (Der Ursprung des bekannten, im kymrischen pedvar und gothischen fidwor (das r scheint eine schon im äg. vorkommende Verstärkung des Pluralzeichens w) am kenntlichsten erhaltenen Zahlwortes.)

'qam begehren, genießen, lieben, sich ergötzen,

ſanskr. kam, irländ. caemh Liebe. 'kãf Affe: ſanskr. kapi, gr. κῆπος hebr. qof). sa'k ſchneiden: lat. secare, d. ſägen. vak'i Haus: gr. οἶκος, lat. vicus.

'pas backen: ſanskr. pac, gr. πέσσειν, lat. pis-tor. 'paj fliegen: ſ. pac. (wovon pakschina Vogel.)

chap nehmen, fangen: lat. capio (das deutſche geben). — ãpi-t Haupt: lat. caput, gothiſch haubit.

Für die Lauter der übrigen Gattungen verſteht es ſich, wie in allen andern Sprachen, ſo auch in der ägyptiſchen von ſelbſt, daß hier ein jeglicher, immer gemäß der Empfindung, die dem von ihm nachgeahmten Begriffe zum Grunde liegt, in Worten verſchieden geſteigerter Empfindung auch mit verſchieden geſteigerter Luftſtärke bekleidet werden muß: z. Beyſpiel: H als media: han, ham zeugen (davon han penis, hime Frau): ſanskrit und griech. γαν (ſanskr. g'an-as, lat. homo, goth. guma Mann, ſ. gama Frau goth. qvimõ gr. γυνή);*) — als aspirata: h'am fiſchen, Hamen, gr. χάμος lat. hamus, — h'or ſich fürchten: ſanskr. ghera horribilis; — als tenuis: 'hapit neben api-t, — 'het Herz: gr. ἦτορ. — V als media: ve-ve rinnen, lat. bibo; — als aspirata: v'eik Brot. (das bekannte βῆκος, deutſch Wecke) ſanskr. bhaksch eſſen, — iv' Elfenbein, Elefant, ſanskr. ibha, gr. ἐλ-εφ-αντ; — als tenuis: vã neben pã fliegen, Seele ſ. pac. — s'ev neben sep einzäunen, bannen, ſanskr. çap, lat. saepire. (Von dieſer Wurzel, namentlich dem ägyptiſchen Nennwort sev-t oder sept der Mond (eig. der einſchließende: man vrgl. die Einerleyheit des Bildes für Lippe (sapt) und Mond, beſ. Ch. pg. 304) ſtammt auch das allen indogerman. Sprachen angehörige, urſprünglich die ſieben durch den Mondwechſel eingeſchloſſenen Tage bezeichnende Zahlwort „ſieben“ ſanskr. saptan gr. ἑπτα u. ſ. w.). — F als aspirata: nef Athem, Luft. ſskr. nabhas gr. νέφος ſlav. nebes. — fonti Naſe (dasſelbe Wort umgekehrt); — als tenuis: tif-taf tröpfeln, ſanskr. tap, tip (die deutſche Wurzel hat ſich durch ein r verſtärkt) af neben av apis. — ch als media: chom Schwiegervater, gr. γαμβρός, — mach groß, ſtark; gr. μεγάς lat. magnus, d. michel; — als tenuis: chap capio; chuw — (kopt. schewe) Viereck, Würfel, Altar. gr. κύβος, κάβος lat. cubus.

Was übrigens ſchließlich noch die allgemeine Ausſprache der ägyptiſchen Sprachlaute betrifft, ſo müſſen dieſelben — wie ſolches ohne Zweifel urſprünglich in einer jeden Sprache geſchehen iſt und wie es ſich für das Aegyptiſche unter den koptiſchen Prieſtern und Sprachgelehrten durch eine uralte Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag erhalten hat — ſämmtlich, Konſonanten und Grundvocale, ein jeder mit einer entſchloſſenen, die nachahmende Kraft des Lautes dem Hörer vernehmbar machenden, Stimmen- und Mundbewegung ſcharf und deutlich hinter einander hervorgeſtoßen werden.

*) Doch ſcheint bey dieſem Laute die gewöhnliche hieroglyphiſche Schreibung des Wortes him „Frau“ vermittelſt des Hamens (h'am) zu beweiſen, daß auch in jenem Worte das h ſtark war, eine Wahrſcheinlichkeit die noch durch das lateiniſche homo und gothiſche gumo verſtärkt wird. Wahrſcheinlich alſo iſt in der Wurzel „ham zeugen“ die aspirata urſprünglich, und im Sanskrit und Griechiſchen (ſo wie dem latein. genr) nur (aus Schamhaftigkeit) zur media gemildert worden. Andre Beyſpiele für das ägyptiſche h als media: hup neben kup bergen, dunkel ſeyn, ſchwarz (Nil) ſanskr. gup, gr. Αἴγυπτος. wahor Hund, wachſam, wachen gr. ἐγείρω, lat. vigil, deutſch wacker, wachen, ſanskr. g'-ãgr.

II. Wortentſtehungs- oder Wurzellehre.

Da es hier nicht des Orts ſeyn kann, dieſen wichtigſten Theil der ägyptiſchen Grammatik und damit zugleich das ſeit Jahrtauſenden vergebens verſuchte Urkapitel der allgemeinen Sprachlehre, ein Kapitel, das nur in ſeinem vollen ſprachvergleichenden Umfange eine überzeugende Entwicklung zuläßt, unſern Leſern zuſammenhangend vorzulegen, ſo genüge es uns, dieſelben hier auf zwey einzelne, der ägyptiſchen Grammatik eigenthümliche — obwohl auch ſie für die allgemeine Sprachlehre überaus

wichtige — Ereignisse der Wortschöpfung aufmerksam zu machen, nämlich, einmal das Ereigniß des noch sichtbaren Gewordenseyns der zweylautigen Wörter aus einlautigen, und, zweytens, das des gleichfalls noch sichtbaren Wachsthums und Werdens der zweylautigen Wörter oder Wurzeln zu dreylautigen: wobey es uns indessen nicht versagt seyn wird, gelegentlich auch auf das Dunkel jener etymologischen Gesammtlehre ein streifweises, den natürlichen Ursprung dieses oder jenes Worts oder Wortgebietes enthüllendes Licht der Vermuthung fallen zu laßen.

Erstens, die Erscheinung des noch sichtbaren Gewordenseyns der zweylautigen Wörter aus einlautigen. Das doppellautige Wurzelwort, das heißt, der aus zwey, denselben Gegenstand auf doppelte Weise nachahmenden, Lautern unter ein und demselben Stoße der Luft und Stimme, wie ein und demselben Stoße der Empfindung und Wahrnehmung zusammengetretene Begriffslaut, in dessen zweygliedriger Einheit nicht minder der aufgeschlossene Begriff zwischen Satz und Gegensatz der Nachahmung, als das auffchließende Wort zwischen An- und Ausklang der Stimme seine Beruhigung gefunden hat, das so beschaffene doppellautige Wurzelwort muß gewiß als die eigentliche Krone, der eigentlich nothwendige Abschluß der gesammten Wortschöpfung angesehen werden und zugleich als das eigenthümlichste Erzeugniß unsers indogermanischen Sprachstammes, der sich sowohl einerseits, durch Hervorbringung desselben in freyerer Bewegung und Ruhe seines handelnden Geistes, von der logischen und rhythmischen Unsicherheit des einlauthaften sinesischen Sprachstammes losgerissen, als sich andererseits, durch die in ihm vorherrschende Nichtweiterbildung desselben, in strengerer Nüchternheit und Sittlichkeit seines denkenden Geistes, von der überrhytmischen, Begriffszerlösenden Weichheit des semitischen Doppelthesen-Gesangs *) freygehalten hat.

Was aber nun unter allen noch erhaltenen Zweigen dieses Sprachstammes die doppellautigen Wurzeln der ägyptischen Sprache alleinzig auszeichnet, ist das in denselben noch nicht untergegangene bewegliche Selbstgefühl ihrer inneren Zusammengesetztheit, oder, wie wir es oben ausdrückten, ihr noch sichtbares Gewordenseyn aus einlautigen Wurzeln: und zwar erhellt diese Sichtbarkeit vorzugsweise aus zwey Thatsachen der ägyptischen Wurzellehre: zunächst aus dem häufigen Fortbestehen beyder Theile (noch häufiger eines Theils) des doppellautigen Wortes als eigene, selbständige Wörter mit gleicher oder verwandter Bedeutung neben dem aus ihrer Vereinigung hervorgegangenen Worte; und sodann aus der nicht minder häufigen Fähigkeit der bereits vereinigten Theile, ihre Stellung, vor- oder zurücktretend, gegen einander umzutauschen: welche zwey Thatsachen wir sofort durch eine Reihe Beyspiele zu beweisen suchen wollen. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Takt, in dem die semitischen Dreylautwurzeln gesprochen werden, ist nämlich immer ein dreytheiliger oder Dreyachteltact (γένος διπλάσιον), sey es daß, wie im Arabischen, zufolge des in dieser Sprache beliebten dactylischen Wortrhythmus, die drey Binnenvokale noch sämmtlich anschlagen (cátàbà), sey es daß, wie im Hebräischen, zufolge des hier beliebten amphibrachyschen Wortrhythmus, der letzte der Binnenvocale unterdrückt und durch eine Achtelpause ersetzt worden sey (càtáb'). Der unsern indogermanischen Zweylautwurzeln inwohnende Tact dagegen ist ein zweytheiliger oder Zweyachteltact (γένος ἴσον), in seiner späteren eintheiligen Viertelgestalt hervorgegangen aus einem, ohne Zweifel im Aegyptischen ursprünglich noch gesprochenen, antispastisch bewegten doppelvocaligen Satze (tá - vá), dessen Gleichtheiligkeit aber dann eben die unmittelbare Veranlassung wurde für das Zusammenziehen beyder Tonhälften in eine einzige von zwey gleich starken Schallfiguren begränzte Linie (tav).

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Maine de Biran, Oeuvres philosophiques. Publiées par V. Cousin. Vol. 1 — 3. Paris 1841. 8.

J. H. Fichte, Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. Th. 1 — 3. Heidelberg 1833 — 1836.

Dr. A. B. Krische, Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie. Bd. 1. Die theologischen Lehren der griechischen Denker. Göttingen 1840. 8.

C. Fortlage, Darstellung und Kritik der Beweise fürs Daseyn Gottes. Heidelberg 1840. 8.

A. Trendelenburg, Logische Untersuchungen. Berlin 1840. 8.

F. Nork, Ueber Fatalismus. Weimar 1840. 8.

Fr. Fischer, Ueber den gegenwärtigen Stand des Naturrechts, nebst Wirken zu seiner Weiterbildung. Basel 1837. 8.

Dr. J. Ogienski, Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie. Trzemeßin 1840. 8.

Dr. A. Schopenhauer, Die beyden Grundprobleme der Ethik. Frankfurt 1841. 8.

Fr. Gl. Zimmermann, Dramaturgie. Herausgegeben von G. Lotz. Bd. 1. 2. Hamburg 1840.

F. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder im Mittelalter. Mit 8 Facsimiles. Heidelberg 1841. 8.

Giac. Leopardi, Operette morali. Milano 1827. 8.

Sal. Fiorentino, Poesie. Pisa 1803. 8.

Al. Manzoni, J promessi sposi, storia milanese del secolo XVII. Storia della Colonna infama inedita. Disp. 1 — 16. Milano 1840.

Don Alonso de Ercilla y Zunniga; La Araucana, poema. Paris 1840. 8.

Fer. Alvares do Oriente, Lusitania transformada. Lisbon 1781. 8.

J. Grimm, Silva de romances viejos. Vienna 1831. 8.

M. Enk, Studium über Lope de Vega Carpio. Wien 1839. 8.

C. F. Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen oder Beyträge zur Geschichte der portugiesischen Poesie vom 13. Jahrhundert bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Berlin 1840. 8.

Jean Reboul, Poésies. Paris 1840. 8.

Charles Nodier, Contes. Paris 1840. 8.

Alfred de Musset, Poésies complètes. Paris 1840. 8.

— — — Comédies et proverbes. Paris 1840. 8.

Xavier de Maistre, Oeuvres complètes. Paris 1840. 8.

André Chénier, Poésies, précédées d'un notice par M. H. de Latouche. Paris 1840. 8.

G. P. R. James, Corse de Leon. Paris 1841. 8.

Ch. Dickens, Master Humphrey's clock. Vol. I. Paris 1840. 8.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an english translation and notes by Lady Charlotte Guest. P. II. III. Lond. 1840.

J. St. Zauper, Studien über Göthe. Bd. 1. 2. Wien 1840. 8.

R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1841. 8.

Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung mit Beziehung des unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841.

Hoffmann von Fallersleben, Unpolitische Lieder. Hamburg 1840. 8.

F. W. Genthe, Deutsche Dichtungen des Mittelalters, Bd. 1. Eisleben 1841. 8.

Jana Kollára, Sláwy Dcera. Lyricko-epická báseň w pěti Zpěwjch. Pěsti 1823.

E. Tegner, Frithiofs Saga. Hamburg 1840. 8.

Plumpton, Correspondence. A series of letters, chiefly domestick, written in the reigns of Edward IV, Richard III, Henry VII. and Henry VIII. Edited by Thomas Stapleton, with notices historical and biographical of the family of Plumpton. London 1839. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hiéroglyphique par le Dr. R. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Also a) Beyspiele für das Fortbestehen beyder Theile eines doppellautigen Wortes als selbständiger gleichbedeutender Wörter neben denen aus ihrer Vereinigung hervorgegangenen:

p^{c}ū zeugen, machen, seyn: zusammengesetzt aus den beyden im Aegypt. auch getrennt vorkommenden Wörtern „p^{c}, p^{c}e und w, ū zeugen, machen, seyn.“ (Letzteres findet sich im Aeg. namentlich als Sagezeichen (z. B. was — ū dienen, ir — ū-t gemacht) und außerdem auch als Bestandtheil der mit pū gleichbedeutenden Worte wn und aw: im Koptischen auch als selbständiges Verbum eben dieser Bedeutung unter den Formen ō, o und oi.

t — f, taf Vater: zusammengesetzt aus dem im Aegyptischen auch getrennt vorkommenden Worte „f, fe Vater“ (sun - uf Vaters Rächer) von einer mit dem oben erwähnten pe abwechselnden Wurzel $^{\circ}$f; und dem gleichfalls im Aegyptischen erhaltenen und — wiewohl nur in verwandter Bedeutung — vielfach gebräuchlichen „t, te trinken, essen, ätzen, zeugen, machen, seyn“. *)

---

*) Unter allen unmittelbaren Wurzelbegriffen der menschlichen Sprache einer der reichsten und merkwürdigsten, in jeglicher Sprache durch eine große Anzahl verschiedener Laute nachgeahmt und eine nicht minder große Anzahl verschiedener mittelbarer Begriffsreihen aus sich hervortreibend, ist

ms, mis saugen, Kind, Amme, Brust, gebären, geboren werden: zusammengesetzt aus den beyden, mit denselben und verwandten Bedeutun genim Ader in ein und derselben Gebärde, einer saugenden, lippen- oder zungenhaften, Mundgeberde vierfach zusammenhängende Wurzelbegriff des Trinkens, Kostens, Saugens und Küssens oder Zeugens: wir wollen, zur Erklärung mehrerer im Texte enthaltener Folgerungen, diese vier Wurzelbegriffe sammt ihren hauptsächlichsten nächsten Nebenstufen hier der Reihe nach aufzählen und dabey zugleich versuchen, den inneren nothwendigen Zusammenhang derselben, mit Bezugnahme auf die beyden oben erwähnten Wörter te und pe, an einer Anzahl theils ägyptischer, theils verwandten Sprachen entlehnter Wörter, die aus selbigen beyden Wurzeln ganz oder doch vorzugsweise gebildet sind, als auch äußerlich und historisch erkennbar nachzuweisen:

1) trinken und tränken (eigentlich: der Mann trinkt, giebt zu trinken Milch, Wein, Wasser u. s. w.): trinken. bask. ed - an, sanskr. dhe. — lat. b - b, bib - o, eb in eb - rius. bretannisch ev. ägyptisch ev (dürsten, d. i. trinken wollen) russ. pi. sanskr. pī, p - ā. griech. πῖ, πινειν. — tränken: griechisch πιπίσκειν. — Mund: hebr. p, p - h, peh. äthiop. af (zugleich Bild und Name des Buchstaben f); — naß, fließen, Flüssigkeit: ägypt. vi und vā vā. (copt. vē - vi) fließen, Quelle, sanskr. wā - pi (See) griechisch ὀπός.

2) kosten (schmecken) und zu kosten geben. (eigentlich: der Mann kostet, giebt zu kosten Honig, Brod, Fleisch u. s. w.): kosten: sansk. ad, edere, essen (eine feinere Art des Essens, verschieden von der durch eine Kinnbacken- oder Schlundgeberde ausgedrückten gröberen, wie im deutschen „kauen, fressen,“ im ägypt. woc, im hebr. ācal und lacham u. s. w.)

gyptischen auch getrennt vorkommenden Wörtern s, su, si — koptisch se trinken; ägyptisch si Ey (zu „saugen“) si Kind; s machen (bildet verba causativa); s, (als Suffix) su er; s (als Suffix) sie; si Sohn, Tochter (vrgl. den bekannten Verbalstamm as, esse und die Genetivendung s, is, us) — und m, em, ām, — m, ām essen; t-m (causativ) ernähren; m, me lieben (vrgl. das lateinische amare, das sanskr. ambā und bask. ama Mutter, so wie die deutschen Wörter „impfen, Imme, Amme.“) — (Vereint finden sich beyde Wurzeln auch in dem

---

gr. d-t in δατεῖσθαι, δαίς. — latein. epin epulae; griechisch pā in ἐπάσατο. brit. dubr. essen, lateinisch dapes. — sanskr. hw — ā-d (kosten — riechen d. i. schmecken mit der Nase), merken: griechisch πυθ, πυνθάνεσθαι. — zu kosten geben, ätzen: sanskr. de, lateinisch tu-eri. sanskr. pō. — Aetzer, Nährer, Vater, Brodherr, Herr, König, Gott, Priester: t-ā-tas griechisch τα-τα, ἄττα; gothisch atta. sanskr. pi-tr, πατήρ, πά-πα, ἄππα, ἀπφά. lat. papa. griech. πόποι Götter! (lateinisch papae!) ägypt. f, f Vater; av-t (durch die Biene geschrieben) König. hebräisch und irisch āb, lateinisch a-vus. — ägypt. t-f, taf, Vater; s. patis Herrr (dasselbe Wort umgestellt) griechisch πότις wovon πότνια; littauisch patis; gothisch faths, russisch gospodi (die letzteren Wörtern auch inwohnende Bedeutung „Gatte“ ist nur eine mittelbare). — Brod lateinisch pā-nis, — Fleisch ägypt. āf, (vrgl. das deutsche Apfel); — süß, schmackhaft: s. hwādu, griechisch ἡδύς englisch sweet. (vrgl. das hebr. o yareb); schmackhaft vom Geruch: ὄζειν, lateinisch odor. — wohl, reinriechend ägypt. wv, ōv. stinken: griechisch πύθειν. — begehren, erlangen, geniessen: s. de, griechisch δεῖσθαι. — s. ā-p, adipisci. — griechisch ποθεῖν. — theilen, zerlegen (vrgl. das deutsche „ätzen“) griechisch δατεῖσθαι. — kiesen, prüfen, sichten, weise (vrgl. das lat. sapiens) lateinisch ept in „ineps.“

3) saugen, säugen. (eigentlich das Kind saugt; die Mutter, Amme läßt das Kind an ihrer Brust saugen: oder auch: die Biene saugt an der Blume, die Fliege, Mücke am Blute u. s. w.) saugen s. dhe (duh) griechisch θῆ-

hebr. maz-ah, sanskr. mish saugen, dem griech. μάζα Brust und dem keltischen mis, meas Kind, jung, wovon das engl. Miss.)

mr, mer, lieben: zusammengesetzt aus den beyden in gleicher oder verwandter Bedeutung vorkommenden Wörtern m (s. o.) und r, ir —: r trinken. ert Milch (vrg. ἄρδειν tränken), rere ausgießen. (Ch. pag. 300. vrgl. ῥέω); r schmecken, erer Weintraube; r saugen, ir, ar, rar (ῥάρος, copt. lilu) Kind (vrgl. das cymr. eil Kind, klein; griechisch εἴρην Knabe); r küssen, lieben, zeugen;

σθαι. — Kind, Knecht, Magd griechisch θής. — komrisch. bab der Bube, lateinisch puer. griechisch παῖδ. — säugen, griechisch θήσασθαι. gothisch daddjan. — Brust τίτθη dän. die, die Zitze. — Mutter, Amme: griechisch τίτθη, τιθήνη, s. tātā griechisch ἄτθα, gothisch aithei. s. dhā-tri, littauisch Deh-kla, (Lucina). — ägypt. av, Mutter im Namen der Göttin Sunt-av Geburtsmutter (Lucina) — Biene engl. bee. ägyptisch ā-v; ā-f. lateinisch a-p-is. copt. ev-io Honig. — Fliege (vergl. das hebr. yarob von o yarab) äg af. Floh. copt. pei.

4) Küssen und zeugen (die erste Handlung ein Sinnbild der zweyten, eigentlich ἀνὴρ ἔκυσε γυναῖκα καὶ ἐποίησε παῖδα): Küssen: copt. pi. bask. a-ba Kuß, bret. affa. — Küssen und lieben: griechisch φιλεῖν s. prī; goth. frije. — zeugen, machen, seyn, werden, äg. t'e, t'-ā, irisch ta (seyn) s. dha griechisch θῆναι. althd. tā-ti (tuon) ägyptisch tā, tā-tā (penis, polluere). — ägyptisch p'e, p'-ū zeugen. p'ā-p'ā (gebären), griechisch ὀπύω, ὀπυίω, — ποιέω, φύω s. bhū, lateinisch fū, fi bo, englisch be. — Mann, Gatte, er: ägyptisch pè, pi, er, der; finesisch fù Mann. gothisch a-b-a Gatte; griechisch φώτ. — Weib, Gattin: ägyptisch t, te, sie, die. t-ūī diese; — etrusk. puia, Weib. (das umgestellte wip). — Zeuger, Vater, Gott: irisch Ta Gott, griechisch θεός (keineswegs verwandt mit deus). ἀπφὺς Vater, umbrisch Kra-pufi, All-Vater. — Sohn, Tochter: s. dhajā, duhitr (vrgl. Bopp Gr. cr. p. 95.) griechisch θυγατήρ, Tochter. — Geschlecht, Verwandtschaft: griech. θεῖος Ohm, ἦθεῖος Vetter, τήθη Großmutter s. dhaja.

r, ir, iri machen, seyn, a-ri Frau. (vrgl. ἔρος, ἐρᾶν, ἔλδω u. s. w.) —.

hr, hor sehen, leuchten, offenbaren, Tag, Jahr, (Horus) zusammengesetzt aus den beyden gleichfalls „sehen, Gesicht, Tag, Sonne" bedeutenden Wörtern h, he, ho und r, ir (vergl. das griechische ὁρᾶν, ὥρα, das ägypt. hū hau Tag (ἠώς) und das hebr. awr (wozu aurora). *)

Eine besondere Erwähnung verdienen unter den hieher gehörigen Wörtern diejenigen, in welchen die zwey zusammengetretenen und auch als einzelne Wörter mit unveränderter Bedeutung vorkommenden Laute beyde einander gleich sind: z. B. tat neben ta geben, tot neben to stellen, errichten, tot neben to sprechen; āā neben ā (Ch. pg. 292) Verehrung, Ruhm, hah neben ha sich freuen, jubeln. r neben rar Kind u. v. a. Hüten muß man sich übrigens zu allen hierher gehörigen, zwar dem Laut nach doppelten, aber dem Begriffe nach einfachen Wörtern nicht solche zu zählen, in denen wirklich eine, zwey verschiedene Begriffe vereinigende Zusammensetzung stattgefunden hat, als z. B. in t-ā Ehre geben (von t geben und ā Ehre.) r-es, res Sonnenseite, Mittag, Morgen (von re Sonne und s, sa Seite — davon wahrscheinlich das lateinische cra-s, copt. rastes-k, ska stehen machen, setzen, (von ka stehen und s machen) S-R, Os-ir das thronende Auge, Osiris (von s, os thronen und r, ir Auge, welchen beyden Wörtern, die auch durch Thron und Auge geschrieben werden, die Aussprache noch einem jeden seinen besondern Inlaut gelassen hat.

So fort b) Beyspiele für die Fähigkeit der beyden vereinigten Worttheile, ihre Stellung gegen einander umzutauschen. — Ein sehr in die Augen springendes Beyspiel liefert das Wort tav oder vat gehen, in der Zusammensetzung mit ch, cha Kopf, köpflings, also cha=tav oder cha=vat auf dem Kopf gehen, Springkünste machen, wie sich die verschiedenen Schreibarten dieses zusammengesetzten Wortes bey Ch. pg. 370 neben einander aufgeführt finden (vrgl. das bekannte sanskr. pad mit dem griechischen δάπεδον und dem hebr. „dabab treten" und na-tib Weg.) Andere Beyspiele liefern folgende Wörter: nus oder sun saugen, zeugen (davon sun Bruder so wie das deutsche sun-us Sohn); nah oder han saugen, zeugen (vrgl. γείνω, und das deutsche Kind, Knecht) nah oder han binden, verknüpfen (vrgl. nah nectere und sa-han con-jungere.) nach oder chan Nacken und Nase bewegen, anbeten, trotzen, stark seyn, verneinen; *) nm oder mn führen, weiden, Hirte. (vrgl. das griechische νέμειν und ποι-μήν und das russ. manitj; weiden); mis oder sim, sprossen, Gras (vrgl. litt. semma Erde, russ. semlja (Σεμέλη); sach oder chos schneiden, mähen. (vrgl. sanskr. sagh neben his tödten); sach oder chos spannen, schießen (davon auch der Name der (ohne Zweifel skythischen und also finnischen) Schet oder Chos vrgl. Hik-Chos); sach sagen, schreiben, (die ursprüngliche Bedeutung des Wortes

---

*) Ich vermuthe, daß das immer zeichnend, durch einen Palmenzweig, geschriebene ägyptische Wort „Jahr," das Champ. durch das koptische Wort rompe wiedergiebt, har, hari-t, (als feminin) lautete, ein Name der also auch der vom Verbum „har sprossen" benannten Palme zukommt (vrgl. das ägyptische har-er Blume und das sanskr. hari grün). Weil nun das Wort hari (oder ari) auch noch „Frau" bedeutet, so will der „gute Palme, hari-nofre" geschriebene Frauenname (Ch. pg. 130) nichts anders sagen als „gute Frau," ein auf andere Weise geschrieben häufig vorkommender Name. Von dem Worte hari-t, Licht, Jahr, stammt denn auch die Benennung der griechischen Χάριτες, Göttinnen sowohl der drey Jahreszeiten, als auch aller übrigen mit dem Begriffe „Licht und Jahr" zusammenhängenden und durch die Wurzel har, χαρ nachgeahmten Eigenschaften der Freude, Schönheit und Dankbarkeit.

*) Der Grund, warum sich in allen Sprachen die Nasenlaute n und m als Hauptnachahmungslaute für den Nacken und dessen verschiedene Gebärden (namentlich die des Verneinens) angewandt finden, (und umgekehrt auch die Nackenlaute für die Nase z. B. ägypt. cha Nase) beruht wahrscheinlich auf dem von dem sprachschaffenden Menschen noch gefühlten handelnden Zusammenhang jener beyden Glieder, der Nase und des Nackens, vermittelst des musculus pyramidalis.

erhellt aus der Mundgeberde der erklärenden zeichnenden Hieroglyphe) neben his singen (vrgl. russ. gies sanskr. hr-s singen und das latein. histrio) s — īv beißen (vrgl. saevire, und das griechische σιφλός gefräßig, nicht zu vermengen mit dem, der Wurzel „sif pfeifen“ angehörigen, Worte σιφλός leer) neben si-v (der ägypt. Plural von siv Wolf ist a-vis) u. a.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

C. von Holtei, Briefe aus und nach Grafenort. Altona 1841. 8.

Letters of the Earl of Dudley, to the Bishop of Llandaff. London 1841. 8.

L. Holstenii epistolae ad diversos ed. Boissonade. Paris 1827. 8.

Henry Berthoud, Pierre-Paul Rubens. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Wilh. Füßli, Münchens vorzüglichste öffentliche Kunstschätze. München 1841. 8.

A. Constantin, Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres. Fiorence 1840.

Aug. Hagen, Künstler-Geschichten. Bd. 1 — 4. Leipzig 1840.

M. v. Freyberg, Neue Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Topographie mit Ausblicken auf bayerische Kunst und Literatur. Bd. 1. München 1837. 8.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 12. Paris 1841. f.

Dr. Franz Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. Lief. 1. 2. Stuttgart 1841. 8.

Gault de Saint-Germain, Guide des amateurs de tableaux pour les écoles allemande, flammande et hollandaise. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Friedr. von Drieberg, Die griechische Musik auf ihre Grundgesetze zurückgeführt. Berlin 1841. 4.

Ad. B. Marx, Allgemeine Musiklehre. 2. Aufl. Leipzig 1841.

R. G. Kiesewetter, Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Leipzig 1840. 4.

Gatti de Gamond, Réalisation d'une commune sociétaire d'après la théorie de Charles Fourier. Bruxelles 1841. 8.

— — — Fourier et son système. Bruxelles 1841. 8.

G. Siemens, Die Elemente des Staatsverbandes. Leipzig 1841. 8.

Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen aus der nachgelassenen französischen Handschrift. Stuttgart 1841. 8.

Anton Edler von Krauß, Das ethische Staats-Princip oder Propädeutik der Staatswissenschaft. Wien 1841. 8.

Arch. Alison, The principles of population and their connection with human happiness. Vol. 1. 2. Edinb. 1840. 8.

G. Venedey, Römerthum, Christenthum und Germanenthum und deren wechselseitiger Einfluß bey der Umgestaltung der Sclaverey des Alterthums in die Leibeigenschaft des Mittelalters. Frankfurt 1840. 8.

Christ. Jak. Kraus, Staatswirthschaft. Th. 1 — 5. Breslau 1837. 8.

J. G. Hoffmann, Die Lehre von den Steuern. Berlin 1840. 8.

Jer. Gotthelf, Die Armennoth. Zürich 1840. 8.

H. Lauvergne, Les forçats, considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon. Paris 1841. 8.

Ch. de Rémusat, Du paupérisme et de la charité legale. Paris 1840. 8.

Dr. Alb. Magnus, Ueber das Flußwasser und die Cloaquen größerer Städte. Berlin 1841. 8.

Eugéne Buret, De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France etc. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Christ. Bernoulli, Populationistik, oder Bevölkerungswissenschaft. I. Hälfte. Ulm 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Aus dieser sich noch lebendig fühlenden Wurzel-Beweglichkeit, die in der gesprochenen Rede jedenfalls viel größer war, als sie uns auf den Denkmälern vorliegt, erklärt sich auch die griechische und lateinische Lautstellung vieler offenbar dem Aegyptischen entlehnter Wörter und Eigennamen, z. B. vannus Wanne (das doppelte n deutet auf den fremden Ursprung) umgestellt aus nev; vrgl. das kelt. ben (benna bey Du Frêne, irländ. ben) wovon unser deutsches Wanne, *Ἀ-θην-η* umgestellt aus Nith, (vrgl. die Lautung desselben Namens in dem zusammengesetzten Namen Kor-Nith (Nith oder Athene Victrix), wie derselbe von den Griechen als Benennung der Königin *Νιτωκρις* und der Stadt *Κόρινθος* (deren Schutzgöttin die *Ἀθήνη Νίκη*) behandelt worden ist). — *Θῆβαι* umgestellt aus A-pt (vrgl. das ägyptische avet Wohnung, hebr. bejt, lat. habitare, engl. abode) *Ἥφαιστος* umgestellt aus Pth, Ptah (das ursprüngliche Wort ist Tā oder Th (Ch. pag. 254), gewachsen P-th; umgestellt und das t durch s verstärkt H-p^{c}-st.) *Κυβ-έλη* wahrscheinlich umgestellt aus Pcht-t, Puch-t (das, im hieroglyphischen auch den Laut pch bedeutende, Sinnbild der Göttin ist ein Pinienapfel *πεύκη*) u. a. **)

---

*) Die Beachtung dieser allen Sprachwurzeln ursprünglich inwohnenden Umstellungsfähigkeit ist überhaupt sehr wichtig um uns die ursprüngliche Lautübereinstimmung einer Menge scheinbar ganz verschieden lautender Wörter in demselben Sprachstamme oder auch demselben Sprachzweige bemerkbar zu machen: man vrgl. das äg. ro (Mund) mit dem lat. or, das äg. ram (Mann) mit dem lat. mar; das sanskr. und gr. nar, *ἀνήρ* mit *ἀρήν*; das griech. *μέθυ* mit dem ostischen temum (Meth); das lat. cassis mit dem ungar. sissac; das griech. *πλατύς* mit dem ungar. talp (Sohle) und dem lat. talpa (Plattfuß); das äg. wak (kauen) mit dem d. kauen, das etrusk. piw (Frau) mit dem deutschen wip, das kymrische byl (Lippe) mit dem d. Lippe; das lat. cap-er mit dem ung. bak und dem d. Bock (von einer Wurzel pak, kap, springen, zu der auch das äg. kaf Affe gehört); das lat. vacca mit dem altlat. ceva und dem d. chuo; das engl. pot mit dem d. Topf; das engl. tickle mit dem d. kitzeln u. v. a.

Zweytens, die Erscheinung des noch sichtbaren Wachsens und Werdens der Wörter aus zweylautigen zu dreylautigen. Nachdem die Wortschöpfung jenem auf den innersten Grundgesetzen des edleren menschlichen Geistes beruhenden Bedürfnisse eines inneren Gegensatzes in der Lautgeberde durch Erzeugung der doppellautigen Wörter genug gethan, blieb ihr noch ein mehr äußerliches Bedürfniß zu befriedigen, nämlich das der genaueren wechselseitigen, je einen mehr besondern Begriff mit je einer mehr besondern Lautverbindung umschließenden doppelten Abgränzung beyder, so nämlich, daß die auch jetzt noch sowohl einerseits denselben Begriff in großer Anzahl verschiedentlich nachahmenden, als andrerseits jeder eine große Anzahl verschiedener Begriffe neben einander in sich ausdrückenden Doppellauter als bestimmtere, in einer jeden besondern Lautverbindnng nur einige wenige Begriffe und zugleich diese ohne Wetteifer mit mehrern andern Lautver-

bindungen festhaltender Begriffswörter ausgeprägt würden. Zu Erreichung dieses Zweckes gab es — außer dem Gesetz oder Gebrauch — nur noch ein Mittel, nämlich das des Fortbildens der Wörter aus zweylautigen zu dreylautigen, das heißt, ihre absondernde Verstärkung durch einen neuen, als kennbaren Anhalt für den besondern Begriff hinzutretenden, mit den beyden ersten Lautern gleichfalls in demselben Stoße der Luft und Stimme, Empfindung und Wahrnehmung zusammenfließenden dritten Lauter, eine Vermehrung des Worts, die, außer in dem logischen Bedürfnisse des Menschen, nun auch noch in einem rhythmischen Triebe desselben ihren Anlaß fand, nämlich in dem Triebe, eine jede Verbindung von Lauten, die er hervorbringt, ohne Rücksicht auf ihren Sinn, bloß nach dem ebenmäßigen Selbstgefühl der bey der Hervorbringung sich an- und abstraffenden Stimmbänder, in eine steigende und fallende Hälfte (Arsis und Thesis) zu theilen und dem durch die Anspannung geschwellten Lauttheile in der einen Hälfte zwey durch die Abspannung schwindende in der andern gleichgewichtig gegenüber zu stellen (z. B. kátàbà, oder mit Brechung der Thesenhälfte, càtábà). Wir haben bereits oben angedeutet, wie das bey den semitischen Völkern auch sonst bemerkbare Vorwalten jenes rhythmischen Triebes dem Dreylautig-werden der Wurzeln in der Grammatik dieses Sprachstammes eine über das logische Bedürfniß weit hinausgehende, ja das logische Wortbewußtseyn vielmehr auflösende, den gesammten Wörterschatz beherrschende Geltung und Anwendung verschafft hat; und dem verführerischen Einfluß dieser, Aegypten von allen Seiten umgebenden nnd seit dem 7ten Jahrhundert v. Ch. fortwährend beherrschenden semitischen Völkerschaften müssen wir es also auch ohne Zweifel zuschreiben, wenn die koptische oder neu-ägyptische Sprache uns das Wortwachsthum gleichfalls auf vorherrschende, obwohl keineswegs so regelmäßig vorherrschende Weise wie die semitischen Sprachen, entwickelt zeigt. Was aber die altägyptische Sprache betrifft, so zeigt sich hier das Wortwachsthum nur zu einem seiner Entwickelung in den übrigen indogermanischen Sprachen ungefähr gleichstehenden Grade fortgerückt, wobey überdieß ein genaueres geschichtlich-vergleichendes Studium der verschiedenen Sprachzeiten ohne Zweifel immer deutlicher herausstellen wird, daß, je älter die Denkmäler, je geringer auch die Anzahl der dreylautig gewordenen Worte. Die Sichtbarkeit dieses Dreylautig-werdens aber nun, die, wie die Sichtbarkeit des Dopellautig-geworden-seyns der Wurzel, die ägyptische Sprache vor allen übrigen auszeichnet, erhellt vornehmlich aus drey Thatsachen, zweyen in der vergleichbaren Beweglichkeit der Bildungen selbst und einer in dem Vergleich dieser Bildungen mit ihrem Ausdruck durch die Schrift begründeten.

Also a) die erste Thatsache besteht in dem häufigen Vorkommen des ursprünglichen zweylautigen Wortes auf den ägyptischen Denkmälern neben dem gewachsenen dreylautigen und zwar beyder in gleicher oder nahe verwandter Bedeutung: für welche Thatsache sich die Beyspiele am besten nach der verschiedenen Beschaffenheit des zuwachsenden dritten Lauters anordnen. Dieser nämlich ist entweder α) die Wiederholung einer der beyden ursprünglichen Wurzellaute: z. B. ā-āh neben āh Mond (irländ. eagh: von diesem Worte stammt das, ursprünglich die zwey achtwöchentlichen Mondumläufe bezeichnende, allen indogermanischen Sprachen angehörige Zahlwort „acht“); ā-āw neben āw anstaunen, preisen (vrgl. engl. to aw); wā-ā neben wā Barke (copt. vari); āpa-p neben āp fliegen (vrgl. avis); mer-ir neben mer lieben; nach-an neben nach saugen, ām-am neben ām durch: oder er ist β) ein Laut ganz allgemeiner Bedeutung, der seine, das Wort genauer bestimmende Kraft erst durch die Berührung mit den beyden urspriinglichen Lautern empfängt, also, namentlich, ein vortretendes ā und, ein zwischen- oder nachtretendes t und r: z. B. ā-mun neben mun verhüllen, a-mau neben mau Löwe; ā-taf neben taf Vater; ā-nok neben nok ich; so-ta-m neben sam hören; sa-ta-ch neben sach sinken; hop-t neben hop zusammenfügen; hok-r neben hok Hunger; hot-r neben hot Pferd; nof-r neben nof gut, schön u. a.; oder endlich er ist γ) ein (zuweilen auch als getrennt vorkommend nachweisbarer) Laut besondrer nachahmender Bedeutung, und zwar immer einer solchen, die mit der der beyden ursprünglichen Laute vollkommen übereinstimmt: z. B. s-him neben him Frau (copt. im Singular s-himi im Plural hiomi; das hier

vortretende s erscheint auch getrennt als weibliches Geschlechtszeichen); mer-j neben mer lieben (das nachtretende j in der Bedeutung „begehren, wünschen“ auch getrennt, als Zeichen des Optativs *); ha-sac neben sac niederhauen (vrgl. he hauen); w-āsch neben āsch rufen, winken (w, ū eine vielfach angewandte Rufwurzel); mes-ah Ohr neben sem hören, (vrgl. ἠχώ, ἀκ-ούω); cha-mis Aehre neben mis wachsen und sim Gras (vrgl. cha aufgehn, sprossen); mon-ach gründen, erbaun, neben mon (ach erhöhen); cha-tom verschließen, versiegeln, neben tom verschließen (vrgl. ἄγχειν); Nū (Knufis) neben N-m-u (könnte auch unter α) gestellt werden) jāw oder āw-j Anbetung, Ruhm neben āw (vrgl. εὐοῖ); hā-t zeugen, ehlichen neben hā zeugen, Gatte (vrgl. t' zeugen. — Zu der Wurzel „hāt zeugen“ gehört auch das deutsche „gatten, Gatte, Gott“) u. a. — Rein schallmäßige Lautverbindungen, wie z. B. das Sich-füllen des t durch ein vorhergehendes n (sant neben sat riechen), rechne ich nicht zum Wortwachsthum.

Die zweyte das Wortwachsthum beweisende Thatsache besteht b) in dem abwechselnden Vorkommen des gewachsenen Wortes mit dem verstärkenden dritten Lauter als An-, In- oder Auslauter z. B. j-āw Anbetung, Ruhm neben āw-j (daneben auch noch eine Form sāw); mes-ah Krokodil neben ha-msa (χάμψα, s. Rosell. mon. civ. I. pg. 237); tasch-r roth, neben t-r-asch (copt. tresch); ā-h-om Adler neben m-ā-h Flügel; P-t-ah neben Ἥφαιστος u. a.

Die dritte Thatsache, nicht mehr, wie die beyden andern, auf dem Vergleich der Wortbildungen selbst, sondern auf dem Vergleich des Lauts mit der Schrift begründet, besteht c) in der sehr häufigen Anwendung schriftlicher Zweylautzeichen im Aegyptischen, gegensätzlich zu dem Nie-vorkommen eigentlicher Dreylautzeichen, so daß sich also in vielen dreylautigen Wörtern, mit deutlicher Trennung der beyden zusammengewachsenen Haupttheile, der ursprüngliche Doppellaut durch ein, und der hinzugetretene dritte Laut durch ein anderes Schriftzeichen ausgedrückt finden: z. B. das durch eine Art Falzbein dargestellte (und zuweilen auch durch die Buchstaben v und j lautend erklärte) Wort jv „beißen, Zahn“ (vergl. ungar. ēb Hund und das plattd. Teve) verbindet sich mit einem vortretenden besonders geschriebenen s zu dem Worte sīv Wolf, Fuchs (hebräisch sēb, arab. tīb) sowie zu dem Worte sīv listig seyn (vrgl. Σί-συφος, auf antiken Bildern dargestellt mit einem Fuchspelz in der Hand); oder das durch einen liegenden Hasen dargestellte Wort „wn“ in der Bedeutung „bellen, wachen“ (vrgl. das hebr. yanah bey Jes. XIII. 22) verbindet sich mit einem nachtretenden besonders geschriebenen sch zu dem Worte won-sch (copt. uonasch) Schakal. (vrgl. das sanskr. ç-wan (armen. und litt. schun) das griechische κυών und das latein. can (mit ausgestoßenem w) so wie (mit hinzugetretenen d) das deutsche Hund: im esthnischen (julhunt) bedeutet Hund „Wolf“): oder das durch eine liegende Flechte dargestellte Wort „mah“ den Nacken zurückbewegen“ verbindet sich mit einem nachtretenden besonders geschriebenen t zu dem Worte mah-t Norden (die im Rücken, das heißt der Sonnenseite entgegenliegende Himmelsgegend, vrgl. νύκτ, Nacht).

Hüten muß man sich übrigens, wie bey der Behandlung der zweylautig-einfachen Wörter, so auch bey der der dreylautig-einfachen, daß man zu ihnen nicht solche Wörter rechne, in denen wirklich eine, zwey oder sogar drey verschiedene Begriffe vereinigende, Zusammensetzung stattgefunden hat: als z. B. in to-mā Wahrheit sagen, von to sagen nnd mā Wahrheit, (vrgl. das offenbar als einfach mißverstandne, hebr. tom aufrichtig seyn (wenn nicht vom ägypt. tam zahm, fromm seyn) und vielleicht auch das griech. Θεμις); r-wt, erōt reden machen (d. i. fragen) von r machen und wt (gewöhnlicher tw) sprechen (das griech. ἐρωτᾶν); s-mūi erleuchten, schmücken (das deutsche Wort) von s machen und mūi glänzen; ham-si oder ham-us sich hinsetzen (von ham hin und si oder us sitzen) nū-pe Wasserhimmel (das lat. nūbes) ftū, (flūr) vier von fat. Thierfuß und ū (r) Zeichen

*) Von dieser Wurzel mrj stammt auch das im littau. erhaltne „mrg-a, morga Mädchen, Braut, Kebsweib“ merkwürdig wegen seines Nochvorhandenseyns in zwey gewöhnlich falsch erklärten Ausdrücken der deutsch. Rechtssprache, nämlich Morgengabe und matrimonium morganaticum.

des Plurals; ho-pe-r auf gen Himmel (ὑπὲρ); p-si-s das Kind, 9, von si saugen, mit dem Artikel p und dem Nennzeichen s.

Schriftlehre.

Der die ägyptische Schrift auszeichnenden Eigenthümlichkeiten sind, wie bereits früher entwickelt, hauptsächlich zwey, einmal der gemischte Gebrauch zeichnender und lautender Schriftbilder überhaupt und sodann die Ausgeprägtheit des allmählichen Hervorgehens der lautenden Bilder aus den zeichnenden in mehreren Zwischenstufen zeichnend-lautende Uebergangsbilder. Alle ägyptischen Schriftbilder theilen sich also zunächst in zwey Hauptgattungen, erstens zeichnende (bey Ch. idéologiques) und zweytens lautende (bey Ch. phonétiques): *) und von diesen zwey Hauptabtheilungen zerfällt sodann, nach dem Unterschiede des größern oder geringern allmählichen Freywerdens der lautenden Bilder aus den zeichnenden, die zweyte Hauptgattung in zwey Unterarten, die der begriffsmäßig nicht beschränkten und begriffsmäßig beschränkten lautenden Bilder, und von diesen Unterarten ferner jedwede wiederum in die doppelte Reihe der eintheilig und mehrtheilig lautenden Bilder: während die erste Gattung, die der zeichnenden Schriftbilder, sich, nach dem Unterschied ihrer, von der mehr oder minder übersinnlichen Beschaffenheit des Begriffs abhängigen, geringern oder größeren Mittelbarkeit, in die beyden Arten der abbildlich zeichnenden (bey Ch, mimiques ou figuratifs) und der sinnbildlich zeichnenden (bey Ch. tropiques ou symboliques) Schriftbilder eintheilt. Mit Berücksichtigung ihres geschichtlichen Verhältnisses ordnen sich also diese verschiedenen Abtheilungen in nachstehender Folge:

*) Champollion hat diese zuerst im Précis gegebene und auch von Herrn L. befolgte richtige zweyfache Eintheilung später in der Grammatik mit einer andern unlogischen dreyfachen vertauscht, indem er hier statt der ersten Hauptgattung deren beyde Unterarten, die hieroglyphes mimiques uud tropiques, als zwey selbständige Hauptgattungen aufführt.

Abbildlich Sinnbildlich	zeichnende Schriftbilder.	
Mehrtheilig Eintheilig	begriffsmäßig beschränkte	lautende Schriftbilder. *)
Mehrtheilig Eintheilig	begriffsmäßig nicht beschränkte	lautende Schriftbilder. *)

*) Die Hauptzüge obiger Eintheilung finden sich in der That schon in den zwey bekannten die Hieroglyphenschrift betreffenden Stellen des Klemens von Alexandria (Strom. V. §. 9.) und des Porphyrius (vit. Pyth. 11, 12) deutlich angegeben; aber freylich war es vor gemachter Entdeckung schwer, die einzelnen Ausdrücke beyder Schriftsteller, besonders den „διὰ τῶν πρώτων στοιχείων“ des Klemens richtig zu würdigen. Mit den Worten „μέθοδος γραμμάτων κυριολογικὴ διὰ τῶν πρώτων στοιχείων“ d. h., nach Letronne's richtiger Erklärung, „abbildlich in alphabetischer Weise“ bezeichnet nämlich Klemens unsere lautende Schriftart und stellt sie, als eine Hauptgattung, der zeichnenden, bey ihm συμβολικὴ genannten, gegenüber, während er diese letztere sofort dreyfach eintheilt, erstens in diejenige, so κυριολογεῖται κατὰ μίμησιν (abbildlich nachnahmend angewandt wird), zweytens diejenige, so τροπικῶς γράφεται (übertragender Weise geschrieben wird) und drittens diejenige, so ἀλληγορεῖται κατά τινας αἰνιγμούς (vermittelst gewisser Anspielungen übertragend angewandt wird.) Unter dem Namen γράμματα συμβολικά erwähnt auch Porphyrius die zeichnenden Schriftbilder, gegensätzlich zu den ἱερογλυφικοῖς, ein Ausdruck, der bey ihm die lautenden bedeutet: als Unterschiede (διαφορὰς) der γραμμάτων συμβολικῶν aber zählt er, nicht wie Klemens drey, sondern, wie wir, zwey auf, nämlich τῶν μὲν κοινολογουμένων κατὰ μίμησιν, τῶν δὲ ἀλληγορουμένων κατά τινας αἰνιγμούς. — Wenn wir selbst übrigens unsre im ersten Artikel vorgeschlagene Eintheilung der Uebergangshieroglyphen gegenwärtig durch eine andere logisch genauere ersetzen, so möge der Leser diese Aenderung unserer fortschreitenden Erkenntniß zu gut halten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hiéroglyphique par le Dr. R. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Außer der Behandlung einer jeden dieser Schriftbilderarten insbesondere, gehört in die ägyptische Schriftlehre schließlich auch noch die Behandlung der regelmäßigen Paarungsweisen zeichnender und lautender Schriftbilder. Als Einleitung aber gehört in diese Lehre eine, auch von uns nicht zu umgehende, geschichtliche Angabe über die drey verschiedenen ägyptischen Schreibweisen oder Style (entsprechend den verschiedenen Stylen der sines. Schrift Rémusat pg. 5), das heißt, drey geschichtlich sich folgenden aber auch eine Zeitlang neben einander fortlaufenden Hauptstufen allmählich schwindender Genauigkeit und Kenntlichkeit, und, im gleichen Verhältniß, allmählich zunehmender briefmäßig-bequemer Schreibbarkeit der Zeichen, drey Hauptstufen, die, wie sie von den Alten erwähnt oder angedeutet werden, so auch auf den Denkmälern vorliegen: nämlich, neben der ältesten Weise bewußter unverstümmelter Abbildung, eine zweyte, aus der ersten offenbar hervorgegangene, noch bewußter, aber schon verstümmelter, und endlich, aus dieser zweyten hervorgegangen, eine dritte sowohl bewußtloser, als verstümmelter Abbildung, und zwar, mit Berücksichtigung des gegenseitigen geschichtlichen Verhältnisses der drey Schreibweisen, die erste auf den Denkmälern aller Zeiten, die zweyte nur auf Denkmälern seit der Zeit der achtzehnten Dynastie, die dritte nur auf Denkmälern (zwey Steinen und ungefähr dreyßig Papyren, deren Sprache, wie früher bemerkt, wahrscheinlich durchgängig die gemeine Mundart ist) seit der Zeit der Psammetiche. Am vollständigsten erwähnt und benannt finden sich diese drey Schriftweisen bey Clemens Alexandrinus (Strom. V. §. 9.) — (die Angabe bey Porphyrius ist undeutlich) nämlich die erste als die wirkliche hieroglyphische (ἱερογλυφικὴ γραμμάτων μέθοδος); die zweyte als die priesterliche oder hieratische (ἱερατικὴ ἣ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς) und die dritte als eine briefliche (ἐπιστολογραφικὴ); wogegen Herodot (II. 36), Diodor (III, 33) und die Inschrift von Rosette (lin. 53) allerdings nur von dem Vorhandenseyn zweyer Schriftweisen reden, nämlich einer heiligen (γράμματα ἱερά ägyptisch sach-n-nutr; sach-ter) und einer volksmäßigen (γρ. δημοτικά oder ἐγχώρια): eine Abweichung von Clemens, die man indeß mit Recht so verstanden hat, daß die in den letzten drey Urkunden genannte heilige Schriftweise sowohl die hieroglyphische als die hieratische des Klemens in sich begreife, und deßhalb auch die Namen „hieroglyphisch und hieratisch“ bey Klemens für die ersten beyden Schriftweisen beybehaltend, der dritten, neben dem Namen „epistolographisch,“ gewöhnlicher den in den drey andern Urkunden vorkommenden „demotisch oder enchorisch“ beygelegt hat. *) Champollion behandelt in seiner Grammatik unter dem hieroglyphischen Styl auch den hieratischen; wir berücksichtigen natürlich hier nur den ersteren. — Hinsichtlich der sich folgenden Richtung der Zeichen in diesem Styl haben wir, als Schluß der Einleitung in die Schriftlehre, noch zu bemerken, daß diese Richtung, in so fern

*) Diese Erklärungs- und Anwendungsweise der alten Stellen ward zuerst von Letronne entwickelt; Herr Lepsius ist unnöthiger Weise davon abgewichen.

horizontal, vorherrschend (in den andern beyden Stylen durchgängig) von rechts nach links geht, immer aber daran erkennbar ist, daß die Gesichter oder Vorderseiten der Bilder gegen die Seite hin gekehrt sind, von welcher her man lesen muß (nur mit Ausnahme einiger, eben durch diese Ausnahme ausdrucksvoll werdender Zeichen, wie des Sperlings in der Bedeutung des Widerlegens oder Verneinens, der beyden Beine in der Bedeutung des Weggehens, und der (von der Sonnenseite) weggekehrten Straußfeder in der Hieroglyphe für „Westen". Meistens gepaart aber erscheint die horizontale Richtung der Hieroglyphen mit einer senkrechten, so nämlich, daß die Zeichen in kleineren oder größeren horizontalen Gruppen vertical über einander stehen.

A. Von den zeichnenden Hieroglyphen.

Dieselben sind entweder abbildlich (mimiques ou figuratifs) oder sinnbildlich (tropiques ou symboliques); ersteres, wenn, kraft einer unmittelbaren Auffassung und Nachahmung des Wortes oder Gegenstandes, das Bild den Begriff selbst darstellt, als z. B. das Bild der Sonne, darstellend den gegenständlichen Begriff „Sonne," oder, dasselbe Bild, mit niedergehenden Strahlen behaftet, den thätigen Begriff, „leuchten:" letzteres, sinnbildlich, wenn, kraft einer nur mittelbaren Auffassung und Nachahmung des Wortes oder Gegenstandes, das Bild nur einen Theil oder Bezug des Begriffes, dessen Ursache oder inhabenden Anlaß, Wirkung oder Merkmal, dessen sinnliches oder übersinnliches Gleichniß darstellt, als z. B. das Bild der Sonne, darstellend die verschiedenen Begriffe „Sonnengott, Tag, Zeit, hell, offenbaren." In einer genaueren Erörterung jedweder dieser beyden Arten zeichnender Hieroglyphen, (die hier zu geben uns schon der Mangel an begleitenden Bildern abhalten muß) würde, bey der ersten Art, vorzugsweise zweyerley zu behandeln seyn, einmal die Auswahl der in der äg. Schrift nachgeahmten sinnlichen Gegenstände (sie durchläuft fast alle Bereiche der belebten und unbelebten, der natürlichen und geselligen Welt und begreift im Ganzen, nach Champollions Schätzung, gegen 900 Bilder) und sodann die künstlerische Auffassung dieser Gegenstände (sie ist durchgängig eben so ideal als naturgetreu und enthält die wesentlichsten Grundlagen jener großen künstlerischen, besonders in der ägyptischen und griechischen Kunstgeschichte zu weiterer Entwicklung gediehenen, bildnerisch-typischen Welterkenntniß des Menschen). Bey Erörterung der sinnbildlich zeichnenden Hieroglyphenart wäre eine umständliche Entwickelung jener oben angedeuteten verschiedenen Mittelarten und Bezüge zu geben, kraft deren der schreibende Sprachgeist den abbildbaren oder sinnlichen Begriff auf einen nicht abbildbaren oder übersinnlichen zu übertragen und letztern durch ersteren abzubilden gewußt hat, sammt allen natürlichen und geselligen, logischen (auch grammatisch-etymologischen) und religiösen Beziehungen dieser zahlreichen Uebertragungsfälle, von denen wir hier beyspielsweise — und zwar nach Ordnung der verschiedenen Beschaffenheit des übertragend abgebildeten, an sich unabbildbaren Ereignisses — einige der gewöhnlichsten und merkwürdigsten aufführen wollen. Also: a) Naturerscheinungen: Himmel: dargestellt durch eine zwey-linienhafte, seitwärts kurz abgegränzte Decke, oder auch durch einen die Gestalt dieser Decke übergebückt nachahmenden Menschen; Nacht, Dunkel: durch die Figur des Himmels mit daran hangendem Sterne; Luft: durch ein ausgespanntes Segel; Wasser, Flüssigkeit: durch drey (die Zahl der unbestimmten Mehrheit) über einander liegende wellenartig gebrochene Linien (wie im Sinesischen): oder auch (wie auf ähnliche Weise im sines. Bilde des Wortes juan) durch ein diese drey Linien (meistens auch nur eine derselben) einschließendes brunnenartiges Viereck, oder endlich auch durch ein umgestülptes ausfließendes Gefäß; Feuer: durch ein Gefäß mit aufsteigender Flamme; Stein, Erde, durch drey nebeneinander liegende Kügelchen oder durch einen einfachen Strich, oder auch durch einen Zahn (Sinnbild der Festigkeit und Oertlichkeit, vgl. das lautend geschriebne, wahrsch. urspr. „Zahn" bedeutende Wort „sa" Ecke, Zusammenhang, Seite; Land: durch drey nebeneinander verbundne Erhöhungen; sprossen: durch einen aus dem elliptischen Boden dreyspitzig emportauchenden Keim (ähnlich dem alten sines. Bild für den Laut seng „wachsen"); grün: durch einen Papyrusstengel; roth: durch einen (in der gemalten Schrift) feuerfarbnen Vogel; weiß: durch das Son-

nenbild, oder durch eine auf ihrem Stengel ruhende Zwiebel (im Sinesf. durch ein schielendes Auge); schwarz: durch eine Haarlocke; das Oberland (Ober-Aegypten): durch eine Lilienstaude, oder auch (wohl wegen der hellen Farbe des Granit- und Sandbodens) durch die weiße Königsmütze (avach); das Unterland (Niederägypten): durch eine Papyrusstaude, oder auch (wohl wegen der dunkeln Farbe des Schlammbodens) durch die rothe Königsmütze (taschr oder sachan). — b) Menschliche Handlungen: Alle rein körperlichen werden dargestellt durch das handelnde menschliche Gliederpaar oder Glied, z. B. gehen, kommen: durch zwey Beine (die, wenn umgekehrt, „weggehn" bedeuten); sehen: durch zwey Augen; hören: durch 2 Ohren: Häufig auch durch das entsprechende Glied eines heiligen Thieres, z. B. sehen: durch ein Sperberauge; hören: durch 2 Kalbsohren; riechen: durch eine Kalbsnase; essen: durch einen Ochsenkopf mit herabhängender Speiseröhre. Alle körperlich-geistig-zusammengesetzten Handlungen und Empfindungen werden gewöhnlich dargestellt durch einen diese Handlung oder Empfindung geberdenhaft ausdrückenden Menschen, eine Geberdendarstellung, deren unmittelbarer, sprechender Ausdruck an die vortreffliche Mimik vieler alten griechischen oder auch mittelaltrigen Reliefs, besonders aber der griechischen Vasen- und Pompejanischen Gemälde erinnert: z. B. ein stehender Mann mit emporgestreckter, herwärts gekrümmter rechter Hand, bedeutend „winken, rufen;" ein auf dem linken Kniee sitzender, und, mit der Rechten auf der Brust, die Linke hochemporstreckender, bedeutend „anbeten" (nämlich die unmittelbar vor ihm stehende Gottheit); einer, die beyden offnen Hände geradaus vor sich hinstreckend, mit denen er, selbst ein wenig gebückt, und zurücktretend, den Einfluß einer übermächtigen Erscheinung von sich abzuhalten sucht, bedeutend „anstaunen, verehren, preisen;" einer, der etwas vorgebückt, die gekrümmten Arme mit offenen Händen und zugleich das Haupt vor sich emporwendet, bedeutend „unterstützen"; ein auf den Fersen Sitzender, die Arme und niederwärts gekehrten Hände ebenmäßig vor sich hingestreckt, bedeutend „singen"; einer stehend, die Rechte in ähnlicher Haltung ausgestreckt, bedeutend „beruhigen, Stille gebieten"; einer, sitzend, den Finger am Mund, bedeutend jede Art der Mundbewegung als „saugen (Kind seyn) und essen, sprechen und schweigen, (die bekannte Geberde des Harpocrates, d. i. „Har pi char Hor das Kind," welche also, schon dem Namen des dargestellten Gottes nach, hier nicht „schweigen" bedeutet, sondern „Kind seyn"; einer, stehend, die Hände flach erhoben, jede Art der Kopfbewegung, als „heben, tragen." Zuweilen erscheint auch bey dieser Geberdendarstellung ein handelndes Thier statt des Menschen, z. B. ein neben den 3 Wasserlinien springendes Kalb bedeutend „trinken, dürsten"; ein Geyer mit ausgespannten Flügeln bedeutend „beschützen, Schutz" (besonders den göttlichen Schutz, als dessen Sinnbild sich der Flügel ausspannende Geyer, auf allen großen historischen Reliefdarstellungen der ägyptischen Tempel, fortwährend über dem Haupte des Königs angebracht findet.) Sehr häufig auch erscheint statt des ganzen sich geberdenden Menschen bloß das die Geberde vorzugsweise ausführende menschliche Glied; z. B. ein Gesang messender oder Stille gebietender Arm; zwey jubelnd zum Himmel gestreckte Arme; ein ausgestreckter Arm mit Gefäß oder Pyramide in der Hand, bedeutend „opfern, geben;" zwey sich gegeneinander krümmende Arme, bedeutend „zusammenfügen;" zwey unentschlüßig, nach beyden Seiten niederhangende Arme, bedeutend „nicht mögen, verneinen"; ein am Knie mit einem Messer durchschnittes Bein, bedeutend „taumeln, betrunken seyn" oder auch „hinken, schleichen, stehlen."

Eine lange Reihe körperlich geistiger Handlungen und Eigenschaften wird ferner dargestellt durch das die Handlung oder Eigenschaft vorzugsweise vermittelnde und sichtbar machende Werkzeug, z. B. „schreiben" dargestellt durch ein Schreibzeug, (Schreibrohr und Schreibtafel mit daran herabhangendem Tintennäpfchen) oder auch durch ein Rohrschneidemesser; „opfern" durch eine tragbare Pyramide, oder auch eine Art Präsentirköcher (pat vgl. patera); „ruhen" durch einen Sonnenschirm; „stark seyn" durch eine Keule oder einen als solche brauchbaren Ochsenschenkel; „führen, treiben, hüten" durch eine Peitsche (har, zugleich das Wort für Heerde, das latein. grex); „vertheidigen, rächen" durch einen Streithammer; „schneiden" durch ein Messer nebst

Rippenfleischstück; „Schiffe ziehn“, durch einen zusammengerollten Tau; „anlanden“ durch einen Taupflock. — c) Gesellige Ereignisse und Erzeugnisse: „Stadt, Wohnort, Weichbild“ dargestellt durch ein geweihtes Brod, als vorzügliches Merkmal menschlicher Gesittung und Ansiedelung (zugleich aber auch wohl nicht ohne Bezug auf das, in der Geberdeneinheit der beyden Begriffe „kauen und bauen“ begründete, lautmäßige Zusammenstimmen der Worte „wek Brod und wek Stadt; vrgl. auch das Wort „san heiliges Brot“ mit dem Stadtnamen San (d. i. Esne, Latopolis); — „Haus“ dargestellt durch ein unten geöffnetes, zuweilen auch (wie die unter dem Namen „Mäander“ bekannte ornamentale Figur) in sich zurückgesenktes Viereck; „Jahrescyclus, Jubeljahr“ durch einen, mit zwey Palmenzweigen in den Händen, oder auch, die Hände zum Himmel erhoben, mit einem Palmenzweig auf dem Haupte knieenden Mann; „Fremde, Feinde“ durch einen drohend aufgehobenen Finger (Horap. II. 6. von Champollion für eine Keule gehalten); „Ehe und Verwandtschaft und Angehörigkeit,“ durch ein Band; „vornehmseyn“ durch einen Fliegenwedel. „Gold“ durch ein auf beyden Seiten überlaufendes zur Goldwäsche bestimmtes Becken; „Silber“ durch ein ähnliches Becken mit hinzugefügtem Zwiebelbilde (für „weiß“). d) Rein übersinnliche Begriffe: „Stärke“ dargestellt durch einen Stier; „Wachsamkeit“ durch einen Schakal oder durch einen schakalköpfigen Zepter;*) „Frömmigkeit“ durch einen kukufaköpfigen Zepter; „Reinheit“ durch einen Priester mit geschwenktem ausfließendem Weihgefäß; „Unreinheit, Nichtswürdigkeit, Verkehrtheit“ durch einen Sperling, oder ein Einhorn. *) „Anfang“ durch einen Menschen- oder Löwenkopf; „Innerlichkeit“ durch ein — zugleich als Abbild des Herzens gebrauchtes herzförmiges Gefäß; „Prüfung, Bewährung“ durch ein Drehborerartiges Werkzeug zum Prüfen der Steine; „die Seele des Verstorbenen“ durch einen Phönix mit Menschenarmen. — Bezüglich auf beyde zeichnenden Hieroglyphenarten, wäre endlich, in einer genaueren Erörterung dieses Theils der ägyptischen Grammatik, noch zu handeln von den verschiedenen dem heutigen Leser zu Gebote stehenden Mitteln ihrer Erkennbarkeit und Sprechbarkeit (das wichtigste derselben besteht in dem Vergleich je einer zeichnend geschriebenen Textstelle mit einer entsprechenden lautend geschriebenen).

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine auch in der gesprochenen Sprache angewandte Uebertragung z. B. das deutsche „wacker, wachsam, bewachen, wachen,“ gr. ἐγείρω, lat. vigil sanskr. g'-āgr gebildet aus dem ägyptischen wahor Hund (bellen).

*) Das auf hieroglyphischen Denkmälern sehr häufig vorkommende Einhorn, ein eselartiges Thier mit langem spitzen Horne vor der Stirn, (äg. Set, zugleich Sinnbild des Gottes Set) muß also damals noch vorhanden gewesen seyn. Uebrigens verdankt dieses Thier, so wie auch der Sperling (der Vogel der Venus) die in der hieroglyphischen Schrift ihm beygelegte Geltung, ein Gleichniß der Unreinheit zu seyn, ohne Zweifel seinem, bekanntlich dem ganzen Eselsgeschlecht nicht minder als dem des Sperlings, innwohnenden, auffallend lasciven Neigungen und Gewohnheiten, in Rücksicht auf welche ihm eine alte Sage auch die Kraft beylegt, daß es die Reinheit oder Unreinheit einer Jungfrau auf wunderbare Weise zu erkennen vermöge, s. Parcival 14397.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

B. Von den lautenden Hieroglyphen.

Die Erfindung der lautenden Schriftzeichen beruht, wie bereits früher angedeutet, auf einem doppelten, jedoch in sich selbst untrennbar zusammenhängenden sprachschöpferischen Grund; nämlich einmal auf der menschlichen Wahrnehmung, daß von allen nachahmend begriffenen Empfindungen und Empfindungsformen viele, so wie bey der Mimik in ein und derselben Körpergeberde, so bey der Sprache in ein und derselben Lautgeberde, und zwar bald, wenn diese Geberde auch nur in einer einzigen, die verschiedenen zusammentreffenden Begriffe gleichmäßig tragenden Grundnachahmung wurzelt, mehr nothwendig, bald, wenn sie in verschiedenen Grundnachahmungen wurzelt, mehr zufällig zusammentreffen; und zweytens, auf dem aus jener Wahrnehmung unmittelbar hervorgehenden Entschlusse des Menschen, daß er dieses so beschaffene Zusammentreffen fortan auch in der Schrift für die Einheit des Abbildes des, einer Anzahl Begriffen gemeinsamen Lautes, und zwar zunächst nur, wenn diese Gemeinsamkeit mehr nothwendig, sodann auch, wenn sie mehr zufällig war, anwenden und benutzen wolle, und daß er dabey zugleich, um eine immer weitere Gemeinsamkeit des Lautes zu gewinnen, die Abbildung doppellautiger Worte mehr und mehr verlassend, sich immer ausschließlicher der stellvertretenden Abbildung einlautiger zuwenden wolle, so wie dieselben in jener Sprachurzeit theils noch getrennt als selbständige Wörter vorlagen, theils in mehrlautigen Wörtern noch als selbständige Theile sich herausfühlten, und wie sie am deutlichsten bey Gelegenheit der Schrifterfindung selbst, zufolge des Vergleichs verschiedener einen jeden solchen Laut in anderer Verbindung enthaltenden Wörter, ein jeder als wirklicher einzelner Laut faßbar und begreifbar wurden. Mit der in vorstehenden Worten angedeuteten Geschichte des Ursprunges der lautenden Hieroglyphen haben wir zugleich den Ursprung der verschiedenen Unterarten dieser Hieroglyphengattung entwickelt, nämlich vier Unterarten, sämmtlich hervorgerufen durch das allmähliche Fortschreiten des schriftentdeckenden Sprachgeistes, einmal, von der mehr nothwendigen oder begriffsmäßig beschränkten Einheit des Lautes zu einer weiteren zufälligen oder nicht begriffsmäßig beschränkten, und zweytens, von der früher in der Schrift mit der eintheiligen Wortform abwechselnd angewandten, mehrtheiligen, ausschließlich zu der eintheiligen, als bey welcher die Bedeutung eines vorstellenden besondern Begriffsbildes immer mehr hinter der des vorgestellten allgemeinen Lautes verschwinden konnte, so daß nun jene den jüngeren kaukasischen Sprachen eigenthümliche reine freye Buchstabenhaftigkeit der Lautbilder, durch die ersten drey lautenden Hieroglyphenarten nach und nach vorbereitet, in der letzten, der nicht begriffsmäßig beschränkten, eintheiligen, endlich vollkommen erreicht worden ist.

a) Lautzeichen mit begriffsmäßiger Beschränkung und zwar α) mehrtheilige; z. B. das Bild der Wanne „nev," zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten und in derselben Grundnachahmung (einer die Wahrnehmungen „hohl, voll, mächtig" nachahmenden Nasenlippen-

geberde) wurzelnden Begriffe, „ganz, jeder, Herr“ *) oder das (oben beschriebene) Bild des sprossenden Keims „mis,“ zugleich vorstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung „saugen, säugen, Kind, Brust, gebären:“ oder das Bild des Pfalzbeins „jv“ zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung: „Elfenbein, Zahn, beissen:“ oder das Zepter mit dem Kopfe des Kukufa „tam“ (das heißt zahm, sanft, von der Wurzel tam, sanskr. dam) zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte „fromm, rein,“ oder ihr Gegentheil (Champ. pg. 384) u. s. w. Bey den meisten dieser Doppellautsbilder wird indessen, in Folge der Erfindung der eigentlichen Buchstabenschrift, meistens der erste Lauter, zuweilen auch der zweyte, vermittelst rein buchstabenhafter Lautzeichen noch besonders beygeschrieben; z. B. neben dem Pfalzbein das v oder auch das j. β) eintheilige z. B. der ausgestreckte Arm mit der Pyramide, oder auch die Pyramide allein (die Figur des griech. Δ) in der Bedeutung „ta, darbringen, opfern,“ zugleich darstellend die durch den Laut ta (eine Handzungengeberde) ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung „geben stellen“: oder das Bild des Phallus, ursprünglich angewandt in der durch die Zungengeberde j nachgeahmten Bedeutung zeugen, sodann auch darstellend den Laut j in den Wörtern verwandter Bedeutung „jū Esel, kī Stier, kī Gatte, haj Gatte;“ oder die Augenbraue „cha“ zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Wörter verwandter Bedeutung „Diadem, Fürst, aufgehen, Fest.“ Als eine besondere Abtheilung gehören zu den eintheiligen Lautzeichen begriffsmäßig beschränkter Bedeutung auch jene nur als Worttheil je eines einzigen Wortes lautend angewandten Hieroglyphen, wie das menschliche Kreuz für ā in „ānach leben“ oder die Kalbsohren für s in „sam hören“ oder die Zwiebel für w in „wit“ weiß (s. Erst. A. pag. 566). Und eben so begreifen die beyden Unterarten der begriffsmäßig beschränkten Lautzeichen auch jene Hieroglyphen mystisch beschränkten Gebrauchs in sich, als in welchen die Beschränkung sich nicht immer aus einem natürlichen in ein und derselben Grundnachahmung wurzelnden Zusammenhang der verschiedenen durch dasselbe Lautzeichen dargestellten Begriffe erklären läßt, sondern zuweilen nur als ein willkührliches, vielleicht auf ein naturgeschichtliches Gleichniß sich stützendes herkömmliches Zusammenzwingen zweyer, in der That nicht innerlich verwandter, sondern nur zufällig in demselben Laut einstimmiger Wortbegriffe: als z. B. die wahrscheinlich mit einer Schallgeberde „si“ benannte Fuchsgans angewandt für das durch eine Sauggeberde benannte Kind si; oder die durch eine Zerreibungsgeberde „tr“ benannte Hacke für den durch eine (wenigstens nur entfernt verwandte) Sauggeberde benannten Begriff „ter Gott.“ Bey den meisten der hieher zu rechnenden worthaften Lautzeichen indessen beruht der beschränkte Gebrauch gleichfalls auf einer natürlichen Gränze des Zusammenhangs, z. B. āv die Biene, für König av-t (der gemeinsame Grundbegriff „saugen“) vā der Falke, für die Seele vā (der Grundbegriff „athmen, fliegen“ tū der Federball, für Wort tū (der Grundbegriff „Zungen-) Lippen- oder Flügelschlag, Flug, Schnelle,“ vrgl. Homers ἔπεα πτερόεντα; (auch gebraucht in dem Worte ra-tut Sonnenstrahl Ch. pg, 158) *) mā der Flügel, für Maaß und Ge-

*) Das lateinische Wort nav-is (sanskr. nāus, griechisch νῆυς), in welchem das Merkmal der Höhlung als Name des Schiffs gefaßt erscheint, ist mit dem Worte nev vollkommen ein und dasselbe, woraus also auch die (von Bopp. Vrgl. Gr. pag. 313 bezweifelte) Wurzelhaftigkeit des v in diesem Worte erhellt. Mit w oder ū statt v (ein im Aegyptischen häufiger Wechsel) erscheint das Wort nev in dem römischen Königsnamen Nu-ma d. i. Nev-mā „Herr der Gerechtigkeit,“ ein im Hieroglyphischen oft vorkommender Königstitel. — Mit dem ägyptischen Gebrauch dieser begriffsmäßig beschränkten Hieroglyphe übrigens auffallend zusammenstimmt die auf altdeutschen Rechtsbildern zuweilen vorkommende Bezeichnung des schaffbaren Freyen durch einen Schaffen (Kübel).

*) Das Wort t'w mit wiederholtem Anlauter „twt“ ist das deutsche diutan (gidiuti bey Otfr. goth. us-daudjan) „sprechen, eilen,“ wovon auch „deutsch“. Eben daher der mythische Taut (Τάαυτος ὃς εὗρε τὴν τῶν πρώτων στοιχείων γραφήν. Euseb.) Von dem Worte tw (mit t als media),

rechtigkeit mā (der Grundbegriff „Spannung;“ vrgl. die schon von Winkelmann erkannte Armgeberde der griechischen Nemesisstatuen) u. s. w. In wie weit die zur Schreibung vieler Götternamen angewandten Lautzeichen dieser Art (z. B. der Gott Hor dargestellt durch den Adler hor oder durch die Peitsche hor, (vrgl. den Apollon mit der Geißel); oder die Göttin Sat durch den Pfeil sat, oder der Gott Thot durch den Vogel Ibis, (Thot), ein jedes mit dem eigentlichen Wesen der dargestellten Gottheit mehr oder weniger nothwendig in Einklang stehe, liegt dem Mythologen ob zu untersuchen.

b) Lautzeichen ohne begriffsmäßige Beschränkung und zwar α) mehrtheilige, nämlich alle jene doppellautigen Hieroglyphen unseres ersten Art., deren Gepaartheit, ohne bedeutungsmäßig zu seyn, nur einen rein sprachwerkzeuglichen Grund hat, als z. B. die Thurmzinne für mn, der Hamen oder geangelte Fisch für hm, der Hase für wn u. s. w. β) eintheilige, also rein buchstabenhafte Lautzeichen nach unserm Gebrauch, nur mit dem Unterschiede, einmal der, in unsern Alphabeten verwischten, Kenntlichkeit der Bilder und zweytens des abwechselnd benutzten Vorhandenseyns je mehrerer Bilder für ein und denselben Laut. Das jedesmalige, ursprünglich einlautige Wort, durch dessen Abbildung das Lautzeichen sein Daseyn gewonnen hat, ist bey den meisten derselben noch nachweisbar, jedoch gewöhnlich nicht mehr als ein selbständiges Wort, sondern als Theil, Anlaut oder Auslaut eines zwey- oder dreylautigen Wortes. Die gebräuchlichsten dieser eintheiligen Lautzeichen, mit Beyfügung des jedesmaligen, dem Zeichen nicht minder zur geschichtlichen Erklärung als zur grammatischen Benennung dienenden Wortes, sind, nach der oben angeführten natürlichen Eintheilung der Laute, die folgenden:

Für ā 1) ein Rohrblatt (nach Ch. und L. in Bezug auf ein im Koptischen erhaltenes Nennwort ake „Spitze Halm,“ eine Annnahme, die, abgerechnet das sehr seltene Vorkommen jenes Wortes, uns besonders deshalb unrichtig scheint, weil in diesem Worte, als offenbar gebildet durch eine das Spitze nachahmende Klappengeberde, das ā, wenn überhaupt wurzelhaft, jedenfalls nur von geringer nachahmender Kraft ist; wahrscheinlicher also in Bezug auf das im hebräischen ēbeh (als Papyrusname) erhaltene āvah Pflanze, von āvah hauchen); 2) ein Arm āh (ein von Ch. und L. nicht erkanntes Wort, deutlich erhellend aus dem Vergleich der hieroglyphischen Schreibung des Wortes „Ellenbogen“ (Ch. pg. 93) mit dem Namen desselben „en - āh“ (die Beugung des Arms) im Koptischen. Dieses Wort āh ist auch der ursprüngliche doppellautige Worttheil des sanskr. b - āh - us und griechischen π - ῆχ - υς 3) ein Adler āhom.

Für w, ū: 1) ein Hühnchen (vermuthlich im ägyptischen - pū, ein sogenanntes Onomatopoion, wie die meisten Thiernamen vrgl. das krainische puta Henne; 2) ein zusammengerolltes Band hw, hū.

Für j, ī; 1) zwey Rohrblätter (nach Ch. und L. eine diphthongartige Verdoppelung des A- oder E-blattes, wahrscheinlicher, eine davon unabhängige sinnbildliche Darstellung des Verbums ja - ja (copt. ai - ai) wachsen); 2) zwey schräge kurze Striche (vermuthlich eine verkürzte Abbildung der beyden Lippen ī, wī s. Dualis.

Für h: 1) eine hangende Flechte mah (nach Champ. und L. ein Strick, kopt. haqe), 2) das Bild des Hauses he (das hebräische Zeichen ה). (Im Koptischen ist h ein aus dem Falten hori, dessen Namen es trägt, entstandenes Zeichen).

Für t: 1) der Brustschnitt eines Käfers tō (bey Ch. und L., die das Bild nicht erkannt haben, als segment de sphère bezeichnet); 2) die Hand tot.

Für k: 1) der Winkel kah (κῆχος); 2) das gehenkelte Becken kat (κάδος), 3) die beyden (schon bald aus ihrer begriffsmäßigen Beschränkung herausgetretenen) zum Himmel gehobenen Arme mit der Bedeutung, anbeten, jauchzen, kak; 4) Männerhaube, als Sinnbild des Kopfes cō.

Für p: 1) ein kleines Viereck — (? Zeichen des männlichen Bartes oder Schurzes?) 2) ein

---

das „öffnen, Lippen“ bedeutet, stammt die bekannte, ursprünglich die beyden Lippen bezeichnende Zahlwurzel tw. s. Dual.

fliegender Vogel (paj fliegen, vrgl. sanskr. pac, pakscha (Flügel), pakschina (Vogel) und das deutsche Vogel), gewöhnlich noch begriffsmäßig beschränkt.

Für n: 1) eine gebrochene Wellenlinie, bedeutend „Wasser nun;“ 2) die Königsmütze sachan 3) ein rundliches Fläschchen neh.

Für m: 1) die Eule mulac, 2) die Elle — (halbe Elle) mā, 3) das Senseneisen zum Mähen (griechisch ἀ-μᾶν), 4) das Schreiberohr (vermuthlich sim, das Wort für Gras).

Für v: ein Bein, vermuthlich tav.

Für f: eine Schlange hof.

Für s: 1) eine Stuhllehne, als Sinnbild des Stuhls si, us (erhellend aus ham-si oder ham-us sitzen; der durch eine Thronlehne geschriebene Laut us in Us-ir und is in Isi-t ist dasselbe Wort), 2) ein Riegel sev.

Für ch: 1) ein Wurfelsieb cha-ī (ein Schallgeberdenwort), 2) ein mir noch nicht deutliches Bild das zugleich „tausend och, cho“ bedeutet.

Für sch: 1) ein durch drey zusammenhangende Papyrusstauden (oder Bäume?) dargestelltes Bild des Gartens schin (das hebräische Zeichen ש), 2) ein Brunnenbecken schī.

Fr r: 1) der Mund ru; 2) der Löwe ravū, ruvū, rivū von „ravū, rugive“, kopt. lavoi (vrgl. das hebr. labi, das bekannte le-o, Löwe und Lauwine und das vielleicht von „rufu Löwe“ abgeleitete latein. rufus. Ein anderes Wort für Löwe ist m-w, muwi, maui, womit zu vergleichen mugire und der Katzenlaut miau; ein drittes ist res (das griech. λις) von res schleichen, lauern, wachen.)

Für die Lehre von der Schreibung der Vocale ist noch zu bemerken, daß im Aegyptischen nicht, wie gewöhnlich im Hebräischen, allein die wurzelhaften Grundvokale, sondern sehr häufig auch die nicht wurzelhaften, einem jeden Konsonanten nur als Stimmbeygabe inwohnenden und seine verschiedenen Gestalten vernehmbar machenden Binnenvokale mit selbständigen Zeichen, nämlich solchen, die ursprünglich nur für die Grundvokale bestimmt waren, geschrieben werden, und zwar unter ihnen am häufigsten die, einer solchen besondern Schreibung am meisten bedürftigen (und deßhalb auch z. B. im Sanskrit regelmäßig ausgedrückten), vom mittleren a ins Helle und Dunkle abweichenden zwey Vocale i und u. Beachtenswerth ist dabey auch die Stellung, die die ägyptische Schrift diesen Binnenvocalen häufig anweist; nämlich nicht, wie wir zu schreiben gewohnt sind, jedem Vocal seine Stellung hinter den ihn tragenden Konsonanten, sondern vielmehr (auf ähnliche Weise wie auch das sanskritische i seinem Konsonanten regelmäßig vorweggeht) eine Stellung am Ende des mehrlautigen Wortes, z. B. rri statt rir (Schwein), nvi statt niv (schwimmen), mshu statt amsuh (Krokodil), Ptru-meis statt Pturmeis (Πτολεμαῖος) hm-i (der Doppellaut hm durch ein einziges Zeichen, den Hamen geschrieben) statt him (Frau): wahrscheinlich damit, zufolge einer solchen Stellung, das Vocalzeichen dem Leser nicht irrender Weise als ein wirklicher wesentlicher Laut, sondern nur als das, was es in der That bedeutet, als eine nähere Angabe der den vorhergehenden Wurzelconsonanten beyzulegenden Stimmung oder Färbung, vors Bewußtseyn trete. (Diese Eigenthümlichkeit der ägyptischen Schrift, die sich übrigens selbst noch in der Schreibung vieler koptischer Wörter erhalten hat, ist bereits vom Hrn. L. bemerkt worden).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

c) Von der Paarung zeichnender und lautender Hieroglyphen.

Der schaffende Sprachgeist, der alle ihm zu Gebote stehenden äußeren Mittel zur Befriedigung seiner inneren Bedürfnisse immer aufs sorgfältigste zu benutzen weiß, hat sich im Aegyptischen auch das Nebeneinandervorhandenseyn der zeichnenden und lautenden Hieroglyphen zu solchem Zwecke mannigfach zu Nutze gezogen und hat namentlich durch die häufige Paarung je eines zeichnend geschriebenen mit einem lautend geschriebenen Begriff einem doppelten Hauptbedürfniß in der Wortschöpfung, nämlich dem Bedürfniß, erstens, einer einzelhaften und, zweytens, einer gattungsmäßigen Bestimmung und Erläuterung (Specificirung und Generalisirung) der Begriffe, zu begegnen gewußt: wir nennen die auf solche Weise entstandenen zwey Arten erklärender zeichnender Hieroglyphen Wiederholungsbilder und Gattungsbilder (bey Ch. signes déterminatifs d'espèce et de genre).

a) Wiederholungsbilder. Das sie hervorrufende grammatische Bedürfniß einer mehr besondern Bestimmung und Erläuterung der Begriffe ist kein anderes, als das, so, wie wir oben gesehen, als Hauptanlaß auch dem Wortwachsthum und, im höheren Sinne, selbst dem Ursprung der doppellautigen Wörter zum Grunde lag und welches, wie es dort auf rein sprachlichem Wege gelöst wurde, so hier auf dem Wege der Schrift sein Genüge findet, nämlich so, daß nun einem jeden lautend geschriebenen Worte dessen zeichnendes Ab- oder Sinnbild, dasselbe, das auch ohne Lautgruppe das Wort bedeuten kann, wiederholend nachgestellt und ihm damit also auch die nähere Kenntlichmachung des, unter allen übrigen in dem Laute enthaltenen Begriffen, hier allein verstandenen Begriffes erklärend beygefügt werde: womit zugleich noch einem andern, der lautenden Schrift selbst eigenthümlichen (und in unserer modernen Schrift durch Trennung der Worte befriedigten) Bedürfniß Genüge geleistet wird, nämlich dem Bedürfniß, die im Zusammenlesen der einzelnen Lauttheile sich zersplitternde Anschauung des Lesenden durch ein einfaches Abbild des mit jener Lautvielheit bedeuteten einigen Gegenstandes wieder in sich zu vereinigen und abzuschließen. Nachdem also nun z. B. der Lesende durch fortschreitendes lautmäßiges Auffassen der Bilder „der Sense, des Blattes und des Hühnchens“ die drey Laute m - a - ū zusammen buchstabirt, findet er in dem darauf folgenden Bilde des Löwen sowohl einen Einigungs- und Ausruhepunct für sein sammelndes Verständniß, als auch eine sichtbare Gewähr für sein vergleichendes Urtheil, daß mit jener zusammengehörigen Lautgruppe, die außerdem auch „brüllen, leuchten“ bedeutet (letzteres mit natürlicher Uebertragung der Eindrücke des Ohres auf die des Auges, weßhalb auch der Löwe das Gleichniß Rhea's der Sonnengöttin) hier nichts gemeynt seyn kann, als der Name des Löwen „maū:“ und auf ähnliche Weise erhalten also auch die ihrem bloßen Laut nach vieldeutigen Wörter „rar, art, mon, amon,“ durch die sie begleitenden Bilder eines (fingersaugenden) Kindes, eines Milchgefässes (für Milch), eines Krummstab führenden Mannes

(Hirten), eines in seinen Mantel gehüllten Mannes (für verhüllen amon), oder auch eines den Kukufazepter tragenden Gottes (Gott Amon), ein jedes zugleich seine begriffsengere Bestimmung so wie seine äußerlich sammelnde Abgränzung. *)

b) Gattungsbilder. Logischer noch und gewissermassen edler, als das den Wiederholungsbildern zum Grunde liegende Bedürfniß, ist das der Erzeugung der Gattungsbilder zum Grunde liegende, nämlich ein Bedürfniß, das, aufgefaßt im geschichtlichen Zusammenhang der ganzen Sprachentwicklung, für nichts anderes genommen werden darf, als für das Streben einer bewußten Rückkehr des begreifenden Geistes zu jener sonderungslosen Begriffsallgemeinheit, von der er beym ersten Nachahmen seiner Wahrnehmungen unbewußter Weise ausgegangen war. Denn alle ersten Wahrnehmungen stellen sich dem Menschen immer urbildermäßig als zusammenfassende Stellvertreter ganzer Massen von Gegenständen: mit dem Worte „Thier“ (einer den rennenden Lauf nachahmenden heftigen Zitterstoßzungengeberde vrgl. ägypt. ret laufen, Fuß, sanskr. dru, altlat. druere (s. Fest. s. v. andruere) und griech. τρέχειν) begreift der Mensch das vierfüßige Thier; mit dem Worte „Vogel“ (einer den gleichmäßigen Flügelschlag nachahmenden leisen Doppelschlag-lippen-klappen-geberde (vergl. ägyptisch paj, sanskr. pac fliegen, pakschina) Vogel, den flatternden Vogel; diesen wie jenes nur als einen unbestimmten Typus aller Säugethiere und Vögel überhaupt, ohne deren verschiedene Ordnungen und Arten noch zu unterscheiden. Aber bald zwingen ihn die wahrgenommenen mannigfach wechselnden anderweitigen Merkmale dort dieses laufenden, hier dieses mit Flügel behafteten Begriffes zu einer weiter eindringenden begreifenden Nachahmung auch dieser Merkmale, so wie dieselben, kraft einer Schall- oder Gliedgeberde, am faßbarsten sind, und mithin, in Folge einer jeden solchen Nachahmung, zur Benennung und Unterscheidung je eines andern, dieses oder jenes Merkmal vorzugsweise an sich tragenden, besonderen Säugethiers oder Vogels; wobey der ursprüngliche Gesammtbegriff, als immer scheinbar unnützer, zurücktritt, und häufig der Name selbst, durch den er festgehalten war, zur Benennung eines besonderen Begriffs, an dem jenes als Benennung des allgemeinen Begriffs nachgeahmte Merkmal vorzugsweise haftet, angewandt wird, z. B. der Name „Thier“ zur Bezeichnung der schnell laufenden Rehart (engl. deer) oder der Name „Vogel“ zur Bezeichnung der mit schwerem Flügelschlag sich bewegenden Hühnerart (engl. fowl, ungar. fugelj Repphuhn, vergl. den deutschen Ausdruck „Vogel Strauß“). Und wie nun diese sich gegenseitig erläuternde und, hier einerseits auf entwickelndem, dort andererseits auf zusammenhaltendem Wege, sich gegenseitig bestimmende Wiedervereinigung des Einzel- und Gattungsbegriffes von der gesprochenen Sprache selbst häufig in Doppelwörtern wie „Tiegerthier, Hayfisch, Eichbaum, Kieselstein“ aufgefaßt und dem Bewußtseyn gegenwärtig erhalten wird, so hat diese Vereinigung nun auch in der ägyptischen Schrift, vermittelst der Paarung je eines zeichnenden Gattungsbildes mit einem lautend geschriebenen Einzelbegriffsworte, einen regelmäßigen, in vielen Fällen wahrscheinlich auch gesprochenen, Ausdruck gefunden: und zwar so, daß hier nicht nur bey den Begriffen des außer-menschlichen Wahrnehmungsgebietes, wie z. B. allen Erscheinungen des Elementen- und Thierreiches; sondern auch bey den Begriffen des von der menschlichen Thätigkeit selbst ausgefüllten Wahrnehmungsgebietes, wie z. B. den meisten menschlichen Handlungen, Empfindungen und Zuständen, einem jeden besondern Begriff immer der allgemeinere, gattungsmäßige, abbildlich oder sinnbildlich gezeichnet, zur Seite gestellt werde: ein Gebrauch, der in vielen Fällen, namentlich bey Darstellung außer-menschlicher Begriffe, selbst auf die Paarung des Gattungsbildes mit einem zeichnend geschriebenen Einzelworte ausgedehnt wird. Als die bedeutendsten dieser ägyptischen Gattungsbilder er-

*) Zu vergleichen mit diesen Wiederholungsbildern die auf ähnliche Weise in der gesprochenen Sprache angewandten wiederholenden Wortzusammensetzungen, wie das griechische ἐχθρόξενος, das engl. godfather oder die deutschen Wörter: Sturmwind, Muhkuh, Puthuhn, Hottpferd: besonders wenn, wie vielleicht auch schon in den letzten beyden (krain. puta Huhn, ägypt. hot Pferd), das erste Wort der Zusammensetzung einem andern Sprachstamm angehört, wie Repphuhn, finngrün, Uckermark u. a.

wähnen wir folgende: α) für außer-menschliche Begriffe: alle Begriffe des Feuerhaften (brennen, kochen, Hitze u. a.), werden begleitet von dem oben beschriebenen zeichnenden Sinnbilde des Feuers; alle Begriffe des Wasserhaften (trinken, schwimmen, waschen, reinigen, frieren, bluten u. a.) von dem Sinnbilde des Wassers; alle Begriffe des Lufthaften (athmen, leben, Seelenwanderung Ch. pg. 295) von dem Sinnbilde der Luft; alle Begriffe des Erdhaften (Irden, Salze) von dem Sinnbilde der Erde: ferner alle Begriffe der Räumlichkeit (Berg, Stadt, Gränze, Gegend, Welt) begleitet von dem Zahn, dem oben erwähnten Sinnbilde des Festen, so wie, weniger allgemein, auch von den, unter den sinnbildlich zeichnenden Hieroglyphen bereits aufgezählten Bildern für Land und Wohnort; alle Begriffe der Zeit (Tag, Jahr, Stunde, Fest) von dem Abbild der Sonne: ferner alle Pflanzenbegriffe begleitet von dem Bilde einer Papyruspflanze, alle Bäume von dem eines Sycomorbaumes; ferner alle Begriffe des Flügelhaften (Käfer wie Vögel) von dem Bilde einer Gans (ap-t von āp fliegen: eben so bedeutet das ungarische „ud Gans“ im Lappischen „Vogel“) und alle Namen vierfüssiger Thiere (auch der Schildkröte) von dem Bilde eines geschwänzten Hauthintertheils (hieratisch von dem einer Thierpfote pat, fat): endlich alle Menschennamen begleitet von dem Bilde einer menschlichen, oder, weniger allgemein, männlichen, weiblichen, königlichen, göttlichen Figur, und alle menschlichen Glieder begleitet von dem Bilde eines (im Aegyptischen, wie auch in den meisten andern Sprachen, mit „Glied“ gleichnamigen) Gelenks oder Bandes (ägypt. ker, kopt. keli, griechisch κῶλον Band, Glied, das deutsche Wort gehört zu derselben Wurzel; eben so ägyptisch hā oder hū Band, Glied). β) Für die Begriffe mehr innerlicher menschlicher Handlungen, Empfindungen und Zustände: die meisten derselben werden gattungsmäßig bestimmt durch das Abbild oder Sinnbild der, einer Anzahl derselben gemeinsamen, körperlichen Geberde: z. B. die Wörter „saugen, Kind seyn, essen, (vernehmen) hungern, trinken, dürsten, sprechen, schreiben, schweigen, bitten, singen u. s. w.“ alle begleitet von dem Bild einer mundberührenden Figur; oder die Wörter „gehen, führen, aufstehn, jagen, sich nähern, fliehen, u. s. w.“ begleitet von dem Bilde der wandelnden beyden Beine; oder die Wörter „fassen, halten, treffen, befreyen, strafen, kämpfen u. s. w.“ von dem Bilde eines ausgestreckten, einen Zeptergriff fassenden Armes.

Das Bild einer oben zusammengenestelten Papyrusrolle dient, — vergleichbar dem auf ähnliche Weise angewandten scrinium bey antiken Statuten, — in der äg. Schrift häufig zur bedeutungslosen Ausfüllung räumlich nicht geschlossener Wortgruppen; bisweilen auch als grammatischer Sylbentrenner (z. B. in mant-t dauer-nd).

IV. Wortunterscheidungslehre.

Die ursprügliche Vollkraft des menschlichen Worts, das bey seinem Entstehen immer einen ganzen Satz bedeutete, z. B. „Thier“ (oder τρέχ) so viel als „das Thier läuft“, „Flug“ (oder „Vogel“) so viel als „der Vogel fliegt“ und das deßhalb auch, nach vollbrachter Unterscheidung der beyden Grundanschauungsformen des menschlichen Begreifens, der gegenständlichen und thätigen, in dem sofort entstandenen zweywortigen Satze, eben sowohl die thätige als die gegenständliche Form darstellen, eben so wohl Sagewort (verbum) als Nennwort (nomen) seyn konnte, diese ursprüngliche Vollkraft oder Doppelförmigkeit des Worts hat sich im Aegyptischen noch aufs deutlichste erhalten, indem hier in der That die meisten Wörter, durch nichts unterschieden, als, der Regel nach, durch ihre beyderseitige Stellung (das begleitende Wiederholungs- oder Gattungsbild bieten nur selten eine sichere Unterscheidung) abwechselnd, bald, voranstehend, als Nennwort, bald, nachstehend, als Sagewort gebraucht werden können: z. B. „mis nus das Kind saugt“ neben „him mis“ die Frau gebiert; oder „mon hor“ der Hirte treibt“ neben „hor mon der Treiber hütet“; oder, ohne Zweifel auch, „sas him das Roß himmert“ neben „him sas der Hirsch springt“ *) und āv āp die Biene fliegt neben āp

*) sas im sanskr. „springen,“ im äg. „Roß“ (wie das deutsche „Roß“ wahrscheinlich — wenn nicht von dem sanskr. hresch hinnire — auch von einem, im altnord. rāsa (vrgl. raisen, rasen) erhaltnen Verbum reißen s. v. a. springen; vrgl. sanskr. sas-a Hase, ungar. sas-ka Heuschrecke); hm,

ãv der Vogel trinkt. Diese Ununterschiedenheit der beyden Redegrundformen aber, die uns ganz auf ähnliche Weise auch im Ku wēn des Sinesischen vorliegt, wird im Aegyptischen dadurch einerseits besonders merkwürdig, daß ihr andrerseits bereits die Anfänge einer wirklichen grammatischen Unterscheidungskunst beyder Formen gegenüberstehen und zwar, am gewöhnlichsten, keiner andern, als der, so sich auch in den übrigen kaukasischen, besonders indogermanischen Sprachen, angewandt findet, nämlich einer Kennzeichnung, erstens, des Nennworts, vermittelst einer, demselben entweder als Beylaut angehängten, oder als selbständiges Wort zur Seite gestellten kurzen Deutewurzel (Nennzeichen und Nennzeichenwort), anzeigend „die Person, das Ding steht da, ist berührbar" z. B. σκαφ-ε oder engl. a ship, γαλακ-τ oder engl. the milk; dän. pig-en oder en pige, und, zweytens: des Sageworts, vermittelst einer demselben gleichfalls entweder angehängten oder zur Seite gestellten kurzen Zeugewurzel (Sagezeichen und Sagezeichenwort), besagend „die Erscheinung, die Handlung erzeugt sich, geschieht"; (z. B. δοῦ-(ν)αι, oder kopt. (baschm.) ai ta; ῆκ-ε, oder ital. è venuto, δῶ-δι oder engl. do give): mit welchen Grundunterscheidungen sich jedoch, im Indogermanischen wie Aegyptischen, je zwey andere, aus je einer dieser Grundunterscheidungen hervorgegangene und sie dem Ausdrucke wie dem Begriffe nach ergänzende und ersetzende Neben-Unterscheidungen vermengt haben: nämlich, erstens (A), aus der Unterscheidung des Nennworts hervorgegangen und mit dessen Kennzeichnung sich vermengend, zuförderst (a) die Unterscheidung und Kennzeichnung eines doppelten Geschlechts oder auch Geschlechts- und Nichtgeschlechts an dem Nennwort, vermittelst einer diesem angehängten oder zur Seite gestellten, Männlichkeit oder Weiblichkeit anzeigenden, kurzen Zeugewurzel (Geschlechtszeichen und Geschlechtszeichenwort) z. B. fer-u(s) fer-a oder ὁ, ἡ ϑήρ neben fer-u-(m) u. dem engl. the deer; und sodann (b) die Unterscheidung und Kennzeichnung eines dreyfachen, nämlich singularen, dualen und pluralen, Numerus an dem Nennworte, vermittelst einer diesem angehängten oder zur Seite gestellten, Ein- Zwey- oder Mehrheit anzeigenden kurzen Zahlwurzel (Zahlzeichen und Zahlwort) z. B. ἄνδρ-ε und ἄνδρ-ες oder „zwey Mann, drey Mann" neben ἀνήρ ein Mann: und zweytens, (B) aus der Unterscheidung des Sageworts hervorgegangen und mit dessen Kennzeichnung sich vermengend, zuförderst (a) die Unterscheidung und Kennzeichnung einer dreyfachen handelnden Persönlichkeit im Sagewort, vermittelst einer diesem angehängten oder zur Seite gestellten, „er, ich, du" anzeigenden Denk- oder Rufwurzel (Personenzeichen und Personenwort) z. B. τίϑη-σι, τίϑη-ς, τίϑη-μι oder er thu-t, du thu-st, ich thu-e; und sodann (b) die Unterscheidung und Kennzeichnnng einer dreyfachen, nämlich gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen sich ereignenden Zeit am Sagewort, vermittelst einer diesem angehängten *) oder zur Seite gestellten kurzen Bewegungs- Festhaltungs- oder wiederum Zeugungswurzel (Tempuszeichen oder Zeitwort) z. B. „liebe-n und geliebt haben, he did love, und ama-bi-t oder il va aimer, wird lieben, neben ama-t oder he is loving). — Für eine jede dieser an dem ursprünglichen Vollwort kenntlich zu machenden mannigfachen grammatischen Haupt- und Nebenunterscheidungen besitzt die ägyptische Sprache, nach Art der übrigen indo-germanischen Sprachen, ein oder meistens mehrere abwechselnd neben einander angewandte grammatische Ausdrucksmittel.

1) Unterscheidung des Nennworts: a) angehängte Nennzeichen: α) der (in allen indogerm. Sprachen viel gebrauchte) Nennvocal ā (i,) herrührend von einer Wurzel „ā oder ī anfassen, daseyn" (vrgl. das griech. τ-ῆ, deutsch

---

him-him auch hn, hn-n im äg. sowohl himmern (ein noch von Luther gebrauchtes Wort für hennire, bramare, wiehern, schreyn, sich sehnen) als „Hirsch" vrgl. das griech. ἵππος oder γίννος Hengst.

*) Eine Ausnahme von dieser Regel macht die der semitischen und german. Conjugation eigenthümliche Zeitenbildung vermittelst des Wechsels oder Umklangs des Binnenvocals, doch vermuthlich nur eine scheinbare, und so zu erklären, daß dieser Umklang nichts ist als der Wiederschein eines verloren- oder gewissermassen in der Färbung des Worts untergegangenen, aber ursprünglich selbst wurzelhaften Tempusvocals.

d=a, lat. ā-d und das griech. ι in οὗτοσ-ί so wie das goth. ei in sa-ei, iz-ei u. a.) und entsprechend in seiner Anwendung als Nennzeichen dem bekannten Pronominalstamm a, e, i (z. B. sanskr. a-smāt lat. e-a, i-d) dem Endungs=i der dritten Person Präsentis im Griech. (τύπτ-ε-ι) und dem griech. Zahlw. ἴος, wird im ägyptischen gewöhnlich zeichnend geschrieben, nämlich durch eine, fast immer nur gleichfalls zeichnend oder beschränkt lautend (z. B. hm, mh) geschriebenen Wörtern beygefügte, kleine senkrechte Linie, die aber, wie das häufige doppelte Wechseln dieses Bildes, wenn es als Zeichen der ersten Person steht, bald mit dem Bilde der menschlichen Figur, bald mit dem des Blattes (ā) beweist, nichts ist als eben die Abkürzung dieses, ā zu sprechenden und also mit der Bedeutung seines Lautes vollkommen übereinstimmenden Menschenbildes, und die wir deßhalb mit dem Namen der persönlichen Linie bezeichnen wollen *): z. B. das saugende Kind, ursprünglich in unbestimmter Weise bedeutend „das Kind saugt, saugen, klein seyn, mas oder rar," mit der persönlichen Linie behaftet, „mas-ā oder rar-ā, bedeutet nunmehr entschieden nichts, als „Kind"; das Stück Fleisch, ursprünglich so viel als „Speise zu sich nehmen, āv," nunmehr mit der Linie nichts, als „āv-ā Fleisch; der Stern, ursprünglich so viel als „Glanz, Verehrung, Vergötterung, siw", nun mit der Linie bloß so viel als „siw-ā Stern; das Haus, ursprünglich so viel als „Bedeckung, Dach, Einfassung, hāt oder hāit" nun mit der Linie bloß so viel als hāit-ā Haus," (? Ἀιδ-ης vrgl. εἰς Ἄιδου). Bestätiget aber wird diese von uns erkannte Sprechbarkeit der persönlichen Linie zugleich auch durch das wirkliche Lautend=geschrieben=seyn eines Nennvocals in einer großen Anzahl ägyptischer Wörter, bey deren grammatischer Zerlegung wir, zu Folge verschiedener Schlüße und Vergleiche, die Meynung hegen dürfen, daß das hier am Ende des Worts geschriebene ā oder ī weder einen angewachsenen Wurzel=Vocal, noch auch den hieher gesetzten Binnenvocal, sondern eben nichts andres darstelle als den Nennvocal *), wie z. B. in den Wörtern āh-ā Rind (kopt. ah-e, vrgl. das altsächs. und latein. ēh-u und equus **), son-ā Bruder (Ch. p. 249, vrgl. das sanskr., litt. und goth. sun-us Sohn, in welchem, wie in vielen

*) Ch. legt diesem Zeichen seltsamer Weise die Bedeutung bey, als diene es, den Uebergang einer entweder gewöhnlich phonetisch gebrauchten Hieroglyphe in ihren zeichnenden, oder aber einer gewöhnlich abbildlich gebrauchten in ihren sinnbildlichen Gebrauch zu bezeichnen, eine Erklärung, die, schon durch die unzusammenhängende Doppelheit ihrer Annahme als irrig erwiesen, sich außerdem noch dadurch widerlegt, daß von den gewöhnlich mit der Linie behafteten Wörtern einerseits die meisten, wenn sie ohne dieselben vorkommen, in der That weder eine lautende noch auch sinnbildlich zeichnende Bedeutung haben und andrerseits einige auch, wenn sie mit derselben vorkommen, (wie der Löwenkopf für Anfang, der Falke für Seele, die Elle für Gerechtigkeit, der Mund für Theil) eben in keiner abbildlichen, sondern entschieden sinnbildlichen Bedeutung gefaßt werden müssen. — Der Wahrheit viel näher kommt die Erklärung des Herrn Lepsius (pg. 63—66) der die Linie, schon ihr Nievorkommen bey Verben hervorhebend, als ein (auch in seiner Gestalt mit dem Viereck des männlichen Artikels verwandtes) Zeichen des Masculins betrachtet haben will, wobey er dann freylich, um ihr häufiges Erscheinen ueben dem Zeichen des Feminins zu rechtfertigen, genöthigt ist anzunehmen, dieselbe sey später allerdings auch als eine indication de l'état idéographique en général mißverstanden worden. Sehr dankenswerth bleibt übrigens bey dieser pg. 77 — 89 weiter entwickelten Ansicht die auf eine Reihe Beyspiele gestützte Beweisführung dafür, daß alle bloß mit der Linie behafteten Nennwörter Masculina seyen: allerdings sind sie dieß; aber nicht deßhalb weil sie die Linie haben, sondern deßhalb weil das weibliche Zeichen ihnen fehlt.

*) Ganz unwiderleglich bewiesen seyn würde das Vorhandenseyn eines lautend geschriebenen Nennvocals, wenn sich derselbe einmal von seinem Worte durch das Wiederholungs= oder Gattungsbild getrennt geschrieben fände.

**) Eigentlich „Geschöpf, animal" von „ah athmen, leben," mit welchem allgemeinen Ausdruck die Aegypter als wichtigstes der sie umgebenden Thiere

ähnlichen Fällen, das ū wahrscheinlich aus einer Sich-angleichung des Nennvocals an den Wurzelbinnenvocal entstanden.) puw-a Haar (Ch. pg. 73) sīv-u verschnittener Ochse, mas-u Kind (kopt. mas-i vrgl. die griech. Lautung der beyden Königsnamen *Ἄμασ-ις* oder *Ἄμως-ις*, d. i. „Ah-mas junger Mond“ und *Τούθμωσ-ις* d. i. Tutmas „junger Thot“) cher-ī Kind (kopt. scher-e vrgl. *Αχιλ-ής*) ir-i Auge (vrgl. *ἴρις*) sevt-i Einschluß (kopt. sovt-e) pit-i Bogen (kpt. pit-e) ān-i Affe (davon das deutsche „ähnlich“?); und den participartigen Wörtern: sam-ī ein Hörender (von sam), hon-i ein Anbetender, āch-i ein Stehender (Ch. p. 427 u. a. ***) Denn was die, bereits von uns als gesetzmäßig angedeutete, Erscheinung des Vocals i statt des a in vielen der hieher gehörigen ägypt. Wörter betrifft, so bemerken wir eine solche vorherrschende Anwendung des i als Nennvokals eben auch in den übrigen indogermanischen Sprachen, und zwar gewiß aus keinem andern Grunde, als weil zur Bildung einer so wenig wesentlichen Wurzel, wie des Nennzeichens, der Vocal i wegen seiner feinen leichten Gestalt von allen Vocalen der geeignetste schien. Der Vocal ū als Nennvocal findet sich im Aeg. besonders nur bey einigen auf n auslautenden Wörtern — wahrscheinlich wegen seiner schallmäßigen Verwandtschaft mit den dunkeln Nasenlauten — und zwar so, daß das n dann zugleich regelmäßig verdoppelt wird z. B. van-nū Reiher, pin-nū Ratte, san-nu heiliges Brot, ran-nu Namen. Hinsichtlich des unregelmäßigen Gebrauchs des Nennvocals im Aegyptischen übrigens, d. h. seines abwechselnden Gesetztwerdens oder Nichtgesetztwerdens, (z. B. āh-ā, son-ā sam-i neben āh, son, sam) bemerken wir schlüßlich, daß dieser auf dieselbe Weise auch beym Gebrauch aller übrigen Unterscheidungsworte im Aegyptischen bemerkbare und eben für deren allmähliche Einführung bezeichnende, unregelmäßige Wechsel beym Nennvokal noch besonders deßhalb merkwürdig ist, weil er in der allgemeinen Sprachgeschichte einen regelmäßigen Gegensatz bildet zu dem gleicherweise wechselnden Gebrauch dieses Vocals bey dessen allmählichem Verschwinden, nämlich in Sprachzeiten, wo er, als eine, bey der durch den Gebrauch hinlänglich gesicherten Kenntlichkeit des Nennworts, nicht mehr nothwendige bedeutungslose Endung nach und nach wieder abgeworfen wurde (z. B. im Althchd. des 9ten und 10ten Jhrh. allmählich wieder sun st. sun-u und im Mittelhchd. des 10. Jhrh. allmählich sig, schat st. sig-e, schat-e. Gr. Gr. I. p. 615 und 670). β) Die Nennwurzel t herrührend von einer mit der Wurzel „ta geben“ zusammenhängenden Wurzel „'t 'ta anfassen, daseyn,“ (vrgl. das griech. *τῆ* und das d. „da“) und entsprechend in ihrer Anwendung als Nennwurzel dem bekannten Pronominalstamm ta, so wie dem Bildungs-t der dritten Person Präsentis und des Particips Präteriti (z. B. as-ti, *ἐσ-τί*, es-t, is-t, — pi-ta, bibi-tum *πο-τόν*) wird im Aegyptischen immer lautend geschrieben und bildet, einem ursprünglichen Vollwort angefügt, bald, mit abgegränzter Bedeutung, eigentliche sogenannte appellative Nennwörter, wie āp-t Vogel, Gans, von āp fliegen, āv-t Vater, König von āv nähren, hon-t Priester, von hon anbeten (auch Majestät hont-uf seine Majestät), chā-t Fürst von chā herrschen, fon-t Nase von fon (nef) riechen, ar-t Milch (copt. erot) von ar trinken, Hup-t, Kup-t der dunkle, der Nil (*Αἴγυπτος*) von hup dunkel seyn; *) bald,

das Rind, wie die Römer und Deutschen das Roß ddch letztere zugleich auch das Rind „Ochse“ benannten.

***) In Wörtern wie manuī (Löwe) tivū (Löwe), vihū (Hyäne) dagegen ist der schließende Vokal eine schallgeberdenhafte Verstärkung des Wurzelbegriffes. —

*) Das Material der Champollionschen Grammatik bietet als hieher gehörig allerdings nur den Nilnamen hāp-mu d. i. Dunkelwasser: auf einen selbständigen Eigennamen Hap-t oder (mit Bezug auf die Nebenform kup, sanskr. gup, kopt. cōp) Kup-t deutet indessen, wie oben bemerkt, der Homerische, später auf das ganze Nilland übertragene, Name *Αἰ-γυπτ-ος*, in welchem das *αι* natürlich nichts ist als ein euphonischer Vorschlag (vrgl. *αἰ-γυπιός* neben *γύψ*). „Der dunkle,

mit mehr allgemein gehaltner Bedeutung, sogenannte Verbaladjectiva oder Participia, wie chaf-t Zerstörer, Schänder, Gottloser, von chaf zerstören, schänden (copt. schaft, das deutsche Schuft?) mah-t, der Starke, von mah stark seyn (sanskr. maha-t), man-t dauernd, von man (abwechselnd mit man ohne Unterscheidung Ch. pg. 275 u. 276), ānach-t lebendig von ānah leben (abwechselnd mit ānah), am-t essend (abwechselnd mit am) ir-t gemacht von ir (Ch. pg. 298) u. a.: ganz auf ähnliche Weise wie das sanskrit. participiale t; z. B. ān-at lebend, gam-at gehend, oder das Unadisuffix in Wörtern wie bhā-ta Sonne (von bhā leuchten), gan-ta Wanderer (von gam), oder wie das schließende t in den deutschen Wörtern: Mun-d (vom ägyptischen mon saugen), Gas-t (vom ägyptischen chas fremd seyn?), Duft (cpt. tep, tōp schmecken), Hengs-t (von hngs wiehern *), sanf-t (vom äg. sanaf fließen, gleiten?), rech-t (von ägypt. rach (abreiben) sühnen, reinigen, dem deutschen rah, rihhan). — Wenn als participartige Endung gebraucht, erscheint das ägypt. t, wie alle auf ähnliche Weise gebrauchten Wurzeln, von seinem Grundworte häufig durch dessen Wiederholungs- oder Gattungsbild, oder auch durch die Papyrusrolle abgesondert. γ) Die Nennwurzel s herrührend von einer Wurzel „s, sa hinweisen, dort seyn“ (vrgl. das bayerische sè (Schmellers B. M. pg. 191) das coptische sa „Seite, Richtung, hin,“ das griech. σε in πεδόσε und das griechische σῆ-μα und entsprechend in ihrer Anwendung als Nennzeichen dem bekannten, auch im Aegyptischen vorhandenen, Pronominalstamm sa (ägypt. sa ein, sa-wa irgend ein, sa-nev ein jeder, sanskr. und goth. sa er, latein. se, ip-se, griechisch σέ du), so wie der bey der Conjugation als Zeichen der dritten und zweyten Person angewendeten Endung s (τίθη-ς, τίθη-σι, vrgl. he do-es) findet sich im Aegypt. mit einer, nach Schreibung und Bedeutung ganz gleichen, nur, wie es scheint, dem Gebrauche nach weniger häufigen Anwendung *) als die vorhergehende Nennwurzel t, also, erstens eben sowohl eigentliche Nenn- oder Namenwörter bildend, wie p-si-s Kind von si saugen (das ägypt. Zahlwort für 9 s. E. A. pg. 563, p ist Artikel) Chon-s Χώνς (der ägypt. Hercules) von chan, chōn (kopt. hōn) stark, mächtig seyn (vrgl. das sanskr. han und das deutsche „Hans“), als auch zweytens, Verbaladjectiva und Participia, wie ta-s geben: ganz auf ähnliche Weise wie das schließende s in den deutschen Wörtern: Och-s (vom ägypt. ah athmen s. o.) Fuch-s (von ägypt. voh beißen, dem goth. fahan vrgl. ägypt. ovah Zahn, ungar. fag) Gan-s sanskr. hans-a, vom ägypt. „can, gingrire“ davon auch der Name des reiherartigen, wahrscheinlich mit einem dem der Gans ähnlichen Geschrey (gingritio) sich benennenden Can-can (démoiselle de Numidie). — b) Selbständige Nennzeichen oder Nennzeichenwörter: α) das Nennzeichenwort nt, ant auch, mit dem Nennvocal, anti (Ch.

---

schwarze“ hieß der Nil auch bey den Hebräern (Schichor). Von diesem alten Nilnamen stammt dann auch der bisher noch nicht gehörig erklärte Name der christlichen Aegypter, Küpten (mnt-küptaion koptisch) oder Kopten (vrgl. das arab. qibt und das engl. Gipsy). Die heutigen Kopten selbst nennen sich nach Lanes gewöhnlich Gubt oder Gibt.

*) Das Wort „hngs wiehern“, dessen Schallgeberde noch deutlich fühlbar (vrgl. das altnord. hneggja und das engl. to neigh) ist das umgekehrte sanskrit. snih (lieben, sehnen) und das deutsche sehn-en (statt sneh). Der Zusammenhang der Bedeutungen „hennire und sehnen“ wird bestätiget durch den Gebrauch des ital. bramare und des (obenerwähnten) deutschen „himmern.“ Von der Wurzel hn-n unterscheidet sich die hñ-s nur durch den, offenbar dem Wortwachsthum angehörigen, Auslauter: das i in hengist ist natürlich nur ein Binnenvocal.

*) Ch. erwähnt dieses Nennzeichen gar nicht, obwohl (ohne Rücksicht auf die oben angeführten Beyspiele) der (mit tan zu vergleichend) Pluralis s-an, das im Feminin gebliebene (und mit dem t der zweyten Person zu vergleichen s und der häufige Gebrauch des Koptischen (z. B. cō-s er sagte) sein Vorhandenseyn außer Zweifel setzen.

p. 253) *), zusammengesetzt aus dem oben erwähnten t und dem in allen Sprachen vielfach als Deutewurzel gebrauchten Nasenlaute n, bedeutet: „der da; einer, der da," und bildet, vor ein Vollwort gestellt, participartige Nennwörter: z. B. ant-naham einer der da befreyt, Erlöser (im Kopt. „Heiland)", ant-chuwi einer der da befiehlt (jubens) Befehlshaber. β) Der hieher gehörige sogenannte Artikel vermengt sich mit dem Geschlechts- nnd Zahlenzeichenwort. — Neben den erwähnten Mitteln einer allgemeinen lautenden Unterscheidung des Nennworts besitzt die ägyptische Sprache noch ein eigenthümliches, rein schriftliches Unterscheidungsmittel einer besonderen Gattung von Nennwörtern, nämlich das, für die erste Entdeckung lautender Hieroglyphen so wichtig gewordene, bestehend in der regelmäßig angewandten Einrahmung königlicher Titel und Eigennamen. Das eigentliche Bild, das der zu diesem Zwecke gebrauchte — außerdem aber auch als selbständige, sinnbildlich-zeichnende Hieroglyphe mit der Bedeutung „Namen (ran)" vorkommende — Rahmen oder Schild ausdrückt, ist das Abbild eines Käferrückens oder zugleich das einer, von den Aegyptern immer in Käfergestalt gefertigter und zwar durch den Obertheil des Käfers dargestellter, Siegel- und Namensplatte. Ober- und außerhalb des den eigentlichen Namen und Beynamen einschließenden Schildes steht bey den meisten Königsnamen das durch Fuchsgans und Sonnendiscus geschriebene zusammengesetzte Wort Si-re Sonnensohn;" ober- und außerhalb des den Titel — meistens den Namen des Sonnengottes Re nebst einem Beynamen — einschließenden Schildes, das durch Palmensproß und Biene geschriebene zusammengesetzte Wort „Us-t-av-t (Su-t-av-t) König Vater;" z. B. beym Namen des Königs Thutmas IV. auf dem Obelisken des Lateran zu Rom: erster Schild: (Ust-avt) Re Men-to; zweyter Schild: (Si-re) Tut-mas Nof-to d. h. (König-Vater) Re Weltbegründer; (Sonnensohn) Jung-Thot Weltbeglücker.

2) Unterscheidung des doppelten Geschlechts am Nennwort. Die Unterscheidung des Nicht-Geschlechts oder Neutrums ist der ägypt. Sprache unbekannt. Das männliche und weibliche Geschlecht wird an den eigentlichen Nennwörtern und den participartigen auf verschiedene Weise ausgedrückt: A) an den eigentlichen Nennwörtern: a) angehängte Geschlechtszeichen. Finden sich im Aegyptischen nur für das weibliche Geschlecht, indem das männliche eines Nennwortes schon eben dadurch, daß dieses das weibliche Geschlechtszeichen nicht hat, als sich von selbst verstehend angesehen wird; das weibliche Geschlechtszeichen aber fehlt fast niemals. α) Die weibliche Geschlechtswurzel t^c, herrührend von der schon mehrerwähnten Wurzel „t^c zeugen" und entsprechend in ihrer Anwendung als Geschlechtszeichen dem bekannten femininen ת der semitischen Sprachen im Constructivus pluralis und im Feminin der dritten Person (qatal-t); so wie der, abstracte Feminine bildenden, Wurzel t oder ti in den indogermanischen Sprachen z. B. s. ma-ti, μή-τι, men-ti, engl. min-d von man (ägypt. man) sinnen; deutsch: „List" von lis-an schleichen? (vrgl. leise, ungar. les-ni lauern, russisch lis-iza Fuchs, ägypt. res wachsam seyn, auch Löwe, griech. λίς) „Macht;" vom ägypt. mah stark seyn: hängt sich im Aegypt. entweder — was das gewöhnliche — unmittelbar an das zu kennzeichnende Vollwort, dem es also neben der Unterscheidung als Feminin, zugleich die als Nennwort anheftet. —

(Schluß folgt.)

*) Als selbständig erwiesen nicht nur durch seine Stellung, sondern auch durch seine anderweitige prouominale Geltung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Schluß.)

Z. B. si-t Tochter, Mädchen, mau-t oder mā-t Mutter, mā-t Maaß, Wahrheit, son-t Schwester, hik-t Königin (Ch. pg. 282, davon wahrscheinlich das griech. Ἑκάτη, besonders mit Rücksicht auf die vulgäre Bedeutung des Wortes hik „Dämon“ vrgl. das engl. hag, deutsch Hexe, nw-t Herrin hā-t, haj-t Gattin, Weib (davon vielleicht das deutsche „heit“ sowohl in dem Namen „Adelheit,“ als in den abstrakten Femininen wie Schönheit, Weisheit? s. Gr. II. pag. 497) art-t Milch, mon-t Brust, sun-t Geburt (wovon die Göttin Sunt-av Geburtsmutter, Lucina): oder es hängt sich auch an den, bald durch die persönliche Linie, bald lautend geschriebenen, Nennvocal des bereits gekennzeichneten Nennworts z. B. him-ā-t Weib, mah-ā-t Kuh (Ch. pg. 323, vergl. das sanskr. mahī Erde) kai-ā-t Erde ovah-ā-t Zahn und irī-t Auge; āh-ā-t Kuh und Tr-ī-t Göttin (davon wahrscheinlich das griech. Τριτογένεια *) — β) Die, regelmäßig durch die (mit der Fuchsgans homophone) beschränktlautende Hieroglyphe des Eyes geschriebene, weibliche Geschlechtswurzel s, si, herrührend von der mehr erwähnten Wurzel „si trinken, zeugen“ und entsprechend in ihrer Anwendung als Geschlechtszeichen dem, abstrackte weibliche Verbalnomina bildenden, griech. σι (z. B. δέ-σι-ν, δῶ-σι-ν) so wie der, Verheirathung ausdrückenden, etruskischen weiblichen Namensendung sa (z. B. Lecne-sa), dient im Aegyptischen häufig, — namentlich bey Göttinnen- und Königinnennamen —, um die vorher genannte Geschlechtswurzel t nachfolgend zu verstärken: z. B. Tr-i-t-si Göttin, Is-i-t-si Isis, āh-ā-t-si die göttliche Kuh (Neith oder Hathor) su-him-a-t-si Königin, ar-a-t-si Herrin, Kreopatr-a-t-si Kleopatra. b) Selbständiges Geschlechtswort. α) das männliche Geschlechtswort p^{c}, p^{c}i: *) herrührend von der schon mehrerwähnten Wurzel „p^{c}, p^{c}i, zeugen“, wird dem männlichen Nennwort vorgestellt, jedesmal, daß dasselbe, als Benennung, Name oder Anrufung eines Einzelwesens, aus seiner gewöhnlichen allgemeinern Bedeutung besonders hervorgehoben werden soll: z. B. p-si das Kind da, p-nev der Herr da, p-mui der Löwe (Name) p-ūchor der Hund (Name) p-nuf der Gute (Name), p-ān, oder p-ānah der Lebendige, p-ān-i der Affe, p-tu-a der Berg (ein bestimmter) p-nif der Bläser (über die im Wasserhimmel, Nuf). β) Das männliche Geschlechtswort p^{c}ā, die im gleichen Sinne angewandte Verstärkung des vorhergehenden: **) z. B. Pā-kij Πάχις (der

*) Von dem, wie bereits erwähnt (E. A. pg. 563 n.), auch ohne Verbindung mit nū, häufig gebrauchten tr, ter Gott. Vrgl. noch das griechische μυσ-τήριον, wahrscheinlich gebildet aus dem ägypt. mis-ter Göttergeburt, Theogonie.

*) Als selbständig erwiesen nicht sowohl durch seine Stellung als durch seine selbständige Pluralisbildung.

**) Das Geschlechtswort pā und tā bildet außerdem auch genetivische Zusammensetzungen, entsprechend den griechischen Constructionen ὁ τοῦ, ἡ τοῦ z. B. Pa-Amon ὁ τοῦ Ἄμμωνος der dem Ammon Geweihte, Ta-Isi-t ἡ τῆς Ἴσιδος die der

heilige Stier) Pa-rā der Sonnengott Rā (zugleich Königstitel, das hebr., meist als Eigenname gebrauchte, Pha-rōh griech. Φα-ράω) Pa-chet das Land der Cheta; Pa-chā das Fest, wahrscheinlich Frühlingsfest (das hebr. Phe-sah, griechisch πάσχα). γ) das weibliche Geschlechtswort t'ā: z. B. Tā-nufr die Gute, Tā-nuv die Goldene, Ta-schie die Katze, Tā-wchor die Hündin (alles Eigennamen). — B) Unterscheidung des Geschlechts an participartigen Nennwörtern: geschieht durch Kennzeichnung des männlichen Nennwortes vermittelst einer besondern Deute- oder Rufwurzel, nämlich der Wurzel ū (hebr. ū er, sanskr. mit s (dem oben erwähnten Nennzeichen) verbunden zu swa) oder gewöhnlicher der dieser nahverwandten Wurzel f (griech. φε, φιν, σφε) z. B. tā-f δοῦς (Asir a^{t-u}-f ānah Ὄσιρις δοῦς βιον): während für das weibliche Geschlecht die Nennwurzel s unverändert beybehalten wird z. B. tā-s δοῦσα (Isi-t tā-s ānah Ἶσις gebend Leben).

3) Unterscheidung der dreyfachen Zahl am Nennwort: nämlich neben dem, ohne Kennzeichnung von selbst verstandenen, Numerus Singularis, die Unterscheidung des Numerus Dualis und Pluralis. Um diese Unterscheidung zu bewerkstelligen, bedient sich die ägyptische Sprache nicht, wie bey allen übrigen Wortunterscheidungen, allein des Beyfügens gewisser kennzeichnender Wurzeln zu dem Vollworte, sondern sie bewerkstelliget dieselbe zugleich durch ein wurzelhaftes Ausdehnen des Vollworts oder Nennworts selbst, nämlich ein, mit dem Begriffe jedes der beyden Numeri übereinstimmendes, vollständiges oder theilweises Wiederholen und Verdreyfachen jenes Wortes. A. Dualis a) Wiederholung des Worts: aus dem Champollionschen Material allerdings nur als Wiederholung zeichnend geschriebener Wörter nachweisbar, indessen, wie aus dem Vergleich der lautenden Wiederholungsformen des Pluralis und aus der Natur der Sache selbst erhellt, ohne Zweifel auch meistens in der gesprochenen Sprache ausgedrückt: also α) vollständig: z. B. ir-ir die beyden Augen. tav-tav die beyden Beine oder Sandalen (auch kopt. tav) tot-tot die beyden Hände: und β) theilweise; wenn, als Sinnbild der vollständigen Wiederholung, nur einer der zwey oder drey Wurzellauter, oder, bey zusammengesetzten Wörtern, nur ein Theil der Zusammensetzung wiederholt wird: z. B. tot-t, tav-v; rat-t die beyden Füsse, mā-ā die beyden Wahrheiten, t-tū-rā die beyden Sonnenberge (Ch. pg. 425), nū-nū-tr die beyden Götter. a) angehängte Zahlzeichen mit der Bedeutung zwey. α) Die, immer durch das lippenhafte Bild der zwey schrägen Linien geschriebene, Zahlwurzel, ī, gegründet in ihrer Bedeutung „zwey“ auf die die beyden Lippen aus einander ziehende Gestalt des I-Lautes und angewandt in dieser Bedeutung als vorherrschender (nur zuweilen mit ū wechselnder) Bildungslaut des Dualis so wie im Aegyptischen so auch in allen übrigen kaukasischen Sprachen: *) z. B. rat-ī die 2 Füße, mosah-ī die beyden Ohren, mon-ī die beyden Brüste, sept-i die beyden Lippen: zuweilen auch verbunden mit der Wiederholung: z. B. tav-tav-ī die 2 Sandalen (Ch. pg. 326); β) die Zahlwurzel tī, eine natürliche Verstärkung der vorhergehenden, entsprechend in ihrer Bedeutung „zwey“ dem griechischen Zahlwort δί-ς: z. B. son-tī auch son-son-tī die beyden Brüder, nutr-tī auch nū-nūtr-tī die beyden Götter; γ) die Zahlwurzel wī, eine Verbindung des wegen der Auseinanderziehung der beyden Lippen, durch die er gebildet wird, „zwey“ bedeutenden Lautes ī mit dem, wegen der Vorbewegung der beyden Lippen, durch die er gebildet wird, gleichfalls „zwey“ bedeutenden und in dieser Bedeutung auch in allen Sprachen, theils, besonders mit t, d verstärkt (dw, duo, two, zwey) als wirkliches Zahlwort, theils, alleinstehend, auch als Dualisendung (sanskr. wrk-āu (statt vrk-a-w) griech. λύκ-ω (statt λύκ-οω) häufig gebrauchten Lautes ū: der Doppellaut wī selbst erscheint als Zahlwort im sanskr. dwi-s, zend, und latein. bis, deutsch „bei-de“; und als Dualisendung im griech.

Isis Geweihte, Pa-ri ὁ τοῦ ἡλίου der der Sonne Geweihte (Πάρις).

*) Auch das griechische duale ε der sogenannten dritten Declination ist nichts als die Verschwächung eines ursprünglichen i, wie am deutlichsten erhellt aus dem Vergleiche der beyden Formen σφῶϊ und (mit gleichmäßig geschwächtem Accent und Vocale) σφωί.

οι - ν (z. B. ϑηρ - οῖ - ν, ſtatt ϑηρ-ωι-ν). Beyſpiele für das Aegyptiſche: wer - wī die beyden Fürſten; ah - ah - wī die beyden Arme. (Ch. pg. 289. 454). — B. Pluralis. a) Verdreyfachung des Worts. Der Gebrauch dieſes Unterſcheidungsmittels beruht auf dem, auch mehreren andern kaukaſiſchen Sprachbildungen zum Grunde liegenden *) natürlich logiſchen Zuſammenfallen der beyden Begriffe „drey“ und „mehr oder viel,“ in ſo fern nämlich der Begriff „drey“ dem ſprachſchöpferiſchen Geiſte unmittelbar ſogleich den Begriff darbot „mehr als die Zahl zwey,“ das heißt, mehr als die von dem natürlichen Gepaartſeyn der meiſten menſchlichen Glieder dargebotene Grundform des menſchlichen Zahlenbewußtſeyns. Dieſe plurale Verdreyfachung des Wortes erſcheint im Aegyptiſchen als Verdreyfachung nicht nur zeichnend geſchriebener, ſondern auch lautend geſchriebener Wörter, und zwar α) vollſtändig: z. B. Ter - ter - ter Götter, taf - taf - taf Väter, ātp - ātp - ātp Opfer, hat - hat - hat Häuſer; β) theilweiſe z. B. cot - t - t Wörter (Ch. pag. 411) ā - taf - taf - taf Väter (von ā - taf); ter - taf - taf - taf Gott-väter, (ter - taf eine Prieſterwürde); ran - ran - ran - f ſeine Namen. b) angehängte Zahlwörter mit der Bedeutung „mehr, viel.“ α) vorſchlagendes ā, gewiſſermaſſen wie das griechiſche Augment, nichts als ein lautendes Sinnbild der wirklichen Wiederwurzelung; z. B. ā-vīs Wölfe mit (von siv und Umſtellung ſ. o.); ā - fat Füße, 4. ā - pan und ā - pū dieſe. β) Verdreyfachung der den Nennvocal darſtellenden perſönlichen Linie, zu ſprechen, nach Anleitung des Koptiſchen und des hebräiſchen Pluralis auf ajn, als Tripthong ājā oder ījā z. B. rim - aja Thränen, mū - ija Wäſſer, āf - ija: Fliegen, mis - ija Kinder, ā - aji Verherrlichungen (in welchem letzteren Beyſpiele (Ch. p. 292, 299) das einlautige Wort ā ſtatt des gewöhnlichen zwey- oder dreylautigen āu und jāw offenbar gewählt iſt, um das Zuſammenſtoſſen der vielen Vocale zu vermeiden.) — γ) Angehängte Zahlwurzel „ū“ herrührend von einer, im ſanskr. „bhū viel“ als weſentlich vorhandenen, Wurzel „w, wu (bu) uw (uv) ū hohl, voll, viel ſeyn“ und übereinſtimmend in ihrer Anwendung als Pluralzeichen mit dem ſemitiſchen pluralen ū der dritten Perſon Verbi (qatlū), der im Accuſativ und Genitiv erhaltenen litauiſchen Pluralendung ū (z. B. wilk - ū Wölfe) und ſlaviſchen ov (ruſſ. wolkov), ſo wie mit den, aus dem ſanſkr. „bhū - jas mehr“ ſtammenden und im Dativ, Ablativ und Inſtrumentalis erhaltenen lateiniſchen, ſanskr. und irländ. Pluralendungen bus (lat. vulpi - bus) bhjas (ſ. wirkē - bhjas) bis (ſ. wirkē - bhis) aibh (irl. uulp - aibh), und zugleich auch mit der ungariſchen Comparativendung bb (jo - bb beſſer, kiss - ebb kleiner): erſcheint im Aegypt. gewöhnlich noch gefolgt von dem verdreyfachten Nennvocal: z. B. rim-ū - aja Thränen (kopt. rim - ei - o - u e) mū - ū - ija Wäſſer (kopt. mū - ei - o - u - e) hi - ū - ija Wege (kopt. hi - o - ū - e) af-u-iji Fliegen (kopt. af-u-i). — Indeſſen wird dieſe Verdreyfachung des Nennvocals nach dem ū, wenn auch gewöhnlich geſchrieben und wenn auch in ihrem lautenden Vorhandenſeyn durch die Schreibung der oben angeführten koptiſchen Wörter beſtätigt, doch, als in der That überflüſſig und als überdieß von der lautenden Hieroglyphe des Vocals ū meiſtens durch das Wiederholungs- oder Gattungsbild des Wortes getrennt, ſchwerlich immer geſprochen worden ſeyn. δ) angehängte Zahlwurzel jū, eine Verſtärkung der vorhergehenden, zuweilen gebraucht nach dem Wortauslauter n z. B. sutn-jū Königinnen, hon-jū Anbeter; ε) angehängte Zahlwurzel n, an herrührend von einer, in allen kaukaſiſchen Sprachen als Pluralendung vielfach angewandten (wahrſcheinlich ſchallgeberdenhaften) Wurzel „n zerſtreut, viel ſeyn,“ dient im Aegypt. nur als Pluralzeichen des Participia bildenden Nennzeichens s, und der (weiter unten aufzuführenden) Perſonenwörter, z. B. ta - s - an δόντες (oder δόσαν); ī - s - an ἰόντες (oder ἴσαν).

b) Selbſtändiges Mehrzeichen: das aus der vorhergehenden Wurzel n gebildete und als

*) z. B. der Bildung des Komparativs durch tar, τερ. — Was den begriffsmäßigen Urſprung des Zahlwortes 3 (tr, tri) im Indogermaniſchen betrifft, ſo ſtammt daſſelbe vielleicht von dem Worte tr hacken (ſ. E. A. pg. 563) und bezeichnet urſprünglich die 3 zackige Hacke (τριαινα). Das copt. Wort für 3 iſt scho - ment, wahrſcheinlich zuſammengeſetzt aus scho viel, (ägypt. cho) und men-t Zahl, alſo: Vielzahl.

doppelgeschlechtiger Pluralis des männlichen und weiblichen Geschlechtswortes pā und tā geltende Mehrwort nā; oder, mit Anhängung der verdreyfachten Linie, nā - aja: wird als selbständiges Pluralzeichen bald einem als mehrheitlich schon anderweitig gekennzeichneten, bald noch nicht gekennzeichneten Nennwort vorangestellt; z. B. nā nev - u - oja mā - t die Gerechtigkeitsherren; nā vāj - ija an nū - ter - aja die Seelen von den Göttern, nā sati an p - re die Strahlen von der Sonne. *)

*) Da als selbständige Mehrzeichen, und zwar Zeichen einer bestimmten Mehrheit, auch die Zahlwörter angesehen werden müssen, so wäre es hier eigentlich an der Stelle, unsern Lesern die Uebersicht sämmtlicher ägyptischer Zahlwörter vorzulegen, eine Aufgabe die wir indessen, bey dem Mangel begleitender Bilder und bey der Unsicherheit des nur aus dem Koptischen bekannten lautenden Ausdrucks der meisten ägyptischen Zahlwörter, hier nicht auf genügende Weise zu lösen vermöchten. Sey es uns dagegen erlaubt, unsere an verschiedenen Stellen dieses Artikels eingestreuten und alle auf den Vergleich altägyptischer Wörter gestützten Bemerkungen über den begriffsmäßigen Ursprung der meisten unserer ersten 10 indo-germanischen Zahlwörter hier noch einmal kurzgefaßt zusammenzustellen und also, auch mit Hinzufügung der noch nicht besprochenen, diese merkwurdigen zehn zusammengehörigen sinnbildlichen Collectivwörter unsers Sprachstammes, ein jedes unter seiner deutlichsten Namensform, kurz erklärt, der Reihe nach aufzuführen: — 1: ain, (ägypt. ā, wā): die Bezeichnung einer unbestimmten Persönlichkeit; — 2: dw - ī oder dw - ō: Dualis von dw Lippe: die beyden Lippen; — 3: tri: vielleicht die dreyzackige Hacke. 4: ägypt. fat - w - r, goth. fid - wor, Pluralis von fat Pfote: die vier Thierpfoten; — 5: πέμπε: der Finger (vrgl. πεμπάζειν), als Sinnbild der fünf Finger an der Hand. (kopt. te, als erster Bestandtheil des Wortes tev Finger); 6: sex: der Zahn, als Sinnbild der dem Kinde zuerst sproßenden sechs Zähne (kopt. su; vom ägypt. sa Zahn, vrgl. sines. scha Zahn); — 7: sanskr. sapt - an: der Mond (ägypt. sap - ta d. h. der einschließende): als Sinnbild der durch eine Mondphasis eingeschlossenen sieben Wochentage. (Das n oder m das sich diesem Zahlworte und ebenso den Zahlwörtern 9 und 10 in den meisten indogermanischen Sprachen (im Sanskr. auch dem Zahlwort 5, pancan) angeheftet findet, ist das, mit a (ἑπτα) oder e (πέμπ - ε) abwechselnde, Nennzeichen n; — 8: goth. aht - au: Dualis von dem ägypt. aht Mond (eigentlich der glänzende;): die zwey Monde (auch noch in der modernen Ziffer deutlich erkennbar), als Sinnbild der durch zwey Mondumläufe umgränzten acht Wochen. (Das d. „Woche“ selbst vom ägypt. „woh Mond“); — 9: sanskr. nav - an, das Kind: als Sinnbild der neunmonatlichen Entwickelungszeit des Kindes im Mutterleibe (copt. p - sis vom ägypt. p - sis das Kind); — 10: δέκα: der Finger (vrgl. δάκτυλος und das deutsche „Zehe“), als Sinnbild der zehn Finger an beyden Händen. (copt. mē - ti, vielleicht Dualis von mē Hand). — Bild und Name des Fingers (tev) dienen im Aegypt. außerdem zur Bezeichnung der Zahl 10000, ohne Zweifel als Sinnbild einer noch heute unter den Arabern herrschenden Gewohnheit, beym Rechnen die Zahlen 1 bis 10000 durch verschiedene Fingerbewegungen auszudrücken (Sacy Journ. As. III. 65.)

4) Unterscheidung des Sageworts: a) angehängte Sagezeichen; α) das Sagezeichen t^{c}, t^{c}i, herrührend von der schon mehr erwähnten Wurzel „t^{c} zeugen, seyn“, und übereinstimmend in seiner Anwendung als Sagezeichen mit dem Gebrauch der sanskr. und griech. Imperativendung dhi (z. B. çru - dhi, κλῦθι), der slavischen Infinitivendung ti, tj (slusch - a - tj) der irischen Infinitivendung auf dh (clois - dh), so wie dem mannigfachen Gebrauch der verwandten Wurzel dha, tha, the als Passiv- oder Präteritendung im Griechischen und Germanischen (z. B. κάλυπτόμε-θα, goth. huljan - da; ἐκαλύφ - θη, goth. hul - i - da hüll - e - te: bildet im Aegyptischen, obwohl, wie es scheint, mit seltener Anwendung, sowohl absolute als erzählende Infinitive; z. B. mit dem Worte „ir machen:“ tūt an ir - tī Festlichkeiten zu machen (Ch. pg. 315) au ra ir - t ich werde machen (Ch. pg. 251.) sa - nev ir - tī tūt ein jeder machen (macht) Festlichkeiten (Ch. pg. 313) Nacht - nev ir - t hai - pe - tan Nachtnev (Nectanibus, eigentlich Machtschöffe) machen, (machte) Haus - himmel diesen (diesen offenen Tempel, Ch. p. 297) Ra - mas - s irt na - f ter - hait am Hai - Amun Ramasis (III.) machen (machte) ihm (dem Amun) ein Götterhaus (das zu Luksor noch in Trümmern erhaltene Ramas-

seum) zu Amunhaus (Theben; Ch. pg. 298) rimti nā-k, sun weinen (ich weine) über dich, o Bruder! (Isis spricht Ch. pg. 400). — β) Das Sagezeichen ū, herrührend von der schon mehr erwähnten Wurzel „ū zeugen, seyn“ und findend, für seine Anwendung als Sagezeichen, unter den Conjunctionsformen der übrigen indo-germanischen Sprachen seine passendsten Widerspiele in dem Sagevocal υ mehrerer griechischen Verba wie ὄλλ-υ-μι, ἐρητ-ύ-ω ταν-ύ-ω, in dem, Participia Perfecti bildenden, sanskrit. und griech. wa oder o (z. B. teni-wa-s, kir-ta-wa-t, τετα-ο-τ, so wie dem, Präterita bildenden latein. vi (z. B. i-vit) und endlich auch dem w des bekannten, als zweyten Wurzelbestandtheil das oben erwähnte t enthaltenden, sanskr. und latein. Supinums auf tū (z. B. sanskr. i-tum, i-twa, latein. it-um, it-u): erscheint im Aegypt. regelmäßig, und zwar immer mit dem Nennzeichen t verbunden, als Bildungslaut passiver und perfecter Participia, eine Bildung, die also der obenerwähnten sanskrit. und griech. auf wat und ōt, so der Bedeutung wie dem Ausdruck nach, überraschend nahe kommt: z. B. ir-ū-t gemacht; — hā-ū-t erfreut; tot-ū-t gestellt (ἑσταώς). Außerdem erscheint dieses Sagezeichen bisweilen auch, ohne passive oder präterite Bedeutung, bloß als reines Sagezeichen, in Verbindung mit den übrigen Nenn- und Personenzeichen, z. B. am was-ū-a um mich zu bedienen (Ch. pg. 285) wav-k-ū-ā reinige mich (p. 286). γ) Das Sagezeichen nū, herrührend von der früher erwähnten Wurzel „nū zeugen“ (E. A. pg. 563. n.), verbindet sich im Aegyptischen, ganz nach Weise der sanskrit. und griech. Verba auf nū oder νυ, als reines Sagezeichen mit einer Anzahl Verbalwurzeln und zwar vorzüglich solcher, die auf n auslauten z. B. hon-nu anbeten, anrufen (? ὄμ-νῦ-μ) tan-nū spannen, dehnen (s. tan-nu, tan-ū) s-min-nu veranstalten (vrgl. sanskr. man-u und griech. μη-νύ-ω)? van-nu bestäuben, dämpfen (vrgl. copt. wan Staub, ägypt. von unrein, griech. σβεν-νύ-μι). b) Selbständige Sagezeichenwörter oder reine Sagewörter (wie „seyn, werden“): folgende vier; von einem deutlichen, obwohl nicht sehr häufigen, sogenannten copulativen Gebrauch: α) pū (vrgl. s. bhu, latein. fuo) z. B. san-nū-ā pū m srit-aja āvach meine Brote sind aus Körnern weißen (weißem Korne). β) āw (der Stamm wovon das griech. ὠ̃) gewöhnlich am Anfange des Satzes, z. B. āu tū-k mā-t ist dein Wort die Wahrheit (d. W. ist d. W.) γ) wan (der Stamm wovon das griech. ὤν ὄντος), z. B. wan am kak seyend in Finsterniß, wan-ī (mit dem Nennvocal) han-ak seyend mit (bey) dir (Ch. p. 267), wan hor-mis(t). Ter tot am havī seyend der Geburtstag des Gottes festgesetzt zur Versammlung (le jour ayant été établi etc.) δ) ir, īrī, ār (der Stamm wovon das lat. ur im Futur und Passiv, z. B. ägypt. ir tan lat. tendi-t-ur), z. B. ār schau paf-i nā Re-Ter ist Katze diese große Re Gott (diese große Katze ist der Sonnengott Re.)

5) Unterscheidung der drey Persönlichkeiten am Sagewort: nämlich, neben der, bey Unterscheidung des Nennworts bereits unterschiedenen und begriffenen, unbestimmt außerhalb des Redenden gelegenen, in einem jemalig wahrgenommenen Ereigniß als dessen Anlaß verstandenen Persönlichkeit, zuerst, eben durch den Gegensatz dieser von dem Redenden verschiedenen Persönlichkeit hervorgerufen, die Unterscheidung der redenden Persönlichkeit oder des Ich selbst; und sodann, hervorgerufen durch den Gegensatz dieses Ich mit der Persönlichkeit zu der es redet, die Unterscheidung auch dieser angeredeten Persönlichkeit oder des Du; worauf endlich das redende Bewußtseyn nun auch zu der unbestimmten außerhalb gelegenen Persönlichkeit, von der es ausgegangen ist, dem „er“ oder „sie“, vergleichend zurückkehrt und dieselbe neben jenen andern beyden, als eine von beyden verschiedene und zu sondernde dritte Person, erkennt und grammatisch feststellt. A) Erste Person: a) angehängtes Personenzeichen: kein anders als das, wie bereits erwähnt, in dieser Anwendung abwechselnd mit der menschlichen Figur, der persönlichen Linie oder dem Blatte geschriebene Nennzeichen ā, (ī) das nämlich, nachdem die ägypt. Sprache für die Bezeichnung der dritten Person, in ihrer participialen oder verbalen Geltung, vorzugsweise die Wurzeln s und f bestimmt hatte, für die Bezeichnung der ersten Person, in ihrer participialen oder verbalen

Geltung, ohne Zweydeutigkeit beybehalten werden konnte. Das doppelte Geschlecht wird an diesem Personenzeichen ohne lautende Unterscheidung nur häufig durch die Verbesonderung der persönlichen Figur oder auch des begleitenden Gattungsbildes — als Mann und Frau, König und Königin, Gott und Göttin — also auf rein zeichnende Weise, — ausgedrückt: z. B. i-ā ich gehe, ir-a ich thu-e, ta-a ich geb-e. Im Plural (einen Dual kennt die ägypt. Conjugation nicht) erscheint dieses Personenzeichen unter dem einfachen Laute des Pluralzeichens n, dem häufig noch die dreyfache persönliche Linie beygefügt wird z. B. ir-an oder ir-n-aja wir thuen. b) Selbständiges Personenwort: nak, ā-nak, ānak-a, im Plural nicht nachweisbar: das hebr. ānoki und umgestellte griech. ἐγών, unstreitig ein aus zwey Nackenbewegungslauten zusammengesetztes Gliedergeberdenwort mit der Bedeutung des „Aufnickens". — B) Zweyte Person: a) angehängte Personenzeichen: ursprünglich für beyde Geschlechter die in der Bedeutung „du" von allen kaukasischen Sprachen mannigfach angewandte bekannte Personenwurzel t, die aber im Aegypt., ganz nach Weise des Nennzeichens s, für das masculine „du" des Singularis frühzeitig von einer andern Wurzel verdrängt worden ist, nämlich der, auch auf eine Nackengeberde (des Zunickens) gegründeten und mit dem der zweyten Person Verbi in den finnischen Sprachen (z. B. lappl. log-ak du liest, ungar. log-t-ok ihr lest) übereinstimmenden Wurzel k: z. B. ī-k du gehst, ta-k du giebst, ir-k du machst: während sich also das ursprüngliche t nur als Bezeichnung des femininen „du" und des doppelgeschlechtigen Pluralis tan behauptet hat. z. B. ī-t du (Frau) gehst, ir-t du (Frau) machst. — ī-tan ihr geht, ir-tan ihr macht. b) selbständiges Personenwort: masc. ant-ak fem. ant-ā: pl. (für beyde Geschlechter) ant-tan, ant-ū-tan (amt-ū-tan), alles Formen gebildet mit Hülfe des früher erwähnten selbständigen Nennzeichenwortes „ant der da": das ā in ant-ā (du Frau) ist wahrscheinlich nichts als der ursprünglich alle Personen bezeichnende, hier auch für das weibliche Geschlecht der zweyten beybehaltene Nennvocal. C.) Dritte Person; a) angehängte Personenzeichen masc. f. fem. s; pl. san s. o. b) selbständiges Personenwort: masc. ant-uf fem. ant-as; pl. ant-as-an oder, unverstärkt s-an. — Neben ant-uf auch zuweilen vorkommend ein von der Wurzel „s, us zeugen" genommenes, gewöhnlich durch den Palmensproß geschriebenes, männliches Personenwort s, us, su. (in dem Namen Ramas-us III. bedeutet dieses Wort vermuthlich „Sohn.")

6) Unterscheidung der drey Zeiten am Sagewort: nämlich neben der Zeit der unbestimmten Vergangenheit oder Gegenwart (Aorist und Präsens), deren Begriff der in der einfachen ursprünglichen Sagewortform enthaltenen Zeitanschauung zum Grunde liegt, die Unterscheidung einer bestimmt-vergangenen (Perfectum) und einer zukünftigen Zeit (Futurum). — A) Perfectum: wird im Aeg. gebildet vermittelst des angehängten, d. h. zwischen Wortstamm und Personenzeichen eingefügten, Tempuszeichens n, herrührend von der im Aegyptischen auch selbständig erhaltenen Wurzel „n, en gehen, führen" (vrgl. gr. νέομαι und ἦνδε, provenzal. an-a ital. and-are, sanskr. nī führen) und übereinstimmend in seiner Anwendung als Tempuszeichen mit der bekannten Infinitivendung n (in, ni) im Griechischen (φαγ-ε-ιν) Ungarischen (fogni,) esthn. fog-ma, und Germanischen (fang-en goth. fah-an); der Particip-Endung n, oder, in Verbindung mit t, nt, in sämmtlichen indogermanischen Sprachen (z. B. s. rug-na, gr. ῥηγνύμεν (os) ahd. prohh-an (gebrochen) — ῥηξ-α-ντ, frang-ent, prihh-ant); und außerdem der Bildungswurzel vieler einzelner Tempora in mehreren dieser Sprachen. (z. B. ἐτυπτό-μη-ν, ῆ-ν): also, äg. ī-n-a bin gegangen. nī-n-ak du hast gebracht. tā-n-uf er hat gegeben, ir-n-asan sie haben gemacht, B) Futurum: wird gebildet mit Hilfe des, hier als selbständiges Zeitwort gebrauchten, reinen Sageworts „āw seyn", so daß dasselbe das zu kennzeichnende Sagewort bald unmittelbar, bald vermittelst der accusativen Präposition r nach sich nehme, zuweilen sogar von demselben mit wiederholten Personenzeichen begleitet werde:

z. B. āū-f-sāū er iſt (wird) trinken, oder au-f-ra ī er iſt zu kommen (is to come) oder au-f-sau-f er wird (und) trinkt: im Ganzen eine Bildungsweiſe, die unter den Futurbildungen auch der übrigen kaukaſiſchen Sprachen ihre entſprechenden Wiederſpiele findet, als z. B. im futuren Gebrauch des deutſchen Hülfszeitworts „werden“ oder des engliſchen „is to“, oder, bey angehängtem Tempuszeichen, in der Bildung der beyden ſanskritiſchen Futura und des ſogenanten erſten griechiſchen vermittelſt verſchiedener Formen des Verbums as, des lateiniſchen vermitelſt der Wurzel bo (bhu) und, am entſprechendſten, in der Bildung des ſog. zweyten griech. Futurs vermittelſt des, hier angehängt gebrauchten und mit dem Zeitwort ē abwechſelnden, äg. Zeitworts āū (gr. ῶ oder οὔ) ſelbſt (*νεμῶ*, *πιοῦμαι*).

Wir ſchließen mit einer Ueberſichtstafel der verſchiedenen Perſonenablautungen des äg. Worts „ī gehen, kommen“ im Präſens und Perfectum.

Infinit.:	Part.:
ī-t'i i-re	ī-t, iens. ī-ū-t *ἴτος* gegangen (?)

Praesens.	Perfectum.
S. 1. ī-a eo	S. 1. ī-n-ā ivi
2 m. ī-k / f. ī-t is	2 m. ī-n-ak / f. ī-n-at ivisti
3 m. ī-f / f. ī-s it	3 m. ī-n-uf / f. ī-n-as ivit
P. 1. ī-n imus.	P. 1. ī-n-on ivimus
2. ī-tan itis.	2. ī-na-tan ivistis
3. ī-san eunt.	3. ī-na-san ivērunt.

Karl Meyer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

Leop. v. Orlich, Geſchichte der ſchleſiſchen Kriege nach Originalquellen. Th. 1. Berlin 1841. 8.

H. von Bülow, Geiſt des neueren Kriegsſyſtems. Hamburg 1835. 8.

The Edinburgh medical and surgical journal. Vol. 1. 2. Edinb. 1806.

The medical and physical journal, conducted by T. Bradley, Batty and Noehden. Vol. 1—7. London 1800. 8.

Dr. C. A. Wunderlich, Wien und Paris. Ein Beytrag zur Geſchichte und Beurtheilung der gegenwärtigen Heilkunde in Deutſchland und Frankreich. Stuttgart 1841. 8.

Hannoverſche Annalen für die geſammte Heilkunde. Herausgegeben von Dr. Holſcher. Neue Folge. Heft 1. 2. Hannover 1841. 8.

Dr. Ludw. Choulant, Geſchichte und Literatur der älteren Medicin. Th. 1. Leipz. 1841. 8.

Dr. J. J. Sachs, Mediciniſcher Almanach für das Jahr 1841. Berlin 1841. 8.

Dr. E. Jörg, Die Fötusluuge im gebornen Kinde. Grimma 1835. 8.

F. Magendie, Précis élémentaire de physiologie. Vol. 1. 2. Paris 1816. 8.

Alf. A. L. M. Velpeau, Histoire anatomique, physiologique et pathologique de l'oeuf humain. Bruxelles 1841. 8.

Dr. Al. Hueck, Bewegung der Kryſtalllinſe. Leipzig 1841. 4.

Dr. H. Klencke, Entwurf eines neuen genetiſchen Syſtems der Hiſtologie. Leipzig 1841. 8.

Dr. C. E. Bock, Handbuch der Anatomie des Menſchen. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Rud. Wagner, Lehrbuch der Phyſiologie. Abh. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Dr. G. Fr. Chr. Greiner, Die rheumatiſchen Krankheiten. Leipzig 1841. 8.

H. M. J. Desruelles, Traité pratique des maladies vénériennes. Paris 1836. 8.

Dr. Thomas Beddoes, Hygëia: or essays moral and medical on the causes affecting the personal state of our middling and affluent classes. Vol. I. Bristol 1802. 8.

— — — — Observations on the medical and domestic management of the consumptive, on the powers of digitalis purpurea and on the cure of Schrophula. London 1801. 8.

John Armstrong, Practical illustrations of typhus fever, of the common continued fever and of inflammatory diseases. Lond. 1819. 8.

Th. Bateman, Praktiſche Darſtellung der Hautkrankheiten. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. L. Calmann, Bearbeitet von Dr. E. Blaſius. Leipzig 1841. 8.

F. T. V. Broussais, Histoire des plegmasies ou inflammations chroniques. 2. Edit. Vol. 1. 2. Paris 1816. 8.

V. Collin, Des diverses méthodes d'exploration de la poitrine et de leur application au diagnostic de ses maladies. Paris 1824. 8.

Dr. J. Elliotſon, Vorleſungen über ſpecielle Pathologie und Therapie. Leipzig 1841. 8.

Ant. Portal, Observations sur la nature et le traitement des maladies du foie. Paris 1813. 8.

Ch. J. L. Williams, Vorleſungen über die Krankheiten der Bruſt. Leipzig 1841. 8.

Dr. J. L. De Larroque, Das typhöſe Fieber. Preisſchrift. Leipzig 1841. 8.

Dr. Alb. Behſemeyer, Die Homöopathie im Jahre 1840. Berlin 1840. 8.

Ferd. Jahn, Zur Naturgeſchichte der Schönlein'ſchen Binnenausſchläge oder Enterantheme. Eiſenach 1840. 8.

A. B. Clot-Bey, De la peste observée en Egypte. Paris 1840. 8.

Dr. Ch. Phillips, Du strabisme. Bruxel. 1841. 8.

Dr. J. C. G. Fricke, Die Bildung neuer Augenlieder (Blepharoplastik). Hamburg 1829. 8.

Dr. Ant. Roſas, Handbuch der theoretiſchen und praktiſchen Augenheilkunde. Bd. 1 — 3. Wien 1830. 8.

R. B. Sabatier, De la médecine opérative. Nouvelle édition par L. J. Sanson et L. J. Bégin. Vol. 1 — 4. Paris 1822 — 24. 8.

Dr. H. Scoutteten, Ueber die radicale Heilung der Klumpfüſſe. Leipzig 1839. 8.

Dr. J. Sichel, Ueber die Augenentzündungen, den grauen und ſchwarzen Staar. Stuttgart 1840. 8.

Dr. L. Strohmeyer, Beyträge zur operativen Orthopädik. Hannover 1838. 8.

Dr. B. Eble, Ueber den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges. Wien 1828. 8.

Dr. J. Civiale, Nouvelles considérations sur la rétention d'Urine. Paris 1823. 8.

Rob. Allan, A system of pathological and operative surgery, founded on anatomy. Vol. I. Edinb. 1819.

Colombat de L'Isère, Orthophonie oder Phyſiologie und Therapie des Stotterns und anderer Sprachgebrechen. Preisſchrift. Quedlinburg 1840. 8.

Dr. J. Fr. Piringer, Die Blennorrhoe am Menſchenauge. Eine von dem deutſch ärztlichen Verein in St. Petersburg gekrönte Preisſchrift. Grätz 1841. 8.

J. F. Dieffenbach, Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgiſche Operation. Berlin 1841.

F. Maury, Vollſtändiges Handbuch der Zahnarzneykunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft. Weimar 1840. 8.

Dr. M. Eulenburg, die Pflege der Augen, mit beſonderer Rückſicht auf den Gebrauch der Augengläſer. Berlin 1841. 8.

Dr. J. F. Dieffenbach, Ueber die Durchſchneidung der Sehnen und Muskeln. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Baumgarten Das Schielen und deſſen operative Behandlung. Leipzig 1841. 8.

Will. Wallace, Researches respecting the medical powers of chlorine, particularly in diseases of the liver. London 1822. 8.

Dr. Heyfelder, Die Heilquellen des Großherzogthums Baden, des Elſaß und des Wasgau. Stuttgart 1841. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Professor Dr. Zuccarini erstattet in Folge Allerhöchsten Reskriptes Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln.

Die Krankheit der Kartoffeln, welche seit einigen Jahren durch die Häufigkeit ihres Vorkommens und ihre nachtheiligen Folgen so vielfache Klagen erweckt hat, ist bisher in Bayern dießseits der Donau wenigstens noch nicht fühlbar gewesen, und es war deßhalb dem Unterzeichneten keine Gelegenheit gegeben, sie in ihrem direkten Verlaufe zu beobachten. Dabey muß noch berücksichtiget werden, daß landwirthschaftliche Berichte und Notizen, wie sie gewöhnlich vorkommen und namentlich über diese Krankheit vorliegen, nicht ausreichen um die Autopsie zu ersetzen. Es war deßhalb nothwendig, sich bey der Untersuchung vorzüglich an den notorischen Ausgang der Krankheit zu halten, früher beobachtete ähnliche Dyskrasien der Pflanzen zu vergleichen und daran selbstständige Ansichten über Entstehung und Verlauf des Uebels zu knüpfen.

Aus den bisherigen Mittheilungen in landwirthschaftlichen Zeitschriften u. s. w. läßt sich mit Sicherheit nur Folgendes entnehmen:

Die Krankheit hat seit ohngefähr 4 — 5 Jahren am Rhein, im Mannsfeldischen, Magdeburgischen, in Anhalt, dem sächsischen Erzgebirge, Böhmen ꝛc., also unter sehr verschiedenen klimatischen und Bodenverhältnissen sich verbreitet. Sie tritt in den verschiedenen Gegenden in verschiedener Ausdehnung auf.

Zur Zeit, wo die Kartoffeln aus dem Boden genommen werden, bemerkt man eben so wenig noch, als früher an dem Kraute, eine Spur von Verkümmerung oder Verderbniß. Erst während der Winterung, vom December bis zum Frühjahre, tritt entweder eine trockne oder nasse Fäulniß ein. In beyden Fällen sieht man zuerst an der Oberhaut mißfarbige Punkte wie Brandflecken. Diese greifen schnell um sich und indem sie sich in den Knollen verbreiten, vertrocknen diese entweder in sich bey der trocknen, oder werden schwammig, feucht, breyig und stinkend bey der nassen Fäulniß.

Oft bleiben die Knollen scheinbar völlig gesund den ganzen Winter über, und sind deßhalb auch bey der Saat noch nicht als krankhaft zu unterscheiden, faulen aber dann im Boden und treiben keine Sproßen.

Der Ausgang der Krankheit ist also Faulen der Knollen während der Winterung oder im nächsten Frühjahr ohne vorhergehende Symptome. Dieses Uebel kann freylich local durch sehr verschiedene Ursachen herbeygeführt werden. Wenn es sich aber einmal in großen Distrikten und unter den differentesten Umständen allgemein fühlbar macht, so fallen wenigstens die verschiedenen Methoden und Nachläßigkeiten in Behandlung der Pflanze und ihrer Aerndte außer den Calcul, in so ferne sie nicht als eben so allgemeine Mißhandlungen nachgewiesen werden können und die Ursache des Uebels muß eine vitale von äußern Umständen mehr oder weniger unabhängige seyn.

Es scheint, daß die schon lange bekannte sogenannte Kräuselkrankheit, deren bereits Suckow im J. 1797 als eines häufig verbreiteten Uebels gedenkt, bey welcher indessen das Kraut der Kartoffel sich krankhaft kräuselt und zusammenschrumpft, die Knollen aber ein rissiges und schorfiges Ansehen erhalten und ebenfalls schnell faulen, eine ähnliche vielleicht nur symptomatisch verschiedene Mißbildung sey. Dieses vorausgesetzt ist die jetzige Krankheit keine neue Erscheinung, sie ist ein Uebel, welches sich schon öfter in verschiedenen Graden fühlbar gemacht hat, in neuerer Zeit aber sich stets häufiger zu wiederholen und jedesmal dabey an Ausdehnung zu gewinnen droht. Vielleicht liegt im Nachstehenden die Ursache, warum sie in Bayern dießseits der Donau bis zur letzten Zeit noch nicht um sich gegriffen hat.

Im Allgemeinen datirt sich der Kartoffelbau in Deutschland in größerer Ausdehnung nur für wenige Provinzen auf ein Jahrhundert zurück. In bey weiten den meisten Distrikten beginnt die allgemeine Benützung erst in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, in vielen, wie z. B. in Bayern dießseits der Donau eigentlich erst seit der Theurung des J. 1816. Da nun schon um das Jahr 1790 sich Klagen über die Krankheit erheben und Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen werden, so scheint daraus zu erhellen, daß dieselbe sich überall ziemlich bald nach Beginn der Cultur eingestellt oder daß es keiner sehr often Wiederholung des Anbauens bedurft habe, um die krankhafte Entartung hervorzubringen. Daß sie aber dennoch erst bey uns entstanden und nicht mit aus der Heimath der Pflanze übersiedelt worden sey, ergiebt sich auf der andern Seite daraus, daß die erstern Jahre des Anbaues, mit Ausnahme der jüngsten Zeit, überall davon verschont waren. Es dürfte demnach geeignet seyn, zunächst der Ursache nachzugehen, welche die Kartoffel bey uns erst krankhaft disponirt und deßhalb vor Allen anzuführen, was wir über ihre Lebensverhältnisse in der Heimath kennen.

Allerdings ist das eigentliche Vaterland des wichtigsten Nutzgewächses, welches wir der neuen Welt verdanken, noch so zweifelhaft, wie das aller wichtigen Nahrungspflanzen auch der alten Welt. Die europäischen Eroberer fanden im 15. Jahrhundert sie in America bereits cultivirt vor. Clusius, der sie im Jahre 1588 zuerst nach Deutschland geschickt erhielt, sagt, sie mache mit der Quinoa (Chenopodium Quinoa Wilid.) die Hauptnahrung der Eingebornen in der Umgebung von Quito (also bey 9036 Fuß über dem Meere) aus. Die von Schiede im Jahre 1828 in Mexiko aufgefundene, angeblich wilde Kartoffel, hat sich als eine verwandte aber doch eigenthümliche Art (Solanum stoloniferum Schlechtend.) erwiesen. Der Angabe, daß sie wild am Meeresufer in Chili wachse, stehen wesentliche Gründe entgegen, die wir gleich näher entwickeln werden.

Wenn wir nämlich den Ort ihrer Heimath auch nicht genau kennen, so läßt sich doch aus den der Pflanze anklebenden Eigenthümlichkeiten auf die Beschaffenheit desselben in climatischer und tellurischer Beziehung eine ziemlich sichere Folgerung ableiten, welche für die Cultur ausreichende Fingerzeige verspricht. Daß die Pflanze keiner tropischen, im Winter frostfreyen Weltgegend angehöre, ergiebt sich daraus, daß sie theilweise gelinde Winter auch bey uns im Freyen aushält, daher ist sie auch schwerlich an der Seeküste von Chili zu Hause. Daß aber der Winter ihrer Heimath gelinder und kürzer als der unsrige seyn müsse, geht daraus hervor, daß die Knollen bey uns zumal in offener Luft leicht gefrieren und dann zu Grunde gehen. Wo sie also wild wachsend den Winter über im Boden bleibt, muß der Frost nicht tief gehen. Daß die heimischen Winter auch kürzer dauern müßen, sehen wir, weil ihr unsere Stillstandszeit zu lange wird und sie vor unserem Frühlinge Sproßen treibt, dann aber auch, weil sie beym Ausschlagen durch unsere Spätfröste so sehr leidet. Am wahrscheinlichsten dürfte ihr Vaterland in den gemäßigten Hochebenen von Mexiko oder Peru bey 5000 — 10000 Fuß Erhöhung über dem Meere zu suchen seyn, welche überhaupt der Sitz der älteren amerikanischen Cultur waren.

Durch die Einführung bey uns haben wir die Kartoffel in so ferne in einen unnatürlichen Zustand versetzt, daß wir ihr eine kürzere Wachsthums- und

eine viel längere Stillstandsperiode aufdringen, als sie ursprünglich hat, und sie überdieß den Winter durch ihrem natürlichen Winterlager, dem Boden, entziehen. Um die daraus für unsere Verhältnisse vielleicht hervorgehenden Ursachen zu Krankheiten näher zu würdigen, betrachten wir nun alle andern Möglichkeiten der Krankheitserzeugung.

Diese könnten von der Cultur unabhängige oder durch letztere bedingte seyn. Unter die ersteren würden gehören:

a) Temperatur- und Feuchtigkeits-Verschiedenheit der einzelnen Jahrgänge.

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß die Krankheit dadurch nicht unmittelbar bedingt werde. Sie erscheint in trocknen und warmen Jahrgängen nicht minder häufig uud vielleicht häufiger als in nassen und kalten. Hätte indessen wirklich ein direkter Zusammenhang mit der Witterung der einzelnen Jahrgänge statt, so könnte menschliche Anstrengung hier so wenig als bey jedem andern Mißwachs Abhilfe schaffen.

b) Beschädigungen der Knollen durch Insekten oder sonst schädliche Thiere.

Schon Suckow sagt, daß diese Annahme wenigst rücksichtlich der Kräuselkrankheit ungegründet sey. Um so mehr dürfte dieß bey der jetzigen der Fall seyn, wo die Knollen nicht einmal ein schorfiges Ansehen, also keine Spur von äußerer Verletzung haben, und an innerlicher Zersetzung leidend erst verderben, wenn sie aus dem Boden genommen, also der Beschädigung durch Insekten entzogen sind. Mäuse und größere Käferlarven, wie seit einigen Jahren die Engerlinge, zerfressen deutlich die Knollen in einzelnen Jahrgängen, kleinere Larven (etwa die Larve von Elater segetis oder von Tipula oleracea) würden ebenfalls doch die Epidermis sichtbar benagen. Man findet allerdings an den bereits kranken Knollen manche kleine Insekten, aber nur solche, welche überhaupt in Folge krankhafter Zersetzung an vegetabilischen Leichen zehren. Von andern Thieren, welche die Fäulniß erst herbeyführen könnten, wurde auch nach den neuesten Beobachtungen auch keine Spur gefunden.

c) Beschädigungen der Knollen durch parasitische oder Schmarotzerpflanzen.

In der Weise, wie phanerogamische Parasiten, der Erdenwürger (Orobanche ramosa) auf den Hanf oder die Flachsseide (Cuscata Epilinum) auf den Flachs nachtheilig oder selbst tödtlich einwirken, ist bey der Kartoffel kein Parasit bekannt. Eben so wenig wissen wir von äußerlichen kryptogamischen Parasiten, wie allenfalls bey dem Safran der Safrantod (Rhizoctonia Crocorum) oder bey der Luzerne die Rhizoctonia Medicaginis. Die innerlichen kryptogamischen Schmarotzer aber, mögen sie nun später als Exantheme an die Luft vortreten, wie Rost, Brand und Mutterkorn oder, wie die Nachtfaser nur im Innern die Elementarorgane der Pflanze vollends zerstören, setzen bekanntlich schon eine krankhafte Disposition voraus, deren Folge nicht aber Ursache sie sind. Ihre Keime, die jedenfalls mit der Kartoffel, da sie erst nach dem Ausgraben fault, herausgenommen werden, bleiben nicht im Boden zurück und können keinen direkten Anlaß zur Wiederholung der Krankheit geben. Eine Uebertragung derselben aus der im Frühjahr wieder eingelegten Mutter-Kartoffel auf die neuen Knollen im Herbste ist aber wenigstens noch sehr problematisch.

d) Aufnahme schädlicher Stoffe aus dem Boden.

Allerdings ist seit uralten Zeiten die Sage verbreitet, daß manche Pflanzen sich gegenseitig weder gleichzeitig in Nachbarschaft noch unmittelbar nacheinander auf demselben Grundstücke vertragen, ohne daß die Ursache dieser Antipathie lediglich in der verschiedenen Quantität oder Qualität von Nahrung bestünde, welche jede aus dem Boden verlangt und der andern entzieht. Man sagt, daß hauptsächlich flüßige Ausscheidungen aus der Wurzel bey gegenseitiger Auffaugung hier die nachtheiligen Folgen bedingen. Aber diese noch lange nicht hinreichend bewiesene Annahme hat bey der Kartoffel ebenfalls

keinen Einfluß. Kein Feld ist in der Cultur leichter vor Unkraut, also auch vor allenfallsigen Influenzen anderer Gewächse rein zu halten, als ein Kartoffelacker. Wer nicht für Reinigung sorgt, begeht schon in anderweitiger Beziehung eine ökonomische Todsünde und mag diese Möglichkeit noch mit in den Kauf nehmen. Jedenfalls aber ist die Einwirkung höchst local und unerheblich.

Noch weniger ist denkbar, daß eine Pflanze aus ihrer Vegetationsperiode im Boden Theile zurücklasse, welche andern im nächsten Jahre darauf an demselben Ort gebauten nachtheilig werden könnten, oder, um noch eine aufgestellte Hypothese gleich mit zu berühren, daß von kranken Kartoffeln im Boden ein Ansteckungsstoff für die gleiche Pflanze im nächsten Jahre zurückbleiben könnte. Natürlich wird dabey die gehörige Bearbeitung, Düngung u.s.w. des Grundstückes vorausgesetzt. Alle organische Excretionen, alle Miasmen oder auch palpablen Gifte könnten unter diesen Umständen einen Winter oder selbst nur das Frühjahr in den oberen lockeren mehrmals durchgearbeiteten Schichten des Bodens, während der Zersetzung der übrigen vegetabilischen Reste, des Düngers und der neuen Aufschließung der mineralischen Substanzen nicht unzersetzt bleiben. Sie müßten ihre Schädlichkeit oder Ansteckungskraft verlieren. Höchstens könnten als Gifte Harze und fette Oele eine Ausnahme machen, die aber hier keine Anwendung findet.

Alle unsere Desinfections- und Quarantaine-Anstalten wären vergeblich, wenn man annehmen dürfte, daß irgend ein organisches Miasma diesen alle unsere Maaßregeln vielfach übertreffenden Zersetzungsfaktoren widerstehen könnte. Darum kann auch die Kartoffelkrankheit weder in einer Vergiftung noch in einem Contagium, deren letztere wir überhaupt in der Pflanzenwelt noch nicht kennen, ihren Grund haben.

Es wäre deßhalb auch eben so unnöthig als es unausführbar ist, in der Meynung, den Boden geraume Zeit hindurch desinficiren zu müssen, den Kartoffelbau in von der Krankheit heimgesuchten Gegenden mehrere Jahre lang aufzuheben, oder wenigst die bisher dazu verwendeten Aecker davon auszuschließen. Er ist ein zu großes stationäres Bedürfniß vieler Bevölkerungen geworden, um so gewaltsam unterbrochen oder auch nur geschmälert werden zu können.

Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, daß von der Cultur völlig unabhängige oder nur indirekt durch sie bedingte äußere Einwirkungen weder an dem Entstehen noch an der Fortpflanzung der Krankheit Schuld haben. Wir nehmen dabey natürlich die oben angegebenen Veränderungen aus, welche die Pflanze überhaupt dadurch erleidet, daß sie bey uns kultivirt wird.

Betrachten wir nun auch die nachtheiligen Einflüße welche die direkten Folgen der Cultur aus den verschiedenen Culturmethoden ausüben können.

Hier begegnen uns zunächst:

a) Die Auswahl des Bodens,
b) Die Bearbeitung und Düngung desselben,
c) Der Fruchtwechsel.

Es ist unter den Oekonomen seit 50 Jahren fast herrschende Meynung geworden, daß man keine Nutzpflanze stiefmütterlicher behandeln und ärger mißbrauchen dürfe, als die Kartoffel. Jeder Boden, jede Bearbeitung, jede Düngung soll ihr genügend seyn. Allerdings ist die Kartoffel in der Wahl des Bodens leicht zu befriedigen. Sie gedeiht überall außer in zu schwerem, kaltem Lehm- und in Sumpfboden, obschon am liebsten in leichtem und trocknem Erdreich. Sie verlangt aber, wenn die Kultur ersprießlich seyn soll, daß der Boden entweder noch von den Vorjahren her in Kraft stehe, oder daß er, was minder vortheilhaft ist, frisch gedüngt werde, denn sie nimmt zur Knollenbildung das Erdreich sehr in Anspruch. Durch fleissige Bearbeitung, Häufeln mit Pflug und Haue ꝛc. kann aber dabey dennoch die Fruchtbarkeit des Bodens gesteigert werden und gerade die Lockerung, Reinigung und Besserung des Bodens bey gleichem Aufwand von Düngung hat bey der Kartoffel in höherem Grade statt, als bey den meisten übrigen Feldfrüchten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Herr Professor Dr. Zuccarini erstattet Bericht über die Krankheit der Kartoffeln.

(Fortsetzung.)

Man kann bey guter Behandlung auch ohne Nachtheil ein Jahr um das andere, manchmal auch mehrere Jahre hintereinander Kartoffeln auf demselben Acker bauen, nur darf freylich die Kultur nicht getrieben werden, wie z. B. von vielen Pächtern auf kurze Pachtzeit, welche zur Branntwein-Fabrikation 3 — 4 Jahre lang Kartoffel, bey einmaliger sparsamer Düngung in der Zwischenzeit, auf demselben Grundstück ziehen und es dann ausgemergelt ihrem Nachfolger überlassen. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Kartoffel nicht wie die Getreide-Arten uur die obern oder wie die Rübenpflanzen ausschließlich nur die untern Bodenschichten in Anspruch nehmen, sondern vermöge der verschiedenen Richtung und Tiefe ihrer Wurzeln und Knollen aus der ganzen artbaren Krume ihre Nahrung ziehen.

Was den Fruchtwechsel betrifft, so gedeiht die Kartoffel bey gehöriger Bodenbearbeitung fast nach jedem Vorgänger; eher erschwert ihre späte Erndte und die starke Bodenerschöpfung manchmal die Wahl ihres Nachfolgers.

Wenn also Düngung und Bearbeitung des Bodens mit hinreichender Sorgfalt betrieben werden, so kann die Kartoffel ohne Nachtheil mehrere Jahre nacheinander oder in jeder mit einem vernünftigen Wirthschaftsplane vereinbaren Abwechslung mit andern Früchten auf demselben Acker gezogen werden.

Werden die beyden Bedingungen des Gedeihens aber mehr oder weniger verabsäumt, so mindert sich der Betrag der Ernte sehr an Zahl und Größe der Knollen. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß dadurch die Pflanze wahrhaft krankhaft disponirt wurde. Mangel an Nahrung kann Schwäche und geringen Wachsthum zur Folge haben, aber niemals wird die Magerkeit des Bodens, durch welche gerade die Amylum-Masse der Knollen im Verhältniß zu der vegetirenden Rinde am meisten vermindert wird, zu beschleunigter Fäulniß der letzteren Veranlassung geben.

d) Wahl der Saatkartoffeln und Aussaat.

Hier geschehen grobe und folgenreiche Fehler. Der erste und häufigste ist, daß man gewöhnlich zur Aussaat nur die im Frühjahr von der Konsumtion übrig gebliebenen und dazu unbrauchbaren Kartoffeln wählt, welche schon halb faul oder durch Auswachsen von Sprossen wenigstens sehr geschwächt sind, anstatt schon im Herbste die besten hiezu auszuwählen und abgesondert mit größter Sorgfalt den Winter über aufzubewahren.

Ein zweyter Uebelstand liegt in den seit ungefähr 40 Jahren üblich gewordenen Sparmethoden bey dem Ausbau. Viele Oekonomen halten sich für überzeugt, daß es gleichgültig sey, ob man große oder kleine Kartoffeln unzerstückelt, oder ob man sie, der bey großen Oekonomien freylich beträchtlichen Ersparniß wegen, zerstückelt oder gar nur die ausgestochenen Augen lege. Rückfichtlich der unzer-

stückten Knollen liegt allerdings die Erfahrung vor, daß nicht die größten auch die besten sind, schon weil der Ueberfluß an Nahrung, von den jungen Pflanzen nicht hinreichend consumirt, im Boden fault und die Triebe benachtheiligen kann, auch weil zu viele Triebe dicht aneinander kommen. Aber die Zerstückelung ist offenbar voreilig nach dem Resultat von wenigen Jahren, während welcher die Pflanze die Mißhandlung aushielt, so allgemein eingeführt worden. Sollte denn die Natur der Pflanze die Knollen nur zur gelegentlichen Speise für den Menschen, nicht vorzugsweise zu eigner Ernährung für ihre jungen Sprossen gegeben haben? Die Kartoffelknollen sind nicht erst in der Kultur abnorm und krankhaft erzeugte partielle Anschwellungen oder Auswüchse der Pflanze, wie die monströsen Entwickelungen der Bodenrüben, der Kohlrabi, des Kopfkohles u. s. w., welche nur die Kultur erzeugt und die im wilden Zustande nie vorkommen; sie sind eine unter allen Umständen der Pflanze eigenthümliche und nothwendige Knospenbildung, welche nicht ungestraft verstümmelt oder ganz entzogen werden darf. Unwillkührlich erinnert man sich dabey an die Erscheinung bey manchen Hausthieren, wo durch mehrere Generationen absichtlich fortgesetzte Verstümmlungen endlich sogar erblich werden.

Jedenfalls gefährdet das Zerstückeln wenigstens die Sicherheit des Gedeihens. Die Knollenstücke, ihrer Epidermis größtentheils beraubt, an den Schnittflächen allen äußern Einflüssen preis gegeben, gähren und faulen bey nasser Witterung fast augenblicklich im Boden und können soweit den Augen nicht zur Nahrung dienen. Soll die Pflanze nun eben so kräftig aufwachsen, als aus ungetheilten rings von ihrer Epidermis geschützten Knollen, welche ihren Nahrungsstoff unverändert und ungetheilt an die Augen abgeben können?

Wir glauben allerdings, daß in diesen Mißgriffen eine Veranlassung liegen kann, die erzielten Knollen weniger haltbar und zur Fäulniß geneigter zu machen. Hiefür sprechen bereits Erfahrungen verständiger Oeconomen aus Böhmen, welche nach dem Auftreten der Krankheit sogleich das Zerstückeln der Saatknollen unterließen und günstige Resultate davon mittheilen.

Hier ist auch des Saatwechsels zu gedenken. Bekanntlich degeneriren fast alle Nutzpflanzen, welche längere Zeit aus der Descendenz desselben Samens und auf demselben Grundstücke gezogen werden, d. h. sie sterben zwar nicht aus, aber sie legen allmählig die in der Kultur angenommenen Eigenheiten, welche sie eben dem Menschen schätzbar machen, wieder ab und kehren zum wilden Zustande zurück. Mit Vortheil wendet man gegen diese Aus- oder Zurückartung das Mittel an, von Zeit zu Zeit frische Samen aus entlegenen in Boden und Klima angemessen verschiedenen Gegenden statt der selbst erzielten auszubauen. Auch bey der Kartoffel ist dieser Wechsel wenigstens zur Erhaltung der erprobten Spielarten nothwendig, denn gerade diese Pflanze steht noch nicht lange genug in Kultur, um bereits vollkommen feste Varietäten gegründet zu haben, wovon noch weiter unten die Rede seyn wird.

e) Erndte.

In der Regel nimmt man es mit der Erndte der Kartoffeln, so wie aller Wurzelfrüchte nicht so genau als mit den Körnerfrüchten, wo die unmittelbaren Folgen der Ueberreife zu größerer Pünktlichkeit zwingen. Der Landmann meynt, wenn die Kartoffel nur vor dem strengen Frost aus dem Boden kömmt, so könne er sie sonst nach Bequemlichkeit fast Monate früher oder später erndten. Aber wenn auch bey den Knollen kein eigentlicher Moment der Reife wie bey den wahren Früchten eintritt, so haben sie doch auch einen Abschluß in der Entwickelung, vor dessen Vollendung sie eigentlich aus dem Boden genommen werden sollen, da sie bey uns zu viel längerer Winterruhe als in ihrer Heimath bey überdieß unnatürlicher Aufbewahrung außer dem Boden gezwungen sind. Durch das Nachzeitigen würde diese Stillstandsperiode verkürzt werden.

f) Aufbewahrung über Winter.

Es ist leicht einzusehen, wie nachtheilig Fehler, in dieser Beziehung begangen, auf die während der Winterzeit jedem entweder zur Keimung oder zur Zersetzung auffordernden Einfluß zu entziehenden Knollen einwirken müssen. Die Vorschriften zu zweckmäßiger Aufbewahrung der Kartoffel sind aber

so allgemein bekannt, daß sie hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden können.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unter den direkt von der Kultur abhängenden Einflüssen weniger die Auswahl und Bearbeitung des Bodens so wie der Fruchtwechsel, viel mehr aber die Art der Erndte, der Aufbewahrung über Winter und vor Allem die Auswahl und Behandlung der Saatknollen auf die Disposition zu krankhaften Entwicklungen einwirken können.

In dieser Erörterung liegt, wie wir meynen, zugleich auch die Beurtheilung der meisten zur Verhütung der Krankheit vorgeschlagenen Vorbeugungsmittel. Es läßt sich unschwer daraus ableiten, daß bey den meisten Vorschlägen der Ertrag und das mehr oder minder kräftige Gedeihen der Kartoffel (ohne eigentliche Störung der Gesundheit) mit einer direkten Krankheit verwechselt worden seyen. Nicht jede Minderung der Erndte oder des Wachsthums einer Pflanze macht sie krank und bey weitem nicht immer ist jede Krankheit Folge der Schwäche, entstanden aus Mangel an Nahrung u. s. w., welche anderweitige Nachtheile außerdem auch aus solcher Verkümmerung hervorgehen mögen.

Einen von mehreren Seiten her und durch gewichtige Männer gemachten Vorschlag, der Krankheit vorzubeugen, haben wir aber noch ins Auge zu fassen. Derselbe geht von dem Satze aus, daß jedes aus Samen aufgewachsene Pflanzenindividuum eine gewisse Lebensgränze habe, über welche hinaus es sein Daseyn nicht fortsetzen könne. Verschaffe man sich nun von einem solchen Individuum Nachkommenschaft nicht wieder aus Samen, sondern auf künstlichem Weg durch Theilung, also durch Ablösung von Stecklingen, Knospen, Wurzelbrut, Knollen u. s. w., so hätten die auf solchem Weg gewonnenen neuen Individuen nur ein bedingt selbstständiges Leben, bedingt durch die Gesammtlebensdauer ihrer Mutterpflanze, von welcher sie als getrennte Aeste oder Knospen immer noch für ihre eigene Existenz abhängig blieben. Gesetzt also, es habe Jemand in Deutschland vor hundert Jahren eine Kartoffel gepflanzt, so seyen alle bisher erzielten Generationen nichts mehr als eben so oft fortgesetzte Verzweigungen der alten Stammpflanze, strahlig nach allen Seiten verbreitet und durch imaginäre Achsen zusammengehalten. Da nun die meisten unserer Kartoffeln nur aus Knollen eingeführt und lediglich aus solchen fortgepflanzt worden seyen, so stehe zu besorgen, daß jetzt bald die Lebenskraft und Dauer der ursprünglichen Mutterindividuen erschöpft seyn möge. Man glaubt sogar, die jetzige Krankheit als ein Zeichen dieser Erschöpfung ansprechen zu müssen, und verlangt aus diesem Grunde schleunige Verjüngung und Anzucht neuer Mutterpflanzen aus Samen, welche wieder eine Reihe von Generationen aushalten könnten.

In dieser Fassung könnten wir dem Verlangen nicht beypflichten. Es ist wahr, daß wenn man den Stamm eines Baumes fällt, um aus dem Stock oder der Wurzel neuen Aufschlag zu erhalten, diese neuen Sprossen nicht länger leben, als der gesunde erste Stamm gelebt hätte, weil sie mit ihm auf der nämlichen Wurzel stehen, welche darum nicht länger lebt, ob ihre Krone regenerirt wird oder nicht. Auch viele künstliche Stecklinge mögen aus hier nicht auszuführenden Gründen in ähnlichen Verhältnissen stehen und kürzere Lebensdauer haben als Samenpflanzen. Dieses gilt aber nicht von Gewächsen, welche von der Natur selbst neben der Fortpflanzung durch Samen auf Vermehrung aus Sprossen, Knollen, Zwiebelbruten ꝛc. angewiesen sind. Bey manchen ist auch im wilden Zustande die Regeneration aus Samen sehr beschränkt oder fast völlig aufgehoben, wenn sie in hohem Grade die eben erwähnte zweyte Art der Vervielfachung besitzen. Sehr viele Knollen = und Zwiebelgewächse machen keine oder sehr wenig Samen auch in der Wildniß und behaupten doch ihre Stelle in der vegetabilischen Welt seit ihrer Entstehung. Es besteht ein wesentlicher Unterschied, ob der Mensch die Jahrhunderte dauernde Holzkrone eines Baumes in eben so viele Individuen zerstückelt, oder ob der große Ordner den Zusammenhang der einzelnen Knospen mit der Mutterpflanze selbst alljährlich löst und dieselben als Individuen emancipirt. Sobald man weiß, daß diese Art der Fortpflanzung nicht nur bey einigen Nutzpflanzen, welche man gewöhnlich allein näher beobachtet, sondern bey sehr vielen Pflanzen vorkomme, welche

bisher noch unbenutzt nicht in Anschlag gebracht werden, so stellt sich dabey lediglich die Erfahrung heraus, daß auch die Sexualpflanzen sich nicht alle oder nicht lediglich aus Samen verjüngen, ohne daß ihre Brut darum weniger vollständige Individuen producirte. Dieser Fall hat aber unläugbar auch bey der Kartoffel statt. Alljährlich stirbt der grüne Stock und seine unterirdischen Zweige mit Ausnahme der mit Knospen besetzten Anschwellungen, welche wir Knollen nennen; diese bleiben allein und vollkommen von einander gesondert zurück, treiben im Frühjahre ober und unter der Erde wieder neue Zweige und hinterlassen im Herbste abermals nur getrennte Knollen. Wie sollen diese noch in irgend einer Beziehung zu der Mutterpflanze stehen, und dadurch ihrer weiteren Fortpflanzung eine Gränze gesteckt seyn.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. B. Hirschel, Hydriatica oder Begründung der Wasserheilkunde auf wissenschaftliche Principien, Geschichte und Literatur. Leipzig 1840. 8.

Dr. F. L. Hünefeld, Chemie und Medicin in ihrem engeren Zusammenwirken oder Bedeutung der neueren Fortschritte der organischen Chemie für erfahrungsmäßige und speculative ärztliche Forschung. Berlin 1841. Bd. 1. 2.

E. E. Jakob von Siebold, Lehrbuch der Geburtshülfe. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Orfila, Vorlesungen über die gerichtliche Medicin. Aus dem Französischen von Dr. J. Hergenröther. Bd. 1 — 3. Leipzig 1829. 8.

Archives de droit et de lègislation. Vol. 1. 2. Bruxelles 1837 — 38. 8.

Dr. J. Weiske, Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. Bd. III. Lief. 3. 4. Leipzig 1841. 8.

Gaji, institutionum commeutarii quatuor. Ed. J. Fr. L. Goeschen et C. Lachmann. Bonnae 1841. 8.

Jo. Gottl. Heineccius, Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma ed. Ch. Fr. Mühlenbruch. Francf. 1841.

Dr. G. Ch. Burchardi, Lehrbuch des röm. Rechts. Th. 1. Die Staats = und Rechtsgeschichte der Römer enthaltend. Stuttgart 1841. 8.

Dr. C. F. Roßhirt, Gemeines deutsches Civilrecht. Th. 1 — 3. Heidelberg 1841. 8.

Fr. C. von Savigny, System des heutigen römischen Rechts. Bd. 3. 4. Berlin 1840. 8.

Otto Mejer, De civilis et criminalis causae praejudicio. Hannoverae 1841. 8.

A. Fahne, Das Fenster = und Lichtrecht nach römischen, gemeindeutschen, preußischem und französischem Rechte. Berlin 1840. 8.

Chr. Fr. Elvers, Beyträge zum Wasserrechte. Heft 1. Göttingen 1841. 8.

Dr. Chr. Ludw. Runde, Deutsches eheliches Güterrecht. Oldenburg 1841. 8.

Sachsenspiegel, herausgegeben von Dr. J. Weiske. Leipzig 1840. 8.

Dr. Schaffrath, Codex Saxonicus oder Handbuch der gesammten im Königreiche Sachsen praktisch-gültigen sächsischen Gesetze von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahre 1841. Bd. 1. Altenburg 1841. 8.

Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft. Bd. 4. Leipzig 1841. 8.

Dr. Moritz von Stubenrauch, Systematisches Handbuch der Literatur der allgemeinen (josephinischen) Gerichtsordnung vom 1. May 1781. Wien 1840. 8.

M. Dupin, Extrait du bulletin des lois. Lois commerciales. Droits des Tiers. Majorats. Paris 1820. 8.

Owen Flintoff, The rise and progress of the laws of England and Wales. London 1840. 8.

Fed. Sclopis, Storia della legislazione italiana. Vol. I. Torino 1840.

Originele en authenticque stukken, die gedient hebben zoo in de Kerkelyke als civile en criminale procedures, gehouden tegen Renatus Stenhuys. Middelburg 1761.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Professor Dr. Zuccarini erstattet in Folge Allerhöchsten Reskriptes Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln.

(Schluß.)

Aus diesem Grunde wäre nach unserer Ansicht die Regeneration der Kartoffeln aus Samen statt aus Knollen unnöthig. Aber andere Gründe machen sie allerdings höchst wünschenswerth und ersprießlich. Wir können uns zunächst auf diesem Wege neue, vielleicht noch vortheilhaftere Spielarten oder Racen verschaffen als wir bisher hatten. Indessen ist dabey nicht zu vergessen, daß wir die bisher als die brauchbarsten erprobten dabey auf das Spiel setzten. Wir müßten auf diese verzichten und erst sehen, welchen Aufwuchs wir aus der Samenzucht erhalten, diesen sortiren und die besten Sorten — doch wieder aus Knollen fortpflanzen, weil die Spielarten noch nicht samenfest sind. Damit wäre aber, wollte man eine allgemeine Regeneration des Kartoffelbaues aus Samen zu Beseitigung der Krankheit mit einem Male herbeyführen, eine Unterbrechung in der Konsumtion verbunden, welche bey den bestehenden Verhältnissen nicht mehr möglich ist.

Wir können aber auf dem Wege der Samenzucht, freylich nicht plötzlich, zwey andere höchst wichtige Vortheile für die Kultur der Kartoffel herbeyführen, welche jeder Bemühung werth sind. Nämlich:

1) Fixirung der besten Spielarten durch fortgesetzte Anzucht aus Samen. Alle Erfahrungen sprechen dafür, daß Spielarten oder Monstrositäten einer Pflanze, wie sie der Mensch eben wünscht, sich so feststellen lassen, daß sie bey der nöthigen Pflege und der Vermeidung jeder Bastardbefruchtung sich auch in ihren unbedeutendsten Abstufungen, selbst in Blumenfarbe und Geruch durch Samen unverändert fortpflanzen. Gewiß fügen sich nicht alle Pflanzen gleichmäßig solchem Zwang. Aber weitere Erfahrungen belehren uns, daß alle in dieser Beziehung in Anspruch genommenen es um so leichter thun, je öfter sich die Verjüngung aus Samen erneuert. Die einjährigen Nutzpflanzen, insbesondere so weit sie dem Gartenbau angehören, haben bisher allein samenfeste Spielarten. Dafür sprechen unsere Gemüse und Ziergewächse. Bey Sträuchern und Bäumen müssen wir immer noch zu künstlicher Vermehrung oder auch zu sogenannter Veredlung auf Wildstämme unsere Zuflucht nehmen, weil die Zahl der Generationen ihrer Spielarten aus Samen zu derer Festhaltung noch nicht ausreichend ist oder vielmehr, weil man darauf, als auf einen scheinbaren Umweg, noch wenig Rücksicht genommen hat. Bey den Kartoffeln würde die Zeit von einer Aussaat zur andern drey Jahre währen, weil man erst nach dem zweyten sich von der Qualität der gewonnenen Knollen überzeugen und von diesen im dritten wieder Samen erzielen könnte. Wie vieler solcher Generationen man bedürfte, um die Sorten samenfest zu machen, läßt sich unmöglich voraus bestimmen. Als vorzüglich mannigfaltig und reich an guten Spielarten durch Samenzucht wird besonders die blaue peruvianische Kartoffel empfohlen.

2) Vollkommene Akklimatisation der Kartoffelpflanze in unsern Gegenden.

Durch wiederholte Anzucht aus Samen würden wir abgesehen von allen Spielarten die Pflanze endlich völlig an unsern Wechsel der Jahreszeiten und deren Periode, an unsern verlängerten Winterstillstand, kurz an alle die Eigenthümlichkeiten unserer Gegenden gewöhnen, welche von denen ihrer Heimath abweichen und das Gedeihen bey uns stören. Damit wäre aber jede Veranlassung zu der Krankheit aufgehoben.

Denn gehen wir nun auf das im Eingange Gesagte zurück. Wir haben die Kartoffel dargestellt als eine zwar nicht tropischem aber doch milderem Klima als das unserige angehörige Pflanze. Unsere Vegetations-Periode ist ihr zu kurz, unser Winterstillstand im Freyen tödtlich, im Schutz wenigstens zu lang. Die aus diesen Motiven hervorgehenden Veränderungen ihrer Lebensweise erträgt sie wohl einige Decennien, aber nach und nach werden, zumal wenn noch Mißgriffe in Aufbewahrung, Wahl und Behandlung der Saatknollen beschleunigend hinzutreten, die üblen Folgen nicht ausbleiben. Die in voller Reife, d. h. im Zustande der vollkommenen Brauchbarkeit für den Genuß aus dem Boden genommenen Knollen halten den Winter durch nicht mehr aus, ihr Amylum zersetzt sich viel früher und die Fäulniß tritt ein. Wir glauben, daß die Krankheit lediglich eine chemische Zersetzung, veranlaßt durch Ueberreife und allzulangen Winterstillstand, also eine direkte Folge der Veränderungen sey, welche die Kartoffel unter unsern permanenten klimatischen Verhältnissen in der Kultur erleiden muß, und daß sie allmählich überall sich einstellen werde, wo eine hinreichende Reihe von Kulturjahren die Disposition allmählig bis zum Ausbruche steigert. Akklimatisation durch Samenzucht kann allein hier vollkommene Abhülfe versprechen; da aber diese jedenfalls längere Zeit erfordert, wir hingegen unterdessen die Pflanze nicht entbehren können, so ist zur einstweiligen für eine Zeit lang gewiß ausreichenden Beseitigung des Uebels unerläßlich

gänzliche Sonderung in Anbau, Erndte und Aufbewahrung der Saatkartoffeln von den zur Konsumtion bestimmten. Der Zweck dieser Maßregel, welche auch von den englischen Oekonomen jetzt vorgeschlagen wird,

ist hauptsächlich, die Knollen dadurch leichter den Winter durch zu erhalten, daß man sie vor dem vollen Abschlusse ihres Wachsthumes und ihrer inneren vollkommenen Reife aus der Erde nimmt, und so einen Theil ihrer Entwickelung und ihres Lebensverlaufes auf die Stillstandsperiode hinüberträgt, also die Zeit der letzteren abkürzt und die Gefahr innerer Zersetzung eben dadurch vermindert. Zu diesem Behufe lassen sich noch einige äußere Verhaltungsregeln angeben:

1) Man wähle zum Anbau der Saatkartoffeln vorzugsweise höhere und kühlere, sogenannte Spätlagen und lege die Knollen um einige Wochen später als die Speisekartoffeln.

2) Man nehme zur Saat nur schöne und unversehrte Knollen von mittlerer Größe, ohne sie zu zerstückeln. Vorläufig dürften Spätsorten vorzuziehen seyn. Auch ist es vortheilhaft, den Pflanzen den Sommer über die Blüthen vor dem Aufgehen auszubrechen, um dadurch die Vegetationsperiode zu verlängern.

3) Man verwende vor und während dem Wachsthum der Pflanze allen Fleiß auf gute Zubereitung, Bearbeitung und Reinigung des Bodens.

4) Man nehme die erzielten Saatknollen einige Wochen früher als die der Speisekartoffeln aus der Erde, zu der Zeit, wo die Oberhaut noch sehr dünn ist und sich leicht mit den Fingern abreiben läßt.

5) Man verwende alle Sorgfalt auf die Aufbewahrung über Winter der strenge gesondert zu haltenden Saat und entferne alle Ursachen, welche Fäulniß oder allzufrühes Auswachsen herbeyführen könnten. Nach der Erndte, zumal bey feuchter Witterung, bringe man die Knollen nicht gleich in die Winterung, sondern lasse sie einige Zeit an einem luftigen aber geschützten Orte locker ausgebreitet abtrocknen und abschwitzen, d. h. sowohl die von außen anklebende als ihre eigene innere überflüßige Feuchtigkeit verdunsten. Wachsen die Knollen im Frühjahre aus, so schneide man die getriebenen Augen nicht ab, sondern

lasse sie am Setzknollen, der sonst genöthigt ist, sich durch zweymaliges Knospentreiben zu erschöpfen. Doch müssen die Sprossen bey dem Anbau schonend behandelt, nicht zuviel zerbrochen und zerknickt werden.

Diese Vorschriften lassen sich, wenn die Saat von der Konsumtion getrennt ist, leicht ausführen, weil man nur einer verhältnißmäßig kleinen Quantität die größere Sorgfalt zuzuwenden hat. Wird dieses Verfahren dann nur einige Jahre lang fortgesetzt und werden zugleich auch die Speisekartoffeln in ihrer Kultur etwas sorglicher behandelt (vorzüglich das Zerstückeln der Saat vermieden), wird dabey die Aussaat von Zeit zu Zeit aus andern Gegenden, wo natürlich der Anbau auch sorgfältig betrieben wird, erneuert und auf die Wahl der Sorten gehörige Rücksicht genommen, so wird die wohlthätige Folge, Beseitigung der Krankheit, nicht ausbleiben. Wir können dann ruhig den Erfolg der Bemühungen abwarten, welche gleichzeitig fortgesetzt werden müssen, die Kartoffel durch ununterbrochen wiederholte Erzeugung aus Samen bey uns völlig heimisch zu machen und damit den Keim des Uebels für alle Zeiten zu zerstören.

Möchte doch überhaupt einmal allgemein anerkannt werden, wie wichtig für den Feldbau es sey, die Samenerzielung der Pflanzen zur weiteren Aussaat von jeder andern Benützung zu trennen, wie es im Gartenbau schon längst eingeführt ist. Welche wichtige Folgen hätte dieses nicht z. B. für den Flachsbau, den Anbau der Futterkräuter (Klee, Esparsette, Luzerne), ja selbst für die Getreidekultur. Die guten Spielarten würden mehr befestigt, der Samen selbst wäre kräftiger entwickelt und gezeitigt und die Gefahr eines Samenmangels, die bisher so häufig empfindlich fühlbar wurde, wäre fast gänzlich beseitigt. Gleichzeitig wäre damit für thätige Landwirthe eine neue und reiche Erwerbsquelle im Samenverkauf eröffnet!

Zum Schlusse erlaube ich mir noch, einige historische Notizen über die Einführung und Geschichte der Kartoffel in Deutschland beyzufügen, welche, wenn auch theilweise bekannt, doch nicht ohne Interesse seyn dürften.

Gewöhnlich glaubt man, die deutschen Kartoffeln stammten zunächst von denen ab, welche Raleigh im Jahre 1584 — 85 aus Virginien nach England brachte und bezieht sich dabey auf eine Stelle bey Caspar Bauhin (Comment. in Matthiol. p. 758), wo er von der Kartoffel sagt: Ex insula Verginia primum allata in Angliam, indè in Galliam aliasque regiones. Diese Angabe ist aber unrichtig. Nach Deutschland kam die Kartoffel vermuthlich zuerst durch Clusius, welcher sie schon im Jahre 1588 durch den damaligen Gouverneur von Mons nach Wien geschickt erhielt. Nach den Niederlanden wurde sie aber aus Italien, wahrscheinlich durch den damaligen päbstlichen Legaten gebracht, welcher wenigstens ihre Kultur daselbst sehr beförderte. Wie sie früher, aber gewiß lange vor Raleigh, nach Italien gekommen, ob aus Spanien oder vielleicht durch die Genueser, ist nicht bekannt. Indessen war sie zu Clusius Zeit in manchen Gegenden Italiens schon so verbreitet, daß sie nicht allein mit Hammelfleisch häufig gegessen wurde, sondern bereits als Schweinmastung diente, während andere Provinzen sie noch gar nicht kannten und Clusius u. a. die ersten Knollen von Wien nach Pavia schickte. Man hielt sie in Italien für eine sehr nahrhafte und stimulirende Speise, in Deutschland stellten sich dagegen gleich anfangs Vorurtheile gegen sie ein. Die Einführung in England hatte auf Deutschland keinen Einfluß und Clusius sagt ausdrücklich noch im Jahre 1601, wo er also die Kartoffel schon 13 Jahre genau kannte, sie scheine Aehnlichkeit mit der Pflanze zu haben, welche die Virginier Openawk nennen. Er kannte also selbst da die englische Pflanze noch nicht, obgleich die Kartoffel nach seinen Berichten bereits in plerisque Germaniae hortis vulgaris war.

Aus dem Letzteren ergiebt sich auch, wie die späteren Einführungen der Pflanze in den verschiedenen Provinzen Deutschlands durch Seignoret, Miltkau u. A. zu verstehen seyen. Nicht als ob wir den Verdiensten dieser Männer damit zu nahe treten wollten, müssen wir aber doch, nicht zur Ehre Deutschlands, sagen, daß die wichtige Nutzpflanze fast hundert Jahre in den meisten vaterländischen Gärten schon bekannt war, bevor sie irgend eine Anwendung im Großen fand.

Der Name Kartoffel entstand bekanntlich durch Korruption des italienischen tartufo oder tartufolo, Trüffel, wie die Pflanze dort wegen der Aehnlichkeit der Knollen damals ohne Zusatz (jetzt tartufo bianco) hieß. In Deutschland nannte man sie zuerst, wie gleichzeitig die Trüffel, Griebeln oder Grübeln und die Pflanze Grübelbaum. So heißt sie schon im Jahre 1598 bey C. Bauhin. Da dieses offenbar eine Uebersetzung des italienischen Namens ist, welche später verschwand, als dieser selbst in die deutsche Sprache aufgenommen wurde, so scheint auch hierin ein Beweis ihrer ursprünglichen Einwanderung nach Deutschland aus Italien gegeben zu seyn.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

Dr. Th. Marezoll, Das gemeine deutsche Criminalrecht als Grundlage der neueren deutschen Strafgesetzgebungen. Leipzig 1841. 8.

Oskar, Kronprinz von Schweden und Norwegen, Ueber Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. v. Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. N. H. Julius. Leipzig 1841.

Jos. Kitka, Die Beweislehre im österreichischen Criminal = Strafprocesse. Wien 1841. 8.

J. D. H. Temme und G. A. Noerner, Der Proceß Lafarge beleuchtet nach preußischem Strafrechte. Berlin 1841.

Das Criminalgesetzbuch für das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig 1840. 8.

Dr. F. C. H. Hepp, Commentar über das neue würtembergische Strafgesetzbuch. Bd. I. Abth. 1 — 5. Tübingen 1841. 8.

C. C. F. W. Nettelbladt, Rechtssprüche des Oberappellationsgerichts zu Parchim. Bd. 1 — 5. Parchim 1839 — 40. 4.

Ad. Michaelis, Votum über den Reichsgräflich Bentinckschen Erbfolgerechtsstreit. Tübingen 1841.

Bibliotheek van Theologische Letterkunde. Deel 1 — 9. Amsterd. 1803 — 11. 8.

Bijdragen tot de beoefening en geschiedenis der godgeleerde wetenschappen. Deel 1 — 14. Amsterd. 1803 — 1826. 8.

Nederlandsche Stemmen over godsdienst, staat - geschied - en letterkunde. Deel 1 — 6. Amsterd. 1834 — 38. 4.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor Kerkelijke geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 11. Leiden 1840. 8.

Theodoreti Episcopi Cyrensis graecarum affectionum curatio. Ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Oxonii 1839. 8.

Jo. Conr. Appelius, Aanmerkingen over den Bezwaarlyken en nuttigen dienst, den voornamen inhoud en het regt gebruik van Tevangelie. Deel 1. 2. Groningen 1770. 8.

Bundel van godgeleerde oudheidgeschied - en letterkundige oeffeningen. Deel 1 — 12. Amsterd. 1757. 8.

J. L. Magnet, Oeuvres posthumes, contenant quelques dissertations et discours sur l'ecriture Sainte. Amsterd. 1775. 8.

G. Atsma, Verklaringe van het tweede gesigte der openbaringe van den Apostel Johannes. Dordregt 1745. 8.

W. A. van Vloten, Tweede verhandeling, den middenweg aanwyzende tusschen de uitersten van den tegenwoordigen tyd. Amsterdam 1806. 8.

Amsteldamse nederduitsche godgeleerde, geschied, oudheid, taalen letterkundige Bibliotheek. Deel 1. 2. Amsterd. 1767. 8.

De rechtzinnige Theologant of godgeleerde Staatkundige verhandelinge. Hamburg 1693. 4.

Ontleding van het Reedeubeleidt van den Heiligen Paulus, over de Zondaars voor Godt. Amsterd. 1761. 4.

H. van Herwerden, Over het Evangelie van Joannes. Deel 1 — 6. Amsterd. 1797. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque auspiciis navarchi Frieder. Lütke annis 1826, 1827, 1828 et 1829 celoce Senjavin executo in oceano pacifico, in-primis septemtrionali ad littora rossica asiatico - americana collectarum. Autoribus Prof. Al. Postels et Dr. Franc. Ruprecht. Petropoli MDCCCXL. Typis Ed. Pratz. Imper. Folio. Mit rußischem und lateinischem Text und 40 kolorirten Tafeln.

Daß eine Großmacht, in drey Welttheilen mit gewaltigem Länderbesitz eingebürgert, sich bestrebt, ihr unermeßliches Gebiet und dessen natürliche Produkte in staatswirthschaftlicher Beziehung kennen zu lernen, aller seiner Hülfsquellen bewußt zu werden und darauf die nöthigen Kombinationen zu gründen, liegt im eigenen direkten Vortheil, in der Natur der Sache. Aber einer erleuchteten Regierung ist es würdig, von den hiezu nöthigen Bemühungen auch das reine zur Zeit keinem administrativen Zwecke huldigende Interesse der Wissenschaft nicht auszuschließen und dieses schöne uneigennützige Verfahren hat das hohe russische Gouvernement seit einem Jahrhundert bey allen von ihm ausgegangenen Untersuchungs = und Entdeckungsreisen unverrückt im Auge behalten. Allen solchen Expeditionen wurden Naturforscher zugesellt, viele ausserdem mit selbstständigen Missionen betraut. Mit gleicher Liberalität wurden die Resultate der Forschungen oft glänzend ausgestattet dem Publikum mitgetheilt (wir erinnern hier aus neuer Zeit nur an das auf kaiserliche Kosten erschienene Prachtwerk des k. Staatsrathes v. Ledebour über die Flora des Altai), die Sammlungen selber aber den Studien auch auswärtiger Naturforscher auf die freysinnigste Weise zur Benützung gestellt. Fast jeder deutsche Gelehrte wird schon Veranlassung gehabt haben, diese Munificenz dankbar anzuerkennen.

Eine neue Gelegenheit hiezu bietet das obengenannte Werk, dessen die königl. Hof = Bibliothek in München sich als eines huldvollen Geschenkes Sr. Majestät des Kaisers erfreuen darf. Eine Monographie der Algen des stillen Meeres ist gewiß kein Gegenstand von direktem staatswirthschaftlichem Interesse. Erscheint sie aber dennoch als ein kostbares Prachtwerk in wahrhaft kaiserlicher Weise ausgestattet, so ist dieses nur ein Beweis mehr von der unparteyischen Anerkennung, deren der erhabene Monarch und sein erleuchtetes Ministerium in der Person des Herrn Kultusministers von Uwaroff auch die speciellsten wissenschaftlichen Untersuchungen würdigt, und wir werden dadurch aufs Neue zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft der Naturwissenschaften in Rußland berechtigt.

Die nächste Veranlassung zu dem Werke war darin gegeben, daß die Herren Mertens und Postels der Erdumseglungs = Expedition des jetzigen k. russischen Kontre=Admirals Hrn. v. Lütke*) in den Jahren 1826 — 29 beygegeben, hier Gelegenheit hatten, die Algen des stillen Oceans sorgfältiger als bisher geschehen, zu untersuchen und dabey sehr interessante Entdeckungen zu machen. Leider konnte der verdienstvolle Mertens, der bald nach der Rückkehr starb, die Resultate nicht mehr

---

*) Wir verweisen in Beziehung auf Herrn v. Lütke's Voyage autour du monde etc. auf eine frühere Anzeige in diesen Blättern Bd. IV. S. 987 seq.

mittheilen. Er fand aber einen würdigen Nachfolger in dieser Arbeit an Herrn Dr. Ruprecht, Konservator des k. Herbariums in St. Petersburg, mit welchem vereinigt Herr Prof. Postels nun dieselben veröffentlicht hat.

Es wäre unnöthig, ein Wort des Lobes über die typographische und artistische Ausstattung des Buches voranzustellen. Der Text ist in russischer und lateinischer Sprache eben so elegant gedruckt als die lithographirten und in Kupfer gestochenen Tafeln sorgfältig gearbeitet. Wir begnügen uns, aus ersterem einige Auszüge von allgemeinerem Interesse mitzutheilen: Die Einleitung (p. I — IV. des lateinischen Textes) handelt von der geographischen Verbreitung und Vertheilung der Salzwasser-Algen in den verschiedenen Meeren, welche in drey Welttheilen die Küsten des russischen Kaiserreiches bespülen. Die Herren Verfasser nehmen für dieses ganze Gebiet vier Provinzen oder Regionen an, deren submarine Floren sich nicht nur nach dem Vorkommen der verschiedenen Gattungen und Arten, sondern auch in der Häufigkeit der Algen überhaupt unterscheiden. Mit Recht beklagen sie dabey, daß für dieses Kapitel der Pflanzenkunde noch so wenig geleistet sey und machen aufmerksam, welchen Einfluß auf die Vertheilung der Algen die Temperatur des Meeres, der Salzgehalt, Ebbe und Fluth, Beschaffenheit und Formation der Ufer, endlich die Bildung und Dauer des Eises ausüben.

Ihre erste Region umfaßt den Pontus, das schwarze mit dem asowschen und das kaspische Meer, die südlichsten russischen Küsten zwischen 38 — 47° nördlicher Breite. Ebbe und Fluth sind im schwarzen Meere schon fast nicht mehr fühlbar, das Wasser viel weniger gesalzen als im Mittelmeere, die Zahl der Algen, Arten und Unterarten, so viel man bisher kennt, nur ungefähr 40; die meisten überdieß klein und schmächtig. Cystoseiren und Sargassum kaum über einen Fuß lang gehören zu den größten, die Ulven sind verhältnißmäßig zahlreich, ächte Tange sparsam und selbst sehr gemeine Formen des adriatischen Meeres wie Fucus vesiculosus fehlen völlig. Caulerpa protifera dagegen erscheint als Anzeichen der südlichen Breite.

Noch geringer, ja völlig unbedeutend ist die Zahl der Algen im kaspischen Meere, daher ihre Anwesenheit daselbst auch schon öfters völlig geläugnet wurde. Die Herren Verfasser zählen indessen einige Arten mit Sicherheit auf. Der Salzgehalt des Wassers ist so unbedeutend, daß nach Göbel im Norden des Sees in 1000 Theilen Wassers nur 6 Theile, dagegen im asowschen Meere 12, im schwarzen 18 (21, 6 nach Marcet), im atlantischen Ocean aber 36 bis 40 Theile festen Salzes enthalten sind. Dieser Differenz entspricht auch das specifische Gewicht des Wassers mit 1,0142 im schwarzen Meere und mit 1,027 im atlantischen Ocean.

Die zweyte Region bildet die Ostsee mit ebenfalls schwach gesalzenem Wasser (specifisches Gewicht zwischen 1,0049 und 1,0076, Salzgehalt 0,0065) und eben so arm an Algen. Die Verfasser begränzen überdieß die Region der Seealgen hier bey den Aland-Inseln (etwas über 60°), da im finnischen Meerbusen bey fast ganz süssem Wasser höchstens noch einige amphibolische Formen, im oberen Theile des bottnischen von den Quarken-Inseln an (wo nach Wirzén Fucus vesiculosus aufhört) gar keine solche mehr vorkommen.

Die dritte Region umfaßt die Küsten des Eismeeres von russisch Lappland an Europa und Asien hin bis jenseits der Beeringsstrasse zum Kotzebuesund und den nordwestlichen Spitzen von Amerika in einer Ausdehnung von mehr als 190 Längengraden. Mit Ausnahme des weissen Meeres liegt diese Region fast ganz in der Polarzone und Kap Siwirowostotschny in Asien sogar unter 78°. Der westliche, europäische Theil wird von dem östlichen asiatisch-amerikanischen unterschieden. Die lappländische und die Westküste von Nova-Semlja sind im Winter eisfrey, die von Samojeden-Land, die Ostküste von Neu-Semlja, das weisse und karische Meer bedecken sich dagegen alle Winter mit Eis. Der Salzgehalt des Eismeeres wird auf 0,039 — 40, der des weissen Meeres auf 0,0320 angegeben. In diesem westlichen Theil sind bisher größtentheils durch die Bemühungen der Herren von Baer und Schrenk 59 Algenarten aufgefunden worden, welche die Herren Verfasser, je nachdem dieselben an einzelnen Küstenstrichen vorzugsweise

oder im ganzen Umfange gleichmäßig vorkommen, wieder in 7 Unterabtheilungen bringen.

Nach Osten längs der asiatischen Küste hin ist das Meer kaum 3 Monate des Jahres hindurch von Eis frey, wobey zugleich die Temperatur des Wassers sich selten über 3° mitten im Sommer erhebt. Doch kommen noch mehrere zum Theil weit verbreitete Algen, wie Fucus vesiculosus, Laminarien, Delesserien u. s. w. vor. Viel wärmer dagegen sind Wasser und Luft an der amerikanischen (Nordwest-) Küste, oberhalb der Aleuten, wo z. B. Anfang August die Temperatur des Wassers im Kotzebue-Sund 8 — 10° R. (gegen Ende August 5°) beobachtet wurde. Aber am Nordstrande vom Eiskap östlich ist die Küste mit ewigem Eis bedeckt.

In einer Uebersicht aller Polarländer der nördlichen Hemisphäre nehmen die Hrn. Verf. ungefähr 100 bisher genauer gekannte Thalassophyten für dieselben an. Um Spitzbergen sind bisher 10, um Island 38, Grönland 29, rußisches und englisches Polar-Amerika 3, asiatische Polarküste vom kaspischen Meer an 15, russisches Lappland, weißes Meer und Westküste von Nova-Semlja 59, norwegisch Lappland 57 Arten gesammelt worden.

Mit Recht wird dabey bemerkt, daß man in Bestimmung der Wohnplätze der Algen vorsichtig seyn und die durch Strömungen oft aus entlegener Ferne herbeygeführten und angeschwemmten Bruchstücke nicht mit den heimischen Arten der einzelnen Gegenden verwechseln müsse. Man könne mit Sicherheit nur da von Standorten der Species sprechen, wo man sie wirklich auf dem Meeresboden angewurzelt gefunden habe.

Als vierte Region werden endlich die Küsten des stillen Oceans nördlich von den Aleuten bis zur Beeringsstraße, also das Meer von Kamtschatka und südlich bis zur Gränze der russischen Besitzungen, westlich ein Theil der Kurilen bis Urup und das Meer von Ochotsk angenommen. Dieses Gebiet ist sehr reich an eigenthümlichen oft riesenhaften Algenformen, welche den Stoff zu dem vorliegenden Werke boten, vorzüglich in den südlichern Gegenden, wo die submarine Vegetation in ihrer ganzen Ueppigkeit sich entfaltet. Es werden im Ganzen 102 Arten, darunter 47 neue aufgezählt; charakteristisch sind vorzüglich die röhrenförmigen (Macrocystis) und die durchlöcherten oder gegitterten (Thalassiophyllum, Agarum) Formen. Unter den 270 Algen, welche die Verff. für den atlantischen Ocean von England bis zur Polarzone annehmen, kommen nur 54, unter 100 Polar-Algen 25 im stillen Ocean wieder vor. Im nördlichen Theile, im Meere von Kamtschatka ist auch Klima und Vegetation noch arktisch. An der Paulinsel (57°, 5,) bleibt das Meer manchmal bis zum May, an der St. Lorenzinsel bis Anfang July mit Eis bedeckt, daher ist hier die Algenvegetation in Vergleichung zu den südlichern Küsten sehr arm. Aus dem ebenfalls noch rauhen und während eines langen Winters mit Eis bedeckten Meere von Ochotsk sind noch wenige Algen bekannt. *)

Der größte Theil der beschriebenen Arten ist aus der Umgegend des Peter- und Paulshafen auf Kamtschatka, auf Unalaschka und Sitcha, wohin regelmäßig die russischen Schiffe kommen, vorzugsweise jedoch aus ersterer Gegend, wo die Expedition dreymal und auf längere Zeit verweilte, also den Herren Mertens und Postels auch mehr Gelegenheit zu Untersuchungen geboten war, als bey flüchtigem Aufenthalt auf Unalaschka und Sitcha.

Der Einleitung folgt die Erklärung der Abbildungen. Wir können hier nur bey der ersten Tafel etwas verweilen, die ein Bild giebt, wie die Algen des stillen Oceans gesellig aus dem Grunde der hellen Fluth emporsprossen. Der Anblick einer solchen submarinen Landschaft wird uns hier zum erstenmale geboten, selbst dem Botaniker vom Fache, der ähnliche Vegetationsformen schon wenigstens aus einzelnen Bruchstücken kennt, ein neues und höchst überraschendes Bild, von welchem namentlich die Binnenländer keinen Begriff haben können! Denken wir uns nämlich auch die klaren Buchten unserer Landseen ebenfalls mit Dickichten und Gebüschen von in ihren Tiefen lebenden Gewächsen

*) Außerordentlichen Reichthum an Algen müssen bey näherer Bekanntschaft die chinesischen und japanischen Küsten liefern, wo dieselben einen wichtigen Nahrungszweig des gemeinen Volkes ausmachen.

erfüllt, so sind deren Formen, besonders der Kryptogamen, doch sehr klein und unscheinbar. Haarfeine Konferven und sparrige Armleuchter (Chara) gruppiren sich zu niedrigen Polstern oder kurzen Rasen; auch die Phanerogamen sind mißfarbig und man könnte fast sagen, in ihrer einförmigen Entwickelung unvollendet. Man sieht das Bestreben des vegetativen Lebens, auch diese Wasserwüsten zu bevölkern, aber den Organismen, welche dabey entstehen, ist der Stempel der Anstrengung und gleichsam des Kampfes um ihre Existenz aufgedrückt.

Ganz anders stellt sich die vorliegende Ansicht einer Bucht auf Sitcha in der Nähe des Berges Edgekumbe bey Neu-Archangelsk dar. Hier haben wir die zwar niedrig entwickelte Pflanzenfamilie der Algen alleinherrschend, aber auf dem Gipfel ihrer Vollendung schwelgend gleichsam in allen Formen und Farben der terrestrischen Tropenflora. Freylich ist der Bau dieser Pflanzen höchst einfach, es sind keine Organe mit ausschließlichen Funktionen ausgeschieden. Die Wurzel vereint sich zum Stamm und dieser verästet und verflacht sich wieder in blattartige Lappen, Alles aus organischem Schleim und netz- oder fadenförmigen Zellen zusammengesetzt, welche sich zum Theil zu eben so einfachen verschieden gesellten Keimkörnern entwickeln. Die ganzen Individuen von der Wurzel zum Gipfel sind homogen ohne Ausscheidung von Stamm, Blatt oder Blüthe, aber täuschend ahmen die einzelnen Partien das Ansehen der differenten Organe höherer Pflanzen nach und prunken in ihren Formen nnd Farben, nur viel willkührlicher, regelloser in den Umrissen als bey jenen die strenge Symmetrie es gestattet. Purpurne Iridäen stellen mit ihren kreisrunden Lappen auf dem Grunde des Meeres riesenhafte Blumen dar, dazwischen erheben sich lederartige gelbe und braune in lange Stücke zerschlizte Laminarien und darüber spielen die dünnen Stengel der Macrocystis mit trompetenartigen Anschwellungen an der Basis der gefranzten Laubzweige. Einzeln steht dazwischen das wunderbare neue Seegewächs, von den Verff. zu Ehren des kaiserlichen Thronfolgers Constantinea Rosa marina (sitchensis) genannt, ein ästiger Strauch mit wirtelförmigen zu Rosen an einander gerückten kreisrunden Blattlappen von röthlicher Färbung. Alarien, am Grunde mit vielen kleineren gequirlten Lappen, aus deren Mitte eine oft klafterlange wellig gekrauste Blattfläche wie eine riesenhafte Schwungfeder aufstrebt, wunderbar durchbrochne oder gegitterte Agarum- und Thallasiophyllum-Arten, haarfeine Desmarestien, und zwischen allen diesen durchgeflochtene eigentliche Tange (Fucus) vollenden das Bild einer Vegetation, welche mit der terrestrischen nichts als das Leben gemein hat.

Nicht minder fremdartig sind die animalischen Formen, welche diese submarinen Dickichte beleben. Hier bewegen sich regelmäßig geometrische, fast könnte man sagen krystallinische Thierkörper, Asterien und Echinodermen, zwischen den wie nach einer phantastischen architektonischen Ordnung gebildeten in jeder Farbenpracht prunkenden Quallen, die gleich den Algen glänzende Blumen nachahmen. Träge Sepien und Schalthiere breiten die warzigen Fangarme nach ihrem Raub, gepanzerte Crustaceen schreiten einher und mit der Beweglichkeit des Vogelfluges gleiten in wechselnder Tiefe bunte Fische an Form belebten Träumen ähnlich. Aber vergeblich horcht das Ohr auf eine Aeußerung höheren Lebens, auf eine Stimme. Sie hat seit dem Werderuf nie getönt in der ewig schweigsamen Wasserwelt, über welcher nur der Sturm als ein kräftiger Lebensathem in die Fluthen haucht.

Einer Algenform, welche gleichsam an die ausgestorbenen riesenhaften Pentacriniten der Urwelt erinnert, gedenken die Verfasser ausführlicher, der **Nereocystis Lütkeana**. Die junge Pflanze steigt aus einer flach verästelten auf Steinen oder Muschelschaalen haftenden (also wie bey allen nur befestigenden kaum ernährenden) Wurzel als ein einfacher fadenförmiger 2 — 3 Fuß langer Stengel auf, welcher sich am Ende plötzlich in eine kugelige völlig geschlossene und mit Wasser gefüllte Blase von der Größe einer Welschnuß erweitert. An der oberen Hälfte dieser Blase sitzen im Kreise die lanzettlichen spitzigen bis zum Grunde zwey- bis vielspaltigen häutig-lederartigen Blattlappen von 1 1/2 — 2′ Länge und weingelber Farbe. Mit dem wachsenden Alter dehnen sich diese Formen auf kolossale Weise aus. Der Stamm erreicht eine Länge von 100, ja nach den Berichten der Einwohner von

manchmal 270 Fuß, nimmt aber an der Basis fast nichts an Dicke zu. Selbst in der Höhe von 60 — 90′ ist er erst 2 — 2 1/2 Linie dick und nur am Ende wird er röhrig und dehnt sich allmählig keulenförmig in die Blase aus, welche dann an der Anheftung der Blätter 4 — 6 Zoll Durchmesser hat. Die Blattlappen nehmen dabey eben so an Zahl als an Größe zu, und es waren noch nicht die größten Individuen, deren Blattbüschel ungefähr 50 Lappen von 27 Fuß Länge zeigten. Die dünnen zähen Stengel werden von den Eingebornen zu Fischernetzen verwendet, wie dieses nach Lightfoot auch mit den 30 — 40′ langen Stengeln von Chondria Filum auf den Shetlands-Inseln geschehen soll. In der Norfolkbay wächst die Nereocystis so häufig, daß sie für Kähne sogar die Kanäle zwischen den kleinen Inseln sperrt, so wie zwischen den Wendekreisen die schwimmenden Tang- (Sargassum) Bänke und an den Küsten des südlichsten Amerika's die Macrocystis-Arten manchmal selbst große Schiffe in ihrem Laufe aufhalten.

Wunderbar kontrastirt auf dem gegebenen Bilde Tab. I. des Werkes diese Flora der Wassertiefen mit der einförmigen Vegetation des Landes, die in Fichten- und Föhrenwaldungen ganz an die europäische erinnert, während zugleich ringsum Berge bis zu 3000′ Fuß Höhe mit kaum noch erloschenen Kratern die Thätigkeit naher vulkanischer Heerde beurkunden. Ein Denkmal ist noch auf dem Bilde dem verewigten Mertens *) gesetzt, welcher dargestellt ist, wie er in Begleitung eines Marine-Soldaten Algen sammelt.

Es liegt außer den Gränzen dieser Anzeige, in eine Kritik der einzelnen Gattungen und Arten von Thalassophyten einzugehen, welche der systematische Theil desselben bietet, eine Aufgabe, welche bey der Unmöglichkeit das Material zu vergleichen eben so schwierig, als bey den gründlichen Kenntnissen der Verfasser unnöthig seyn dürfte. Auch ob unter den angenommenen früher bekannten Gattungen alle nothwendig oder einige überflüßig seyen, lassen wir dahin gestellt und beschränken uns auf die einfache Aufzählung des Gegebenen. Zuerst werden einige Laminarieen aus den südlichsten Breiten Amerikas abgehandelt. Dahin gehört Durvillea utilis, häufig um das Kap Horn und an der Küste von Chili, wo sie den armen Leuten zur Speise dient; Ecklonia buccinalis, das alte Trompetengras, an den Maklov-Inseln, am Kap; Lessonia rufescens und nigrescens, südlichstes Amerika. Macrocystis Humboldtii, angustifolia, planicaulis, pyrifera, latifolia. Mit Nereocystis erscheinen sie als die Riesen der submarinen Vegetation. M. pyrifera erreicht an den Maklov-Inseln eine Stammlänge von 50 — 200 Fuß, die Blätter werden 8 Fuß lang und ihre Blasen am Grunde 6 — 7 Zoll groß. Bey Van Diemensland bedeckt sie große Strecken des Meeres und Péron sah einzelne Individuen von 250 — 300 Fuß Länge und mit 12′ langen Blättern. Laminaria potatorum, biruncinata, himantophylla. Dann folgt die Aufzählung der an den russischen Küsten des stillen Oceans in Asien und Amerika gefundenen Arten.

A. Laminarieae.

1. Lessonia ciliata (T. 38, g.), laminarioides (T. 38, e.). — 2. Macrocystis pyrifera Ag. (T. 6. var. α.), tenuifolia. — 3. Nereocystis Lütkeana (T. 8, 9.). — 4. Laminaria crassifolia (T. 38. d.), triplicata (T. 10.), longicruris Lap., latifolia Ag., saccharina Lam. (T. 9.), digitata Lam. (T. 12.), Bongardiana (T. 13, 14.), bifida (T. 15.), taeniata (T. 38. f.). — 5. Alaria fistulosa (T. 16.), esculenta Grev. (T. 17.), marginata.

B. Agaroideae.

6. Thalassiophyllum (Agari spec. Greville) Clathrus (T. 18, 19.). — 7. Agarum Gmelini Mert. (T. 20, 21.), Turneri (T. 22.), per-

*) Seine Biographie giebt Lütke Voyage autour du monde. Vol. III. p. 337 seq. indem er in einfachen Zügen die unermüdliche seine physischen Kräfte überbietende Thätigkeit, die wissenschaftliche Tiefe und die reine Herzensgüte des leider so frühe Geschiedenen schildert, der durch diese seltenen Eigenschaften während der 4jährigen Reise gleichsam den Concentrationspunkt der Expedition bildete.

tusum Mert. (T. 23). — 8. Costaria Turneri Grev. (T. 24).

C. Fucoideae.

9. Fucus vesiculosus L. (T. 15.), furcatus Ag. — 10, Cystoseira thyrsigera (T. 38. f. i.), spicigera Ag.

D. Sporochnoideae.

11. Desmarestia intermedia Grev. (T. 26.), viridis Lam. — 12. Desmia herbacea Lyngb.

E. Florideae.

13. Rhodomela floccosa Ag. (T. 38. f. c.), Larix Ag. (T. 38. f. h.). — 14. Odonthalia angustifolia Suhr (T. 27.), Gmelini (T. 28.). — 15. Delesseria sinuosa Lam., alata Lam., serrata. — 16. Wormskioldia ruthenica. — 17. Hymenema fimbriata (T. 38. f. a.). — 18. Rhodomenia ciliata Grev., jubata Grev. — 19. Microcladia glandulosa Grev. — 20. Ptilota asplenioides Ag. (T. 29.), plumosa Ag. — 21. Laurencia spectabilis. — 22. Corallopsis Salicornia Grev. — 23. Gelidium corneum Lam. — 24. Gigartina plicata Lam., fastigiata, muricata. — 25. Hypnaea musciformis Lam. — 26. Sphaerococcus crinitus Ag. — 27. Chondrus crispus Ag., mamillosus Stackh.

F. Gastrocarpeae.

28. Constantinea Rosa marina (T. 30.), sitchensis. — 29. Iridaea ornata (T. 31.), lacera, lilacina, Cornucopiae, platyna (Halym. plat. Ag.), phyllocarpa, pustulosa (T. 32.), heterocarpa, Mertensiana (T. 33.), punicca, affinis, pinnata, socialis. — 30. Halymenia palmata Ag. (T. 84.). — 32. Dumontia sobolifera Lam., clava, hydrophora (T. 35. f. C.), firma (T. 35. f. B.), fucicola (V. 35. f. A.), decapitata (T. 35. f. E.), coronata (T. 35. f. D.), furcata.

Genera Gastrocarpeis, Dictyoteis et Ulvoideis intermedia. 32. Chorda Filum Stackh. — 33. Soranthera ulvoidea.

G. Zonarieae.

34. Padina deusta Grev. — 35. Corallina tuberculosa (T. 40. f. 100.), pilulifera (T. 40. f. 101.), arbuscula (T. 40. f. 102.), frondescens (T. 40. f. 103.), cretacea (T. 40. f. 104.).

H. Siphoneae.

36. Codium tomentosum Stackh.

I. Ulvoideae.

37. Porphyra vulgaris Ag., pertusa (T. 36.). — 38. Ulva fusca, latissima L., fenestrata (T. 36.), Linza L. — 39. Enteromorpha fascia, compressa Grev.

K. Ectocarpeae.

40. Chordaria flagelliformis Ag. — 41. Cladostephus verticillatus Ag. — 42. Ectocarpus littoralis Lyngb.

L. Ceramieae.

43. Polysiphonia purpurea, bipinnata. — 44. Ceramium diaphanum (Conf. Lightf.), virgatum Roth.

M. Confervaceae.

45. Conferva Linum Müll., aeruginosa L., fascicularis Ag.

Gerne begleiteten wir nun noch die Verfasser bey ihren schönen Betrachtungen über den primären Bau und die Organe der Algen (S. 7, 8) und verweilten bey den vortrefflichen anatomischen Darstellungen der Gattungen auf Tab. 39 und 40., aber in diesen Blättern müssen wir uns auf den flüchtig bisher gegebenen Auszug beschränken und schließen denselben mit dem Wunsche, daß bald jede Pflanzenfamilie eben so gründliche und scharfsichtige Monographen finden möge, deren Arbeiten mit Recht das Prachtgewand einer wahrhaft kaiserlichen Munificenz schmücken darf.

Zuccarini.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

E. Bertheau, Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze in den drey mittleren Büchern des Pentateuchs. Göttingen 1840. 8.

Dr. B. Welte, Nachmosaisches im Pentateuch. Karlsruhe 1841.

Joh. Schultheß, Exegetisch = theologische Forschungen. Bd. 1 — 3. Zürich 1818 — 24. 8.

Joh. Ed. Huther, Commentar über den Brief Pauli an die Colosser. Hamburg 1841. 8.

William Sidney Gibson, The certainties of. Geology. London 1840. 8.

Dr. E. W. Hengstenberg, Die Bücher Moses und Aegypten nebst einer Beylage: Manetho und Hyksos. Berlin 1841. 8.

Dr. J. H. Kalthoff, Handbuch der hebräischen Alterthümer. Münster 1840. 8.

Fr. Beck, de parallelismi membrorum in poesi Hebraeorum usu hermeneutico et critico dissertationes. Pars I. Havniae 1840. 8.

Bruno Baur, Historische Kritik in ihrer Consequenz. Ein Beytrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Heinrich Böttger. Abth. 1. 2. Braunschweig 1840 — 41. 8.

W. M. L. de Wette, Lehrbuch der historisch = kritischen Einleitung in die Bibel des alten und neuen Testaments. Th. 1. 2. Berlin 1840. 8.

Wilh. van Ichoven, Gronden van het verzekerd christendom. Gravenhage 1744. 8.

R. Speelman, De onschadelijkheid van de leer der onmagt aangewezen. Dordrecht 1808. 8.

Dr. Otto Krabbe, Die Lehre von der Sünde und vom Tode. Hamburg 1836. 8.

F. A. Klein, Darstellung des dogmatischen Systems der protestantischen Kirche. Jena 1840. 8.

Dr. J. H. Pabst, Der Mensch und seine Geschichte. Wien 1830. 8.

F. A. Philippi, Der thätige Gehorsam Christi. Ein Beytrag zur Rechtfertigungslehre. Berlin 1841. 8.

K. Konradi, Kritik der christlichen Dogmen. Berlin 1841. 8.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Th. 1. Leipzig 1840. 8.

Ed. Meiners, Bevestiging en verdediging van Oostvrieschlandts gereformeerde hervorminge. Emden 1738. 8.

Dag-Boek mijner goede werken in rekening gebragt bij God tegen den dag der algemeene Vergelding. Amsterd. 1785. 8.

Jo. Swartte, Oude en Recht-zinnige Waarheyd in Stuk der Bedeelinge der Tyden en Vergevinge der Sonden. Rotterd. 1695. 4.

Dion. van der Keessel, De vastgestelde leer en praktyk. Deel 1 — 3. Deventer 1749 — 1850.

Cornelis Brem, De eer en leer der hervormde kerk. Rotterd. 1790. 8.

Didericus van der Kemp, De gronden der goede hope voor Neerlands hervormde kerke verdedigd. Leyden 1770. 8.

De Protestant. Deel 1 — 11. Dordrecht 1819 — 1831. 8.

F. Lamennais, Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie. Paris 1841. 8.

Ludw. Feuerbach, Das Wesen des Christenthums. Leipzig 1841. 8.

Dr. H. E. G. Paulus, Die protestantisch = evangelische unirte Kirche in der bayerischen Pfalz. Heidelberg 1840. 8.

Thomas Stephen, The spirit of the church of Rome, its principles and practices as exhibited in history. London 1840. 8.

D. Bernhardi, Laokoon oder Hermes und Perrone. Köln 1840. 8.

Dr. Fr. Baader, Ueber morgenländischen und abendländischen Katholicismus. Leipzig 1841. 8.

C. Ph. Reidel, Andeutung des Unterschiedes zwischen dem religiösen und dem philosophischen Staudpunct. Heidelberg 1840. 8.

Memorandum über die Entfernung des Professor Dr. Mack von seinem katholisch = theologischen Lehramte an der Universität Tübingen von der rechtlichen

Seite betrachtet. Ein Beytrag zur Erläuterung des Würtembergiſchen Kirchenrechts. Schaffhauſen 1840. 8.

Kurzweil, Idée de la république de Pologne et son état actuel. Paris 1840. 8.

J. Ellendorf, Der Primat der römiſchen Päpſte. Aus den Quellen dargeſtellt. Bd. I. Darmſtadt 1841. 8.

Ph. Schaf, Die Sünde wider den heiligen Geiſt. Halle 1841. 8.

De Gods dienstvriend. Deel 1 — 7. Amsterd. 1789 — 95. 8.

Ysbrand van Hamelsveld, De ongeveinsde christen. Deel 1 — 8. Amsteld. 1797. 8.

Henr. Ravesteyn, de Nasireer Gods. Deel 1 — 3. Amsterd. 1756. 4.

Hier. van Alphen, Oeconomia catechesis Palatinae. Traj. ad Rhenum 1729. 4.

Herrmann Ferre en Cornel. Brinkman, Verhandeling van den Heidelbergschen Catechismus. Deel 1 — 4. Utrecht 1786. 8.

Dav. Knibbe, De leere der gereformeerde kerk, volgens de ordre van de Heydelbergse Katechismus. Leyden 1713. 4.

Jan Jakob Schultens, Uitvoerige waarschuuwing legen Comrie. Leiden 1755. 4.

Dr. Fr. W. Klöpper, Liturgik oder Theorie der ſtehenden Kultusformen in der evangeliſchen Kirche, nebſt praktiſchen Beylagen. Leipzig 1841. 8.

A. H. Hoffmann von Fallersleben, Geſchichte der deutſchen Kirchenlieder bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. 8.

Jacob Tyken, Schriftuurlyke, god-geleerde-, zeden-, oudheid-, historie. Amsteld. 1769. 4.

Marten Schagen, Historie der christenen die men gemeenlyk Waldensen noent. Haerlem 1765. 8.

J. van den Honert, Over de boheemsche en moravische kerk. Leyden 1739. 4.

Can. Angelo Sgura, Relazione della condotta dell' arcivescovo di Taranto Monsignor Guiseppe Capece-Latro nelle famose vicende del regno di Napoli nell' anno 1799. Napoli 1826. 8.

N. C. Kiſt, Die chriſtliche Kirche auf Erden nach der Lehre der heiligen Schrift und der Geſchichte. Eine gekrönte Preisſchrift. Leipzig 1838. 8.

Descrizione ragionata della sagrosanta patriarcal Basilica e Capella papale di S. Francesco D' Assisi. Roma 1820. fol.

Dissertatio de origine christianae religionis in Russia. Romae 1826. 8.

Dr. F. Ch. Baur, Apollonius von Tyana und Chriſtus oder das Verhältniß des Pythagoreismus zum Chriſtenthum. Tübingen 1832. 8.

Foeke Sjoerds, Kort vertoog van den staat en de geschiedenissen der kerke des nieuwen testaments. Leeuwarden 1759. 4.

Frid. Münter, Primordia ecclesiae Africanae. Hafniae 1839. 4.

Ecclesiastical documents: viz.

I. A brief history of the Bishoprick of Somerset from its foundation to the year 1174.

II. Charters from the library of Dr. Cox Macro. Now first published by the Rev. Joseph Hunter. London 1840. 4.

Jean Cohen, Précis historique sur Pie VII. Paris 1823. 8.

John Brown, A compendious history of the British churches in England, Scotland, Ireland and America etc. Vol. 1. 2. Edinb. 1823. 8.

Ant. Klein, Geſchichte des Chriſtenthums in Oeſterreich und Steyermark ſeit der erſten Einführung desſelben in dieſe Länder bis auf gegenwärtige Zeit. Bd. 1. 2. Wien 1840. 8.

G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchſtücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des vierten Jahrhunderts. Hannover 1840. 4.

A. Deville, Tombeaux de la cathédrale de Rouen. Rouen 1837. 8.

Dr. E. A. Th. Laspeyres, Geſchichte und heutige Verfaſſung der katholiſchen Kirche Preuſſens. Th. 1. Halle 1840. 8.

Dr. Fr. Joſ. Buß, Ueber den Einfluß des Chriſtenthums auf Recht und Staat von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Freyburg 1841. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Klasse magnetische Instrumente von neuer Construction vor und gab darüber folgende Erklärung.

Die Bemühungen der Physiker in neuerer Zeit haben vorzüglich dahin gezielt, eine große Genauigkeit der Ablesung bey den zur Untersuchung des Erdmagnetismus gehörenden Instrumenten zu erhalten. Man ist im Stande bis auf Secunden, und Zehntel-Secunden die Richtung eines Magnetstabs abzulesen: dabey bleibt aber noch immer nachzuweisen übrig, ob ein Magnetstab unter gewöhnlichen Umständen aufgehängt sich jedesmal genau in die Richtung der erdmagnetischen Kraft stelle, und ob nicht Umstände, sey es in den Instrumenten selbst, sey es in der nächsten Umgebung, vorhanden sind, welche auf die Richtung Einfluß haben, und die, um richtige Angaben zu erhalten, nothwendig berücksichtiget werden müssen.

Man wird hierüber zu einer Entscheidung dadurch gelangen, daß man Magnete von verschiedener Größe unter verschiedenen Umständen aufhängt, und gleichzeitig sie beobachtet. Ich hatte bey Erbauung des hiesigen magnetischen Observatoriums auf diese Untersuchung besondere Rücksicht genommen, weil bey der Verschiedenheit der Instrumente und Einrichtungen in den englischen und russischen, dann in den übrigen Continental-Observatorien es mir von größter Wichtigkeit schien, die Vergleichbarkeit der Ergebnisse streng zu prüfen, ehe man theoretische Folgerungen ableitet.

Den ersten Versuch dieser Art machte ich gegen Ende des verflossenen Jahres. Ein 4-pfündiger Stab wurde im Beobachtungs-Saal der Sternwarte aufgestellt und mit dem 25-pfündigen Stab des magnetischen Observatoriums verglichen. Der Erfolg zeigte, daß die beyden Instrumente keinen vollkommen übereinstimmenden Gang hatten. Dieses Ergebniß, wenn es gleich auf die Ursache der Differenzen nicht geführt hatte, war wenigstens hinreichend, um die Nothwendigkeit einer weitern Untersuchung darzulegen.

Die Unbequemlichkeit großer Instrumente und die bedeutende Mühe, welche mit ihrer Aufstellung und Regulirung verbunden ist, bewogen mich im Verlaufe des verflossenen Winters mit kleinen Magneten Versuche anzustellen, wodurch ich deren Brauchbarkeit für genaue Beobachtungen erkannte. Erst zu Anfang des Monat May fieng eine Reihe von stündlichen Vergleichungen an. Ich hatte einen kleinen Magnet (aus einer Uhrfeder gemacht) von etwa 2 1/2 Zoll Länge, auf dessen Mitte ein Spiegel von 8 Linien Quadrat befestiget war, an einem einfachen Coconfaden aufgehängt und unter einer Glasglocke von 3 Zoll Durchmesser und 12 Zoll Höhe luftdicht eingeschlossen. Aus der Glasglocke war ein Stück herausgeschliffen und ein Planglas vor dem Spiegel eingekittet, durch welches man das Bild der Scala im Spiegel sehen konnte.

Anfangs war unter dem Magnet eine Kupferplatte angebracht, die ich aber später entfernte, nachdem ich durch Versuche erkannt hatte, daß Kupfer, wenn es nicht vollkommen eisenfrey ist (und solches ist bisher überall noch zur Beruhigung der

Oscillationen der Magnete gebraucht worden), die Beobachtungen aus einem bisher nicht berücksichtigten Grunde fehlerhaft machen könne.

Das eben erwähnte Instrument bewegte sich, nachdem das Kupfer entfernt war, ohne Schwingungen und eben so ruhig wie vorher. Man hatte es früher schwierig gefunden, kleine Magnete hinreichend vor den Oscillationen der Luft zu schützen, und dieser Umstand gab, wie es scheint, zum Theile Veranlassung zur Einführung großer Magnetstäbe, obwohl deren Gebrauch sonst mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden ist.

Durch die obige Einrichtung wurde dieses Hinderniß beseitiget, und ein Declinations-Instrument hergestellt, welches sehr leicht aufzustellen war, keine Torsionsbestimmung nöthig hatte, zugleich in Beziehung auf den ruhigen Gang selbst vor den großen Stäben, auch wenn sie aufs Sorgfältigste mit Kupfer umgeben sind, den Vorzug verdiente.

Ein nachtheiliger Umstand war noch vorhanden. Man darf auf einen so kleinen Magnet keinen großen Spiegel befestigen, weil sonst das Trägheitsmoment zu sehr vermehrt und der Gang nothwendig [illegible] gemacht wird. Ohne großen Spiegel und ein Fernrohr von entsprechender Oeffnung kann man aber keine Scala (sey es eine Papier- oder versilberte Metallscala) mit feiner Eintheilung anwenden.

Um diesen Uebelstand zu heben, verfertigte ich Scalen von Glas, bey denen die Beleuchtung so eingerichtet ist, daß bey Tage das Tageslicht, bey der Nacht das Licht einer kleinen Wachskerze (im letzten Falle werden die Strahlen durch eine Linse oder einen Hohlspiegel parallel gemacht) durchfällt. Auf solche Weise erhält man die Theilstriche weit heller erleuchtet als es je der Fall ist, wenn die Scala das Licht reflectirt, und kann folglich auch bey einem kleinen Fernrohr eine weit stärkere Vergrößerung anwenden. Um die Grenze anzudeuten, welche noch leicht erreichbar ist, bemerke ich, daß ich mit einem Fernrohr von 7 Linien Oeffnung eine Glasscala angewendet habe, wo der Werth eines Theilstriches nur 10″ betrug und die Zehntel der Theilstriche noch gut geschätzt werden konnten. Hiernach

können kleine Magnete auch da wo die größte Schärfe gefordert wird, angewendet werden.

Als ich anfieng kleine Magnete zu beobachten, war mir vor allem der Gang der magnetischen Aenderungen auffallend. Selten kommt eine regelmäßige Zu- oder Abnahme des Standes bey der Intensität oder Declination vor: Zunahme, Abnahme, Stillstand folgen in Intervallen von wenigen Secunden auf einander. Es schien zuvörderst nothwendig nachzuweisen, daß diese schnellen Aenderungen nicht von einer andern Ursache, etwa von Luftoscillationen herrührten: deßhalb wurden gleichzeitige Beobachtungen an 2 gleich construirten Instrumenten in Intervallen von 30″ vorgenommen. Hier folgen einige von den ersten Vergleichungen, wobey Apparat I. im magnetischen Observatorium und Apparat II. im Wohnzimmer aufgestellt waren. Der Werth eines Scala-Theiles ist 30″

			App. I.	App. I — II.
May 12.	7h	44′0″	7,4	+ 0,05
		30	7,3	+ 0,05
		45,0	6,9	— 0,05
		30	6,5	0,00
		45,0	6,3	— 0,05

			App. I.	App. I. — II.
May 15.	7h	10′0″	5,8	— 0,1
		30	5,7	— 0,1
		11,0	5,4	0,0
		30	5,5	0,0
		12,0	5,6	+ 0,1

Die folgende spätere Vergleichung ist aus einer Reihe hieher gehöriger Versuche, die am 26. Juny und den folgenden Tagen gemacht wurden, entnommen. Die Intervalle waren 15″; der Werth eines Theilstriches 30″ Bogen.

				App. I.	App. — II.
Juny 26.	9h	4′	0″	32,7	0,0
			15	32,75	— 0,05
			30	32,75	+ 0,05
			45	32,4	0,0
		5	0	32,5	+ 0,05
			15	32,8	0,0
			30	32,7	0,0
			45	32,4	+ 0,1
		6	0	32,3	+ 0,1
			15	32,0	— 0,05

Aus dem vollkommen übereinstimmenden Gang der Instrumente geht hervor, daß sie die Aenderungen der magnetischen Kraft richtig angeben.

Zugleich ersieht man, daß ein Stab von bedeutendem Trägheitsmoment untauglich sey, eine genaue Darstellung der Aenderungen des Erdmagnetismus zu geben. Bey einem solchen Stab ist im Allgemeinen jeder Stand das Resultat mehrerer Aenderungen. Nur Mittelwerthe kann ein großer Stab richtig angeben: auch sind die Resultate, die man mit größeren und kleineren Stäben erhält, nur in so ferne man Mittelwerthe berücksichtigt, nicht aber, wenn es sich um einzelne Beobachtungen handelt, streng vergleichbar.

Wenn die vollkommene Uebereinstimmung kleiner Magnete unter Glasglocken luftdicht eingeschlossen, bey den anfangs nur auf kurze Zeiträume sich erstreckenden Versuchen die Hoffnung gewährten, daß man durch solche zu vollkommen vergleichbaren Resultaten gelangen würde, so war das Ergebniß der später auf längere Zeit fortgesetzten Vergleichungen um so mehr unerwartet. Es zeigten sich nämlich während der Dauer eines Tages periodisch zu- und abnehmende Differenzen zwischen den verschiedenen Instrumenten, wie folgende mit 3 Apparaten gleichzeitig angestellte Beobachtungen zeigen.

Zeit:		App. I.	App. II–I.	App. III–I.
May 17.	2^h Ab.	155,1	+ 1,55	+ 1,30
	3	157,8	+ 0,8	+ 0,4
	4	163,3	+ 2,3	+ 1,35
	5	167,75	+ 1,3	+ 1,45
	6	171,8	+ 3,85	+ 2,3
	8	186,4	+ 4,4	+ 2,6
	10	173,75	+ 5,5	+ 3,25
	11.	172,02	+ 5,27	+ 2,91
	12.	171,32	+ 5,42	+ 3,22
	2.	176,42	+ 5,72	+ 3,37
	4.	180,02	+ 5,95	+ 3,42
	6.	182,8	+ 5,2	+ 3,30
	7.	181,07	+ 4,52	+ 2,77
	8.	179,42	+ 4,27	+ 2,42
	9.	173,75	+ 4,20	+ 2,65
	10.	167,5	+ 3,75	+ 2,2
	11.	161,65	+ 3,45	+ 1,75
	12.	156,95	+ 2,8	+ 1,35
	1.	160,2	+ 2,1	+ 1,1
	2.	162,1	+ 1,5	+ 0,5

Es wird sogleich auffallen, daß der Gang der Differenzen mit dem Gang der Temperatur zusammentrifft: ich suchte deßhalb auch in der Temperatur den Grund. Nach mehrfachen Versuchen gelangte ich zu folgendem Resultate: „In jedem geschlossenen Raume bringt ein Steigen oder Fallen der Temperatur — auch wenn die Aenderung sehr langsam und gering ist — eine regelmäßige circulirende Bewegung der eingeschlossenen Luft hervor. Wenn in einem solchem Raume ein frey hängender Magnet sich befindet, so wird er von dem Strome mehr oder weniger je nach Verhältniß seiner Stärke andauernd von der wahren Richtung entfernt gehalten.“ Man kann dieses Resultat verificiren, indem man der Glasglocke einen kältern oder wärmeren Körper nähert oder ein paar Tropfen Wasser oder Weingeist auf die Glasglocke spritzt. Durch das letztere Mittel läßt sich ein Luftstrom hervorbringen, welcher Anfangs den Magnet ungefähr 10′ von seiner wahren Richtung ablenkt und dessen Stärke so langsam nachläßt, daß noch nach einer Stunde eine merkliche Einwirkung wahrgenommen werden kann.

Es ist nöthig zu bemerken, daß nur langsame Temperatur-Aenderungen diesen Erfolg hervorbringen: schneller Temperaturwechsel hat bloß unregelmäßige Oscillationen zur Folge.

Nachdem ich mich durch gehörige Modificirung in einer Weise, deren nähere Entwicklung hier überflüßig seyn würde, überzeugt hatte, daß die Ablenkung der Magnete durch einen Luftstrom, und nur durch einen Luftstrom, hervorgebracht wurde, war die Anwendung auf die im magnetischen Observatorium gemachten Beobachtungen ganz einfach. Die beobachteten Differenzen der einzelnen Instrumente mußten nämlich ihren Grund in einem Luftstrome haben, der in Folge der täglichen Aenderung der Temperatur unter den Glasglocken entstand. Der Grund, einmal erkannt, konnte leicht gehoben werden: ich hatte in den Glasglocken nur eine Vorrichtung anzubringen, wodurch der Magnet und der Spiegel vor der Einwirkung des Luftstromes geschützt wurden: den Erfolg kann man aus folgenden Beobachtungen, bey denen 2 der oben gebrauchten Instrumente wiederum augewendet wurden, entnehmen.

		App. I.	I–II.
Jun. 4.	Ab. 4h	26,1	0,00
	5.	33,1	+ 0,05
	6.	34,4	+ 0,20
	8.	33,4	+ 0,22
	10.	34,0	— 0,13
Jun. 5.	0.	44,8	— 0,03
	2.	34,0	— 0,20
	4.	35,2	— 0,33
	6.	42,1	+ 0,05
	7.	43,3	+ 0,27
	8.	40,0	+ 0,65

Man sieht wie weit die Differenzen durch eine, wenn gleich noch nicht genügende Beschützung der Magnete, vermindert wurden.

Mehrere Wochen hindurch sind ähnliche Vergleichungen mit sorgfältiger construirten Instrumenten gemacht worden, wovon hier ein Beyspiel folgt.

		App. I.	I–II.
Sept. 6. Morg.	10h	34,2	0,0
	11.	30,0	+ 0,1
	12.	24,9	+ 0,2
	1.	23,1	0,0
	2.	22,6	— 0,1
	3.	25,5	0,0
	4.	28,7	— 0,3
	5.	30,4	0,0
	6.	32,0	— 0,1
	8.	33,8	+ 0,3
	10.	36,3	— 0,1
Sept. 7.	0.	37;3	— 0,1
	2.	37,2	0,0
	4.	37,3	— 0,2
	6.	36,3	+ 0,2
	7.	39,0	+ 0,3
	8.	40,2	0,0
	9.	38,0	— 0,5
	10.	32,0	— 0,4

Die Wärmeperiode ist hier gänzlich verschwunden, und die übrigbleibenden Differenzen können zum Theile als Ablesungsfehler (die Ablesungen waren nicht streng gleichzeitig) angesehen, zum Theile dem Umstande, daß der Magnet in der Luft — in einem relativ ziemlich dichten, die Bewegung erschwerenden Mittel — sich befindet, zum Theile

Localeinflüssen zugeschrieben werden, an deren Vorhandenseyn ich nicht im Mindesten zweifle.

Es würde nicht ohne Interesse gewesen seyn, größere Magnetstäbe, in den gewöhnlichen Kästen eingeschlossen, zu vergleichen um bey diesen den Einfluß der Luftströmung zu bestimmen. Einzelne Vergleichungen des früher gebrauchten 25pfündigen Stabes mit dem obigen Apparat I. sind gemacht worden, wobey Differenzen von mehr als einer Minute vorkommen. Folgende Vergleichungen desselben Stabes, nachdem seine Vertical-Flächen vor dem Einfluße einer Luftströmung geschützt waren, wurden am 18. July vorgenommen.

		App. I.	Abweichung des 25 Pfd. Stabes.
July 18.	12h	19,90	— 13″
	1	17,95	— 16
	2	19,70	— 23
		20,0	— 17
	3	20,52	— 10
	4	20,72	+ 16
		22,80	+ 27
		23,20	+ 35
		24,55	+ 35
		24,9	+ 22
	5	24,95	+ 55
		24,7	+ 47
		31,1	+ 25
		31,55	+ 35
		28,75	+ 17
	7	30,2	+ 10
July 19.	2	48,8	+ 16
	5	39,3	— 12
		40,55	— 31
	6	30,85	+ 16
		23,35	— 8
	7	25,42	— 48
		24,1	— 38
		21,8	— 29
	8	24,15	— 42
		34,57	— 27
	9	35,3	— 13
		36,25	— 14
	10	28,3	— 14

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Klasse magnetische Instrumente von neuer Construction vor &c.

(Fortsetzung.)

Hier tritt noch der Einfluß der durch die Temperaturänderung hervorgebrachten Luftströmung deutlich hervor. Wäre übrigens der Stab in einem geräumigern Kasten aufgehängt gewesen, so würden die Abweichungen viel größer ausgefallen seyn, als sie oben bey den kleinen Magneten sich gezeigt haben: denn, da bey den größern Magneten das Verhältniß des magnetischen Momentes zu der Masse viel kleiner ist, als bey kleinen Magneten, so wird bey sonst gleichen Umständen ein Luftstrom im ersteren Falle größere Wirkung hervorbringen.

Ich bemerke hier, daß es nicht hinreichend ist, die vertikalen Flächen eines Magnetes zu schützen: ein Luftstrom, der auch nur die horizontalen Flächen (die obere und untere Seite) berührt, bringt eine Abweichung hervor. Ich habe eine eigene Reihe von Versuchen hierüber angestellt.

Die hier beschriebenen Versuche und Beobachtungen führen auf folgende Grundsätze rücksichtlich der Construction magnetischer Instrumente:

1) es ist nöthig die Magnete von allen Seiten möglichst eng einzuschließen, um die Einwirkung der sonst durch Temperatur-Aenderungen entstehenden Strömung zu verhindern.

2) Es ist in jeder Beziehung vortheilhaft, und, wenn man die einzelnen Beobachtungen (nicht bloß die Mittelwerthe) vergleichen will, unbedingt nothwendig, Magnete von geringem Trägheits-Moment zu gebrauchen. Große Magnetstäbe können wohl die Mittelwerthe, nicht aber die einzelnen Veränderungen richtig angeben.

Nach diesen Grundsätzen und mit Berücksichtigung anderer Erfordernisse, welche längere Erfahrung kennen gelehrt hat, habe ich ein neues System magnetischer Instrumente hergestellt, welche ich heute der mathematisch-physikalischen Klasse vorzulegen mir die Ehre gebe.

Die Instrumente sind:

1) ein Differenzial-App. für Declination;
2) ein Differenzial-Apparat für Horizontal-Intensität;
3) ein absoluter Declinations-Apparat;
4) ein absoluter Horizontal-Intensitäts-Apparat.

Sämmtliche Apparate sind tragbar: sie können sowohl in einem Zimmer als auch im Freyen aufgestellt werden. Ein nicht unbedeutender Vorzug ist es, daß die Instrumente nicht aus Theilen bestehen, die der Beobachter beym Gebrauche erst zusammensetzen und reguliren müßte. Bey jedem Apparat wird der Magnet durch eine Klemmschraube gesperrt: ist der Apparat senkrecht festgemacht, und die Klemmschraube gelöst, so ist das Instrument in Gang.

Indem ich diese neuen Hülfsmittel zur Erforschung der magnetischen Kraft vorlege, scheint es

geeignet, einige Worte noch über die Leistung derselben hinzuzufügen. Zwar kann man die Leistung erst dann völlig beurtheilen, wenn die Theorie, welche um so mehr den Gegenstand einer eigenen Schrift bilden muß, als die gewöhnlichen Sätze, insbesondere auf die Intensitäts-Instrumente, nicht unmittelbar Anwendung finden, unterdessen mag ein Auszug aus dem magnetischen Journal vorläufig wenigstens zeigen, in wie weit übereinstimmende Resultate gewonnen werden können.

Bey der folgenden Tabelle giebt die erste Columne die Zeit an, die zweyte die Ablesung des Kreises, die dritte die Entfernung des Nullpunctes des Kreises vom wahren Nordpuncte, die vierte die Declination, welche dem Scalatheil 40 entspricht, berechnet unter der Voraussetzung, daß der Collimationsfehler des Apparats I. 18′ 27″,6 und der Collimationsfehler des Apparats II, 2′ 53″,4 betrug. Ein Scalatheil des Differential-Instruments ist 30″.

Beobachtungen der absoluten Declination im magnetischen Observatorium.

	Zeit.	Diff. Instr.	Kreis.	2 vom Kreis	Declin. für Scala-Theil 40	Apparat
1841 Sept. 7.	8h	34,9	1° 43,08	14°47′,92	16°52′ 13″	I
		35,05	43,38		14	„
	9	37,3	2 21,23		2	„
	10	42,6	2 23,93		5	„
		43,3	1 47,28		1	„
		45,7	1 48,57		6	„
	11	47,4	2 26,33		5	„
	12	50,9	2 28,21		13	„
		51,6	2 28,63		17	„
		53,8	1 52,82		18	„
	1	52,1	1 51,95		17	„
		51,4	2 28,65		24	„
	2	49,35	2 27,65		26	„
		48,55	1 50,27		23	„
	3	47,4	1 50,52	14. 47,04	19	„
		47,0	1 50,20		12	„
	5	43,0	2 9,80		27	II
		41,7	2 3,37		27	„
		41,2	2 3,08		25	„
		40,4	2 8,33		17	„
		39,0	1 46,05		3	I
		38,7	1 45,82		16. 51. 58	„
		37,7	2 22,37		16. 52. 6	„
		38,0	2 22,48		4	„
Sept. 8.	5h	35,1	2 21,32		21	„
		33,65	2 20,33		5	„
	6	33,70	1 43,70		21	„
		33,7	1 43,73		23	„
	8	34,4	2 4,30	14. 48,00	13	II
		34,2	1 58,27		4	„

Aehnliche Beobachtungen mit dem 25 pfündigen Stabe am 13. July gaben folgende viel weniger übereinstimmende Resultate. Die dem Theilstrich 35 des südlichen Declinations-Instruments entsprechende Declination fand sich durch wiederholte Messungen so:

16° 55′. 1″
54 . 32
53 . 54
54 . 32

Jedesmal wurde vor und nach der Beobachtung die Torsion untersucht.

Folgende Intensitäts-Bestimmungen wurden am 11 — 13. November gemacht:

		Diff. Instr.	Doppelte Schwingungsdauer.	Ablenkungs-Winkel.	Temperatur.	Absolute Intensität auf 57 vom Diff. Instr. reducirt.
Nov. 11.	7h	41,5	8″,6571			
		41,3		37. 1. 41	+ 2°,6	1,9345
	1h	38,5	8,6651			
		38,4		37. 1. 10	+ 5, 1	1,9331
Nov. 12.	8h	40,1	8,6612			
		39,7	8,6628			
		38,7		37. 0. 28	+ 4, 5	1,9342
	1h	36,1		37. 0. 5	+ 6, 6	1,9322
		37,5	8,6735			
Nov. 13.	7	47,6	8,6708			
		48,4		36. 57. 29	5, 3	1,9322
	11	50,3				
		50,4	8,6707	36. 57. 7	5, 6	1,9321
	1h	48,3				
		47,2	8,6707	36. 58. 22	5, 6	1,9319

Daß die ersten Bestimmungen der Horizontal-Intensität etwas größer sind, als die folgenden, kommt von einer Aenderung des Differential-Apparates her. Uebrigens scheinen mir diese Angaben verbunden mit den vorausgehenden Vergleichungs-Reihen hinreichenden Beweis zu liefern, daß die neuen Instrumente geeignet sind, einen früher nicht errichten Grad von Genauigkeit zu gewähren.

II.

Ueber das Verhalten des Nadelmagnetismus bey Temperaturänderungen.

Eines der größten Hindernisse für genaue magnetische Beobachtungen sind die Aenderungen der Temperatur. Die Einrichtung zu treffen, daß man die täglichen Beobachtungen in einem Locale von stets gleicher Temperatur (in einem unterirdischen Raume) vornehme, wäre an den meisten Orten mit Schwierigkeiten verbunden, deren Beseitigung kaum zu hoffen ist. Anderseits bietet nach den von Herrn Weber in Göttingen angestellten Versuchen die Berechnung des Einflußes der Temperatur, oder die Reduction auf eine Normaltemperatur, zweyerley Hindernisse dar, indem nämlich

1) der Einfluß der Wärme mit der Aenderung der magnetischen Kraft nicht genau proportional ist,
2) die Wärme auf denselben Stab verschiedenen Einfluß hat, je nachdem er mehr oder weniger stark magnetisirt ist.

Beyde Umstände bewirken, daß die Resultate, die man durch Reduction erhält, unsicher werden.

Da unterdessen diese Ergebnisse mit den Ver-

suchen von Kupffer in Widerspruch stehen, so schien es nicht unnöthig neue Experimente anzustellen. Dabey wurde folgende Einrichtung gebraucht. Einer kleinen auf einem Coconfaden hängenden Nadel wurde der zu untersuchende Magnet genähert, bis die Ablenkung ungefähr 45° betrug, und in einer Weise fest gemacht, daß man darunter Gefäße mit kaltem und warmem Wasser hineinbringen konnte, in die der Magnet eintauchte. Der Ablenkungswinkel und seine Aenderungen wurden auf einem Kreise von $2\frac{1}{2}'$ Durchmesser (von 4″ zu 4″ durch Verniers getheilt) abgelesen.

Die Ergebnisse sind wie folgt:

1) Wenn man einen Stab magnetisirt, und ihn auch in unveränderter Temperatur erhält, so nimmt die magnetische Kraft zuerst schneller, dann immer langsamer ab, bis auf einen gewissen Grad: alsdann wird sie constant.

2) Wenn man einen Magnet plötzlich in warmes Wasser bringt, so tritt eine Intensitäts-Veränderung durch die Wärme, und zugleich ein Kraftverlust ein. Der erstere Effekt ist fast plötzlich, der letztere geht viel langsamer vor sich und dauert 8 bis 10 Minuten. Bringt man dann den Magnet plötzlich in kaltes Wasser, so erfolgt eine Intensitäts-Zunahme durch die Kälte und zugleich wiederum ein Kraftverlust: in Folge des erstern Umstandes nimmt der Ablenkungswinkel fast plötzlich um eine der Temperatur-Aenderung entsprechende Größe zu, dann in Folge des letztern Umstandes nach und nach wieder etwa 8—10 Minuten hindurch ab.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Schluß.)

P. Sforza Pallavicino, Della vita di Alessandro VII. libri cinque. Vol. I. Fasc. 3. 4. Prato 1840. 8.

J. S. Magnin, De voormalige Kloosters in Drenthe. Groningen 1835.

Jos. Perez, Historia del real monasterio de Sahagun; corregida y aumentada por Fr. Romualdo Escalona. Madrid 1782. fol.

Chr. A. Peschek, Geschichte der Cölestiner des Oybins urkundlich erforscht. Zittau 1840. 8.

Saint-Beuve, Port-Royal. P. I. Paris 1840.

Christendom en Hervorming vergeleken met den Protestantschen Kerkstaat, byzonder in de Nederlanden. Groningen 1816. 8.

Sim. Fred. Rues, Tegenwoordige staet der Doopsgezinden of Mennoniten in de vereenigde Nederlanden. Amsterdam 1745. 8.

Will. Steven, The history of the Scottish church, Rotterdam. Edinb. 1832. 8.

Joh. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preussen. Königsberg 1841. 8.

G. V. Lechler, Geschichte des englischen Deismus. Stuttgart 1841. 8.

Blaupot ten Cate, Geschiedenis der Doopsgezinden in Friesland. Met bijlagen en eene Kaart van de provincie Friesland. Leeuwarden 1839. 8.

Dr. K. G. Bretschneider, Die Unzulässigkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche. Leipzig 1841. 8.

W. Thilo, Spener als Katechet. Berlin 1840. 8.

Dr. J. C. L. Gieseler, Die Unruhen in der Niederländisch-Reformirten Kirche während der Jahre 1833—39. Hamburg 1840. 8.

Jos. S. Asseman, Bibliotheca Juris orientalis canonici et civilis. Vol. 1—5. Romae 1762—76. 4.

And. Advocat. Barbèri, Magnum bullarium Romanum. Fasc. 51—54. Romae 1840. f.

Ferd. Walter, Manuel du droit ecclésiastique de toutes les confessions chrétiennes. Traduit de l'allemand avec la coopération de l'auteur par A. de Roquemont. Paris 1840. 8.

Dr. A. L. Richter, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf deutsche Zustände. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Tancredi summa de matrimonio. Ed. Aug. Wunderlich. Gottingae 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

1. Hr. Legationsrath von Koch-Sternfeld trug die Fortsetzung seiner historischen Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich vor, welche nächstens in diesen Blättern mitgetheilt werden soll.

2. In der Sitzung der historischen Classe am 20ten Nov. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink nachstehende Bemerkungen über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau und über die Zeit- und Erbpächter des Grundeigenthums in jenem Landbezirke.

Neben den freyen Landeigenthümern im ehemaligen Nordgau, auf welche eine große Zahl von Urkunden hindeutet, und wohin auch die freyen Bauern gehörten,*) befanden sich in früheren Zeiten auf größeren Gutsbesitzungen eigenbehörige Dienstleute, männlichen und weiblichen Geschlechtes.

Die bedeutendsten Besitzungen dieser Art waren ein Eigenthum der deutschen Krone,**) wahrscheinlich in Folge ehemaliger Eroberungen auf Kosten der im Nordgau seßhaften wendischen Stämme, *) woher die Besiegten der Eigenbehörigkeit heimgefallen seyn mochten.

Die Kaiserlichen Kammergüter in diesem Bezirke wurden theils an die Hochstifte, darunter vorzüglich an Bamberg, theils an die kaiserlichen Hofdiener und Begünstigten **) verschenkt, welche diese Besitzungen, da die Bewirthschaftung größerer Gutskörper mit Eigenbehörigen in der Folge dem Interesse der Gutsherrschaften nicht mehr zusagen mochte, entweder durch Lehenverleihungen zersplitterten, woher eine Menge von Bauernlehen in der Oberpfalz ihren Ursprung nahm ***), oder großentheils in einzelnen Hofgütern verpachteten, welche Pachtgü-

---

*) Ueber die freyen Bauern zu Tauchersdorf und Schmiedgaden (im Landgerichte Nabburg) sehe man den Vers. ein Gesch. des Viced. A. Nabburg S. 66 und 89 Not, 49. — Im Jahre 1467 vermannten die freyen Bauern zu Buchfeld (im L. G. Neumarkt), welche ehevor nicht beherret waren, sich und ihre Erben dem Pfalzgrafen Otto II. des Friedes, Schutzes und Schirmes wegen. (Nach archivalischen Notizen.)

**) Hieher sind zu beziehen die Urk. v. 961. 980 ff. 1000. 1002. 1004. 1007. 1008. 1010. 1015, 1040. 1054. 1079. u. 1091 in Mon. Boic. XXVIII. p. 188. 233 seq. 283. 302, 317. 355. 357. 359. 361. 365. 397. 399. 429. 455. XXIX. p. 71. 115. 207 u. 214. ferner die Urk. in M. B. XXIV. v. 1043 u. 1116. p. 313 u. 9.

*) Ueber das ehemalige Daseyn der Wenden in der Oberpfalz geben viele Ortsnamen unzweifelhaften Aufschluß, worüber sich in David Popps Abhandlung über einige alte Grabhügel bey Amberg (1821. 4.) Anhang IV. weitläufiger verbreitet worden. Dagegen wird von freyen oder landbauenden Wenden bey Roting und Stephaning in den Urkunden von 896 u. 991 Erwähnung gemacht. (Ried in Cod. Chronol. p. 76 u. 112.)

**) z. B. 1040. 1043. 1054. 1079. 1116. M. B. cit.

***) Die Bauernlehen in der Oberpfalz dürften über 10000 Lehenstücke betragen haben, welche von unterschiedlichen, theils reichsunmittelbaren, theils mittelbaren Lehenherrschaften verliehen worden sind, neben welchen auch noch die Ritterlehen bestanden haben.

ter durch Verkauf oder durch Vergabung besonders für fromme Stiftungen mehr und mehr ihre Eigenthümer wechselten, deren Nutzen es erforderte, die Pachtzeit möglichst zu verlängern, um eine dauernde Grundrente zu erzielen.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die Benützung des Grundeigenthums lassen sich durch zahlreiche Thatsachen großentheils auch aus den Mon. Boic. XXIV, XXV, XXVI und XXVII unterstützen.

Beyspielsweise möge hier das Dorf Schwarzenfeld — im Landgerichte Nabburg — in Betrachtung gezogen werden.

Kaiser Heinrich II. übergab die Domäne Suarzinvelt i. J. 1015 mit ihren weitläufigen Zugehörungen, insbesondere mit den Hörigen beyderley Geschlechts dem Hochstifte Bamberg. *)

Dieser Gutskörper wurde auf mannigfaltige Art zertrümmert.

Zuvörderst erscheinen daselbst ritterbürtige Familien, genannt von Zwarzenvelt oder Swarzenvelt, wovon Irimfried ein Reichs-Ministerial gewesen zu seyn scheint. **)

Dieser Familie von Swarzenvelt, welche bis zum Jahre 1230 in den bekannt gewordenen Urkunden vorkömmt, ***) folgten die Familien der Tausinger, ****) sodann der Plankenfelser. †)

Die Plankenfelser waren mit der Feste zu Schwarzenfeld und ihren Zugehörungen von den Landgrafen zu Leuchtenberg belehnt worden *), übrigens pfälzische Landsassen im Churamte Nabburg.

Ein anderes Schlößlein, das Plankenfelser Schlößlein genannt, und ein Hammer zu Schwarzenfeld waren churpfälzisches Lehen.

In dem Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen werden unter den Bestandtheilen des Amtes Nabburg die Güter der Frau von Rüden (Domina de Rvden) **) und unter diesen die Neugereute (novalia) bey Schwarzenfeld bemerkt.

Belangend die Hinterfassen in diesem Orte hatten einst das Kloster Reichenbach und die Kirche in Schwarzenfeld um das Jahr 1122 daselbst eigenhörige Leute, worüber in Ansehung der Kinder aus der Ehe der beyderseitigen Eigenbehörigen ein Vertrag zu Stande kam. ***)

Noch um das Jahr 1230 übergab Chunrad in Swarzenveld eine Wiese daselbst mit seinen Eigenleuten Friedrich, Ulrich, Heinrich, Chöppel und deren Schwestern Heidwig und Friederaun dem Kloster Reichenbach. ****)

An die Stelle der Eigenbehörigkeit trat der Pachtvertrag.

Im Jahre 1364 wurde von dem Abte zu Reichenbach an Chunrad den Chiehel von Suarzenvelt und Alheit dessen Hausfrau eine Wiese daselbst auf ihre beyden Leiber gegen einen jährlichen Zins von 24 Regensburger Pfenningen verliehen. Der Revers darüber wurde unter dem Siegel Friedrichs des Zengers zu Nabburg ausgestellt. †)

---

*) Mon. Boic. XXVIII. p. 455 und Oesterreichers Abhandlung in den geöffneten Archiven III. 5. S. 436, u. 469.

**) Cod. Trad. Mon. Ensdorf. n. 63. p. 207 zum Jahre 1144, (in Freyh. von Freyberg hist. Schriften II. 2), und Meiller p. 305. 331.

***) cit. Cod. Trad. n. 89. p. 215 zum Jahre 1155 n. 151. p. 247 z. J. 1184. u. Meiller p. 395. Mon. Boic. XXIV. p. 331. z. J. 1191 XXVII. p. 16. 17. z. J. 1150. p. 25. z. J. 1177. p. 27. z. J. 1180. p. 48. z. J. 1205. p. 50. z. J. 1218 und 1230.

****) Vers. einer Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 26 u. Not. 120 zum Jahre 1361 u. das. Seite 94. Not. 62 zu 1362.

†) 5 Mon. Boic. XXIV. p. 142 z. J. 1389. XXVII. p. 330 z. J. 1394.

*) Nach den ältesten Leuchtenbergischen Lehenbüchern.

**) Wohl wird nur das Gotteshaus zu U. L. F. im Markte Rieden gemeynt seyn, indem öfter der Heilige des Gotteshauses anstatt des letztern in den Urkunden genannt wird.

***) M. B. XXVII. p. 7.

****) cit. M. B. p. 50 u. 51.

†) cit. M. B. p. 181 ff.

(Schluß folgt.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Classe magnetische Instrumente von neuer Construction vor 2c.

(Schluß.)

Die von Herrn Weber gebrauchte Hypothese, daß beym Erkalten kein Kraftverlust erfolge, so wie seine Folgerungen (die alle lediglich auf dieser Hypothese beruhen) sind mit dieser Erfahrung im Widerspruche, dagegen stimmt die letztere mit den Angaben von Kupffer überein.

3) Die durch Wärme hervorgebrachte Zu- und Abnahme der Intensität ist, wie auch Kupffer gefunden hat, der Ab- und Zunahme der Temperatur vollkommen proportional:

4) Der Temperatur-Coefficient ist unabhängig von der Intensität des Magnets. Bey den Versuchen wurde die Intensität bis auf die Hälfte vermindert, ohne daß der Coefficient sich änderte. Dagegen hängt dieser Coefficient von der Härte des Magnets und von seiner Dicke ab. Stücke von Uhrfedern von 1/10 pariser Linie und darunter, vollkommen hart gemacht, gaben durchgängig 0,00013 für 1° R., und bis Strohgelb angelassen 0,0003; Englisches Stahlblech von ungefähr 2/10 Linie Dicke ganz hart 0,0003; Englisches Stahlblech von 1‴ Dicke ganz hart 0,00038; bis Strohgelb angelassen, 0,00116, und bey einem andern 0,00131.

5) Durch wiederholtes Eintauchen eines Magnets in kaltes und warmes Wasser vermindert man nach und nach seine Kraft bis auf einen constanten Stand: alsdann wird er erst zum Gebrauche bey Intensitäts Beobachtungen geeignet. Die Magnete, welche zu den neuen an der Sternwarte gebrauchten Instrumenten genommen wurden, halten eine plötzliche Temperaturänderung von 30° R. ohne Verlust ihrer magnetischen Kraft aus.

III.

Ueber die Schnelligkeit magnetischer Aenderungen.

Wenn es darauf ankäme, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu erhalten, so hätte man zuerst zu bestimmen, in welchen Zeitintervallen die einzelnen Aufzeichnungen auf einander folgen sollen: und zwar müßte man diese Intervalle so eng wählen, daß keine merkliche Bewegung entgienge.

Ein Anhaltspunkt für eine solche Bestimmung gewähren unsere Termin-Beobachtungen, die wir so eingerichtet haben, daß nebst der Aufzeichnung, welche für die Beobachtungszeit (die vollen Minuten) gehört, auch eine Aufzeichnung 15″ früher und eben so 15″ später gemacht wird. Auf solche Weise haben wir immer drey Stände (denn jede einzelne Ablesung giebt bey unsern Instrumenten den Stand an, weil Oscillationen nicht stattfinden), welche um 15″ Zeit von einander entfernt sind. Stellt man nun die Termine vom May und Juny zusammen, so ergiebt sich die Zahl der Fälle, wo in 15″ Zeit eine Bewegung von 0″, 3″, 6″ u. s. w. statt fand, wie folgt;

Bewegung	0	Zahl der Fälle 597
	3″	398
	6″	94
	9″	36
	12″	12
	15″	15
	18″	3

Demnach ist die Wahrscheinlichkeit einer Bewegung:

von 0″ in 15″ Zeit	0,52
3	0,34
6	0,08
9	0,03
12	0,01
15	0,01

Diese Zusammenstellung reicht hin, um zu zeigen, daß falls es nöthig seyn sollte, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu erhalten, man jedenfalls die Intervalle sehr kurz wählen müsse. Zugleich dienen die vorhergehenden Zahlen zur Begründung der früher ausgesprochenen Behauptung, daß Stäbe von beträchtlichem Trägheitsmoment nicht geeignet seyen, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu geben.

IV.

Magnetische Beobachtungen am Hohenpeissenberge.

Durch ein königliches Ministerial-Reskript beauftragt begab ich mich um die Mitte September in Begleitung des Herrn Professor Hainz von Amberg auf den Hohenpeissenberg, um das Observatorium daselbst mit magnetischen Instrumenten zu versehen, und machte zugleich vom 19 — 25. September eine Reihe von Beobachtungen, wovon ich hiemit das Resultat vorzulegen die Ehre habe.

Die Beobachtungen sind:

1) stündliche Aufzeichnung der Declination und Intensität correspondirend mit denen des magnetischen Observatoriums in München.
2) Die Terminbeobachtung von 22. September.
3) Bestimmung der absoluten Declination und Intensität.

Die stündlichen Beobachtungen auf dem Hohenpeissenberge verglichen mit den gleichzeitigen in München zeigen einen im allgemeinen übereinstimmenden Gang, ohne daß übrigens die Differenzen gleich wären oder auch nur regelmäßig sich änderten. So finden sich z. B., wenn man die Unterschiede der Declination am Peissenberge und in München in einer Reihe unter einander schreibt, Differenzen in dieser Reihe, welche den dritten Theil der täglichen Bewegung betragen.

Man kann hieraus schliessen, daß, wenn man die unregelmäßigen magnetischen Bewegungen als von einzelnen Punkten ausgehend denkt, diese Puncte als sehr nahe, also gleichbedeutend mit Local-Einflüssen anzunehmen sind.

Die Terminbeobachtung vom 22. September, wo ungewöhnlich ruhiger magnetischer Zustand vorhanden war, führt zu demselben Schlusse. Die Differenzen stellen Perioden von verschiedener Dauer, bisweilen auch plötzliche Uebergänge dar.

Die absoluten Bestimmungen sind mit den neuen Instrumenten im Freyen nördlich vom Pfarrhause gemacht worden und geben mittlerer Declination entsprechend dem Theilstriche 50 der Scala des Differential-Instruments

$17^{\circ}\ 10'\ 28''$

mittlere Intensität

1,9461

Die Declination ist größer als in München um $14'\ 29''$. Die Intensität ebenfalls größer um 1/89.

Die Declinations-Bestimmung obwohl im Freyen ohne Schutz vor Wind und Sonne vorgenommen darf als der Wahrheit sehr nahe kommend betrachtet werden, indem von den vorhandenen 8 Messungen keine noch um $50''$ vom Mittel abweicht.

Die einzelnen Intensitäts-Bestimmungen dagegen unterliegen einiger Unsicherheit, weil der unregelmäßige Gang des Chronometers nicht gestattete, die Schwingungsdauer des Ablenkungs-Stäbchens mit hinreichender Schärfe zu bestimmen, jedoch kann der Fehler des Mittels jedenfalls nur unbedeutend seyn.

Es wurden auch Messungen gemacht um zu ermitteln, ob die Intensität in der Tiefe verschieden sey von derjenigen, welche an der Spitze des Berges beobachtet wurde. Zu diesem Zwecke nahm ich am südlichen Abhange des Berges und zwar an 2 Stationen, wovon die erste ungefähr 160 die andere 650 Pariser Fuß tiefer als das Observatorium liegt, Ablenkungsversuche vor, und überzeugte mich, daß der Unterschied jedenfalls höchst unbedeutend seyn muß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des eilften Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von Wilhelm Giesebrecht. Als Anhang eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot. 1841. 8. 227 S.

In einer Zeit, welche in der Geschichte unseres Vaterlandes sich eben so sehr durch die tiefe religiöse Blüthe des Volkes, wie durch den zu beklagenden Mangel an einheimischen Geschichtschreibern auszeichnet, verfaßte in dem Kloster Niederaltaich, wie Aventin meynt, der Abt Wenzel (1063 — 1068) eine Chronik, welcher der Vater der bayerischen Geschichte seinem eigenen Geständnisse zufolge in der Darstellung des eilften Jahrhunderts neben den Annalen Herrmanns des Contracten am meisten folgte. Seit Adlzreiter gieng diese Chronik verloren, und findet sich vielleicht nur noch unter den Manuskripten der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Da diese Quelle nach den Anführungen der älteren bayerischen Geschichtschreiber für die Zeit Conrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. von besonderem Werthe ist, war ihr Verlust um so schmerzlicher zu bedauern. Es finden sich jedoch außer diesen Citaten in dem Chronicon generale des passauischen Priesters Johann Steindel vom Jahre 948 — 1073 Nachrichten, welche sich durch ihre Zusammenstimmung mit den bey Aventin und Brunner vorkommenden Stellen (dem Verfasser zufolge) als Theile der Altaicher Chronik erweisen. Wir bemerken jedoch, daß Hr. Giesebrecht dieser auch solche Stellen zuschreibt, welche von Aventin oder Brunner nicht als der Altaicher Chronik entnommen erwähnt werden. Offenbar schadet er aber hierdurch sich selbst, da er Zweifelhaftes auf gleiche Linie mit dem Gewisseren setzt, und da bey Chroniken insbesondere es oftmals auf den Wortlaut ankömmt, so hätte unserem Ermessen nach der Verfasser zuerst erörtern müssen, in wie ferne die von ihm angeführten bayrischen Geschichtschreiber ihre Quellen zu umschreiben oder wörtlich mitzutheilen pflegten. Zugegeben, daß, weil Steindel sich meist an den Wortlaut seiner Quellen hält, man diejenigen Stellen seiner Chronik, die wir nicht mit vorhandenen Quellen belegen können, gleichfalls für wortgetreu zu halten berechtigt seyn dürfte, so fehlt uns unserer Ueberzeugung nach dennoch ein vollgültiger Beweis, daß diese Stellen gerade dem Altaicher Chronicon entnommen sind. Wir erwähnen hier nur beyspielsweise den Othochus von Freysing, einen Zeitgenossen Heinrich IV., obwohl uns, weil dieser zu Grunde gieng, kein Schluß auf ihn zusteht. Schon Brunner vermochte ihn nicht mehr zu benützen. Allein der Verfasser weist selbst auf die Hildesheimischen und Hersfeldischen Annalen hin, zu welchen die Altaichischen (d. h. was man von diesen ermitteln kann) in einer besondern Beziehung stehen. Er bekennt ferner, „daß es zuweilen schwer sey, zu entscheiden, ob Steindel, Aventin nnd Brunner eine Nachricht unmittelbar aus Herrmann dem Contracten entnahmen, oder mittelbar aus ihm durch die Altaichische Chronik, die sichtbar schon jener benützte;“ ja er beklagt, daß „leider der bedeutendste und interessanteste Theil der Chronik seiner ursprünglichen Fassung nach verloren gegangen sey.“

Aus Diesem können unsere Leser ermessen, in wie ferne eine Restauration der Altaicher Chronik

möglich, und der vielversprechende Titel der Leistung angemessen war. Hr. Giesebrecht ist der Ueberzeugung, ein „der Chronik ähnliches Bild gegeben zu haben," wobey „freylich der größere Theil nur dem Inhalte nach wiedergegeben werden kann." Wir können hier nicht in das Einzelne der Ausführung eingehen; sie verdient in Betreff des Fleißes und des Scharfsinnes alles Lob, allein Anerkennung wird der Arbeit natürlicher Weise erst dann werden können, wenn „die Treue" des Bildes „durch die Chronik selbst, wenn sie einst wieder ans Licht treten sollte," bewiesen werden wird.

Möchte jedoch der kühne Versuch des Verfassers für die Mitglieder der historischen Vereine in Bayern ein Sporn werden, neue Untersuchungen in den concentrirten Bibliotheken anzustellen. Vielleicht wird einem späteren glücklicheren Forscher wieder aufzufinden gelingen, was seit längerer Zeit verborgen und unbekannt geblieben ist. *)

Von viel größerer Bedeutung für uns ist der Anhang: „die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. 1061 — 1072." Es ist eine der dunkelsten Perioden der Geschichte des Mittelalters, die hier behandelt ist; und zwar eben so wegen Mangel an Quellen, wie wegen der Unzuläßigkeit der vorhandenen. Neben den quellenmäßigen Schriftstellern machte der Verfasser vorzüglich von den Werken Stenzel's, Plank's, Gieseler's, Neander's und Voigt's Gebrauch. Neuere katholische Schriftsteller scheint der Verfasser nicht der Benützung werth gehalten zu haben.

Wir durchgehen die einzelnen Abschnitte der kleinen Schrift (S. 118 — 227).

I. Reformation der Kirche durch Heinrich III. Hier finden wir nur Bekanntes, das ausführlicher in der Geschichte der deutschen Päpste erzählt wurde. Das Zusammentreffen Papst Leo's mit Hildebrand wird so erzählt, daß jener den Weg durch Burgund genommen haben müßte, was jedoch durch Brunno's Schweigen, Wibert's und der Augsburger Chronik Bericht (deutsche Päpste II. S. 9) sich als irrthümlich erweist. Von viel größerer Bedeutung und auf die nachfolgende Darstellung nothwendig zurückwirkend ist aber der Umstand, daß Hr. Giesebrecht die Elemente des Zwiespalts übersah, welche sich bereits unter diesem Papste zwischen ihm und dem deutschen Clerus *) mit dem Kaiser andrerseits gebildet hatten, und welche die letzten Tage Papst Leo's nicht wenig trübten. Daß der Kaiser nicht, wie der Verf. will, „dem erheblichen Zuwachs des Papstthums an politischer Macht ruhig zusah," geht hinlänglich daraus hervor, daß er den den Absichten Papst Leo's entgegengesetzten Rathschlägen des Bischofs Victor von Eichstätt willig Gehör gab. **) Aus dem damals entstandenen, von nun an nicht mehr zu heilenden Zwiespalte keimte aber Alles hervor, was in Deutschland in der letzten Zeit Papst Nicolaus II. und nach dessen Tode gegen den römischen Stuhl unternommen wurde.

Auch den Schluß des Abschnittes können wir nicht ohne Bemerkung lassen. „Blicken wir, sagt der Verfasser, auf die Ereignisse der letzten zehn Jahre zurück, so ist es unverkennbar, wie die römische Kirche eine ganz andere Gestalt erhalten hatte. Was aber auch erreicht und gewonnen war, hatte Rom doch immer vornämlich dem Kaiser zu danken; nicht im Kampfe gegen die weltliche Obrigkeit, sondern im Bunde mit ihr hatte es die Simonie

*) Die Bibliothek von Niederaltaich (687 Codices stark) verbrannte im Jahre 1671, nur sehr wenige Manuskripte wurden gerettet. Der handschriftliche Catalog dieser Bibliothek befindet sich unter den letzteren, enthält aber von diesen Annalen keine. Eine andere Handschrift (Cod. bav. 2923.), Chronicon succinctum Niederaltaichense aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, sagt ad a. 1063: „Abt Wenzeslaus — ein gelehrter Mann, kayserlicher Rath Henrici IV. Und gleichsam erster Verfasser der bayerischen Geschichten, so zu Grund gegangen."

*) Deutsche Päpste II. S. 149. 154.

**) Deutsche Päpste II. S. 155.

mit Glück verfolgen, sein Primat mit Erfolg geltend machen können. Daß die Kirche dabey in einer gewissen Abhängigkeit vom Reiche stand, liegt auf der Hand; nichts zeigt es deutlicher, als die Art und Weise, wie der päpstliche Stuhl besetzt wurde, aber kaum möchte darzuthun seyn, daß diese Abhängigkeit für sie nachtheilig gewesen sey."

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 20. Nov. d. J. las Hr. Ministerialrath von Fink nachstehende Bemerkungen über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau ꝛc.

(Schluß.)

Chunrad der Lämpel zu Swärzenveld war mit dem Abte zu Reichenbach über eine Wiese jenes Orts in Streit gerathen, welcher in der Art i. J. 1398 verglichen worden, daß für den Erstern, seine Hausfrau und alle ihre Erben das Erbrecht auf dieser Wiese gegen jährliche 20 Regensburger Pfenninge anerkannt worden. Die Urkunde besiegelte Hans der Plankenfelser zu Swärzenveldt. *)

So erlosch allmählig die Spur der persönlichen Hörigkeit der Hintersassen in Schwarzenfeld, welche zuletzt theils dem dortigen Landsassen, theils dem Churamte Nabburg selbst, mit der Grundbarkeit und mit der niedern Gerichtsbarkeit unterworfen waren, wie sich denn auch hier keine geschlossene Hofmark jemals gebildet hatte. **)

*) M. B. cit. p. 344.

**) Man sehe den Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 120 Note 147.

Außer dem vielverbreiteten Erbrechte in der Oberpfalz, worüber in der Folge das Nähere bemerkt werden wird, scheint die Verleihung des Grundeigenthums auf Freystift neben der Bewirthschaftung durch Eigenbehörige frühzeitig im Nordgau üblich gewesen zu seyn. So machen schon die Schenkungen des K. Heinrich III. vom J. 1040 in Pillungsriut an einen gewissen Hecilo und vom Jahre 1054 in Eichneberch an einen gewissen Gozbert vom jure precariandi ausdrückliche Erwähnung. *)

Noch viel später bestätigen verschiedene Urkunden der oberpfälzischen Klöster das Daseyn der Verleihungen auf Freystift oder Herrngunst. **)

Nebenbey geschahen Verleihungen auf Leibgeding, oder Verpachtungen auf Lebenszeit.

Auch darüber geben die Klosterurkunden einschlägige Andeutungen. ***)

Vorzugsweise war es der Erbpacht, welcher bey den Gutsherrschaften beliebt war.

Die oberpfälzischen Klosterurkunden liefern so häufige Beyspiele hierüber, daß deren Aufzählung hier zu weitläufig werden würde. ****)

Die Verhältnisse hatten sich im Laufe der Zeit in der Art gestaltet, daß in dem oberpfälzischen

*) M. B. XXIX. p. 71 und 114.

**) z. B. M. B. XXIV. Urkunde von 1349 p. 397. XXVII. Urk. von 1370. p. 208, 209 von 1375 p. 227. von 1398 p. 339.

***) z. B. M. B. XXVI. Urkunde von 1388, p. 234. 1464. p. 503. XXVII. 1364. p. 181.

****) Man sehe die M. B. XXIV — XXVII. eingeschlossen, in ind. rer. voce Emphyteusis, oder Erbe, Erbrecht und Vererben, so wie die Gerichtshandlungen über Erbrechtsgüter, insbesondere die Urkunde von 1156 über die Erbpächter der Neugereute im Bruckerforste XXIV. p. 32, sodann den Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 18 und 95 — 98 Note 64 — 68.

Landrechte von 1606 von dem Bestehen einer Eigenbehörigkeit der Gutshintersassen durchaus keine Meldung mehr geschieht, so wie auch nicht von Verleihungen des Grundeigenthumes auf Freystift oder auf Leibrecht, sondern, neben der Verpachtung auf eine gewisse Anzahl von Jahren, nur von der Verleihung liegender Güter zu rechtem Erbe im Tit. V. Thl. II. gehandelt wird.

Hierin folgte gleichmäßig das Landrecht vom Jahre 1657, wobey aber schon in Münchmayers Compendium hierüber (v. J. 1689.) bemerkt ist, daß die Verleihungen nach Herrngunst und auf Leibgeding in der Oberpfalz nicht im Gebrauche seyen, was auch im Cod. civil. P. IV. cap. 7. §. 35. bestätigt wird.

* * *

Es möchte nicht ohne Interesse seyn, aus obenstehenden Bemerkungen zu entnehmen, welchen Gang die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in der Oberpfalz hauptsächlich genommen habe, und wie die persönliche Unfreyheit der Einzelnen allmählich, ohne Dazwischenkunft einer politischen Umwälzung, ja selbst ohne Hülfe einer besondern Landesgesetzgebung ihr Ende erreicht hatte.

Das Pachtverhältniß hatte übrigens eben so wenig bey dem Erbpachte wie bey dem Zeitpachte einen Einfluß auf das Eigenthum des Grundes und Bodens, wie denn das angezogene Landrecht von 1606 bey dem Begriffe des Erbpachtes ausdrücklich bestimmt: „daß das Eigenthum bey dem Verleiher, dem Erbbeständner aber und seinen Erben der Gebrauch und die Besserung verbleibe.“ *)

Merkwürdig ist der Fall, daß ein Rittermäßiger von Winbuch zweyen Bürgern von Amberg seinen Edelsitz gegen Verleihung zu Erbrecht im Jahre 1335 verkaufte. M. B. XXIV. p. 76. 77. ein Beyspiel des Uebergewichtes des Geldreichthums über den Grundreichthum.

*) Nach dem gesetzlichen Begriffe unterschied sich der oberpfälzische Erbpacht wesentlich von der römischen Emphyteusis.

Nichts desto weniger war in der Jurisprudenz die Ansicht zur Oberhand gelangt, daß dem Erbpächter ein Theil am Eigenthume, nämlich das nutzbare Eigenthum zustehe. *)

Dieser Ansicht der Doctoren des römischen Rechtes entsprach es, daß unmittelbar die Erbpächter des Grundeigenthumes mit einer Grundsteuer belegt wurden, welche eigentlich dem Grundeigenthümer selbst zu Last gefallen wäre, und welche wohl nur durch Theilnahme an dem Grundeigenthume zu rechtfertigen gewesen ist.

Freylich hatten sich wenigstens zum Theile die Gutseigenthümer auch schon in frühern Zeiten vorgesehen, die Last der Steuern bey der Verleihung des Erbrechtes auf die Erbpächter neben andern Bürden zu legen. **)

Diese Anomalie konnte ihren Grund jedoch nur in der Einwilligung des bedrängten Erbpachters finden.

Bey der auf Landtägen bewilligten Steuer war es die Einwilligung des Gutsherrn als Landstandes, welche es möglich machte, daß die vertragsmäßigen Lasten des Erbpächters, wenn schon nicht zum unmittelbaren Nutzen des Gutsherrn, gleichwohl zum Besten des postulirenden Landesherrn gesteigert wurden. ***)

---

*) Man sehe die Noten Münchmayers zum Landrecht von 1657 Tit. V. Th. I. wodurch sich der Einfluß des römischen Rechtes bestätiget.

**) M. B. XXV. Urkunde von 1486. p. 435. XXVII. Urkunde von 1370. p. 208. Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 97. Note 66. Nr. 4.

***) Man vergl. den Aufsatz: über die Besteuerung der oberpfälz. Ritterschaft unter churpfälz. Regierung in den Gelehrten Anzeigen von 1841. Nr. 139 und 140.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Annales Altahenses etc. von W. Giesebrecht.

(Schluß.)

Freylich können sich die Verhältnisse von dem Standpunkte des Verfassers nicht anders ausnehmen, hingegen kann dieser aber auch auf Umsicht keinen Anspruch machen. Es ist wahr, daß der römische Stuhl K. Heinrich III. Vieles zu verdanken hatte; allein wer wollte übersehen, daß der Kaiser selbst von der allgemeinen kirchlichen Erhebung zu der Rolle veranlaßt wurde, die er mit so großem Ruhme spielte. Von seinem Kampfe konnte damals keine Rede seyn und der Opposition gegen Heinrich IV. gieng bekanntlich eine merkliche Auflösung in dem moralischen und kirchlichen Zustande Deutschland's vorher. Darin bestand aber die Größe der Zeit Heinrich III., daß, was Hohes in ihr geschah, nicht bloß in dem Edelsinne des Kaisers oder des Papstes allein gegründet war, sondern die überwiegende Mehrzahl der eigentlich handelnden Personen die gleiche Gesinnung hatte, und es nur auf eine Concentrirung der zerstreuten besseren Elemente, auf eine Vertreibung der unreinen und schlechten ankam. Was aber „die Abhängigkeit der Kirche vom Reiche" betrifft, so scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß, wenn wir die Verhältnisse nach des Kaisers Tode genau ins Auge fassen, diese doch eigentlich nur dann und in so ferne hervortritt, daß der römische Stuhl bey einer zwiespaltigen Wahl — wie unter Benedict IX. — eines Patriciers und weltlichen Ordners bedurfte.

II. Das Wahldecret Nicolaus II. Hildebrand.

Auch der Verfasser geht von der Ansicht aus, Hildebrand habe einen bestimmten Plan gehabt, dessen Realisirung ihm unverrückt vor Augen geschwebt, und den er bereits unter verschiedenen Pontificaten, die eigentlich er beherrschte, auszuführen gestrebt habe. Schon Nicolaus II. (von Stephan IX. oder Victor II. nicht zu reden) gehört dem Verfasser zu diesen Päpsten. „Nicolaus II.", sagt er, „war kein Mann von selbständigem Character und entschiedenem Willen, auch würde man sehr unrecht thun, wenn man ihm einen überwiegenden Antheil an den weiteren Schritten der kirchlichen Parthey (sic) beymessen wollte" ꝛc. Beweise für diese Behauptung anzuführen, hält der Verfasser nicht für nöthig, obwohl die ganze Thätigkeit des Papstes, wie wir sie in den deutschen Päpsten schilderten, geradezu das Gegentheil verräth. „Der Kardinal Stephan und vornämlich Hildebrand — leiteten die Verwaltung der Angelegenheiten und den Papst selbst." Von Alexander II. dürfte dieß wahr seyn; von Nicolaus II. muß es erst noch bewiesen werden. *)

„Es ist kein Zweifel, daß Hildebrand schon damals das Ziel unverwandt vor Augen hatte, nach dem er später offenkundig strebte, wenn auch nur wenige, wie Stephan, schon deutlich erkannten, wohin die Wege führten, die er sie leitete." Der Verfasser entwickelt diesen Plan und nimmt dann die Erklärungsweise Ranke's an (Fürsten und Völker II. p. 29), der zufolge Hildebrand die ganze Kirche des Abendlandes nach dem Muster des Klosters von Clugny zu regeln beabsichtigte. Diese Ansicht, die wir weder tief noch wahr nennen kön-

*) Petrus Damiani nennt ihn in einer kurzen Characteristik vivacis ingenii, was wenigstens nicht darauf hindeutet, daß P. Nicolaus so ganz willenlos gewesen.

nen, beruht im Ganzen auf einer Anschauung, die unserer Ansicht nach nicht nur der Persönlichkeit Hildebrand's widerspricht, sondern überhaupt der ganzen Art und Weise, wie solche Naturen sich zu entwickeln pflegen. Hildebrand hat das eigene Geschick gehabt, in seinen kirchlichen Bestrebungen meist von so weltlich gesinnten Männern beurtheilt zu werden, daß zwischen ihrer und seiner Persönlichkeit sich eine unausfüllbare Kluft hinzog, daß ein Verständniß seines Innern, seines eigenthümlichen Wirkens und Seyns durch jene schon ihrer Persönlichkeit wegen undenkbar war. Daher kam es, daß die meisten, die über P. Gregor VII. schrieben, ihm geradezu ihre eigenen Pläne und Ideen unterlegten — dadurch aber meist nur zu erkennen gaben, welch sonderbarer Dinge sie selbst fähig gewesen wären, würden sie sich in der Lage P. Gregor's befunden haben. So sonderbar es klingt, so lächerlich es Manchem erscheinen mag — wir konnten uns, je mehr wir die Persönlichkeit Hildebrand's studirten, desto weniger mit dem Gedanken befreunden, er habe wirklich so absichtsvoll, mit so weit aussehender Berechnung gehandelt, ja wir halten dieß gar nicht für die Eigenthümlichkeit einer wahrhaft edlen und großartigen Natur -- und daß Hildebrand eine solche besessen, wird nach Voigt's Darstellung wohl Niemand mehr abzustreiten die Kühnheit haben. Abgesehen davon, daß Hildebrand seiner eigenen Denkungsart nach — in der der Grundzug des monastischen Elementes, Demuth und Selbstverläugnung vorwalteten — weder nach der päpstlichen Würde strebte, noch sie hoffte, ja sie hartnäckig ausschlug, als sie ihm wirklich übertragen wurde, bedurfte es gar keines solchen Planes. Die Politik jedes ächtkirchlichen Papstes war seit P. Leo IX., welcher, wie wir am geeigneten Orte nachwiesen, den jungen Hildebrand in die Regierung der Kirche einführte, so vorgezeichnet, daß eine Abweichung von dieser Linie gar nicht mehr denkbar war, und es nur auf die Umstände ankam, welche ein größeres und entschiedeners Auftreten möglich machten. Daher finden wir auch die hauptsächlichsten Maßregeln, welche gewöhnlich P. Gregor VII. zugeschrieben werden, lange vor ihm ausgesprochen und befolgt, und jener Chronist, ich glaube es ist Berthold von Constanz, hat völlig Recht, wenn er zu verstehen giebt, P. Gregor VII. habe eigentlich nur allgemein geltend gemacht, was die früheren Päpste — mit großer Mühe und durch persönliche Anwesenheit in fremden Ländern — da und dort durchzusetzen sich bemüht hatten. Dieß erscheint vielleicht parador, dürfte aber vielleicht Kundigen und Vorurtheilsfreyen — deren Anzahl freylich sehr geringe ist — treffender und der Wahrheit näher kommend bedünken, als die künstlich aufgestutzten Systeme, welche man dem großen Papste in den verschiedenen deutschen Universitätsstädten als hildebrandisch unterzuschieben beliebt.

Auch in Bezug auf das Wahldecret P. Nicolaus II. kann ich nicht völlig die Meynung des Verfassers theilen. Ich abstrahire jedoch sowohl von dem Texte, da die Art und Weise seiner Verfälschung Gegenstand eines endlosen Streites werden kann, wie als auch von einzelnen Puncten seiner Auslegung, und bemerke anerkennend, wie der Verfasser mit Scharfsinn zeigte, daß, indem das Wahldecret den Cardinälen die größte Macht einräumte, aller römische Particularismus vermieden wurde. Die meisten Cardinäle waren seit P. Leo IX. Ausländer, Repräsentanten der verschiedenen christlichen Nationen, und somit ward die römische Kirche selbst thatsächlich auch die allgemeine. Gerade diese Anordnung brachte aber die Römer auf Seite des königlichen Hofes — „und es konnte den Anschein gewinnen, als ob man von hier aus jetzt Simonie und Priesterehe wieder in gleichem Grade begünstigen würde, wie man sie noch vor Kurzem verfolgt hatte."

III. Zwiespaltige Wahl.

Dem Verfasser zufolge übertraten die Cardinäle, welche P. Alexander II. wählten, die Wahlordnung P. Nicolaus II. „Die Cardinäle hatten auf ihre eigene Hand die Wahl abgehalten und die Inthronisation unter dem Schutze Fremder durchgesetzt." So hätten denn sie Anlaß zu dem Zwiste gegeben, der hierauf die Kirche zerrüttete und das Auftreten der Kaiserin Agnes, der italienischen und deutschen Bischöfe gegen den neuerwählten, die Wahl des Cadalus wäre rechtmäßig gewesen — wenigstens sieht man nicht recht ein, wie der Verfasser

nach solchen Prämissen S. 161 auch des Cadalus Wahl für ungesetzlich halten kann. Ueberlegt man aber den Grund, weßhalb Hr. Giesebrecht die Wahl Papst Alexander's für unrechtmäßig hält, so kömmt es doch nur darauf hinaus, daß ihm die königliche Sanction fehlte. Allein der Verfasser vergißt, daß, nachdem ein in den letzten Tagen P. Nicolaus gehaltenes deutsches Concil den Papst auf Betrieb der Kaiserin verdammt, entsetzt, und seine Verfügungen für ungültig erklärt hatte, das seit Heinrich III. zwischen den Päpsten und dem Kaiser eingetretene Verhältniß wesentlich verändert wurde. Es war jetzt ein außerordentlicher Fall eingetreten, und die Erholung des Consenses des jungen Königs bey der neuen Wahl weder klug und schicklich, noch eigentlich nur möglich. Was thaten nun die Cardinäle? Sie zögerten 3 Monate mit der Wahl — offenbar in der Hoffnung, unterdessen mit des Königs Vormünderin in ein besseres Vernehmen treten zu können und schritten erst zur Wahl, cum ingens inter Romanos seditio de ordinando Pontifice coepisset exoriri (Leo ost. III. c. 20.). Diese Stelle scheint der Verfasser, da er versichert, die Cardinäle konnten sich dießmal nicht mit der drängenden Zeit entschuldigen — nicht beachtet zu haben. Dann aber wählten sie einen Mann, qui Regis tanquam domesticus et familiaris erat, — was doch gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie beabsichtigt hätten, in Opposition mit der weltlichen Macht zu treten. Außerdem ist auch bekannt, wie thätig Hildebrand, und um in des Verfassers Sinne zu reden, wie mächtig dieser gerade damals war, und dennoch ist nichts gewisser, als daß derselbe, als er Papst geworden, die königliche Genehmigung einholte. Ist es wahrscheinlich, daß er einen Papst oder ein Cardinalscollegium, die er dominirte, nicht dazu vermocht haben soll? Hiermit wird freylich die ganze Anschauungsweise der nun folgenden Geschichte des Streites wesentlich verändert, und wir sind eben deßhalb der Mühe enthoben, dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen, da er von falschen Prämissen ausgehend nothwendig nur zu falschen Consequenzen gelangen konnte.

IV. Angriff des Cadalus auf Rom.

Hier wie an mehreren anderen Puncten stellt der Verfasser die Ansichten des Petrus Damiani denen Hildebrand's gegenüber, und gelangt dadurch zu einer Anschauung, die unstatthaft, unpraktisch und auch nur auf dem Standpunkte einer so sonderbaren Persönlichkeit haltbar ist, wie sie Petrus Damiani selbst besaß. Dieser, der mit seiner ganzen Zeit in Opposition lag, und dem die größten und entschiedensten Päpste nicht genug thaten, ist am allerwenigsten derjenige, den der Historiker zum Maßstabe der Tüchtigkeit der Leistungen von streng kirchlichen Männern jener Zeit nehmen darf. Kann man Damiani's historische Angaben nur vorsichtig benützen, so ist dieß noch mehr mit seinen Urtheilen der Fall; er setzt ein ganz besonderes und umfassendes Studium voraus, ohne welches Damiani und seine eigenthümliche Stellung zu seiner Zeit durchaus nicht gehörig begriffen werden können. Wir wollen dem Verfasser nicht unrecht thun, fürchten aber, er möchte dieses Studium nicht so eifrig gepflogen, und über alle Schriften Damiani's ausgedehnt haben, wie es uns zur Kenntniß seiner Stellung nöthig erscheint.

V. Das Concil zu Augsburg.

Der Verfasser weist auf den Einfluß hin, welchen die Veränderung der vormundschaftlichen Regierung, da Anno der Wahl des Cadalus entgegen gewesen, und die Uebereinstimmung des Interesses der hohen Aristocratie Deutschlands mit dem des Papstthums auf den kirchlichen Streit ausübten. „Cadalus ward vom königlichen Hofe aufgegeben; am bedeutendsten aber wurde dieses Concil offenbar dadurch, daß in ihm von Seiten des Reiches das Wahldecret des Nicolaus factisch anerkannt wurde.“

VI. Rückkehr Alexander's nach Rom. Der zweyte Angriff des Cadalus. Das Concil zu Mantua.

„Ein neues Concil war nicht in dem Interesse Alexander's und Hildebrand's.“ (?) — Honorius (Cadalus) wurde nun unumstößlich seiner

päpstlichen Gewalt entkleidet; Alexander II. dagegen jetzt unabänderlich anerkannt.

VII. Chronologischer Excurs.

Der Verfasser sucht gegen Pagi zu beweisen, daß das Concil von Mantua nicht 1067 sondern 1064 statt fand. Berthold von Constanz und die wahrscheinliche Erkläklärungsweise der Angaben mehrerer anderer Schriftsteller sprechen für ihn.

VIII. Kampf der Patariner mit den lombardischen Bischöfen.

Es ist der Entscheidungskampf des Jahres 1066, durch welchen für die Simonisten und den Cadalus der verhängnißvolle Wendepunkt herbeygeführt wurde.

IX. Richard gegen Rom. Herzog Gottfried.

Der Verf. zeigt, wie die normännischen Angelegenheiten Heinrich IV. Gelegenheit gaben, den Erzbischof Anno, Herzog Otto von Bayern und den Bischof Heinrich von Trient zu entfernen. „Fast scheint es, als ob er gerade diese Männer wählte, um lästige Dränger aus seiner Nähe zu entfernen.“

X. Roms Triumphe. Cadalus Ende.

Anno, einst des Königs Bevollmächtigte auf den Untersuchungsconcilien gegen den Papst, muß jetzt in Rom Buße thun, weil er mit dem Gegenpapste zusammengekommen. Dagegen erscheint Petrus Damiani als päpstlicher Legat zu Frankfurt und „im Anfange des Jahres 1070 wurden die angesehensten und reichsten Kirchenfürsten des deutschen Reiches vor den Richterstuhl des Papstes beschieden. Wie umgewandelt erscheinen sie nach ihrer Rückkehr im J. 1070.“

Der Verfasser glaubt hierzu folgende Bemerkung machen zu müssen: „Auch dießmal, wie schon in früheren Zeiten, widerstand das deutsche Volk jenen hierarchischen Tendenzen, die von Rom ausgiengen, am längsten.“ Der Verfasser wird uns erlauben, so, wie er diesen Satz S. 205 ausführt, denselben entweder als einen Gemeinplatz; oder diesen Widerstand für eine Calamität anzusehen, da er eine mehr als 50jährige Zerrüttung über Deutschland brachte. Was der Verf. berichtet, beweist nur, daß die kirchliche Disciplin in Deutschland laxer, der Clerus weltlicher geworden war, als anderswo. Doch wir wollen darüber mit ihm so wenig rechten, als wenn er zum Schlusse sagt: „Große Mittel standen Gregor zu Gebote, und ein Mann wie er, hätte unter jenen Verhältnissen mit diesen Mitteln unsäglich viel Gutes für die Menschen leisten können. Aber nicht der Frieden der Welt, nicht das wahre Heil der Kirche lag ihm am Herzen.“ Wir halten es für den unglücklichsten Theil, den ein Historiker sich erwählen kann, ausfindig machen zu wollen, was ein Mann hätte thun können und nicht gethan habe. Ja Gregor VII. that, was er konnte, und dadurch ward er groß. Und wer hat denn wohl der Welt den Frieden geraubt, Gregor VII. oder Heinrich IV. und seine lasterhaften Gesellen?

Unter dem Titel Benzo folgt noch ein Excurs über Benzo, einen schätzungswerthen Auszug aus diesem lächerlichen Pedanten *) enthaltend. Eine fortlaufende kritische Würdigung und Sichtung der Angaben dieses Schriftstellers wird freylich noch lange Zeit den piis votis angehören und vielleicht ganz unmöglich seyn.

Höfler.

*) Er sagt bekanntlich von sich selbst:
Ipse historiographus, ipse propheta et plus quam propheta.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Naturhistorische Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forster, Herrich-Schäffer, Koch, v. Schmöger und v. Voith bearbeitet von Dr. A. E. Fürnrohr. Erster Band, den geschichtlichen, klimatologischen und geognostischen Theil enthaltend. Regensburg 1838. XIV. und 303 S. 8. mit einem Stahlstiche und 2 lithographirten Tafeln. — Zweyter Band, die Flora v. Regensburg enthaltend. 1839. XXXII. und 274 S. mit einer geognost. Karte. — Dritter Band, die Fauna von Regensburg enthaltend. 1840. XVI. u. 478 S.

Die naturhistorische Topographie von Regensburg würde in diesen Blättern schon früher zur Anzeige gekommen seyn, wenn nicht Ref. es für nothwendig erachtet hätte, zuvor noch einmal die geognostischen Verhältnisse der Umgebungen jener Stadt in eigne Untersuchung zu nehmen, da seine vor zwölf Jahren daselbst angestellten Beobachtungen nicht durchgängig mit den hier aufgeführten in Uebereinstimmung waren, und daher zur Ausgleichung dieser Differenzen einer Wiederholung bedurften. Jetzt, wo im Spätherbste dieses Jahres Ref. dazu kommen konnte, die geognostische Beschaffenheit der Umgegend Regensburgs nochmals, wenn auch nur auf einer flüchtigen Exkursion, in Augenschein zu nehmen, beeilt er sich, der vorliegenden Topographie die ihr in unsern Blättern gebührende Anerkennung nicht länger mehr vorzuenthalten.

Regensburg ist die erste Stadt unsers bayerischen Vaterlandes, welche an die Bearbeitung einer naturhistorschen Topographie sich nicht bloß gewagt, sondern sie auch ehrenvoll durchgeführt hat. Ohne daß daselbst durch eine höhere wissenschaftliche Anstalt, wie z. B. eine Universität oder Akademie, die zu einer solchen Bearbeitung nothwendigen Fachgelehrten zusammengeführt worden wären, hat sich in Regensburg ein Verein von Naturforschern gebildet, deren wenigsten das Studium der Naturwissenschaften als amtlicher Beruf angewiesen ist, sondern von den meisten nur in ihren amtsfreyen Mußestunden betrieben werden kann. Um so schwerer war daher unter solchen Umständen die Bearbeitung einer naturhistorischen Topographie; um so ehrenvoller ist aber auch ihre gelungene Durchführung.

In dem geschichtlichen Theile dieses Werkes können die Regensburger Naturforscher ihren Stammbaum weiter hinaufführen als die meisten adeligen Geschlechter und dürfen daher mit Recht eines uralten Adels sich rühmen, zumal da ihr Urahne einer der berühmtesten Männer aller Zeiten ist. Es ist dieß Albertus magnus, der hier von 1260 bis 1262 als Bischof lebte, und dessen Lehrstuhl und die Bänke seines Auditoriums noch jetzt gezeigt werden. Auch der Fürst der Astronomen, der große Keppler, hat hier mehrmals verweilt und hier endlich am 15. November 1630, nach einem mühevollen und unstäten Leben, die letzte Ruhe gefunden. Unter den neueren Naturforschern ragt besonders der Superintendent Schäffer hervor, von dem hauptsächlich der Impuls zu der regen Thätigkeit im Gebiete der Naturwissenschaft in Regensburg ausgegangen ist, und dessen Biographie hier in einer sehr ansprechenden Weise mitgetheilt wird. Als ein armer Student, mit einigen Groschen in der Tasche, hatte er, der aus Querfurt gebürtig

war, die Universität Halle bezogen, mußte daselbst Armuths halber seine Studien unterbrechen und 1738 eine Hauslehrerstelle in Regensburg annehmen, was die Veranlassung wurde, daß er durch spätere Erlangung einer Pfarrstelle dauernd für die Stadt gewonnen wurde. Bis hieher hatte er sich nicht mit den Naturwissenschaften befaßt gehabt; da jedoch sein Schwager, der Stadtsyndikus Harrer, dieselben eifrigst betrieb und eine schöne Sammlung sich angelegt hatte, so erwachte in Schäffer ebenfalls die gleiche Lust und er bildete sich nun rasch zu dem großen Naturforscher aus, der in der Zoologie wie in der Botanik eine Reihe von Meisterwerken ausarbeitete, die seines Namens Gedächtniß dauernd in den Jahrbüchern der Naturwissenschaften erhalten werden. So eifrig er sich aber auch diesen Lieblingsstudien hingab, so vernachläßigte er doch hiebey nicht im Mindesten die Pflichten seines Berufes, und als er 1779 in den größeren Wirkungskreis eines Pastors und Superintendenten berufen wurde, so gab er nach und nach das Publiziren auf und lebte nur zunächst seinem geistlichen Berufe, bis er am 5. Januar 1790 in einem Alter von 71 Jahren, hochbetrauert von den Bürgern Regensburgs, bey denen er noch immer in gesegnetem Andenken steht, dem Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit entrückt wurde.

Wenn das Jahr 1790 durch Schäffers Tod den Regensburger Naturforschern einen großen Verlust beybrachte, so begründete es dagegen ein naturhistorisches Institut, das noch jetzt und zwar in gedeihlicher frischer Wirksamkeit fortbesteht, nämlich die botanische Gesellschaft, an welche sich zugleich die Herausgabe eines botanischen Taschenbuchs anknüpfte. Zu Beyden gieng der Gedanke von Hoppe aus, der im Jahre 1786 nach Regensburg gekommen war, und unter den dortigen jungen Pharmaceuten einen Feuereifer für Botanik erweckt hatte. Unter ihnen sollen hier nur die Namen Martius und Funk genannt werden; jener im hohen geachteten Greisenalter noch frisch und munter uns verweilend, dieser vor wenig Jahren zum Schluße seiner Laufbahn gekommen. An die jungen Pharmaceuten schloßen sich von gleichem Enthusiasmus für Botanik beseelt, der beym Reichstage angestellte Chevalier de Bray, nachmaliger bayerischer Gesandter in Paris und Petersburg, und der fürstl. Thurn- und Taxische Exercitienmeister Duval an. Da die würdigen Männer, Superintendent Schäffer, Senator Harrer und der Stadtphysikus Dr. Kohlhaas mit Rath und That allenthalben an die Hand giengen, so mußte das freudige Zusammenwirken von den ersprießlichsten Folgen seyn, was sich denn auch bald durch große literarische Thätigkeit der Mitglieder an den Tag legte. Die neu entstandene botanische Gesellschaft war der erste wissenschaftliche Verein in Europa, der sich ausschließlich der Botanik widmete, auch gleich von Anfang an durch wissenschaftliche Arbeiten eine allgemeine Achtung sich erwarb, und bis auf den heutigen Tag behauptet. Hoppe war der Mittelpunkt dieses Vereines, und nachdem er mit der einheimischen Flora hinlänglich bekannt geworden war, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt den Alpen zu, um auf ihren Höhen die reichen Schätze Flora's auszubeuten. Im Jahre 1798 weidete sich sein Auge zuerst an der Pracht der Alpenvegetation, und von nun an ergriff er in jedem Sommer, auch nachdem er ins hohe Greisenalter eingetreten war, den Wanderstab, um seinen geliebten Bergen zuzueilen. Einen neueren Aufschwung erhielt die Gesellschaft durch den Beytritt des edlen Grafen Kaspar von Sternberg. Er und sein Freund de Bray trachteten dahin, im Vereine ein höheres Streben zu erhalten, damit er kräftig in den Entwicklungsgang der Wissenschaft einzugreifen vermöge. Außerdem unterstützten sie die Gesellschaft durch reiche Beyträge und erwarben ihr den Schutz und die Huld ihrer höchsten Souveraine. Von größter Wichtigkeit für eine gesicherte Stellung der Gesellschaft wurde das Jahr 1803, wo ihr Mitglied, der Graf Sternberg als Vicepräsident an die Spitze der Regierung des neu geschaffenen Fürstenthums gestellt wurde und ihr bey dem neuen Landesfürsten, dem Kurfürst Erzkanzler Karl von Dalberg, die kräftigste Unterstützung bewirkte.

Wie die Gesellschaft von da an unter mannigfaltigen Schicksalen sich behauptet, ihren Garten, ihr Herbarium und Bibliothek erweitert, und ihre literarische Thätigkeit sowohl in ihren Denkschriften,

mit denen sie sich 1827 an die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher anschloß, als auch in ihrer fortwährend erscheinenden botanischen Zeitung bewährt hat; dieß alles wird Jeder, der an dem Gedeihen dieses Vereines und der von ihm gepflegten Wissenschaft Antheil nimmt, auch wenn er gerade nicht vom Fache ist, in höchst ansprechender Weise in dem Berichte des Herausgebers geschildert finden, worauf wir, um nicht allzu weitläufig zu werden, verweisen wollen.

Auch im Gebiete der Astronomie und Physik regte sich seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine erfreuliche Thätigkeit. Frobenius Forster, der im Jahre 1762 Fürstabt von St. Emmeran wurde, wandte die großen Einkünfte seines Stiftes dazu an, um in ihm eine kleine Akademie der Wissenschaften zu errichten, in welcher der Astronomie eine vorzügliche Stelle eingeräumt ward. Das Amt eines Astronomen und Physikers versah zuerst Cölestin Steiglehner, dem später Placidus Heinrich nachfolgte, der hauptsächlich durch seine Untersuchungen über die physische und chemische Natur des Lichts, so wie über die Phosphorescenz der Körper einen hochberühmten Namen sich erworben hat. Auch des Abts Benedikt Arbuthnot aus dem Schottenkloster ist hier in Ehren zu gedenken, der mehrere von der Akademie der Wissenschaften zu München aufgegebene physikalische Preisfragen beantwortete.

Nachdem wir so in aller Kürze die Hauptmomente in der Geschichte der naturwissenschaftlichen Leistungen Regensburgs angedeutet haben, gehen wir auf eine kurze Inhaltsanzeige der 3 Bände dieser Topographie ein.

Der erste Band besteht aus 3 Kapiteln. Das erste ist der „geschichtliche Theil," aus dem die obigen Angaben entlehnt sind. Das zweyte Kapitel ist der „klimatologische Theil," von Dr. von Schmöger bearbeitet und auf eine 65 jährige Reihe von Beobachtungen gestützt, wie sie in solchem Umfange wohl keine andere Stadt aufzuweisen haben wird. Nach des Verfassers Berechnung beträgt die Erhöhung Regensburgs über der Meeresfläche für den mittleren Donaustand am Holzthore 1034 Fuß. Diese Größe weicht unerheblich von derjenigen zu 1028 Fuß ab, welche der k. bayerische Generalquartiermeisterstab nach geodätischen Operationen gefunden hat. Unter den beygefügten 20 Tabellen wird den Zoologen und Botaniker vorzüglich die letzte ansprechen, welche über die „jährlich periodisch wiederkehrenden Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich," d. h. über die Zeit des Vogelzuges, des Blühens u. s. w. berichtet.

Das dritte Kapitel ist der geognostische Theil, bearbeitet vom k. Oberst-Bergrathe von Voith. Der um die einheimische Gebirgskunde viel verdiente Veteran schildert mit jugendlicher Frische die geognostischen Verhältnisse Regensburgs, von denen bisher nur Weniges, überdieß zum Theil Unrichtiges, bekannt war, und erläutert selbige durch ein schönes und genau ausgeführtes Kärtchen. Das Gebiet, über welches sich die geognostischen, so wie die botanischen und zoologischen Forschungen erstrecken, haben die Bearbeiter dieser Topographie in der Weise abgegrenzt, daß in einem länglichen Viereck Burglengenfeld und das westöstliche Rinnsal des Regens die nördlichsten Puncte, Wörth, Pfatter und Schönach die östlichsten, Sünching und Weltenburg die südlichsten, Pointen und Hemau die westlichsten Puncte bezeichnen; im Ganzen ein Flächenraum von ungefähr 36 Quadratmeilen, in dessen Mitte die Stadt Regensburg liegt.

Dieses Gebiet wird von der Donau durchschnitten, auf deren linkem (nördlichem) Ufer eine vom Tegernheimer Keller nordwärts nach Regenstauf und noch weiter oberhalb des Regens verlaufende Grenzlinie den nördlich von der Donau liegenden Bezirk in zwey geognostisch wesentlich verschiedene Hälften theilt. Die östliche besteht aus Primärformationen, die dem bayerischen Waldgebirge angehören und ostwärts bis in die österreichischen Staaten sich forterstrecken. Die westliche Hälfte gehört den Sekundärformationen an, die hier das rechte Donauufer überschreiten und den Urgebirgen gegenüber auf demselben noch eine kleine Strecke in östlicher Richtung sich ausbreiten; sie machen einen Theil des großen Jurazuges aus. Aus eigner Ansicht ist Ref. das nördliche Gehänge längs der Donau von Donaustauf an bis nach Marieort, so wie

die Umgebungen Kelheims bekannt geworden, worüber er gelegentlich einige Bemerkungen beybringen wird.

Die Hauptgesteinsart der Primär-Formationen ist der Granit. Dicht unter dem höchsten Puncte des Schloßberges bey Regenstauf wurde im südlichen Gehänge ein vertikal aufsteigendes, allenthalben scharf abgegränztes Gneiß-Gebilde von sehr beschränktem Umfange entblößt; außerdem kommen noch hin und wieder kleine Partien von Gneiß vor. Seit ältern Zeiten bekannt ist der Flußspathgang unweit Bach, unterhalb Donaustauf.

Ueber das Secundärgebirge giebt uns der Verf. folgende Aufschlüsse. Unmittelbar auf den Primär-Gebirgen ruht, wie durch den ganzen westlichen Theil der Oberpfalz, ein petrefaktenleerer granitischer Sandstein, dessen Korn an Größe und Scharfkantigkeit und dessen Gemenge an Feldspath und Glimmer von unten nach oben im Allgemeinen progressiv abnimmt. Die Farbe der Gemengtheile ähnelt stellenweise so ziemlich jener des benachbarten Primärgebirges; das Bindemittel besteht aus graulichem, in den untern Bänken meist, bis zum Verschwinden, sehr sparsamem, in den obern allmählig zunehmendem Thone, wornach der Sandstein vom sehr Harten bis zum Zerreiblichen wechselt. Dieser Sandstein kommt nordwärts vom Schwabelweißer Bergzuge nur in einem kleinen Winkel vor, wo er in O. und N. an das Urgebirge sich anlehnt, in W. und S. vom Juragebirge bedeckt wird. — Ref. hat diesen granitischen Sandstein zwar nicht gesehen, aus seiner Gesteinsbeschaffenheit aber, so wie aus der Ueberlagerung durch die Liasformation zu schließen, möchte er nichts anderes als der Keupersandstein seyn, der unter ähnlichen Verhältnissen auch bey Abach (unweit Amberg) auftritt, auf welchen Punct sich der Verf. bezieht, und der überhaupt als das Fundament betrachtet werden darf, auf welches sich das fränkisch-pfälzische Juragebirge aufgelegt hat.

Eben so unmittelbar und scharf abgeschnitten, fährt der Verf. fort, überlagert diesen Sandstein allenthalben die Lias-Formation. Diese tritt in der Umgegend Regensburgs nur in der kleinen kesselförmigen Schlucht am Tegernheimer Keller und auf dem jenseitigen Gehänge bey Keilberg aufgedeckt hervor, ist aber nirgends tiefer als bis auf die Belemniten-Schicht des Liasschiefers entblößt und überhaupt wenig entwickelt; kein Durchschnitt schließt die Lagerungsverhältnisse dieses Schiefers auf. — Der Lias-Sandstein erreicht am Tegernheimer Keller kaum eine Mächtigkeit von einigen 20 Fuß, während bey Keilberg bedeutende Steinbrüche in demselben eröffnet sind. — Den erwähnten klassischen Punct am Tegernheimer Keller, wo sich das Juragebirge auf das Urgebirge auflegt, hat Ref. mehrmals besucht, und ist schon vor 12 Jahren nicht wenig überrascht worden, hier an der Auflagerungsstelle den sonst allenthalben verdeckten Griessandstein (Liassandstein) nochmals zum Vorschein kommen zu sehen, zum evidentesten Beweise von der merkwürdigen Regelmäßigkeit, die in der Aufeinanderfolge der Formationen dieses Gebirges besteht. Da Ref. nach Keilberg, wo diese untern Gebirgsglieder stärker entwickelt und mehr aufgeschlossen sind, nicht gekommen ist, so hat er auch die Liasschiefer nicht wahrgenommen, und ist deßhalb sehr erfreut, daß ihre Auffindung durch den Verf. einen weitern Beleg von der regelmäßigen und gleichförmigen Gliederung unseres Juragebirges abgiebt.

Während Liaskalk und Griessandstein nur in einem schmalen Streifen ihr Daseyn verrathen, nimmt den ganzen übrigen Theil des gedachten Bezirkes, den das Urgebirge frey läßt, die Jurakalk-Formation ein, von der der Verfasser folgende Abtheilungen unterscheidet. „Der dichte Jurakalk erfüllt als unterstes dem Auge geöffnetes Gestein den ganzen westlichen Theil des umschriebenen Flächenraums, sowohl dieß- als jenseits der Donau.“ Versteinerungen kommen in ihm, einzelne Puncte (z. B. Salern und Kelheim) ausgenommen, nicht häufig vor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Naturhistorische Topographie von Regensburg ꝛc.

(Fortsetzung).

Auf ihm ruht der cavernöse weiße krystallinische Jurakalk, der bey Etterzhausen, Kelheim und Abach eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Auf diese Lage folgt „der meistens auf sie unmittelbar gelagerte und gleichsam aus ihr sich fortbildende jüngere Jura-Dolomit.“ Er fängt am Dreyfaltigkeitsberge an, wo er schon ziemlich mächtig ist, ruht hier auf dem dichten Jurakalke, ist am Fuße massig und hart, und wird gegen den Rücken allmählig geschichtet, endlich dünnschichtig, mürbe und leicht verwitterbar. — Eben so verhält es sich „längs dem ganzen Zuge am südwestlichen Gehänge über Pfaffenstein und die beyden Winzer. Er steigt am Fuße desselben theilweise in steilen Wänden und Kuppen von beynahe horizontalen, selten verrückten Absonderungsflächen in dicke Bänke getheilt empor,“ bildet bey Etterzhausen die Grotte mit der Kuppe, geht nördlich nach Kalmünz, westlich bis Essing und Kelheim und überschreitet südlich, über Nittendorf wegziehend, bey Abach und Prisling die Donau; „auch die unter dem Namen Schulerloch bekannte Berggrotte bey Essing ist in diesem Gestein.“ Zuletzt folgt der lithographische Schiefer.

Mit diesen Angaben kann Ref. nicht ganz einverstanden seyn, da er am linken Donauufer am ganzen Thalgehänge vom Tegernheimer Keller an längs des Dreyfaltigkeitsberges, über Pfaffenstein und die beyden Winzer bis Marieort hin, eben so bey Kelheim und Weltenburg vergeblich nach Dolomit gesucht hat. Auch das Schulerloch ist nicht im Dolomit befindlich, wie Ref. sich durch genaue Ansicht des ganzen äußern Umschlußes dieser Höhle überzeugt hat.

Alles, was der Verf. am linken Donauufer als Dolomit bezeichnet, gehört seinem „cavernösen krystallinischen Jurakalk“ an, und ist von diesem nicht verschieden; ja der Dolomit wird wohl auch den übrigen der genannten Punkte fast ganz abgehen. Zwar kann Ref. dieß nicht mit aller Bestimmtheit behaupten, da theils die Kürze des ihm verstatteten Zeitraums, theils anhaltend schlechtes Wetter es ihm unmöglich machten, das Naab- und Laberthal mit ihren anstoßenden Territorien zu untersuchen; dagegen giebt L. v. Buch Nittendorf (bey ihm fälschlich Pittendorf geschrieben) und Etterzhausen als Punkte an, wo sein Diceraskalk, der mit dem krystallinischen Jurakalk identisch ist, sich findet, so daß die Ausmündung des Naab- und Laberthales diesen Kalkstein eben so gut aufzuweisen hat, als die des Altmühlthales bey Kelheim. Auch der „dichte Jurakalk“ des Verf. kann geognostisch von dem „krystallinischen“ nicht getrennt werden, und ist von dem dichten Jurakalk des fränkischen Juragebirges nach oryktognostischen und geognostischen Merkmalen verschieden.

Dieser Kalkstein, dessen der Verf. hier gedenkt, ist zur Zeit noch ein Stein des Anstoßes für die Geognosten, die hinsichtlich seiner in keiner Uebereinstimmung sind. L. v. Buch *), der ihn Diceras oder Nerineen-Kalkstein nennt, gesteht zwar zu, daß es noch nicht gelungen sey, einen Punkt nachzuweisen, wo die lithographischen Schiefer mit Bestimmtheit über oder unter den Diceraskalkschichten liegen, hält es auch für möglich, daß beyde

*) Ueber den Jura in Deutschland. Berlin 1839.

Formationen nie über einander, sondern nur neben einander vorkommen könnten, doch sieht er es nach Beobachtungen bey Kelheim für ganz wahrscheinlich an, daß die Dicerasschichten die oberen seyn möchten und identificirt sie daher mit dem Portlandstein, führt sie auch in seinem Durchschnitte unter letzterem Namen als über die lithographischen Schiefer gelagert auf. Anderer Ansicht ist Graf Münster, *) indem er bemerkt, daß dieser Kalkstein zwar von einigen Geognosten mit dem Portlandstein verwechselt, davon aber verschieden sey, und nur eine höhere Schichte des obern Coral rag ausmache. Den Dolomit erklärt er für darüber liegend. Bey dieser großen Divergenz der Meynungen wäre es Ref. allerdings angenehm, wenn er eine sichere Entscheidung geben könnte; da ihn jedoch die Ungunst der Witterung im heurigen Oktober zur Abbrechung seiner geognostischen Beobachtungen vor dem beabsichtigten Termine zwang und da er nicht weiß, ob und wann er sie wieder wird aufnehmen können, will er wenigstens das geben, was er durch seine fragmentarischen Untersuchungen gefunden hat.

Schon als vor zwölf Jahren Ref. zum erstenmale um die geognostischen Verhältnisse der Regensburger Gegend sich interessirte, fiel ihm die Verschiedenheit des dortigen Jurakalksteins, wie er an der nördlichen Wandung des Donauthales sich findet, von dem in Franken verbreiteten auf. Während dieser gewöhnlich regelmäßig und nicht besonders mächtig geschichtet, voll Ammoniten und Belemniten ist, und durch keine besondere äußerliche Gestaltung in der Regel sich auszeichnet, fand Ref. dagegen den ganzen Kalksteinzug, wie er ihn vom Tegernheimer Keller an, wo sein östlicher Ausgang ist, bis hinauf nach Marieort in der Nähe der Naabmündung in Augenschein nahm, gleich dadurch höchst charakterisirt, daß er hier allenthalben dieselben pittoresken schroffen Felsenpartieen aufzuweisen hatte, wie sie sonst bloß dem Dolomit zustehen und bey dem fränkischen Jurakalkstein wenigstens nur als ganz seltene Ausnahme sich einstellen. Hiezu kam noch, daß dieser Kalksteinzug an der Donau statt geregelter Schichtung mehr eine unbestimmte großmassige Absonderung und eine weit größere Festigkeit mit mehr marmorartigem oder krystallinischem Ansehen zeigte, und daß längs des ganzen genannten Thalgehänges keine Ammoniten und Belemniten, nicht einmal in Bruchstücken, gefunden werden konnten. Eine Unterlagerung von dieser Kalksteinbildung konnte Referent in der bezeichneten Erstreckung nur am Tegernheimer Keller, wie schon erwähnt, ausmitteln, wo der Griessandstein ihr Liegendes ausmacht; im ganzen übrigen Verlauf stieg sie unmittelbar aus der Thalsohle auf und wurde bloß in größerer oder geringerer Höhe von der Grünsandsteinformation mit ihren verschiedenen Gliedern überlagert *). Hieraus gieng nun freylich mit Evidenz hervor, daß sie zwischen dem Grünsandstein und dem Griessandstein eingelagert war; welche Stellung sie aber gegen die verschiedenen Abtheilungen der Jurakalkformation einnehmen möchte, war hieraus nicht zu bestimmen und sollte einer späteren Untersuchung in andern Lokalitäten aufbehalten werden. Im Altmühlthale konnte Ref. hoffen, diese Frage in Erledigung zu bringen. Indeß nicht eher als heuer gelang es ihm, dieses merkwürdige Thal zu besuchen, und was er in geognostischer Beziehung in demselben gesehen, will er hier kurz schildern.

Kelheim, am Ausfluß der Altmühl in die Donau liegend, ist ein höchst interessanter geognostischer Punkt. Aus Osten dringt der weiße krystallinische Kalkstein, den wir einstweilen mit dem Buch'schen Namen Diceraskalk bezeichnen wollen, heran, zugleich mit dem Grünsandstein; aus Westen trifft mit diesen Gesteinen der aus Pappenheim herziehende lithographische Schiefer zusammen. Bey Neukelheim, was auf dem Gipfel der gleich hinter der Stadt aufsteigenden nördlichen Thalwand liegt, ist der große Steinbruch im Grünsandstein eröffnet, der die Bausteine zur Isarbrücke, Residenz und anderen großen Bauten geliefert und seinem Besitzer einen beträchtlichen Reichthum erworben hat. Der Sandstein ist in mächtigen Bänken horizontal geschichtet,

*) Bemerkungen über den weißen Kalk und dessen Versteinerungen bey Kelheim (oberer Coral rag), in seinen Beyträgen zur Petrefaktenkunde. Bayreuth 1839.

*) Diese Ueberlagerung ist besonders schön bey Marieort zu sehen, wo der Grünsandstein durch einen ansehnlichen Steinbruch aufgeschlossen ist.

und darf hier den Namen „Quadersandstein“ mit bestem Rechte führen. An diesem Punkte kann man es sehr deutlich sehen, wie der Grünsandstein den Diceraskalk überlagert, denn im untern Theile des Bruches wird der Kalkstein gebrochen und ist auf eine weite Strecke deshalb entblößt. Bey meinem Besuche daselbst war man eben beschäftigt einen Kalksteinblock auszuheben, der gegen 300 Centner schwer seyn mochte. Steigt man von diesem Bruche den Bergabhang nach Kelheim herab, so trifft man anfangs auf der Höhe immer noch den Diceraskalk in kleinen Gruben, aus denen er gebrochen wird. Hält man sich mehr an die Ostseite des Berghanges, auf welchem die Häuser von Neukelheim umhergestreut liegen, so kommt man unmittelbar unter den letzten Gruben auf den lithographischen Schiefer, der sich nun von hier an am Ostabhange dieses Bergstockes bis herab zur Thalsohle zieht, während der Diceraskalk oben in einer langen Bank sich über ihn weg erstreckt, und dann auf der westlichen Seite ebenfalls bis in die Thalsohle herabfällt. Obschon es demnach allerdings den Anschein hat, als ob der Diceraskalk unzweifelhaft den lithographischen Schiefer überlagere, so muß man doch an dieser Ueberlagerung wieder irre werden, wenn man den Kalkstein neben dem Schiefer herabstürzen sieht, was möglicher Weise auch auf eine bloße Anlagerung deuten könnte. Auf jeden Fall ist der bezeichnete Punkt nicht ausreichend, um mit Sicherheit die Lagerungsbeziehungen beyder Gesteinsarten zu bestimmen.

Von hier aus sind die Thalwände, welche die Donau nach Weltenburg hinauf und die Altmühl bis gegen Riedenburg hin einfassen, alle aus Diceraskalk gebildet. Die pittoresken Felsenwände des Weltenburger Thales sind ihrer romantischen Beschaffenheit halber längst bekannt und gerühmt; weniger weiß man vom Altmühlthale, obgleich dieses an Schönheit wenig dem andern nachsteht, und durch die Menge alter Burgen und Ruinen, welche seine Zinnen krönen, einen Vorzug vor ihm voraus hat. In dieser untern Strecke des Altmühlthales sind eine Menge Steinbrüche im Diceraskalk angelegt, unter welchen die von Oberau die großartigsten sind. Ueber Lagerungsverhältnisse konnte Ref. hier keinen Aufschluß gewinnen, da die ganzen Thalwände hier wie bey Weltenburg aus Diceraskalk bestehen. Auf einen Punct ist er leider zu spät aufmerksam geworden. Eben in der Abreise von Kelheim begriffen, bemerkte er, daß zum neuen Pflaster, womit die Hauptstraße belegt wurde, Dolomitsteine gewählt worden waren. Verwundert, dieses Gestein hier zu finden, befragte er sich beym Pflasterermeister nach ihrer Herkunft und erhielt zur Antwort, daß sie in einer Schlucht bey Essing, gleich an der Thalsohle, gebrochen würden. Leider verfehlte Ref. diesen Punct, an dem vielleicht am Ersten Aufschluß über die Lagerungsverhältnisse zu gewinnen gewesen wäre.

Schon ehe man nach Riedenburg kommt, tritt der Dolomit in Mächtigkeit auf und übernimmt von nun an die Stelle des Diceraskalks, mit dem er gleiche äußere Formen gemein hat. Bey Nußhausen sind noch die Thalwände aus Diceraskalk gebildet; aber etwas weiter hinauf zeigt sich auf dem rechten Altmühlufer bereits ein Dolomitbruch gleich über der Thalsohle. Hinter Riedenburg sind die gewaltigen, thurmartig aufgehäuften Felsmassen, welche das alte Schloß (das jetzige Rentamt) tragen, ihrer ganzen Mächtigkeit nach aus Dolomit bestehend, während man im Thale etwas weiter hinauf, gegen Gundelfingen zu, in einem Steinbruche den untern Jurakalkstein findet, denselben, welcher durch Franken ausgebreitet ist und durch seine Ammoniten und Belemniten, so wie durch eine ganz andere Gesteinsbeschaffenheit von dem Diceraskalk sich auffallend unterscheidet. Dieser untere Jurakalk kommt hier im Altmühlthale zum erstenmale zum Vorschein, aber nur im untern Theil des Thalgehänges. In solcher Weise trifft man ihn bey Gundelfingen selbst, wenn man von da nach Jachenhausen hinaufsteigt. Zu unterst an der Thalsohle zeigt sich ein Bruch im untern Jurakalkstein, mit einer Menge von Ammonites planulatus und Belemnites semisulcatus. Darüber folgt Dolomit, und das Höhen-Plateau ist vom lithographischen Schiefer gebildet, der in weiter Ausdehnung von da nach Sausthal und Pointen sich ausbreitet. Die Lagerungsverhältnisse sind also ganz dieselben, wie man sie im Eichstädtischen und Pappenheimischen wahrnimmt.

In einiger Entfernung von Jachenhausen, aber immer noch auf der Plattform des Gipfels, trifft man in einer wallartigen Einfassung von Diceraskalk eine Menge loser Hornsteinbrocken mit den Versteinerungen, welche diesen Kalkstein auszeichnen. Die Kalkfelsen gehen hier in einem gesonderten Bergstock zur Thalsohle hinab, ohne daß man über ihr Lagerungsverhältniß zum lithographischen Schiefer sich einen bestimmten Aufschluß verschaffen konnte. Weiterhin auf dem Gipfel der Thalwand (in einiger Entfernung von Dietershofen) folgt wieder lithographischer Schiefer; beym Hinabsteigen ins Thal gelangt man bald auf Dolomit und zu unterst auf den untern Jurakalk. Bald oberhalb Riedenburg verschwinden im Altmühlthale die Dicerasfelsen ganz, indem sie in südwestlicher Richtung fortziehen, während jenes Thal nordwestlich verläuft. Dolomit und unterer Jurakalk treten dagegen auf, wobey ersterer auch bey Dietfurt wohl schon ganz verschwindet. *) Bey Beilngries tritt die Altmühl auf eine kleine Strecke aus dem Stock des Juragebirges heraus, um dann gleich umzulenken und südwärts, gegen Eichstädt zu, wieder in ihn einzudringen, während die kleine Sulz an dem westlichen Fuße des Jurazuges in der Richtung von N. nach S. längs desselben herzieht und ihn von seinen westlichen Vorbergen scheidet. Dieser westliche Abfall des Gebirges hat nur noch den untern Jurakalk und den unter ihm vorkommenden Griessandstein aufzuweisen; der Wolfsstein ist dem Ref. als der einzige Berg bey Neumarkt bekannt geworden, der auf seiner obersten Kuppe, die den höchsten Punct in der Gegend ausmacht, nochmals den Dolomit wahrnehmen läßt.

Wenn nun gleich Ref. auf dieser flüchtigen und unter ungünstigen Umständen ausgeführten Excursion der Lagerungsverhältnisse des Diceraskalkes sich nicht mit Evidenz versichern konnte, so ist es ihm doch wenigstens sehr wahrscheinlich geworden, daß selbiger nicht vom Dolomit bedeckt werde, sondern eine höhere Lage einnehme; denn allenthalben, wo im Altmühlthale Ref. eine Auflagerung des Dolomits beobachtete, fand diese bloß auf den untern Jurakalk, nicht auf Diceraskalk statt.

Eine spätere genaue Untersuchung dieser Kalksteinbildung ist um so wünschenswerther, als sie in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit verdient. Von dem untern Jurakalkstein weicht sie schon dadurch auffallend ab, daß sie nicht bloß ganz und gar die äußeren grotesken Formen des Juradolomits nachahmt, sondern mit diesem auch in der Höhlenbildung übereinkommt.

In Franken sind alle Höhlen, ohne Ausnahme, im Dolomit, hier dagegen hat Ref. zur großen Ueberraschung die Entdeckung gemacht, daß das Schulerloch vom Diceraskalk gebildet ist. Ein anderer auffallender Umstand ist es, daß man diese Felsen häufig mit geglätteten Flächen findet, so namentlich an der Weltenburg. Wer Lust hat, mag immerhin diese Erscheinung von uralten Gletschern herleiten; Ref. sieht darin lediglich einen einfachen Vorgang der Verwitterung, welche die vorragenden Partien stärker ergreifend, diese allmählig ablöst und auf solche Weise die Felsenwände abgeschliffen hat.

(Schluß folgt.)

*) Die aus dem Steinbruch bey Malastetten (eine Stunde nordwärts von Dietfurt auf dem Gebirgs-Plateau gelegen) gebrochenen Steine werden zwar von den dortigen Bauleuten für Dolomit angesehen, sind es aber nicht, sondern dichter Jurakalkstein. Der Bruch, welcher den obern Verlauf einer Querschlucht, die von der kleinen Laber aus zum Gebirgsplateau sich hinaufzieht, umfaßt, ist erst seit Eröffnung des Kanalbaues angelegt, hat aber schon einen beträchtlichen Umfang gewonnen, da seine Steine von vorzüglicher Qualität sind. Die Schichtung ist von höchster Regelmäßigkeit, vollkommen horizontal, zum Theil von ansehnlicher und anhaltender Mächtigkeit. Versteinerungen sollen nach Aussage der Steinbrecher höchst selten seyn; Ref. fand bey seinem Besuche nichts als ein Bruchstück eines Belemniten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker. Tome premier. Paris 1841. XXXI u. 492 S. 8.

In diesem Werke hat der Verfasser den Anfang gemacht, die Resultate zwanzigjähriger Beobachtungen über die geognostische Construction der Alpen mitzutheilen. Gleich seinem berühmten Großvater Saussure hat er sich zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit das Studium der Alpen gewählt. Mit dem Westende dieser riesenhaften Gebirgskette den Anfang machend, ist der Verfasser allmählig weiter östlich vorgedrungen bis Istrien, Krain, Kärnthen, Steyermark und hat so nach und nach die meisten Hauptgruppen des Alpenzuges in Untersuchung genommen. Hiedurch hat er denn eine Bekanntschaft mit den geognostischen Verhältnissen der Alpen erlangt, wie sie in solchem Umfange gegenwärtig wohl keinem andern Geognosten zustehen wird. Bisher hatte Necker nur einzelne Untersuchungen der Oeffentlichkeit übergeben; erst jetzt, nachdem er zwanzig Jahre hindurch diesen Studien obgelegen, wagt er es, bestimmte Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen und solche in ihrer Gesammtheit dem geognostischen Publikum zur Beurtheilung vorzulegen. Solche wohl motivirte Bedächtigkeit wäre vielen unserer Geognosten anzurathen; wir würden zwar nicht so viele, aber desto verläßigere Arbeiten erhalten. Auf jeden Fall werden wir den Angaben Necker's mehr Vertrauen schenken dürfen, als jenem Geognosten, der nach einer sechswöchentlichen Durchlaufung des ganzen Alpenstockes den Muth hatte, die höchst verwickelte geognostische Construktion dieses Gebirges uns vordemonstriren zu wollen.

Mit Recht hat Necker der aus Urgebirg bestehenden Centralkette der Alpen mindere Aufmerksamkeit gewidmet als ihren Seitenketten und den sie begränzenden Ebenen, da über jene schon vortreffliche Arbeiten vorliegen. In diesem ersten Bande befaßt er sich mit der Darstellung der geognostischen Struktur des Genfersee-Beckens. Aufgeschwemmtes Land und Süßwasser-Molasse sind es, die hier auftreten. Da ein näheres Eingehen auf die lokalen Verhältnisse nicht genug Interesse für die meisten Leser haben dürfte, so hebt Ref. bloß einen Gegenstand von allgemeinerem Belange hervor, nämlich die Ansichten Necker's von der Moränen- und Gletscher-Bildung.

Bekanntlich ist in neuerer Zeit aus dem unerschöpflichen Meere der geologischen Hypothesen die Meynung aufgetaucht, daß auf den allgemeinen Erdbrand eine eben so allgemeine Vereisung der Erdoberfläche gefolgt sey. Zu dieser etwas desperaten Hypothese hat man gegriffen, um das Vorkommen der umher gestreuten Blöcke erklärlich zu machen. Man sucht nun allenthalben emsig nach Gletscherspuren, und in den politischen Zeitungen informirt man nicht bloß das gesammte Publikum von der neuen Theorie, sondern man streitet sich bereits mit Heftigkeit um die Priorität des ersten Gedankens, aus dem die Eistheorie hervorgieng. Nachdem diese geologische Angelegenheit zu einer allgemeinen gemacht worden ist, wird man es in unsern Blättern wohl gerne sehen, wenn Referent in ihnen darstellt was ein mit den Phänomenen der Gletscherbildung wohl bekannter Beobachter, wie Necker, über die Grundlagen der neuen Theorie beybringt. Seine Meynung ist aber, um es gleich von vorn herein zu sagen, derselben keineswegs günstig, wie aus dem zu ersehen ist, was er in seinem sechsten Abschnitte

über die Gletscher und Moränen mittheilt und woraus Ref. einen ziemlich ausführlichen Auszug vorzulegen sich erlaubt.

Zuerst erinnert Necker, daß seine Beobachtungen über die Gletscher ihn ganz zu denselben Schlüssen geleitet hätten, welche Saussure aus dreyßigjährigen Untersuchungen dieses Gegenstandes gezogen; Untersuchungen, deren Genauigkeit durch Gruner und alle späteren Beobachter bestätigt worden wären. Dann wendet er sich gegen die neue Theorie, welche die Ursache der Bewegung der Gletscher der Ausdehnung zuschreibt, die durch Gefrierung des in den Zwischenräumen des Schnees und Eises infiltrirten Wassers hervorgebracht wird. Er findet es befremdlich, daß die Anhänger dieser Theorie die Thatsachen nicht bestreiten, auf welche sich die bisher allgemein gültige Theorie stützt, was freylich eine schwere Aufgabe seyn möchte, da diese Fakta durch vielfach wiederholte Prüfungen eine, so zu sagen, öffentliche Geltung erlangt haben. So müssen sie zugestehen, daß der erste Ursprung der Eismassen, welche in die Thäler herabsteigen, dem auf den hohen Spitzen gefallenen Schnee zuzuschreiben sey, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß nach regnerischen und kalten Jahren, wie die von 1812 bis 1816, wo der Schnee in den Hochalpen reichlicher fiel und in den Thälern länger liegen blieb, der Umfang der Gletscher sich am meisten vermehrte und diese am weitesten in den untern Thälern vorrückten. Sie läugnen auch nicht, daß die Thalgründe, auf welchen die Gletscher ruhen, geneigt seyen, woraus folgt, daß diese der Wirkung der Schwere unterworfen sind, welche sie abwärts zu treiben strebt. Sie müssen gleichfalls eine eigenthümliche Erdwärme anerkennen, welche sich besonders an den Gletschern kund giebt durch die Wasserströme, die aus ihrem Innern hervorbrechen und die nicht gänzlich von der Schmelzung der äußern Eisfläche abzuleiten sind, da sie auch im Winter fortfließen, wo Alles an der Oberfläche des Bodens fest gefroren ist.

Wenn einerseits, bemerkt der Verf. weiter, keine dieser Fundamental-Thatsachen bestritten worden ist, so führt man andererseits zu Gunsten der neuen Theorie keine neue Thatsache von gleicher Wichtigkeit an, die unverträglich mit der alten Theorie wäre, denn die hauptsächlichsten Fakta, welche neuerdings die Beobachter beschäftigt haben, beziehen sich auf die Spuren, welche an verschiedenen Orten bezeugen, daß die Gletscher ehmals ausgedehnter waren als jetzt. Obschon nun der Verf. die Wichtigkeit solcher Beobachtungen aus topographischem Gesichtspunkte nicht bestreiten will, so verwahrt er sich doch dagegen, daß sie aus dem der Naturgeschichte der Gletscher neue Thatsachen wären, da schon Gruner und Saussure ähnliche erwähnt und der letztere sie in dieser Beziehung bey Auseinandersetzung seiner Meynungen in Betracht gezogen hätte.

Was nun die vorausgesetzte Ausdehnung betrifft, so zeigt der Verf. mit Evidenz, daß diese keineswegs zur Erklärung der großartigen Phänomene, welche man ihr zuschreibe, genügen könne.

Der zweyte Punkt betrifft die Behauptung, daß das Vorrücken eines Gletschers nicht gleichförmig in seiner ganzen Masse sey, daß die Geschwindigkeit seiner Schichten um so größer werde, als diese näher der Oberfläche und den Wirkungen der Temperaturänderungen mehr ausgesetzt wären, und daß zur eignen Geschwindigkeit jeder Schichte noch die Geschwindigkeit aller untern Schichten zugefügt werden müßte. Der Verf. bemerkt, daß er nicht wisse, worauf man diese Behauptung stütze, daß ein Gletscher zwar aus übereinander gelagerten Schichten gebildet erscheine, daß aber diese fest aneinander hängen, nirgends trennbar seyen und deßhalb keine von der ganzen Masse unabhängige Bewegung haben könnten.

Der dritte Punkt bezieht sich auf die Polirung und Streifung der Felsen, worauf die neueste Hypothese zu ihrer Begründung so viel Gewicht legt. Sie setzt voraus, daß der Felsengrund, auf welchem sich der Gletscher bewegt, mit Felsstücken bedeckt ist, die durch das Eis gegen den Grund gepreßt, und wie unter einem Mühlstein zerrieben, sich pulverisiren oder unter der Form abgeriebener Rollsteine am untern Endtheil des Gletschers hervorkommen. Man fügt hinzu, daß die härtesten Partikeln des Reibungssandes, der sich beständig zwischen dem Eise und Felsen findet, wie die kleinen Quarzkrystalle u. s. w., den Effekt eben so vieler kleinen Diamanten hervorbringen und die Oberfläche des Felsens,

(welche zuvor schon durch das Eis polirt wurde) ausfurchen, wodurch diese mit einer Menge geradliniger, mehr oder minder feiner, miteinander auffallend paralleler Streifen bedeckt wird. Der polirte Felsen des St. Bernhard ist citirt als solche Streifen zeigend.

Der Verf. fragt zuerst, ob es denn wirklich zwischen dem Gletscher und dem Grund, auf welchem er ruht, umhergestreute Felsstücke gäbe. Und wenn dieß der Fall, woher kommen sie? Denn um unter den Gletscher zu gelangen, mußten sie dahin entweder durch Spalten kommen, oder durch Einhüllung in Eis, welches sie bey seiner Schmelzung würde liegen gelassen haben. Hinsichtlich der wenigen und unbeträchtlichen Spalten aber, durch welche das an der Oberfläche der Gletscher laufende Wasser in die innere Strömung sich ergießt, erinnert der Verf., daß er niemals Spalten gesehen oder von ihnen gehört hätte, welche den Gletscher ganz durchsetzten, und wenn es solche gäbe, so würden sie an ihrem untern Ende so enge seyn, daß sie höchstens nur noch Sand durchlassen könnten. Eben so hat er nie Geschiebe und Blöcke in das Innere des Eises eingehüllt gesehen; die einzigen Felsstücke, welche er bey den Gletschern beobachtete, waren die, welche über ihre Oberfläche verstreut sind, und die Moränen. Auch erklärt er, nirgends eine Angabe gefunden zu haben, welche eine solche Thatsache bestätigte.

Es ist aber, wie der Verf. in seiner Argumentation fortfährt, noch eine andere Frage zu beantworten, nämlich ob in dem Fall, wo Geschiebe und Sand gegen die Oberfläche eines Felsens durch eine in Bewegung begriffene Eismasse gedrückt wird, diese Oberfläche durch selbige gestreift würde.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Topographie von Regensburg ꝛc.

(Schluß.)

Was Ref. von den Eigenthümlichkeiten der organischen Ueberreste dieses Kalksteins schon bey Erwähnung gedachter Formation in der Nähe Regensburgs hervorhob, hat sich ihm im Altmühlthale bestätiget. Nirgends gelang es ihm, Ammoniten und Belemniten, welche für den untern Jurakalk so bezeichnend sind, aufzufinden. Eben so führt Graf Münster in seinem schon erwähnten Verzeichnisse der Versteinerungen dieses Kalksteins bey Kelheim nicht eine einzige Art von diesen beyden Gattungen auf; auch in dem, vom Oberstbergrath von Voith *) mitgetheilten Verzeichnisse ist keine hieher gehörige Art genannt. Wenn es nun gleich voreilig seyn möchte, hieraus den gänzlichen Mangel von Ammoniten und Belemniten zu folgern, so könnten sie doch, selbst wenn ihre Spuren noch entdeckt werden sollten, keineswegs ein gemeines Vorkommen darin seyn, und somit werden diese beyden Gattungen immerhin ein gutes negatives Kennzeichen für diese Kalksteinbildung abgeben. Am häufigsten unter den Versteinerungen sind Terebratuliten, Pektiniten und Chamiten. Als Leitmuscheln möchten für diesen Kalkstein die Terabratula inconstans speciosa Münst., die Diceras (Chama) arietina, Nerinea suprajurensis und Pterocera Oceani zu betrachten seyn.

In technischer Beziehung ist der Diceraskalkstein von der größten Wichtigkeit, da er unter den verschiedenen Gesteinsabtheilungen, aus welchen das Juragebirge besteht, das beste Baumaterial liefert. Er trotzt der Witterung besser, als alle übrigen Steine, da er sich mit einer Kruste überzieht und

*) Bey Anführung der um Regensburg vorkommenden Versteinerungen aus dem Jurakalk setzt er am Schluße unbestimmt hinzu: „einige, wiewohl selten vorkommende Ammoniten und Belemniten sind noch näher zu bestimmen.“

dann den äußern atmosphärischen Einflüssen wenig mehr zugänglich ist. Dieß kann man sehr deutlich am Regensburger Dom sehen, wo unter den Quadern des Grünsandsteins auch solche von diesem Kalksteine gemengt sind; die letzteren springen zum Theile um mehrere Linien über die Sandsteine hervor, welche von der Witterung weit mehr angegriffen wurden. Wie in der Luft, steht er auch im Wasser vortrefflich und hat daher bey den Kanalarbeiten einen guten Absatz gefunden. Auch für den Bildhauer ist er von großem Werth, da er bey seiner marmorartigen oder krystallinischen Beschaffenheit sich schön verarbeiten läßt und zugleich durch seine Dauerhaftigkeit sich empfiehlt. Den Steinbrechern gereicht es zum Vortheil, daß er sich im Winter ebenfalls brechen läßt, was weder beym lithographischen Schiefer, noch dem untern Kalkstein angeht, und bey seiner großmassigen Absonderung lassen sich ansehnliche Blöcke aus ihm brechen. Die beyden größten Blöcke, die bisher gebrochen wurden, sind aus dem Steinbruche von Oberau genommen und für das Kanal-Monument, das bey Erlangen aufgerichtet wird, bestimmt; der eine von diesen Kolossen ist bereits abgeliefert, den andern sah Ref. noch am Steinbruche liegen.

Nach dieser langen Abschweifung kehren wir wieder zum Verf. zurück, um kurz noch zu berichten, daß auf die Jurakalkformation die Grünsandsteinformation folgt mit ihren verschiedenen Gliedern, wovon hier nur des Tripels gedacht werden soll. Dem Tertiärgebirge angehörig erklärt er ein thoniges Gestein am Tegernheimer Keller, dann die Braunkohlen-Niederlagen bey Kneiting, Abach, und zwischen und um Alling, Reichenstetten und Lindach. Am Schluße spricht er noch von diluvianischen und postdiluvianischen Gebilden.

Bey den beyden folgenden Bänden, die Flora und Fauna behandelnd, können wir uns ganz kurz fassen, da keine Beschreibungen mehr gegeben, sondern die Arten bloß genannt und einige Synonyme, wo es nöthig war, nebst den Fundorten beygefügt sind.

Das Verzeichniß der Regensburger Pflanzenarten, von Dr. Fürnrohr bearbeitet, wird wohl eines der vollständigsten seyn, das irgend eine Gegend aufzuweisen hat, da hier die Botanik seit geraumer Zeit in ausgezeichneter Weise vertreten worden ist. Nur die Pilze und Schwämme blieben zur Zeit noch unberücksichtigt, da zwar, wie der Verf. erklärt, durch Schäffer und Duval treffliche Vorarbeiten geliefert seyen, deren Wiederholung aber bisher nicht möglich gewesen wäre. An phanerogamischen Pflanzen sind hier 1063, an kryptogamischen, mit Ausschluß der Pilze und Schwämme, 406 Arten aufgeführt.

Die Fauna ist von verschiedenen Verfassern bearbeitet. Forstrath Koch übernahm die Wirbelthiere, nebst den Crustaceen, Myriapoden und Arachniden; Dr. Herrich Schäffer die Insekten, und Patrimonialrichter Forster die Mollusken, zu welch letzteren Oberstbergrath von Voith Notizen lieferte. Die Würmer und Strahlthiere mußten zur Zeit noch unberücksichtigt bleiben. Die Zahlenverhältnisse sind folgende:

Säugethiere . . .	46	Arten.
Vögel	231	„
Amphibien . . .	21	„
Fische	42	„
Insekten . . .	7138	„
Crustaceen . . .	68	„
Myriapoden . .	29	„
Arachniden . . .	910	„
Mollusken . . .	111	„

Für die Zukunft hat der Herausgeber Nachträge versprochen, was sehr zweckmäßig ist.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker.

(Fortsetzung.)

In der Mineralogie ist es eine bekannte Sache, daß jedes Mineral einen gewissen Härtegrad hat, der von der Natur desselben abhängig ist, daß es nicht durch jedes andere Mineral geritzt werden kann, und daß endlich kein Mineral, außer in ganz außerordentlichen Fällen (wie z. B. das Zusammentreffen einer sehr heftigen Bewegung mit einem starken Druck) andere Mineralien von gleicher Beschaffenheit ritzen, noch weniger dieß an härteren ausführen kann. Das Eis ist aber weicher, als alle bekannten Felsarten, wie könnte es also den Felsen poliren? Wenn eine Eismasse Kieselsteine oder Sandkörner gegen die Oberfläche eines Felsen preßt, würden diese nicht eher das Eis so tief ausfurchen, um sich in ihm einzugraben, als dagegen den Felsen zu ritzen? Jedenfalls könnte dieser Felsen nur durch härtere Kiesel als er selbst, nicht aber durch andere geritzt werden. Aus dem Umstande, daß die Kalksteine, welche den Raum einnehmen, wo die Gletscher des Grindelwalds sich enden, durch die Sandkörner und die Feldspath- und Quarzgeschiebe, die diese Gletscher von ihren obern Stücken mitbringen, gefurcht wären, folgt aber auch keineswegs, daß die Feldspathgeschiebe, welche die Gletscher von Chamouni transportiren, die quarzigen Felsen, auf denen sich selbige endigen, könnten gefurcht haben. Auch würde, wie der Verf. meynt, eine detaillirte Auseinandersetzung der Umstände, unter welchen sich solche Streifen kundgeben, von größerem Werthe gewesen seyn, als die allzu allgemeinen Behauptungen, zu denen diese Streifen Veranlassung gaben.

Endlich weist der Verf. nach, daß das Beyspiel vom polirten Felsen des St. Bernhard unglücklich gewählt ist, da es evident ist, daß die Streifen an diesem Felsen von der Krystallisation herrühren; ihr genauer Parallelismus, ihre frappante Aehnlichkeit mit den Streifen, mit denen die Seiten der Säulen der Quarzkrystalle bedeckt sind, zeigen es mit Evidenz. Man sieht hier wie in andern analogen Fällen, von denen der Verf. in den folgenden Bänden sprechen will, daß dieser polirte Felsen der Ueberrest einer Spaltenwand oder des Salbandes (éponte?) eines Ganges ist, und daß die vorspringenden Streifen, welche gerade Linien im mathematischen Sinne dieses Wortes bilden, Kanten sind von molecularen und regelmäßig und symmetrisch auf diese ebenen Flächen gestellten Krystallen, wie sie es auf den Flächen eines ungeheuern Bergkrystalls gewesen seyn würden. Hieran ist also Nichts das Werk eines Gletschers oder der Geschiebe, welche er mit sich fortreißt. Das Vorkommen von geglätteten und gestreiften Felsen ist mit dem Phänomen der erratischen Blöcke in gar keinem Zusammenhang, ist demselben völlig fremd.

Nachdem Necker, wie wir glauben überzeugend, die Unstatthaftigkeit der oben aufgestellten Hypothese nachgewiesen hat, wendet er sich der zweyten und jüngsten dieser neuen Theorien zu. Man hatte bisher die Umwandlung des Schnees in Eis, von der porösen Beschaffenheit, wie solches die Gletscher zusammensetzt, dem Gefrieren des in den Schnee eingedrungenen Wassers zugeschrieben, welches Gefrieren durch die Rückkehr der Kälte, nachdem die Sonne einen Theil der Oberfläche des

Gletschers geschmolzen hatte, veranlaßt würde. Gegen diese Erklärung ist eingewendet worden, daß, da besagte Umwandlung in sehr hohen Regionen, wo die Temperatur immer unter Null ist, vor sich gienge, man nicht zu begreifen vermöge, wie bey so niederer Temperatur eine Formänderung, bey der die Wärme eine unerläßliche Bedingung sey, erfolgen könne. Daher behaupten die Gegner, daß es der Druck sey, den die obern Schneemassen auf die untern, in die Schluchten hinabreichenden ausüben, welchem die Umänderung dieser letzten in Eis beygemessen werden müsse, und zwar vermöge einer Schmelzung, die in ihrer Masse durch den Wärmestoff bewirkt wird, welchen der Druck in dem Augenblick frey macht, als er die kleinen Krystalle, woraus dieser Schnee besteht, zermalmt und die unzähligen Luftblasen, welche die Zwischenräume dieser Krystalle erfüllen, zusammendrückt.

Der Verf. antwortet hierauf, daß die Idee, welche Veranlassung zu dieser sonderbaren Hypothese gegeben hat, nicht exakt ist. Es existirt nämlich kein Theil der Alpen, wo die Temperatur beständig unter dem Gefrierpunkte steht. Selbst auf dem Gipfel des Montblanc hat Saussure die Oberfläche des Schnees mit einer geschmolzenen Kruste bedeckt gefunden; ein offenbarer Beweis, daß selbst auf dem Kulminationspunkte der Alpenkette der Schnee an der Oberfläche die Wirkungen des Schmelzens erlitten hatte. Die Gletscher bilden sich aber in einer viel geringeren Höhe, und von diesen hochliegenden Regionen sagt Saussure ausdrücklich, „daß was im Sommer schmilzt, selbst auf dem höchsten Punkte der Gletscher, während die Sonne über dem Horizont steht, um Vieles das übertreffe, was in ihrer Abwesenheit gefriert. . . . Uebrigens schmelzen die warmen Winde, welche im Sommer herrschen, Schnee und Eis während der Nacht wie am Tage, selbst auf den höchsten Gipfeln.“

Und diese Behauptung, fährt der Verf. fort, daß die Quantität der aus dem Schnee durch Druck frey gewordenen Wärme hinreichend ist, um diesen Schnee zu schmelzen, auf welchem direkten Beweise, auf welcher Analogie, beruht sie? Welches Experiment führt man zu ihren Gunsten an? Die Antwort ist: keines. Saussure versicherte sich dagegen durch einen positiven Versuch, daß nachgemachtes Eis, das von einem mit Wasser durchdrungenen Schnee herrührte, dem der Gletscher glich. Hierauf gestützt, darf Necker wohl weiter fragen, ob man um den Gegenbeweis von dieser Erfahrung sich bemühte, ob man es versucht habe einer Schneemasse einen solchen enormen Druck, wie ihn gegenwärtig die Kunst herorbringen kann, zu unterwerfen? Auch hier lautet die Antwort: keineswegs. Gleichwohl prädentirt diese mehr als paradoxe Meynung, wie er sie nennt, sich einer experimentalen Wahrheit zu substituiren.

Hiezu kommt nun noch von den Gegnern eine neue Hypothese über die Bildung der Moränen, ohne der bisher gültigen Theorie, welche den Gletschern den Transport der Blöcke, aus denen die Moränen zusamengesetzt sind, zuschreibt — eine andere Einwendung entgegen zu stellen, als daß diese Blöcke denen der Einstürze und der aufgeschwemmten Terrains der Hochthäler gleichen, von denen sie nur durch einen gewissen Grad von Politur sich unterscheiden sollen, was ein sehr unbestimmtes und fast nicht wahrnehmbares Kennzeichen ist. Aus dieser Aehnlichkeit schließt man, daß die Gletscher ähnliche Ablagerungen, denen man den Namen clysmischer oder tertiärer giebt, ursprünglich vorgefunden, dieselben bearbeitet „und sie über ihre Ränder gestürzt haben, wie die Pflugschar den Boden, welchen sie bearbeitet, aufwirft. Daher wären die Moränen nur die Ränder der Furchen, welche der Gletscher in seinem Marsch aushöhlte.“ Hiegegen erinnert der Verf., daß wenn dem also wäre, so müßte man dicht neben und unter den Moränen Stücke dieses alten Schuttlandes noch in ihrer ursprünglichen Lagerung sehen, ohne von den Gletschern beunruhigt worden zu seyn; ganz so, wie man den Boden unter und seitwärts von den durch den Pflug aufgeworfenen Schollen sieht; gleichwohl wird man davon nichts gewahr. Dieß würde der beste positive Beweis von der Richtigkeit der Behauptung seyn; ein Beweis übrigens, den man keineswegs zu liefern versucht hat; denn die Analogie, welche man zwischen den Hochthälern der Centralkette der Alpen und denen der minder hohen Seitenzüge feststellen will, würde vor einer tiefer gehenden Kenntniß der

Struktur dieser Kette nicht stichhaltig seyn, was der Verf. in einer ausführlicheren Deduction zu erweisen strebt, wohin wir ihm hier nicht folgen können.

Von dem, was der Verf. über die Moränen-Bildung sagt, genügt es uns hier bemerklich zu machen, daß er aus seinen zahlreichen und ausgedehnten Beobachtungen über die Geschieb-Ablagerungen am Fuße der Alpenkette zu der Behauptung sich berechtigt glaubt, daß die Gletscher niemals, selbst nicht bey ihrer größten Erweiterung, die Gränzen der Thäler, in welche sie gegenwärtig herabreichen, überschritten haben.

Zum Schlusse heben wir aus dem vierten Kapitel: „die hauptsächlichsten Folgerungen aus den Beobachtungen über die diluvianischen Ablagerungen am nördlichen Fuß der Alpen“ entwickelnd, noch Einiges von allgemeinerem Interesse hervor.

Die diluvianischen Blöcke erscheinen im Gegensatz zu den Geschieben der Alluvionen, sowohl alten als neuen, um so häufiger, als die Terrains, von denen sie herkommen, minder ausgedehnt und von der Stelle, welche gegenwärtig die Findlinge einnehmen, entfernter sind. So sind in den Umgebungen von Genf die von der Centralkette abstammenden Blöcke, obschon selbige den am weitesten abliegenden Saum des Beckens und zugleich den mindest breiten bildet, unendlich häufiger als die sekundären Blöcke, und namentlich als die Kalkblöcke, obschon die Berge von dieser Beschaffenheit einen viel beträchtlicheren Raum als die primitiven einnehmen und auch viel näher liegen.

Die Form der diluvianischen Findlinge ist wie die der Blöcke, welche die Gletscher schieben und auf ihren Moränen absetzen. Wie diese haben sie, ohne im Allgemeinen vollkommen abgerundet zu seyn, ihre Winkel und Kanten so abgestumpft, daß man nicht zweifeln darf, daß sie nicht eine lange Abreibung erfahren hätten.

Es steht zu vermuthen, daß alle diluvianischen Blöcke, selbst die, welche sich gegenwärtig ganz frey und isolirt auf den Gebirgshängen, auf den Gipfeln der niedrigeren unter ihnen, wie auch auf denen der Hügel, auf der Thalsohle und in den Flußbetten zeigen, einst Theile einer beträchtlichen Masse ausmachten, wo sie mit andern Blöcken, Grus und Sand durch einander gemengt waren und Alles durch thonigen Letten oder Schlamm, ohne Regelmäßigkeit, verbunden war. Diese enormen Trümmermassen hatten ihren Ausgangspunct an der Mündung aller großen Alpenthäler und hier war ihre Mächtigkeit am beträchtlichsten. Von da senkte sich die Masse in sehr gedrückten Böschungen in die Ebenen herab und lehnte sich an den Fuß der äußeren Jurakette, wo sie eine ansehnliche Mächtigkeit hatte, indem hier im Allgemeinen ihre Oberfläche eine absolute Höhe von wenigstens 700 Meter erreichte, denn dieß ist gewöhnlich die oberste Gränze für die Findlinge auf dieser Kette. Alles deutet übrigens darauf hin, daß vor der Zerstörung und Wegführung des Lettens, Sandes und Gruses, welche diese Blöcke begleiteten, dieselben eine viel größere Höhe einnahmen als gegenwärtig; selbst jetzt noch giebt es Punkte auf der Oberfläche des Jura, wo isolirte Findlinge in Höhen von 1100 Meter vorkommen.

Aus der Verbindung dieser Thatsachen mit vielen andern wird es dem Verf. sehr wahrscheinlich, daß Alles, was noch jetzt von diluvianischen Ablagerungen im Becken des Genfer-Sees übrig ist, einst ein Stück von einer und derselben Masse war, die von der Mündung des Rhonethales ausgieng und deren Form die eines sehr gedrückten Kegels war; auf solche Weise, aber mit unvergleichbar größern Dimensionen, den kleinen Trümmerkegeln ähnlich, welche die Alpenströme bey ihrem Ausgange aus den Bergen bilden. Indem der Verf. dann die Vertheilung der diluvianischen Geschiebe im Arvethal prüft, findet er die nämlichen Verhältnisse und gelangt überhaupt für alle große Alpenthäler zu dem Resultate, daß alle Veranlassung zu eben so vielen Trümmerkegeln gegeben zu haben scheinen, die jetzt nur verwischt und niedergerissen sind durch den Einfluß der Elemente auf Massen, die alle aus incohärenten Materialien und zumal aus einem vom Wasser sehr leicht angreifbaren Letten zusammen gesetzt waren.

Die Beobachtungen, daß die primitiven Blöcke unverhältnißmäßig häufiger als die Kalk- und secundären Blöcke überhaupt sind, so wie, daß zwi-

schen der relativen Anzahl der Findlinge und der Entfernung des Lagers, von dem sie abstammen, gewissermassen ein umgekehrtes Verhältniß besteht, diese Beobachtungen, wie der Verf. mit Recht bemerkt, streiten gleich stark gegen die Voraussetzung, daß die Alpengletscher einst bis in die Ebenen sich ausgedehnt und bis dahin diese Blöcke, wie die ihrer Moränen geführt hätten. Wenn dem so wäre, so müßte, da die Gletscher in gleicher Weise die Trümmer aller Gipfel, an deren Fuß sie vorüber gehen, transportiren, die Zahl der Kalkblöcke viel beträchtlicher als die der primitiven Findlinge seyn, und zwar im Verhältniß der comparativen Mächtigkeit der Kalk- und primitiven Lager am Nordabhang der Alpen. Uebrigens erklärt es Necker für unmöglich, in der Vertheilung, Stellung und Struktur der diluvianischen Ablagerungen in den Ebenen etwas zu finden, was auch nur auf die entfernteste Weise an Moränen erinnern könnte.

Da die großen Blöcke in den diluvianischen Ablagerungen es allein sind, welche die Erklärung ihres Transportes schwierig machen — die Absetzung der kleineren Geschiebe und des Gruses ließe sich durch ungewöhnliche Anschwellungen der gegenwärtigen Flüße leicht begreiflich machen — und da ferner diese Blöcke auf die Centralkette hinweisen, so wendet sich der Verf. mit seinen Betrachtungen dieser zu, um die Transportmittel für diese großen Blöcke und mit ihnen um so viel mehr die für alle diluvianischen Massen ausfindig zu machen.

Welches sind noch gegenwärtig, fragt sich zuerst Necker, in der höchsten Alpenkette die eines solchen Transportes fähigen Agentien? Obschon er es sich nicht verhehlt, daß viele große geognostische Thatsachen nicht durch die einzige Aktion der unter unsern Augen wirksamen Ursachen erklärt werden können, so müssen wir ihm doch beystimmen, daß diese Unmöglichkeit für einen gewissen Fall zuerst dargethan seyn muß, bevor man sich zu einer außergewöhnlichen Intervention verstehen darf. Als Agentien, welche noch jetzt in den Hochalpen die Bewegung von Felsblöcken veranlassen, kann man sich nur drey denken, nämlich die einfache Wirkung der Schwere, das Eis der Gletscher und das Wasser der Bergflüsse. Es läßt sich aber leicht zeigen, daß diese drey Agentien völlig unzureichend sind, um den Transport ungeheurer Blöcke auf die Höhen des Juras zu erklären. Daher sieht sich jetzt der Verf. nach andern Ursachen zur Erklärung dieses Phänomens um, und erläutert uns zuerst einen einzelnen Fall, um von diesem aus auf allgemeine Schlüße zu gelangen.

Gegen die Höhe des Thals von Chamouni kommen zwey große Hügel, man könnte fast sagen Berge, vor, völlig aus aufgehäuften Blöcken zusammengesetzt und ganz und gar die Form von Moränen darstellend. In ihrer Form und Lage, die eine neben dem Gletscher von Argentières, die andern neben dem von Bois, glaubt Necker große Wahrscheinlichkeit für die Ansicht zu finden, daß es wirklich alte Moränen sind, jede durch einen dieser Gletscher zu einer Zeit gebildet, wo ihre Masse unverhältnißmäßig größer war als gegenwärtig. Der Trümmerhaufen am erstern Gletscher hat mehr als hundert Meter Höhe, der andere fast nochmal so viel. Aus den Lokalverhältnissen zu schließen, wo noch jetzt die Arve Mühe hat sich in einer schmalen Spalte durch die enormen Felstrümmer hindurch zu winden, scheint es außer Zweifel, daß diese Gletscher und Moränen einmal das ganze Thal gesperrt haben, indem sie den Lauf der Arve vollständig hemmten, wodurch sich zwey Seen bilden mußten. Zur Zeit des Rückzuges oder der Verminderung dieser Gletscher werden sich die aufgestauten enormen Wassermassen, indem sie den schwächsten Theil der Moräne durchbrachen, mit einer Furie und Gewalt durch diese Breschen gestürzt haben, wovon der Durchbruch des Thals von Bagnes, was ein ganz analoger Fall ist, nur eine sehr schwache Idee geben kann; zugleich mit sich fortreißend nicht allein die enormen Blöcke aus dem durchbrochenen Theile der Moränen, sondern auch die auf der Thalsohle und am Fuß der beyden Gehänge vorkommenden, nebst allen andern Trümmern, die im Wege lagen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker. Tome premier. Paris 1841. XXXI u. 492 S. 8.

(Schluß.)

Nach dem Austritt aus dem Thale von Chamouny mußte das Wasser den Rest des Arvethales durchströmen, auch hier Trümmer und Geschiebe mit fortführend. *) Die großen, von den Bergen ins Thal herabgestürzten Blöcke von sekundären Felsarten werden auch mit ergriffen worden seyn; da aber die Triebkraft des Wassers wegen der Verminderung der Schnelligkeit seines Falls geringer und den sekundären Blöcken eine minder beträchtliche

*) Zum Erweis, daß Necker seine Ansichten von den Ursachen, welche den Transport der Findlinge veranlaßten, nicht aus der Luft gegriffen, sondern auf bewährte Erfahrungen gestützt hat, mag hier die Erzählung vom Eisbruche im Thal von Bagnes eine Stelle finden. Die während des kalten und regnerischen Sommers 1816 auf den Hochalpen angehäuften Schneemassen hatten den Umfang der meisten Gletscher dermassen vergrößert, daß mehrere von denen, die bis ins Thal von Chamouni herabreichen, ihre Gränzen verließen, und weiter als jemals vorrückten, namentlich der Gletscher des Bois, dessen untere Moränen fast die ersten Häuser des Weilers gleichen Namens erreichten. Diese ungeheuern Haufen enormer Protogin-Blöcke hängen noch über diesen Hütten, auch nachdem sich der Gletscher wieder zurückgezogen hat, als ein Monument dieses verderblichen Jahres. Zu derselben Zeit hatten die Gletscher des Thales von Bagnes im Valais ein ähnliches Anschwellen erlangt, und einer von ihnen, der Gletscher von Getroz, auf dem Gipfel einer Felsklippe dieses Thales stehend, stürzte beständig, von den obern Schnee- und Eismassen getrieben, seine Trümmer von der Höhe dieses Abgrundes in den Thalweg hinab. Hier bildeten sie ein Haufwerk, wie eine dicke Mauer, welche das ganze Thal durchsetzte, und, indem sie dem durchströmenden Fluße den Weg sperrte, die Bildung eines Sees von einer halben Stunde Ausdehnung veranlaßte. Im Jahre 1818 verursachte der Druck des Wassers in diesem See gegen die Eiswand, welche es umschloß, einen Durchbruch der Wandung und ein plötzliches Abfließen dieser ungeheuern Wassermasse, welche mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit durch das schmale Thal von Bagnes sich stürzend, in das große Thal von Valais hinabströmte, Alles, was sich auf ihrem Wege fand, enorme Felsblöcke, Wohnungen, Bäume, Menschen, Thiere u. s. w. mit sich fortschleppend, um die verschiedenartigsten Gegenstände, in Schlamm- und Sandmassen verwirrt durch einander gemengt, auf der fruchtbaren Ebne von Martigny abzusetzen. Von da stürzte sich der Strom durch das Querthal von St. Moriz in den Genfer See, dessen Wasser er in Aufregung brächte, und in welchem er weit über den Punkt vorrückte, wo die Rhone, deren Bett er usurpirte, sich selbst bey ihren größten Anschwellungen ausbreitet. Dieses unheilvolle Ereigniß kann als die getreuste Darstellung, obgleich allerdings in einem viel kleineren Maßstabe, von den ungeheuern antediluvianischen Durchbrüchen angesehen werden, denen Saussure den Transport der über die Schweizer-Ebenen und bis auf die Juragehänge verbreiteten Alpenblöcke beymißt. Auch bey dieser Gelegenheit wurden Blöcke, fast so groß wie in den eben erwähnten Ebenen, in wenig Minuten von den Höhen des Thales von Bagnes in das Thal von Martigny hinabgeführt, in ähnlicher Weise wie die diluvianischen Blöcke mit Geschieben jeder Größe, Sand und einem dichten Teige von flüßigem Schlamme vermengt.

liche Geschwindigkeit als den Granit- oder Protogin-Blöcken der Centralkette mitgetheilt wurde, so mußten sie viel eher still halten und sich am Ausgange des Wassers aus dem Gebirge heraus ablagern, während die letztern, ihre Geschwindigkeit länger beybehaltend, in größere Entfernungen geführt wurden.

Es ist aber, wie uns der Verf. belehrt, das Thal von Chamouni nicht das einzige, wo sich Gletscher zeigen, die einst im Stande waren den Lauf der Flüße aufzuhalten; die ganze Hochkette der Alpen hat ähnliche Gletscher aufzuweisen; das Valais besonders bietet die furchtbarste Anhäufung derselben dar. Die Beobachtungen von Venetz über die Ueberreste alter Moränen, welche sich in der Verlängerung dieser Gletscher, aber in beträchtlicher Entfernung von ihrem gegenwärtigen Platze zeigen, erlangen daher in Lösung der Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, eine hohe Wichtigkeit, indem sie erweisen, daß es eine Zeit gab, wo die Alpengletscher weit ausgedehnter als gegenwärtig waren, in die Thalgründe hinabstiegen und sie bisweilen durchsetzten. Durch die Aufstauung der Flüße bildeten sich alsdann Seen, und wenn diese beym Zurückziehen der Gletscher ihre Dämme durchbrachen, stürzten sie sich gegen die Ebenen und rissen Blöcke, Kiesel, Sand und Schlamm mit sich fort. Solche Ueberschwemmungen von verschiedener Stärke konnten sich mehrmals wiederholt haben.

Für die Meynung des Verf. spricht auch der Umstand, daß man allenthalben, wo die Centralkette der Alpen weit über die Gränze des ewigen Schnees hervorragt und wo sie daher allenthalben Gletscher zeigt, Haufen von Blöcken und anderen diluvianischen Trümmern am Ausgang der großen Thäler, die dahin führen, antrifft. Wo dagegen die Centralkette diese Gränze nicht erreicht, oder nur wenig über selbige hinausgeht, wie dieß der Fall an ihrem östlichen Ende in Kärnthen, Krain, Niederösterreich, Kroatien und Dalmatien ist; oder wenn sehr hohe Außenketten, die jedoch nicht hoch genug sind, um über die Schneegränze zu reichen, auf eine lange Strecke sich zwischen die Centralkette und die Ebenen lagern und keinem Thale gestatten, diesen Centralkamm zu erreichen, wie im Vicentinischen, Feltrin, Bellunesischen und Friaul, da sieht man diluvianische Blöcke weder am Ausgange der Thäler, noch in den benachbarten Ebenen, während die Thäler im Veronesischen, Mailändischen und Piemont, nämlich die der Etsch, des Comer Sees, des Lago maggiore, der Sesia u. s. w., welche von der Ebene zu der mit Schnee und Gletschern belasteten Centralkette direkt verlaufen, einer ungeheuern Anzahl von enormen Blöcken den Durchgang verstattet haben.

Auf einen andern merkwürdigen Umstand macht der Verf. aufmerksam, daß nämlich nächst den Alpen, die einzige Kette in Europa, welche beträchtlich in die Region des ewigen Schnees hineinreicht und große Gletscher hat, d. h. die skandinavische Kette zugleich auch die einzige ist, von der große Blöcke und diluvianische Trümmermassen abstammen. Die Aehnlichkeit zwischen beyden Ketten in dieser Beziehung wird um so größer, wenn man erwägt, daß, wie Hausmann gezeigt hat, in Braunschweig, Hanover und im Weserthal, d. h. in den von Schweden am weitesten abliegenden Ländern, die Findlinge von Dalekarlien oder einem noch centralern Theil der skandinavischen Kette herrühren, während in Meklenburg und Pommern, also in näher an Schweden liegenden Ländern, Trümmer von Uebergangsgebirgen mit Trilobiten und Orthoceratiten vorkommen, die von Gothland und Oeland, also von den äußersten Theilen des Gebirges, abstammen.

Als ein Einwurf gegen des Verf. Ansicht könnte es erscheinen, daß die Pyrenäen ebenfalls über die Schneegränze reichen und die Gipfel ihrer Centralkette mit Gletschern besetzt sind, während in den nordwärts anstoßenden Ebenen keine aus diesem Gebirge ableitbaren Findlinge sich darzubieten scheinen. Diesen Einwurf beseitigt der Verf. jedoch damit, daß diese Gletscher zu Saussure's zweyter Klasse, zu denjenigen gehören, welche an den hohen Hängen der Bergspitzen sitzend, niemals in die Thäler herabsteigen und daher keinen Fluß in seinem Laufe hemmen können. Zwar giebt es ungeheure Haufwerke von über einander gethürmten Granitblöcken in den innern Thälern der Kette,

diese scheinen aber von großen Einstürzen herzurühren.

Zur Bestätigung von Neckers Ansichten dienen auch die Angaben von Boué. Dieser bemerkt nämlich, daß die Gegenden am Fuße der Karpathen, sowohl in Galizien als Ungarn und Siebenbürgen, keine Findlinge zeigen. Dieses Gebirg reicht aber auch nirgends in die Region des ewigen Schnees und enthält daher auch keinen Gletscher. Einige Gebirgszüge der europäischen Türkey reichen etwas in diese Region, haben jedoch keine Gletscher; ihnen fehlen aber auch, wie Boué ausdrücklich hervorhebt, die erratischen Blöcke.

Haben wir so mit dem Verfasser die Hauptgebirge Europas in gedachter Beziehung betrachtet, so mag es uns vergönnt seyn, mit ihm schnell die Hauptkette der übrigen Erdtheile zu mustern. Und hier werden wir ebenfalls die Wahrnehmung machen, daß alle Ketten, welche, obschon in die Schneezone hineinreichend, der Gletscher beraubt sind, keine erratischen Blöcke aufzuweisen haben, während wir sie finden, sobald die nächsten Ketten ausgedehnte Gletscher besitzen.

Als Grundlage bey dieser Musterung bedient sich der Verfasser einer unlängst von Darwin erschienenen Abhandlung über diesen Gegenstand. Selbiger gemäß sind der Blöcke völlig beraubt: 1) alle nördlichen und östlichen Ebenen Südamerikas nach Humboldt; 2) die des Amazonenstroms, nach La Condamine; 3) Die des Chaco, nach Azara; 4) die beyden Seiten der chilischen Cordilleren, indem man von N. nach S. bis zu Central-Chili, d. h. bis zum 41° s. Breite herab steigt, nach Darwin; 5) Paraguay, nach Rengger; 6) in Afrika Algerien, nach Puillon Boblaye; 7) Südafrika vom Wendekreise bis zum 35° s. Breite, nach A. Smith; 8) in Asien das nördliche Indien am Fuße des Himalaya, nach Royle; 9) in Australien die südöstlichen Theile Neuhollands, nach Mitchell. — Umgekehrt zeigt uns Darwin, daß man südwärts vom 41° in Südamerika, in Chili, Patagonien und dem Feuerlande, Geschiebblöcke findet; hier stellen sich aber auch große Gletscher ein, die bis zum Meere herabreichen. Auf der Georgien-Insel im Osten und auf Neu-Schetland im Südosten vom Feuerland giebt es große Haufen von enormen primitiven Blöcken.

Aus diesen Thatsachen, so unzweydeutig sie auch auf den ersten Anblick zu Gunsten Neckers zu sprechen scheinen, hat gleichwohl Darwin eine andere und, wie nicht zu läugnen ist, sehr scheinbare Erklärung des Transports der Blöcke abgeleitet. Indem er nämlich den Umstand ins Auge faßt, daß die Erscheinung der erratischen Blöcke gewissermassen auf die Polarregionen und die kalten Gegenden der gemäßigten Zone in beyden Hemisphären beschränkt ist, während man sie in der heißen Zone und in der warmen Region der gemäßigten nicht kennt, glaubt er darin einen Beweis vom Transport dieser Blöcke durch Eisschollen von den Polargegenden oder von den Gletschern, die bis zum Meere reichen, zu finden. Nach ihm fehlen die Blöcke deßhalb am Aequator, weil das Schmelzen der Eisschollen sie nicht bis dahin gelangen ließ.

Necker muß es zugestehen, daß diese Meynung viel Scheinbares für sich hat, wie er denn auch nicht läugnen will, daß unter sehr hohen Breitegraden und in der Nachbarschaft von Gletschern, die bis ins Meer reichen, Blöcke hie und da durch Eisschollen mögen transportirt worden seyn; für die Findlinge am Fuße der Alpen giebt er jedoch eine solche Voraussetzung nicht zu. Es möchte zwar, wie er sagt, als sehr annehmlich erscheinen, daß die Centralkette der Alpen sich ähnlich den Bergen von Spitzbergen und Feuerland verhalten und gleich ihnen ihre Gletscher bis zum Niveau des Meeres ausgebreitet habe, wobey man nur voraussetzen dürfe, daß die Kette entweder um 1200 Meter niedriger war als jetzt, oder das Meer um dieselbe Quantität über sein gegenwärtiges Niveau gereicht habe, wie man es jüngst wirklich angenommen hat. Hiegegen bemerkt Necker, daß man bey einer solchen Voraussetzung nicht einsehe, warum die damals nächsten Küsten, die von den Kalkgebirgen des Nordabhanges der Alpen gebildet wurden, nicht einer der Orte seyen, wo diese durch Eisschollen abgelagerten Blöcke in größter Menge sich fänden, während sie ihrer in der That ganz und gar beraubt sind.

Der stärkste Einwurf aber, den der Verf. macht,

ist, daß bey der Annahme einer verminderten Differenz zwischen dem Niveau des Alpenkamms und dem Meere, das Herabsteigen der Gletscher bis zum letzteren nicht mehr möglich wäre, selbst bey der Voraussetzung, daß es die Höhe der Sohle des Chamouni-Thales überstiegen hätte. Denn unter dem 46. Breitegrad ist es gerade die Erhöhung der beschneiten Kette und ihrer Gletscher, nebst ihrer Stellung in der Mitte eines großen Kontinents, was bewirkt, daß die Gletscher so tief herabreichen. Würde nun, wenn die klimatischen Verhältnisse dieselben als gegenwärtig bleiben und die geographische Position unter dem 46. Breitegrad dieselbe ist, würde die Firste der Alpen dem Niveau des Meeres genähert, so würde dadurch die Gränze des ewigen Schnees und mithin die untere Gränze der Gletscher viel höher als in dem einfachen Verhältniß der Höhe hinaufgerückt werden. Dann müßte man nothwendig zur Annahme von einer Veränderung des Kliwas greifen, wozu jedoch der Verf. sich nicht verstehen kann, da er einerseits eine solche Annahme rein willkührlich und durch Nichts unterstützt findet, andererseits seine umfassenden Untersuchungen ihn überzeugt haben, daß das Relief des Bodens zur Zeit der Verstreuung der Blöcke im Wesentlichen mit dem gegenwärtigen Bestande übereingekommen seyn möge. Dieselben Argumente lassen sich mit noch mehr Recht auf die ungewöhnliche, in neuester Zeit ausgesprochene Hypothese anwenden, daß im Moment, wo die Blöcke umher gestreut wurden, der Raum, welchen sie jetzt zwischen den Orten, wo gegenwärtig die Alpen und der Jura stehen, einnehmen, mit Schnee und Eis bedeckt und der Genfersee in seiner ganzen Tiefe gefroren war.

So läßt denn am Ende der Verf. nur zwey Hypothesen zur Erklärung des Phänomens der Geschiebblöcke übrig: die eine ganz lokale, welche die Verstreuung der Wirkung der Gletscher und gegenwärtigen Flüsse zuschreibt, jedoch in einer Epoche, wo die ersten eine viel beträchtlichere Ausdehnung hatten; die andere, welche sie der großen allgemeinen Ueberschwemmung beylegt. Obschon er diese für völlig erwiesen ansieht, so will er in ihr doch nicht die Ursache für die Verstreuung der Blöcke finden, einmal, weil diese an die Nähe der mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Gebirgsketten gebunden sind, dann auch, weil am Fuße der Alpen die primitiven Blöcke weit die zahlreichsten sind, während doch diese Kette und die primitiven Gebirgsarten den kleinsten Theil der ganzen Gebirgs-Oberfläche ausmachen.

Wir hoffen, daß vor diesen auf umfassende, gründliche und vieljährige Untersuchungen gestützten Erörterungen des Verf. die sonderbare, auf kein einziges sicheres Argument gegründete Hypothese von der Vereisung der Erdoberfläche sich eben so wenig werde halten können, als das Eis selbst, wenn es einmal von den Strahlen der Sonne durchdrungen wird. Nicht um Hypothesen, sondern um Thatsachen thut es Noth. Weit besser würde es um die Erdkunde stehen, wenn wir weniger Geologen, aber desto mehr Geognosten hätten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Quinze ans de voyages autour du monde, par le Capitaine Gabriel Lafond. T. I. Paris 1840.

Der Verfasser des eben genannten, sehr interessanten Reisewerkes ist der Sohn eines Mannes, welcher als Brigadegeneral unter Napoleon, als Regierungskommissär unter Murat eine zwar kurze aber ehrenvolle Laufbahn gemacht hatte, als er, schon in seinem 32 Lebensjahre, im Jahre 1806 zu Posen, wohin er den Prinzen von Berg begleitete, starb. Seinem Sohne Gabriel, der bey dem Tode des Vaters noch Kind war, hatte er vor Allem ein Erbgut seiner Natur hinterlassen: dieß war der Durst nach Ruhm und Ehre; das heiße Sehnen sich vor der Welt und Nachwelt einen Namen zu machen. Das äußere Glück und Ansehen, zu welchem sein Vater auf dem Wege des Waffendienstes gelangt war, konnte freylich den Jüngling zum Einschlagen des gleichen Weges reitzen, als aber die Aussicht, welche er früher zu baldiger Beförderung in der Armee gehabt hatte, durch Napoleons Fall sehr getrübt worden war, da wendete er sein Streben nach einem andern, seinen Neigungen noch ungleich näher stehenden Ziele hin. Von seinen frühesten Jahren an waren seine liebste Lektüre die Reisebeschreibungen und Biographien berühmter Seemänner und Touristen durch die verschiedenen Länder der Erde gewesen; dieser einsamere Weg der Gefahren, welchen der Seeheld durch die Weiten des Oceans geht, schien ihm fast noch geeigneter als der des Kriegers, um die Theilnahme so wie die Bewunderung der Zeitgenossen zu wecken und an sich zu ziehen. Sein Entschluß war deßhalb bald gefaßt, als sich ihm im Jahre 1818 eine Gelegenheit darbot, in der Eigenschaft eines Steuermannes seine erste Reise nach Manilla und China zu machen.

Ein Hauptaugenmerk unsers Reisenden waren allerdings die Angelegenheiten des Handels und Verkehrs der europäischen Völker, vor allem Frankreichs, mit den Völkern und Ländern der entfernteren Welttheile, doch versäumte er hierbey niemals, wo sich ihm Gelegenheit dazu darbot, auch nach allen andern Seiten hin seine forschenden Blicke zu richten; die Ethnographie wie die Naturgeschichte der Länder verdanken ihm viele schätzenswerthe Bereicherungen und Aufschlüße. So, um nur Eines zu erwähnen, benutzte er mehr als die meisten Reisenden der neueren Zeit, ja vielleicht mit einem glücklicheren Erfolg denn sie Alle die günstige Gelegenheit, die sich ihm bey seinem längeren und mehrmaligen Aufenthalte auf den Philippinen darbot, um das Völklein der schwarzen Pygmäen, die kleinen Illoco-Neger, welche auf einigen Inseln jenes großen Archipelagus leben, näher kennen zu lernen. Einen vorläufigen Bericht über diese Lilliputaner der südlichen Zone, welche zu den weißen Lilliputanern der nördlichen Zone: den Lappländern ein auffallendes Seitenstück bilden, hat Hr. Lafond bereits an die geographische Societät von Paris erstattet; Ausführlicheres darüber verspricht uns sein Reisewerk zu geben. Im Ganzen lernt man bey dem Lesen dieses Werkes in seinem Verf. einen Beobachter von ziemlich guten Gaben kennen, welcher zugleich das Beobachtete wohl zu beschreiben weiß; im Einzelnen jedoch ist sein Urtheil nicht frey von jener einseitigen Partheylichkeit, welche ihm seine Nationalität und die Vorurtheile seiner frühesten Umgebung aufprägten. Immerhin erscheint seine Reise-

beschreibung unter denen seiner neueren Landsleute als eine der besten.

Das Schiff „le fils de France“, auf welchem Hr. Lafond seine erste Reise antrat, war ein Fahrzeug von 850 Tonnen und führte, außer den Matrosen, 60 Mann an Bord; die Offiziere hatten schon sämmtlich bey der königlichen Marine gedient. Seit 20 Jahren war Frankreich so viel mit seinen näher liegenden kriegerischen Plänen beschäftigt gewesen, daß ihm zu andern Unternehmungen weder Zeit noch Mittel übrig geblieben; das eben genannte Schiff war das erste bedeutende, welches seit jener Zeit wieder zu einer Expedition nach Indien und China ausgerüstet wurde. Daher fanden sich unter den französischen Seeleuten nur noch wenige, welche die Fahrt nach Ostindien gemacht hatten, unter diese Wenigen gehörte der Mann, welcher die Seele des ganzen Unternehmens war: Herr Düboisviolet.

Am 4. Juny lichtete das Schiff bey Nantes die Anker; bey günstigem Wind und Wetter kam es nach wenig Tagen schon in die Nähe der canarischen Inseln und erreichte bald hernach die capverdischen, wo es im Hafen von La Praya an der Insel St. Jago vor Anker gieng. Der Hauptverkehr dieser Insel bestund damals noch im Sklavenhandel; der Unsegen, welcher auf diesem Geschäfte ruht, schien an den Bewohnern sichtbar; die portugiesische Besatzung war zum großen Theil nur in Lumpen gehüllt, unter allen Tauschartikeln fragten und trachteten sie am eifrigsten nach abgelegten europäischen Kleidungsstücken; dabey war das Aussehen dieses armen Volkes so jämmerlich, als ob sie eben von einem schweren Krankenlager aufgestanden wären. Das Klima der Capverdischen Inseln kann in seinen verderblichen Einflüßen selbst durch die größeste Vorsicht und Mäßigung nur unvollkommen besiegt werden. Auch aus diesem Grund verweilte das Schiff im Hafen von La Praya nicht länger als nöthig war, um sich auf die Weiterfahrt mit frischem Wasser und Lebensmitteln zn versorgen; es steuerte zwischen der Inseln de Foca und St. Jago hindurch um die Linie zwischen den 20 und 22 Graden der Länge zu passiren. Von hier an mehrten sich die Beschwerden der Seereise. Die Regenzeit war eingetreten, dazwischen brannte zuweilen die senkrecht stehende Sonne glühend heiß herab und man fand sich in jener Region des Meeres, in welcher die fast beständig herrschende Windstille die Fahrt öfters auf höchst peinliche Weise verzögert. Dennoch ward für unsern jugendlichen Reisenden all dieses Neue der unangenehmen Art durch das Neue von angenehmer und erfreulicher Art reichlich aufgewogen, welches ihm hier täglich vor Augen kam. Seine ganze Anfmerksamkeit beschäftigte die Betrachtung der Seethiere, vor Allem der buntfarbigen schwimmenden, so wie der fliegenden Fische und obgleich seine Beschreibungen derselben nichts Neues enthalten, so lassen sie dennoch es erkennen, daß sie nicht aus Büchern oder vom Hörensagen entnommen sind, sondern auf eigene Anschauung sich gründen.

Nur selten giebt freylich ein schnell segelndes Schiff Gelegenheit, der Jagdbelustigung der Gewässer: dem Fischfang obzuliegen, dennoch macht gerade der großartigste Fang dieser Art am öftersten eine Ausnahme: der Seemann, dessen Netz und Angeln die kleineren Bewohner der Fluth sich entziehn erhascht oder tödtet den Wallfisch und den Tiger der Gewässer: den Haifisch. Die Weise eines solchen Fanges und die langen starken Regungen der Lebenskraft in den furchtbar bewaffneten Kinnladen dieser Thierart, beschreibt uns unser Reisender an einem von ihm selbst beobachteten Beyspiele und erzählt zugleich das schmerzliche Ereigniß, welches dem Hrn. Geoffroy zustieß, der später Kapitän des nämlichen Schiffes le fils de France wurde, anf welchem Hr. Lafond seine erste Seefahrt machte. Dieser Hr. Geoffroy befand sich auch am Bord eines nach Indien gehenden Fahrzeuges, als die Mannschaft desselben einen Haifisch, wie gewöhnlich, geködert am eisernen Hacken und eiserner Kette fieng. Das Thier war schon zerstückt, sein Schwanz abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, Herz und Eingeweide herausgenommen, der Kopf durch die vielen Schläge mit der Art zerschmettert und regungslos daliegend, da streckte ihm Hr. Geoffray die Hand zwischen die Kinnladen hinein; augenblicklich zog es diese zusammen und biß dem kühnen Manne die Hand ab. Auch von dem scharfen Geruch des Haifisches, welcher ge-

wöhnlich die Schiffe begleitet, in denen sich Kranke befinden, und namentlich durch seine Lieblingsspeise, das Pferdefleisch, aus weiter Ferne herbeygezogen wird, erzählt Hr. Lafond mehrere Beyspiele. Der Kaschelot ist der einzige, selbst dem Haifisch furchtbare Feind und Gegner; unser Reisender beobachtete es mehrmalen, während er im stillen Meere dem Fange der Kascheloten oblag, daß, wenn eines dieser riesenhaften wallfischartigen Thiere getödtet war und am Tau befestigt dem Schiffe nachgeschleppt wurde, ein oder zwey Stunden nachher sich ein Schwarm von 30 bis 40 Haifischen um dasselbe versammelte, welche mit einer Heftigkeit, die an den Zorn der kleineren Vögel gegen große Raubvögel erinnerte, in den todten Körper hineinbissen. Auch die sonderbare Attraction und wechselseitige Zuneigung, welche den Haifisch mit dem ihm als Piloten dienenden Fische, dem Centronotus ductor verbindet, erregte die Aufmerksamkeit unsers Reisenden; seine Beschreibung der Gestalt und Bewegungen des Fregattvogels, so wie der Weise desselben seine Beute zu erhaschen ist so malerisch, daß sie der Feder eines Büffon Ehre machen würde, eben so die Beschreibung der nächtlichen Lichtphänomene des Meeres.

Die theatralische Posse, mit welcher jene wenigen Seeleute, die schon einmal die Linie passirt hatten, die sogenannte Schiffstaufe an den Andern, welche noch nicht in dieser Gegend des Meeres gewesen waren, vollzogen, erscheint ganz im Geschmacke des französischen Volkes. Sie war zwar auch handgreiflich genug, dennoch witziger und weniger grob als sie auf den Schiffen mancher anderer europäischer Nationen gefeyert wird; Verkleidungen und allerhand andere theatralische Coups, sogar eine einfache, dabey aber wohl ausgesonnene Maschinerie wirkten hiebey zusammen; die Zuschauer mußten gezwungen als leidende Personen an dem Schauspiel Theil nehmen, indem sie bald bey dieser, bald bey einer andern komischen Wendung des Stückes reichlich mit Wasser begossen, wechselseitig sich selber zu einem Gegenstand der Belustigung und des fröhlichen Gelächters wurden. Das Schiff passirte die Linie unter dem 22. Grad der Länge v. P. Schon am folgenden Tage erhub sich ein anfangs leiser Wind aus Süden, der sich bald verstärkte und zu dem in dieser Jahreszeit und Region des Meeres herrschenden Südostwind wurde. Schaaren von Bonetfischen (Scomber Sarda) begleiteten jetzt vierzehn Tage lang das Schiff in so dichtem Gedränge, daß man im Kurzen das Bemühen, Vorräthe von ihnen einzusalzen, als unnöthig aufgab, weil man, so oft man wollte, nur das Netz auszuwerfen brauchte um eine frische Mahlzeit dieser Art zu erhalten. Bey dem weiteren Vorrücken in die südliche Zone gewährte der Anblick einiger Arten von Wallfischen, so wie die Beobachtung und der Fang der Sturmvögel, vor allem aber jener des dummen Albatroß, welchen die Matrosen öfters mit der Hand fangen, indem sie sich schwimmend ihm nähern und ihn bey dem Hals fassen, eine beständige Unterhaltung. Unter dem 25 Gr. der Breite kam das Schiff in die Region der veränderlichen Winde; es steuerte in der gleichen Richtung von S.S.O. bis zum 38 und 40 Grad der südlichen Breite. Hier hatte die Mannschaft viel von der kalten Luft und von heftigen Regenschauern, vermischt mit Hagel zu leiden, bis man unter dem 86 bis 90 Grad der Länge von neuem die Richtung nach Norden einschlug, und so, begünstigt vom Winde, in Kurzem die Küste von Java erreichte.

Schon der eigenthümliche Duft, welcher sich von den Ufern des ostindischen Festlandes, so wie den gewürzreichen Inseln verbreitet, und welcher öfters schon aus weiter Ferne bemerkbar ist, hat nach der Beschreibung unsers Reisenden für den Seemann, der sich Monate lang auf dem wüsten Meere herumgetrieben, etwas überaus Angenehmes und Erquickliches. Ein zweyter Sinnesgenuß, welcher nach langer Entbehrung ganz besonders wohl thut, ist der für das Auge, wenn der Seemann sich wieder unter dem lebhaften Gedränge der Fahrzeuge, sowohl der eingebornen Malayen als der verschiedenen europäischen Nationen und in der unmittelbaren Nähe einer volkreichen Stadt siehet. Glückte es doch schon bey der Ankunft an der Küste von Java den französischen Reisenden, daß ihnen ein Schiff begegnete, welches so eben die Fahrt nach der Heimath antrat und alsbald sich bereit zeigte, die schon unter Wegs fertig geschriebenen Briefe mit sich zu nehmen.

(Schluß folgt.)

A Geological Map of England and Wales. By G. B. Greenough, President of the Geological Society etc. London 1839. Second Edition. 6 Blätter Fol.

Memoir of a Geological Map of England; to which is added an alphabetic Index to the Hills, and a List of the Hills arranged according to Counties. By G. B. Greenough. Second Edition. London. 1840. XI. u. 29 S. 8.

Die K. Akademie der Wissenschaften hat in diesen Tagen die geognostische Karte von England als ein höchst schätzbares Geschenk von Seite ihres berühmten Verfassers, des Hrn. Greenough, erhalten.

Diese Karte erschien zuerst im Jahre 1819, und zwanzig Jahre nachher wurde für sie eine neue Auflage nothwendig. Sie umfaßt bloß England und Wallis, deren geognostische Verhältnisse auf 6 Foliotafeln anschaulich gemacht werden. Ein besonderes Memoir, das ihnen beygefügt ist, giebt Rechenschaft über die Verbesserungen, wie überhaupt über die Einrichtung dieser Karte.

Zwanzig Jahre sind gegenwärtig auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ein langer Zeitraum, zumal in der Geognosie, die in unsern Tagen mit ganz besonderer Vorliebe betrieben wird. Der Verf. war daher durch eigne, wie durch fremde, seit seiner ersten Auflage ausgeführte Arbeiten hinlänglich in den Stand gesetzt, in seine zweyte Ausgabe wichtige Verbesserungen einzutragen und somit ein getreues Bild der geognostischen Beschaffenheit Englands, wie solche durch eine große Reihe der genauesten Untersuchungen gegenwärtig ermittelt ist, vorzulegen.

Die Ausführung dieser Karte ist eben so splendid als zweckmäßig. Ganz besonders ist dem Verf. die Auswahl der Farben gelungen, obschon er nicht weniger als 42 Gesteins-Abtheilungen vermittelst ihrer zu unterscheiden hatte. Eben so hat er der Ueberfüllung mit Namen glücklich dadurch zu entgehen gewußt, daß er die Benennungen der Berge, obschon deren mehr als 1500 unterschieden sind, blos durch Buchstaben und Ziffern, statt der Namen, ausgedrückt hat. Ein doppeltes Register über die Höhen gewährt ein leichtes und schnelles Mittel, sich hinsichtlich ihrer auf der Karte zu orientiren. Das erste führt in alphabetischer Reihe die Namen der Berge auf, und daneben ist die Grafschaft, das Zeichen, unter dem der Berg auf der Karte eingetragen ist, und die Höhe, wo sie bekannt ist, angegeben. Vermittelst dieses Registers hat man bald jeden Berg auf der Karte aufgefunden. Das zweyte erläutert die Zeichen, wobey die Grafschaften, und in jeder wieder die Buchstaben und Ziffern für die einzelnen Berge, in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, so daß man zu den Zeichen auf der Karte schnell die entsprechenden Namen sich aufsuchen kann. In solcher Weise ist es dem Verfasser gelungen, in einem klaren Bilde die geognostische Construction seines Vaterlandes zur Anschauung zu bringen. Ein Mehreres zum Lobe dieser klassischen Arbeit zu sagen, halten wir für überflüßig; nur der Wunsch sey uns noch auszusprechen erlaubt, daß eine ähnliche Karte von Bayern, dessen geognostische Verhältnisse an Wichtigkeit den englischen in keiner Weise nachstehen, recht bald zur Ausführung kommen möge.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Quinze ans de voyages autour du monde, par le Capitaine Gabriel Lafond.

(Schluß.)

Ueberdieß kann nur der, welcher so viele Monate lang mit der rohen, meist gesalzenen Kost eines Schiffes und kaum trinkbarem Wassers sich begnügen mußte, es sich lebhaft genug vorstellen, welches angenehme Gefühl den Leib durchdringt, wenn ihm die Fülle der Früchte und anderer Naturgaben eines solchen reichen Landes dargeboten wird, als Java dieß ist. Das Schiff hatte sich bey Aniere oder Anger vor Anker gelegt. Kaum war dieses geschehen, als es sich von Piroguen (Fahrzeugen) der Eingebornen umgeben sahe, welche alsbald einen Handel mit den Fremden anknüpften. Eine Seeschildkröte von 200 Pfund Gewicht, deren Fleisch für unsere Seeleute einen eben so lieblichen als stärkenden Genuß versprach, wurde um einen Piaster (spanischen Thaler) feilgeboten; um denselben Preis kaufte man zehn Hühner und 25 junge Hühnchen und in einem verhältnißmäßig eben so geringen Werthe stunden allerhand Thiere der heißen Zone, namentlich Affen, Cacadu's und Papageyen, die bey uns zu Lande um so große Sumen erkauft werden, sowie noch mehr die Früchte des Landes, wie Kokosnüsse, Bananen, Orangen, Tamarinden und die große Zahl der andern eßbaren Vegetabilien. Auch die Herrscher und ursprünglichen Besitzer aller dieser natürlichen Reichthümer: die Malayen erhöhten den Reiz der Neuheit, den diese fremde Welt für den jungen Europäer hatte. Ein gewißes Gefühl der Unheimlichkeit ergriff diesen dennoch, wenn er sich in der Mitte jenes Volkes sahe, dem der Mord als ein Spiel, der tückische Verrath und der Betrug, der an dem Fremden verübt wird, als eine bewunderns = und lobenswerthe That erscheint; das unstätte wilde Auge des Malayen kann den ruhigen, festen Blick des Europäers nicht ertragen, jener hat, ohne sich dessen bewußt zu seyn, diesem gegenüber beständig ein böses Gewissen, dessen Regungen er vergeblich unter seinem falschen Lächeln zu verbergen sucht. Der gräulich versunkene moralische Zustand der Malayen ist allerdings zum Theil der bösen Gewohnheit derselben zuzuschreiben sich ohne Aufhören durch das Kauen und das Trinken unnatürlich aufregender Mittel zu exaltiren, der tiefere Grund liegt aber dennoch in dem natürlichen Hochmuth dieses von all seinen Nachbarn gefürchteten, durch Furcht und Schrecken herrschenden Volkes.

Auf seiner Weiterfahrt nach China nahm das Schiff seine Richtung durch die Meerengen von Gaspard und Macclesfield welche zwischen der Insel Banca und einigen nachbarlich angränzenden kleineren Eilanden sich hinziehen. Diese Gegenden des Meeres werden durch die beständig in ihnen herumschwärmenden Piroguen der Malayen sehr unsicher gemacht, indem diese ein Geschäft nicht bloß der gewöhnlichen Seeräuber treiben, sondern mehr noch der treulosen Mörder, so daß die von ihnen Besiegten mit den Gütern zugleich das Leben verlieren. Aus diesem Grunde schien dem Kapitän des Schiffes die höchste Wachsamkeit nöthig, namentlich beym Einbruch der Nacht mußte ein Theil der Artillerie immer zum Abfeuern der Kanonen und Musketen bereit stehen, dabey war der Schiffsmannschaft die möglichst tiefe Stille geboten, man sprach nur mit leiser Stimme; jede

geräuschvolle Bewegung wurde vermieden. Der Zustand des Seefahrers in jenen Gegenden ist der eines Kriegers, welcher von hinterlistigen Feinden umringt, ohne Aufhören zur Vertheidigung des Eigenthums wie des Lebens bereit stehen muß. Mehrere Male zeigten sich, bald näher bald ferner die bewaffneten Boote der Malayen, doch das kriegerische Aussehen des ziemlich ansehnlichen französischen Fahrzeuges hielt sie in Respekt, so daß keines von ihnen den Angriff wagte.

Am 6. October ward die Insel Las Cabras, im Süden der Bay von Manilla, am 8. der Hafen von Cabite erreicht. Die Schiffsmannschaft durfte sich hier ungestört dem Vergnügen und den Erquickungen eines längern Aufenthaltes am Lande überlassen und zwar an einem so unvergleichlich reizenden und reichen als Manilla ist. Zwar hatte dieselbe seit ihrer Landung bey Anieres schon in ziemlichem Ueberfluße gelebt, man hatte sich mit allen nothwendigen Lebensmitteln versorgt, aber zu diesem alltäglichen Bedarf kamen nun auch häufiger jene Gerichte, welche selbst an den vornehmsten Tafeln in Europa als Leckerbissen betrachtet werden. Namentlich fieng man fast täglich eine und die andere Seeschildkröte von der wohlschmeckendsten und gesündesten Art, und obgleich die Suppen, welche man aus dem Fleisch derselben für die ganze Mannschaft bereitete, dem Auge durch die grünliche Farbe des auf ihnen schwimmenden Fettes anfangs etwas abschreckend erschienen, so wurde dennoch der Irrthum des Gesichtssinnes von jenem des Geschmackes berichtigt und das fremdartige Gericht wurde bald Allen zur Lieblingsspeise. Das was jedoch der Aufenthalt in Manilla darbot, war ungleich mehr als die bloße Sättigung des Hungers oder die Belustigung des Gaumens: man fand hier zwey französische Kauffahrtheyschiffe vor Anker liegend, unter deren Mannschaft und Offizieren unsre französischen Seeleute mehrere alte Bekannte und Freunde antrafen. Namentlich begegnete Hr. Lafond hier, in so großer Entfernung vom Vaterlande, zweyen seiner alten Mitschüler, welche über dieses Zusammentreffen nicht minder erfreut waren als er selber. Dem Franzosen dient das Vergnügen der Geselligkeit zur Erhöhung aller andern Genüsse, so überließen sich auch hier die Matrosen wie die Offiziere der lang entbehrten Lust der Trinkgelage oder der besseren Unterhaltung.

Gerade an dem Tage, an welchem das Schiff le fils de France im Hafen von Cabite landete, war, nach der Rechnung seiner Mannschaft ein Sonntag und die Franzosen verwunderten sich nicht wenig, als sie die streng katholischen Spanier, welche diese Colonieſtadt ihres Vaterlandes beherrschen und bewohnen, in der geräuschvollen, gewöhnlichen Arbeit eines Werktages und im Alltagsgewand fanden. Jene hatten nicht daran gedacht, daß ihnen bey ihrer weiten Fahrt aus Westen nach Osten die Sonne einmal öfter auf und untergegangen sey als jenen Bewohnern der Erde, welche während dieser Zeit unveränderlich an einem Ort geblieben waren. Namentlich das gemeine Schiffsvolk ließ sich mit Mühe überzeugen, daß heute erst Sonnabend statt Sonntag sey und entschloß sich erst dann zu einer Aenderung seines bisher in der Praxis geführten Wochencalenders, als am andern Morgen das Geläute aller Glocken ihnen den wirklichen Sonntag ankündete, dessen Nachmittag und Abend sie auf ihre Weise genossen.

Obgleich so eben jene Zeit war, in welcher die Moussons aus Südost in jene von Nordost umschlagen, ein Wechsel, der von furchtbaren Gewittern begleitet ist, erschien dennoch unserm jungen Reisenden Manilla wie ein wahres Paradies. Gewöhnlich brechen die Gewitter erst am Nachmittag aus, dann aber mit so furchtbaren Donnerschlägen, daß man fast bey jeder Entladung den Körper wie von einem elektrischen Schlage erschüttert fühlte; nach wenig Stunden heiterte der Himmel sich wieder auf und dann war die ganze Atmosphäre von dem aromatischen Dufte der tausendfältigen blühenden Kräuter und Bäume erfüllt, in der Nacht leuchteten die Sterne und der Mond mit einem in der Heimath noch nie gesehenen Glanze; die aufgehende Sonne beleuchtete und belebte Scenen und Bewegungen eines Lebens, welches nur in diesen Himmelsstrichen gedeihen kann, über welche die senk-

recht stehende Sonne die volle Kraft ihrer Strahlen ergießt. Wer die Erfahrungen, die sich der europäische Reisende bey einem längern Aufenthalt in Java von dem Einfluß des indischen Himmels auf die Gesundheit bildet, als allgemein geltenden Maßstab auch auf Manilla überträgt, der wird hiedurch leicht zu großen Irrthümern verleitet. Während nämlich ein Theil der javanischen Küstengegenden mit Recht als sehr ungesund verschrieen ist, kann man dagegen mit demselben Rechte das Klima von Manilla, wie überhaupt jenes der gesammten Philippinen ein sehr gesundes nennen. Die Mannschaft unsers französischen Schiffes, vor Allen die Matrosen ließen hier all ihren Matrosenneigungen, namentlich jener zum Trunke, freyen Zügel, ohne daß während des Aufenthalts in Manilla, den man so lang als möglich hinauszudehnen wußte, ein einziger von ihnen erkrankte; in Java hätte vielleicht eine einzige Unmäßigkeit dieser Art dem Uebertreter den Tod gebracht.

Bey dieser Gelegenheit machte unser jugendlicher Reisender eine Erfahrung, welche ihm nachmals, als er selber Capitän und Schiffcommandant wurde, sehr gut zu statten kam. Er bemerkte, daß die Matrosen des fils de France, als ihnen der allzugütige Capitän alle schwere Arbeit, die er durch 40 Eingeborne verrichten ließ, abgenommen hatte, und ihnen dagegen, ihrer Lieblingsneigung fröhnend, einen Ueberfluß von geistigen so wie lieblich kühlenden Getränken darbot, der weit über die Gränzen dessen hinausgieng, das ihnen mit Recht gebührte, statt diese Güte mit Dank nnd Unterwürfigkeit zu lohnen, auf eine unerträgliche Weise übermüthig wurden, und sogar Meutereyen anfiengen, welche nur mit Hülfe der Garnison von Cavite beygelegt werden konnten. Er lernte es auch später noch bey vielen andern Fällen erkennen, daß diese Art von Leuten am besten dadurch in Ordnung gehalten wird, daß man ihr in der Regel in keiner Hinsicht mehr giebt und einräumt, als ihr von Rechtswegen gebührt.

Das Ende des Novembers war nahe, die Zeit der nordöstlichen Mousſons war in voller Entschiedenheit eingetreten, es schien nun endlich hohe Zeit, die Ladung des Zuckers, welche in Manilla eingenommen werden sollte, zu beschleunigen. Das Schiff legte sich jetzt im Hafen der Hauptstadt Manilla, welche etliche Lieuen weit von Cavite entfernt ist, vor Anker. Zum ersten Male sahe sich unser französischer Reisender in einer großen, reich bevölkerten Stadt des östlichsten Asiens, welche außer den Vorzügen, die ihr der bedeutende Umfang und die Menge ihrer Bewohner gewähren, so viel Anziehendes und Unterhaltendes für den Fremden hat, daß Hr. Lafond schon durch diesen ersten Aufenthalt in Manilla so sehr für dieselbe eingenommen ward, daß er von nun an öfter auf seinen späteren Reisen diese Stadt zu einem lieblichen Ausruhepunkt wählte. Er verspricht deßhalb auch in einem nachfolgenden Theile seiner Reiseberichte eine ausführlichere Beschreibung der Stadt; für den gegenwärtigen hebt er nur einzelne besonders charakteristische Züge des Gemäldes hervor.

Manilla besteht eigentlich aus zwey Städten; aus der am linken Ufer des Passigflusses gelegenen Festung und aus der am entgegengesetzten Ufer sich ausbreitenden Handelsstadt Binondo. Die erstere enthält gegen 25,000, die andere im Jahr 1818 gegen 70,000 Einwohner. Die Handelsstadt ist ungleich schöner gebaut und gewährt dem Fremden ungleich mehr als die Festung, daher auch fast alle hier anwesenden Fremden, so wie die meisten eingebornen (indischen) Kaufleute, Künstler und Handwerker nicht in dieser, sondern in Binondo ihren Aufenthaltsort nehmen. Das hiesige Volk ist ein buntes Gemisch aus den verschiedenartigsten Stämmen. Chinesische Handelsleute und Handwerker, in der Tracht und Sitte ihres Landes, Banianen und Fremdlinge aus den westlicheren wie nördlicheren Ländern von Asien; Spanier, Franzosen, Dänen und andere Europäer leben hier im friedlichen Wechselverkehr mit den Eingebornen der Insel; ein gemischtes Geschlecht, das aus der Verbindung der Europäer mit den Ostasiaten hervorgieng, bildet den Uebergang der einen Stammform zur andern. Sowohl unter den hier gebornen Spaniern als unter dem einheimischen Volke sieht

man wahrhaft schöne Gestalten und findet bey Allen eine große, zuvorkommende Freundlichkeit gegen den Fremden. Dennoch sind es drey Züge, welche einen starken Schatten auf das Bild dieses Volkes, so wie dasselbe anfangs dem Beobachter sich darstellt, fallen lassen: die fast unbesiegbare Arbeitsscheu, die leidenschaftliche Spielsucht und die Neigung zum Diebstahl. Die erstere, die Arbeitsscheu, mag wohl zum Theil ihren Grund in der außerordentlichen Leichtigkeit haben, mit welcher selbst der Aermste hier alle Bedürfnisse des Lebens befriedigen kann. Nur selten steigt der Preis für ein Pfund Reis auf einen Kreutzer (ein Sack zu 130 Pfd. kostet in manchen Gegenden der Küste nur 1/2 Piaster, bloß da, wo und wann er am theuersten ist, einen ganzen); aber selbst dieses Nahrungsmittel ist nöthigenfalls zu entbehren, denn das Ufer bietet eine solche Fülle der eßbaren Schnecken, Muscheln, Krebse und Fische dar, Wald und Gebüsch so wie vor Allem die Nachbarschaft der Wohnungen sind von so großen Schaaren von Geflügel erfüllt, dessen man leicht sich bemächtigen kann, der Baum, der die Hütten beschattet (meist die Kokospalme) ist so reich an Früchten, die Wärme des Klimas verringert in solchem Maaße das Bedürfniß der Bekleidung, daß hier allerdings jener Sporn der Noth, welcher die Bewohner unserer Länder zum Arbeiten treibt, fast ganz hinwegfällt. Wenn aber auch der Leib vom Morgen bis zum Abend dem Müssigseyn sich überläßt, so will doch die glühende Phantasie dieses Volkes eine Beschäftigung, das Getriebe der Neigungen bedarf eines freyen Spielraumes. Beydes wird im hiesigen Volksspiele der Hahnenkämpfe gefunden. Ein Hahn, wo möglich ein zum Wettkampfe brauchbarer, findet sich in jeder Hütte, im Besitz eines jeden, auch des ärmsten Manillaners, er ist der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und Pflege seines Herrn. Dieser geht niemals aus, ohne sein Lieblingsthier unter dem Arme zu tragen, begegnet er dann einem Andern, welcher ebenfalls seinen Hahn bei sich trägt, da geschieht es häufig, daß beyde still halten, ihre kampflustigen Thiere nieder auf den Boden setzen und nun mit Worten und Geberden dieselben gegeneinander aufhetzen. Alsbald versammlet sich ein ganzer Haufe des müssigen Volkes um die gefiederten Kämpfer. Man stellt Wetten an, ob der eine oder ob der andere Hahn siegen werde; mit dem Sieger oder mit dem Besiegten gewinnt oder verliert man dann. Da, wo diese Kämpfe in besonderer Vollkommenheit angestellt werden, sind die Hähne an ihren Füssen mit scharfen, stählernen Spitzen bewaffnet, womit sie gegenseitig sich so tiefe Wunden versetzen, daß gewöhnlich einer von ihnen, wo nicht beyde auf dem Platze bleiben. Wenn dann auch nicht für die Sättigung und Bekleidung des Leibes, so hat doch der Manillese zur Befriedigung seiner Spielsucht Geld nöthig, und weil ihm das Verdienen desselben durch Arbeit zu lästig fällt, sucht er sich durch Diebstahl das zu verschaffen, was er begehrt. Und zu diesem schlechten Gewerbe zeigt das hiesige Volk so ganz besondres Geschick und so viele Feinheit, daß es hierin den gewandtesten Taschendieben von London und Paris gleich kömmt. Ein dickes Stück Bambusrohr wird bei Nacht in Blitzesschnelle an eine der oberen Gallerien oder an das offne Fenster eines Hauses gelegt, an diesem Rohr klettert der Dieb mit der Gewandtheit und Leichtigkeit eines Eichhorns hinauf, kommt in die Zimmer und bemächtigt sich so schnell, und in solcher Stille der Gegenstände, welche seine Gewinnsucht reizen, daß wenigstens der Europäer, der an solche Ereignisse nicht dachte, gewöhnlich erst am andern Morgen, nach dem Erwachen, seines nächtlichen Verlustes inne wird. Doch rühmt es unser Reisender an dem ferne von der Stadt wohnenden Landvolk, daß es von jenem bösen Hange zum Diebstahle frey sey; als einen allgemeinen, lobenswürdigen Zug der Manillesen erwähnt er auch der großen Mäßigkeit dieses Volkes.

Die Seefahrt längs der Küste von Luzon bis zum Cap Bojador, dann an den niederen Patras Eilanden oder Klippen, so wie an der Insel Lemma vorüber, nach Macao, gewann erst in der Nähe der chinesischen Küste ein ganz besonderes Interesse. Das erste Neue, welches hier unserm Reisenden begegnete, das waren die zahlreichen schwimmenden Familienvereine jener chinesischen Fischer und Seeleute, welche mit geringer Abwechslung ihr ganzes

Leben, von der Geburt an bis zum Tode auf dem Gewässer zubringen. Hier, auf dem floßartigen Fahrzeug oder geräumigen Boot, verträumen sie das Leben des Säuglings, spielen als Kinder, nähren sich und genießen des Lebens als Jünglinge und Männer. Ihren Hauptunterhalt gewährt ihnen das unerschöpflich reiche Meer, namentlich die Fische, welche sie frisch, so wie gesalzen und getrocknet genießen, oder an die Bewohner des Landes vertauschen und verkaufen, und von welchen sie auch viele in eigenen, an ihrem Fahrzeug befindlichen Cisternen lebendig halten. Auch dann, wenn sie der Sturm das Land zu suchen nöthigt, oder wenn sie in die Häfen der Städte und Mündungen der Flüsse fahren, um ihren Handel zu betreiben, verlassen sie ihre schwimmende Wohnung nur auf kurze Zeit; kein anders Obdach und Nachtlager gefällt ihnen sowohl als dieses bewegliche; sie sind unter den Menschen das, was die Seevögel unter den Vögeln. Obgleich, dem Anscheine nach, diesem Volke der Wassermenschen weniger Gelegenheit gegeben ist, die Glieder des Leibes und ihre Kräfte zu üben und zu bilden, als den Bewohnern des Landes, sind sie dennoch von kräftiger Gestalt und seltner Beweglichkeit; das Emporklettern an den äußern Wänden eines Schiffes, oder an Tauen und Mastbäumen, ist ihnen so leicht als uns Andern das Gehen auf ebenem Boden. Dem Fremdling in diesen Gewässern sind jene Leute zuerst ein Gegenstand der Neugier und eines gewissen Interesses; sie werden ihm jedoch nur zu bald ein Gegenstand des Widerwillens. Unverschämtere Bettler als diese chinesischen Wassermenschen kann es wohl nirgends geben; sie begehren namentlich Alles, was eßbar, wenn es nicht vom Geschlecht der Fische ist: Reis und Schiffszwieback, Mehl und gesalzenes Fleisch; ihre Zudringlichkeit wächst bey der Gewährung jeder Bitte; bedarf man ihrer als Lotsen, dann sind ihre Forderungen ganz unmäßig; bey Gelegenheit werden sie auch, wenn nicht das fremde Schiff durch die Kräfte seiner Waffen oder seiner Mannschaft ihnen imponirt, zu Räubern und Mördern. Dieses ist kein angenehmer Begrüßungseindruck, den China auf den Ankömmling macht; ein Eindruck, den auch sein Verkehr in den anscheinend europäisirten Macao nicht verwischt, wenn er hier durchaus, bey jedem kleinen Einkauf, dessen er bedarf, keine andere Wahl hat, als entweder durch den chinesischen Comprado (Unterhändler) in drey- und vierfacher, oder durch die chinesischen Verkäufer, wenn er diesen unmittelbar sich nähert, in zehn-, ja wohl hundertfacher Weise betrogen zu werden.

Schwerlich ist wohl irgend ein anders Schauspiel, das die Länder und Völker der Erde darbieten können, so geeignet, die Neugier zu erregen und aufs Lebhafteste zu beschäftigen, als jenes, das sich dem Auge bey der Annäherung an Canton aufthut. Die chinesische Küste, zu beyden Seiten der Tigre-Mündung, ist von einem unfruchtbaren Felsengebirge begränzt; man fährt hinein in den Strom und der Vorhang wird aufgezogen: der Reisende wird aufs Angenehmste überrascht durch die reiche Decoration des Theaters, das er jetzt erblickt und durch die ungeheure Menge und Beweglichkeit der Acteurs, welche auf ihm spielen. Wie unvollkommen die sogenannten Festungswerke, welche die Ein- und Ausfahrt beherrschen sollten, ihrem Zweck entsprechen, das hat sich in neuester Zeit bey den blutigen Händeln der Engländer mit den Chinesen gezeigt. Doch jene achteckigen Thürme und ummauerten Soldatenquartiere sind es auch nicht, welche den Blick des Fremden auf sich ziehen, sondern dieser verweilt zunächst nur bey der außerordentlichen Cultur des Landes, von welchem jeder Fußbreit benutzt ist, und das nach allen Richtungen die Canäle durchziehen; bey der Gestalt und Bemannung der schwimmenden Häuser und Kaufmannsbuden; bey dem Gedräng der unzähligen, sonderbar gebauten und phantastisch verzierten Jonken und der andern Fahrzeuge, aus denen ein lärmendes Getöne der Menschenstimmen, wie der musikalischen Instrumente aufsteigt und die Luft erfüllt; das Ganze erscheint wie die Gebilde eines phantastischen Traumes, der die Seele eines halb fieberhaft Kranken ergreift. Die europäischen Schiffe sind genöthigt bey Wampoa Anker zu werfen, einer Art von Dorf in riesenhaftem Maaßstabe, denn die Zahl seiner Bewohner, welche fast ausschließend von dem

Verkehr mit den Europäern leben, beläuft sich auf 12,000. In Wampoa ist jeder dem Seehandel obliegenden europäischen Nation ein eigner Hügel eingeräumt, der so nahe als möglich am Ufer liegt. An diesen engbeschränkten Flecken Landes kann der fremde Seemann seinen Fuß aufs Land setzen; überschreitet er seine Gränzen, dann hat er alsbald die Mißhandlungen des rohen Volkes zu fürchten, welches unter allen Völkern der Erde das hochmüthigste, ungefälligste, unfreundlichste gegen den Fremden ist. Ein Freund der Botanik, welcher einige Zeit vorher eine kleine Excursion ins Freye gemacht hatte, war durch seine Kühnheit in Lebensgefahr gerathen; selbst unser Reisender, obgleich er nicht allein, sondern in Gesellschaft mehrerer Freunde eine Pagode am Ufer besehen und über diese hinaus einen Spaziergang versucht hatte, sahe sich von dem lautschreienden Volkshaufen, der ihn bis zum Ufer begleitete, wie ein Dieb beschimpft.

Ein solches mißtrauisches und gehässiges Benehmen der Chinesen gegen den Fremden mag zum Theil eine Wirkung des eigenen bösen Gewissens seyn; jene fühlen, daß sie selber durch ihr Benehmen nur Mißtrauen und Haß des Fremden verdienen, und kommen dieser Gemüthsäußerung des Anderen mit ihrer eigenen zuvor. Wenn sich bey der Ankunft der Douaniers auf dem Schiffe ganze Schaaren der Unberufenen mit hinzudrängen, dann muß man alles Bewegliche entfernen oder sorgfältig bewahren, denn dieses Volk stiehlt Alles, was ihm unter die Hand kommt; bey jedem Handel, den man mit einem Chinesen anknüpft, darf man versichert seyn, daß man am Gewicht, oder an der Qualität der Waare und am Geld betrogen wird; sie wetteifern mit einander in dem Mißbrauch der Arglosigkeit des Fremden; von ihm begehren sie jede Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, wenn aber der auch nur die geringste Gefälligkeit von ihrer Seite in Anspruch nehmen will, da würdigen sie ihn keiner Antwort; sie lachen ihm höhnisch in das Gesicht. So hatte sich H. Lafond, als er etwas später in der Faktorie von Canton sich aufhielt, nur in Begleitung einiger seiner Landsleute aufgemacht, um Einiges zu kaufen. Jene mächtig große Stadt, welche mit ihren Vorstädten eine Bewohnerzahl von 800,000 Menschen in sich fasset, hat nur 2 große, breite aber eine ganze Menge kleiner, schmaler Gassen, die sich an ihren Enden durch Thore absperren lassen. Die Häuser, meist von buntfleckigen Ziegeln gebaut, mit ihrem porzellanenen Getäfel und hölzernen Schnitzwerk, die Menge der Kaufmannsbuden und Werkstätten, dazwischen die Thürmlein sind sich so ähnlich, daß es dem Fremden fast unmöglich ist, eine Gasse von der andern zu unterscheiden; unsre Reisenden, nachdem sie die Einkäufe gemacht hatten, sahen sich mitten in der Stadt verirrt; Kaufleute, die sie nach dem rechten Wege fragten, lachten sie aus oder schlossen die Läden; ein Knabe aus dem Haufen, der sie mit lautem Geschrey begleitete und an den Kleidern zupfte, als man ihm einen spanischen Thaler zeigte und zu verstehen gab, daß man dafür nach der Faktorey geführt seyn wolle, riß dem Fremden das Geld aus der Hand und entfloh; vier Stunden lang waren, unter dem immer anwachsenden Gedränge die Franzosen in der Stadt umhergeirrt, da begegnete ihnen, zu ihrem Glücke ein alter Mandarin, der vor langen Jahren im Dienst der französischen Compagnie gestanden war; dieser ließ sie nach ihrer Wohnung zurückführen, welche jetzt in weniger als einer halben Stunde erreicht wurde.

Nichts kommt dem Fremden in China so theuer zu stehen, als die Geschenke, welche ihm die Mandarinen im Namen der Regierung machen, wenn sie bey seiner Ankunft das Schiff besuchen und seine

Besteuerung für die Einfuhr anordnen. Die Geschenke, welche sie dem Capitain brachten (eine elende Kalbe, zwey Schöpse, einige Töpfe mit eingemachtem Ginseng, zwey oder drey Krüge voll schlechten Weinessig) beliefen sich an Werth höchstens auf 40 bis 50 spanische Thaler, aber sie kosteten an Gegengaben 10000 Piaster, wobey die Abgaben an die chinesische Regierung und die 1000 oder 1200 Piaster mit gerechnet waren, welche der Unterhändler oder Comprado bekommen mußte.

Einen wahrhaft Mitleid erregenden Eindruck macht auf den Fremden ein Theil der hiesigen Frauen. Das weibliche Geschlecht zerfällt in China, vor Allem in den Städten, in zwey Hauptklassen, in die Frauen mit kleinen und in jene mit großen Füßen. Nur die ersteren können künftig einmal den Rang einer eigentlichen Hausfrau einnehmen, denn jeder chinesische Bürger, er sey reich oder arm, von hohem oder niederm Stande, nimmt sich eine kleinfüßige zur Herrin des Hauses, hat aber neben ihr wenn seine Umstände es erlauben, noch mehrere Kebsfrauen mit großen Füßen. Die letzteren sind meist Nachkommen der tatarischen Horden oder anderer Fremdlinge, die sich unter die chinesische Bevölkerung eindrängten, darum ist es ein Nationalstolz, welcher die Mütter zu der in der That furchtbaren Grausamkeit gegen ihre Kinder antreibt. Denn den Mägdlein von zartestem Alter preßt man die Füße nnd krümmt man die Zehen auf so schmerzhafte und gewaltthätige Weise ein, daß diese Glieder nicht nur zum kräftigen Gange höchst ungeschickt, sondern vielen Krankheiten, namentlich offenen Geschwüren ausgesetzt werden, deren Vorhandenseyn sich öfters kaum durch die häufig angewendeten Parfumerien verbergen läßt.

Unser Reisender hatte gleich bey diesem seinem ersten Aufenthalt in Canton Gelegenheit all die Umständlichkeiten und seltsamen Gerichte kennen zu lernen, durch welche ein vornehmes chinesisches Gastmahl sich auszeichnet. Die Menge der eßbaren Schwalbennester, der weich gesottenen Sennen und Füße von Hirschen, der Holothurien und andrer, bey uns niemals zur Tafel kommenden Gegenstände, dann, in einem ganz andern Speisesaale, die Fülle des süßen Eingemachten und der Früchte, gaben allerdings, nach dem Ausdruck unsers Reisenden, dem eingeladenen Gaste mehr eine Arbeit als eine Erquickung des Leibes.

Auch über den Opiumhandel und Opiumstreit der Engländer spricht unser hierin billig denkender und unparteyischer Reisender, indem er hiebey einen Aufsatz des H. A. de Candolle aus der Bibliotheque universelle de Genève anführt. Die Chinesen siud keineswegs erst durch die Europäer zum Genuß des Opiums verführt worden, sondern letztere fanden die Unsitte schon bey diesem Volke herrschend, als sie vor 300 Jahren es kennen lernten. Das Opium, welches die Engländer einführen, ist nur ein sehr geringer Theil dessen, das in China verbraucht wird, indem der Mohnbau und die Fabrikation des Opiums in vielen Provinzen dieses Reiches in lebhaftem Betrieb ist. Die Chinesen haben in ihren gegohrnen alkoholartigen Getränken viel furchtbarer berauschende Mittel als das Opium ist. Der Grund, welcher deßhalb die chinesische Regierung zum Verbot des Opiumgenusses und der Einfuhr desselben antrieb, war durchaus keine Rücksicht auf die Moralität und Gesundheit der Unterthanen, sondern nur die Furcht, daß zu wenig fremdes Geld für Thee u. s. nach China eingehen, oder sogar mehr als hinein käme an Silber ins Ausland geführt werden möchte; der Opiumkrieg ist durch die tadelnswerthen und engherzigen Schritte eines kurzsichtigen Finanz- und Mauth-

systems des bey all seinen hohen Einbildungen dennoch halbbarbarischen chinesischen Volkes herbeygeführt worden, dem eine Demüthigung wohl zu wünschen wäre.

Die Rückreise aus China nach Frankreich war eben so glücklich als dieß die Hinfahrt gewesen; die Mannschaft war gesund geblieben, sie hatte nur einen Matrosen durch einen unglücklichen Fall aufs Deck verloren. Wir verlassen bey diesem ersten Hauptabschnitt seiner Berichte unsern Reisenden in der Hoffnung, ihn bey andrer Gelegenheit von neuem auf seinen Seefahrten begleiten zu können.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zwölften und dreyzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331518

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1841, Band XII. und XIII.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Ancient Laws and Institutes of England; — also *Monumenta Ecclesiastica Anglicana*, from the sivenih to the tenth Century and the ancient latin version of the Anglo-Saxon Laws with a compendious glossary etc. London 1840. XII. 249.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. V. Bd. 2 Hefte. Würzburg 1839. XII. 845.

— — — 3. Heft. XIII. 359.

Beneke, Dr. Ed., Syſtem der Metaphyſik und Religionsphiloſophie aus den Grundverhältniſſen des menſchlichen Geiſtes abgeleitet. Berlin 1840. XIII. 369.

Bennett, Frederik Debell, narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836, comprising sketches of Polynesia, California, the Indian Archipelago etc. Vol. I. II. XIII. 545.

Beowulf, Heldengedicht des 8. Jahrhunderts. Zum erſten Male aus dem Angelſächſiſchen von Ludwig Ettmüller. Zürich 1840. XIII. 105.

Bernardi, S., abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia edid. D. Joann. *Mabillon*. Ed. IV. Paris, 1839. Vol. I. II. P. 2. XIII. 513.

Bibliothèque Académique Belge, ou Repertoire systématique des Mémoires de l'ancienne et la nouvelle Académie de Bruxelles. T. IV. XII. 161.
— 321.
— 761.

Capefigue, l'Europe pendant le consulat et l'empire de *Napoléon*. T. I. Paris 1840. XII. 63.

Carus, Dr. Carl Guſtav, Syſtem der Phyſiologie. Umfaſſend das Allgemeine der Phyſiologie, die phyſiologiſche Geſchichte der Menſchheit u. ſ. w. Th. 3. Dresden und Leipzig 1840. XIII. 289.

Champollion le Jeune, Grammaire Egyptienne, ou principes de l'écriture sacrée égyptienne etc. Première partie 1836. Deuxième partie 1838. XII. 529. XIII. 873.

Chmel, Joſ., Geſchichte Kaiſer Friedrichs IV. und ſeines Sohnes Maximilian I. Erſter Band. Geſchichte Friedrichs IV. Hamburg 1840 XIII. 137.

Chrysostomi, S. Patris nostri Joannis, Opera omnia, ed. D. Bernard. de *Montfaucon*. Edit. Paris. II. Paris. 1834 — 1840. Tom. I — 13. XIII. 631.

— — — Opera praestantissima. Ad editionem D- B. de Montfaucon ed. Friederic Guil. *Lomler*. Rudolphopoli, 1840. XIII. 631.

Cicero's ſämmtliche Werke. In deutſchen Ueberſetzungen — herausgegeben von Reinhold Klotz. I. Bd. Leipzig 1840. XIII. 777

Collection des Chroniques belges, publiée par ordre du Gouvernement. Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de *Reiffenberg*. T. I. XII. 161. — 321. — 761.

Correspondence of William *Pitt*, Earl of Chatham, edited by Will. Stanhope *Taylor*, Esq., and Capt. John Henry *Pringle*. 4 Bände. London 1838 — 1840. XII. 470.

Croly, George, L. L. D., a memoir of the political life of the right honour. *Edmund Burke*. London, Edinb. 2 Voll. XII. 183.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans, et des artistes de la *Belgique*. Bruxelles, 1838. I. Vol. XII. 161. — 321. — 761.

Döderlein, L., Handbuch der lateiniſchen Synonymik. Leipzig 1840. XII. 577.

Dumas, Souvenirs du Lieutenant-Général Comte Mathieu —, de 1770 à 1836, publiés par son fils. Paris 1839. 3 Bde. XII. 921.

Dünzer, H., Rettung der ariſtoteliſchen Poetik. Braunſchweig 1840. XII. 1025.

Duncker, Maxim. Wolfg., *Origines Germanicae*. Berol. 1840. XIII. 97.

Eichthal, Gust. de, Recherches sur l'histoire et l'origine des *Foulahs* ou *Fellans*. Extrait du bulletin de la société de géographie. (Nvbr. 1840). XII. 121.

Fontanes, Oeuvres de M. de, recueillies pour la première fois etc. Paris 1839. T. 1. 2. XII. 318.

Fraser, J. Baillie, Travels in *Koordistan*, *Mesopotamia* etc. Vol. I. II. London, 1840. XII. 97.

Fürnrohr, Dr. A. E., naturhiſtoriſche Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forſter u. A. Bd. 1 — 3. *XIII. 1033.

Gentz, Friedrich von, Schriften. Ein Denkmal von Guſtav Schleſier. Fünf Bände. Mannheim 1838 — 1840. XII. 70.

George, Dr., Myrhe und Sage. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Entwicklung dieſer Begriffe und ihres Verhältniſſes zum chriſtlichen Glauben. Berlin 1837. XII. 9.

Geppert, C. F., über den Urſprung der homeriſchen Geſänge. 2 Theile. Leipzig 1840. XIII. 761.

Giesebrecht, Wilh., Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts. Berlin 1841. XIII. 1017.

Goethaels, F. H., Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique. 6 Bde. XII. 161.
— 321.
— 761.

Greenough, G. B., a geological Map of *England* and *Wales*. 2. edit. London 1839, 6 Blätt. XIII. 1079.

— — — memoir of a geological Map of England. 2. edit. London 1840. XIII. 1079.

Griffith, Will., report on the *Tea plant* of Upper Assam. XIII. 121.

Grimm, Wilh., zur Litteratur der Runen. Wien, 1828. XII. 201.

Grube, Dr. Ad. Ed., Aktinien, Echinodermen und Würmer des adriatischen und des Mittelmeeres. Königsb. 1840. XII. 369.

Harris, Capt. Will. Cornwallis, The wild sports of the *southern Africa*, being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope etc. London, 1840. XII. 257.

Hartmann, J. D. W., Erd- und Süßwasser-Gasteropoden. St. Gallen 1840. Heft 1. XII. 56.

Hausmann, über Zeugung und Entstehung des wahren weiblichen Eyes bey den Säugethieren und Menschen. Hannover 1840. XIII. 153.

Horatii Flacci opera omnia. Recens. et illustr. Friedr. Guil. *Döring*. Editionem novam curavit Gustav. Regel. T. 1. Lipsiae. 1839. XIII. 729.

Hügel, Karl Frhr. v., Kaschmir und das Reich der Siek. 2 Bde. Stuttgart 1840. XII. 697.

Jakson Hooker, Sir William, Flora Boreali-Americana, or the Botany of the northern parts of British America. 2 Vol. London 1840. XIII. 489.

Jaumann, Domdekan von, Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Stuttgart und Tübingen. XII. 569.
XIII. 321.

Ideler, Jul. Ludov., Physici et Medici graeci minores. Vol. I. Berol. 1841. XIII. 329.

Invenalis, D. Iunii, Satyrae cum commentariis Car. Frid. *Heinrichii*. Bonnae, 1839. Vol. 1. 2. XII. 977.

Kerler, Dr. H. F., Geschichte der Grafen von Helfenstein. Ulm 1840. XIII. 145.

Klemm, Dr. Gustav, Italica. 1. Theil. XII. 473.

Koch, Dr. Karl, und Dr. Ernst Schmid, Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandstein bey Jena. Jena 1841. XIII. 542.

Kumpf, Dr. Franz, Gesetzstatistik von Mittelfranken und den vom vormaligen Rezatkreis getrennten Gerichten. XII. 40.

Lafond, Gabriel, Quinze ans de *voyage autour* du *monde*. T. 1. Paris 1840.

Landgrebe, Dr. Georg, über die Pseudomorphosen im Mineralreiche und verwandte Erscheinungen. Cassel 1841. XIII. 449.

Leonhard, Dr. K. E., und Dr. H. G. Bronn, neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde. Stuttgart 1840. XIII. 529.

Lepsius, Dr. R., sur l'alphabet hiéroglyphique, lettre à Msr. le Prof. Hippol. Rosellini. 1837. XII. 519.
XIII. 873.

Lesson, R. P., Species des Mammifères bimanes et quadrumanes, suivi d'une mémoire sur les Oryctéropes. Paris 1840. XIII. 209.

Liebig, Dr. Juſtus, die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie. Braunſchweig 1840. XII. 129.

Lodge, Edm., the Genealogy of the *british Peerage* with sketches of the family histories of the Nobility. 7. ed. London 1840. XIII. 239.

Lodge, Edmund Esq., the *Peerage* of *the British Empire* as at present existing etc. Ninth Edition. London 1840. XII. 247.

Meyer, Hermann von, neue Gattungen foſſiler Krebſe, aus Gebilden vom bunten Sandſtein bis in die Kreide. Stuttgart. XII. 152.

Μιχαὴλ Ψελλοῦ ἐπιλύσεις σύντομοι φυσικῶν ζητημάτων — ed. Godofr. *Seebode*. Gothae. XII. 585.

Molitor, Prof., Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition. 3. Thl. 1839. XII. 881.

Moocroft, Will., and Ms. George Trebeck, travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara, from 1819 to 1825. Prepared for the press by Horace Hayman *Wilson*. London 1838. 2 Bde. XII. 81. — 593.

Morton, Samuel George, M. D. Prof., *Crania americana*, or a Comparative view of the Skulls of various Aboriginal nations of North and South America etc. Philad. and London 1839. XII. 355.

Movers, Dr. F. C., die Phönizier. Erſter Band, Unterſuchungen über die Religion der phönizier, u. ſ. w. Bonn 1841. XIII. 585.

Müller, Joh., über den Bau des pentacrinus caput medusae. XII. 369.

Nägelsbach, Dr. Karl Friedr., die homeriſche Theologie. Nürnberg 1840. XII. 1009.

Necker, M. L. A., Etudes géologiques dans les *Alpes*. Tom. I. Paris, 1841. XIII. 1049.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti — edidit E. H. F. *Meyer*. Lips. 1841. XIII. 345.

Oversigt over det Kongelige *Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger* og dets Medlemmers Arbeider i Airet. 1840. Af Conferentsraad og Professor H. C. *Oersted*. 1840. XIII. 561.

Owen, Richard, *odontography*, or a treatise of the comparative Anatomy of the Teeth, their physiological relations etc. Part first. Lond. 1840. XII. 153.

Pahl, Joh. Gottfr. v., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840. XIII. 119.

Palacky, Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. Bd. 2. 1. Abth. Prag 1839. XII. 849.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro restituit cet. E. *Gros*. Paris 1840. XIII. 409.

Plantae Javanicae rariores, quas in insula Java annis 1802 — 1814 legit et investigavit Thomas *Horsfield*. M. D., esiccis descripsit — Joann. J. *Bennet*; observ. adjecit Rob. *Brown*. 1838 — 1840. XIII. 473.

Poggendorffs Annalen der phyſik.
Bd. 49. 2. Reihe. Bd. 19. 1840 XII. 575.
Bd. 50. 2. Reihe. Bd. 20. XII. 407. XIII. 152.

Postels, Al. et Dr. Franc. Ruprecht, Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque anspiciis navarchi Fr. Lütke annis 1826 — 1829 — collectarum. Petrop. 1840. XIII. 977.

Rammelsberg, C. F., Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie. Abth. 1. 2. Berlin 1841. XIII. 185.

Rapp, Dr. K. M., Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome ꝛc., zweyter und dritter Band. Stuttgart und Tübingen 1839, 1840. XII. 73.

Reichert, Karl Bogisl., das Entwicklungsleben im Wirbelthierreich. Berlin 1840. XIII. 457.

Richthofen, Dr. Karl Frhr. v., friesische Rechtsquellen. Berlin 1840. XII. 185.

— — — altfriesisches Wörterbuch. Göttingen 1840. XII. 185.

Robinson, F., und E. Smith, Palästina und die südlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 u. s. w. 2 Bde. Halle 1841. XIII. 681.

Romilly, Sir Sam., memoirs of the life of —, written by himself, with a selection from his correspondence. Edited by his sons. Lond. 1840. 3 Bde. XIII. 344.

Rousseau, L. F. Emman., Anatomie comparée du *Système dentaire* chez les principaux Animaux. Nouvelle Edition etc. Paris 1839. XII. 153.

Rubino, J., Untersuchungen über römische Verfassung. Erster Band. 1840. XII. 657.

Rüppel, Eduard, Reise in Abyssinien. 2. Bd. Frankfurt a. M. 1840. XIII. 217.

Sauppii, Herm., epistola critica ad Godofredum *Hermannum* etc. 1841. XIII. 753.

Serres, Marcel de, Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel. Montpell. 1839. XIII. 161.

— — Essai sur les Cavernes à Ossements. 3. edit. Montp. 1838. XIII. 161.

Scheitlin, P., Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Stuttgart. 2 Bde. 1840. XII. 41

Siebold, Dr. Karl Theodor v., Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Danzig 1839. XII. 369.

Silvestre, M., Paléographie universelle, collection des facsimile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps cet; accompagnés d'explications historiques et descriptives par M. M. *Champollion-Figeac* et *Aimé Champollion fils*. Livr. 1 — 36. Paris 1839 — 1841. XIII. 801.

Stern, Dr. S., Lehrbuch der allgemeinen Grammatik. Berlin 1840. XII. 505.

Stülz, Jodok, Geschichte des Cisterzienser Klosters Wilhering. Linz, 1840. XII. 753.

Tamisier, Maurice, Voyage en Arabie, sejour dans le Hedjas, campagne d'Assir. Vol. I. II. 1841. XIII. 745.

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. Bd. I. II. Sondershausen, 1839, 1840. XII. 918.

Tocqueville, Alex. de, de la Démocratie en Amérique. T. III. IV. Paris, 1840. XIII. 665.

Torrey, John, and *Asa Gray*, A Flora of North America. Vol. I. 1838 — 1840. New-York. XIII. 489.

Trendelenburg, Adolph, logische Untersuchungen. Berlin 1840. 2 Bde. XII. 929. XIII. 641.

Ulrichs, Dr. H. N., Reisen und Forschungen in Griechenland. 1. Thl. Bremen 1840. XII. 865.

Verhandelingen over de naturlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Zoölogie. N. 1. 2. Leiden. 1839, 1840. XII. 345.

Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Leipz. 1840. XIII. 161.

Vie, Correspondence et écrits de Washington, publiés d'après l'édition américaine et précedées d'une introduction sur l'influence et le caractère de Washington dans la révolution des Etats-unis d'Amérique, M. *Guizot*. Paris, 1840. XII. 281.

Wagner, Dr. Moritz, Reisen in die Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837, 1838. 3 Bde. Leipzig 1841. XII. 649.

Waitz, Georg, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes ꝛc. Hannover 1840. XII. 201.

Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Zweyter Theil, mitherausgegeben von Ernst Dronke und Heinrich Beyer. Göttingen 1840. XII. 297.

Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie u. s. w. Nach dem Englischen des —, mit Anmerkungen von J. J. von Littrow. 2 Thle. Stuttgart 1840. XII. 361.

Wolff's, Christ., eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig 1841. XIII. 469.

Wood, Lieut. John, a personal narrative of a journey to the source of the Indus, Kabul and Badakshan, in the years 1836 — 1838. London 1841. XIII. 825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 24. July 1841 nebst Verzeichniß der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke. XIII. 678.

Oeffentliche Sitzungen

am 27. März 1841:

Vortrag des Vorstandes der Akademie, Hrn. Geheimeraths von Schelling XII. 513.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 2. Jänner 1841:

Tutschek, K., über die Galla, mit Rücksicht auf Tumala Darfur und Dar Denka. XII. 441.

am 6. Februar 1841:

Schmeller, Dr., über eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches oder sogenannten Schwabenspiegels durch Oswald von Anhausen, vom Jahre 1356. XIII. 9.

am 6. März:

Maßmann, Dr., über die einzigen bisher bekannt gewordenen ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. Chr. XII. 793.

Historische Klasse:

am 16. Jänner 1841:

Fink, von, Ueber die ehemaligen Chur- und Gezirksstädte in der Oberpfalz. XII. 466.

am 15. May:

— — — über die Besteuerung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung. XIII. 87.

am 20. November:

— — — über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau und über die Zeit- und Erbpächter des Grundeigenthums in jenem Landbezirke. XIII. 1009.

Mathematisch-physikalische Klasse:

am 9. Jänner d. J.:

Vogel, über die Einwirkung des Salmiak auf Jodkalium und über eine eigenthümliche Art das Jodsalz, als Arzneymittel zum äußerlichen Gebrauch anzuwenden. XII. 393.

Wagner, Andr., über die Gruppirung der Gattungen der Nager in natürlichen Familien, nebst Beschreibung einiger neuen Gattungen und Arten von Nagern. XII. 401. — 429.

am 17. März:

Kobell, v., über den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik. XIII. 33.

am 8. May:

Martius, v., über das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie. XIII. 57.

Schubert, v., über die Arten von Bäumen, die in Labrador wachsen. XIII. 81.

am 12. Juny:

Lamont, über eine in dem Observatorium zu Bogenhausen wahrgenommene Erderschütterung. XIII. 241

Zuccarini, über die Flora Japonica und über die in Beziehung auf dieselbe früher geschehenen wissenschaftlichen Leistungen. XIII. 241.

Wagner, Andr., Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts. XIII. 270.

am 10. July:

Vogel, über das Ausblühen der Mauern oder Verwittern der Wände an Gebäuden und den Gehalt alkalischer Salze in den Kalksteinen jüngerer Formation. XIII. 361.

am 13. November:

Zuccarini, Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln. XIII. 953.

am 20. November:

Lamont, über magnetische Instrumente von neuer Construction. XIII. 993.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Anzeige eines Büchergeschenkes von Seite der französischen Regierung (Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins de Ministre de l'instruction publique). XIII. 488.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs, Januar bis Juny 1841. XII. 743.

— — — — — — July bis December 1841. XIII. 567.

Königliche Staatsbibliothek MÜNCHEN

0331518

---

die Gruppirung der Gattungen der Nager in
ien, nebst Beschreibung einiger neuen Gattungen und Arten
XII. 4
– 43

Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der
e Technik.
XIII. 1

as Geschlecht und das Befruchtungswerk der
Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie. XIII. 57

Arten von Bäumen, die in Labrador wachsen. XIII. 8

em Observatorium zu Bogenhausen wahrgenommene Erd-
XIII. 24

Flora Japonica und über die in Beziehung auf dieselbe
wissenschaftlichen Leistungen. XIII. 24

ge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spes-
XIII. 270

ben der Mauern oder Verwittern der Wände an Gebäuden
Kalischer Salze in den Kalksteinen jüngerer Formation. XIII. 30

die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands
der Kartoffeln. XIII. 95
XIII. 96

Instrumente von neuer Construction.

Hof- und Staats-Bibliothek.

von Seite der französischen Regierung (Collection de document
de France, publiés par ordre du Roi et par les soins d
tion publique). XIII. 48

e des Zugangs, Januar bis Juny 1841. XII. 76
— — July bis December 1841. XIII. 56

---

che
thek